BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Dienstag, 1. Januar 1861.

In der Neujahrsnacht.

Herr, ein Körnchen ist gefallen aus der großen Zeitenuhr,
Und dein Hauch hat es ergriffen, und dahin ist seine Spur;
Und wie das entschwund'ne trennt sich eines nach dem andern ab,
Und das Seyn wird eine Blume über des Vergang'nen Grab.

Netzet sie mit frommen Thränen, Kinder dieser Zeitlichkeit,
Daß sie euch mit junger Blüthe und mit stetem Duft erfreut!
Manches mag verwelkend sterben, Vieles um euch untergehn —
An der Lebensblüthe sollt ihr sieben Knospen blühen sehn.

Glaube ist des Lebens Krone, Sterne kränzen ihren Rand,
Ihr Besitz gewährt dem Aermsten Perl' und Gold und Diamant,
Und ein Gut ist sein, das niemals in dem Zeitenstrom verschwimmt,
Und ein Port, den ihm kein Wechsel, keine Macht der Erde nimmt.

Friede ist das milde Lächeln eines Engels in das Herz,
Er entwölkt die Mitternächte und vergeistigt unsern Schmerz,
Dem von Leidenschaft Zerriss'nen, dem des Friedens Glück entwich,
Gib, o Herr, an diesem Tage Frieden mit der Welt und sich.

Freundschaft ist ein Licht im Kerker, das nicht schwindet, wenn es brennt;
Wenn die Kerkerpforten springen, Seele sich von Erde trennt,
Flammt es auf und wird ein heller frühlingswarmer Sonnenschein,
Der die gold'nen Trauben zeitigt für den heil'gen Opferwein.

Demuth haucht ein Herzensveilchen tief verborgen aus dem Moos;
Schwach ist aller Menschenwille, Gott allein ist hehr und groß;
Ihn erforschen, heißt sich beugen vor der Allmacht, die er übt,
Licht und That ist sein Gedanke, doch des Menschen Wort — zerstiebt.

Liebe ist das Band der Geister, und die Seele in dem All
Ist das Paradies des Reinen und erhebet uns vom Fall;
Liebe duldet und entsaget, und mit Thränenschwerem Blick
Führt sie unter Dornenwunden dennoch unnennbares Glück.

Treue ist ein Ring, gehärtet in der schweren Prüfungsglut,
Freiheit ist der Macht verfallen, aber nicht der Treue Muth.
Zerrt die Welt an einem Herzen, bis sein Todesblut entquillt;
Wehren kann sie nicht, er sinke unter seiner Treue Schild.

Hoffnung, wie ein ew'ger Frühling, hält die ganze Welt umlaubt,
Schlinget Immortellenkränze um der Eltern theures Haupt,
Lilien, der Unschuld Bilder, um der Kinder holden Kreis,
Und um Alle, die sich lieben, ein geweihtes Myrthenreis.

Herr, der über alle Knospen sendet Regen, Licht und Thau,
Laß die sieben uns erblühen, rein, wie deines Aethers Blau,

Und mit deinen Sternenaugen blick' in ihren Kelch hinab,
Daß der Wurm sie nicht verwandle in ein lebenmordend Grab.

Im Besitze dieser Blüthen haben wir, was jemals war.

Der Verlust ist kurze Trennung, nur ein Pulsschlag ist das Jahr.

Flüchtig zwar ist die Minute: doch wenn wir sie eingeweiht
Durch das Schöne, durch das Gute, währt sie eine Ewigkeit.

Das gefälschte Testament.

Ein Sittengemälde aus der Gegenwart.

Frei nach dem Blämlschen von Adolar Borneck.

Noch fließt gleich einem silbernen Gewebe der letzte Rest des nächtlichen Nebels in den Tiefen der Gebüsche, noch ist die Luft feucht und kühl, — aber bald hebt die schönste Maitagssonne ihre glänzende Scheibe hinter dem Walde empor und wirft ihre Strahlen über die ruhende Natur, gleichsam als Ruf zum Leben und zur Freude. Es ist für unser Geschlecht ein trauriges Bekenntniß, daß es Leute gibt, die lang gelebt haben und gleichwohl sterben, ohne ein einziges Mal das Morgenroth eines schönen Tages angeschaut und bewundert zu haben. Unzweifelhaft erwachen Viele täglich bei dem ersten Morgenschimmer, aber es ist die Nothwendigkeit oder Sucht nach materiellem Gewinn, die sie vom Bette auftreibt. Sie laufen unachtsam vorwärts, das Haupt unter Sorgen und Verdruß gebeugt; — und ob der Himmel mit allen Farben des Regenbogens sich schmückt und ob die Sonne ihren Glanz bezaubernd über die Natur ausströmen läßt, in dem Herzen Derer, auf welchen der Kummer lastet, ist's allzeit düster und vor ihrem ängstlichen Blicke liegt unverrückt eine graue Nebelwolke.

So war es gleichfalls mit Herrn Hartmann, der bereits seit mehr als einer Stunde in seinem geräumigen Garten unter einer hohen Akazie auf einer Bank saß, die Arme in tiefen Gedanken über die Brust gekreuzt. Mit dem Vorsatz, die Schönheiten der erwachenden Natur zu genießen, war er nicht hierher gekommen, denn er saß neben einem dichten Gebüsch, mit dem Rücken gegen Osten gekehrt, und senkte den starren Blick auf den sandigen Boden zu seinen Füßen.

Herr Hartmann hatte ein Alter von erst fünfundvierzig Jahren, dennoch war sein Haar bereits grau, seine Stirne gefurcht und sein Blick matt. Wahrscheinlich hatte er sein Mannesalter in Sorgen um materiellen Gewinn zugebracht; vielleicht auch hatte beharrliches Mißgeschick sein Haupt niedergebeugt. Wie es auch seyn mag, dem Anschein nach hatte er sich über sein Loos auf Erden nicht zu beklagen, denn seine Wohnung, die in der Ferne dem großen Garten zugekehrt stand, war eines der ansehnlichsten Häuser in dem Faubourg einer großen Stadt, und alles, was ihn umgab, sowohl die herrlichen Blumen- und Baumpflanzungen, als die schönen Gartenstatuen, die sich hier und da am Saume des Gebüsches erhoben — sprachen zum mindesten von Wohlstand, wenn auch nicht von großem Reichthum. Versunken in die peinliche Arbeit seiner Gedanken, bückte er sich tiefer zur Erde, schrieb mit dem Finger Zahlzeichen in den Sand und murmelte bei sich von Kapital und Interessen, von Renten und Geld. Als ob widrige Gedanken anderer Art ihn bei seinen Berechnungen störten, hob er den Kopf wieder in die Höhe und lenkte seine Aufmerksamkeit von den Zahlen ab.

Eine Weile hielt er den Blick mit steigender Angst in die Ferne gerichtet; sein farbloses Gesicht schien noch bleicher zu werden; seine ganze Haltung zeugte von geheimnißvoller Beklemmung; — ja als hätte ihn ein peinlicher Schlag getroffen, rang er verzweifelnd die Hände zu einem bittern Grinsen auf einander. Plötzlich schien er entschlossen, aus seinem trüben Nachsinnen sich aufzuraffen, und sprach zu sich selbst in scherzhaftem Ton:

„Ich bin nicht bei Sinnen! Warum kann ich mich nicht wie andere über die gemeine Furcht erheben? War ich in der That zu einfältig oder zu gut, um an dem allgemeinen Kampf um den Besitz von Geld Theil zu nehmen? Sehe ich nicht den glücklichen Bankrottirer mit einem Lächeln der Selbstgenügsamkeit seine schamlose Pracht zur Schau tragen und mit den Rädern seines Wagens selbst die Schlachtopfer seiner Betrügerei beschmutzen? — Der argliſtige Börsenmann, der durch Ausbreitung falscher Gerüchte die Staatspapiere fallen oder steigen macht und Schätze Goldes zusammenbrachte, wird er nicht als der Gott der Geldvernunft geehrt? — Der Kaufmann, der den Marktpreis durch betrügliche Mittel in die Höhe treibt, die Direktoren einer Geldgesellschaft, welche die Aktien niederdrücken um sie unter der Hand für nichts zu kaufen; der Krämer, der seine Waaren verfälscht, sind sie nicht alle geehrt, gerühmt und angesehen? Ich allein sollte mir das Herz zerreißen darum, daß ich eine einzige Unvor-

sichtigkeit beging und Mittel benutzte, welche man für unehrlich hält, weil das Gesetz sie verbietet? Aber wer kann den Beweis dafür liefern? Die Schrift, die ich unbesonnen in Händen von Herrn Robyn ließ, ist gewiß längst vernichtet. Sie ist grundlos, die Angst, die mich verfolgt. Robyn wird nicht mehr lange leben; mit ihm sinkt der einzige Zeuge meiner unvorsichtigen Handlung ins Grab. — Wenn Franzen etwas davon wüßte! Aber Robin ist zu schlau, um seine Ehre und Sicherheit solchem arglistigen Fuchs zu vertrauen; ich habe nichts zu fürchten."

Ein Lächeln erheiterte sein Gesicht auf einen Augenblick; doch allmälig sank er von Neuem in Nachdenken und heftete den Blick auf den Boden. Sein Gesicht nahm wieder seinen ersten Ausdruck an: traurig, kalt und kummervoll, gleich einem Bilde der Sorge und Beängstigung.

Während Herr Hartmann unbeweglich auf der Gartenbank saß, öffnete sich die Thüre seiner Wohnung und ein junges Mädchen sprang in den Garten. Nach einigen leichten Schritten, um unter die nächsten Blumengesträuche zu gelangen, schaute sie mit froher Bewunderung umher. Ein Schimmer dichterischer Aufregung funkelte in ihrem Auge, ein stilles Lächeln spielte um ihre Lippen, und sie sog die frische Morgenluft mit so mächtigen Zügen in die Brust, daß ihr Busen sichtbar sich hob und senkte. Kaum aber konnte sie den Eindruck des schönen Tages empfangen haben, als sie den begeisterten Blick zum Himmel erhob, die Hände zusammenlegte und einstimmig mit allem, was um sie herum war, ein inniges Dankgebet zu Gott emporsandte.

Achtzehnmal hatte die Frühlingssonne das jugendliche Haupt von Laura Hartmann beschienen. Schlank und fein geschnitten war ihre jungfräuliche Gestalt, süß und schön ihr Angesicht. Die gefällige Würde ihrer Haltung, ihre einfache und leichte Kleidung, und vornehmlich der Duft der Keuschheit, welcher gleichsam aus ihrer geringsten Bewegung, aus ihrem geringsten Augenaufschlag sich kund gab, bezeugten genugsam, daß dieses Mädchen eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte und durch Natur und Unterricht mit der doppelten Gabe des Gefühls und der Sittsamkeit geschmückt war. Als ihr Gebet zu Gott gesprochen war, schritt sie auf dem Pfad weiter, um zu ihrem Vater zu gelangen; aber ehe sie das Gebüsch erreichte, war Herr Hartmann durch ihre Ankunft aus seinem Nachsinnen geweckt worden. Eine völlige Veränderung ging in ihm vor: er stand von der Bank auf und ging seiner Tochter mit einem stillen Lächeln entgegen. Während seine Tochter zum liebevollen Morgengruß die Arme um seinen Hals schlang, drückte er ei[n] Kuß auf ihre Stirne und sprach:

„Das schöne Maiwetter lockt Dich so früh in den Garten, nicht wahr, meine gute Laura? Komm, gehen wir zusammen; deine harmlose Freude erinnert mich an Deine Mutter, sie sah auch in ihrem kindlichen Vertrauen nur die schöne Seite der Welt."

„Vater," antwortete das Mädchen, „wenn nur Berthold jetzt hier wäre, was für ein schönes Gedicht könnte er machen! — Aber er wohnt in der Stadt; und wenn die Sonne die Wohnung von Herrn Robyn bescheint, steht sie bereits hoch am Himmel. Dichter seyn ist doch sehr schön, nicht wahr, Vater?"

„Es ist eine Erholung, ein Vergnügen gleich einem andern, eine Grille der Jugend. Auch ich habe, ehe ich das wirkliche Leben kennen lernte, Verse gemacht. Wer macht sie nicht, wenn er mit Augen von zwanzig Jahren nichts als die glänzende Oberfläche der Welt sieht? Berthold wird einst sehr reich seyn; mag er sich noch einige Zeit mit Versemachen ergötzen, es ist nichts Arges dabei."

„Berthold wird ein großer Dichter werden, Ruhm erwerben und immerdar gefühlvoll alles lieben, was gut und schön ist auf der Welt."

„Du glaubst das — weil du es wünschest."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Scene auf einem australischen Theater.) Der „Liverpool Merkury" bringt die Beschreibung eines Vorfalls, der sich vor einiger Zeit auf einem Theater in Melbourne ereignete: „Der Vorhang wurde in die Höhe gezogen. Eine französische Tänzerin — elegante, gelenke, doch keineswegs sehr schöne junge Dame, doch mit viel Ausdruck in ihrem Gesichte und offenbar sehr von sich eingenommen — erschien auf der Bühne in ihrem kurzen Spitzenkleide, und sie wurde von einem Beifallssturme und den kriegerischen Trompetentönen des Orchesters empfangen. Von der andern Seite kam aber eine jugendliche, blühende spanische Kreolin mit schönen, großen sanften Augen, einer rosenrothen Gesichtsfarbe, einer schlanken Figur, kurz eine personifizirte Terpsichore. Sie beugte sich bescheiden — sie trat in Melbourne zum ersten Mal auf — und der Enthusiasmus des Publikums, das von ihrer Schönheit überrascht wurde, gab sich in sehr lebhaften Beifallsbezeugungen kund. Die beiden Tänzerinnen kämpften um den Palmzweig des Sieges in einer reizenden Tarantella. Gleich zwei glänzenden Schmetterlingen drehten sie sich,

von der Muſik und Beifallszeichen begleitet, im Kreiſe herum. Die lebhafte Pariſerin machte von ihren verführeriſchſten Schalkheiten, ihren ſchönſten Pirouetten, ihren bezaubernſten Stellungen Gebrauch; doch die Kreolin ſchien von den Grazien ſelbſt patroniſirt zu werden. Ein donnernder Beifall ermuthigte ſie und ſo oft ſie mit ihrer lieblichen Beſcheidenheit auftrat, wurden ihr Blumenſträuße, Ringe, Armbänder zugeworfen. Die franzöſiſche Dame kämpfte mit der größten Anſtrengung gegen den Triumph ihrer Nebenbuhlerin, bis ſie zuletzt entmuthigt und erſchöpft auf der Bühne niederſank. Die Kreolin näherte ſich ihr voller Mitleiden, um ihr aufzuhelfen, als die Pariſerin plötzlich aufſprang und mit Mienen voller Haß und Wuth ihrer Nebenbuhlerin Ohrfeigen verſetzte. Die Zuſchauer ziſchten und ſchrieen, als ſie leidenſchaftlich ausrief: „Die Elende ſchlug mir ein Bein unter!“ Die arme Kreolin erklärte voller Würde, daß ſie an einer ſolchen Gemeinheit unſchuldig ſey; doch ein gemeiner Ausdruck, welcher den Lippen der franzöſiſchen Tänzerin gegen ſie entſchlüpfte, erweckte plötzlich alle Leidenſchaften des Südens in ihrem Buſen und ein eigenthümlicher Kampf begann. Die beiden erzürnten jungen Damen ſtürzten ſich aufeinander los, balgten ſich, faßten ſich bei den Haaren und riſſen ſich dieſelben aus, während der Donner auf den Gallerien, die ganze Atmoſphäre in eine zitternde Bewegung verſetzte. Ich ſah nie eine natürlichere Vorſtellung. Die beſſere Klaſſe der Zuſchauer ſchritt nicht ein, ſondern ſchien ſich weit eher an dieſen olympiſchen Uebungen zu beluſtigen, bis die Kreolin blutend und faſt ohnmächtig von der Bühne fortgeführt wurde. Einige Beamte, welche in einer Loge Augenzeugen des Kampfes geweſen waren, ſchickten, empört über das Betragen der Pariſerin, nach der Polizei, die ſie verhaften ſollte, doch ihre Anhänger ſammelten ſich um ſie und leiſteten den Konſtablern Widerſtand. Eine Schlägerei folgte; ein Theil des Publikums ſprang durch das Orcheſter auf die Bühne, wobei Geigen und Violen zerbrochen wurden; die Damen fielen in Ohnmacht, die Kinder ſchrieen und ich ergriff mit meiner Geige die Flucht, und hörte erſt zu laufen auf, als ich mein Hotel glücklich erreicht hatte.“

Große Heiterkeit erregte zu Paris kürzlich folgender Vorfall: Eine berühmte dramatiſche Künſtlerin war einem Wagenvermiether 200 Franks ſchuldig, worüber ſie einen Wechſel ausgeſtellt, der am Verfalltage unbezahlt blieb. Der Gläubiger gerieth in gelinde Verzweiflung, als er erfuhr, daß der Gehalt der Künſtlerin beſetzt und das Meublement einer dritten Perſon verpfändet ſey. Wie alſo zu dem Gelde kommen? Er verſtand ſich mit einem Lumpenſammler, welchem er den Wechſel der Form nach abtrat; dieſer erſchien nun in ſeinem keineswegs ſauberen Anzuge, eine Pfeife im Munde, deren Inhalt tief unter dem Gehalt der Pfälzer Cigarren ſtand, täglich im eleganten Salon der Künſtlerin, eine Stunde lang höflichſt um Zahlung bittend. Acht Tage lang trotzte die Schuldnerin der Unannehmlichkeit dieſes Beſuches; dann aber, von dem Dampfe der glimmenden Pfeife faſt zur Verzweiflung gebracht, ſchaffte ſie das Geld herbei. Der formelle Gläubiger hatte, wie er ſich ausdrückte, der lieben guten Dame die 200 Franks, wörtlich genommen, aus der Taſche geraucht! Es geht doch Nichts über die Kraft des Dampfes!

Kreuz- und Quer-Charade.

„Nütze deine Stunden weiſe,
Denn die Zeit rückt ſchnell dahin!“
Solcher Mahnung ernſter Sinn
Deutet 1 2 ſtill und leiſe;
Wenn 3 2 auch lieblich klingt,
Gibt es gleiche ernſte Kunde,
Daß dir die verlor'ne Stunde
Keine Klage wiederbringt.

In der Hoffnung Grün gekleidet
Ladet dich mit falſchem Schein
Lockend 3 4 zu ſich ein;
Wohl dem Klugen, der ſie meidet
Und nicht ihrer Lockung glaubt —
Weh' dem, der anheimgefallen
Ihr, die ihm mit gift'gen Krallen
Hab und Gut und Ehre raubt.

Ueber unerforſchten Gründen,
Die kein Menſchenauge ſchaut,
Einem Menſchenwerk vertraut,
Magſt du dich getragen finden;
Doch Vernichtung kann 1 4,
Die verſteckte Feindin, bringen,
Sollte es dir nicht gelingen
Glücklich zu entkommen ihr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Freitag, 4. Januar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

„So will ich Dir noch etwas sagen, Vater! Aber Du darfst in Berthold's Gegenwart nicht merken lassen, daß Du davon weißt."

„Nun wohl!"

„Berthold läßt seine Gedichte drucken! Ah, wie schön wird es seyn, das Buch, auf dessen Blättern er die Empfindungen seiner milden Seele ausgegossen hat, zu lesen!"

Ueber dem Angesicht des Herrn Hartmann hatte sich eine Wolke des Verdrusses gelagert.

„Berthold läßt ein Buch drucken?" murmelte er mit gerunzelter Stirne; „wird sein Name darauf stehen?"

„Gewiß, Vater, mit großen Buchstaben: Berthold Robyn. Ich habe das erste Blatt gesehen. Mich dünkt, es erhebe den Menschen, wenn sein Name auf einem Werk des Geistes gedruckt steht."

Herr Hartmann schüttelte nachdenklich den Kopf, bewältigte aber bald die Anwandtung von Verdruß.

„Bah," sagte er, „man vergibt einem Jüngling mehr als eine Narrheit. Berthold wird vielleicht nicht lange warten dürfen, um seinen Schritt zu beklagen, denn der Spott, der Neid —"

„Aber Vater," fiel Laura ihm ins Wort, „ich begreife die Welt nicht. Berthold fürchtet auch, er bebt, als müßte das Erscheinen seines Buches ihm eine Quelle von Leiden werden. Wer wird ihn verfolgen? Ist es eine Missethat, Gottes Werke zu besingen und die reinsten Regungen der menschlichen Seele in den schönsten Formen der Sprache auszudrücken? Warum soll man den Dichter hassen? — Was siehst Du? Ah, Franzen, der dort auf dem Pfade herankommt! Ich weiß nicht, was ich gegen diesen Mann empfinde; sobald ich ihn sehe, wandelt es mich wie Frost an. Du hast es auch lieber, daß er hier weg bleibt, nicht wahr, Vater?"

„So täuschest Du Dich über die Menschen," sagte Herr Hartmann, der seine Aufregung bereits überwunden hatte; „die Ankunft Franzens ist mir erfreulich; ich erwarte ihn; er muß mir eine wichtige Botschaft bringen. Siehst Du, Laura, Franzen ist kein Dichter; er ist ein Mann der Wirklichkeit, schlau, verständig und gewandt. Seine Kunst besteht darin, Geld aus Geld zu machen, und verschafft diese Kunst auch keinen Ruhm, so gibt sie doch Reichthum, Ansehn und Macht. Er ist einfältig in seiner Art, der arme Franzen; aus Anhänglichkeit an Herrn Robyn, seinen alten Herrn, bleibt er Komptoirschreiber, aber sey versichert, er ist behend und listig genug, um Millionen zu sammeln."

Laura dachte anders darüber. Mit einem Ausdruck des Stolzes und der Kälte sah sie den Schreiber von Herrn Robyn den Pfad herankommen.

Franzen war ein Mann von mittlerer Größe und konnte vielleicht das Alter von vierzig Jahren erreicht haben. Was auf den ersten Blick seinem Gesicht ein seltsames Aussehen gab, war der Mangel von Haaren an seinen Augenbraunen und Augenlidern. Sonst war nichts Außergewöhnliches an ihm zu bemerken, als vielleicht das beständige Lächeln, das auf seinen dünnen Lippen festgewachsen zu seyn, und der einschmeichelnde Lichtglanz, der aus seinen halbgeschlossenen Augen zu funkeln schien. Im Grunde hatte sein Gesicht nichts, was man Bedeutung nennt; es sprach von nichts und es ließ nichts vermuthen als einen demüthigen Menschen, zu niedrig und zu unschuldig, um Jemand betrügen zu wollen oder zu können. Seine Kleidung stimmte vollkommen mit dem Ausdruck seines Gesichtes überein; ein langer Frack, nachlässig getragen, hing ihm beinahe bis auf die Füße herab, sein Hut war seit langer Zeit nicht mehr neu, aber seine Halsbinde und sein Leinenzeug weiß wie Schnee. Nachdem er Laura mit einem

Uebermaß von Verbeugungen gegrüßt, entfernte er sich mit Herrn Hartmann auf einige dreißig Schritte und beide blieben dort, hinter einem Gebüsch, in stillem Gespräch mit einander stehen.

Nach einigen Minuten entfernte sich Franzen wieder und Herr Hartmann näherte sich seiner Tochter mit heiterem Lächeln auf dem Angesicht und sich vor Selbstvergnügen die Hände reibend.

„Ach, Du bist fröhlich, Vater," rief Laura. „Brachte Franzen Dir gute Nachrichten?"

„Ja, gute, sehr gute Nachrichten. Ich bin voll Freude."

„Ah, Gott sey Dank! Laß mich an Deiner Freude Theil nehmen: welche Botschaft hat Dir Franzen gebracht?"

„Laura, ich habe zehntausend Franken gewonnen. Zehntausend Franken an einem einzigen Tag. Das ist wohl auch schön, nicht wahr?"

„Es ist schön, weil es Dir Freude macht," murmelte das Mädchen kalt.

„Du liebst das Geld nicht, Laura; Du legst wenig Werth darauf. Natürlich, Du weißt noch nicht, was es kostet."

„Ich würde es vielleicht lieben, „seufzte Laura; „wenn es Dir nicht so oft Kummer und Verdruß auferlegte."

„Komm, sprechen wir von etwas andern," fiel Herr Hartmann ein. „Was fragtest Du mich, als Franzen unser Gespräch störte? Ja, ich erinnere mich, Du fragtest, warum man den Künstlern nicht mehr Achtung erweise?"

„Warum die Welt den Dichter zu hassen scheint?"

„Das Wort ist etwas hart. Wird der Dichter gehaßt, dann geschieht es wahrscheinlich durch seine Kunstgenossen, die andern Dichter. Darin liegt jedoch die Erklärung nicht, Laura. Es bestehen im gesellschaftlichen Leben zwei Mächte, die einander die Oberhand streitig machen, nämlich das Geld und der Verstand; aber die Kraft des Geldes ist so unwiderstehlich und so übermächtig, daß der Geist sich zum willigen Sklaven des Geldes machen oder unfehlbar vor Hunger oder Verzweiflung sterben muß. Die Kunst ist die hochmüthige Form des Geistes; in dieser Form weigert er sich, der Macht des Geldes seine Huldigung darzubringen, und das Geld rächt sich. Hast Du nicht gesehen, wie die Gesellschaft, die gestern Abend hier war, mitleidig lächelte, als ich sagte, daß Berthold Verse macht? Meine Bekannten sind, Männer von Erfahrung; sie wissen, daß alle die angeborne Vernunft des Menschen, all' sein Gefühl, alle seine Kräfte nicht hinreichend sind, um ihm auf Erden ein leidliches Loos zu sichern. Sie legen nur einen Werth auf Dinge, die Früchte tragen, die dem Menschen einen greifbaren Vortheil einbringen und ihm eine wirkliche Hülfe an die Hand geben, um sich durch das lästige Leben zu schleppen. Das Wort Künstler stoße ihnen Mitleid ein. Sie begreifen nicht, daß ein Mensch, der vorzugsweise mit geistigen Mitteln begabt scheint, unbesonnen genug seyn kann, dieselben nicht zu Geldgewinn zu benutzen und als ein stolzer Bettler sich über Jedermann erhaben und edler dünkt, während er doch, um nicht zu verkümmern, an die Thüre des Geldes klopfen und um ein Almosen bitten muß. Diese Wahrheiten dürfen Dich nicht betrüben, Laura! Berthold ist eine Ausnahme; es wartet seiner ein großes Vermögen; er macht wohl Verse, aber darum ist er doch kein Dichter, so was man eigentlich darunter versteht."

Laura wollte antworten; aber da zeigte sich ein alter Diener auf dem Pfade.

„Wann belieben der Herr zu frühstücken?" sprach der Knecht.

„Jetzt schon? Wir haben Zeit! bald!"

„Ganz wohl! Aber ich muß dem Fräulein melden, daß Meister Konrad schon eine Stunde im Sprechzimmer sitzt. Er sagt, daß das Fräulein ihm heute so früh zu kommen befohlen habe."

„Nun, nun, er kann warten, er wird dafür bezahlt," brummte Hartmann.

„Nein, nein, Peter," sprach Laura, „bitte Meister Konrad um Entschuldigung. Ersuche ihn, gefälligst in den Garten zu kommen."

Und ihren Vater bei der Hand nehmend, sagte sie bittend:

„Nun, Vater, laß uns gehen. Ich habe Konrad ersucht, mir heute so früh Klavierstunde zu geben. Berthold hat ein schönes Mailied gemacht, nach einer Melodie von Mendelssohn; Meister Konrad muß es mir bringen."

„Wohl denn, wenn Du es verlangst," antwortete Herr Hartmann, auf dem Pfad weiterschreitend. „Ich weiß nicht, Laura, warum Du Dir an diesem Konrad so viel gelegen seyn lässest. Ist es vielleicht, weil Berthold ihm Freundschaft erweist? Man hat bereits bei mir über diese Freundschaft geklagt. Berthold ist bestimmt, reich zu werden und in der großen Welt zu verkehren. Es ist ganz und gar nicht schicklich, daß er durch die Stadt Arm in Arm mit einem Manne läuft, der aus Noth gezwungen ist, um einige Klavierstunden zu betteln, und außerdem in den Kirchen noch Violine spielt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kollaborator.

Novelle, mitgetheilt von J. E.

In einer kleinen Stadt am Fuß des Harzgebirges lebte vor mehreren Dezennien ein Mann von fünfzig bis sechzig Jahren, dessen frühere Schicksale dort Allen ein Geheimniß waren, da er sich von den übrigen Bewohnern des Ortes stets entfernt gehalten und alle Versuche Einzelner, mit ihm in gesellschaftlichen Verkehr zu treten, durch sein kaltes, abstoßendes Wesen vereitelt hatte. Man wußte nur, daß er Georg Reimann hieß; wenigstens lautete so die Adresse auf den Briefen, welche er dann und wann aus der Universitätsstadt des Landes oder aus einer großen Hauptstadt Deutschlands erhielt. Sein tiefgefurchtes, bleiches Gesicht zeigte einen schwermüthigen und oft finsteren Ausdruck, der jedoch durch den sanften ruhigen Blick seiner braunen Augen gemildert wurde, die hohe, freie Stirne und die Schläfen waren von dichtem grauen Haar umgeben. Seine Kleidung war überaus einfach und von altmodischem Schnitt. Er wohnte in einem kleinen Häuschen am äußersten Ende des Ortes, das auf drei Seiten von einem großen Garten umschlossen war, aus dem man unmittelbar in den herrlichen dunklen Buchenwald gelangte, welcher den Abhang eines hohen Berges bedeckte. Diesen Garten und den Blumen und Bäumen darin widmete er eine ganz besondere Sorgfalt. Während des Frühlings, des Sommers und des Herbstes arbeitete er täglich vier bis fünf Stunden in demselben; den übrigen Theil des Tages brachte er auf seinem hübsch eingerichteten und mit einer ziemlich reichhaltigen Bibliothek versehenen Zimmer zu, aus dessen Fenstern man den Garten und einen Theil des Gebirges überschauen konnte. Im Winter verwendete er die Zeit, welche er sonst den Gartenarbeiten widmete, zu Spaziergängen in der Umgegend. Eine bejahrte Magd besorgte das Hauswesen, dessen Führung ihr keine besondere Mühe verursachte, da ihr Herr sehr wenig Bedürfnisse hatte.

Früher war dann und wann ein junger Mann bei ihm erschienen und hatte jedesmal mehrere Tage oder Wochen bei ihm zugebracht; seit zwei Jahren aber war derselbe nicht ein einziges Mal gekommen. Ueber das Verhältniß Reimann's zu diesem jungen Manne zirkulirten mancherlei Gerüchte; von der alten Marianne hatte man nur erfahren können, daß der Letztere zur Zeit, wo er seinen Oheim (denn so pflegte er Reimann zu nennen) noch besuchte, Student gewesen, daß er sich jetzt aber auf Reisen befinde.

Als Reimann an einem stillen Juliabend unter dem schattigen Kastanienbaum saß, welcher neben der Gartenthüre stand, trat von der Straße her ein stattlicher junger Mann von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren mit feinen, geistvollen Zügen, dunklen Augen und braunen Haaren ins Haus und fragte die alte Marianne lächelnd, ob ihr Herr zu sprechen sey.

Die Letztere schaute den Ankömmling eine Weile mit forschenden Blicken an und rief dann mit lautem, freudigem Ton:

„Herr Ferdinand! Ja wahrhaftig Sie sind's! Hätt' ich Sie doch fast nicht wiedererkannt! Aber wo sind Sie denn so lange gewesen? Es ist mancher Tag seit dem Morgen vergangen, an welchem Sie mit Ihrem großen Hektor von hier fortwanderten und mein guter Herr —"

„Wo ist mein Onkel?" unterbrach Ferdinand die redselige Alte etwas ungeduldig, indem er ihr die Hand zum Gruße reichte. „Ich kann diesmal nur höchstens zwei Tage bleiben und habe sehr viel mit dem Onkel zu reden."

„Herr Reimann sitzt unter dem Kastanienbaum vor der Gartenthür?" erwiederte Marianne. „O wie wird er sich freuen, Sie zu sehen!"

Jener eilte raschen Schrittes nach dem Lieblingsplätzchen seines Oheims und begrüßte diesen mit der größten Herzlichkeit.

Reimann blieb ruhig sitzen, reichte seinem Neffen die Hand und sagte, indem ein ungewöhnlich freundliches Lächeln über seine Züge glitt:

„Es freut mich, daß Du endlich kommst, lieber Ferdinand; ich habe Dich schon lange Zeit erwartet."

Die letzten Worte schienen jenen in einige Verlegenheit zu setzen; er faßte sich aber schnell und erwiederte:

„Ich bin länger als ich dachte in B. aufgehalten worden. Meine Freunde wollten mich nicht ziehen lassen und veranstalteten mir zu Ehren ein Fest nach dem andern."

Diese Entschuldigung ward von Reimann nicht beachtet. Er bat seinen Neffen, neben ihm Platz zu nehmen, befahl der in der Gartenthür stehenden neugierigen Marianne, einige Erfrischungen zu bringen, und begann darauf verschiedene Fragen in Betreff seiner Reise an den ersteren zu richten, ohne die geringste Spur von Mißvergnügen blicken zu lassen.

Ferdinand schilderte seine Fahrten und Abenteuer, und sein Oheim hörte mit sichtlichem Interesse zu; es schien, als ob die fröhliche Stimmung des frischen, kräftigen jungen Mannes ihn sehr erheitere und erfreue.

Als Ferdinand längere Zeit hindurch erzählt hatte und endlich schwieg, fuhr sich Reimann mit der Hand

über die Stirne und sagte nach einer kurzen Pause mit bestimmtem, aber freundlichem Ton:

„Du hast nun vier Jahre Medizin studirt, lieber Ferdinand; hast drei Jahre hindurch in einigen der größten Städte Europa's gelebt, um Dich in Deinem Fach zu vervollkommnen, und hast eine mehrmonatliche Reise gemacht, um Dich recht in der Welt umzusehen — welche Pläne hast Du für die nächste Zukunft entworfen?"

„Ich will von hier nach der Hauptstadt reisen und mich um die vor einiger Zeit vakant gewordene Stelle eines Arztes in D. bewerben."

„Was? Du willst Dich in ein elendes kleines Loch verkriegen?" fuhr Reimann zornig auf. „Ist das Dein Ernst oder redest Du nur im Scherz?"

Der Alte machte eine heftige Bewegung, faßte sich aber und fragte nach kurzem Schweigen mit möglichster Ruhe:

„Was hat Dich denn bewogen, den Plan, Dich als Arzt in der Hauptstadt niederzulassen, so plötzlich aufzugeben? Du weißt, mit welcher Freudigkeit ich diesem Vorhaben beistimmte, und wie all mein Dichten und Trachten während der letzten Jahre darauf hinausging, Dir bei Ausführung Deines Planes förderlich zu seyn: — es würde mich tief, sehr tief schmerzen, wenn die Hoffnungen, welche ich auf Dich gesetzt, nicht in Erfüllung gingen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Toiletten-Raffinement.) Die Kaiserin von Frankreich, schreibt man der „N. Z." aus Paris, in ihrem gutmüthigen und verschwenderischen und namentlich toilettesüchtigen Temperament, wird von den Fournisseurs auf das Unerhörteste ausgebeutet. Innerhalb zweier Monate hat sie für Toilette und Ausschmückung ihrer Appartements 4 Millionen an die verschiedenen Lieferanten bezahlen müssen. Als ein Beweis des raffinirten Luxus kann dienen, daß zu ihren Gemächern eine kleine Gallerie, rechts und links mit Glasschränken versehen, gehört. Darin stehen lauter bewegliche Wachsfiguren von ihrer Gestalt, ihrem Teint ꝛc. Ist man in Verlegenheit, welche Toilette man für eine bestimmte Veranlassung wählen soll, so wird eine der Wachsfiguren mit dem Prachtgewande bekleidet, ein Räderwerk wird aufgezogen und die herrlich geschmückte Puppe wandelt majestätisch in dem Zimmer herum, um Farbe, Fattenwürfe ꝛc. des Gewandes von allen Seiten und in der gewünschten Haltung und Beleuchtung zu zeigen. Es stehen deren immer mehrere fix und fertig angezogen zum Herummarschiren in den Glasschränken.

Ein weibliches Individuum wurde jüngst als Zeugin vorgeladen. „Wie ist Ihr Name?" fragte der Untersuchungsrichter. „Was gehts mich an," lautet die Antwort. „Ihren Namen sollen Sie sagen." „Was geht's mich an," sagte hörbarer als zuvor die Gefragte. „Aber so hören Sie doch; nicht was es Sie angeht, frage ich Sie, sondern wie Sie heißen?" Da kommt denn heraus, daß die Zeugin in der That den Namen Antonie Wasgehtsmichan führe. So meldet die offiziöse „Donau-Zeitung".

Als Fenelon Hofkaplan Ludwigs XIV. war, fand dieser an einem Sonntag nur eine sehr kleine Anzahl Zuhörer in der Kirche. „Was hat das zu bedeuten?" fragte der König. „Monsieur Fenelon hat das Gerücht verbreiten lassen," antwortete man ihm, „daß Ew. Majestät heute nicht die Kirche besuchen würden, damit Sie sähen, wer hierher kommt, um Gott zu verehren, und wer hierher kommt, um dem König zu schmeicheln."

Wie ein Grazer Blatt meldet, befindet sich in der Stadt Graz ein Hauseigenthümer, der nur solche Parteien in sein Haus aufnimmt, die 1) keine Kinder haben, die 2) keine Hunde halten, die 3) von Niemanden besucht werden, die 4) täglich um 8 Uhr Abends nach Hause kommen. Uebrigens ist dort kein Portier und es wird auch kein Hausschlüssel verabfolgt.

Auflösung der Kreuz- und Quer-Charade in Nr. 1:

Sand	Uhr
Spiel	Bank

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Sonntag, 6. Januar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick trat Meister Konrad hinter einem Bosquet hervor ihnen entgegen.

Der Mann mochte fünfunddreißig Jahre erreicht haben, obwohl sein mageres und kränkliches Aussehen und sein leicht gebogener Rücken ihn wohl um zehn Jahre älter erscheinen ließen. Es lag in seinem ganzen Ausdruck und in seinem Benehmen etwas Eingezogenes und Mildes, was das Kennzeichen der Demuth und des Zartgefühls trug. Seine Kleidung stimmte mit seinem Beruf als Klavierlehrer, welchen er im Hause des Herrn Hartmann ausübte, zusammen. Er trug einen schwarzen Rock, weiße Weste und gelbe Handschuhe, die wohl einigermaßen verschossen waren; sein Hut und sein Rock waren oft und viel gebürstet worden, man konnte es an den grauen Kanten und Nähten wohl sehen. So sprach alles an der Person des Meister Konrad von Niedrigkeit und auch einigermaßen von Mißmuth; allein der Blick seiner Augen erglänzte zuweilen auf eine ganz besondere Weise, als ob in seinem kränklichen und schwächlichen Körper eine feurige Seele verborgen läge und trauere. Schon in der Ferne entblößte er sein Haupt und näherte sich mit dem Hut in der Hand Laura's Vater.

Dieser ging auf den Musikus zu, grüßte ihn liebreich und sagte in einem ganz vertraulichen, aber doch höchst gönnerhaften Tone:

„Meister Konrad, Sie werden es nicht übel nehmen, daß man Sie ein wenig warten ließ? Ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung. Rechnen Sie eine Marke mehr."

„Viel Güte, zu viel Güte, Herr Hartmann," antwortete Konrad. „Im Falle ich zur Unzeit gekommen bin und Sie in Ihrem Morgenspaziergang störe, erlauben Sie mir fortzugehen. Ich werde zurückkehren und wäre es auch zwei- oder dreimal an einem Tage; und als um eine Gnade ersuche ich Sie, mir von einer zweiten Marke nicht zu sprechen."

„So? Haben Sie denn zu viel Geld?"

„Ach nein, mein Herr; aber ich bin so erfreut, wenn ich Ihnen beweisen darf, wie hoch ich mich durch Ihr Wohlwollen geehrt fühle."

Hartmann klopfte dem Musikus auf die Schulter und rief mit Zufriedenheit aus:

„Wahrlich, Meister, Sie wissen gut zu sprechen; ich habe schon lange gedacht, daß mehr in Ihnen steckt, als Sie blicken lassen wollen. Ich glaube, daß Sie ein tüchtiger Bursche seyn würden, wenn Sie nur mit einigen hunderttausend Franken zur Welt gekommen wären!"

Dieser Scherz schien dem Künstler nicht zu behagen; sein Körper zitterte unter der Hand, die ihm auf der Schulter lag und sein Auge schoß einen Funken, den Herr Hartmann glücklicher Weise nicht bemerkte.

Laura erlöste ihn aus diesem demüthigenden Zustande. Sie steckte ihren Arm in den seinen und sagte mit einschmeichelndem Tone:

„Meister Konrad, mein Vater sagte dies nur, um zu scherzen. Haben Sie nun das Mailied mitgebracht? Ja? Die Rolle? Lassen Sie sehen! Wie gut Sie sind, Meister Konrad. Ich danke Ihnen, daß Sie so früh gekommen sind. Lassen Sie uns an's Klavier gehen. — Nicht wahr, Vater, Du gibst es zu, daß wir ans Klavier gehen?"

„Und das Frühstück, Laura? Ich möchte nicht gern eine Stunde auf Dich warten."

„In der That, ich hatte es vergessen. Wenn Meister Konrad mit uns frühstückte?"

Ein erzwungenes Lächeln erschien auf dem Gesichte ihres Vaters, während er mit vieler Freundlichkeit erwiederte:

„Ich gedachte eben Meister Konrad darum zu ersuchen. — Sie werden mir ein Vergnügen machen: seyen Sie so freundlich und nehmen Sie das Frühstück an.“

Sich zu einer Magd wendend, befahl er ihr mit strengem Blick:

„Anna, wer auch kommen sollte, mich zu sprechen, Du wirst Niemand in den Speisesaal einlassen. Niemand, selbst Franzen nicht, hörst Du?“

Der Musikus begriff den Sinn und Zweck dieses Befehles, denn er kannte Herrn Hartmann's Charakter schon lange. Wieder wandte er den Kopf zur Seite, um zu verbergen, was in seinem Innersten vorging, aber Laura ergriff seine Hand, zog ihn zu Tische und rief mit ungezwungener Fröhlichkeit:

„Setzen Sie sich hierher, neben mich, Meister Konrad. Sie sind ein guter Mann; ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich bin immer erfreut, wenn ich Sie sehe.“

Der Künstler setzte sich auf den Platz, der ihm von Laura so freundlich angewiesen worden war; doch schob er unmerklich seinen Stuhl zurück, als wolle er durch seine Haltung andeuten, daß er den Abstand nicht vergesse, der zwischen ihm und seinem reichen Wirthe bestand.

Plötzlich wurde mit ungewöhnlicher Kraft und Hast an der Hausklingel gezogen. Während die Magd über den Vorhof schritt, um das Thor zu öffnen, lauschte Hartmann gespannt und legte die Hand auf die Tischplatte, zum Aufstehen bereit. Er hörte vielleicht das Geräusch von Männertritten im Gang ertönen und verließ sofort den Speisesaal, um nicht in Gesellschaft des Musikus überrascht zu werden. Unmittelbar darauf trat er wieder ein, indem er die Thüre vor einem jungen Herrn aufriß und fröhlich sagte:

„Willkommen, willkommen, Berthold, Sie werden erfreut seyn, Meister Konrad hier zu finden. Was haben Sie unter dem Arm? Bücher? Fürchten Sie nicht, daß man Sie für einen Studenten oder Buchbinder hält?“

Aber Berthold achtete nicht auf diese scherzenden Worte. Mit der Röthe der Erregung auf den Wangen trat er auf Laura zu, die aufgesprungen war und seine Ankunft mit einem Freudenruf begrüßt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kollaborator.

(Fortsetzung.)

Den Vorwurf, welcher in den Worten des Oheims lag, fühlte Ferdinand nur zu sehr. Er verdankte alles, was er war und was er besaß, einzig und allein seinem Oheim — war es nicht seine Pflicht, dessen Wünsche zu berücksichtigen und alles zu thun, was ihm Freude machen konnte? Der Gedanke an dies Verhältniß zu jenem fiel ihm mit Zentnerschwere aufs Herz, so daß er keine Sylbe hervorzubringen vermochte.

„Nun, Ferdinand, was hat Dich bewogen, Deinen Entschluß zu ändern?“ wiederholte Reimann, indem er seinen Neffen forschend anblickte, in gespannter Erwartung.

„Ich fürchte,“ versetzte Ferdinand zögernd, „daß ich in einer großen Stadt kein Glück machen werde — es scheint mir, als ob ich in einer beschränkten Sphäre am meisten wirken könne. Lasse ich mich in der Hauptstadt nieder, so wird es vielleicht lange dauern, eh' ich bekannt werde und mir das zum Leben Nothwendige verdiene. Da Du mir so viele und so große Opfer gebracht hast, lieber Onkel, so will —“

Der Greis ließ ihn nicht ausreden. Er sprang zornig auf und rief in heftiger Bewegung:

„Das hätte ich nicht von Dir erwartet, Ferdinand! Vertraust Du so wenig Deinem Talent und dem Glück, das Dir bisher stets günstig gewesen ist? Du darfst Dein Licht nicht unter den Scheffel stellen! Laß Andere eine beschränkte Sphäre aufsuchen — Du sollst, Du mußt in das Leben und Treiben der großen Welt hinein — das ist das rechte Feld für Dich! — Es ist wahr, Deine Studien und Reisen haben mich viel gekostet — aber meinst Du, daß ich Dich jetzt im Stiche lassen werde, jetzt, wo es gilt, der Welt den Beweis zu liefern, daß Du etwas gelernt hast? — Nein, nein — es muß bei unserem alten Plan bleiben!“

Ferdinand blickte eine Weile verlegen vor sich hin, ohne ein Wort zu erwiedern; endlich aber faßte er Muth und sagte mit äußerer Ruhe:

„Höre mich einige Minuten geduldig an, lieber Onkel. Was ich Dir mitzutheilen habe, wird Dir erklären, warum ich so plötzlich andern Sinnes geworden bin. Du wirst mir vielleicht zürnen, daß ich Dir erst heute etwas vertraue, was ich Dir schon vor drei Monaten hätte sagen sollen — allein ich glaubte, daß ich diese Angelegenheit nur mündlich mit Dir besprechen könne. Als ich mich zu Anfang des Frühlings in B. befand, lernte ich die Tochter

eines unbemittelten Beamten kennen, deren Bruder einer meiner besten Universitätsfreunde ist. Ihr anspruchloses, bescheidenes und anmuthiges Wesen, ihre feine Bildung und ihr poetisches Gemüth machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich den festen Entschluß faßte, nach Beendigung meiner Reise nach B. zurückzukehren und ihr mein Herz und meine Hand anzutragen. Diesen Vorsatz hab' ich auch ausgeführt — vor acht Tagen hab' ich mich mit meiner Bertha verlobt und ihr Vater hat mit Freuden seine Zustimmung zu unserer Verbindung gegeben. Da es nun mein innigster Wunsch ist, meine Braut so bald als möglich zum Altar zu führen, so hab' ich geglaubt, mich um die vakante Stelle in D. bewerben zu müssen, wo mir Gelegenheit geboten ist, so viel zu verdienen, daß ich mir einen eignen Heerd gründen kann."

Gegen alle Erwartung Ferdinands ließ sein Oheim kein Zeichen der Unzufriedenheit oder des Zornes blicken; tief in Gedanken versunken, saß der Letztere da und starrte regungslos zu den goldnen Abendwolken hinüber, die langsam am westlichen Himmel dahinzogen.

„Wie so wunderbar sich doch das Schicksal des Menschen gestaltet!" sprach er endlich mit leiser Stimme wehmüthig vor sich hin. „Wie so ganz anders war mein Leben und wie ist es dem seinen doch in einem Punkte so ähnlich! — Es ist meine Pflicht, ihm den Weg zu zeigen, den er zu gehen hat — er wird es mir gewiß einst noch danken!"

Während dieses Selbstgesprächs saß Ferdinand mit beklommenem Herzen da. Es wäre ihm fast lieber gewesen, wenn sein Oheim in heftigen Zorn gerathen wäre — dieses starre Hinbrüten machte ihn unruhig — er glaubte darin das Anzeichen zu erblicken, daß der Letztere sich gänzlich von ihm lossagen wolle. Er hielt ihn für einen Weiberfeind und mußte daher annehmen, daß sein Oheim ihm wegen seiner unerwarteten Verlobung grolle.

Der Letztere schien jetzt plötzlich einen Beschluß gefaßt zu haben. Er stand auf und sagte zu seinem Neffen:

„Ich habe jetzt einige Geschäfte zu besorgen; nach dem Abendessen reden wir mehr von der Sache. Sieh' Dich unterdessen im Garten und im Walde drüben um, an dessen westlichem Rand ich einen hübschen Rasensitz habe anlegen lassen. Man hat dort eine hübsche Aussicht auf einen Theil des Gebirges, der sonst durch hohe Baumgruppen verdeckt war."

Nach diesen Worten ging er ins Haus, und Ferdinand wanderte in großer Aufregung durch den sorgsam gepflegten Garten nach dem Walde, dessen wunderbare Stille einen schneidenden Gegensatz zu den Gefühlen bildete, welche seine Brust bewegten. Er warf sich auf die Rasenbank und blickte in die dämmernden Gründe hinab, aus denen das Geläute der Glocken der heimziehenden Heerden heraufherhallte.

Der Friede, welcher ringsum herrschte, beschwichtigte allgemach seine Aufregung; je länger er über das ganze Benehmen seines Oheims nachdachte, desto größer ward sein Vertrauen zu ihm und er gewann mehr und mehr die Ueberzeugung, daß der Letztere nicht von ihm verlangen werde, einer Verbindung zu entsagen, die sein höchstes Glück ausmachte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Annoncenwesen in Paris.) Bis vor etwa einem Jahre hatte die **société** oder Regie der **grands journaux** das „Pays", „Journal des Debats", „Siecle", „Constitutionnel" und die „Presse", und zwar die vierte Seite genannter Journale für die Anzeigen ausschließlich gepachtet. Das einzige bedeutende Journal „la Patrie" widerstand lange, mußte sich aber doch endlich ergeben, so daß jetzt die letzte Seite der 6 Hauptjournale dieser Gesellschaft angehört. Man schätzt den Reinertrag, der sich jährlich ergibt und in den sich die aus 8 Personen bestehende Gesellschaft brüderlich theilt, auf eine Million Franks. Die vierte Seite jedes Journals enthält ungefähr 1300 Zeilen; der Preis jeder Zeile, wenn die Annonce allen 6 Journale mitgetheilt wird, ist 1 Fr. Wählt man aber nur eine, zwei oder drei Zeitungen, so kostet die Zeile 1 Fr. 25 Cts. Die großen Magazine, wie le Louvre, la Ville de Paris, le Coin de rue, les Villes de France ꝛc. ꝛc. nehmen nicht selten, namentlich bei Eröffnung einer Saison, mehrere Tage hintereinander die ganze Seite der 6 Journalen in Anspruch, und zahlen für diese 1000 bis 1200 Frcs. täglich an jedes Journal. Spezialitäten, Pillenmacher, Parfümeurs ꝛc. haben mit der **société** Verträge für das ganze Jahr, und es gibt Viele, die jährlich zwischen 50,000 bis 100,000 Fr. für Annoncen entrichten. Dem Uneingeweihten ist eine solche Ausgabe unbegreiflich; wer jedoch das Resultat kennt, der ermißt leicht, daß Erzeugnisse, wie: Wasser gegen Sommerflecken, Blutreinigungspillen u. dgl. dem Produzenten fast gar nichts oder sehr wenig kosten, er es aber **à force d'annonces**

dahin bringt, daß man sein so oft gepriesenes Heilmittel endlich für gut hält und kauft. Viele Spezialisten, wie Girandeau de St. Gervais, der den **Rob l'affecteur** seit Jahren anzeigt und mit vielem Glück verkauft, sind Millionäre. Letzterer gab 10 bis 12 Jahre lang regelmäßig 100,000 Fr. für Annoncen aus. Wer in Paris nicht trommelt, wird nicht gehört.

Auf einem Hügel bei der Stadt Tsching-ki-angfu in der chinesischen Provinz Kianan steht eine Pagode, die ganz aus gegossenem Eisen verfertigt und mit Basreliefs und Inschriften geziert ist, welche aus der Zeit der Tang-Dynastie herrühren. Diese Dynastie blühte vom Jahre 618—909 nach Christi Geburt. Diese Pagode ist demnach mehr als 1200 Jahre alt. Sie besteht aus sieben stockwerkartigen Abtheilungen, ist vierzig Fuß hoch und mißt unten acht Fuß im Durchmesser. Auch soll sie mit Blitzableitern versehen seyn.

Charade.

(Zweisilbig.)

Laßt sinken, was sinkt,
Stets aber die erste Sitte blinkt
Gesetzen und Mandaten,
Im Reiche der Moden und der Staaten.
Wir rufens von dem finnischen Meer
Und von den Ufern des Ebro her
Und freuen uns doch darüber nicht sehr.

Durchs Zweite zieh'n der Sämann und der Schnitter,
Wohl zieh'n vorüber Sonnen und Gewitter,
Es selber in der Zeiten Raum
Schlägt seinen ew'gen Purzelbaum,
Jetzt aufrecht, wie wir Alle gehen,
Schnell unten den Kopf und oben die Zehen.

Das Ganze war vor Kurzem hier;
Euch kam's zum süßen Punsch, im stillen Schlafe mir
Es mög' euch Allen froh erscheinen
Und, was es Liebes hat, in euerm Schooß vereinen.

Zweibrücker Liedertafel.

Sonntag, den 6. Januar:

Großes Concert

im

Casino-Saale.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1) **O Schutzgeist alles Schönen**, mit Instrumentalbegleitung, componirt von W. A. Mozart.
2) **Aennchen von Tharau**, Lied im Volkston, componirt von Friedrich Silcher.
3) **Vaterlandslied**, componirt von A. E. Marschner.
4) **Die Wach' am Rhein** (Germersheim), mit Instrumentalbegleitung, componirt von Ch. Wanner.

II. Abtheilung.

1) **Auf, und laßt die Fahnen fliegen**, Männerchor aus der Oper „Jessonda" von Louis Spohr.
2) **Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?** Volkslied, vierstimmig gesetzt von Fr. Silcher.
3) **Schifferlied**, componirt von C. Eckert.
4) **Waffentanz**, mit Instrumentalbegleitung, componirt von Conr. Kreutzer.

III. Abtheilung.

1) **Blücher am Rhein**, componirt von C. G. Reissiger.
2) **Schottischer Bardenchor**, vierstimmig gesetzt von Fr. Silcher.
3) **Du bist mein Traum**, componirt von S. A. Zimmermann.
4) **Des Deutschen Vaterland**, mit Instrumentalbegleitung von G. Reichardt.

Anfang Nachmittags 5 Uhr.

Eintrittskarten à 24 kr. und Familienkarten, für 3 Personen giltig, zu 1 fl. sind bei den Herren Zorn, Bruch und Faber, sowie an der Kasse zu haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Dienstag, 8. Januar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

„Laura," stammelte Berthold, „sieh hier das erste Kind meiner bescheidenen Muse. Es ist unter Deinem Blick geboren, sey dem armen Wichte nicht zu streng! — Herr Hartmann, beliebt es Ihnen gleichfalls, ein Exemplar anzunehmen? Nicht daß es einen Werth hätte, aber als einen schwachen Beweis meiner Hochachtung. — Sie auch, Konrad. Ich bestimmte diesen Abdruck für meinen Oheim, aber ich werde einen andern bei meinem Drucker holen."

Während Berthold bebend zu forschen schien, welche Wirkung das Erscheinen seines Buches auf Jeden hervorbrachte, waren die Andern mit dem Durchblättern seiner Gedichte beschäftigt. Herr Hartmann lächelte beim Lesen der Ueberschriften und murmelte: „Begeisterung — Frühlingslied — Lobgesang auf den Schöpfer — An die Nachtigall."

Laura zitterte vor Freude und schlug die Blätter schnell um, als wolle sie in dem Bändchen nach Gedichten suchen, die ihr unbekannt waren; und in der That, sie fand eines, auf welches sie außer sich mit starren Augen hinblickte. Es trug die Ueberschrift: „An sie."

Die Augen des Musikus schienen in ungewöhnlichem Glanze zu leuchten; er hatte wahrscheinlich in dem Buch ein Stück getroffen, das ihm besonders behagte, denn seine Lippen bewegten sich und er fuhr mit der Hand leise aber kräftig hin und her, als wäre er damit beschäftigt, für sich die Verse zu deklamiren.

Berthold war ein schöner Jüngling, mit stark ausgeprägten Zügen. Seine Wangen waren nicht beroßt; doch war die Farbe seines Angesichtes rein. Unter seiner hohen Stirn glänzten zwei schwarze Augäpfel, mild und feurig zugleich; sein Mund, noch von einem jungen Bartanflug überschattet, zog sich zuweilen zu einem schärferen Ausdruck zusammen und seine schweren Augenbrauen falteten sich wohl zu einem tieferen Gedanken, während er wechselsweise Laura und deren Vater anschaute. In seiner Kleidung, in seinem Benehmen, selbst in seinem stillen Lächeln lag ein Ton von ungezwungener Freundlichkeit und zurückgehaltenem Stolze, der auf den ersten Blick erkennen ließ, daß der Jüngling außer der angebornen Herzensgüte auch den feinen Anstand der höheren Welt besaß.

„Berthold," rief Herr Hartmann, der sein Gesicht wie verstört auf das Buch gerichtet hatte, „was bedeutet das Gedicht, das auf der fünfzigsten Seite beginnt? Auf wen haben Sie es gemacht?"

„Auf Niemand," antwortete Berthold verwundert.

Laura hatte sogleich die angegebene Seite aufgeschlagen und las mit halber Stimme und stumend den Anfang des Gedichts, das die Aufschrift trug:

Der Wucherer.

Dort in dem stolzen Marmorbau, drauf staunend weilt dein Blick,
Da wohnt der Glanz, der Ueberfluß — wohnt nimmermehr das Glück.
Ein lebendes Gerippe nur — ein Schatten wohnt darinnen,
An dem die Sünde ausgeprägt, erkennbar allen Sinnen,
Und sucht vergeblich nach dem Heil für sich im Arm der Pracht —

Ein geheimer Schrecken schien Laura zu ergreifen, als der letzte Vers ihrem Munde entschlüpfte. Sie schwieg und senkte den Kopf.

Herr Hartmann durchschaute die Bewegung seiner Tochter. Er that sich die äußerste Gewalt an, seinen Aerger zu verbergen und sprach in liebevollem Tone:

„Nun, nun, Laura, fahre fort. Der Vorwurf ist wohl sonderbar für einen jungen Dichter, der die Welt noch nicht kennt, aber die Verse sind doch gefühlvoll und schön. Komm, ich will sie selbst lesen."

Halb lachend und scheinbar ganz unbewegt, nahm Hartmann den unterbrochenen Faden auf, und da das Gedicht ihm kräftig und ausdrucksvoll schien, gab er seinem Vortrag mehr Schwung.

Ein lebendes Gerippe nur — ein Schatten wohnt darinnen,
An dem die Sünde ausgeprägt, erkennbar allen Sinnen,
Und sucht vergeblich nach dem Heil für sich im Arm der Pracht,
Am Morgen hat der Schlummer ihm Erholung nicht gebracht.
Er weiß sich für den Rest des Tags die Zeit nicht zu vertreiben
Und sieht von Allem ringsherum sich den Verdruß nur bleiben.
Umsonst, daß jeden Schatz die Welt vor seinem Angesicht,
Ihr Wunderhorn die Kunst enthüllt — er sieht, er merkt es nicht.
Er sieht die Ornamente nicht an seinen Marmorgängen,
An seinen breiten Wänden nicht die Prachttapete hängen.
Nicht seinen Mahagonyflur mit Bildwerk ausstaffirt,
Nicht die Gardinen überreich mit feidnem Schnee geziert,
Selbst nicht die Perlen edler Kunst, aus Tageslicht gezogen,
Verfeinte Wollust nur im Aug', mit Golde aufgewogen.

— — — — — — — — — — — —

So lastet Ueberdruß auf ihm den ganzen langen Tag
Und sinkt er in den Lehnstuhl hin, ruft er des Abends Ach!
Lenkt er das Auge auf sich selbst, schließt er's erschrocken wieder,
Als säh' er in die Seele wie in einen Abgrund nieder. *)

Nachdem er zu Ende gelesen, näherte er sich Berthold, schüttelte ihm die Hand und sprach:

„Nicht schlecht in der That, etwas unerfahren, etwas Mangel an Weltkenntniß, aber artig zusammengestellt. Es sind hie und da kleine Fehler daran; ich möchte mich wohl gern näher darüber mit Ihnen unterhalten. — Laura wollte vor Ihrer Ankunft ein neues Lied probiren, das Sie mit Ihr singen sollten. Im Falle sie nun mit Meister Konrad an's Klavier gehen wollte, könnten wir noch einen Augenblick beisammen bleiben und etwas über Kunst und Gefühl plaudern. Ich bitte Dich, Laura, folge Deinem Lehrer zum Piano."

Konrad hatte sich bereits erhoben; Laura verließ mit ihm das Zimmer, träge und traurig, als ob es ihr wehe thue, nicht länger bei Berthold bleiben zu können, um mit ihm die Freude des Erscheinens seines Buches zu genießen. Sie gehorchte jedoch ihres Vaters Verlangen ohne Zeichen von Unwillen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus Ledegank's Gedichten.

Die Zerstörung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking.

Einem an die Times gerichteten Briefe, der aus dem englischen Lager vom 26. Okt. datirt ist, entnehmen wir Folgendes über die Zerstörung des kaiserlichen Sommerpalastes: Prinz Kung schrieb fast jeden Tag, daß es ihm ernstlich darum zu thun sey, dem Kriege ein Ende zu machen und die Friedensratifikationen auszutauschen. Bevor jedoch seinem Wunsche Gehör gegeben wurde, sollte ein auffallender Vergeltungsakt für die Verrätherei des Kaisers und seiner obersten Beamten in Szene gesetzt werden. Es war eine Vergeltung, die sich nicht nach europäischem Maßstabe abschätzen läßt, die aber auf die Chinesen um so größeren Eindruck machte, je größer das Ansehen des Kaisers und seiner Umgebung bei ihnen ist. Eine bloße Geldentschädigung für die verrätherische Gefangennehmung unserer armen Landsleute zu fordern, wäre unwürdig gewesen und hätte am Ende doch nur die unschuldige Bevölkerung getroffen, die sich uns bisher stets freundlich erwiesen hat. Es galt, den Kaiser selber zu strafen und allen seinen Unterthanen zu zeigen, daß wir wirklich Herren in Peking sind. Zu diesem Zwecke wurde die Zerstörung des Yuen-Ming-Yuen beschlossen, des kaiserl. Lieblingspalastes, in dessen Räumen die Mißhandlungen der Gefangenen begangen worden waren. Im Innern dieses Palastes wurden die Geschlechtstafeln der Dynastie aufbewahrt, von deren Sicherheit, wie die Chinesen glauben, der Fortbestand des kaiserl. Hauses abhängt. Abgesehen davon, war der Palast als Mittelpunkt des kaiserl. Glanzes im ganzen Reiche hoch berühmt, und fabelhafte Summen wurden alljährlich auf seine Erhaltung verwendet. Prinz Kung wurde durch Lord Elgin brieflich von dem Entschlusse, den Palast zu zerstören, und von den Gründen zu diesem Vergeltungsakte in Kenntniß gesetzt; es wurden gleichzeitig 300,000 Taels für die Familien der Gemordeten gefordert, und zwar mußte die Summe binnen 48 Stunden abgeliefert werden; es wurde ihm ferner bedeutet, daß jede Zögerung, diese Bedingung zu erfüllen oder die Unterzeichnung des Vertrages zu vollziehen, mit der Zerstörung des im Mittelpunkte

der Hauptstadt gelegenen kaiserl. Palastes bestraft werden würde, und schließlich wurde gefordert, daß die betreffenden, von Lord Elgin entworfenen Proklamationen an den Mauern Pekings öffentlich angeschlagen werden. Dieses Alles geschah ohne Mitwirkung des französischen Bevollmächtigten, ja geradezu im Widerspruch mit seiner Ansicht, da er fürchtete, es könnten sich die Unterhandlungen in Folge dieser harten Forderungen zerschlagen, was jedoch, wie die Folge gelehrt hat, keineswegs der Fall gewesen ist. Am 18. Okt. marschirte Sir John Mitchells Division nach dem etwa 7 Meilen vor der Hauptstadt gelegenen Yuen-Ming-Yuen, um die beschlossene Zerstörung ins Werk zu setzen. Er stieß nicht auf den geringsten Widerstand. Der Palast liegt am Fuße der ersten Hügelreihe, von der die Pekinger Ebene gegen Norden abgegränzt wird, inmitten von ausgedehnten Parkanlagen, Pagoden, Seitengebäuden und künstlichen, mitunter 300 bis 400 Fuß hohen Hügeln. In den Anlagen befinden sich unter Anderem ein großer Teich mit Inseln, auf denen wieder kaiserl. Bauten stehen und die vermittelst Steinbrücken unter einander und mit dem Festlande in Verbindung stehen. Ringsherum schattige Haine, Blumengänge und herrliche Steinterrassen längs der Teichufer, während der Hintergrund von den tartarischen Berghöhen malerisch abgeschlossen ist — in der That, es ist einer der herrlichsten Punkte, die man sehen kann! In zwei Tagen waren alle Gebäude sammt den Gängen und Terrassen zerstört. Dabei ging auch Vieles, was nicht gerettet werden konnte, mit zu Grunde. Man schätzt den Schaden auf 2 Millionen Pfund Sterling, ganz abgerechnet vom Werthe der Gebäude (und von dem, was früher verschleppt worden war). — Ueber dasselbe Ereigniß spricht sich der offizielle Bericht des französischen Generals Montauban folgendermaßen aus: Ich hielt darauf, daß unsere Alliirten bei dem ersten Besuche dieses Palastes zugegen seyen, da ich mehrere Zimmer von unbeschreiblicher Pracht darin gesehen hatte und deßhalb vermuthete, daß er große Reichthümer enthalten müsse. Ich ließ überall Posten aufstellen, und beorderte zwei Artillerieoffiziere, darüber zu wachen, daß Niemand in den Palast eindringe und daß Alles bis zur Ankunft des Generals Grant unberührt bleibe. Nachdem die Chefs der englischen Armee angelangt waren, kamen wir überein, wegen der vielen Reichthümer drei Kommissäre von jeder Nation zu ernennen, welche beauftragt waren, die kostbarsten Gegenstände bei Seite zu thun, um damit eine gleiche Theilung vornehmen zu können; es wäre unmöglich gewesen, daran zu denken, all das fortschaffen zu können, was da war, da unsere Transportmittel zu beschränkt waren. Ein wenig später entdeckte man bei neuen Nachsuchungen eine Summe von ungefähr 800,000 Fr. in kleinen Gold und Silberbarren. Obige Kommission schritt sogleich zur Vertheilung derselben unter die beiden Armeen, und kamen auf jeden Soldaten ungefähr 80 Fr. Die Kommission wurde von General Jämin präsidirt. Dieselbe erklärte im Namen der ganzen Armee, daß letztere wünsche, S. M. dem Kaiser, sowie J. M. der Kaiserin und dem kaiserl. Prinzen ein Geschenk zu überreichen, zum Andenken an die Masse wunderbarer Gegenstände, welche im Sommerpalaste aufgefunden worden waren. Im Augenblicke der Theilung zwischen den beiden Armeen bestand ich im Namen des Kaisers darauf, daß Lord Elgin die erste Wahl für J. M. die Königin von England thue. Lord Elgin wählte einen Kommandostab des Kaisers von China, aus grünem Nephrit von unschätzbarem Werthe und mit Gold verziert. Da sich noch ein zweiter Stab, dem vorhergehenden in Allem ganz ähnlich, vorfand, so wollte Lord Elgin s. S., daß er für S. M. den Kaiser bestimmt würde; es war demnach bei der ersten Wahl vollkommene Gleichheit. Es ist mir unmöglich, all die Pracht der Gebäude zu schildern, welche sich auf einem Raume von vier Stunden befinden und welche man den Sommerpalast des Kaisers nennt. Hierauf folgen Pagoden, welche Götter von riesenhafter Dimension aus Gold, Silber und Bronce enthalten. So hat ein einziger Gott aus Bronce (ein Bonddah) eine Höhe von ungefähr 70 Fuß und alles Uebrige ist im Verhältniß. Gärten, Seen und merkwürdige Gegenstände, seit Jahrhunderten in Gebäuden von weißem Marmor mit blendenden Ziegeln von allen Farben bedeckt, angehäuft. Hierzu noch die Aussicht auf eine bewundernswerthe Landschaft, und man wird sich eine schwache Idee von dem machen, was wir gesehen haben. In jeder der Pagoden befinden sich nicht nur viele Gegenstände, sondern außerdem noch ganze Magazine voll Gegenständen jeder Art. Um nur ein Beispiel zu geben, bemerke ich, daß so viele Seidenstoffe vom feinsten Gewebe vorhanden sind, daß wir alle Gegenstände, welche ich an S. M. sende, mit Seide emballiren. Was jedoch inmitten all dieses Glanzes vergangener Zeiten betrübt, das ist die Sorglosigkeit der gegenwärtigen, sowie der zwei oder drei vorhergegangenen Regierungen; nichts ist unterhalten und die schönsten Sachen, mit Ausnahme derjenigen, welche den Palast, den der Kaiser bewohnte, schmückten, befinden sich in einem bedauernswerthen Zustande des Verfalls. In einer der Pagoden, diejenige der Wagen, eine halbe Stunde von dem bewohnten Palaste entfernt, fanden wir

zwei prächtige englische Wagen, ein Geschenk der Gesandtschaft unter Lord Macartney; diese Wagen, sowie das dazu gehörige Geschirr, waren vergoldet, sie befanden sich noch auf demselben Platze, wo man sie vor 44 Jahren hingestellt hatte, ohne daß man jemals den Staub davon abgewischt hätte. Ich könnte einen ganzen Band voll schreiben über all das, was ich gesehen habe, mein größtes Bedauern ist, daß sich bei der Expedition kein Photograph befindet, um dem Auge das vorzustellen, was der Sprache unmöglich ist, auszudrücken.

Mannigfaltiges.

Auf eben so merkwürdige Weise, wie Heirathspartien oft zu Stande kommen, gehen dieselben zuweilen auch wieder auseinander. So verdankt ein junger Mann in Berlin den Verlust seiner ebenso liebenswürdigen, als reichen Braut einem unbesonnenen Scherze beim Billardspiel. Hier handelte es sich darum, ob er im Stande wäre, einen, wie man sagt, etwas feinen Ball zu machen. Nachdem er sich das Dessein formirt, ruft unser Bräutigam laut aus, daß er jede Wette auf den Ball eingehen wolle. Darauf erwiederte einer der umstehenden Bekannten, daß er 10 Sgr. dagegen parire, wenn der Spieler seine Braut einsetzen wolle. Ohne etwas Arges dabei zu vermuthen, geht dieser auf die Wette ein, stößt zu und macht glücklich den feinen Ball. Einige Tage später, als der junge Mann den ganzen Vorfall schon vergessen hatte, erhielt er den schönsten Absagebrief von seiner Braut, die ihm allen Ernstes erklärte, daß sie nicht länger die Braut eines Mannes seyn wolle, der sie leichtsinnig gegen 10 Sgr. in einer Wette einsetze. Man kann sich das Erstaunen des harmlosen Spielers denken, der vergebens betheuert, daß Alles nur Spaß gewesen, was auch der Umstand, daß die gewonnenen 10 Sgr. keineswegs ausgezahlt sind, bestätigt, was aber der Ex-Braut nicht einleuchten will.

In Paris, dem „Hauptsitz der Civilisation", ist der Aberglaube noch keineswegs ausgerottet. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Omnibus an einem Freitag 15 pCt. weniger einnehmen als an den übrigen Wochentagen; fällt ein Freitag auf den dreizehnten eines Monats, so beträgt die Mindereinnahme der Omnibus 50 pCt.

Der Kaiser Napoleon hat die ganze Kunstsammlung des Fürsten Soltikow (kürzlich in Paris gestorben) an sich gekauft. Diese Sammlung ist eine sehr reiche; der Fürst verwendete darauf ungeheure Summen. Er verstand zwar weder etwas von Malerei noch von Bildhauerei noch von Archäologie; aber er kaufte alles auf, was seine Agenten für ächt ausgaben.

Dem Kaiser von Rußland ist vom Bruder eines Kaufmannes, Butin, durch den Finanzminister ein im Jahre 1859 im Fluß Uralga im Kreise Nertschinsk gefundener Krystallotopas überreicht, der wegen seiner Größe und Regelmäßigkeit der Krystallisirung zu den merkwürdigsten Erzeugnissen des Mineralreiches gehört. Bei einer Höhe von 6½ Zoll und einer Dicke von 3¾ Zoll wiegt er 25 Pfund und 7 Solotnik, ist dunkelgelb und an manchen Stellen ziemlich durchsichtig. Der bisher als der größte betrachtete im Leuchtenberg'schen Museum ist nur 3 Zoll hoch. Der Kaiser hat Butin ein Geschenk von 1200 Silberrubel überreichen lassen.

Charade.

(Zweisilbig.)

Das Erste ist erquickend, wenn's
So fällt um den August herum.
Das Zweite kühlet übrigens
Die Gluth der Erde auch nicht dumm.
Das Ganze wirft per consequentes
Im Winter gern die Leute um.
Vom Rausch und Wein
Soll gleichwohl nicht die Rede seyn.

Auflösung der Charade in № 9:
Neujahr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Freitag, 11. Januar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Sobald die Thüre des Zimmers geschlossen war, ließ Hartmann sich lachend in einen Lehnstuhl fallen, kreuzte die Arme über der Brust und sagte:

„Setzen Sie sich, Berthold. Was haben Sie da für Unsinn über Unsinn über einen Wucherer geschrieben? Sie vergessen also, wer Sie sind und zu welcher Klasse der Menschheit Sie gehören. Sie sind sehr reich oder sollen es werden. Ihre Verse sind die Sprache eines Menschen, der Hunger leidet, der mit zerrissenen Schuhen umherläuft und vom Neide gegen Menschen verzehrt ist, die ein besseres Loos in der Welt haben, als er."

Bertholds Stirn färbte sich mit einer leichten Röthe, aber er bezwang seine aufsteigende Entrüstung und antwortete:

„Ist der Wucherer denn kein tadelnswerthes Uebel? Wird er nicht durch Gesetz und Religion verurtheilt?"

„Sicher, sicher, Berthold," brummte Hartmann mit lebhaftem Spott.

„Der Dichter darf nicht allein loben, was gut ist, er muß ebenso, gleich einem Sittlichkeitsarzte, das glühende Eisen an die Wunden legen, welche in der Gesellschaft krebsartig um sich greifen. Der Wucherer ist zum Glück ein seltenes Uebel; warum unterstellen Sie mir, daß ich gegen reiche Leute im Allgemeinen mich durch mein Gedicht habe erheben wollen?"

„Warum? Weil die Worte Wucherer und Reicher in dem Munde und in der Feder der Neider beinahe dasselbe sagen wollen; wenigstens verwechseln sie aus Bosheit den einen mit dem andern. Es ist nicht der Mühe werth, darüber so lange zu sprechen. Lassen Sie uns ruhiger werden. Sagen Sie mir einmal gerade heraus, zu welchem Zweck haben Sie Ihre Gedichte drucken lassen?"

Der Jüngling zögerte und schien durch diese direkte Frage einigermaßen überrascht.

„Ich weiß es selbst nicht recht," stammelte er. „Es ist ein unwiderstehlicher Drang, eine geheime Gewalt, die endlich über mich entschied, oder lieber, die meine Furcht oder meinen Willen bezwang."

„Ruhm, nicht wahr?" sagte Hartmann. „Rauch! Wissen Sie wohl, was Sie finden werden? Mich dünkt, ich sehe bereits Ihre freundlichen Kunstgenossen mit der Spitze ihrer Feder in der Galle ihres Tintenfasses herumfahren, um Sie zu zerreißen und zu verspotten — es sey denn, daß Sie denselben ihren Weihrauch mit Geld abkaufen, denn die Propheten sind nicht so stolz, um nicht demüthig den Hut vor dem Goldstück abzunehmen; — Sie sind jung, Berthold, Ihre Unerfahrenheit läßt Sie den Schein für das Wesen nehmen. Wäre es nicht viel besser für Sie, in Frieden den Reichthum zu genießen, der Ihnen zugetheilt ist? Und suchen Sie Ruhm, Ansehen, Herrschaft, so stützen Sie sich auf die Macht des Geldes: das Geld kann alles, das Geld gibt alles!"

Aus Höflichkeit hatte Berthold die Aufregung bis jetzt bezwungen, die ihn allmälig überwältigte. Der Jüngling kannte den Charakter von Laura's Vater und war oft genug durch dessen kalten Spott in seinem Kunstgefühl verwundet worden. Noch hielt er an sich, so viel es ihm möglich war, aber ein fieberhafter Grimm zitterte bereits in seiner Stimme, während er antwortete:

„Geld allein! Kein Gott, keine Jugend, keine sittliche Würde mehr? Geld! Aber welche Welt wollen Sie dem Menschen dann bereiten? Also soll es auf Erden nur noch zwei anerkannte Mächte geben: Geld und Arglist, es zu erwerben?"

„Und doch ist es so, lieber Berthold!" erwiederte Herr Hartmann. „Und alle wahrhaft verständigen

Leute sind davon überzeugt: Geld kann Alles, Geld macht Alles!"

„Aber Herr Hartmann, nehmen Sie mir es nicht übel, Sie täuschen sich!" rief Berthold. „Reisen Sie durch die ganze Welt; sehen Sie die Völker mit Stolz auf die Denkmäler des Ruhmes ihres Vaterlandes weisen; hören Sie alles erheben, was zu ihrer Ehre aus der Vergangenheit übrig bleibt; lesen Sie die unsterblichen Namen, die aus allem, was groß ist auf Erden, uns in die Augen leuchten. Sind es Namen von Männern, die auf die Macht des Geldes pochten? O nein, der Name des reichen Krösus erweckt Spott; der Name des armen blinden Homer erfüllt seit siebenundzwanzig Jahrhunderten selbst das Herz der Könige mit Ehrfurcht!"

Hartmann schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln.

„Es hat wenig Belang für mich," sprach er, „zu wissen, was man von mir sagen wird, wenn ich todt bin. Ich habe wahrlich Mitleid mit Menschen, die ihr ganzes Leben in Mangel und Mißachtung hinschleppen in der Hoffnung, daß man ihren Namen nennen wird, wenn sie ihn nicht mehr hören können. Aber — vergeben Sie mir das Wort — es scheint mir ganz unbegreifliche Thorheit, daß Sie, Berthold, der Sie nach dem Tode Ihres Oheims vielleicht eine Million besitzen werden, gerade wie die elenden Neidharte dem Geld und den Reichen den Krieg erklären wollen."

„Sie klagen mich mit Unrecht an, Herr Hartmann," antwortete Berthold mit großer Gelassenheit. „Ich hasse das Geld nicht. Es ist ein nothwendiges Mittel zu der Entwickelung des geschäftlichen Lebens; es wird alle Zeit in sicheren Händen sich aufhäufen als die gesammelte Frucht langer Arbeit oder größerer Geschicklichkeit. Das Schicksal hat mir ausgedehnte Geldmittel bestimmt; ich werde reich seyn; aber das genügt meinen Wünschen nicht. Ich will von oben herabsehen auf das Materielle, während der gefühllose Mensch unten liegt, um zu wühlen; ich will auf dem Gebiete des Geistes etwas werden, mein Wesen vervielfältigen durch das Wort, die Gemüther aus dem Schlamm der Erde zu Gott erheben — und so endlich mein Haupt niederlegen mit dem Bewußtseyn, daß ich im Leben etwas Anderes gethan, als den Hochmuth gepflegt und materielle Gelüste befriedigt zu haben."

Mochte Herr Hartmann der Meinung seyn, daß dieses Gespräch zu keinem erreichbaren Ende führe, oder aus Vorsicht den aufgeregten Jüngling nicht weiter in seinem Gefühle verletzen wollen, er stand auf und sagte:

„Ein Glück, Berthold, daß Sie reich sind. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie Ihre Denkart nicht zu spät bereuen — kommen Sie, lassen Sie uns nun an's Klavier gehen. Laura will das Mailied singen, das Sie gemacht haben. Ein Mailied, etwas an den Mond, etwas das Niemand kränken kann, dagegen werde ich im Grunde nichts einzuwenden haben; aber an das wirkliche Leben greifen, es tadeln und verachten! Das ist gefährlich, sehr gefährlich, Berthold. — Nun kommen Sie, wir wollen später mehr davon reden."

Noch ganz roth von seinem aufgereizten Gefühl, folgte Berthold Herrn Hartmann, der die Thüre eines Nebensaales vor ihm öffnete. Der Ton von Laura's schöner Stimme klang ihm entgegen, als sie in den Gang eintraten, um sich nach dem Innern des Hauses zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kollaborator.

(Fortsetzung.)

Als Ferdinand nach Verlauf einer Stunde in den geräumigen Gartensaal trat, fand er seinen Oheim daselbst bereits vor, der ihn bat, mit dem frugalen Abendessen vorlieb zu nehmen, welches die alte Marianne aufgetragen hatte. Beide setzten sich zu Tische, sprachen jedoch während des Essens nur von gleichgiltigen Dingen, da Reimann, wie sein Neffe wußte, es nicht liebte, sich bei einer solchen Beschäftigung von wichtigen Angelegenheiten zu unterhalten. Sobald aber die Schüsseln und Teller abgeräumt waren, füllte der Erstere von Neuem die Gläser und hob nach kurzem Nachsinnen an:

„Was ich Dir zu sagen habe, hätte ich Dir eigentlich schon früher sagen sollen; es ist mir aber jetzt lieb, daß ich es nicht gethan habe, denn heute wird mir jedes Wort so recht von Herzen kommen. Laß mich zuerst von mir selber und meinen Schicksalen reden; hernach eröffne ich Dir, in welchem Verhältniß Du zu mir stehst — — es ist ein ganz anderes, als Du glaubst und glauben mußt.

Als ich meine philologischen Studien beendet und ein Examen gemacht hatte, welches von Allen ein glänzendes genannt wurde, erhielt ich auf meine Bitte eine Anstellung als Kollaborator an dem Gymnasium einer Provinzialstadt meines Vaterlandes, in welcher meine bejahrte Mutter von einer kleinen Pension und den Zinsen ihres geringen Vermögens

lebte. Meine Gönner, die meine Fähigkeiten stets hoch gepriesen, hatten mich auf alle Weise zu überreden gesucht, eine mir angetragene bedeutendere Stelle in der Hauptstadt anzunehmen; da ich jedoch eine unüberwindliche Scheu vor dem Leben und Treiben in einer großen Stadt hegte und meinen Anlagen und Fähigkeiten allzusehr mißtraute, so hatte ich ihren Bitten und Vorstellungen kein Gehör geschenkt.

Meine Mutter bewohnte den unteren Stock eines kleinen Hauses in einer hübschen Vorstadt, deren Gebäude von ausgedehnten Gärten umschlossen waren. Sie war überglücklich, daß ich eine Anstellung in dem Orte gefunden, welcher ihr von Jugend auf lieb geworden, räumte mir zwei Zimmer in ihrer Wohnung ein und sorgte mit der größten Zärtlichkeit für alle meine Bedürfnisse. Wir führten ein sehr eingezogenes Leben und fühlten uns in unserer Einsamkeit unendlich glücklich. Ich gab des Morgens und Nachmittags meine Stunden und verbrachte die übrige Hälfte des Tages theils mit Studien, theils in der Gesellschaft meiner Mutter, die sich jedesmal von Herzen freute, wenn meine Arbeiten beendet waren und ich mit ihr im Garten umherwandeln, mit ihr plaudern oder ihr einen Abschnitt aus irgend einem interessanten Buche vorlesen konnte.

Dies stille, friedliche Leben in der Heimath beglückte meine Mutter in einem so hohen Grade, daß sie mehr als einmal zu mir sagte, sie flehe Gott täglich an, sie bis zu ihrem seligen Ende auf diesem trauten Plätzchen zu lassen; es würde ihr unendlich wehe thun, wenn dies herzliche Zusammenleben mit mir einmal aufhöre.

Wenn ich an jene glückliche Zeit zurückdenke, so überkommt mich oft ein tiefes Weh über die Veränderung, welche binnen wenigen Tagen mit dem Menschen vorgehen kann.

Zwei Jahre waren so in ungetrübtem Frieden dahingegangen, als mir eines Morgens der Amtmann Wartow begegnete und mich bat, ihn gegen Abend mit einem Besuch zu erfreuen; er beabsichtige, seinem Sohn Privatstunden ertheilen zu lassen und ich würde ihm einen großen Gefallen erweisen, wenn ich dieselben übernähme. Da der Sohn des Amtmannes die Klasse des Gymnasiums besuchte, welche ich am meisten unterrichtete und mir ein kleiner Nebenverdienst ganz willkommen war, so erklärte ich mich bereit, den Wunsch Wartow's zu erfüllen und versprach, um die sechste Abendstunde auf dem Amte zu erscheinen.

Das Amthaus lag mit den dazu gehörigen ausgedehnten Oekonomiegebäuden eine Viertelstunde vom Städtchen entfernt, mit dessen Honoratioren Wartow in einem regen gesellschaftlichen Verkehre stand. Ich war mit dem Amtmann nur zwei oder drei Mal bei dem Direktor des Gymnasiums zusammengetroffen, kannte ihn aber als einen sehr wohlwollenden, biedern Mann und freute mich, in nähere Beziehung zu ihm zu treten.

Um die bestimmte Stunde wanderte ich wohlgemuth durch die hohe Pappelallee, welche vom Städtchen nach dem Amte führte, dem staatlichen Wohnhause Wartow's zu, das von einem umfangreichen Park und einem reizenden Blumengarten umschlossen war. Ein tiefblauer Juniabendhimmel lag über den blühenden Gärten, den grünen Wiesen und dem klaren Flusse, welcher sich durch die letzteren vom Städtchen nach dem Amtssitz hinschlängelte; die dichtbelaubten hohen Pappeln rauschten im frischen Sommerwind und der tausendstimmige Jubel der Lerchen in den lichten Himmelsräumen mischte sich mit dem Gesang und dem Gezwitscher der Vögel rings in den Wipfeln. Wie freudig schlug mein Herz an diesem schönen Abend! Mir war es, als müsse es ewig Frühling bleiben — in der Natur wie in meinem Innern.

Der Amtmann empfing mich ungemein freundlich und stellte mich seiner Frau und seiner Nichte Josephine vor, deren Vater ein reicher und angesehener Gutsbesitzer in der Nähe der Hauptstadt war. Da er den Besuch eines Freundes erwartete, mit dem er in die Stadt fahren wollte, so besprachen wir rascher, als es sonst der Fall gewesen seyn würde, die Angelegenheiten wegen der Stunden und kamen überein, daß ich seinem Sohne täglich eine Stunde geben solle und zwar in meiner Wohnung in der Stadt. Daneben mußte ich sowohl dem Amtmanne als auch seiner Frau versprechen, sie mehrmals in der Woche zu besuchen und den Abend bei ihnen zuzubringen — ein Versprechen, welches ich nur zu gern gab, denn ihre Nichte Josephine hatte während der kurzen Zeit, die ich auf dem Amte zugebracht, einen Eindruck auf mich gemacht, der mich selber überraschte. Auf dem Heimwege schwebte mir ihr Bild fort und fort vor Augen und mir war's, als vernehme ich noch immer den Klang ihrer klaren Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Monolog eines Kleinen.) Ich bin doch ein großer Mann, ich Kleiner ich. Ohne mich gäb es kein Mein und kein Dein! Ich bin zwar nicht groß, aber ich dränge mich überall ein und auf. Ich setze mich Dir auf die Stirne, dem Kaiser auf die Nase und der Kaiserin auf den Fuß. Jedes Ding wird mir durch mich, du kannst nicht drei zählen ohne meine Hilfe, und wohin du gehest, ich begleite Dich. Kein Mädchen wird ein Weib, ohne daß ich dabei bin. Kein Jude wird ein Christ, wenn ich fehle; zu Krieg und Frieden braucht man mich, und beim jüngsten Gericht bin ich keiner der letzten. Es gäbe keinen Wein, wenn ich nicht wäre. Die Philosophie verlöre Kopf und Fuß an mir. Der Himmel finge ohne mich nicht an und das Paradies käme ohne mich nicht zu Ende. Die Juden nehmen ohne mein Hinzuthun keinen Rabbi und die Christen hören keine Predigt, wenn ich nicht dabei bin. Der Haß kann mich entbehren, aber die Liebe nicht, ich fädle jede Intrigue ein, bewirke Brief und Ring, bin Zeuge bei der Hochzeit und Gevatter beim Kinde. So klein ich auch bin, springe ich doch dreimal in die Höhe, wo dirigirt wird und habe bei der Regie das letzte Wort. Geklatscht wird ohne mich, doch gepfiffen und gezischt wird nur, wenn ich dabei bin. Das Parquet, das Parterre und die Logen können mich leicht entbehren, nur bei der Gallerie komme ich zuletzt noch recht. Beim Applaudiren verliere ich mich unter die Menge und beim Singen und Spielen ist es derselbe Punkt. Der Kritik bin ich doppelt auffässig und dennoch ist mein Ruhm so weit verbreitet, daß kein Kurier abgeht, ohne etwas von mir mitzunehmen. Ja ich Kleiner bin ein großer Mann! Meine Firma kennt man in Berlin, Paris und China und meine Werke werden dauern, so lange eine Milbe existirt und so lange Käsekrämer Papier suchen. Darum zieht den Hut ab, denn ich bin ein großer Mann, ich kleines „Tüpfelchen auf dem i". (Ein noch wenig bekanntes Produkt von Saphir.)

(Bestrafte Neugierde.) Aus Hamburg schreibt man: „Eine Hinrichtung durch das Fallbeil, welche hier in voriger Woche vollzogen wurde, veranlaßte einen eigenthümlichen komischen Vorfall. Ein Engländer, der vergeblich die Erlaubniß nachgesucht hatte, der im Hofe des Zuchthauses zu vollziehenden Exekution beiwohnen zu dürfen, gerieth in seiner Verzweiflung endlich auf das allerseltsamste Auskunftsmittel. Nachdem er umsonst versucht, von den Dächern der umliegenden Häuser in den von dem Hauptgebäude und zwei sehr hohen Seitenflügeln begrenzten Hof des Zuchthauses hinabzusehen, bemerkte er, daß der einzige günstige Standpunkt die sogenannte Rabosenwache seyn müsse, welche die vierte Seite des Hofes bildet und als Arrestlokal für solche Frevler dient, die etwa zu später Stunde vor dem Hause eines Bürgermeisters genießt, einen Nachtwächter mit finsterem Gesichte angesehen oder ähnliche Verbrechen gegen die Republik Hamburg begangen haben. Er beschloß daher, am Abend vor der Hinrichtung sich arretiren zu lassen, wonach er hoffen durfte, aus seinem Gefängnisse den blutigen Akt bequem übersehen zu können. Gedacht, gethan. Kaum begann es dunkel zu werden, als er das allersicherste Mittel ergriff und ein paar patrouillirenden Wächtern ein Wort ins Gesicht schleuderte, welches für diese so viel als „Nachteule" bedeutet. Mit Berserkerwuth stürzten beide über ihn her; Sieg — Sieg, jauchzte er im Stillen, allein wer beschreibt sein Entsetzen, als sie ihn in einer, der gewünschten ganz entgegengesetzten Richtung fortschleppten. Die Rabosenwache war mit Arrestanten überfüllt und er mußte sich bequemen, auf der Huttenwache am andern Ende der Stadt zu übernachten, wofür man die üblichen 5 fl. 15 kr. nach überstandener Haft nicht abzufordern vergaß."

Vor der Abreise aus England ließ sich die französische Kaiserin den vormaligen König von Lahore, Maradschah Dusis-Singh vorstellen. Der Indier erschien in seinem vollen Gold- und Juwelenschmuck, darunter die berühmten Diamant-Ohrringe im Werth von zwei Millionen Franken.

Auflösung der Charade in № 4:

Thauwetter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. **Sonntag, 13. Januar** **1861.**

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

2.

Die Wohnung des alten Herrn Robyn stand in einem abgelegenen Quartier der Stadt und war sehr niedrig von Aussehen. Sie hatte ein schwarzes Thor zum einzigen Eingang und in gleicher Tiefe mit der Straße nur vier Fenster, welche zu größerer Sicherheit durch eiserne Stangen geschützt waren. Hinter dem Thore, etwa zehn Schritte entfernt, waren in einem Gang, der sich weit in die Tiefe des Gebäudes verlängerte, zur rechten Seite verschiedene Thüren, welche zu den Sprechzimmern führten, wo man die Leute, die Herrn Robyn um etwas zu ersuchen hatten, warten ließ. Die alte Magd, die gewöhnlich das Thor öffnete, wenn geklingelt wurde, kannte den Willen ihres Herrn und war darauf abgerichtet, nie zwei Besucher in demselben Zimmer zu dulden, ja zu verhindern, daß jemals einer von ihnen wissen konnte, wer zu derselben Stunde wie er im Hause von Herrn Robyn sich befand.

Zur linken Seite, näher der Straße, war nur eine Thüre, durch welche man in das Bureau eintrat. Dieses letzte Gemach war ziemlich geräumig und hoch; seine zwei Fenster waren mit grünen Blenden geschlossen, damit kein unbescheidener Blick von außen eindringen könne. Während so die niedrigen Fenster wenig Licht durchließen, herrschte in dem Bureau von Herrn Robyn eine halbe Finsterniß, die Kälte erweckte und das Herz traurig stimmte. Außer einem schwarzen Pulte, drei Stühlen, einem Lehnstuhl mit Kissen und einem Kasten mit geschlossenen Schubladen, um Papiere hineinzulegen, befand sich nichts anderes in diesem Zimmer als eine Kiste, völlig mit eisernen Reifen beschlagen, sichtbar mit dicken Bolzen an den Boden befestigt und mit vielen sonderbaren Schlössern versehen.

Denselben Morgen, als Berthold im Hause von Laura's Vater die Kunst vielleicht mit mehr gutem Willen als Glück vertheidigte, saß Franzen, der Schreiber des Herrn Robyn, in dem Bureau vor dem Pulte. Er ruhte mit dem Kopf auf beiden Händen und blieb so lange Zeit, ohne sich zu rühren. Jemand, der ihn in diesem Zustand überrascht hätte, würde bei der Todtenstille, die in dem ganzen Gebäude herrschte, unzweifelhaft auf den Gedanken gekommen seyn, daß Franzen in einen tiefen Schlaf gefallen sey. Hätte er jedoch gesehen, wie das Auge des Schreibers wachte und bisweilen Strahlen der Freude in die Ferne schoß, er wäre bei dem Glanze dieses Unheil verkündenden Schlangenblicks von einem Schauder ergriffen worden. Franzen ließ seine Arme endlich auf das Pult fallen, und während ein schlimmes Lächeln auf sein Gesicht trat, murmelte er bei sich:

„Sollte Herr Hartmann etwas vermuthen? Er stellt mir sonderbare Fragen; er schmeichelt mir und spricht in dunkeln Worten, um zu erfahren, ob ich gleichfalls Kenntniß habe von gewissen geheimen Dingen, die er mit dem alten Robyn vollbracht hat. Wüßte er, daß ich aus den Papieren, die mir Herr Robyn zu verbrennen gab, eines zurückbehalten habe, das Säcke Goldes werth ist! Dieses Stück Papier kann mir eine Leibrente verschaffen, im Fall die Noth mich zwingt, nach außergewöhnlichen Mitteln mich umzusehen. Man weiß nicht, was noch geschehen kann. Wohl versichert Herr Robyn täglich, daß er mir eine ansehnliche Erbschaft hinterlassen werde; aber er meint, daß er in Ewigkeit lebe, und schiebt sein Testament zu machen immer hinaus. Aber sollte das Unglück mich treffen, müßte ich dieses Haus verlassen, dann würde Herr Hartmann sich des armen Franzen wohl erbarmen und für ihn sorgen. Das kostbarste Stück, das

ſeine Handſchrift trägt, iſt ein mächtiger Empfehlungsbrief bei ihm. Er iſt reich und wird wohl einige Tauſende aufopfern, um ſeine Ehre — vielleicht ſeine Freiheit — nicht in Gefahr bringen zu laſſen."

Die Hausklingel erſchallte durch den Gang und erweckte ſeltſamer Weiſe des Schreibers Aufmerkſamkeit. Er ſchritt ſelbſt auf die Thüre zu, als ob er jemand erwartete; und es bezeigte ſein ganzes Weſen, daß er ſich ärgerlich getäuſcht fand, als die alte Magd in das Bureau trat und ihm mit geheimnißvollen Worten ſagte:

„Es iſt der Unternehmer, der geſtern hierher kam. Ich habe ihn in das grüne Zimmer geführt."

„Er warte dort, bis daß Herr Robyn herabkommt," brummte der Schreiber. „Wenn aber der Arbeiter kommt, der vorgeſtern an dem Thore mit mir geſprochen, dann bringſt Du ihn geraden Weges in das Bureau. — Wie geht's da oben?"

„Nur ſchlecht! Er iſt die ganze Nacht da gelegen, huſtend und ſtöhnend, als ob er ſich bereit machte, um in die andere Welt überzuſiedeln. Ich habe ihm geſtern Abend und dieſen Morgen auf alle Art zugeſprochen, ſein Teſtament zu machen. Es hat noch keine Noth, ſagt er. Mir verſpricht er ein ſehr anſehnliches Legat; ich bin wohl gewiß, im Fall der Tod den alten Geizhals nicht überraſcht, daß ich reich ſeyn werde; darum ſpreche ich ihm nie von mir, ſondern alle Zeit von Euch."

„Gute Margareth!" ſeufzte Franzen; „dann iſt es nur eine Wiedervergeltung der Freundſchaft, ich thue daſſelbe zu Deinem Vortheil."

„Es iſt zu unſerem Vortheil. Ihr lobt mich, ich rühme Euere Aufopferung und Eure Anhänglichkeit. So wird der Geizhals uns beiden mehr geben, als er anders thun würde. Iſt es nicht gleichgiltig, wer von uns am meiſten bekommt, da wir doch unſere beiderſeitigen Vermächtniſſe zuſammenbringen werden?"

„In der That, Margareth."

„Und wenn er todt iſt, dann wollen wir uns ein gutes Leben machen. Lang dürfen wir nicht mit dem Heirathen warten; wir gehören nicht zur Verwandtſchaft von dem Knauſer."

„Das iſt wahr."

„Ich werde nun wieder hinaufgehen und ihm noch eins von dem Teſtament und Euren Dienſten vorſprechen; und wenn er herabkommt, verſucht noch einen kräftigen Anfall, Franzen; denn ſeyd verſichert, es könnte ihm etwas ankommen und er uns entwiſchen. Denkt einmal, da würde Berthold alles haben. Was dann?"

„Dann nichts."

„Nichts? Wäre ich an Eurem Platz!"

„Was würdeſt Du thun?"

„Wenn ich die Schrift von Robyn ſo genau nachmachen könnte, wie Ihr? Und nun der Alte unverſehens ſtirbt? Ich ſchriebe ſelbſt ein Teſtament."

Zitternd vor Ueberraſchung und vielleicht vor Angſt antwortete Franzen:

„Wahnſinnige! Du möchteſt mich wohl auf das Schaffot bringen ſehen? — Nein, nein; laß mich machen, es iſt noch keine Gefahr. Dieſen Morgen wird es wahrſcheinlich nach Wunſch gehen. Berthold hat eine Grube vor ſeinen Füßen gegraben; ich werde ihn heute noch hineinſtoßen."

„Ja, was hat er denn gethan?"

„Es klingelt," rief Franzen mit unterdrückter Stimme. „Geh, Margareth; — und iſt's der Arbeiter, ſo bringe ihn auf das Bureau, aber laß mich allein mit ihm, Deine Gegenwart möchte unſerm Entwurfe hinderlich ſeyn."

Die Magd entfernte ſich. Nach einigen Minuten trat ein Arbeiter auf den Zehenſpitzen herein, und furchtſam wie ein Dieb um ſich blickend, zog er unter ſeinem Kittel ein Buch hervor, das er dem Schreiber überreichte.

Dieſer nahm es, zog einige Geldſtücke aus ſeiner Taſche und gab ſie dem Arbeiter.

„Das iſt der verſprochne Lohn," ſagte er.

Aber der Handwerker hielt, nachdem er das Geld beſehen hatte, die Hand noch geöffnet.

„Was wollt Ihr mehr?" fragte Franzen wie verwundert.

„Es ſind fünf Franken zu wenig," antwortete der andere.

„Keineswegs; ich glaube ſogar, daß ich Euch zu viel gab."

„Aber Herr, wie können Sie das ſagen? Sie wiſſen es ſehr wohl. Wie wollen Sie doch einen Menſchen betrügen, der ſich in große Gefahr bringt, um Ihnen zu dienen?"

„Nun, wollt Ihr das Geld nicht? Nehmt das Buch zurück und geht hin."

„Weil Sie wiſſen, daß ich mit dem Buch nichts anfangen kann! Das iſt nicht recht von Ihnen, Herr. Denken Sie nur nach; es waren nur vier Abdrücke geheftet, weil Ihr junger Herr nicht mehr verlangte. Ich habe die Blätter eins nach dem andern entwendet und das Buch ſelbſt geheftet und geleimt. Wenn man dahinter käme, würde ich gewiß mit Schande weggejagt."

„Habt Ihr den verſprochenen Lohn nicht?"

„Nein; — aber kann es nicht ſeyn, geben Sie mir dann noch eine Kleinigkeit, wenn es Ihnen beliebt."

„Nun entfernt Euch, hier iſt eine Kleinigkeit," ſagte Franzen barſch, während er noch einige Kupfer-

Digitized by Google

münzen ihm in die Hand legte und selbst die Thüre vor ihm öffnete.

Franzen kehrte in das Bureau zurück und betrachtete mit triumphirendem Gemurmel das Buch von allen Seiten; dann ging er an das Pult und begann Bertholds Gedichte zu durchblättern. Inzwischen sprach er mit heiterem Ton:

„Er hat es heimlich drucken lassen, weil er hoffte, daß sein Oheim ihm diesen Ungehorsam als eine vollbrachte Thatsache vergeben werde. Er glaubte, daß niemand davon Kunde habe. Als ob ich, der ich sein Feind bin, ihn nicht bewachte! Als ob man mit Geld nicht alle Geheimnisse herausbringen könnte! Nun werde ich es seyn, der das Buch seinem Oheim vorlegen wird. In der That, es ist das Verlangen, seinem natürlichen Erben Berthold allen Vortheil zuzuwenden, daß Robyn immer es verschieben läßt, sein Testament zu machen. Könnte ich nur in diesem Buch finden, was mir eine günstige Waffe würde! Aber es sind lauter Kindereien, nichtsbedeutende Worte und Gedanken: „Jünglingstraum — Abendgebet — An die Nachtigall — An dem Grabe eines Kindes — Trostlosigkeit!"

Plötzlich sprang er auf und schien zu zittern, indem er auf ein offenes Blatt hinstarrte, als könne er nicht glauben, was er sah.

„Der Wucherer!" murmelte er. „Welcher gute Genius hat ihm diesen Titel eingegeben! Er reicht allein hin, daß Herr Robyn vor Zorn vom Schlage gerührt wird!"

Hastig las er das Gedicht durch und rief:

„Ha, ha, es kann nicht besser seyn! Aber er ist wahnsinnig oder unbegreiflich unvorsichtig, der dünkelhafte Berthold! Er schildert hier das Bild seines Oheims nach dem Leben. Sollte er es wohl absichtlich gethan haben? Unmöglich. Er ist bis zu seinem zwanzigsten Jahre auf der Hochschule geblieben; und während er solche unbesonnene Ideale hegt, hat men, auch wohl ein wenig auf meinen Rath, vor ihm verborgen gehalten, welchen Handel wir hier treiben. — Da höre ich Herrn Robyn die Treppe herunterkommen. Verbergen wir das Buch, bis unsere Handelssachen abgethan sind; der Effekt möchte sonst leicht gestört werden."

Er trat eilig an das Pult, setzte sich nieder und gab seinem Gesicht den harmlosesten Ausdruck der Gemüthsruhe, während er die Feder in die Hand nahm und zu schreiben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kollaborator.

(Fortsetzung.)

„Josephine war eine schlanke, zarte Gestalt mit feinen blassen Gesichtszügen, gegen welche die feurigen dunkeln Augen und die rabenschwarzen Haare scharf abstachen. Sie mochte etwa zwanzig Jahre zählen und besaß eine nicht gewöhnliche Bildung, hatte aber in ihrem ganzen Wesen etwas ungemein Natürliches und Kindliches, das im Gegensatz zu dem affektirten und blasirten Gebahren so vieler andern jungen Mädchen eine ungemeine Anziehungskraft auf mich ausübte.

„Von dem Tage an gestaltete sich mein Leben anders. Ich ward unvermerkt in einen Kreis hineingezogen, dessen Treiben mir ganz neu war, der aber in vielen Stücken wohlthätig auf mich wirkte. Bis dahin hatte ich, fern von allem gesellschaftlichen Verkehr, meine ganze Zeit meinen Studien und meiner Mutter gewidmet, und auf diese Weise die Welt fast gar nicht kennen gelernt. Dadurch hatte mein Auftreten etwas Unsicheres bekommen — einer meiner Freunde, ein junger Arzt namens Mellinger, behauptete sogar, ich sey menschenscheu.

„In wie weit mein Freund Recht hatte, vermag ich jetzt nicht mehr genau zu sagen; ich weiß nur, daß ich nach Verlauf von einigen Wochen meinem eigenen Dafürhalten nach schon mit ziemlicher Sicherheit auftrat und mit einiger Lebhaftigkeit an der allgemeinen Unterhaltung Theil nahm, so oft irgend eine größere Gesellschaft in den eleganten Räumen des Amthauses versammelt war.

„Am liebsten war es mir jedoch, wenn ich Markow und die Seinen allein antraf, weil ich dann Gelegenheit fand, ein längeres Gespräch mit Josephine anzuknüpfen, für welche ich mich je länger je mehr interessirte. Daß auch sie sich gern mit mir unterhielt, fand ich anfangs sehr natürlich, da ich der einzige war, der ihr in Betreff ihrer Liebhaberei an Botanik und an Astronomie auf alle Fragen Auskunft geben konnte. Der Amtmann und seine Frau, welche mich sehr liebgewonnen hatten und wir dies auf alle Art zu beweisen suchten, legten uns kein Hinderniß in den Weg, wenn wir im Garten und im Park spazieren gehen wollten, und so kam es denn, daß wir oft stundenlang allein beisammen waren und bald ohne alle Förmlichkeit mit einander verkehrten.

„Es verging fast keine Woche, in welcher nicht irgend eine Partie nach einem der benachbarten öffentlichen Vergnügungsorte oder nach einem schönen Punkte der Umgegend unternommen wurde, und so

oft es meine Zeit nur irgend erlaubte, schloß ich mich der fröhlichen Karawane an, welche vom Amte oder von der Stadt aus zu Wagen, zu Schiffe oder zu Fuß dorthin zogen. Auf diesen Fahrten und Wanderungen war ich stets der Begleiter Josephinens; den andern unverheiratheten jungen Herren, welche im Hause Wartow's aus- und eingingen, schien die Vorliebe des feingebildeten, poetischen Mädchens für Wissenschaft und Kunst, so wie ihre Abneigung gegen rauschende Lustbarkeiten nicht besonders zu gefallen: einer derselben war wenigstens offenherzig genug, mir zu gestehen, daß er sich ungern mit der „alles wissenden, sentimentalen Nichte" des Herrn Amtmanns unterhalte.

„Ehe ich Josephine kennen gelernt hatte, war es mir unter meinen philologischen Büchern immer so vorgekommen, als seyen die in Romanen und Gedichten geschilderten Stimmungen und Situationen von Anfang bis zu Ende reine Phantasiegebilde der Dichter; wenn ich aber jetzt mit ihr unter einer der hohen weitästigen Eichen des Parkes saß, die unweit des Flusses standen, und sie dann mit Begeisterung von ihren Reisen durch romantische und idyllische Gegenden, von dem stillen, poetischen Leben auf ihres Vaters Gute und von allem Schönen und Herrlichen erzählte, was sie gelesen hatte, ich ihr dann lauschend in die glänzenden dunkeln Augen schaute, und außer ihrer klaren Stimme nichts zu vernehmen war, als der Gesang der Vögel rings in den Bäumen und hoch in den Lüften, das Rauschen des Windes in den Blättern und das leise Geflüster der Wellen im Uferschilf — da däuchte es mir, als sey mein Leben nun selber ein schönes Gedicht.

„In diesem neuen Leben würde ich mich ganz glücklich gefühlt haben, wenn mich nicht dann und wann der Gedanke an meine Mutter beunruhigt hätte. Bisher war ich ihr Eins und Alles gewesen: sie hatte nur für mich, ich nur für sie gelebt — das war nun plötzlich anders geworden. Während ich früher fast alle meine Mußestunden in ihrer Gesellschaft zugebracht hatte, saß sie jetzt des Abends gar manches Mal allein in ihrem kleinen Stübchen und las und strickte. Obgleich sie mir nie auch nur den leisesten Vorwurf über meine häufige Abwesenheit machte, sondern sich im Gegentheil über meinen Verkehr mit dem Amtmann und seiner Familie freute, so schien es mir doch, als sey sie nicht mehr so fröhlich wie sonst und suche ihren Schmerz hinter einer heitern Miene zu verbergen.

„Wenn ich mir jene Zeit so recht wieder vergegenwärtige, so vermag ich durchaus nicht zu begreifen, daß ich dazumal nie an die Zukunft gedacht und mir nie die Frage gestellt habe, was ich beginnen werde, wenn mir ein anderer Wirkungskreis zugewiesen, oder Josephine von ihren Eltern zurückgerufen werden sollte. Wenn ich bei ihr war, so lebte ich so ganz in der schönen, beseligenden Gegenwart, daß jeder Gedanke an eine Veränderung meines Geschickes gar nicht in meiner Seele auftauchte, und wenn ich fern von ihr war, so dachte ich nur an den Augenblick, wo ich sie wiedersehen würde.

„Josephine deutete, falls ich mich nicht irre, einige Male leise darauf hin, daß unser poetisches Zusammenleben über kurz oder lang wohl einmal aufhören könne, allein in meiner Freudigkeit beachtete ich derartige Andeutungen nicht. Aber ich ward nur zu unsanft aus meinem wonnereichen Traum geweckt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Giftige Ballkleider.) Es ist bereits früher von der Giftigkeit grün gefärbten Tarlatans in diesen Blättern warnende Mittheilung gemacht worden und einzelne Regierungen haben Veranlassung genommen, den Verkauf solcher Stoffe polizeilich zu untersagen. Trotzdem hat vor einigen Wochen Dr. Vorwerk in Speyer Gelegenheit gehabt, ein zu mehreren Ballkleidern bestimmtes Stück fraglichen Tarlatans chemisch zu untersuchen und in der Farbe desselben das arsenikhaltige überaus giftige Schweinfurter Grün erkannt. Da diese Farbe lediglich mechanisch auf dem Zeug befestigt ist, so ist jede Reibung fähig, Theile davon staubförmig abzulösen, ein Umstand, der sowohl für die Näherinnen solcher Kleider, als auch für ein ganzes Ballpersonal unberechenbar nachtheilige Wirkungen auf die Gesundheit herbeiführen kann. Möge vor allen die tanzlustige Damenwelt gerade jetzt bei Beginn des Faschings dieses Faktum beherzigen und nicht das Wohl den Rücksichten der Eitelkeit hintansetzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Dienstag, 15. Januar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Eine Seitenthür wurde geöffnet. Herr Robyn, durch die alte Margareth am Arm geleitet, trat ein und ließ sich vorsichtig in den breiten Lehnstuhl fallen, der dicht neben der eisernen Geldkasse sich befand. Herr Robyn schien ein abgelebter Greis, obwohl er wahrscheinlich die sechzig noch nicht erreicht hatte, aber schon längst unterwühlte eine langsame Krankheit sein Leben. Die Bläue seiner Lippen und die seltsame Blässe seiner Wangen bewiesen deutlich genug, daß er an einer Herzkrankheit litt und vielleicht in Folge davon die Brustwassersucht hatte. Außerdem waren seine Beine und Füße so sehr geschwollen, daß er sich nicht mehr ohne Hilfe über den Boden fortschleppen konnte. Das ganze Aussehen von Herrn Robyn — sein Gesicht, seine Haltung und die Abspannung seiner Glieder — deuteten einen tiefen Verfall seiner Kräfte an. Seine Augen allein schienen noch viel Leben behalten zu haben, und auffallend war die Schnelligkeit des forschenden und mißtrauischen Blicks, den er bei seinem Erscheinen in dem Bureau auf Alles warf. Der Schreiber hatte seinen Herrn gegrüßt, ohne von dem Pulte aufzustehen oder scheinbar seine Arbeit zu unterbrechen.

Eine Weile blieb alles still; dann wies Robyn die Magd nach der Thüre und sprach mit noch festerer, aber auf einmal nachlassender Stimme:

„Franzen, kommen Sie hierher! Haben Sie die Aufklärungen, die Sie über den Unternehmer erhielten, bestätigt gefunden, denn wir müssen auf unserer Hut seyn: er kann wohl schon bei Andern Geld entlehnt haben; man würde dann zur Zeit der Bezahlung uns voraus seyn."

„Es sind keine Gründe vorhanden, dies zu befürchten," antwortete der Schreiber. „Der Unternehmer ist von einem Unfall betroffen worden; aber bis hieher hat er alle seine Geschäfte mit Ehren ausgeführt. Ich glaube schon, daß wir uns mi ihm einlassen können."

„Nun wohl, da sind die Schlüssel, öffnen Sie die Kasse und holen Sie den Unternehmer."

Mit diesen Worten nahm Robyn einige Schlüssel von dem eisernen Ring, der an seiner Seite hing, und reichte sie dem Schreiber dar. Während dieser die Schlösser öffnete und die eisernen Reife durch geheime Springfedern löste, folgte Robin allen Bewegungen seiner Hände und hielt das Auge auf die Kasse gerichtet, als fürchte er, daß sein treuer Franzen selbst ihn bestehlen werde. In der Kasse waren von innen verschiedene Fächer, jedes durch ein besonderes Schloß geschützt. Robyn hatte seinem Schreiber nur den Schlüssel zum Oeffnen von einem dieser Fächer gegeben; wahrscheinlich, daß darin hinreichende Gelder für die Geschäfte des Tages sich befanden.

Sobald Franzen den ersten Befehl seines Herrn vollzogen hatte, verließ er das Bureau und kehrte im Augenblick darauf mit einem wohlgekleideten Mann zurück, dem er einen Stuhl anbot. Dann setzte er sich an das Pult im Rücken von dem Unternehmer und auf solche Art, daß er immer das Gesicht und vor allen die Augen seines Prinzipals sehen konnte.

„Ihr Name ist Herr Guido?" fragte Robyn. „Sie wünschen mich zu sprechen?"

„Ich befinde mich in bedrängten Umständen," antwortete der Andere, „und komme, Sie zu ersuchen, mir für die Zeit von sechs Monaten eine Summe Geldes zu leihen. Ich bin bereit, es mit guten Zinsen zu bezahlen."

„Die Zeiten sind so schlecht, das Geld ist so rar!" seufzte Herr Robyn mit einem Blick gegen Himmel. „Wie stehen Ihre Angelegenheiten?"

„Schlimm genug für den Augenblick. Es ist mir ein Unglück zugestoßen. Ich habe von der Staatsregierung einige Bauwerke übernommen, die etwas über meine Kräfte gingen. Ein Geschäft von viermal-

hunderttausend Franken. Alles ging lange Zeit gut, aber vor vierzehn Tagen hat sich unvermuthet ein Theil der angefangenen Bauten gesenkt. Es ist wohl ein großer Verlust, doch wird das Unternehmen noch immer einen ansehnlichen Gewinn abwerfen. Zudem hat dieser Unfall viel Geschrei gemacht, und man hat sogar davon gesprochen, als müßte ich unterliegen. Sofort haben die Lieferanten mich bestürmt; mein Kredit ist in Gefahr gebracht; ich muß mit baarem Geld in der Hand dastehen, um das Baumaterial zu bekommen. Es ist eine Zeit zur Vollendung der Bauten festgestellt und eine schwere Buße für jeden Tag Verzögerung angesetzt. Ich werde mit einer übergroßen Zahl Werkleute arbeiten müssen, um den Zeitverlust einzubringen; aber da die Staatsregierung mir nichts bezahlen wird, ehe das, was sich am Bau gesenkt hat, wieder aufgerichtet ist, fehlt es mir am nöthigen Geld. Sie würden mich unendlich verpflichten, mein Herr; es handelt sich darum, bei dreißigtausend Franken zu gewinnen, trotz des vorgefallenen Unglücks, oder das Unternehmen aufzugeben und ganz zu Grunde zu gehen."

„Die Werke, die noch auszuführen sind, wie hoch können sich die Kosten dafür belaufen?" fragte Herr Robyn.

„Ich schätze sie höchstens auf einmalhunderttausend Franken."

„Wie viel müssen Sie noch von der Staatsregierung ziehen?"

„Noch hundertfünfzigtausend Franken."

„Und wie viel haben Sie jetzt nöthig?"

„Mit fünfundzwanzigtausend Franken in baarem Geld werde ich mein Unternehmen zu einem guten Ende bringen."

„Fünfundzwanzigtausend Franken? Das ist sehr viel."

„Ich werde Ihnen vortheilhafte Zinsen zahlen."

„Aber ich leihe nicht auf Zinsen."

„Sie leihen nicht auf Zinsen?" fragte der Unternehmer mit Verwunderung. „Sie können mir also nicht helfen?"

„Ich will mich mit Ihnen associren. Sie müssen noch für hunderttausend Franken Arbeit ausführen. Zufolge Ihrer eigenen Aussage wird Ihnen das ganze Unternehmen, im Falle Sie das nöthige Geld finden, ungefähr dreißigtausend Franken einbringen. Nehmen Sie achtundzwanzig an, das ist für die Arbeiten, die noch zu vollenden sind, siebentausend Franken. Wohlan denn, ich will Ihnen die verlangte Summe auf sechs Monate zur Hand stellen, mich mit Ihnen associren und diesen letzten Gewinn theilen."

„Aber, mein Herr, Sie irren sich ohne Zweifel," rief der Unternehmer; „Sie würden von Ihrem Geld ein Interesse von mehr als fünfundzwanzig Prozent ziehen! Und würden Sie dann ebenfalls die Gefahren theilen, die noch im Verlauf der Arbeit eintreten können?"

„Es gibt keine Gefahren mehr, sagen Sie, der Gewinn ist vollkommen sicher."

„Was verlangen Sie denn von mir? Ich begreife Sie nicht."

„Sie werden mir Wechsel zeichnen auf verschiedene Verfalltage für die Gesammtsumme von achtundzwanzigtausend fünfhundert und —"

„Und Sie geben mir nur fünfundzwanzigtausend Franken?"

„Wie Sie sagen."

Der Unternehmer biß sich vor Unwillen auf die Lippen und rührte ungeduldig die Füße. Robyn sah ihm mit seinem kalten Blick in die Augen. Franzen beobachtete ihn von hinten. Keiner von beiden sprach ein Wort. Endlich, als auf dem Gesicht des Unternehmers Traurigkeit und Verzweiflung zu lesen war, sagte Robyn:

„Sie müssen es wissen, Herr Guido. Können Sie irgend die gewünschte Hilfe unter besseren Bedingungen erhalten, so gehen Sie, dieselbe zu suchen. Sie werden mir selbst einen Gefallen thun, wenn Sie nicht länger darauf dringen; denn wenn ich nicht Mitleid hätte mit einem ehrlichen Mann, würde ich mein Geld nicht so leichtsinnig aus der Hand lassen."

Plötzlich stand der Unternehmer auf und sagte mit einer krampfhaften Bewegung der Fäuste:

„Es sey denn so, da es kein anderes Mittel mich zu retten gibt. Ich bin bereit auf Ihr Anerbieten einzugehen."

In weniger als einer Minute waren vier Wechsel bereit. Der Unternehmer unterzeichnete sie, ohne noch eine Bemerkung zu machen, und nahm mit unverhohlener Verachtung auf dem Gesicht die Banknoten in Empfang, welche ihm von Franzen eingehändigt wurden. Murrend und ohne zu grüßen verließ er das Bureau und öffnete sich selbst die Thüre nach der Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kollaborator.

(Fortsetzung)

„Als ich mich eines Abends wieder auf dem Amte befand und mit Josephinen und ihrer Tante in der Weinlaube neben der Gartenthüre saß, kehrte Wartow

mit einem sehr vergnügten Gesicht von der Stadt zurück und sagte lachend, indem er seiner Nichte einen Brief überreichte, den er von dort mitgebracht hatte:

„„Hier hast Du ein **billet doux** von einem Deiner Verehrer in der Heimath, liebe Josephine!““

„„Gott sey Dank, daß mein Vater endlich schreibt!““ erwiederte das Mädchen mit freudestrahlenden Augen, nachdem sie rasch einen Blick auf die Adresse geworfen und die Handschrift ihres Vaters erkannt hatte. „„Ich habe diesmal vierzehn Tage länger auf einen Brief warten müssen als sonst!““

„Nach diesen Worten öffnete sie das Schreiben in fröhlicher Hast, um Gewißheit darüber zu erlangen, ob ihr Vater, der an einem Gichtanfall gelitten, vollständig wieder hergestellt sey; aber kaum hatte sie die ersten Zeilen gelesen, als sie einen dumpfen Schrei ausstieß und das Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Erschrocken raffte der Amtmann den Brief, der ihren Fingern entglitten war, vom Boden auf; er meinte nicht anders, als daß seinem Bruder ein großes Unglück zugestoßen sey.

„„Um Gotteswillen, so sprich doch, was steht in dem Briefe?““ rief die Amtmännin ihrem Gatten zu, der schweigend und finster dastand und regungslos auf das Papier starrte.

„„Mein Bruder verlangt, daß Josephine so bald als thunlich zu ihm zurückkehre,““ versetzte Wartow; „„ein angesehener und reicher Mann aus der Residenz, der sie vor einem Jahre dort hatte kennen gelernt, hat vor einigen Tagen bei ihm um ihre Hand angehalten.““

„Das war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel! Da ich nie an die Möglichkeit eines derartigen Falles gedacht hatte, so war ich so bestürzt, daß ich kein Wort herausbringen konnte. Das stille Weinen Josephinens und das Wehklagen ihrer Tante, welche sie wie ihre eigene Tochter liebte und so baldige Trennung von ihr durchaus nicht erwartet hatte, vermehrten meine Verwirrung und meinen Schmerz noch um ein Bedeutendes; mir war's, als stehe ich mit blutendem Herzen mitten in einer nachtumhüllten Wüste.

„Als der Amtmann gewahrte, welchen Eindruck die unerwartete Nachricht auf uns gemacht hatte, suchte er Alles auf, was zur Beruhigung unserer aufgeregten Gemüther dienen konnte. Er meinte, das Ganze sey nur eine Grille seines Bruders, und versprach, auf der Stelle an ihn zu schreiben und ihn aufs Dringendste zu bitten, Josephine nicht zu einer Heirath zu überreden oder zu zwingen, welche ihrem innersten Wesen widerstrebe.

„„Ja, thu' das, lieber Onkel,““ bat Josephine mit flehender Stimme; „thu' es so bald als möglich! Ich bin nicht im Stande, einem Manne meine Hand zu reichen, dessen ich mich kaum entsinne!““

„„Hast Du denn eine Vermuthung, wer es seyn könnte?““ fragte die Amtmännin.

„„Wahrscheinlich wird es der Baron v. Stelben seyn,““ versetzte Josephine. „„Der hat mir wenigstens vor einem Jahr in der Residenz Schmeicheleien gesagt und ist während unseres Aufenthaltes daselbst mehrmals zu meinem Vater gekommen. Es mag ein ganz guter Mensch seyn — aber wenn er auch der beste von der Welt wäre — heirathen werd' ich ihn nicht, so lange ich noch freien Willen habe.““

„„Die wiederholten Versicherungen des Amtmannes, daß sein Bruder vernünftigen Vorstellungen Gehör schenken werde, beruhigten seine Nichte und seine Frau einigermaßen, während ich es ihm nur zu deutlich ansah, daß er an seine Versicherungen selber nicht glaubte und jede Hoffnung auf die Erfüllung unser aller Wünsche aufgab.

„Halb betäubt ging ich heim. Die widersprechendsten Gefühle und Gedanken stürmten so auf mich ein, daß ich kaum wußte, was ich that. Nur eins war mir klar geworden: ich fühlte, daß ich unaussprechlich unglücklich werden müsse, wenn Josephine für immer von mir getrennt werde.

„Es konnte nicht fehlen, daß meine verstörte Miene sogleich die Aufmerksamkeit meiner Mutter erregte, und auf ihre wiederholten dringenden Fragen erzählte ich ihr mit möglichster Ruhe, was vorgefallen war.

„„Du liebst also Josephine?““ forschte sie mit zögernder Stimme und ängstlichem Blick.

„„Ja — so ist es,““ erwiederte ich.

„„Ich hab' es längst vermuthet,““ entgegnete sie schmerzlich lächelnd; „„ich hielt es aber für besser, nicht eher darüber zu sprechen, als bis Du mich in dies Geheimniß eingeweiht.““

„„Was ich für Josephine empfinde, ist mir erst in der Stunde klar geworden, in welcher ich das Verlangen ihres Vaters vernommen habe,““ antwortete ich. „„Wäre ich mir dessen früher bekannt gewesen, ich würde es Dir nicht verschwiegen haben; ich habe nie ein Geheimniß vor Dir gehabt.““

„„Und was gedenkst Du nun zu thun?““

„„Ich weiß es nicht — ich habe noch nicht darüber nachgedacht,““ versetzte ich. „„Meine Aufregung ist zu groß, als daß ich einen bestimmten Entschluß fassen könnte.““

„„Wird denn aber möglicherweise nicht alles für Dich verloren seyn?““

„„Der Amtmann will noch heute seinem Bruder schreiben; die Antwort des Letzteren wird meinen

Entschluß bestimmen. Bis dahin laß uns nicht mehr über die Sache reden.““

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Mittelalterliche Bierpolizei.) Daß auch die Alten die Sünden der Bierbrauer strenge rügten und ahndeten, mögen folgende Aufzeichnungen beweisen. Eine Chronik der Stadt Nürnberg, welche ein Bediensteter derselben im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts eigenhändig anlegte und bis zum westphälischen Friedensschlusse fortführte, erzählt hierüber: „„Anno 1609 den 17. Okt. hat man allhier der Stegerin, Bierbrauerinn in der Pfannenschmiedegasse, Balthasar Schmiedt am Kornmarkt, Hanns Harmankel auch am Kornmarkt, einem jeden ein Faß Bier auf die Fleischbrücke geführt, daselbst den Fässern den Boden eingeschlagen und das Bier in die Pegnitz geschüttet. — Leonhard Spaz, Bierbrauer in der Kothgasse, ist solches auch mit einem Fasse wiederfahren, der sich aber ungehorsam erzeigt und sein Haus versperrt gehabt, bis wohl der Löw mit seiner Trommel, der Provos und etliche Provisoner kommen, da er denn aufgemacht und das Faß auf den Aichwagen gelegt, auf welchen sich der Löw mit seiner Trommel gesetzt. Besagten Leonhard hat man auch ob seines Ungehorsams auf den Thurm gestraft, sind auch drei Bierkiefer in das Loch gelegt und zwei davon ihres Dienstes entlassen worden.“ — Ueber den Ausschank untarifmäßigen Bieres fand sich der Senat der Stadt Regensburg im Jahre 1644 bemüssigt, nachstehenden Beschluß zu erlassen: „Demnach ein Erbarer Cammerer und Rath dieser des heyl. Reichs freien Stadt Regensburg mit höchstem Mißfallen und nicht ohne sonderbares Bekümmern vernehmen müssen, daß bei diesen ohne das schwären Zeiten und da der Allerhöchste uns wegen übermachte Sünden heimbsuchet, etliche geitsüchtige und aigennutzige Pierbrauer sowohl unter der Bürgerschaft, als auch unter den Innwohnern durch Uebersatz des nechsten und schändlichen Wucher mit elendem Piere solchen Grimm, Straff und Zorn Gottes noch vermehren und hindangesetzt der christlichen Lieb, erbärmliches Pier vor thewres Geld auszuschenken und zu verkauffen pflegen, dadurch aber der benöthigte Mit- und Nebenchrist in großen Schaden auch endlich zeitliches Verderben gebracht würdt: Als können Ihre Ehrenvesten Weisheiten Ihrem tragenden Obrigkeitlichen Ambt nach nicht unterlassen, diejenigen, so solch unchristlich wucherliches Pier ausschenken der Gebühr nach abzustraffen. Befehlen solchem nach aus väterlichen obrigkeitlichen Eyfer hiemit und wollen, daß anmänniglich in denen Schenken gutes Pier verschenkt und verleutgegeben wird und verordnen, daß die Contravenienten unter den Pierbrauern und Pierschenken ihr eigenes elendes Pier selber zu trinken verurtheilt werden sollen, während ihre liebe Burgerschaft, Innwohnern und Beisitzern erinnert werden, sich des Pierholens in solchen Schenken bei Straff von vier Gulden gänzlich zu entäußern. Gestalten dann auff solche wucherliche Händel ein mehrer und schärffere Aufsicht gegeben werden solle. Darnach sich menniglich zu richten und vor Straff und Schaden zu hüten wissen würd. **Decretum in senatu** den 28. **Decembris** 1644.“ — Eine Stelle endlich aus der „Dreidings-Ordnung“ (Polizei-Gesetz) für Unterthanen des Abts von Grüssau in Schlesien vom Jahre 1661 verordnet: „Der Brauer soll kein schlechtes Getränk und richtiges Maß geben, „„damit der gemeine Mann für seinen sauern Pfennig sein Genüge habe!““

Wo liegt das menschliche Herz? wurde ein kleiner Knabe vom Lehrer gefragt. — In den Augen. — Wie so denn, einfältiger Junge? — Meine Schwester singt immer: In den Augen liegt das Herz.

Räthsel.

Das Ding schmückt manchen großen Herrn,
Und Mancher fehl's und hätt' es gern;
Und Mancher, der's nicht hat noch mag,
Macht's siebenmal in Einem Tag;
Und Mancher setzt sich selber drein
Und säuft darin Liqueur und Wein,
Doch spricht's bei Dem und Jenem an,
So sagt man: O du armer Mann!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Freitag, 18. Januar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Der alte Robyn rieb vergnügt die Hände: Monk schien vor Freude zu verzehren und schloß nun die Kasse, da die Geschäfte abgemacht waren. Während der Schreiber diese Arbeit vollbrachte, fragte Robyn:

„Franzen, ist schon Nachricht von dem Fabrikanten von Brüssel da?"

„Ja."

„Hartmann wird ohne Zweifel sein schönes Geld bei der Sache verloren haben? Ich habe es ihm wohl gesagt, daß er zu viel wagt. Sie hatten Unrecht, Franzen, ihm ein so gefährliches Spiel anzurathen."

„Nehmen Sie es nicht übel, Herr," antwortete Franzen, „aber Sie irren sich ganz und gar. Ich bin diesen Morgen sehr früh zu Herrn Hartmann gegangen, um ihm zu berichten, daß er bei der Sache zehntausend Franken gewonnen hat."

Ein Zittern schien Robyn's sich zu bemächtigen und ein peinlicher Husten überfiel ihn.

„Wie? Was sagen Sie?" stönte er endlich. „Es sind zehntausend Franken bei der Sache gewonnen worden — und ich habe mich geweigert, daran Theil zu nehmen! Unglücklicher, der ich bin!"

„Sie wollten meinem Rath nicht folgen," sagte Franzen. „Hätten Sie die Sache gemeinschaftlich mit Herrn Hartmann übernommen, wie ich Ihnen vorstellte, so wären in diese Kasse fünftausend Franken gekommen, die nun anderswo ihren Aufenthaltsort finden."

„Wehe, mein Verstand wird trübe!" klagte Robyn. „Fünftausend Franken verloren! Ach Freund, das ist es, was mein Herz so peinlich klopfen macht. Holen Sie mir ein Glas Wasser."

Nachdem Franzen ihm das Glas Wasser gebracht, blieb Robyn noch einige Augenblicke in trauriges Stillschweigen versunken. Er erhob jedoch bald wieder den Kopf und sagte:

„Mein Aerger wird die günstige Gelegenheit, die verschwunden ist, nicht zurückbringen. Unglück ist das Loos alter Leute. — Franzen, sind Briefe da?"

„Nein, heute noch keine."

„Dann ist alles abgethan?"

„Es ist wohl noch etwas; aber ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht davon sprechen."

„Nun, nun, Franzen, machen Sie mich nicht böse!" rief der Alte ungeduldig. „Sie werden es mir sagen, ich befehle es Ihnen."

„Ach, Herr Robyn, es würde Sie zu sehr aufregen. Der Aerger könnte Ihnen eine Krankheit zuziehen und Schaden thun. Aus Sorge für Ihre theuere Gesundheit bitte ich Sie, mich schweigen zu lassen —"

„Ich will es wissen, ohne Verzug."

Franzen holte das Buch aus seinem Pult, blieb aber ein paar Schritte vor seinem Herrn stehen und sprach:

„Das hat ein alter Herr, den ich nicht kenne, diesen Morgen an der Thüre für Sie abgegeben. Zufällig öffnete ich selbst die Thüre; der Herr sagte mir mit einem Lachen, das nahe an Spott grenzte: „„Davon weiß Herr Robyn gewiß nichts. Man wird nicht wenig auf seine Rechnung schwatzen und über ihn lachen. Was wird man voll Befremden in der Stadt auch sehen? Der kranke, graue Robyn, der Verse macht in seinen alten Tagen, der verliebt wird in den Mond und in die Nachtigall!""

„Aber um Gotteswillen, was sagen Sie da alles? Was haben Sie denn so Schreckliches in der Hand? Geben Sie her, geben Sie her!" schrie der Alte, vor Ungeduld fast aus seinem Lehnstuhl springend.

„Es ist ein Buch mit allerlei Gedichten darinnen; auf dem ersten Blatt steht mit großen Buchstaben

gedruckt: „„Frühlingsseufzer von Berthold Robyn““ — und da es Ihr Name ist —“

Er überreichte Robyn das Buch, der schweigend und vor Zorn bebend seine Brille aus der Rocktasche zog, um mit eignen Augen sich zu überzeugen, daß man ihn nicht betrogen hatte. Franzen hatte sich neben den Lehnstuhl gestellt und mitleidig den Arm auf seines Herrn Schulter gelegt, während er mit halber Stimme murmelte:

„Armer Herr Robyn, mäßigen Sie Ihre Betrübniß. Denken Sie, daß Berthold es nicht mit Absicht gethan hat. Es ist wahr, man wird Sie vielleicht verspotten, aber Berthold konnte es nicht voraussehen. Es ist ein Zufall, daß Sie sein Pathe sind und er denselben Vornamen mit Ihnen trägt.“

„O, der Unverschämte! Er hat mein Verbot in den Wind geschlagen, seine Gedichte insgeheim drucken lassen und mich in Jedermanns Augen lächerlich gemacht. Es ist unbegreiflich! Er muß von einem bösen Geist besessen seyn!“ Dies sagend, durchblätterte er brummend das Buch mit so leidenschaftlicher Hast, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, nur eine einzige Ueberschrift darin zu lesen.

„Nun,“ rief er aus, „was enthält das Buch? Was steht auf den schamlosen Blättern?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Franzen, „aber den Worten des alten Herrn zufolge muß auch ein schönes Gedicht darin stehen, das er mich ersuchte, Ihnen zu zeigen. Warten Sie, auf welchem Blatt beginnt es wieder? Er zeigte es mir, aber ich habe es vergessen. Nein, ich erinnere mich, es steht auf der fünfzigsten Seite.“

Herr Robyn öffnete von neuem das Buch und suchte nach der angegebenen Seite; es dauerte ziemlich lange, ehe er sie gefunden hatte — da grinzte ihn plötzlich das Wort Wucherer an!

Mit einem lauten Schrei des Abscheus und Zorns warf er das Buch so heftig von sich weg, daß es mit offenen Blättern unter das Pult fiel.

„Was ist es, das Sie so aufregt?“ fragte der Schreiber wie verwundert. „War das angezeigte Gedicht nicht schön?“

„Eitler Spott!“ stotterte Robyn. „Ach Franzen, guter Freund, ich fühle mich nicht wohl. Das Blut kocht mir vor Zorn; das Herz klopft mir so heftig.“

„Spott, nicht gegen Sie, fürwahr?“

„Nehmen Sie das Buch, lesen Sie das Wort, das oben auf der Seite steht, und sagen Sie, ob das Haar mir nicht zu Berg stehen soll vor Entrüstung.“

Der Schreiber raffte das Buch auf und öffnete es auf der fünfzigsten Seite. Das Wort schien ihn gleichfalls vor Entsetzen niederzuschlagen und er erbleichte sichtbar, während er den Kopf schüttelte, als traue er seinen Gedanken nicht. Scheinbar in Gedanken, las er mit gedämpfter Stimme, doch laut genug, um von seinem ergrimmten Herrn gehört zu werden, das ganze Gedicht vor.

„Aber es ist unerhört,“ rief Franzen, nachdem er zu Ende gelesen hatte, „es ist abscheulich! Dieses Gedicht hat Berthold nicht gemacht. So undankbar kann ein Mensch nicht seyn!“

Ein kräftiger Ton der Klingel unterbrach ihn in seinem Ausrufe; er wandte den Kopf ab, um die Freude zu verbergen, die wider seinen Willen sein Gesicht erhellte. Derselbe Gedanke war in Robyn's Geiste aufgestiegen, denn er hielt gleichfalls den erwartenden, jedoch flammenden Blick auf die Thüre gerichtet.

Ein Jüngling trat in das Bureau; auf seinen Lippen schwebte ein zurückgehaltenes Lächeln, und in der Hand hielt er ein Buch, das er Herrn Robyn mit den Worten anbot:

„Lieber Oheim, Du wirst mir zürnen, nicht wahr? Aber Du bist gut und wirst mir vergeben, was ich gethan habe. Verschmähe dieses demüthige Büchlein nicht. Aber Dein Blick ist so streng?“

„Franzen, geben Sie das Buch her, das Sie in der Hand haben!“ rief der Alte vor verhaltener Wuth bebend.

„Meine Gedichte hier!? Was bedeutet das?“ murrte Berthold, indem er den Schreiber fragend anschaute.

„Gehen Sie, Franzen, lassen Sie mich mit dem Heuchler allein,“ befahl Robyn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kollaborator.

(Fortsetzung.)

„Vier Tage vergingen mir in der peinlichsten Ungewißheit; daß auch Josephine unaussprechlich litt, sagten mir ihre verweinten Augen und der tiefschmerzliche Ausdruck ihres bleichen Angesichtes. Auf den besonderen Wunsch des Amtmanns sprach ich indessen mit ihr nur über andere Dinge. Wartow motivirte diesen Wunsch durch die Hoffnung auf eine günstige Erwiederung von Seiten seines Bruders.

Als ich am fünften Tage gegen Abend auf dem Amt erschien, fand ich Josephine und ihre Tante in Thränen; Wartow ging aufgeregt im Zimmer herum.

„„Vor einer Stunde iſt die Antwort meines Bruders eingetroffen,““ ſagte der Amtmann zu mir. „„Er verſichert, daß Joſephine keinen beſſern Gatten finden könne als den Baron v. Sielben — denn dieſer hat ſich in der That um ſie beworben — und er verlangt, daß ſie ſchon übermorgen von hier abreiſe.““

Während dieſer Worte verließen Joſephine und ihre Tante das Zimmer, und ich blieb mit Wartow allein.

„„Und was hat Joſephine — — was haben Sie beſchloſſen?““ ſtieß ich mit kaum vernehmbarer Stimme hervor.

Wartow ſchaute mich mit einem durchdringenden ernſten, faſt unwilligen Blick an und erwiederte:

„„Zuerſt wünſche ich zu wiſſen, was Sie beſchloſſen haben — denn es will mir doch ſcheinen, als ob das Intereſſe, das Sie für meine Nichte gezeigt haben und zeigen, mehr als ein oberflächliches Gefallen an der Unterhaltung mit ihr iſt. Seyen Sie offenherzig gegen mich, lieber Herr Reimann,““ fuhr er bittend fort; „„es handelt ſich hier um das Lebensglück Joſephinens. Ich vermag viel über meinen Bruder, vielleicht kann ſich noch Alles zum Guten wenden.““

„„Ich ſuchte meinen Schmerz, ſo gut es ging, zu bemeiſtern, und verſetzte nach einer Pauſe mit äußerer Ruhe:

„„Da Sie mir allzeit mit ſolcher Herzlichkeit entgegengekommen ſind, ſo iſt es meine Pflicht, aufrichtig gegen Sie zu ſeyn und Ihnen nichts zu verſchweigen, was auf meine Gefühle für Ihre Nichte und auf mein Verhältniß Bezug hat. Ich liebe Joſephine mehr als mein Leben, und ich würde der glücklichſte Menſch auf Erden ſeyn, wenn ich ſie mein nennen könnte, aber da ich in meiner beſcheidenen Stellung nicht die geringſte Hoffnung hegen darf, daß ihr Vater mich einem ſo reichen und angeſehenen Bewerber vorziehen wird, welcher im Stande iſt, ſeiner künftigen Gattin alles zu bieten, was das Leben zu verſchönern vermag, ſo muß ich auf das Glück, Joſephine zu beſitzen, mit blutendem Herzen verzichten. Aus mehreren Anzeichen glaube ich ſchließen zu dürfen, daß ich Ihrer Nichte nicht gleichgiltig bin, und ich erkenne es mit dem innigſten Dank, daß Sie mir Ihre Fürſprache bei Ihrem Herrn Bruder zugeſagt haben; — — allein es würde meinen Stolz zu tief verletzen, wenn ich von dem Vater derjenigen, welche ich über Alles liebe, nur deßhalb abgewieſen würde, weil ich ein armer Kollaborator bin. Und daß ich dies zu erwarten habe, glaube ich nach Allem, was ich über Ihren Herrn Bruder gehört, als gewiß annehmen zu dürfen.““

„„Alſo nicht einmal einen Verſuch, Joſephinens Hand und Herz zu erlangen, wollen Sie wagen?““ rief Wartow zürnend. „„Wahrlich, das hätt' ich nicht von Ihnen erwartet! Daß mein Bruder Bedenken tragen wird, ſeine Tochter einem unbemittelten Unterlehrer an einem Provinzialgymnaſium zur Gattin zu geben, glaube ich ſelbſt, da er etwas hochmüthig iſt und ſtets davon geredet hat, daß Joſephine einmal eine glänzende Partie machen müſſe; auf der andern Seite kann ich Ihnen doch verſichern, daß er durchaus nicht hartherzig iſt und ſein einziges Kind nicht zu einer Verbindung zwingen wird, welche dieſem widerſtrebt. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich etwas über ihn vermag; folgen Sie daher meinem Rathe und ſuchen Sie ſo bald als möglich eine bedeutendere Stellung zu gewinnen, ſo daß Sie dreiſt als Mitbewerber um Joſephinens Hand auftreten können. Ihre vielſeitigen gediegenen Kenntniſſe und Ihre allgemein anerkannten Talente werden Ihnen ſehr bald zu einer hervorragenden einträglichen Stellung in der Hauptſtadt verhelfen. Ihr jetziger Wirkungskreis iſt viel zu beſchränkt für Ihre Fähigkeiten — ich und viele Andere haben Ihnen das ſchon oft und mit Recht geſagt. Die Hauptſtadt iſt der beſte Schauplatz für Ihre Thätigkeit — verlaſſen Sie Ihre gegenwärtige Laufbahn — — in dieſer werden Sie nie das erlangen, was Sie erlangen können. Sie haben ſo manche hochſtehende Gönner und Freunde — nehmen Sie deren Verwendung in Anſpruch, und es kann Ihnen in der Hauptſtadt nicht fehlen. Wenn ich Ihnen nicht von Herzen zugethan wäre und nicht wüßte, daß Sie ſich raſch emporſchwingen, ſo würde ich Sie nicht auf eine ſo dringende Weiſe auffordern, eine andere Bahn zu betreten.““

„„Sie überſchätzen meine Fähigkeiten, Herr Amtmann,““ verſetzte ich; „„aber ſelbſt wenn ich ſo begabt wäre, wie Sie und Andere wähnen, ich würde den Anforderungen eines neuen, umfaſſenden Wirkungskreiſes nimmermehr genügen können: — ich fühle es nur allzu ſehr, daß ich nicht für das Leben in der großen Welt tauge.““

„„Das iſt eben Ihr Irrthum,““ entgegnete der Amtmann mit ſteigendem Unwillen; „„Sie mißtrauen Ihren Fähigkeiten und Kräften. Wenn Sie eine Zeit lang in einem größeren Wirkungskreis thätig geweſen ſind, werden Sie Selbſtvertrauen gewinnen, und das iſt Ihnen vor allen anderen Dingen nöthig. Der Miniſter v. Walmar iſt mein Jugendfreund und ſtets bereit, mir und meinen Bekannten förderlich zu ſeyn, in ſo weit er es kann und darf. Ich will an ihn ſchreiben und ihn bitten, daß er Ihnen eine ihren Fähigkeiten entſprechende Stelle verſchafft. Ich bin feſt davon überzeugt, daß er Alles thun

wird, um meinen Wunsch zu erfüllen. Wollen Sie meinem Rathe folgen, so wird es mir nicht schwer fallen, es bei meinem Bruder durchzusetzen, daß er auf die sogenannte glänzende Partie für Josephine verzichtet, und wär' es auch nur auf ein Jahr: — bis dahin haben sich Ihnen vielleicht schon die besten Aussichten eröffnet.""

„Die herzliche Theilnahme, welche Wartow mir erwies, rührte mich mehr als ich sagen kann; und als er so sprach, überkam mich zum ersten Mal in meinem Leben ein Gefühl von Selbstvertrauen, das wunderbar auf mich wirkte — allein in demselben Augenblick tauchte auch der Gedanke an meine Mutter in meiner Seele auf, und ich erwiederte:

„„Hätt' ich allein nur auf mich Rücksicht zu nehmen, Herr Amtmann — wäre das eigne Glück mein einziges Ziel, so würd' ich auf Ihr freundliches Anerbieten mit tiefgefühltem Dank eingehen; da aber meine Mutter so unendlich viel für mich gethan hat, und da ich weiß, daß sie keinen höheren Wunsch hegt, als bis zu ihrem Tode drüben im Städtchen mit mir zusammen zu leben, so ist es meine Pflicht, bevor ich einen entscheidenden Entschluß fasse, zu erforschen, ob ihr eine Veränderung unserer jetzigen Situation nicht allzu schmerzlich seyn würde. Morgen Abend werde ich Ihnen die Antwort bringen, welche über mein Lebensglück entscheidet. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie bis dahin mit Josephinen nicht über meine Wünsche, Pläne und Hoffnungen sprechen wollten.""

„Wartow gab mir dies Versprechen und ich schritt äußerlich gefaßt nach dem Städtchen zurück. Natürlich fragte mich meine Mutter sogleich, ob eine Antwort von Josephinens Vater eingetroffen sey, worauf ich ihr deren Inhalt mittheilte und mit ruhigem Ton hinzufügte, daß mir der Amtmann gerathen habe, meine gegenwärtige Laufbahn zu verlassen und mir einen neuen Wirkungskreis in der Hauptstadt zu suchen, damit ich nach Verlauf einiger Zeit dreist als Mitbewerber um seine Nichte auftreten könne.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zwei fast erwachsene Knaben, die Söhne eines Kaufmanns in Hamburg, wollten sich unlängst mit dem bejahrten, höchst abergläubischen Comptoirläufer ihres Vaters einen Scherz machen. Während derselbe am Freitagabend eine Bestellung außerhalb des Thores zu besorgen hatte, stellten die ausgelassenen Burschen einen großen Schneemann, der ein glimmendes Rohrstückchen als Cigarre im Munde trug, in die Schlafkammer des alten Mannes. Dieser kam gegen 10 Uhr nach Hause. Als er in sein Zimmer trat und die riesige weiße Gestalt erblickte, taumelte er entsetzt wie vor einem Gespenste zurück und schlug im Fallen gegen die Thür. Die Knaben eilten herbei, um sich an den Folgen ihres Spasses zu ergötzen, wurden aber von Angst und Mitleid erfaßt, als sie das Opfer ihres Muthwillens ohnmächtig auf der Erde hingestreckt fanden. Aerztliche Hilfe wurde sogleich requirirt, doch hatte der Mann vor Schreck die Sprache völlig verloren, und erst nach drei Tagen gelang es den fortgesetzten Bemühungen des Arztes, ihm wieder einige Laute zu entlocken.

In Brasilien sind im verflossenen Jahre ein gewisser Gaetano Aranzo Fereira, 126 Jahre alt, und eine gewisse Maria Joaquina da Conceicao, 121 Jahre alt, gestorben; Personen von 104, 105 und 106 Jahren kamen mehrere dort vor. In England starb ein Darcy Lanibam, 112 Jahre alt, und in New-Washington ein Deutscher, Johann Ludwig Schneider, 114 Jahre alt; Jean Panis, Ackerbauer in Loubiere, wurde 111 Jahre alt, und die Spanierin Juana Core 110 Jahre 6 Monate.

Ein gedruckter Münchener Neujahrwunsch von 1781 lautet folgendermaßen:

Gut bairisch Bier, gros bairisch Brod,
Ein Herz voll alter Ehrlichkeit,
Laß werden uns, o Herre Gott!
Genädig dise Jahreszeit!

Auflösung des Räthsels in № 7:

Kreuz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Sonntag, 20. Januar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Als ob Berthold durchschaute, was geschehen war, und ein Vorgefühl dessen hätte, was ihn erwartete, senkte er den Kopf und blieb sprachlos stehen, bis der Schreiber verschwunden war.

„Verwegener!“ rief Robyn zitternd. „Du hast meinen Befehl mißachtet? Du hast also doch Deine Thorheiten drucken lassen? Ist dies der Lohn für alle meine Güte gegen Dich? Du, eine Waise, der nichts auf der Welt besitzt, Du mußtest mir nach den Augen sehen, um zu errathen, was mir gefallen oder mißbehagen könnte. Habe ich Dich nicht erziehen lassen? Aus Liebe Geld an Dich verschwendet, daß ich zu meinem eigenen Unterhalt hätte sparen sollen? Und Du, Du machst meinen Namen zu Schanden, Du überhäufst mich mit Spott in meinen alten Tagen!“

Berthold hörte traurig und still diesen bittern Verweis an.

„Nun, nun, was kannst Du antworten?“ polterte der Alte weiter.

„Ach, lieber Oheim,“ klagte der Jüngting, „ich begreife nicht, wie Du so schrecklich auf mich erzürnt seyn kannst. Du weißt, daß ich aus Ehrerbietung vor Dir schon seit zwei Jahren mein inniges Verlangen, einige meiner Gedichte drucken zu lassen, bezwungen habe. Aber es ist etwas, das Du nicht verstehen kannst; ein Fieber, eine Krankheit, ein unwiderstehlicher Andrang. Ich habe gerungen und gestritten gegen die Sucht nach Namen und Ruhm. Mein Wille ist in diesem Streit unterlegen; ich habe mich dem Schicksal unterworfen, das mich beherrscht. In der That, ich wußte wohl, daß es Dich erzürnen würde; aber ich habe gehofft, daß Du es mir doch vergeben werdest, — denn im Grunde, was können meine harmlosen Gedichte Böses anrichten? Es mißfällt Dir, daß ich mehr Werth auf die Kunst, auf den Verstand, auf die sittliche Würde als auf das Geld zu legen scheine. Niemand hat sich selbst geschaffen. Wenn es mir möglich wäre, würde ich Deinem Willen mich bequemen. Ich kann es nicht; die Seele ist meine Gebieterin; ich muß leben durch den Geist. Aber was thut es Dir, guter Oheim? Du arbeitest, um mich glücklich zu machen. Wenn nun die Kunst das einzige Mittel wäre, dieses Ziel zu erreichen? Laß mein Herz seiner Neigung folgen; es wird Dir dafür ewig dankbar seyn —“

„Halt' ein, heuchlerischer Schwärmer!“ rief der Alte. „Hier nimm das Buch; lies nur, was auf der fünfzigsten Seite steht, Du Schlange, die ich an meinem Busen erwärmt habe und die mir nun ihr Gift ins Angesicht speit. Du wirfst mir den Namen eines Wucherers an den Kopf? So erkennst Du meine Güte?“

„Aber, lieber Oheim, Du täuschest Dich,“ sprach der Jüngting, der gar nicht zu begreifen schien, wie der Titel seines Gedichts solchen gewaltigen Eindruck auf den Greis machen konnte. „Wie konntest Du doch solche schreckliche Dinge glauben? Ein Wucherer ist ein Wesen ohne Seele, ohne Gefühl; ein habsüchtiger Mensch, der wie ein Raubthier sucht, wo Unglückliche sind, nicht um ihnen zu helfen, noch um sie zu trösten, sondern unter dem Vorwand, ihnen Geld zu leihen, Hoffnungslosen, Wittwen und Waisen das Blut bis auf den letzten Tropfen auszusaugen. Und Du sagst, daß ich Dich mit dem Namen eines Wucherers bezeichne? Dann gewiß, dann würde ich nichts verdienen, als Deinen Haß und Deine Verwünschung. — Aber was hast Du, armer Oheim? Du wirst so bleich, Deine Lippen beben? Himmel, was geschieht Dir?“

„Weg! weg!“ ächzte der Alte halb ohnmächtig. „Weg aus meinen Augen, aus dem Hause! Geh, ich bitte Dich, Berthold; entferne Dich — bis

nach Mittag! Ich werde mich erholen. Geh, daß ich Dich nicht mehr sehe!"

Ganz verblüfft und nicht wissend, wozu er sich entschließen sollte, stand Berthold da und schaute seinem Oheim sprachlos in die Augen. Dann trat Franzen in das Bureau, als hätte er gehorcht, was Robyn gesagt hatte. Er nahm Berthold am Arm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Gehorsam, Berthold; man darf einem kranken Greise sich nicht widersetzen. Entfernen Sie sich eine Zeitlang, gehen Sie spazieren, dann wird der Nervenanfall Ihres Oheims vorüber seyn. Ich werde ihm seinen Irrthum zu beweisen suchen."

„Wehe, wehe, was habe ich doch verbrochen!" rief Berthold verzweifelnd und ließ sich von Franzen zur Thüre leiten. Der listige Schreiber sagte ihm, ehe er die Thüre öffnete, in unverfänglichem Tone:

„Es ist ein alter Herr, ein Bekannter von Ihrem Oheim, der Ihr Buch hierher brachte. Er meinte wohl zu thun, denn was er bereits gelesen hatte, fand er wunderschön. Trösten Sie sich, Berthold, Ruhm ist etwas, das man nicht ohne Kummer und Leiden erlangt. Kommen Sie den Nachmittag zurück; ich werde es wohl dahin bringen, daß Ihr Oheim wieder gut wird wie zuvor."

Berthold hatte diese Worte nur halb begriffen und lief wie ein Wahnsinniger mit dem Kopfe vorwärts und ohne umzusehen durch die Straße. Als Franzen in das Bureau trat, entschlüpfte ihm ein Angstschrei. Der alte Robyn lag bewußtlos in seinem Lehnstuhl, bleich wie eine Leiche und ohne irgend ein Lebenszeichen.

Der Schreiber sprang mit vorgestreckten Armen auf seinen Herrn zu und rieb ihm Stirn und Hände; doch seine Bemühungen, den Greis aus seiner Ohnmacht zu erwecken, blieben fruchtlos. Er zog an der Klingelschnur, Margareth zu Hilfe zu rufen.

Die alte Magd erschien. Kaum hatte sie einen Blick auf ihren Herrn geworfen, als sie sich auf die Brust zu schlagen, zu wehklagen und zu schreien begann mit so tief gefühltem Kummer, daß sie nicht zu hören schien, was der Schreiber zu ihr sagte.

„Höre auf!" murrte Franzen ungeduldig, „Du thust ja wie eine Närrin. Was meinst Du, daß ihn überkommen hat?"

„Ein Schlag. Seht Ihr es nicht?"

Der Schreiber zitterte, als fange er zu fürchten an, daß die versprochene Erbschaft ihm entgehen könnte.

„Hole Wasser, Essig: wir müssen ihn zu sich bringen," befahl er.

Ehe die Magd mit der Essigflasche zurückkehrte, hatte Robyn zu Franzens großer Freude die Arme bewegt und bald auch die Augen aufgeschlagen; aber sein Blick war so gläsern und so starr, daß der Schreiber bei dem Gedanken, ein wirklicher Schlag habe seinen Herrn des Verstandes beraubt, in Schrecken gerieth. Ein Blödsinniger hätte kein Testament machen können!

Als die Magd in das Bureau trat, war Franzen damit beschäftigt, einige Trostworte an Robyn zu richten, um zu erproben, ob er noch verstände was man ihm sagte; — der Greis schaute ihn wirren Blickes an, antwortete aber nicht.

„Eilen Sie, Franzen, eilen Sie!" flüsterte Margareth. „Sprechen Sie ihm von dem Testament: vielleicht ist es noch Zeit."

„Ja, laß mich allein mit ihm," antwortete der Schreiber, „entferne Dich ohne Zögern. Der günstige Augenblick ist kostbar; vielleicht kehrt er niemals wieder. Was ich thun will, gereicht ja uns beiden zum Vortheil."

Margareth entfernte sich, und Franzen stellte sich neben seinen Herrn und sah ihm mitleidig in die starren Augen. Eine kurze Weile bewegte der Schreiber krampfhaft seine Wangen, wie jemand, der Thränen zu unterdrücken bemüht ist oder sich Gewalt anthut, um Thränen vergießen zu können. Wie dem auch seyn mag, er begann übermäßig zu weinen. Vielleicht verlor der Nervenschlag, der Robyn getroffen hatte, allmälig von seiner Kraft; vielleicht war es die Betrübniß seines Dieners, die ihn zum Bewußtseyn brachte, wenigstens bewegte der Greis mit einiger Mühe die Lippen und stammelte:

„Berthold? Wo ist Berthold?"

„Keine Umwege!" murmelte der Schreiber mit froher Hast für sich, „die Zeit ist kostbar."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kollaborator.

(Fortsetzung.)

„Während ich diese Worte sprach, blickte ich meine Mutter scharf an, um zu erspähen, welchen Eindruck dieselben auf sie machen würden. Die Bestürzung, welche sie ergriff, als sie nur von der Möglichkeit hörte, daß unser bisheriges stilles, friedliches Leben ein Ende haben könne, fiel mir so aufs Herz, daß ich den festen Entschluß faßte, meiner Liebe zu entsagen.

„„Gedenkst Du denn dem Rathe des Amtmanns zu folgen?"" fragte meine Mutter mit zitternder Stimme.

„„Ich habe beſchloſſen, hier zu bleiben und auf den Beſitz Joſephinens zu verzichten,““ erwiederte ich anſcheinend ruhig.

„„Und weßhalb willſt Du auf ſie verzichten?““ forſchte jene, indem ſie ſich bemühte, die Freude zu verbergen, welche mein Entſchluß in ihr erweckt hatte.

„„Wenn ich ein neues Leben beginne, wer bürgt mir dafür, daß ich es zu etwas bringe, und daß Joſephinens Vater ſich überhaupt gnädig herabläßt, mich zu ſeinem Schwiegerſohn anzunehmen?““ verſetzte ich mit erheucheltem Stolz.

„„Iſt das der einzige Grund?““ fragte meine Mutter.

„„Du weißt, daß ich eine unüberwindliche Scheu vor dem Treiben der großen Welt hege,““ entgegnete ich raſch; „„auf die Hoffnung hin, Joſephine die Meine nennen zu können, würde ich jedes Opfer gebracht haben; da ich aber dazu keine Ausſicht habe, oder wenigſtens nur ſehr geringe, ſo wär' es thöricht von mir gehandelt, wollt' ich dem Orte, wo mir ſo manche Freude geblüht und an den mich ſo manche Bande knüpfen, geringſchätzig und kalt den Rücken wenden.““

„Es ſchien, als ob meine Mutter mit dieſer Erklärung zufrieden ſey, denn ſie erwiederte keine Sylbe darauf; ich aber begab mich unter dem Vorwande, daß ich ſehr ermüdet ſey, auf mein Zimmer, um ihr meinen aufgeregten Gemüthszuſtand zu verbergen.

„Jenen Abend und jene Nacht werd' ich Zeit meines Lebens nicht vergeſſen. Es war in der zweiten Woche des Monats September, wo ſchon die erſten leiſen Klänge des Herbſtes durch die Natur wehen. Die weiten Gärten, welche ich aus meinem Fenſter überſchauen konnte, lagen mit ihren kleinen Häuschen, ihren Bäumen und Blumen im dämmernden Halbmondlicht da, über den tiefblauen Himmel zogen einzelne dünne Wolkenſchichten, die dann und wann die glänzende Mondſcheibe verſchleierten, und der friſche Südoſtwind, der durch die Blätter der hohen Linden vor der Thür rauſchte, trug den kräftigen Duft von dem großen Eichwald herüber, welcher ſich auf den Hügeln jenſeits der Gärten erhob und deſſen dunkle Wipfel ſcharf gegen den hellen Himmel abſtachen. In den Straßen der Stadt war längſt alles ſtill; der Glockenton, der von den Thürmen hallte, der Ruf der Schildwache, welche am Thor auf- und abwandelte, und das Gebell der Hunde hie und da in den Gartenhäuſern waren die einzigen vernehmbaren Laute, welche dann und wann das tiefe herbſtliche Schweigen unterbrachen.

„Draußen ſo wunderbarer, tiefer Friede und in mir ein ſo wilder Kampf! Die Stille ringsum kam mir bei meiner furchtbaren Aufregung faſt unheimlich vor — es wäre mir lieber geweſen, wenn der Sturm mit raſender Macht die Kronen der Bäume durchwühlt hätte; — — ich würde das Pochen meines von ſo widerſtreitenden Gefühlen beſtürmten Herzens dann doch wenigſtens nicht vernommen haben!

„Nachdem ich eine Zeitlang heftig im Zimmer auf- und abgegangen war, warf ich mich auf einen Stuhl neben dem Fenſter und ſtarrte auf die hohe Roſenhecke unweit der Gartenthür, die noch ſo wunderſchön blühte, als gäb' es keinen Herbſtſturm und keinen Winter.

„Ich hatte den Entſchluß gefaßt, Joſephinen zu entſagen — aber als nun all' die wehvollen Scenen der letzten Tage und Stunden wieder an meinem Geiſt vorüberzogen, drängte ſich mir unwillkürlich der Gedanke auf, ob dieſe Entſagung denn durchaus nothwendig ſey, ob die Wünſche meiner Mutter ſich nicht erfüllen ließen, ohne daß ich ihr meine Liebe zum Opfer brächte. In fieberhafter Aufregung ſuchte ich nach einem ſolchen Ausweg, aber ich fand keinen. Den Rath Wartow's, der mir in einem immer günſtigeren Licht erſchien, konnt' ich nicht befolgen, ohne mich von meiner Mutter zu trennen oder ſie aus ihrer gegenwärtigen Lage zu reißen, und beides glaubte ich vor meinem Gewiſſen nicht verantworten zu können.

„Sie wandelt vielleicht nur noch wenige Jahre auf dieſer Erde, ſprach ich bei mir ſelbſt; es wäre ein Frevel, wenn ich das ſtille Glück ihrer letzten Lebenstage vernichtete! Und wenn dann Alles umſonſt geweſen wäre, wenn Joſephinens Vater mich nach all' den Kämpfen höhniſch abwieſe, — — nein, nein, ich darf dem ſtürmiſchen Drange meines Herzens nicht folgen! Das Glück meiner Mutter gilt mir höher als das meine. Vergib mir, Joſephine, daß ich mich ſcheinbar kalt von Dir abwende — bei den Sternen, die dort ſo ruhig am blauen Himmel glänzen, ſchwör' ich dir, daß ich deiner nie vergeſſen werde und daß nie eine Andere mir angehören ſoll.

„Am andern Morgen in aller Frühe hatte ich einen neuen Kampf zu beſtehen. Mein vertrauteſter Freund, Doktor Mellinger, dem ich alle Vorfälle der letzten Tage mitgetheilt und der mir einen ähnlichen Rath wie der Amtmann gegeben hatte, kam voller Freuden zu mir und brachte mir die Nachricht, daß die ſehr einträgliche Stelle eines der oberen Lehrer an einer großen Erziehungsanſtalt in der Hauptſtadt vakant ſey. Er verſicherte mir, daß ich mich in jeder Beziehung für dieſelbe eigne, und bat mich dringend, ich möge mich ſofort um ſie bewerben; bei meinen

Fähigkeiten und Kenntnissen und bei der kräftigen Fürsprache meiner Gönner könne es nicht fehlen, daß ich die Stelle erhalte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein originelles Gaunerstückchen wird aus Breslau berichtet. Einer bekannten dortigen Sängerin, welche kürzlich nach Brüssel reiste, passirte auf dem Bahnhofe in Deutz der folgende mysteriöse Vorfall. Nach der Ankunft des Mindener Zuges in später Abendstunde war auf dem Perron ein solches Gedränge entstanden, daß sich die erwähnte Dame, welche eine Reisetasche in der Hand trug, nur mit Mühe hindurchwinden konnte. Fast am Ausgange des Perrons, wo die Beleuchtung eben keine allzu helle seyn soll, fühlte sie sich plötzlich umfaßt, und in demselben Augenblicke bedeckte ein Herr, welcher sich vor sie stellte, ihr Gesicht mit einem Taschentuche, indem er zugleich, um die Aufmerksamkeit der Umstehenden nicht rege zu machen, ihr vertraulich zurief, daß er sie nur vor der kalten Zuglnft schützen wolle. Der Schreck über diese Zudringlichkeit lähmte im Augenblick jede Bewegung der Erschrockenen. Sie vermochte keinen Laut hervorzubringen und war einer Ohnmacht nahe, welche gerade von dem Gauner herbeigeführt seyn wollte, da das Tuch mit Chloroform getränkt schien. Als die Dame sich wieder erholt hatte, befand sie sich im Freien außerhalb des Bahnhofes und zu ihrer neuen Ueberraschung in den Armen eines Militärs, der sie, wie er auf Befragen mittheilte, auf die Bitte eines fremden Herrn so lange halten solle, bis jener für seine Frau, welche ohnmächtig geworden, eine Droschke herbeigeholt habe. Der Unbekannte ließ sich natürlich nicht mehr sehen. Später nahm die so schändlich Ueberfallene wahr, daß aus der Tasche ihres Kleides das Portemonnaie mit etwa 34 Thalern und eine goldene Uhr verschwunden, und daß es also bei diesem empörenden Vorfall nur auf einen Diebstahl abgesehen war. Derselbe ist zur Kenntniß der dortigen Polizeibehörde gebracht worden, doch hat die Bestohlene bis jetzt noch keine Nachricht von dem Resultat der eingeleiteten Untersuchung erhalten.

Der Bekannte Naturforscher, Professor Owen, sagt in einem seiner Aufsätze, daß „mehr echte Schildkröten ihre Ueberreste im Londoner Thon an der Mündung der Themse zurückgelassen haben, als es jetzt auf dem ganzen Erdboden gibt." Das Verdienst dieser Ablagerung gehört dem Mansion House (dem amtlichen Wohnsitz des Lord-Mayors) und seinen Tafelgästen, die dem Schildkrötengeschlecht in der That den Untergang drohen. Möchte doch ein gastronomischer Alderman das Fleisch der Tiger, Schlangen, Haifische und anderer entbehrlicher Kreaturen als englische Leckerbissen in Mode bringen! ruft ein Wochenblatt; man könnte dann mit Recht behaupten, daß selbst ein City-Magnat sich nützlich machen kann.

Als wahre Curiosität einer Verkehrsstockung berichtet die „Rh.-Lahn-Z." unterm 3. Jan. Folgendes: „Ein Dampfboot, das gestern Abends mit 80 Personen über den Rhein von Mainz nach Castel fahren wollte, wurde urplötzlich von einem solchen Nebel überfallen, daß es nach einigen vergeblichen Versuchen, das Land zu erreichen, Anker werfen und bis zum Morgen im Strome liegen bleiben mußte."

Mode.

Du magst ihr noch so tapfer widerstreiten,
Die Mode ist nun einmal doch die Mode —
Der Wechselbalg der launenhaften Zeiten —
Der wie ein Phönix sich verjüngt im Tode.

Lebensregel.

In schlimmen Tagen auf die bessern hoffen,
Hält dir im Unglück stets die Aussicht offen;
In guten dich auf schlimme vorbereiten,
Das hilft dir durch die Stürme aller Zeiten.

Räthsel.

Von Elfenbein stößt man mich fort,
Von Gold steckt man mich ein,
Von Fleisch und Blut wär' Mancher froh,
Mein Bräutigam zu seyn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Dienstag, 22. Januar **1861.**

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Und einen Stuhl näher rückend, legte Franzen seinen Arm noch enger um den Hals von Robyn und sagte einschmeichelnd:

„Armes Schlachtopfer der Undankbarkeit, es ist, um ein steinernes Herz von Mitleid zu brechen. — Befinden Sie sich nun etwas besser?"

„Besser, besser; nicht sterben, noch nicht sterben," stammelte Robyn mit halber Stimme.

„Ach nein, guter Herr," schluchzte der Schreiber; „ich weiß wohl, daß Ihre Unpäßlichkeit vorübergehen wird, aber ich vergieße Thränen des Aergers und Grams, wenn ich bedenke, wie man Ihnen für Ihre Güte begegnet, wie man nach Ihrem Tode mit Ihrem theuer ersparten Gelde umgehen wird. Sie haben von Kindesbeinen an gearbeitet, einsam und karg gelebt und allem Vergnügen entsagt und den Spott der Leute auf sich geladen, um Stüber für Stüber in ein kleines Vermögen zu sammeln. Ich habe Ihnen geholfen, meiner Zukunft entsagt und alle Ihre Sorgen getheilt, als ob das Geld, das wir gewinnen möchten, mir selbst gehört hätte. Nun wohl, ich liebe dieses Geld, ich liebe es mit väterlicher Liebe — und vergieße ich Thränen, bittere Thränen, sie fließen aus Mitleid mit dem Loos, das unserm armen Gelde beschieden ist. Sie verstehen gar wohl, was ich sage, guter Herr?"

„Ja, ja, Geld!" stöhnte Robyn.

„Berthold ist Ihr einziger Erbe," fuhr Franzen mit mehr Hast und Eindringlichkeit fort, „er wird Alles bekommen. Aber er hat eine Mißachtung gegen das Geld; er wird es verschwenden, weggeben, vernichten, als die Frucht von Etwas, das er so unverschämt die Sünde des Wuchers nennt. Und er wird Verse machen, um sein ungebundenes Leben zu rühmen, um seinen Fluch über das Geld auszurufen, das wir mit Angst, mit Furcht und mit ewiger Sorge zusammengebracht haben."

„Wehe mir!" klagte der Alte bebend vor Schrecken.

Während Franzen mit berechneter Absicht die Worte langsam, aber kräftig, eines nach dem andern, seinem Herrn ins Ohr warf, beobachtete er dessen Gesichtszüge mit lauerndem Blick, um die Wirkung seiner Vorhersagungen zu erforschen.

„So ungerecht ist das Schicksal!" rief er aus. „Ich, der ich mit Ihnen sklavisch gearbeitet und gesorgt habe; ich, der ich aus Liebe zu dem Gelde und zu Ihnen meine Jugend ohne irgend ein Vergnügen habe vorübergehen lassen, mir soll nichts übrig bleiben, als Thränen, um meinen alten Herrn zu betrauern, und zum Lohn für meine Anhänglichkeit ein Stückchen schwarzes Brod des Elends!"

Robyn schien unter der Herrschaft von seines Schreibers Stimme heftig zu leiden; sprachlos starrte er ihm in die Augen und gab kein anderes Zeichen von Bewußtseyn, als je und je einen schmerzlichen Seufzer oder eine dumpfe Klage.

„O," fuhr Franzen fort, „warum ließ der Himmel mich nicht als Ihren Sohn oder als Ihren Erben geboren werden! Ich würde all das Geld zusammen bis auf den letzten Pfennig bewahren, verehren, lieb haben. Da in der Kasse würde nach Ihrem Tod für mich Ihre Seele wohnen bleiben; der Klang des Goldes würde mich an Ihre Stimme erinnern. Ich würde es vermehren, es vervielfältigen; und so sollte meine Dankbarkeit gegen Sie wachsen, und Sie, mein guter Herr, Sie sollten immer leben, niemals sterben —"

Der bewegungslose Blick Robyn's schien plötzlich so gläsern zu werden, daß Franzen vor Schrecken zu zittern begann und hoffnungslos ausrief:

„Herr, Herr! Gott kann Sie rufen. Lassen Sie mich nicht arm und verstoßen in der Welt. Sagen Sie mir, daß Sie ein Testament machen wollen,

daß ich einen Notar rufen soll. Himmel, was kommt ihm an? Er stirbt!“

Ein krampfhaftes Zucken durchlief den Körper des Kranken, während seine Glieder sich ausstreckten und er mit offenem Munde in den Lehnstuhl zurücksiel.

Franzen schüttelte wie wahnsinnig vor Angst seinen Herrn und rief ihn beim Namen, aber es war unmöglich, sich über den Zustand des Greises zu täuschen. Die Haare zu Berge stehend und noch blässer als der Todte, der vor ihm lag, hielt Franzen sein Auge auf das Gesicht des Alten gerichtet und murmelte in Verzweiflung:

„Todt! Er ist todt! Ohne Testament! Alles, Alles für den verhaßten Berthold; Nichts für mich! Ich werde hier weggejagt werden; ich, der ich meinte, reich zu seyn! Kein Mittel zur Rettung; der Tod hat das Urtheil gesprochen.“

Er blieb eine Weile mit der Hand am Kopfe gedankenvoll stehen. Plötzlich wurde er wie von einem geheimen Schlage gerührt und rief mit fieberhaftem Lachen:

„Welch Licht! Der Rath von Margareth! — Aber der Schandpfahl? Eine Million oder das Schaffot! Schreckliches Würfelspiel!“

Er versank in düsteres Nachsinnen; doch daraus erwachend, ging er auf das Pult zu und sagte:

„Der Geldteufel besitzt mich, vergebens werde ich ihm zu widerstehen suchen. Wer wird es wissen? Kann ich die Schrift von Robyn nicht so gut nachmachen, daß ich sie selbst beinahe nicht mehr zu erkennen im Stande bin? Was soll ich Margareth geben? O, Nichts, Nichts! Ich allein unterziehe mich der Gefahr; ich allein muß Alles, Alles haben. Einen Monat zurückdatiren, auf daß man nichts vermuthe!“

Er saß bereits vor dem Pult und hatte einen Bogen Papier vor sich hingelegt. Er that sich unendliche Gewalt an und bezwang wirklich seine Aufregung für einen Augenblick. Bald hatte er einige Zeilen auf das Blatt geschrieben und überlas sie zwei- oder dreimal mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Es ist der Vorschrift der Gesetze gemäß,“ murmelte er, „es bedarf nichts weiter. Nun geschwind!“

Er schloß die Schrift in einen andern Bogen Papier ein, versiegelte den Umschlag und schrieb auf die Außenseite: „Dies ist mein letzter Wille.“

Dann nahm er dem Todten die Schlüssel der Kasse ab, öffnete diese hastig, legte das Testament in eines der Fächer und hing die Schlüssel wieder an den Ring, von dem er sie losgemacht hatte. Dann zog er sehr stark an der Bureauklingel und legte sein angstvolles Angesicht in die Falten der tiefsten Trauer. Margareth kam rasch herbeigelaufen und rief erschreckt, als sie den Leichnam ihres Herrn daliegen sah:

„Also doch todt! Und ohne Testament? Arme Margareth, armer Franzen, was werden wir nun anfangen?“

„Schweig,“ sagte Franzen, „es ist ein Testament gemacht.“

„Nein, nein!“ rief die Magd. „Unsern wir uns nicht; wir sind unglücklich. Der Geizhals hat uns diesen Morgen noch gesagt, daß er binnen vierzehn Tagen erst an sein Testament denken würde.“

„Es ist ein Testament da, sage ich Dir.“

Der feste Ton von Franzens Stimme erregte in Margareth Zweifel, ob nicht vielleicht in der That ein Testament bestünde. Dennoch sah sie in der Meinung, daß der alte Robyn es nicht gemacht haben konnte, den Schreiber mit seltsamen Blicken an und fragte:

„Habt Ihr meinen Rath befolgt? Es selbst geschrieben?“

Franzen verbarg seine Angst unter einem spöttischen Lächeln.

„Unsinnige!“ antwortete er, „und könnte ich zwanzig Millionen durch eine solche That gewinnen, ich würde es doch nicht versuchen. Das Testament ist schon seit einem Monat von Robyn geschrieben. Ich weiß nicht, was darin steht, doch glaube ich annehmen zu dürfen, daß wir ordentlich darin bedacht sind, da Robyn mir noch soeben sagte, daß wir zufrieden seyn würden.“

„Wenn wir nur viel, sehr viel bekommen!“ rief Margareth nun freudig. „Aber wie dem sey, bekommt auch eines von uns beiden mehr als das andere, unsere Heirath bleibt doch festgestellt, nicht wahr?“

„Das will sagen, wenn Du einmal viel, sehr viel erbtest, würdest Du vielleicht mich nicht mehr wollen.“

„Was beschlossen ist, bleibt beschlossen. Oder meint Ihr es anders?“

„Nein, nein; aber wir haben keine Zeit, darüber zu sprechen. Lauf nur schnell bei den Nachbarn herum und melde einem jeden den Tod von unserm armen Herrn; aber Du mußt wohklagen, schreien, Thränen vergießen.“

„Es ist doch sonderbar,“ murmelte Margareth, „daß er mir nichts von dem Testament gesagt hat. Vielleicht hat er es mir verborgen gehalten, um mich nach seinem Tode durch ein recht ansehnliches Vermächtniß zu überraschen. Es war doch ein guter Mann!“

Franzen faßte sie beim Arm, führte sie zur Thüre und sprach mürrisch:

„Nun, nun, thue, was ich Dir befehle, und schwatze nichts bei den Leuten; es ist gefährlich. Beginne nur mit dem Wehklagen.“

Die Magd lief heulend und schreiend auf die Straße; zu derselben Zeit wiederhallte auch das Bureau von Franzens traurigen Schmerzensrufen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kollaborator.

(Fortsetzung.)

„Als ich Doktor Mellinger darauf all' die Gründe wiederholte, welche mich bestimmten, seinen Rath nicht zu befolgen, und hinzufügte, daß ich gestern Abend den unwiderruflichen Entschluß gefaßt habe, Josephinen zu entsagen, rief er mit vorwurfsvollem Tone aus:

„„Und Du behauptest, Josephine zu lieben?! Für ein so herrliches Mädchen gäng ich durch Wasser und Feuer! Ich ehre die Rücksichten, welche Du auf Deine Mutter nimmst, aber meinem Dafürhalten nach gehst Du darin zu weit. Sie wird und kann es selber nicht wünschen, daß Du ihr Dein Lebensglück opferst. Als eine einsichtsvolle Frau wird sie die Trennung von Dir mit Ergebung und mit dem Bewußtseyn ertragen, daß dieselbe zu Deinem Glück unerläßlich ist — falls sie es nicht vorzieht, Dich nach der Hauptstadt zu begleiten. Außerdem kannst Du als Staatsdiener jeden Tag versetzt werden, und dann würdest Du doch gezwungen seyn, diesen Ort allein oder mit Deiner Mutter zu verlassen. Gib vernünftigen Vorstellungen Gehör und bewirb Dich um den erledigten Posten in der Hauptstadt — Du wirst es mir vielleicht dereinst noch danken, daß ich so dazu gedrängt habe.““

„Je mehr Gründe er hervorsuchte, um mich zur Aenderung meines Entschlusses zu bewegen, desto mehr ward ich in diesem bestärkt, und ich erklärte ihm nach längerer Debatte endlich mit der größten Entschiedenheit, daß ich selber wisse, was ich zu thun habe.

„Er ging zürnend fort, und ich begab mich nach dem Schulgebäude, um meine Berufspflichten zu erfüllen.

„Als mein Tagewerk vollbracht war, und ich daheim eine kleine Erfrischung zu mir genommen hatte, ergriff ich Hut und Handschuhe und schritt schweigend der Thür zu.

„„Wohin gehst Du, lieber Georg?““ fragte meine Mutter mit ängstlichem Blick.

„„Ich will nach dem Amte gehen,““ versetzte ich ruhig. „„Ich will dem Amtmann sagen, daß ich fest entschlossen bin, hier zu bleiben, und will von Josephine Abschied nehmen.““

„Ein Freudenstrahl flog über das Antlitz meiner Mutter, als ich diese Worte sprach; aber gleich darauf fing sie heftig an zu weinen, fiel mir um den Hals und bat mich schluchzend, ihr nicht mein Lebensglück zum Opfer zu bringen.

„„Ich muß doch bald sterben,““ rief sie aus; „„denke nicht an mich — ich bin ja vollkommen glücklich, wenn Du Dich glücklich fühlst! Gib Deine Josephine nicht auf — Du wirst es sonst bitter bereuen!““

„„Laß mich thun, was ich muß, Mutter,““ erwiederte ich, meine Bewegung niederkämpfend. „„Es ist besser für uns Alle, wenn ich Josephine entsage. In einer Stunde bin ich wieder bei Dir — dann ist der kleine Schmerz der Trennung überwunden. Ich hoffe zu Gott, daß uns noch recht viele Freude hier erblühen werde!““

„Mit diesen Worten wand ich mich sanft aus ihren Armen und eilte davon.

„Der Amtmann empfing mich mit einer erwartungsvollen Miene und rief mir gleich beim Eintreten hastig die Frage zu:

„„Nun — was haben Sie beschlossen?““

„„Ich habe den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, meine Mutter und meine gegenwärtige Stellung nicht zu verlassen,““ entgegnete ich mit fester Stimme. „„Vergönnen Sie mir nur, daß ich von Ihrer Nichte für immer Abschied nehme — diese Bitte werden Sie mir gewiß nicht versagen.““

„Warlow stampfte zornig mit dem Fuße und wollte noch einmal in mich dringen, meinen Vorsatz aufzugeben, allein ich fiel ihm in die Rede und erklärte ihm, daß keine Macht der Erde im Stande seyn werde, mich in meinem festen Entschluß wankend zu machen.

„„Führen Sie mich sobald als möglich zu Josephinen, damit ich ihr Lebewohl sage,““ bat ich mit gepreßter Stimme; ein Hinausschieben der Abschiedsstunde würde meinen Schmerz nur vermehren.““

„Der Amtmann erfüllte meine Bitte — in der nächsten Minute stand ich vor Derjenigen, von welcher ich für immer scheiden sollte.

„Es sind schon viele, viele Jahre seit jenem Tag verschwunden — aber wenn ich an den Augenblick denke, wo ich Josephinen zum letzten Male die Hand reichte, ihr das letzte Lebewohl zurief und ihr den letzten und letzten Kuß auf die Lippen drückte, so

durchzuckt mein Herz noch derselbe Schmerz, der es dazumal durchwühlte.

„Josephine schaute mich starr an, als ich auf sie zutrat — mein todtenbleiches Gesicht sagte ihr, weßhalb ich kam. Den Blick werde ich nie vergessen, und wenn ich noch hundert Jahre lebte: es lag ein so unsäglicher Schmerz und zugleich ein so bitterer Vorwurf für mich darin, daß ich anfangs kein Wort hervorzubringen vermochte und ihr nur stumm die Hand reichte. Die Erinnerung an all' die glücklichen Stunden, welche ich an ihrer Seite verlebt, und der Gedanke, daß ich nun ohne sie mein Leben hinbringen sollte, wollten mir das Herz abdrücken.

„Endlich gewann ich wieder so viel Fassung, daß ich einige Abschiedsworte an sie richten konnte. Ich ergriff die Hand der leise Weinenden und sagte mit schmerzerstickter Stimme:

„„Von einem schönen Traum befangen, wähnte ich, daß ein gütiges Geschick mir vergönnen werde, Hand in Hand mit Ihnen durchs Leben zu gehen. Der schöne Traum ist nur zu schnell entflohen: — die Ueberzeugung, daß ein Herz — das Herz meiner Mutter — sehr unglücklich werden würde, wenn ich sie verließe und in eine fremde Welt hineinzöge, gebietet mir, dem Glück, welches ich an Ihrer Seite finden würde, zu entsagen. Das Bewußtseyn, daß Ihr Herz warm für mich geschlagen hat, und die Hoffnung, daß Sie auch in der Ferne meiner nicht vergessen, werden meinen einsamen, dunklen Lebenspfad wie zwei freundliche Sterne erhellen. Ich werde den Himmel allzeit anflehen, daß er seinen reichsten Segen auf Ihr Haupt ausschütte.““

„Noch ein letztes Lebewohl und ein Kuß — dann stürmte ich, meiner Sinne nur halb mächtig, von dannen. Mehrere Stunden wanderte ich ziellos auf den todtenstillen, mondbeschienenen herbstlichen Gefilden umher, um einigermaßen meine äußere Ruhe wieder zu gewinnen, bevor ich vor meiner Mutter erschien.

„Meinen Zustand während der nächsten Tage vermag ich nicht zu beschreiben. Nur der Gedanke, daß ich die letzten Lebensjahre meiner betagten Mutter durch mein Entsagen erheiterte, war im Stande, mich aufrecht zu erhalten.

„In meinem thörichten Sinn hatte ich dann und wann noch gedacht, daß aus der Vermählung Josephinens vielleicht nichts werden würde; allein schon nach vierzehn Tagen empfing ich von dem Amtmann die Nachricht von ihrer Verlobung.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zu Conselles, nahe bei Paris, ereignete sich kürzlich folgender wunderliche Vorfall: Eine junge Dame, Adeline C., war von ihrem Liebhaber, ungeachtet der ihr gemachten Heirathsversprechungen, verlassen worden und beschloß, sich zu tödten. Sie stellte zwei große Kohlenpfannen in ihr Schlafgemach, legte sich nieder und erwartete ruhig den Tod. Bald führte jedoch ihr Stöhnen Hilfe herbei und es gelingt, sie ins Leben zurückzurufen. Inzwischen wird der über ihr wohnende Jean L. vom Dampf erstickt gefunden und es ermittelt sich, daß dieser unfreiwillige Akäon eine kleine Oeffnung in dem Boden seines Zimmers über der Schlafstelle der Adeline angebracht hatte, um seiner heimlichen Liebe wenigstens durch einen Blick zu genügen. Durch diese Oeffnung hatten sich die giftigen Dünste größtentheils entfernt und den genügsamen Liebhaber getödtet. Auf Kunde dieses tragischen Vorfalles hat der Verführer Adeline aus Reue über sein Verhalten zur ehrsamen Frau gemacht und die Angehörigen des Jean durch ein reiches Geldgeschenk getröstet.

Dem „K. f. N." schreibt man aus München: In mehreren Münchener Werkstätten haben sich die Gesellen gegenseitig verbunden, bei eintretendem höheren Bierpreis nicht mehr als eine halbe Maß Bier täglich zu trinken. 20 Gesellen eines Schreiners sind diesem passiven Widerstandsverein beigetreten. Von einer anderen Werkstätte schlossen sich 36 Gesellen an. Wer mehr als das angegebene Quantum trinkt, verfällt in Strafe, die Keiner zu zahlen sich weigern darf; die Strafgelder werden gesammelt. Das Bier muß ins Haus geholt werden. Außer den Handwerkstagen auf der Herberge ist jeder Wirthshausbesuch unter ihnen verboten. Die Arbeiter einer großartigen Fabrik, etwa 900 an der Zahl, beabsichtigen ein ähnliches Uebereinkommen zu treffen.

Auflösung des Räthsels in № 9:

Caroline.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Freitag, 25. Januar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

3.

Eine Stunde, nachdem Berthold voll Schrecken und Entsetzen die Wohnung seines Oheims verlassen hatte, irrte er noch in den Straßen der Stadt herum. Die Geberden, die ihm bisweilen entschlüpften, der traurige Ausdruck seines Angesichtes und die Bewegungen seiner Lippen bezeugten, daß er von peinlichen oder verzweifelten Gedanken verfolgt werde. Viele Vorübergehenden hielten still, um ihm nachzusehen, andere lächelten, einige liefen ihm auf den Leib; doch er schritt in Nachsinnen über Das, was geschehen war, versunken vorwärts, ohne auf Jemand Acht zu geben. Sein schneller Gang mußte endlich doch ein Ziel gefunden haben, denn in einer gewissen Straße, nicht weit von dem abgelegensten Stadtthore, blieb er stehen und schien sich Gewalt anzuthun, um seine Aufregung zu verbergen. Dann trat er in einen Tuchladen und fragte eine alte Frau, die hinter dem Ladentisch stand, ob Herr Konrad auf seinem Zimmer sey.

„Ha, guten Tag, Herr Robyn," antwortete die Frau, indem sie mit vielen Zeichen von Achtung und Höflichkeit hinter dem Ladentisch hervorkam, „Konrad ist wohl nicht zu Hause, aber der Schlüssel steckt zu seinem Zimmer. Er ist ausgegangen, um Notenpapier zu holen, und kommt auf der Stelle wieder. Belieben Sie hinaufzugehen und einen Augenblick auf ihn zu warten."

Berthold hatte ohne Zweifel den Musikus mehr als einmal in seiner Wohnung besucht; denn er stieg nun die Treppe hinauf, trat ohne Zögern in ein Zimmer und ließ sich auf einen Stuhl niedersinken. Mit dem Blick auf dem Boden blieb er eine Weile regungslos sitzen, wie Jemand, der ermüdet ist und seine Glieder ruhen läßt.

Das Gemach, welches Konrad im ersten Stock des Tuchladens bewohnte, war sehr dürftig von Ansehen, wiewohl alles merkwürdig sauber gehalten und mit vieler Sorgfalt geordnet war. Außer dem gemietheten Piano — ein kostbares Möbel in der That — sah man kein anderes Geräthe, als zwei oder drei hübsche Stühle, eine breite Tafel voll Musikhefte, einen Violinkasten und eine ziemlich große Lampe, um zur Nachtarbeit zu leuchten; außerdem noch ein Gestell von drei oder vier Fächern, worauf Konrad die etlichen fünfzig Bücher, die er besaß, sorgfältig neben einander gereiht hatte. Es waren meistens Werke von alten und neuen Dichtern, noch ungebunden, doch bereits sehr gebraucht. Wenn man auf den ersten Blick bemerken konnte, daß der Bewohner dieses Gemachs nicht im Wohlstand lebte, war es doch zu gleicher Zeit erkennbar, daß er keinen Mangel litt und sich zuweilen noch einige Ausgaben gestatten konnte, um irgend einer Liebhaberei seines Geistes Genüge zu thun. Der breite Kaminsims war mit Gypsfiguren geziert, mit Muscheln und Seegewächsen, mit ausgestopften Vögeln und mit allerlei Kleinigkeiten, die wohl Geld kosten, aber doch keinen Werth haben, als allein für den, der sie zusammengebracht hat. Aber etwas Anderes fesselte noch in höherem Grade die Aufmerksamkeit der wenigen Besucher, die Konrad zu empfangen vergönnt war.

Zwischen dem Schornstein und dem Fenster war die Wandfläche ganz bedeckt mit Porträtabdrücken von Künstlern aller Jahrhunderte und aller Länder, und zwar in so ansehnlicher Zahl und solcher Verschiedenheit von Form und Größe, daß man nicht zweifeln konnte, Konrad müsse Jahre lang seine Sorge auf die Anlage dieser Sammlung verwendet haben. Obwohl unter diesen Bildnissen auch Namen von Tonkünstlern, Malern und Gelehrten standen, waren doch die Porträte der Dichter offenbar in der Mehrzahl, und Konrad hatte selbst einige davon mitten auf der Wandfläche neben einander angebracht und

sie alle zugleich mit einem schwarzen Band umschlossen. In diesem Trauerringe hingen die Bilder von Homer, Milton, Taſſo, Camoens, Cervantes, Vondel, Chatterton, Gilbert und einigen andern. Seltſam war in der That dieſe Anordnung und es mochte abſonderlich erſcheinen, daß geringere Dichter, wie Chatterton und Gilbert, von Konrad zu den bevorrechteten Plätzen zugelaſſen wurden, während viel berühmtere Künſtler ausgeſchloſſen waren; aber es lag ohne Zweifel unter dieſer Vereinigung von Namen ein geheimer Gedanke verborgen.

Eine geraume Zeit war Berthold regungslos in Konrads Zimmer geſeſſen; doch allmälig hatten aufregende Gedanken ſich von neuem ſeiner bemächtigt. Er war aufgeſtanden und hatte unbewußt einige Schritte durchs Zimmer gethan und ſtand nun vor der Wand, worauf die Bildniſſe der großen Künſtler zur Schau gebracht waren. Sein Blick, lang umherirrend, haftete bald feſter auf dem ſchwarzen Kreiſe. Bisher hatte er der Anordnung der Porträte wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt; er hatte immerdar gemeint, daß es eine Laune von Konrad wäre, ohne eine andere Abſicht als die Ausſchmückung des Zimmers; aber jetzt in einer verzweifelten Gemüthsſtimmung ſich befindend, wollte er eine traurige Bedeutung in dem ſchwarzen Band entdecken; und in der That, er fand die Bedeutung, ohne es zu wiſſen. In tiefe Gedanken verſunken und das Auge auf die Bilder gerichtet, murmelte er:

„Homer, der größte aller Dichter? Er bettelte um ſein Brod und war blind!“

„Torquato Taſſo, der Ruhm Italiens? Er ſtarb im Irrſinn!“

„Camoens, der erlauchte Sänger der Luſiade? Er mußte auch die Hand ausſtrecken, um nicht Hungers zu ſterben!“

„Cervantes, der geiſtvolle Verfaſſer von Don Quixote? Er ſtarb arm und verlaſſen!“

„Vondel, Niederlands mächtiger Genius? In dem Alter von achtzig Jahren lag der herrliche Greis noch über einem Pult gebückt als Schreiber in einem Pfandhauſe!“

„Chatterton, der kühnſte Dichter? In irrſinniger Verzweiflung brachte er ſein Leben dahin, das ihm nichts als Trübſal gewährte!“

„Gilbert, unſchuldiges Schlachtopfer des Haſſes; er ſtarb den ſchrecklichſten Tod in einem Lazareth!“

Erſchrocken zurückweichend, rief Berthold im Tone der tiefſten Entmuthigung:

„Welch gefahrvolles Loos! O, mein Oheim, Laura's Vater und Alle, die mich lieben oder kennen, ſie haben vielleicht Recht, daß ſie meine Schritte von dieſer unglückſeligen Bahn ablenken wollen. Ja, ja, mein Entſchluß iſt gefaßt: ich werde der Kunſt ein ewiges Lebewohl ſagen, meine verlockenden Träume überwinden —“

„Ach, Herr Berthold,“ rief Konrad, der in dieſem Augenblick in das Zimmer trat. „Vergeben Sie mir, daß ich unwiſſend Sie ſo lange warten ließ. Was ſind Ihre Gedichte ſo ſchön! Ich habe ſie ſchon größtentheils geleſen. Haben Sie Dank für den ſüßen Genuß und die reinen Erregungen, die Sie mir gegeben haben. Aber Sie ſind betrübt, Berthold? Ihr Angeſicht iſt entſtellt! Fühlen Sie ſich nicht wohl?“

(Fortſetzung folgt.)

Der Kollaborator.

(Schluß.)

„Als ich etwas ruhiger geworden war, glaubte ich das Schmerzlichſte überwunden zu haben, allein ich ſollte des Schickſals Tücke ſo recht in vollem Maße erfahren.

„Vier Wochen ſpäter ward meine Mutter von einem Schlaganfall getroffen, der ſie in einen traurigen Zuſtand verſetzte, daß ſie wenige Tage darauf ſtarb. Welche Gefühle ihr Tod in mir erweckte, brauche ich wohl nicht zu erörtern, — ich ſtand nun allein, ganz allein auf Erden. Die Zukunft lag ſo gräßlich leer und öde vor meinen Blicken da, daß ich mitunter der Verzweiflung nahe war.

„In dumpfer Betäubung verlebte ich einen Tag nach dem andern; es war ein Glück für mich, daß meine Berufspflichten mich zwangen, mit der Außenwelt in einiger Berührung zu bleiben, ich würde ſonſt eine unnütze Laſt der Erde geworden ſeyn.

„Mehrere Monate waren ſo dahingegangen, — da erhielt ich eines Tages wie zum Hohn die Nachricht, daß mir eine alte geizige Tante, die ich ganz vergeſſen, eine ſehr bedeutende Summe vermacht habe. Hätte ich dieſes Geld ein halbes Jahr früher — doch nein, ich will mich nicht in Betrachtungen verlieren, ſondern zum Schluß meiner Lebensgeſchichte eilen. Da das Vermächtniß ſo groß war, daß ich als einzelner Mann von den Zinſen deſſelben auf die glänzendſte Weiſe leben konnte, ſo gab ich meine Stelle am Gymnaſium auf und beſchloß, einige Jahre hindurch meinen Wohnſitz bald hier, bald dort aufzuſchlagen und während der ſchönen Jahreszeit längere Reiſen durch die vornehmſten Länder Europa's zu

machen. Es war mir erwünscht, einen Ort verlassen zu können, wo ich so unendlich viel Schmerzliches erfahren hatte.

„Ich führte meinen Plan auch aus. Im ersten Jahre besuchte ich die Schweiz, Italien, Spanien und Frankreich, im zweiten England, Irland und Schottland und im dritten Norwegen, Schweden und Dänemark. Ich, der ich einst eine so große Scheu vor dem Leben in der Hauptstadt eines kleinen deutschen Landes gehegt, — ich stürmte nun so recht in das Weltgetümmel hinein, konnte aber die quälende Erinnerung an die Vergangenheit nicht aus meiner Seele verbannen. Auf den Gletschern der Schweiz, unter den jahrtausendalten Tempeltrümmern des ewigen Roms, in den zerfallenen maurischen Palästen Granada's, in dem tollen Treiben der Pariser Welt, am Strand der Themse, auf den nebelumhüllten schottischen Haiden, an den brausenden Strömen und Wasserfällen Skandinaviens — allüberall standen die Bilder jener Stunde, in welcher ich für immer Abschied von Josephinen genommen hatte, vor meinen Augen. Nur in der tiefsten Einsamkeit der Natur löste sich dann und wann mein bitterer Schmerz in stille Wehmuth auf; der heilige Friede, welcher im schweigenden Waldesgrund, im quellendurchrauschten Gebirgsthal herrschte, stahl sich auf einige Stunden auch in mein Herz hinein.

„Des ziellosen Umherschweifens müde, kehrte ich endlich nach dem Vaterland zurück, um mir einen bestimmten Wirkungskreis zu suchen, denn ich fühlte, daß ein geistig unthätiges Leben mich zu einem Misanthropen machen werde. Ich nahm die Stelle eines Bibliothekars in der Residenz eines kleinen Fürsten an und legte mich wieder mit Eifer auf die Wissenschaften. Mehrere Werke, die ich unter einem angenommenen Namen veröffentlicht habe und die von der Kritik über Gebühr gelobt worden sind, stammen aus jener Periode. Daß sie einigen Nutzen gestiftet haben, erfüllt mich noch heute mit einer stillen Freude.

„Meine damaligen Bestrebungen aber waren nicht allein auf die Wissenschaften gerichtet. Die Geldmittel, welche ich besaß, setzten mich in den Stand, Hilfsbedürftige zu unterstützen und für eine gute Erziehung talentvoller Kinder armer Eltern zu sorgen. So lernte ich unter anderen auch einen Lehrer an einer Volksschule kennen, der einen einzigen Sohn hatte, dessen Einkommen aber so gering war, daß er für die Ausbildung des Letzteren wenig oder nichts thun konnte. Der arme Knabe hatte schon im dritten Jahr seine Mutter verloren, und als nun auch sein Vater starb, nahm ich mich des Verwaisten an und ließ ihn erziehen, als ob er mein eigener Sohn gewesen wäre."

„Und wer ist dieser verwaiste Knabe?" fragte Ferdinand in athemloser Spannung.

„Du bist es, lieber Ferdinand," versetzte Reimann mit bewegter Stimme, dem Ueberraschten die Hand drückend. „Als ich mich Deiner annahm, standest Du noch im zarten Jugendalter, und so gab ich Dich für meinen Neffen aus, um wenigstens dem Scheine nach einen Angehörigen auf Erden zu haben. Deine schnellen Fortschritte in den Wissenschaften, Dein offenes, treuherziges Wesen und Deine Anhänglichkeit machten mir große Freude, und ich war stolz in dem Gedanken, daß Du dereinst eine hervorragende Rolle in der Welt spielen werdest. Als Du deine Studien auf der Universität begannst, legte ich, wie Du weißt, meine Bibliothekarstelle nieder und zog hieher, um mich ganz ungestört meinen Lieblingsbeschäftigungen hingeben zu können."

Hier machte Ferdinand einen Versuch zu reden, allein sein Wohlthäter ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort:

„Zwanzig Jahre lang ist es mein einziges Streben gewesen, Dir eine Stellung zu verschaffen, in welcher Du deine Talente zur vollen Geltung bringen könntest; — glaubst Du, daß ich Dich jetzt Deinem Schicksal überlassen werde? O nein — ich bin im Stande, Dir auch in materieller Beziehung zu einer Stellung zu verhelfen, um welche Dich Tausende beneiden dürften. Sieh', hier ist eine Abschrift meines Testamentes," fuhr er fort, indem er Ferdinand ein Papier überreichte; „ich habe Dich zu meinem Universalerben eingesetzt. Von den Zinsen des Vermögens, welches ich Dir hinterlasse, kannst Du in der Hauptstadt aufs Anständigste leben. Zwei Drittel dieser Zinsen stehen von heute an zu Deiner Verfügung; ich brauche bis zu meinem Tode jährlich nur ein Drittel derselben. Reise nun so bald als möglich nach der Hauptstadt und hole Dir die Erlaubniß ein, Dich daselbst als Arzt niederlassen zu dürfen. Richte Dich dort ein und führe Deine Bertha zum Altare; wenn das geschehen ist, komm' ich zu Euch, um zu sehen, wie es Euch geht."

Ferdinand war außer sich vor Ueberraschung, Freude und Dankbarkeit und umarmte seinen Wohlthäter mit jubelndem Ungestüm; Reimann aber wehrte ihn von sich ab und sagte:

„Wenn Du der Welt gezeigt hast, daß Du etwas Ordentliches verstehst, und Dein Name einen guten Klang gewonnen hat, dann will ich Deinen Dank annehmen. Jetzt gehe nur auf Dein Zimmer und packe rasch Deine wenigen Sachen zusammen — ich habe in dem Postwagen, welcher in zwei Stunden

nach der Hauptstadt abfährt, einen Platz für Dich bestellt: — es ist besser, wenn wir noch heute Abend scheiden. Ich kann es kaum erwarten, bis Du an Deinem Bestimmungsort eintriffst. Dort bist Du auch Deiner Bertha näher und kannst mündlich oder schriftlich alles Nöthige mit ihr vereinbaren. Hier hast Du eine Summe, mit welcher Du vorläufig alle Deine Ausgaben bestreiten kannst."

Mit diesen Worten händigte Reimann seinem Schützling eine kleine Rolle von Goldstücken ein und drängte ihn in sein Zimmer, damit er seine Sachen packe.

„Wenn Du reisefertig bist, komm' sogleich zu mir," rief er ihm nach; „die Zeit, welche uns dann noch übrig bleibt, wollen wir zu einem Spaziergang auf dem freien Platze vor dem Postgebäude benützen."

Eine Stunde später schritt Ferdinand mit seinem Wohlthäter durch die stille Nacht dem andern Ende des Städtchens zu, wo sich das Postgebäude befand. Die schmalen Gassen mit den hohen, dunkeln Giebelhäusern lagen in tiefer Ruhe da, hin und wieder an den Straßenecken plätscherten die immergnillenden Brunnen, und durch die Wipfel der Lindenbäume, welche vor den Hausthüren standen, ging dann und wann das leise Rauschen des Nachtwindes, der den würzigen Waldesduft vom Gebirge herübertrug. Schon oft hatte Ferdinand diesen Weg gemacht, wenn er von dem Besuch bei seinem Oheim nach der Universitätsstadt zurückkreiste, — aber noch nie hatte er sich in einer so freudigen, wunderbar gehobenen Stimmung befunden. Es war ihm, als sehe er hinter dem Schleier der Nacht all die sonnenhellen, freudevollen Tage, denen er entgegenzog.

Nachdem beide eine Zeitlang auf dem großen freien Platz vor dem Posthause hin und her gewandelt waren, rollte der Postwagen heran, Ferdinand nahm mit bewegtem Herzen Abschied von dem äußerlich so kalten und doch so warm empfindenden Greise, und fünf Minuten später fuhr er unter fröhlichem Posthorngeschmetter davon.

Reimann stand lange in Gedanken versunken da und blickte dem Postwagen nach, bis derselbe verschwunden war.

„Werde glücklicher, als ich gewesen bin!" rief er dem Scheidenden leise mit gepreßter Stimme nach, indem er sich auf den Heimweg begab. Und als er sein stilles, kleines Häuschen betrat, sprach er bewegt vor sich hin:

„Es ist ein gar wundersames Gefühl, einen Menschen glücklich gemacht zu haben."

Mannigfaltiges.

Im Garten der Akklimatisationsgesellschaft im Boi de Boulogne werden ungeachtet des schlechten Wetters die inneren Einrichtungsarbeiten mit Eifer fortgesetzt. Der Wintergarten, ein Meisterwerk der Eisengießerei, wird nächstes Frühjahr fertig. Es befinden sich darin die seltensten Pflanzen aller Zonen vereinigt. Mitten hindurch schlängelt sich ein kleiner Fluß, weiterhin erhebt sich ein pittoresker Berg, und im Hintergrunde dieses Paradieses befindet sich ein Lese- und Conversationssaal. Die Menagerie des Gartens ist durch ein zweites Rudel Lama's, Alpaka's und Guanako's bereichert worden. Herr Roche ist fortwährend für die Gesellschaft in Amerika thätig; außerdem befinden sich mehrere Mitglieder derselben bei der syrischen Expedition, welche nicht verfehlen werden, mehrere seltene Exemplare von Thieren nach Paris zu senden. Ueberdies hat der Kriegsminister, welcher Mitglied der Gesellschaft des Jardin des Plantes ist, an die Expedition in Syrien den Befehl ergehen lassen, sich einiger hübschen Exemplare von Hemipes, die sich wild in großen Heerden in jenem Lande befinden, zu bemächtigen und sie nach Frankreich zu senden. Das Aquarium im Garten des Bois de Boulogne geht seiner Vollendung entgegen.

(Das Bubengericht zu Berngau in der Oberpfalz.) Berngau, eine Hofmark, hatte den Schultheiß von Neumarkt, oder eignen Richter, der die Geschäfte in dem Orte vornahm. Die Schöppen wurden aus den Edelleuten oder Ehrbarn (Bürgern) gewählt; bei einem solchen Gericht kam einmal folgender Fall zur Verhandlung: „Als einer allhier einst in einem Wasser fast ertrunken wäre, wann ihn nicht ein Nachpar mit einer Mistgreil herausgezogen; der aber beklagt darnach den anderen, er helt imme mit dem Greil ein Aug verderbt durch das Herausziehen, da wußten die Urtheiler daß nicht, was sie vor ein Urtheil sprechen sollten; spricht einer aus der Urtheiler umstehenden Söhnen, man soll ihn wieder in das Wasser fallen lassen, werde ihm der Andere beim Herausziehen mit dem Greil wieder in's Aug greifen, soll er's im büßen, wo nicht, so habe der Kläger nichts zu klagen; darauf ist der Kläger von der Klag abgestanden. Hierauf hat der Pfalzgraf dieß Recht also befreiet, daß auch die Völker alda, neben den Alten etliche Dinge zu verthätigen haben, das wird also das Buebenrecht genannt." (Löwenthal Schultheißen-Amt Neumat.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Sonntag, 27. Januar **1861.**

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Der Jüngling ergriff des Künstlers Hand und sprach, ihm traurig in die Augen sehend:

„Konrad, ich bin unglücklich. Mein Herz hat es nöthig, sich auszuschütten. Lassen Sie mich mein Loos bei Ihnen beklagen; es wird meinen Schmerz vielleicht mildern."

„Nun, sagen Sie mir, was ist Ihnen geschehen?" fragte Konrad mit inniger Theilnahme, doch ohne besondere Aufregung.

„Ich werde Sie zu trösten versuchen; und ich glaube, daß es nicht sehr mühselig seyn wird; es treiben wieder schwarze Wolken über den ungestümen Himmel der Einbildung, nicht wahr?""

„Konrad," klagte der trauernde Jüngling, „ich habe unwiederruflich beschlossen, für alle Zeit der Kunst zu entsagen."

„Gott Lob, daß es nicht ernstlicher ist!" sprach der Musikus lächelnd. „Es ist eine gewöhnliche Laune der Dichter, daß sie bei der geringsten Widerwärtigkeit die Harfe zerbrechen wollen; aber das Instrument steckt ihnen im Herzen und ist außer dem Bereich ihres Willens. Kommen Sie, ich sehe wohl, daß Ihre Aufregung nichts ist als ein Dichterschmerz. Lassen Sie sich nicht niederdrücken, Berthold; der Kummer ist die Zauberruthe, welche die Seele in sich selbst zurückkehren macht und deren Kräfte verdoppelt. Der Dichter fühlt es so wohl, daß er sich selbst Schmerzen schafft, um die Quelle der innigen und tiefen Gedanken milder in seinem Geiste fließen zu lassen. —"

„Nein, nein, Sie irren sich, Freund," seufzte Berthold, „mein Entschluß ist unabänderlich gefaßt. Ich verzichte für immer auf die Zukunft, die ich mir geträumt habe. Es macht mir Pein, ich bekenne es; aber ich werde Trost suchen in einer andern Richtung des Geistes."

Der seltsam dumpfe Ton von Gelassenheit, worin der Jüngling diese letzten Worte gesprochen hatte, überraschte Konrad und schien ihn plötzlich kummervoll zu treffen.

„O Berthold," rief er, „Gott behüte Sie vor der Ausführung Ihres unseligen Entschlusses! Aber was brachte Sie auf einen so unerwarteten Vorsatz?"

„Etwas Schreckliches, davon ich die Ursache nicht ergründen kann," sagte der Jüngling. „Als ich die Wohnung von Herrn Hartmann verließ, eilte ich nach Hause, um meinem Oheim ein Exemplar meiner Gedichte anzubieten. Ich wußte wohl, daß für mich ein strenger Verweis zu erwarten stand; aber ich hatte zugleich die Ueberzeugung, daß mein Oheim in seiner gewöhnlichen Gutherzigkeit gegen mich doch am Ende meine kühne That entschuldigen werde. Darauf vertrauend trat ich ein und bot meinem Oheim das Büchlein an. O Konrad, ich vergesse mein Lebenlang den Augenblick nicht: mein armer, kranker Oheim schien außer sich vor Zorn, seine Lippen bebten, er schaute mich mit Blicken des Hasses und der Verachtung an, als hätte ich mich der schändlichsten Missethat schuldig gemacht. Während ich zitternd dastand und wie betäubt nach der räthselhaften Ursache von meines Oheims heftiger Aufregung fragte, öffnete er mein Buch, wies mir das Gedicht „der Wucherer", und brach dann in so gräßliche Vorwürfe aus, daß jedes seiner Worte mich mit Verzweiflung und Schrecken traf. Er nannte mich undankbar, bedauerte die Güte, die er mir erzeigt hatte, verwies mir, daß ich ihm das häßliche Wort Wucherer an den Kopf geworfen habe, und rief zum Schlusse, daß ich eine Schlange sey, die zum Lohne für die Wohlthat ihr Gift ihm ins Angesicht speie! — Obwohl zerschmettert unter diesen grausamen Beschuldigungen, wollte ich sprechen, um meinen Oheim zu besänftigen; aber er rief mit todt-

blassem Gesicht und beinahe ohnmächtig, ich solle sein Haus verlassen; er befahl, er flehte, daß ich bis nach Mittag fortgehen möchte; meine Gegenwart schien ihn zu martern. Ich lief wie ein Wahnsinniger über die Straße, irrte einige Zeit in der Stadt umher und komme nun zu Ihnen, Konrad, um einem Freunde offenbaren zu können, was mir auf dem Herzen liegt. Diesen Abend will ich alles verbrennen, was mir jemals aus der Feder floß; morgen werde ich alle Abdrücke meines Werkes vernichten — daß selbst keine Erinnerung davon übrig bleibt!"

Konrad schüttelte traurig den Kopf und sagte:

„Ihr Werk vernichten? Berthold, seyen Sie versichert, Sie werden es nicht thun!"

„Zweifeln Sie nicht daran," seufzte der Jüngling, „mein Entschluß ist gefaßt; nichts kann ihn ändern. Sehen Sie, Konrad, mein Oheim hat mich nach dem frühen Tode meiner Eltern wie seinen eigenen Sohn geliebt. Er hat mir eine edle Erziehung geben lassen und spart und sorgt noch unaufhörlich, um mir ein reiches Erbtheil zu hinterlassen. Ich darf seine Güte nicht mißachten; Undankbarkeit ist ein Wort, das mich beben macht. Wenn es meinen guten Oheim so unbegreiflich betrübt, daß ich die Dichtkunst ausübe, so will ich mich in seinen Willen schicken und mit Gelassenheit mein Loos annehmen. Geben Sie sich keine Mühe, meinen Entschluß zu ändern, Konrad; Sie werden nur den Zweifel in mein Gemüth werfen und mich noch unglücklicher machen."

„Sie wollen also den heiligen Funken der Poesie in Ihrem Busen ersticken?" rief Konrad mit bitterem Lächeln.

„Leider, ja; unwiederruflich für alle Zeit," seufzte Berthold.

„Es ist gethan: ich werde von der Ausübung der Kunst mich fern halten; ich werde Beschäftigung suchen, mich auf den Handel legen und friedsam die Vortheile des Lebens genießen."

„Wie täuschen Sie sich!" rief Konrad aus. „Sie werden unglücklich seyn, unglücklich über alle Maßen! Wissen Sie wohl, Berthold, was das Geheimniß von allem Glück, von aller Macht und aller Größe in dem Menschen ist? Das Geld, wird Herr Hartmann sagen; und Sie selbst, in der traurigen Stimmung Ihres Gemüths, scheinen ihm Recht geben zu wollen. Nein, das Geheimniß ist, daß der Mensch einmal seinen wahren Beruf und seine ächte Bestimmung erkenne und darnach thue. Wehe dem, der auf Erden das Kennzeichen zu verwischen sucht, das Gott in seiner Seele ausgeprägt hat; wehe dem Unglücklichen, der durch eintretende Umstände aus der ihm vorgezeichneten Bahn geworfen wird. Es sind Wesen, die herumirrend und wie verloren sich durch die Welt schleppen, die trauern, beneiden und verkümmern, die ins Grab sinken, ohne jemals im Stande gewesen zu seyn, von den Kräften und Fähigkeiten, die ihnen angeboren waren, Gebrauch zu machen. Und — Berthold, was ich Ihnen sagen will, wird Sie verwundern — ich bin einer der Halbmenschen, eines der verirrten Wesen!"

„Sie?" rief der Jüngling erstaunt. „Unmöglich!"

„Betrachten Sie mein Angesicht," fuhr Konrad fort, „es ist bleich und mager; meine Augen sind ohne Leben, mein Nacken ist gebeugt und meine Brust schwach. Ich bin krank und schwinde seit vielen Jahren dahin. Welches Uebel meine Gesundheit untergrub, meinen Sie? Es ist eine betrogene Seele, die sich rächt und beim Mangel anderer Nahrung ihre eigene Wohnung verzehrt. Setzen Sie sich und hören Sie mir zu! Ich werde Ihnen sagen, was mein Loos war. Vielleicht wird diese Erzählung Sie von dem unseligen Entschluß, den Sie fassen wollen, zurückschrecken. — Mein Vater war ein Schullehrer. Was der Kummer seines Lebens schien, war die Ueberzeugung, daß er mir, seinem einzigen Kinde, nichts auf der Welt hinterlassen konnte. Um mir doch ein wohlthuendes Besitzthum zu schenken, verwandte er auf meine Erziehung alle die Sorgfalt, welche einem liebevollen Vater möglich ist, und unterwies mich nicht allein in den Sprachen, sondern selbst in der Musik, welche Kunst er als besonders brauchbar erachtete, um in Zeiten der Noth sich ein ehrliches Auskunftmittel zu verschaffen. Mein Vater war Künstler in der Seele und vor allem ein inniger Bewunderer der erhabenen Produkte des Geistes. Er sprach mir mit andächtiger Verehrung von den erhabenen Dichtern, deren Name aus dem Schooße der Jahrhunderte gleich Sternen menschlicher Größe uns bescheinen; er las mir deren Werke vor, machte mich auf die Schönheiten darin aufmerksam und erzeugte, ohne es zu wissen, in meinem jungen Busen die flammende Begierde nach geistiger Wirksamkeit und nach Ruhm. — Als ich die Jünglingsjahre erreicht hatte, offenbarte sich meine Bestimmung: ich machte Verse auf alles und überall. Mein Vater merkte meine Neigung mit Verdruß und Besorgniß; doch hoffte er, daß es nicht ernstlich so bleiben würde, besonders weil ich bald einen Platz auf einem Handelskomptoir bekommen sollte und so gezwungen wäre, von der Poesie abzulassen. Er irrte sich: ich machte Verse auf des Kaufmanns Briefe; immerdar versunken in fernabführende Träume, verstand ich seine Befehle verkehrt und vergaß sie gänzlich. Nach einer Probe

von vier Monaten, wurde ich von dem Comptoir als ein hochmüthiger Narr gesagt, der zu einer ernstlichen Beschäftigung völlig unbrauchbar sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Jubiläum der Lokomotive.) Unsere festlustige Zeit, die doch sonst jede Gelegenheit ergreift, Jubiläen zu feiern, hat sich eines entgehen lassen, das 50jährige Jubiläum der Lokomotive, das 1859 hätte gefeiert werden sollen. Nachdem der Deutsche Leupold im Jahre 1723 die Hochdruckdampfmaschine erfunden und in seinem **Theatrum Machinarum** beschrieben, beschäftigten sich mehrere Ingenieure mit dem Gedanken, die Dampfkraft zur Fortschaffung von Wagen anzuwenden und zwar auf gewöhnlichen Landstraßen. Schon der berühmte Watt ließ 1769 die Dampfzugmaschine in sein Patent aufnehmen; den ersten Dampfwagen aber baute ein Franzose Cugnot; sein Modell ließ sich nicht lenken und stürzte sich über eine Mauer in einen Graben hinab, weßhalb es als zu gefährlich verworfen ward. Ihm folgten 1772 ein Amerikaner Evans und ein Engländer Symington. Letzterer, einer der Erfinder der Dampfboote, stellte seine Maschine in Edinburgh aus, fand aber ein unüberwindliches Hinderniß in den damals noch schlechten Landstraßen. Zwölf Jahre später, 1784, baute William Murdoch ein fußhohes Modell einer Hochdruckmaschine, das mit einer Spirituslampe geheizt wird. Seinem Schüler Trevithik gelang es endlich, mit einem Dampfwagen auf den Landstraßen zu fahren. Freilich war die neue Maschine anfangs etwas unlenksam, schoß wie toll auf der Chaussee nach Plymouth dahin, rannte Mauern nieder, erschien plötzlich in den Gärten zurückgezogener alter Herren, die sich nur um ihre Rosen und ihre Pfirsiche kümmerten, und machte die Chaussee-Geld-Einnehmer vor Schreck halb wahnsinnig; denn sie hielten die Maschine für eine Erfindung des Teufels, vielleicht gar für seinen Staatswagen, den er, mitten unter den glühenden Kohlen sitzend, selbst kutschire. Als Trevithik mit einem gewissen Vivian auf der Chaussee hinfuhr, erblickte Letzterer einen niedergelassenen Schlagbaum und rief seinem Begleiter zu, langsamer zu fahren. Am Chausseebaum machten sie Halt und der Chausseebaum flog wie ein Blitz in die Höhe. „Was macht das Chausseegeld? fragte Vivian. „N—n—n—n—nichts!“ stotterte der arme Mann mit klappernden Zähnen und am ganzen Leibe zitternd. „Was macht das Chausseegeld, fragte ich!“ „N—n—n—nichts ist zu bezahlen! Gu—gutester Herr Teufel, fahren Sie nur weiter! Nichts ist zu bezahlen!“ Nachdem Trevithiks Maschine solche Wunderthaten verrichtet und meistens ihre Passagiere halbwegs in einer Hecke oder einem Straßengraben abgesetzt hatte, wurde sie in London ausgestellt. Sie war so groß wie eine Trommel und zog einen Phaeton. Trevithik, ein genialer Kopf, aber launisch und wetterwendisch, schloß die Ausstellung schon nach zwei Tagen, obgleich er großen Zulauf hatte. 1809 erbaute er dann in Wylam die erste Eisenbahn-Lokomotive, welche mit einer Schnelligkeit von fünf englischen Meilen die Stunde eine Last von 200 Zentnern zog. Er getraute sich aber noch nicht, die Maschine auf glatter Bahn laufen zu lassen, da er glaubte, Mangel an Reibung werde sie zum Stillstehen bringen. Stephenson, der in der Geschichte der Lokomotive und der Eisenbahnen eine sehr hervorragende Stelle einnimmt, war ein stiller Zuschauer von Trevithiks Experimenten und dachte Tag und Nacht darüber nach, die Maschine zu verbessern. So entstand die Eisenbahn-Lokomotive, wie sie in den Grundzügen gegenwärtig noch gebaut wird, obgleich sie vielfach verbessert worden ist. Trevithik war auch der Erste, der einen Tunnel unter der Themse zu bauen begann und ihn wirklich bis zu einer Länge von 1011 Fuß; nur noch 100 Fuß von dem Endpunkte, fortführte, als er durch das Eindringen des Wassers an der Vollendung seines Werkes verhindert ward. Die Hochdruckmaschinen Trevithiks fanden vorzüglich Verwendung in den Walliser Bergwerken, wo sie Pumpwerke in Bewegung setzten. Ein in Peru lebender Schweizer sah sie dort, auf einer Reise nach England, arbeiten, und ward Anlaß, daß sich der geniale Ingenieur nach Lima begab, wo seine Arbeiten solchen Erfolg hatten, daß viele alte, liegengelassene Gruben wieder eröffnet wurden und die Silberproduction auf das Dreifache stieg. Trevithik ward ein Millionär und aus Dankbarkeit für seine Wirksamkeit zum Marquis und Grand von Spanien ernannt. Die Revolution in den spanischen Kolonien zerstörte jedoch all sein Glück, und fast ohne Vermögen kehrte er schließlich nach England zurück, wo er 1833 gestorben ist.

(Heilung der Taubheit.) Eine brasilianische Jungfrau, Namens Clerot, ist die Entdeckerin eines Heilmittels gegen Taubheit, das, wenn es sich bewährt, von außerordentlicher Tragweite seyn wird. Dasselbe besteht in dem Schwefeläther, der in einer Dosis

von 4—10 Tropfen in den äußeren Gehörgang getröpfelt wird und womit man 14—20 Tage fortfährt, dann eine Pause von einigen Tagen macht und hierauf die Behandlung wieder fortsetzt. Eine Kommission brasilianischer Aerzte soll mit ihren deßfallsigen Prüfungen ein sehr befriedigendes Resultat aufgestellt haben. Ein Arzt spricht sich für Anwendung des Schwefeläthers, oder besser Chloroform, auf Baumwolle getröpfelt und so dreimal täglich frisch ins Ohr gebracht, aus. Cleret, früher an Dürftigkeit und Namenlosigkeit gewöhnt, wurde in Folge der vielen Ehrenbezeigungen und Anerkennungen ihrer Verdienste um das Menschenwohl — wahnsinnig.

Die „Neue Glarner Zeitung" erzählt folgendes Neujahrsnachtabenteuer: In der Nacht des Altjahrabends auf den Neujahrstag saßen in der Wirthsstube zum „Horn" in Netstal 7 muntere Wittwer beisammen, beim Klange der Gläser und fröhlichem Gesang Ersatz suchend für die Entbehrungen einer gemüthlichen Altjahrabendfeier im Familienkreise. Nachdem sie sich für den Eintritt ins neue Jahr herzlich gestärkt hatten, erhoben sie sich des Morgens 4 Uhr und sangen aus tiefer Brust hervor:

Freund ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will;
Unter meinem Dache
Leb' ich froh und still.

Da krachte es plötzlich über ihren Häuptern: eine mächtige Schneelawine war den Wiggis hinabgestürzt, und ihre Sturmesgewalt hatte das Dach, unter dem die 7 Wittwer „so froh und still gelebt," hinweggefegt. In ernste Betrachtung versenkt, zogen sie dann nach Hause.

Hydepark bot am Dienstag Abend einen schönen Anblick dar. Schon seit mehreren Tagen war angekündigt gewesen, daß auf dem kleinen See daselbst am Dienstag Abend Feuerwerke abgebrannt und Schlittschuhrennen mit Fackeln stattfinden sollten. Da strömten denn ehegestern bei Einbruch der Nacht dichte Menschenmassen nach dem bezeichneten Punkte, und gegen neun Uhr waren, polizeilichen Angaben zufolge, nicht weniger denn 50,000 Menschen auf dem gefrornen See, und etwa dreimal so viel Zuschauer rings um die Ufer desselben versammelt. Es war ein eigenthümliches Schauspiel. Viele Tausende von Fackeln, Buden mit Eßwaaren und Getränken, Feuerwerke, bengalisches Feuer und ein Drängen sonder Gleichen bis nach 10 Uhr. Namhafte Beschädigungen auf dem Eise, das doch nirgends über 5 Zoll Durchmesser aufzuweisen hat, sind glücklicherweise nicht vorgekommen.

Als Füllmaterial für Gasuhren wird statt des Wassers „Glycerin" empfohlen. Dasselbe empfiehlt sich hierzu durch seine Eigenschaften, nur wenig zu verdunsten und dann nicht zu gefrieren, und ist somit vollständig im Stande, den theuren Weingeist zu ersetzen.

Schweiz. Aus der letztjährigen Artillerieschule bringt der „Postheiri" folgenden Witz: Eine Anzahl Kanoniere ziehen auf der Thuner Allmend in der lieblichsten Sonnenhitze eine 12-Pfünder-Kanone und schwitzen, wie man ungefähr im Heumonat zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags schwitzen mag. Da meint der eine Kanonier zu seinem Kameraden: „Gell Du wettisch oh lieber, wir hätten schon zogen Kanonen!"

---

* Charade.

(Dreisilbig.)

1. 2.

Sie sind nicht vornen und nicht hinten,
Jedoch dazwischen stets zu finden;
Die Straße, wo die Beiden walten,
Rath' ich als gotden einzuhalten.

3.

Ich schlängle mich durch grüne Auen,
In mir kannst du dein Bildniß schauen,
Und Blümlein sind an mir zu pflücken,
Der Durst'ge mag sich hier erquicken.

1. 2. 3.

Ich bin ein Dorf in Westrichs Land,
Zur Kirschenzeit gar oft genannt,
Und diese Frucht, geräth sie recht,
Spickt meine Börse gar nicht schlecht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Dienstag, 29. Januar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

„Mein armer Vater," fuhr Konrad fort, „erschrack vor meiner Zukunft. Als ich mit keckem Uebermuth ihm erklärte, daß ich Dichter werden wolle, was ich auch darum zu leiden haben möchte, stellte er mir vor Augen, wie unsicher das Loos des Dichters auf Erden sey; er erzählte mir das traurige Leben und das beklagenswerthe Ende von Homer, von Camoens, von Torquato Tasso, von Cervantes und von allen Jenen, die dort aus dem schwarzen Trauerkreise uns so ruhig anschauen. Ich widerstand Monate lang seinem Flehen; aber er — in seiner besorgten Liebe und in seiner Angst für das Loos seines einzigen Sohnes, bat, weinte, kniete vor mir nieder, bis ich endlich vor der Poesie als etwas zurückschreckte, das meinen armen Vater und mich selbst unglücklich machen müßte. Ich versprach aufrichtig und mit dem festen Vorsatz, hinfort alle Begierde nach Ruhm in mir auszurotten. Bald fand ich einen Platz auf einem Comptoir und erfüllte daselbst meine Pflichten mit großer Pünktlichkeit, jedoch ohne Liebe und wahren Fleiß. Die einmal entzündete Flamme brannte noch in meinem Herzen; und welche Gewalt ich mir auch anthat, sie zu ersticken, noch immer trieb mein Geist auf dem Strome der Einbildung hinweg. Der Kampf, den mein Wille gegen meine angeborne Neigung zu bestehen hatte, war so peinlich, daß ich in eine Art von Abmattung und geheimen Schmerz verfiel; ich wurde still, träumend, einsiedlerisch; meine Seele trauerte. Vor meinem Vater verbarg ich, was in mir vorging; er betrachtete die Ruhe meines Geistes als ein günstiges Vorzeichen meiner Zukunft, und um mich in dieser Richtung zu bestärken, schilderte er mir mit verlockenden Farben, wie ich älter werdend selbst Handel treiben könnte; wie Andere auch mit Wenigem begonnen hätten, welche nun die Stadt durch ihre Pracht und ihren Reichthum in Erstaunen setzten; und wie ich dann, vielleicht in der Mitte meines Lebens, frei von allen Sorgen, mich geachtet, geehrt und geliebt sehen würde. Er vergaß nie, mir den Werth und die Macht des Geldes zu rühmen und es mir als die sichere Quelle von Ruhe, Glück und Einfluß darzustellen — aber von allen diesen Ansichten wandte meine Natur sich widerwillig ab. Inzwischen ging ich täglich nach meinem Comptoir und setzte mich dort hin, wie Jemand, der schlummert; wohl arbeitete meine Hand, aber mein Geist war anderwärts und verlor sich in unbestimmte, jedoch trübe Gedanken. Allmälig wurde dieses Leben mir unerträglich; meine Seele, von dem Pfad ihrer angebornen Bestimmung abgelenkt, fand an nichts Gefallen noch Trost. Selbst die Musik wurde mir gleichgiltig; meine Violine, die nach den Comptoirstunden so manchmal mir eine Zuflucht gewesen, um der Verzweiflung zu entfliehen, hing vergessen an der Wand. Diese unaufhörliche Traurigkeit unterwühlte meine Gesundheit; ein trockener Husten schien mir ein kurzes Leben zu verkündigen, ich wurde mager und verkümmerte sichtbar. Zehn Jahre blieb ich Kommis, zehn Jahre der Hoffnungslosigkeit und verschwiegenen Leidens! Dann rief Gott meinen alten Vater zu sich. Der Schlag traf mich tief, aber er gab mir meine Freiheit wieder und mit ihr die Hoffnung auf Erlösung. Von neuem erschloß sich vor meinen Augen die glanzreiche Zukunft, die ich in meiner ersten Jugend geträumt hatte. Ich wollte wieder Verse machen, ich saß mit brennendem Kopfe über das Papier gebeugt, das die zurückgehaltenen Ergüsse meiner erwachten Seele aufnehmen sollte. Wehe, die Quelle der Gedanken schien mir vertrocknet; das Verständniß der Form war in mir verdüstert, nach vielen nutzlosen Versuchen mußte ich meine Ohnmacht erkennen. Die materielle Beschäftigung, das geisttödtende Comptoirleben hatten meine Phantasie gelähmt und mich der Feinheit der Einbildung beraubt. Meine Verzweiflung, meine

Thränen gaben mir die beseligende Begeisterung meiner Jugend nicht wieder — ich sollte also Handlungsdiener bleiben, mit Widerwillen durch das farblose Leben hinkriegen und sterben vor Aerger und Verdruß? Obwohl ich nur schwach bin, kämpfte ich doch in meinem Innern gegen die schreckliche Ueberzeugung von meiner Ohnmacht. Eines Abends, da ich, mit dem Kopf in den Händen, einsam da saß und nachsann und ängstlich in den finstern Abgrund meiner Zukunft blickte, fiel mein Auge auf die Violine, die voll Staub und vergessen an der Wand hing. Ein Freudenschrei entrang sich meiner Brust; mein Gedanke war, ich hätte ein helleres Licht über meinem Leben aufgehen sehen. Die Violine! Musiker werden mit Künstlern leben, Künstler seyn! Voll Vertrauen und stolzem Muthes gab ich meine Stelle als Kommis auf und begann mit fieberhafter Hast mich auf der Violine zu üben. Monate lang, Tag und Nacht ertönten die heilversprechenden Töne durch mein düsteres Kämmerchen; ich gönnte mir kaum die Zeit, Nahrung zu mir zu nehmen, so sehr erfüllte mich der feste Vorsatz, auf dieser Bahn den Namen eines Künstlers zu verdienen. Meine Gesundheit schien sich wieder herzustellen, aber da ich keine Geldmittel besaß, verfiel ich allmälig und ohne es zu merken, in die tiefste Armuth. Ich nahm meine Wohnung auf einem Speicher, ich litt Hunger und Erniedrigung; denn mich stärkte der Gedanke, daß ich hier einen Kampf ausfocht, der Tod oder Leben meines Geistes zum Ausschlag haben mußte. Ach, ich hatte mich betrogen, Berthold. Wenn man geboren ist, um Künstler zu seyn, wird man nicht Musiker allein durch den Willen. Violine, Piano? Wenn man wirklich Künstler darauf seyn will, muß man sich von Kindesbeinen an üben, diese Uebung niemals unterbrechen, man muß Verstand und Gefühl aus Kopf und Herz in seine Finger jagen und sie, so zu sagen, darin aufwachsen lassen. Sieben Jahre sind vorbei, seitdem ich in meiner Violine eine bessere Zukunft entdeckt zu haben wähnte, sieben Jahre voll Aufopferung, voll Noth und Arbeit — und ich schätze mich glücklich, auf dem Chor der Hauptkirche einen Platz zu haben, und ich beuge den Rücken und bettle, um Lektionen auf dem Piano geben zu dürfen."

„Unglücklicher Freund!" murmelte Berthold gerührt.

„Ach, das wäre nichts," rief Konrad verzweifelnd aus, „wenn das Herzeleid mich nicht verzehrte! Zu wissen, daß man geboren war, um in der Welt vielleicht etwas Großes zu seyn — und fühlen, daß man die Strafe seiner Schwachheit trägt. Untauglich zu Allem zu seyn, weil man das Einzige verleugnet hat, wozu Gott uns die Fähigkeit schenkte. Und Sie, Berthold, Sie wissen, daß Sie in dem gewöhnlichen Weltleben glücklich seyn werden? Sie glauben, daß Geld, Luxus, Pracht einer Seele wie der Ihrigen Befriedigung geben kann? Nun, führen Sie Ihr Vorhaben aus, versuchen Sie zu vergessen, daß ein Funke des göttlichen Feuers Ihnen auf das Haupt gefallen ist. Was wird die unvermeidliche Folge dieser Feigheit seyn? Inmitten der Pracht werden Sie Ihr Herz leer fühlen; immerdar, unaufhörlich wird Ihr Geist höher steigen wollen. Geld kann Ihnen nicht helfen; Geld gibt dem Menschen keinen eigenen Werth; es macht aus dem Dummkopf, aus dem Geiebrten und dem hochgebornen Edelmann drei reiche Menschen. Ihnen ist eine Seele gegeben, die nach Ergießung trachtet, die nach Ruhm dürstet, die durch eigne Kraft und eigne Tugend glänzen will. Täuschen Sie dieselbe: sie wird Ihnen keine Ruhe lassen. Wagen Sie, Ihrer Bestimmung zu entfliehen — dann wird es Ihnen gehen wie mir: Sie werden verkümmern von geheimem Lebensüberdruß und mit Schauder auf das zurücksehen, was Sie aufgegeben und verloren haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer einer jungen Dame mit einem Königstiger.

(Aus einem Briefe von Java.)

Der Herr El— und der Administrator waren nach der Zuckermühle gefahren, und die beiden jüngeren Söhne befanden sich auf dem Felde und in der Plantage, während die beiden älteren seit zwei Tagen auf der Jagd waren, so daß Miß H—, die jetzt ungefähr siebzehn Jahre alt und erst kürzlich aus einer Erziehungsanstalt in Europa zurückgekehrt war, sich allein in dem etwa hundert Schritte vom Dorfe entfernten Wohnhause befand.

Einige männliche und weibliche Bedienten befanden sich in den Beigebäuden, und hielten, ebenso wie Miß H—, ihre Siesta, die Letztere der großen Hitze wegen in der schattigen Verandah oder offenen Vorgallerie des Hauses. Als das Fräulein um ungefähr 2 Uhr zufällig aus ihrem Mittagsschlummer erwacht, erblickt sie sich mit Entsetzen einem großen Königstiger gegenüber, der so nahe bei ihrem Lager unter derselben Verandah mit ihr schläft, daß sie mit ausgestreckten Arme seinen Kopf berühren könnte.

Trotz des ungeheuren Schreckens übersieht sie mit voller Geistesgegenwart die Größe der Gefahr und

erlaubt ſich keinen Laut und keine Bewegung; vergebens ſinnt ſie indeß auf ein Mittel, ſich Hilfe zu verſchaffen oder Jemand auf den nahen Feind aufmerkſam zu machen.

Dieſer Zuſtand der Spannung und Ungewißheit dauerte über eine Stunde, wo der Augenblick der großen Gefahr erſt nahte — das Erwachen des Tigers! Da endlich reckte er ſich, gähnte mit durchdringendem Laute, und erhebt ſich mit halbem Leibe, indeß er gemächlich ſeinen Schweif bewegt und ſich die Backen leckt.

Das muthige Mädchen gewinnt es noch über ſich, auch jetzt regungslos liegen zu bleiben und den Feind genau zu beobachten; denn das mindeſte Zucken eines Gliedes hätte dieſen herbeigerufen und ihr unmittelbares Verderben zur Folge haben müſſen. Man muß nämlich wiſſen, daß der Tiger ſich ſeinem Opfer nicht nähert, ſo lange es ſich nicht bewegt; wie die Katze die Maus, beobachtet er unbeweglich den Gegenſtand; der geringſten Bewegung aber folgt ſein blitzſchneller Sprung.

Als der Tiger gähnte, wurden einige Hunde unruhig, und ſchon hoffte ſie in Folge davon auf baldige Befreiung und Rettung; allein auch dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Im Gegentheil ſah der Tiger bald darauf nach ihrer Richtung hin, fixirte ſie einen Augenblick und machte einen kurzen Sprung, ſo daß er auf ihrem Lager und mit der einen Pfote theilweis auf dem linken Unterarme des Fräuleins ſtand, ſo daß ſie die Spuren der einen Kralle wohl lebenslänglich in demſelben behalten wird.

Jetzt konnte Miß H— einen ſchwachen Seufzer nicht zurückhalten, und würde der Schmerz ihr ſicher ein Wehgeſchrei entriſſen haben; allein die Rettung von ſo gewiſſem Verderben nahte ihr jetzt in Geſtalt einer wohlthätigen Ohnmacht. Sie fühlte nur noch, daß der Tiger mit ſeiner Naſe an ihrem Geſicht herumſtieß und auch ein paar Mal mit der Zungenſpitze an ihrem Halſe leckte, allein ſie war glücklicherweiſe nicht mehr im Stande, ſich zu bewegen oder auch nur zu zucken.

In dieſem Augenblick kamen gerade die Brüder mit dem Herrn v. R— und noch einem Nachbar von der Jagd zurück und kurz entſchloſſen erlegten ſie das Unthier, welches bei ihrem Anblick den Kopf erhoben hatte und ſeine Feinde anſtarrte, durch drei gleichzeitig abgefeuerte wohlgezielte Schüſſe. Zum Tode getroffen (alle drei Kugeln trafen den Kopf, eine davon ging durchs Auge), machte der Tiger noch einen gewaltigen Satz, wobei er der unglücklichen Miß H— mit einer ſeiner Hintertatzen das Fleiſch von einem Unterbeine bis auf den Knochen abriß.

Das Fräulein iſt ſeitdem ſchon ſo weit hergeſtellt, daß ſie außer der großen Narbe am Beine und der kleinen am Arme hoffentlich nichts als die Erinnerung an die glücklich überſtandene Gefahr behalten wird.

Mannigfaltiges.

Von einem in Berlin zur landwirthſchaftlichen Ausſtellung anweſenden Gutsbeſitzer iſt dem „Pr. Volksbl.“ folgendes Kurioſum aus ſeiner Heimath mitgetheilt: Von zwei benachbarten Gutsbeſitzern in der Provinz Weſtpreußen beſitzt der Eine (A.) eine Schaar junger Schweine, der Andere (B.) einen auf verſchiedenen Rennbahnen als Sieger renommirten engliſchen Renner. Gelegentlich bei einem Glaſe Wein proponirte A. dem B. eine Wette über 200 Thlr. dahin, daß ſeine Schweine die zwiſchen ſeinem Hauptgute und dem großen Vorwerk deſſelben liegende Diſtanz von etwa einer halben deutſchen Meile früher zurücklegen würden, als der Renner des B., jedoch unter der Bedingung, daß der Wettlauf erſt nach vierzehn Tagen, vom Tage der Wette ab, ſtattfinde. Nie ging Jemand bereitwilliger auf eine Wette ein, als B., der Beſitzer des Renners und mit Vergnügen gewährte er dem A. die vierzehntägige Friſt, während die Bewohner der ganzen Umgegend in der Narrheit des A., wie man ſeine Wette bezeichnete, einen willkommenen Stoff zur Unterhaltung, und nur der dortige Kreisphyſikus einen ſolchen zu anderweiten ernſteren Betrachtungen fand. Ruhig allein blieb A. Der Tag des Wettlaufes erſchien. Aus dem ganzen Kreiſe hatten ſich die Freunde und Bekannten der wettenden Partheien zahlreich eingefunden, um Zeugen dieſes ſeltenen Schauſpiels zu ſeyn. Schon ſtand der Renner bereit, um einen kunſtgerechten Anlouf zu nehmen und noch immer war von den Schweinen des A. keine Spur zu entdecken, als mit einem Male Letzterer ſeinen Schweineſtall öffnete und daraus, dem Sturmwinde gleich, die wilde Schaar der Grauen über Wege und Felder davonflog, unverrückt in der Richtung des Vorwerks daherbrauſend, bis daſſelbe von ihnen in kurzer Friſt und unter dem freudigſten Grunzen erreicht war. Erſt etwa 1½ Minuten ſpäter langte dort der Renner an. Das Räthſel löſte ſich jetzt in folgender Weiſe: Die junge und magere Schweineſchaar des A. war auf dem Zielpunkte des Wettlaufs, dem Vorwerke des A., geboren und aufgezogen, wurde von A. während der ſtipulirten vierzehntägigen Wettfriſt täglich von dort

nach dem Hauptgute getrieben, hier eingesperrt und völlig ausgehungert, demnächst wieder nach dem Vorwerke getrieben und hier mit für Schweinegaumen höchst delikiösen Bissen auf das Reichlichste gesättigt und gepflegt; nichts war daher einfacher, als daß, sobald der Stall auf dem Gute geöffnet wurde, die Schweine, gesport vom Hunger und der gewissen Aussicht auf reichliche Leckerbissen, wie nicht minder getrieben von einem gewissen Heimweh, wie rasend dem Vorwerke, ihrem Paradiese, zujagten und den Renner überjagten, der überdies durch die ungewöhnlichen Renn-Rivalen stutzig gemacht und dadurch im Laufe theilweise beeinträchtigt wurde, vielleicht auch mit Verachtung auf dieselben herniederblickte. Dies Alles hatte der schlaue A. vorher berechnet, auch die vierzehntägige Frist zu Probe-Rennen mit seinen Grauen wohl benutzt. B. zahlte an A. den Wettpreis von 200 Thaler, dieser, ein begüterter Mann, veranstaltete damit ein heiteres Mahl, bei dem der Wein reichlich floß und noch zur Stunde spricht man in jener Gegend von der Wette zwischen A. und B. und dem „Wettlauf zwischen Schwein und Pferd".

Eine halb polizeiliche, halb diplomatische Anekdote aus Rom kursirt gegenwärtig. In einer Prügelei verwunden zwei päpstliche Soldaten einen französischen; die französische Patrouille verhaftet den Einen und Graf Goyon, der französische General, ersuchte den päpstlichen Kriegsminister, Grafen Merode, um die Auslieferung des Andern. Graf Merode verspricht sie; aber da die französische Gendarmerie andern Tags den Soldaten vor einem Staatsgebäude Wache stehend bemerkte, fand sie es zuverlässiger, seine Arretirung sofort selber zu vollziehen. In einem außerordentlich höflichen Schreiben entschuldigte jedoch Graf Goyon diese Eigenmächtigkeit mit der spitzen Nebenbemerkung, man habe Unrecht gehabt zu glauben, daß der fragliche Soldat der Aufmerksamkeit der französischen Gendarmerie entgehen könne. Ebenfalls in den artigsten Formen bewegte sich Graf Merode's Antwortschreiben, schloß jedoch mit den Worten: „Uebrigens hegte ich niemals den geringsten Zweifel an der Gewandtheit der französischen Gendarmerie, welche Ludwig XVI., Pius VI., Pius VII. und Louis Napoleon zweimal verhaftet hat."

Ein Rendezvous, welches sich am 7. ds. um 8 Uhr Abends in Linz ein Soldat und ein Mädchen auf dem unter der Donaubrücke befindlichen Waschfloß gegeben hatten, hätte bald ein tragisches Ende genommen. Als nämlich Beide im traulichen Gespräche begriffen waren, wurde das Floß sammt zwei angebäugten Kähnen, auf welchen sich ein zweites Mädchen, wahrscheinlich die fungirende Garde de Dame, befand, durch die Last des dort hineingeworfenen Schnees losgerissen und in die Mitte des mit Treibeis bedeckten Stromes getrieben. Bei dieser Fahrt wider Willen erreichte das Waschfloß die Straßerau und fuhr glücklicherweise auf der Kiesbank auf, während die beiden Kähne sammt dem andern Mädchen von den Wellen weiter getragen wurden. Drei auf der Wache befindliche Finanzwachmänner und ein Civilist, welche durch das Hilferufen aufmerksam gemacht wurden, verfolgten die Dahinschwimmenden längs des Ufers und fanden erst in der Nähe der Fabrikskaserne einen auf dem Lande umgestürzten Kahn, mittelst dessen sie, ungeachtet der finstern Nacht und des gefahrvollen Treibeises, die Rettung glücklich vollbrachten.

Der Besitzer eines der besuchtesten Berliner Weissbierlokale ist zugleich ein sehr zärtlicher Vater seiner heirathsfähigen Töchter, deren zukünftiges Wohlergehen ihm natürlich sehr am Herzen liegt. Vor Allem hat er für eine gute Mitgift geforgt, welche dadurch immer wächst, daß er sämmtliche Zweigroschenstücke alten Gepräges, welche im Geschäft einkommen, zu einem Kapital für seine Töchter anlegt. Ein Stammgast, dem dieses Verfahren unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut wurde, hat die meisten der das Lokal besuchenden Stammgäste zu bewegen gesucht, ihre Zeche nur in jener Münzsorte zu bezahlen. Daher kam es, daß eines Abends für 25 Thlr. Zweigroschenstücke in die Kasse der Töchter flossen. Besagter Stammgast soll einen sehr hoffnungsvollen Sohn haben, aus welchem Umstande man sich seine Sorge um Vermehrung der Aussteuer wohl erklären kann.

Auflösung der Charade in № 12:

Mittelbach.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Freitag, 1. Februar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Berthold saß mit dem Kopf in den Händen und niedergedrückt unter den strengen Worten Konrads. Der aufgeregte Jüngling erkannte mit Schrecken in sich selbst, daß die Weissagung seines Freundes wohl ein Bild der Wirklichkeit enthalten könnte, denn in dem Kampf, um zu einem Entschluß zu kommen, hatte sein eigenes Gemüth ihm gleichfalls sein zukünftiges Leben mit solchen trüben Farben gezeichnet. Voll Kummer und nicht wissend, wozu er sich entschließen sollte, antwortete er nach einer Weile:

„Wenn ich nur die Neigung meines Herzens fragte, Konrad, würde ich Ihrem Rathe folgen, aber der Zweifel beherrscht mich. Nicht allein die Liebe und Dankbarkeit gegen meinen Oheim treiben mich, die Poesie aufzugeben, das Loos des Dichters flößt mir Angst ein. Ach, der Ruhm ist wohl theuer bezahlt, wenn man ihn mit einem ganzen Leben von Leid und Schmerz erkaufen muß!"

„Welche Verirrung!" rief Konrad. „Kein Mensch auf Erden ist glücklicher als die Dichter! Man kann ihre Bestimmung auf verschiedene Weise betrachten. Vielleicht sind die meisten nur groß gewesen, weil ihr Leben voll von Ereignissen, voll von Bewegungen und voll scheinbarer Widerwärtigkeit geblieben ist. Die Seele stumpft sich ab in dem Schlaf der Zufriedenheit! sie ist gleich einer stählernen Klinge, die Glanz und Schärfe durch den Rost der Unthätigkeit verliert. Wer sagt Ihnen, daß die großen Männer nicht den Luxus und Lebensgenuß verschmäht haben, weil ein geheimes Gefühl sie zur ewigen Thätigkeit des Geistes antrieb? Es gibt auch nicht einen dieser Dichter, dem nicht hundertmal angeboten worden, was der gewöhnliche Mensch Glück nennt. Sie haben sich geweigert, weil sie, selbst in ihrem Elende, ein größeres Glück genossen, als jemand ihnen geben konnte! — Kommen Sie, Berthold, glauben Sie den Worten eines Mannes, der Sie achtet und liebt. Kehren Sie zurück von Ihrem unsinnigen Entschlusse."

„Könnte ich Ihrem Rath folgen!" rief Berthold mit tiefer Rührung. „Denn in der That, ich fühle es wohl, für mich gibt es kein Glück in dem materiellen Wohlseyn — aber ich darf nicht, mein Oheim, die Pflicht der Dankbarkeit —"

„Ihr Oheim wird sich beruhigen, Berthold."

„Nein, nein, er ist sehr auf mich erzürnt; ich weiß nicht, welches drohende Feuer in seinen Augen sprühte, als er mit dem Finger auf mein Gedicht: „der Wucherer" deutete, funkelte der Haß in seinem Blicke."

„Das Gedicht: der „Wucherer," murmelte der Musiker, „ich begreife —"

„Sie begreifen, warum dieses Gedicht meinen Oheim so über die Maßen erbitterte? Warum es Laura's Vater selbst vor Aufregung zittern machte?"

„Was Herrn Hartmann betrifft, so haßt er alles, was man nicht für Gold kaufen kann; aber Ihr Oheim, das ist etwas Anderes; er treibt Handel in Geld. — Wie dem auch sey, Berthold, es geziemt sich so wenig für mich wie für Sie, zu untersuchen, warum Ihr Oheim sein eigenes Bild in Ihrem Gedichte zu finden geglaubt hat."

„Gott, wenn Sie die Wahrheit sprächen!" rief der Jüngling bestürzt und bebend. „Aber es ist unmöglich; mein Oheim leiht Geld aus, in der That, doch es ist an Unglückliche, mehr aus Mitleid als aus Gewinnsucht."

„Das Geld hat nur Mitleid mit Unglücklichen, die hohe Zinsen zahlen."

„Schrecklich!" rief Berthold, seinen Kopf in den Händen verbergend. „Ich würde so wahrlich eine Schlange seyn, die, obschon unwissend, ihr Gift gegen ihren Wohlthäter spie! — Und ich sollte das Buch nicht vernichten, worin ich die Poesie durch die abscheulichste Undankbarkeit entheiligte?"

Plötzlich rief Konrad aufspringend mit überraschender Freudigkeit in seiner Stimme:

„Ha, ich weiß ein Mittel, Berthold, um Ihren Oheim mit Ihnen auszuföhnen, um Ihr Buch zu retten, um allen Verdruß mit einem Male zu vertilgen!“

Berthold schaute seinen Freund ungläubig an.

„Nein, nein, vermehren Sie meinen Schmerz nicht durch neue Zweifel,“ seufzte er.

„Einfach, doch unfehlbar ist das Mittel,“ sprach Konrad. „Lassen Sie aus Ihrem Buche das Blatt nehmen, worauf „der Wucherer“ steht; lassen Sie ein neues Blatt mit andern Versen drucken und einfügen. Ueberzeugen Sie Ihren Oheim, daß das Gedicht wirklich ganz und gar vernichtet ist. Ihre Unterwerfung wird ihm angenehm seyn. Ihr Oheim wird Ihnen seine Vergebung schenken und sich wahrscheinlich nicht länger gegen die Herausgabe eines Buches sperren, worin nichts steht, was ihm mißfallen kann.“

Ein Lächeln glücklicher Ueberraschung erhellte Bertholds Angesicht. „Sicher, sicher!“ rief er. „Dieses unselige Gedicht ist allein die Ursache seiner unbegreiflichen Wuth gegen mich; mein Oheim ist die Gutherzigkeit selbst; er betrübt sich vielleicht schon jetzt über den Kummer, den er mir angethan hat. Welch ein entsetzlicher Stein nehmen Sie mir vom Herzen, Konrad. Ich täuschte Sie, als ich Gelassenheit vor Ihnen heuchelte; der Kampf hatte bereits in meinem Innern angefangen, die Verzweiflung erfüllte meine Seele. Nun ist es vorüber, die düstere Wolke ist weg vor meinen Augen. Dichter seyn! Ja, ich muß, ich will Dichter seyn! Unglück, Schmerz, Widerwärtigkeit, nichts soll mich zurückhalten!“

Der Musiker drückte feurig des Jünglings Hand; mit Freudenthränen in den Augen und milder Begeisterung in der Stimme rief er aus:

„Keine Furcht, Berthold. Blicken Sie mit kühnem Vertrauen der helleren Zukunft entgegen. Das schönste Leben, das je Sterblichen vergönnt war, lacht Ihnen zu. Sie werden reich seyn und Schätze zu Ihrer Verfügung haben. Gott hat unter Tausenden für Sie eine Braut auserkoren, die würdig ist, die Genossin eines Dichters zu werden, die Sie begreifen wird, die Sie lieben und verehren wird, weil Sie ein Sänger sind. — Nur ein Unglück kann Sie treffen. Ihre Seele, durch zu viel Glück in Schlaf gewiegt, kann vergessen, wozu sie berufen ist. Dieser Gedanke erschreckt mich, müßte er sich verwirklichen; mich dünkt, ich würde darüber eben so sehr trauern, wie über das Aufgeben meiner eigenen Bestimmung.“

„Sie lieben mich also wohl innig, Konrad?“ fragte der Jüngling, durch den dumpfen Ton in des Musikers Stimme gerührt.

„Sollte ich Ihnen das bekennen dürfen, Berthold?“ antwortete Konrad mit feuchten Augen. „Ich habe die Entwicklung Ihres jungen Geistes mit ängstlicher Sorge beobachtet, Sie ermuthigt, und ohne daß Sie es bemerkten, auf der Bahn der Kunst vorwärts getrieben. Während Sie — der Macht Ihrer Seele noch unbewußt — Ihre Gedichte allein machten, um Sie der gefühlvollen Laura vorlesen zu können, träumte ich hier in meinem einsamen Kämmerchen für Sie die Größe des Geistes und den Glanz des Ruhms. Vergeben Sie dem armen Konrad seinen Hochmuth; er hat gemeint, es werde ihn in seinen eigenen Augen erheben, es werde ihm zu einem Trost in seinem traurigen Leben gereichen, wenn er, der selbst kein Künstler werden konnte, dem Vaterland einen großen und mächtigen Künstler zu schenken vermöchte.“

Berthold warf sich dem Musiker an den Hals und sagte mit sanftem Ton:

„Guter Konrad, ich werde Sie für Ihre Zuneigung belohnen. Der erste Gebrauch, den ich von meinem Reichthum machen will, soll die Verbesserung Ihres Looses zum Ziel haben. Wir werden immer Freunde bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Familienbälle in Paris

spricht sich Alb. Wotff in der „Köln. Ztg.“ folgendermaßen aus: Die Privatwohnungen gleichen von Ende Dezember an den hellerleuchteten Feenschlössern aus Tausend und eine Nacht! Auf allen Etagen, in jeder Wohnung wird getanzt. Selbst die Bürgerfrauen beeilen sich, vor Neujahr eine oder zwei Soireen zu geben, denn das neue Jahr rückt heran und mit dem ersten Januar tragen die unglückseligen Tänzer ein hübsches Geschenk auf den Nipptisch. Die Sitte will es, daß jeder Mann den ihm befreundeten Damen zu Neujahr eine kleine Aufmerksamkeit erweise. Vom Reichsten bis zum Aermsten — Alles verfällt dem gemeinschaftlichen Loose. Der arme Teufel, welcher vielleicht nur noch fünf Sous in der Tasche hat, kauft dafür eine Apfelsine, mit einem rothseidenen Bändchen umstrickt, und schenkt sie der Dame seines Herzens. Man kann sich, hat man es nicht selbst durchgelebt, keinen Begriff von der allgemeinen Bettelei machen, welche mit Neujahr in Paris ihr Unwesen treibt. Ein verschämter Commis, der Familien besucht und mithin am ersten Januar der herrschenden Sitte des Neujahrgeschenkes unterliegt, ist gewöhnlich auf ein Vierteljahr ruinirt.

Man muß sich indessen nicht dem Glauben hingeben, daß die kleinbürgerlichen Soireen, welche um diese Jahreszeit in Paris wüthen, auch nur im Entferntesten unseren deutschen Abendgesellschaften gleichen. Bei den beschränkten Wohnungsverhältnissen gehört ein großer Organisationssinn dazu, um eine Wohnung, welche fünfzehn bis zwanzig Personen bequem zu fassen vermag, etwa fünfzig Personen zugänglich zu machen, und es erfordert ein gleiches Quantum von Aufopferung, um sich zu der Rolle einer dieser fünfzig Personen herzugeben. Der Luxus hat in Paris eine Höhe erreicht, welche eine glänzende Ausstattung der gewöhnlichsten Bürgersoireen erheischt. Hat nun eine Hausfrau den Plan gefaßt, ihren Bekannten ein russisches Bad in ihren Salons zu bieten, so begibt sie sich zu einem Soireeunternehmer und sagt ihm ganz einfach: Monsieur, nächsten Donnerstag wünsche ich sechzig Personen bei mir zu sehen! Dos ist genug!

Der Donnerstag kommt und mit ihm ein Dutzend Arbeiter, welche die überflüssigen Möbel wegschleppen, kleine vergoldete Stühlchen für die Tänzerinnen an den Wänden des größten Zimmers umherstellen, das Schlafgemach der Fräulein Tochter in ein Spielzimmer umwandeln, die Thüren ausheben und durch rothseidene Draperien ersetzen, den Ofen in eine Fontaine mit Blumen umwandeln, rings an den Wänden Kandelaber befestigen, auch einen Kronleuchter für den Salon aufhängen und in dem Vorzimmer eine Garderobe einrichten, worin die Paletots und Hüte der Herren gegen eine anständige Vergütung recht anständig zerknittert werden. Auf dem Kamine werden reiche Pendülen aufgestellt, und gegen sechs Uhr ist der gemiethete Luxus fix und fertig. Das Klavier der Fräulein Tochter nimmt eine Ecke des etwa fünfundzwanzig Fuß langen Tanz-Salons ein und bildet das Orchester.

Nun drängen und stoßen sich die Gäste in der engen Stube, daß es eine wahre Freude ist. Gegen eilf Uhr Abends ist die ganze Gesellschaft versammelt, und es entsteht in diesen kleinen Stübchen eine solche Hitze, daß man sich von Zeit zu Zeit genöthigt sieht, die Fenster zu öffnen und der Luft freien Zutritt zu gestatten.

Während die Lohnbedienten die Erfrischungen herum tragen, wird in dem Schlafzimmer der Fräulein Tochter Hazard gespielt. Die Papa's und Mama's tragen sich gegenseitig Töchter und Söhne an. Denn die Soireen haben in so fern eine gewisse Aehnlichkeit mit den deutschen Abendgesellschaften, als so wie dort, auch hier zwischen zwei Gläsern Punsch Ehen gestiftet werden. Nur die Art und Weise, wie dieses geschieht, unterscheidet sich wesentlich von der deutschen Sitte und Gemüthlichkeit. Ein schöner Brauch erfordert noch in Deutschland, daß gegenseitige Zuneigung die Grundtage einer Ehe bildet.

In dem geschäftigen Paris aber macht der Gatte oft erst die nähere Bekanntschaft seiner Gattin in der Ehe; sieben Achtel der Heirathen in Paris beruhen auf gegenseitigem Interesse mehr, als auf gegenseitiger Zuneigung. Dieser braucht eine Frau für sein Geschäft, Jener braucht Geld, ein Dritter, aller Genüsse des Junggesellenlebens überdrüssig, denkt endlich daran, die schlechten Winterabende am häuslichen Heerde zuzubringen. Die heirathsfähigen Töchter werden in die Soireen geführt. An einem Winterabend tritt dann der Papa eines Sohnes vor die Mama einer Tochter und meint:

Aus meinem Jungen und Ihrer Tochter könnte wohl ein Paar werden. Welche Mitgift geben Sie Ihrer Tochter?

Welches ist die Stellung Ihres Sohnes?

Das ist so ungefähr Alles. Die jungen Leute werden zusammengeführt, und oft nach kaum vier Wochen ist das Ehepaar fertig.

In den Familienverhältnissen wird also, wie gesagt, Hazard gespielt, und jeder Franzose spielt im Allgemeinen größere Nummern, als ihm die Verhältnisse gestatten. Das Spiel hat sich seit der Aufhebung des Spielhauses in die Klubs und Soireen geflüchtet und wüthet förmlich, von dem leichten, heißen Temperamente der Franzosen unterstützt.

Für solche Leute, welche am Spieltische ihr Glück versuchen wollen und sich schämen, mit der kleinen Baarschaft aufzutreten, gibt es Unternehmer, die neben den Frackröcken und Glanzstiefeln auch noch Hundertfranksbillets gegen entsprechende Vergütung für eine Soiree vermiethen und sich einen Revers ausstellen lassen, wonach dieses Geld anvertrautes, nicht geliehenes, Geld ist, so daß über einem solchen geliehenen Bankbillet stets ein Paragraph des Strafgesetzbuches als treuer Hüter gegen Spielgelüste schwebt. Diese sonderbare Industrie führte erst unlängst eine Dame von zweideutigem Rufe vor das Zuchtpolizeigericht. Ein leidenschaftlicher Spieler hatte das anvertraute Geld verloren, wurde verklagt, zur Zahlung verurtheilt, die Dame aber, zu ihrem großen Erstaunen, sofort von dem Staatsanwalte wegen Wuchers belangt und zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt.

Mannigfaltiges.

Ein Hamburger Blatt bringt folgende Anekdote: Ein Hamburger bekannter Arzt, welcher verheirathet ist, ohne bis jetzt Nachkommenschaft zu sehen, pflegt allabendtich im Klub sein Partiechen L'hombre zu machen; doch legt er regelmäßig um 10 Uhr die Karten nieder, um sich bei der harrenden Hausfrau präzis zum Abendessen einzufinden. Am Abende des 24. Dezembers ging er seiner Gewohnheit nach in den Klub, aber er fand keine Partie vor. Unser Arzt wartete bis 9 Uhr, aber vergebens; er mußte sich entschließen, den Heimweg anzutreten. Natürlich wurde er so früh im Hause nicht erwartet; er fand die Thür fest verschlossen und zog die Glocke. Da öffnet sich ein Fenster im oberen Stockwerk und eine wohlbekannte Stimme, die des Dienstmädchens nämlich, fragte herab: „Bist Du es, August?" Der Hausherr, über die sonderbare Frage erstaunt, verliert keinen Augenblick die Fassung und erwiederte im tiefen, verstellten Ton: „Ja." „Wart' ein wenig!" ruft das Mädchen und verschwindet. Der Arzt ist nicht wenig gespannt auf das Weitere dieser Begebenheit, doch kommt ihm die Auflösung des Räthsels so recht eigentlich in die Hände. An einem langen Bindfaden wird ein Päckchen in Papier herabgelassen, dessen er sich sogleich bemächtigt. Als er sieht, daß das Fenster wieder geschlossen ist, tritt er zu einer Laterne und untersucht den Inhalt; es sind zwei delikate Fasanen. Er nimmt sie unter den Patetot, patrouillirt noch ein wenig, dann kommt er nach Hause. Als er eingelassen wird, kommt ihm die Frau Doktorin in großer Aufregung entgegen und klagt ihm: Sie habe aus Prag zwei Fasanen bekommen, mit denen sie ihn habe überraschen wollen, aber diese seyen aus der Küche verschwunden — die Katze habe sie geholt. Das anwesende Dienstmädchen bestätigt, dem vierbeinigen Räuber Rache drohend, dessen begangene Frevelthat. Der Arzt blieb vollkommen ruhig, er sprach zu seiner Gattin: „Beruhige Dich, mein Kind, wir kommen nicht um unsern Festbraten. Die Katze ist mir begegnet und war so gefällig, die Fasanen dem rechtmäßigen Eigenthümer abzuliefern." Bei diesen Worten holt er das Packet hervor. Das Dienstmädchen wird roth, wie der beste Zinnober, sie fängt an zu zittern und ihr Gesicht verzieht sich zum Weinen. Der Arzt, welcher dies wohl merkt, wendet sich mit Bonhomie zu der Angstvollen und spricht: „August läßt grüßen." Dies war die ganze Strafe.

Die Villa der Kaiserin von Oesterreich auf Madeira liegt in der Mitte eines prächtigen Parkes, wo die herrlichsten tropischen Pflanzen gerade jetzt in schönster Blüthe stehen. Die Temperatur ist 18 Grad Wärme. Die Wege auf dieser Insel sind mit Granit belegt, daher keine Wagen und Pferde sich daselbst befinden, sondern Ihre Majestät in einer Art Schlitten, mit Ochsen bespannt und der Kutscher zu Fuße daneben gehend, ihre Spazierfahrten macht. Die Zucker- und Kaffeepflanzungen, welche jetzt im herrlichsten Grün prangen, bieten einen sehr schönen und überraschenden Anblick.

Man schreibt der „Boh." aus Pesth: Unlängst fand in einem der hiesigen Gesellenvereine eine Produktion statt; es wurden Gedichte deklamirt u. s. w. Ein Geselle trug den „Erlkönig" vor. Vielleicht war in der Abschrift, aus der er memorirte, das ä-Strichelchen über „ächzendes" (Kind) weggelassen, und das „zendes" von ihm als orthographischer Schnitzer des Abschreibers interpretirt worden — genug, er deklamirte mit großem Pathos: „Er hielt in den Armen sein achtzehntes Kind." Man kann sich vorstellen, mit welchen Anstrengungen die Göthe-Kundigen des Auditoriums zu kämpfen hatten, um nicht in gellendes Gelächter herauszuplatzen.

Der in ganz Europa berühmte Schachspieler Harrwitz hat in Wien, wo er es am wenigsten erwartet hat, einen sehr würdigen Gegner gefunden. Er wurde in dem diesjährigen Schachturnier von dem Ministerialsekretär Hampe in zwei Partien glänzend geschlagen. Herrn Hampe's geniales, durch große Ruhe sich auszeichnendes Spiel hat sich die Bewunderung aller Fachkenner errungen.

Vor einigen Tagen wurden die berühmten Karpfen von Fontainebleau aus dem Teiche, in welchem sie sich befanden, in einen andern gebracht. Unter diesen Karpfen sind Bursche von 200 Jahren, viele haben aus der Hand Ludwig's XIV. gefressen — was könnten die erzählen, wenn Fische nicht stumm wären! Trotz aller Vorsicht hat die Uebersiedelung doch fast einem Drittel der Fische das Leben gekostet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. **Sonntag, 3. Februar** **1861.**

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Die Hausfrau öffnete die Thüre des Zimmers und überraschte Berthold in dem Ausbruch seiner Dankbarkeit.

„Herr Robyn," sagte sie, „nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich so unerwartet vor Ihnen erscheine, aber da ist eine Frau, die eine dringende Botschaft für Sie hat; sie ist die Dienstmagd Ihres Oheims —"

„Margareth?" rief Berthold, der angemeldeten Frau entgegen springend und sie in das Zimmer ziehend. „Du vergießest Thränen? Was ist geschehen?"

Aber die Magd ließ sich auf einen Stuhl fallen, legte die Hand vor die Augen und begann mit lauter Stimme zu weinen. Der Jüngling, in höchster Aufregung, sowohl aus Mitleid wie aus geheimem Schrecken, richtete viele Fragen an sie.

„Lassen Sie mich Athem schöpfen, lassen Sie mich zu mir kommen," kreischte sie mit allen Zeichen der Verzweiflung; „ach ich werde daran sterben, das ist gewiß; dieser Schlag, ich übertebe ihn nicht!"

„Um Gotteswillen, sprich, Margareth," flehte Berthold, „Du machst mich zittern. Sage, warum weinst Du so bitterlich?"

„O, was bin ich so unglücklich! Der gute Herr Robyn, o ich Arme, der ein Testament gemacht, damit seine alte Margareth nicht vergessen würde, er ist todt, todt!" schluchzte die Magd unter neuen Thränen.

Der Jüngling stieß einen schrecklichen Schrei aus, während er mit dem Kopfe an die Brust des Musikus sank.

„Konrad, Konrad," rief er, „haben Sie Mitleid mit dem armen Berthold. O, ich erschrecke vor mir selbst; die Schlange, die ihr Gift gegen ihren Wohlthäter spie und ihn durch ihren Biß getödtet hat. Er ist todt, er ist erlegen unter seinem Kummer! Er hat mich vielleicht verflucht!"

Als ob Margareths Betrübniß plötzlich gestillt worden wäre, stand sie auf, näherte sich dem Jüngling und sagte:

„Sie irren sich, Herr Berthold, er ist an einem Nervenschlag gestorben; und er war nicht gegen Sie erzürnt, denn er wollte Sie noch vor seinem Tode sehen. Er hat mehrmals nach Ihnen gerufen, aber wir wußten nicht, wo Sie zu finden wären."

„Mein guter Oheim, er hat sich meiner in seiner Sterbestunde noch erinnert," seufzte Berthold. „Guter, barmherziger Gott, habe Dank! Ich darf noch hoffen, daß er mir Vergebung geschenkt hat."

Dieser tröstende Gedanke öffnete den Born seiner zurückgehaltenen Thränen; er weinte heftig in der Stille. Konrad faßte eine seiner Hände und flüsterte ihm tröstende Worte in das Ohr. Die alte Magd schaute ihn eine Weile mit dem Ausdruck des Unglaubens auf ihren Lippen an. Es schien ihr nicht möglich, daß Jemand, der solche große Schätze erben sollte, wahrhaft betrübt seyn mochte. In der Meinung, Berthold heuchle nur einen solchen Schmerz, weil es die Gewohnheit also wolle, sagte sie mit einer gewissen Ungeduld:

„Nun, Herr, warum sind Sie doch so betrübt? Sie haben Gründe genug, sich zu trösten. Länger dürfen Sie hier nicht bleiben; unser Haus ist voll fremder Leute, ein Jeder fragt, wo Sie sind. Es schickt sich nicht, daß man Sie für gleichgiltig hält. Sie müssen nach Haus kommen und den Leuten zeigen, daß Sie den Tod Ihres Oheims betrauern."

„In der That, Sie müssen nach Hause gehen, Berthold," sagte der Musiker.

„Kommen Sie, Konrad, kommen Sie mit mir," flehte der Jüngling, während er seinen Freund nach der Thüre zog.

Und als der Muſiker ihn zu fragen ſchien, was er in dem Hauſe ſeines Oheims thun ſolle, ſagte Berthold mit fieberhafter Aufregung:

„Konrad, ich bin außer mir; der Schreck wirft mich nieder. Sie ſollen meinen Muth ſtärken, die Verzweiflung von mir jagen. Kommen Sie, wir wollen zuſammen am Todtenbette meines Oheims beten.“

Konrad griff nach ſeinem Hut und verließ das Zimmer mit Berthold und Margareth.

4.

Es war Morgen. In den Straßen begann es ſich zu regen, als Berthold in das Bureau trat, einen Stuhl nahm und ſich niederſetzend ſagte:

„Franzen, ich muß mit Ihnen ſprechen.“

Der Schreiber drehte ſich um.

„Sehen Sie, Franzen,“ begann Berthold, „ich könnte mit Fug und Recht über das, was ſeit einigen Tagen hier geſchehen iſt, ungehalten ſeyn; aber ich will nicht unterſuchen, warum mein Oheim ſo unbegreiflich erzürnt auf mich war und wie er vor Erſcheinen meines Buchs Kenntniß von meinem Gedicht: „der Wucherer“ erlangte. Ich will Alles vergeben und vergeſſen; aber unter einer Vorausſetzung.“

„Einer Vorausſetzung? Und welche?“

„Daß Sie mir zur Erreichung eines löblichen Ziels behilflich ſind.“

„Belieben Sie mir zu ſagen —“

„Franzen, es wird ſo ſonderbar über meinen Oheim und über die Quelle ſeines Reichthums geſprochen. Man behauptet, daß er Wittwen und Waiſen an den Bettelſtab gebracht habe. Ich bitte Sie, erklären Sie mir ungeſcheut, was an dieſen Beſchuldigungen Wahres ſeyn kann.“

Ein Zittern durchlief die Glieder des Schreibers; dieſe Bewegung entging dem Jüngling nicht.

„Nun,“ ſagte er, „offenbaren Sie mir aufrichtig, welche Art von Handel hier getrieben wird; ein geſetzlicher kann doch nicht das Verderben von ſo vielen Menſchen zur Folge haben. Man nennt z. B. eine Wittwe Lorein, die einſt ein bürgerliches Auskommen hatte und nun mit ihren drei Kindern auf einem Speicher Hunger leidet. Man ſagt, daß das Erbe dieſer Wittwe und ihrer Kinder in die Hände meines Oheims gekommen ſey. Iſt das wahr?“

„Es iſt wohl etwas daran,“ murmelte der Schreiber.

„Aber wie? Auf welche Weiſe? Sie müſſen es wiſſen, da Sie mehr als mein Oheim ſelbſt die Dinge beſorgt und abgemacht haben.“

„Ich begreife Sie nicht, Herr,“ antwortete der Schreiber mit einem bittern Ausdruck der Ungeduld. „Wäre Ihre Vermuthung gegründet, ich würde aus Achtung vor meinem Wohlthäter ſchweigen müſſen. Es geziemt uns nicht, in Geheimniſſe einzudringen, die er, im Fall dergleichen beſtehen, wahrſcheinlich in ſein Grab mitnehmen wollte.“

„In der That, Sie begreifen mich nicht. Laſſen Sie mich Ihnen deutlicher erklären, was meine Abſichten ſind. Seit drei Tagen habe ich viel gehört und vernommen, und obwohl mein Herz ſich ſträubt, allen den Gerüchten, die umlaufen, völligen Glauben zu ſchenken, in meinem Innern hat ſich die traurige Ueberzeugung befeſtigt, daß mein armer Oheim in einem Irrthum befangen geweſen iſt; daß er ſich über die Rechtmäßigkeit gewiſſer Mittel, um Geld zu gewinnen, getäuſcht hat. Der Gedanke, daß Gott dort oben meinen Oheim für ſeinen unglückſeligen Mißgriff zur Rechenſchaft ziehen wird, verfolgt mich Tag und Nacht und läßt mir keine Ruhe.“

Franzen hatte die Arme über die Bruſt gekreuzt und den Kopf zwiſchen die Schultern eingezogen. Ein Lächeln des Unglaubens ſchwebte auf ſeinen dünnen Lippen.

In dieſer Haltung hielt er den Blick bewegungslos auf den Jüngling gerichtet.

„Gewiß, wenn mein Oheim einen ſolchen Durſt nach Geld hatte,“ fuhr Berthold fort, „war es nur aus Liebe zu mir. Nun wohl, Franzen, die Dankbarkeit legt mir Pflichten auf, die ich erfüllen muß. Ich werde die Leute aufſuchen, welche durch ihre Geldgeſchäfte mit meinem Oheim gelitten haben können. Ich werde, wenn Sie mir behilflich ſeyn wollen, noch denen heute Troſt und Labung bringen, die Gründe zu haben glauben, meinen Oheim vor Gott anzuklagen. Seyen Sie unbekümmert wegen Ihres eigenen Legates; von meinem Erbtheil werde ich Alles vergüten.“

(Fortſetzung folgt.)

Strenge Winter.

Man hat ſchon oft die durchaus begründete Bemerkung gemacht, daß die Winter durchſchnittlich an Strenge nachgelaſſen haben. Selbſt der gegenwärtige ziemlich heftige Winter ſtraft jene Beobachtung nicht Lügen, wie ein Blick auf das vorige Jahrhundert zeigt.

Der uns am nächſten liegende ſtrenge Winter war im vorigen Jahrhundert der von 1798 und 1799. Die größere Kälte fing gegen Ende Dezember 1798

Digitized by Google

an und endete in den ersten Tagen des April. In Wien sank der Réaumur'sche Thermometer am 28. April 1798 auf 18° 3″, der tiefste Stand, der seit 60 Jahren auf der Sternwarte beobachtet wurde.

Der Winter von 1788 und 1789 war durch ganz Europa sehr kalt. Im mittleren Deutschland war das Eis der größeren Flüsse mehrere Fuß dick, das Meer an den nördlichen Küsten Frankreichs wurde fest und die treibende Schone trug Lastwagen.

Die Winter von 1782 und 83 und 1783 und 84 zeichneten sich durch ihre lange Dauer und den sehr häufigen Schnee aus, daher im letzteren Jahre die verheerenden Ueberschwemmungen.

Der seit einem Jahrhundert heftigste Winter war der von 1739 und 1740. Auf den vorhergehenden ungemein heißen Sommer folgte zu Ende des Okt. die Kälte fast unmittelbar. Schon am 5. November waren alle Flüsse Deutschlands fest gefroren und die Newa bei St. Petersburg stand bis zum 26. August durch 162 Tage. Mehr als zwei Monate fuhr man auf der Ostsee mit schweren Wagen, im südlichen Deutschland froren alle Teiche bis an den Boden und in Spanien lag selbst in den Ebenen der Schnee zehn Fuß hoch. Noch in der Mitte April war die Kälte in England und Deutschland sehr heftig. In diesem Jahre wurde auf der Newa der bekannte Eispalast errichtet.

Der Winter von 1728 und 1729 zeichnete sich durch strenge Kälte und lange Dauer aus. Er währte vom 25. November 1728 bis zum 1. Mai 1729, also 157 Tage. Noch in der Mitte des März war die Ostsee ganz mit Eis bedeckt. Im Frühjahr hatte man in Deutschland überall verheerende Ueberschwemmungen zu beklagen.

Der stärkste Winter endlich, von welchem wir noch nähere und verläßliche Nachrichten haben, ist der von 1708 und 1709. Ueber fünfzig Jahre nachher war er allgemein unter der Benennung „der kalte Winter" bekannt.

In ihm vereinigten sich alle drei Eigenschaften, welche einen Winter verderblich machen können: eine sehr intensive Kälte, eine lange Dauer durch mehr als 130 Tage und einzelne Thauwetter, zwischen kalten Tagen eingeschlossen, wodurch vorzüglich Pflanzen und Bäume zu Grunde gehen und unter Thieren und Menschen verheerende Krankheiten erzeugt werden. Die strenge Kälte dieses Winters fing am 3. November 1708 an und dauerte bis Mitte April 1709. Die Ostsee war über zehn deutsche Meilen von den Küsten noch mit dickem Eis belegt, das adriatische Meer war fest gefroren und auf dem Golf von Genua fuhr man mit Lastwagen.

Die Flüsse Frankreichs und Spaniens waren alle verschlossen, und auf dem Kanal von Calais reiste man zu Fuß und zu Pferde von Frankreich nach England. Jede Gegend Europas zählte Tausende von ihren Bewohnern, die auf den Landstraßen erfroren und selbst in ihren Wohnungen der grimmigen Kälte unterlagen. Allein in dem Weichbilde des Bisthums von Paris sollen über zwanzigtausend Menschen der Kälte und bei der Theuerung aller Nahrungsmittel dem Hungertode zum Opfer gefallen seyn.

Unzählige Obstbäume starben aus und ganze Waldungen wurden vernichtet. Zahme und wilde Thiere schienen den Anfällen der Kälte nicht mehr widerstehen zu können. Hunde und Katzen wurden vor Kälte wüthend, und ganze Heerden von Wölfen drangen in die Dörfer und Städte, um ihre Bewohner anzufallen.

Die Vögel fielen todt aus der Luft zur Erde, und in den Vorstädten Wiens fand man alle Morgen Hirsche, Rehe und Hasen, die Hunger und Kälte aus ihren Lagern vertrieben und welche sich wie zahme Hausthiere mit den Händen fangen ließen. Als endlich mit dem kommenden Mai die Noth des Winters ein Ende nahm und die so lange geängstigten Menschen sich wieder neuen Hoffnungen hingeben wollten, folgten verheerende Viehseuchen und ansteckende Krankheiten, welche einen großen Theil derjenigen, die der Wuth der Kälte entflohen waren, dem Hunger und der Pest zum Opfer brachten.

Mannigfaltiges.

Eine neue Art von Spekulation, unternommen von einem beweglichen Franzosen, hatte man in Berlin dieser Tage Gelegenheit zu bemerken. Ein Mann, der bis jetzt als Sprachlehrer in Petersburg beschäftigt war und nach Paris zurückzukehren beabsichtigte, sann auf ein Mittel, sich die Rückreise bezahlt zu machen. Es fiel ihm der Mangel ein, den die Pariser Damenwelt jetzt an liebenswürdigen Möpsen leidet; darauf begründete er ein lukratives Geschäft. Er begab sich nach Rastroma, wo sich noch Abkommen einer berühmten Mopsfamilie befinden sollen, die vor 100 Jahren Biron Herzog von Kurland zurückgelassen hatte. Unser Sprachlehrer fand wirklich 10 sehr wohlbeleibte, allen Ansprüchen an die Schönheit der Möpse entsprechende Thiere gegen eine mäßige Summe Rubel. Dieser lebendige Schatz wurde in ein besonders dazu

angefertigtes Behältniß untergebracht, und geht nun seiner guten Verwerthung in der Hauptstadt Frankreichs entgegen. In Berlin befanden sich diese seltsamen Reisenden noch im besten Wohlseyn, und die Spekulation kann als gelungen betrachtet werden, denn man zahlt in Paris jetzt hohe Summen für die in wenigen Exemplaren zur Zeit vorhandenen Möpse.

Der Bauer Feodor Wassiliew im schinkischen Kreise in Rußland hat mit zwei Frauen siebenundachtzig Kinder erzeugt. Seine erste Frau gebar siebenundzwanzigmal und brachte bei vier Geburten Vierlinge, bei sieben Geburten Zwillinge, also niemals ein einzig Kind zur Welt. Die zweite Frau gebar in acht Kindbetten achtzehn Kinder. Als Wassiliew 73 Jahre alt war, lebten noch 83 von seinen Kindern. Hier hätte das Gebet: Herr, höre auf zu segnen, wohl kaum schaden können.

Räthsel.

Fünf Schwestern sind wir, alle gleich,
Ein wie die andre arm und reich,
Gleich stark, gleich hager,
Gleich dünn, gleich mager,
Gleich schön geputzt und ausgeschmückt.
Wir schaffen scheinbar friedlich stets zusammen,
Doch in uns lodern nur des Neides Flammen;
Die eine läuft stets hinter der andern her
Im ewigen Drehen, ewiger Wiederkehr.
Wir klappern — wir plappern,
Wir sticheln — wir weben,
Gleich Sicheln wir schweben
Bald auf und bald nieder; —
So fügen die Glieder
Wir künstlich zusammen zu unserm Haus,
Und sind wir fertig, treibt man uns hinaus,
Wir werden so eng zusammen gezwängt
Und auf die höchste Sprosse gedrängt.
Wir armen fünf Jungfern, wir dürfen nichts sagen,
Wir können höchstens die jungen Mädchen plagen,
Und später im Alter beim ästhetischen Thee
Die Langeweile bemänteln! — O weh! O weh!

Zweibrücken.

Sonntag, den 3. Februar

Vocal- & Instrumental-Concert

im

Stadthaus-Saale,

gegeben von **Joseph Heß**

mit seinen Kindern **Moriz, Rudolph und Leopold,** und unter gefälliger Mitwirkung hiesiger musikalischen Kräfte.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1) **Ouverture** zu „Gustav, oder der Maskenball" von Auber.
2) **Fantaisie-Caprice** für die Violine, von H. Vieurtemps, vorgetragen von **Moriz Heß.**
3) **„Ich wollt' meine Liebe ergösse sich,"** Duett für Tenor und Baryton von Mendelssohn.
4) **1. Concert** für die Violine von C. de Beriot, vorgetragen von **Rudolph Heß.**

II. Abtheilung.

5) **Quartett, C moll** (erster Satz), von L. v. Beethoven, gespielt von **Jos. Heß** mit seinen 3 Kindern.
6) **Schlachtgebet.** Männerchor von C. M. v. Weber.
7) **Ronde des Lutins, Scherzo Fantastique,** für die Violine, von A. Bazzini, vorgetragen von **Moriz Heß.**
8) **Ouvertüre** zu „**La gaza ladra**" von Rossini.

Anfang 6 Uhr.

Billets à 30 kr. und für Familien zu 3 Personen à 1 fl. 12 kr., sind in der Wohnung des Concertgebers bei Herrn Chr. Fickeissen am Wall und bei Herrn Konditor Faber zu haben. An der Kasse à Person 36 kr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Dienstag, 5. Februar 1861.

Des Weibes Schöpfung.

Als Gott am sechsten Schöpfungsabend
Vor seinen Werken sinnend stand,
Und, sich an seinen Wundern labend,
Sie alle gut und herrlich fand:

Da zog ein Lächeln sel'ger Wonne
Verklärend auf sein Angesicht,
Belebend wie die Frühlingssonne
Und lieblich wie das Morgenlicht.

Von dieses Lächelns Strahlengrüßen
Erblühten dann in Wald und Flur,
Auf Berg und Thal die holden, süßen
Anmuth'gen Kinder der Natur,

Die bei der Liebe süßem Kosen
Die Schönheit gern zum Kranze flicht,
Die Primeln, Veilchen, Lilien, Rosen,
Maiblümchen und Vergißmeinnicht.

Und auf des Frühlings Purpurschwingen
Die Engli n flogen dann herab,
Mit Silberlilien zu umschlingen
Des Friedens heil'gen Hirtenstab.

Auch wollten sie die Blümlein schmücken
Mit Perlenthau im Morgenschein,
Und an die sel'ge Brust sie drücken
Als gute liebe Schwesterlein!

Dann wollten sie zusammen reden
Und in des Lenzes grünem Hag
Andächtig zu Jehovah beten
Am lieben heil'gen Sabbathtag.

Jetzt nahten sie den Blümlein plaudernd,
Doch diese lächelten nur still.

„Wie schad' ist's," sprachen sie dann zaudernd,
„Daß keins von ihnen reden will!"

Und Gott vernahm der Engel Klage
Und gab der Ros' und Lilie Leib:
Sein Lächeln schuf am Sabbathtage
Die Blume, die da spricht — das Weib!

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Franzen richtete den Kopf plötzlich dreist in die Höhe, und seinem jungen Herrn keck in die Augen schauend sagte er halb spöttisch:

„Sie sprechen von Dankbarkeit? Das Geld verschleudern, das Ihr Oheim so sorglich zusammengebracht hat? Sein Gedächtniß zu Schanden machen durch Ihre unvorsichtige Neugier? Ihn in Ihrem Herzen unehrlicher Gewinnsucht, und — lassen Sie mich das Wort nur aussprechen — des Wuchers anklagen? Dies nennen Sie Dankbarkeit? Sie sind wahnsinnig?"

Berthold stand auf und schaute den Schreiber mit fragendem Erstaunen an.

„Ja," rief dieser, „es wundert Sie, daß der niedrige, der einfältige Franzen so keck mit Herrn Robyn sprechen darf. Aber ich habe gleichfalls Pflichten gegen meinen verstorbenen Wohlthäter zu erfüllen, und was auch geschehe, ich werde sein Gedächtniß gegen Ihre entehrende Untersuchung vertheidigen."

„Franzen, Sie heucheln!" sagte Berthold mit stolzem Blick, der den Schreiber einigermaßen in Verlegenheit zu bringen schien. „Es ist nicht Neugier, die mich antreibt; insgeheim will ich arbeiten, um

Digitized by Google

die Seele meines Oheims durch Wohlthaten, die in seinem Namen ausgeübt werden, vor Gottes Richterstuhl Gnade finden zu lassen. — Es mögen hier schreckliche Dinge vorgegangen seyn, daß die Furcht vor Enthüllung Sie zittern macht; aber die Papiere, die dort in der Kasse eingeschlossen liegen, werden mich doch auf die Spur von Allem bringen."

Dies sagend, wandte er sich nach der Kasse um und griff nach dem Schlüssel, der an dem halbgeöffneten Deckel hing. Aber Franzen, dies sehend, sprang herbei, als wäre er von einem geheimen Schlage getroffen worden und rief:

„Weg von der Kasse!"

„Unverschämter, Sie wagen mir Befehle zu geben?"

Der Jüngling riß eines der eisernen Bande los und machte den Deckel völlig auf; aber dann fühlte er Franzens beide Hände auf seiner Schulter und wäre fast rückwärts gesunken unter der unerwarteten Kraft, welche der Schreiber anwandte, ihn von der Kasse wegzureißen. Sich aufrichtend, packte Berthold seinen Angreifer an der Brust und warf ihn mit einem einzigen Stoße nach dem Pult hin. Der Schreiber heulte vor Grimm und Wuth; er war bleich und seine Wangen bebten, in seinen Augen glühte ein düsteres Feuer; dessen ungeachtet zeugte der ganze Ausdruck seines Gesichtes von wilder Freude. Berthold hatte sich mit dem Rücken gegen die Kasse gestellt. In dieser Haltung erwartete er den Schreiber. Ein Lachen des Abscheus und Stolzes lag auf seinem Antlitz.

„Ah, ah," rief der Schreiber, mit einem Papier auf den Jüngling zugehend, „ich wollte allen Lärm vermeiden, so lange die Leiche noch im Hause blieb; aber Sie zwingen mich zur Rache. Da, lesen Sie, das ist die buchstäbliche Abschrift des Testamentes, das Herr Robyn in meiner Gegenwart mit eigener Hand geschrieben hat."

Berthold ergriff das Papier und begann zu lesen. Inzwischen hielt Franzen mit triumphirendem Blick das Auge auf ihn gerichtet, und in dem Maße, als er den Jüngling erbleichen und zittern sah, kam ein Ausdruck lebhaftester Freude und unaussprechlichen Genusses auf seinem Gesicht zum Vorschein. Sein Feind lag überwunden und er konnte ihm mit keck und ohne Furcht den Fuß auf die Brust setzen.

Berthold ließ das Papier aus der Hand fallen und schaute den Schreiber mit ungläubigem Erstaunen an.

„Ja, ja, mein lieber Herr, es ist so und nicht anders," scherzte Franzen, „Alles, Alles für mich, Nichts für Sie. Dies kommt davon, den Naseweisen zu spielen und Verse gegen den sogenannten Wucherer zu machen. Es ist theuer bezahlt, aber was wollen Sie dagegen anfangen? Der Krug ist zerbrochen."

Dem heftigen Eindruck und boshaften Spott unterliegend, ließ Berthold sich, ohne zu sprechen, auf einen Stuhl fallen und schaute mit tief empfundener Demüthigung zu Boden.

„Wenn nun ich, ich, der verachtete Schreiber, Sie aus der Thüre weisen wollte, würden Sie es wagen, meinem Befehl sich zu widersetzen?" fuhr Franzen fort. „Aber ich bin vorsichtig, ich habe das Aufsehen nicht gern; außerdem wird das Testament erst morgen eröffnet werden."

„Es ist unmöglich! Sie betrügen mich, ein solches Testament kann nicht bestehen!"

„Sie halten mich also für einfältig genug, um gleich Ihnen zu thun!" lachte Franzen. „Bin ich nicht zu alt und zu schlau, um das Fell des Bären zu verkaufen, ehe er gefangen ist? Wozu würde es nützen, einen einzigen Tag zu triumphiren? Würde ich nicht morgen beschämt und erniedrigt werden, wie Sie es jetzt sind?"

„Es ist abscheulich!" rief Berthold. „Sie haben mich verrathen, meinen Oheim mißleitet, mich bestohlen. Ich werde mein Recht fordern, Sie gerichtlich belangen und diese Schrift umstoßen, die Sie einem kranken Greise abgelistet haben."

„Ihr Recht fordern? Diese Schrift umstoßen?" wiederholte Franzen mit seltsamem Mitleid in der Stimme. „Meinen Sie denn, Franzen wisse nicht, wie ein Testament gemacht werden muß, um gesetzlich und unumstößlich zu seyn? Ihr Oheim hat es freiwillig geschrieben. Schmeicheln Sie sich selbst nicht mit einer lächerlichen Hoffnung!"

In Bertholds Busen drang die Ueberzeugung, daß er wohl wirklich aller Hoffnung auf Erbschaft beraubt sey; Franzen war wirklich zu arglistig, um nicht alle Vorsorge gebraucht zu haben, die ihm den ruhigen Besitz der ihm zuerkannten Hinterlassenschaft sichern konnte.

„Wohlan," sprach der Jüngling mit plötzlicher Entschlossenheit, „es sey denn so! Ich weiche! Vielleicht hat Gott mich vor Besleckung behüten wollen. Meine Seele wird sich wenigstens mit dem unehrlichen Gelde nicht beschmutzen."

Er wandte sich nach der Thüre und wollte das Bureau verlassen; aber Franzen stellte sich vor ihn und sagte mit ruhigerem Tone:

„Ich vergaß Ihnen etwas zu sagen," sprach Franzen. „Das Testament war bereits geschlossen, als ich Ihrem Oheim vor Augen stellte, daß Sie arm seyen und vielleicht Hunger leiden würden. Ich wollte ihn vermögen, Ihres Namens im Testamente zu gedenken; er weigerte sich und mein Versuch

schien ihn zu peinigen. Mit aller Mühe habe ich nur so viel herausgebracht, daß er mich angewiesen — oder vielmehr ersucht hat, denn es gebörte nicht mehr ihm — Ihnen fünftausend Franken baar zu bezahlen, damit Sie Zeit hätten, im Irgend einen Platz als Schreiber auf einem Bureau zu suchen. Unterzeichnen Sie mir eine Quittung und ich werde Ihnen die Summe augenblicklich zur Hand stellen."

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches.

Von der schon früher in diesen Blättern empfohlenen Sammlung der herrlichen Sonaten unserer großen deutschen Tonmeister

Hallberger's Pracht-Ausgabe der Klassiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart in ihren Werken für das Pianoforte allein. Neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von **J. Moscheles**. Vollständig in 396 Notenbogen elegantester Ausstattung in 87 wöchentlichen Lieferungen im Subscriptionspreis zu nur **1** Sgr. oder **3½** kr. rhein. für den Musikbogen. (Einzelne Pieeen nur ½ Sgr. oder 1 kr. per Bogen theurer.) Stuttgart, Eduard Hallberger,

liegt wieder eine Reihe neu erschienener Lieferungen vor uns und wir können nicht umhin, dieser **wahrhaft prächtigen** und dabei so **unglaublich billigen Ausgabe** wiederholt die vollste Anerkennung zu zollen. Das Unternehmen ist ein würdiges Denkmal der unsterblichen Heroen, welche die deutsche Musik über die aller anderen Nationen erhoben, und es freut uns, daß das deutsche Volk durch die so außerordentlich lebhafte Betheiligung an der Subscription auf das erwähnte Werk beweist, daß es Verständniß und Liebe für die Schöpfungen der Zierden deutschen Geistes besitzt.

Von dem ebenfalls bereits erwähnten anderweitigen Unternehmen derselben Verlagshandlung

Hallberger's Salon. Ausgewählte Sammlung von Original-Compositionen für das Pianoforte, mit Beiträgen der berühmtesten und beliebtesten jetzt lebenden Componisten. **Jahrgang 1860**, bestehend aus 12 Heften à **7½** Sgr. oder **24** kr. rhein. Alle 3—4 Wochen erscheint eine Lieferung. Stuttgart, Eduard Hallberger,

ist jetzt die 5.—7. Lieferung erschienen. Diese Hefte enthalten: **Wilhelm Speidel**, Notturno und Mazurka. — **Zigmont Lebert**, Salon-Polka. — **Eugène Ketterer, Souvenir.** — **C. Ed. Pathe**, Feenreigen. — **Julius v. Kolb**, Idylle. — **J. Duprato, Romance sans paroles Nro. III.** — **Louis Köhler**, Herentanz. — Wir können unsere frühere Empfehlung nur wiederholen, denn gewiß wird durch dieses Werk dem Bedürfnisse nach billiger und guter Musik auf das Befriedigendste entsprochen.

Landwirthschaftliches.

(Saurer phosphorsaurer Kalk.) Es ist mehrfach darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Bestreuen des Mistes mit Gyps keinem verständigen Landwirthe erlassen werden kann, zumal viele hundert Versuche vorliegen, welche beweisen, daß der Mist, dessen flüchtige Theile durch das Bestreuen mit Gyps erhalten würden, größere Erträge liefert, als der nicht so behandelte Mist. Während nun Tausende von Landwirthen von diesem unzweifelhaften Fortschritte noch keinen Gebrauch machen, sind manche andere schon wieder einen Schritt weiter gegangen und wenden statt des Gypses sauren phosphorsauren Kalk an. Derselbe ist zwar viel theurer, als Gyps; allein er hat auch nicht blos die Eigenschaft, die flüchtigen Substanzen zurückzuhalten, sondern er ist zugleich eines der vorzüglichsten Pflanzenernährungsmittel. Es liegen mehrere Versuche vor, welche beweisen, daß der mit saurem phosphorsaurem Kalke behandelte Mist per 400 Klafter einen um 18 fl. höheren Ertrag brachte, als der mit Gyps behandelte; und einen um 25 fl. höheren Ertrag, als der pure Mist auf dem nämlichen Felde und zu der nämlichen Fruchtart. Es darf mit gutem Gewissen jedem Landwirthe angerathen werden, stets sauren phosphorsauren Kalk vorräthig zu halten und nach jedem Misten solchen aufzustreuen. Ein jeder Kreuzer, der für die Anschaffung von saurem phosphorsaurem Kalke ausgegeben wird, trägt reichliche Zinsen.

Mannigfaltiges.

In den kais. Gärten von Peking hat man mehrere Elephanten in Lebensgröße in Email ausgeführt aufgefunden. Unter den in den kais. Gemächern vorgefundenen Kunstgegenständen erregte eine damascirte Rüstung besondere Aufmerksamkeit; sie war prachtvoll gearbeitet und hatte an der Spitze des Helmes eine Perle von enormer Größe. Es heißt, diese Rüstung sey als Geschenk aus der chinesischen Beute für den Kaiser der Franzosen bestimmt. Dann fand man ein ganzes Möbellager aus der Zeit Ludwigs XV., von dem man nicht weiß, wie es sich nach China verirrt habe. Diese Möbelstücke waren mit Porträten von Hofdamen Ludwigs XV. geziert und werden vielleicht, nach Frankreich transportirt, zur Ausschmückung des Trianon von Versailles herhalten müssen. Ferner befindet sich nach dem „Ami de la Religion" unter den im Sommerpalast des Kaisers erbeuteten Gegenständen ein Porträt Louis XIV., welches dieser Souverän einem der Vorgänger Hung-Foung's, wahrscheinlich dem Kaiser Kung-Hi, gesandt hat. Wie man sagt, soll der kaiserliche Thron nach England gesendet werden, dagegen wird Frankreich den Ehren-Palankin Sr. chinesischen Majestät erhalten, welcher von Ebenholz ist, mit Gold und Siber belegt, und der für ein wahres Wunder der asiatischen Kunst gilt.

Einem alten Offizier wollte Kaiser Franz Joseph zur Unterhaltung dessen kranken Frau und Tochter die letzten 24 Souverainsd'or geben. „Das ist zu viel," unterbrach ihn ein Höfling, „24 Dukaten sind genug!" „Haben Sie diese?" Der Dienstfertige zieht solche emsig aus der Börse; Joseph nimmt sie, fügt seine 24 Souverainsd'or hinzu und gibt sie dem Offizier zusammen mit den Worten: „Bedanken Sie sich bei dem Herrn, der sehr vergnügt darüber ist, auch Etwas zur Linderung Ihrer Noth beigetragen zu haben."

Ein Wiener Fiaker mißhandelte ungerechter Weise einen Knaben. Die Umstehenden wollten sich eben an ihm vergreifen, als ein feiner Herr einstieg und fortzufahren befahl. Wohin Ew. Gnaden? rief der Kutscher. — Nach der Polizei. — Was krieg' ich? — Fünf und zwanzig. (Der Herr war ein Polizeibeamter. Das Publikum gab sich zufrieden.)

In einer Gesellschaft von Musikern wurden die üblichen Toaste ausgebracht. Einer der Gäste rief: „Mozart soll leben!" — „Inkommodiren wir uns nicht," bemerkte ein Anderer, „lassen Sie uns unsere eigene Gesundheit trinken, Mozart wird länger leben, als wir Alle!"

Was nie vergeht!

Alles eilet, Alles schwindet
Fort, oft ohne daß es nur
Uns zurückließ eine Ahnung
Oder eine sanfte Spur;
Alles, Alles, wie's entfleht,
So auch wieder es vergeht.

Selbst, was man oft warm umschlungen,
Was man innig, treu erfaßt,
Hat sich plötzlich losgerungen
In der Zeiten wilder Hast;
Obs auch mild und süß geweht,
Dennoch, dennoch es vergeht.

Thränen, die der Schmerz erschaffen,
Schwinden wie des Spötters Hohn;
Oft auf Nimmerwiedersehen
Ist das liebste Glück entfloh'n;
Wenn man auch recht innig fleht,
Doch vergebens, es vergeht.

Etwas nur ist, leis' und linde
Zieht es immer durch die Brust,
Löst der Wunden leichte Rinde,
Schafft bald Schmerzen und bald Lust!
Und was ist's, was in uns weht?
Erinnerung, die nie vergeht!

Homburg, Januar 1861. T..f.l.

Auflösung des Räthsels in № 15:
Die fünf Stricknadeln.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Freitag, 8. Februar **1861.**

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

„Ich will Ihr elendes Geld nicht," rief der Jüngling entrüstet. „Ein Almosen aus Ihrer Hand empfangen, ich würde mich selbst verachten! Aber wahrlich, Sie sind von Sinnen!"

„Nun, nun, Herr Berthold, lassen Sie es mich behalten, es ist eben so gut; aber überlegen Sie wohl, was Sie thun; vielleicht werden Sie noch mehr als einmal danach schmachten. Auf jeden Fall will ich gut gegen Sie seyn und das Geld zu Ihrer Verfügung halten, unter der Voraussetzung, daß Sie selbst kommen und mich darum bitten. Sie werden kommen, Sie werden kommen, zweifeln Sie nicht daran."

„Ich werde kommen?" rief Berthold bitter spottend. „Ha, ich verachte Ihr Geld, und Sie und alle die, welche für Geld ihre Seele, ihr Gefühl und ihre menschliche Würde verkaufen. Leben Sie wohl; und strecke ich jemals die Hand nach Ihnen aus, so verabscheuen auch Sie mich, denn ich werde mich selbst verabscheut haben!"

Berthold eilte nach der Thüre des Bureau's, während Franzen gedankenvoll an dem Pulte stehen blieb. Seine Gesichtszüge verdüsterten sich bald, und den Kopf auf die Hände stützend, sagte er:

„Berthold wird sein Recht heischen? Alle Kräfte anspannen, um das Testament umzustoßen? Wenn er wirklich die Rechtmäßigkeit des Testaments vor Gericht angriffe? Vielleicht würde man bei dem Suchen nach anderen Gründen entdecken, was geschehen ist? Nun, nun, er hat kein Geld, um eine solche Forderung durchzusetzen! Allein wenn Hartmann ihm Hilfe leistete? Laura ist seine Verlobte —"

Er rieb sich die Stirne, um sein Gehirn zu tieferem Nachsinnen zu wecken. Plötzlich entschlüpfte ihm ein Freudenschrei, und vor Aufregung bebend, rief er mit dumpfer Stimme aus:

„O, welcher Gedanke! Laura soll meine Braut werden!"

Aber plötzlich wurde sein Gesicht wieder schlaffer, und als ob die Muthlosigkeit ihm ins Herz gesunken wäre, seufzte er:

„Nein, es ist unmöglich. Meine Anfrage würde Hartmann lächerlich erscheinen; er würde mit meinem Hochmuth wie mit einem unerhörten Wahnsinn seinen Spott treiben."

„Wie kindisch meine Furcht ist!" sagte er jedoch nach einem Augenblick. „Durch eine solche staunenerregende Keckheit werde ich jeden Zweifel bezüglich der Rechtmäßigkeit meiner Erbschaft niederschlagen. Es wird ein überzeugender Beweis von meinem Vertrauen auf die Unangreifbarkeit des Testaments seyn. Ja, ja, sey nur keck, stolz, unerbittlich in deinem Hochmuth: damit blendet und beherrscht man die Leute. Laura meine Frau? Eine Erbschaft von viermalhunderttausend Franken? Sicher, sicher, was gibt es, das dem Glanz einer Million widerstehen könnte? Und besitze ich denn nicht das Nöthige, um Hartmann als Sklaven vor meinen Füßen kriechen zu lassen? Gut, gut, so werde ich denn meinem Feinde alles rauben! Seine Stelle einnehmen bis auf seine Liebe hinaus! Ihn vor ohnmächtiger Raserei sterben lassen!"

Als hätte diese Eingebung ihn vor Glück um den Verstand gebracht, ließ er sich mit einem lauten, schallenden Gelächter auf den Sessel fallen, den Berthold so eben verlassen hatte.

5.

Eine Viertelstunde vor der Stadt und deren äußersten Häusern lag der Kirchhof. Es war ein beinahe unabsehbares Feld, auf allen Seiten mit einer niedrigen Mauer umschlossen und wie beschirmt von einem riesengroßen steinernen Kreuzbilde, das in der Mitte desselben auf einer Anhöhe errichtet war.

Es war morgens an einem schönen Tag. Die Sonne goß ihre milden Strahlen auf die Felder und spiegelte sich in den goldenen Lettern der Denkmäler, als auf dem Steinwege, welcher nach dem Kirchhof führte, ein Trauerwagen mit einer unübersehbaren Menge Kutschen heranfuhr.

Der Zug hielt vor dem Thore des Kirchhofs. Während einige bezahlte Träger die Bahre auf ihre Schulter nahmen, stiegen alle die Personen, welche der Leiche folgten, aus den Wagen auf den Steinweg und ordneten sich nach Rang und Verwandtschaft zu einem Zuge. So schritt man langsam durch das Thor. Berthold ging unmittelbar hinter dem Sarg her. Er war bleich und über die Maßen angegriffen; aber er senkte den Kopf tief auf die Brust, als suchte er seinen Kummer vor den Blicken derer, die ihm folgten, zu verbergen.

Nach dem Jüngling folgten einige reiche Leute, mit stattlichem und kaltem Angesicht, die zwar dem alten Robyn im Leben ganz fremd gewesen waren, aber hier in vollem Ernst von ihrer Achtung vor dem Geld Zeugniß ablegen konnten. Hinter ihnen schritt Franzen, der Schreiber, einher, mit einem weißen Taschentuch vor den Augen. So sehr schien er von Betrübniß und Leid überwältigt, daß er auf seinen Beinen wankte. Ja, ein einfältiger Zuschauer — betrogen von dieser auffallenden Liebe eines Dieners zu seinem Herrn — hatte den Schreiber am Arm gefaßt, um ihn auf seinem Gang nach dem Grabe zu unterstützen. Noch weiter hin am Ende des Zugs, schritt Konrad der Musiker einher. Er folgte der Leiche aus Anhänglichkeit an Berthold und um dem Mann seine Achtung zu bezeugen, der, auf welche Weise es auch seyn mochte, sich abgehetzt hatte, nur für seinen jungen Freund, den Dichter, eine schöne Erbschaft aufzuhäufen.

Bald war der Sarg in die Erde gesenkt. Während nun die Anwesenden, mit einander sprechend, sich nach den Wagen begaben, um nach der Stadt zurückzukehren, näherte sich Berthold seinem Freunde, dem Musiker, und flüsterte ihm ganz außer sich ins Ohr:

„Konrad, ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir, ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen."

Außerhalb der Umfriedung des Kirchhofs angekommen ging Berthold an dem Wagen vorbei, auf dessen Tritt Franzen bereits einen Fuß gesetzt hatte, um einzusteigen; aber der Schreiber, seinen jungen Herrn bemerkend, sprang zu Boden, hielt die Thüre der Kutsche offen und sagte, sich tief vor Berthold verneigend, in spottendem Tone:

„Beliebt's Herrn Robyn, in die Kutsche zu steigen? Ihr unterthänigster Diener wird wohl sonst ein Plätzchen finden."

„Giftiges Ungeheuer!" warf ihm Berthold entgegen, einen flammenden Blick der Verachtung auf den Schreiber werfend. Er faßte seinen Freund Konrad am Arm und entfernte sich mit ihm auf einem Seitenweg.

Einen Augenblick darauf saßen alle wieder in den Wagen. Den Pferden wurde die Peitsche gegeben — und derselbe Zug, der so langsam und heuchlerisch in stiller Trauer nach dem Kirchhofe gekommen war, flog jetzt über den Steinweg mit solcher Eile und solchem Geräusch, als führte er eine lustige Gesellschaft nach der Kirmes.

„Nun," fragte Konrad, als er ganz allein mit Berthold war, „was haben Sie mir zu sagen? Es ist etwas anderes, als das Traurige dieser Feierlichkeit, das Sie so aufgeregt, ich sehe es."

Der Jüngling legte sein Haupt an Konrads Brust und seufzte schmerzlich:

„Ach, ich bin so unglücklich, beklagen Sie mein Loos: die Zukunft macht mich zittern."

„Aber sprechen Sie doch, Berthold. Hat ein unvorhergesehenes Mißgeschick Sie betroffen?"

Den Kopf erhebend antwortete Berthold in verzweifelndem Tone:

„Konrad, Freund, mein Oheim hat mich enterbt! Franzen hat Alles."

„Himmel, meine Ahnung war doch gegründet! Ich habe allezeit gefürchtet, daß der heuchlerische Fälscher Ihren Oheim in seinen letzten Tagen zu betrügen suchen werde; aber so weit? Es ist unmöglich!"

„Und doch ist es so! Franzen hat meinen armen Oheim mißleitet und gegen mich aufgehetzt. Mit meinem Gedicht: „Der Wucherer", in der Hand hat er dem kranken Greise ein Testament abgedrungen."

„Aber dieses Testament müssen Sie umstoßen lassen, Berthold; es kann nicht gesetzmäßig seyn."

„Gibt das Gesetz meinem Oheim nicht die Freiheit, über seine Güter nach Gefallen zu verfügen?"

„Das ist gleich. Sie müssen gegen das Testament den Rechtsweg einschlagen; es können Formfechter stattfinden."

„Keine Hoffnung, Konrad! Als mein Oheim das Testament abfaßte, stand ihm Franzen zur Seite. Franzen ist schlau und er weiß nur zu wohl, wie ein Testament gemacht werden muß, um unangreifbar zu seyn. Das Schicksal hat mich unwiederruflich getroffen."

Konrad zitterte vor Ueberraschung, als ob nun erst eine Gewißheit sich in sein Herz drängte. Er sprach nicht und schien in schmerzliches Nachdenken versunken.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Spieler.

Wenige Jahre bevor das kalifornische Eldorado ſich erſchloß, wanderten eines Abends zwei Männer längs der Weſtküſte Mexikos am Geſtade des Sees Copara dahin. Einer derſelben, mit dem Laſſo über der Schulter und der gewaltigen Peitſche in der Hand, ließ ſich leicht als einer der Hirten erkennen, welche noch jetzt die Hauptbevölkerung jener zur Viehzucht ſo trefflich geeigneten Küſtenländer bilden, ſein Begleiter aber glich mehr einem der Schmuggler, die bisweilen von Acaponeta und Durango herüberkamen, obgleich ſeine ſichtbare Bewaffnung nur aus einem kurzen Karabiner und Jagdmeſſer beſtand. Beide trugen den breiten, ſpaniſchen Sombrero und aus dem bärtigen Munde des Bewaffneten ragte eine kurze Tonpfeife, deren Rauch er in kurzen Zwiſchenräumen nachdenklich vor ſich hinblies.

„Jacobo,“ begann der Bewaffnete, „ich fürchte, daß Du den rechten Weg verloren haſt, denn wir rennen nun ſchon ſtundenlang durch dieſes elendhohe Viehkutter und noch immer erblicke ich nicht die nichtswürdige Speiſewirthſchaft, wo ein Menſch im Stande ſeyn ſoll, ſeinem Leibe einigen Nahrungsſtoff anzubieten. Bei Gott, auch nicht ein Tropfen Rum befindet ſich mehr in meiner Flaſche!“

„Nur Geduld, Caballero, ich will meinen Lohn nicht als Schuft einſtecken,“ erwiederte der Hirt. „Ehe der Mond über die Sierra Madre heraufkommt, ſollt Ihr in ſicherer Ruhe bei Maeſtro Ignotio ſitzen, ein gebratenes Huhn im Munde und das gefüllte Glas in der Hand.“

„Und Du meinſt, der Pelzhändler aus Zacatecas könne noch nicht über den See ſeyn?“

„Nein, Herr,“ antwortete der Hirt. „Der würdige Don Sebaſtiano zog erſt kurz nach der Sieſta über das Flüßchen Salgiſſa, und ich hoffe, wir werden ihn noch zeitig genug im Gaſtzimmer der Hacienda finden. Wie würde ich mich Euch auch zum Führer nach dieſer Herberge am See angeboten haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Caballero aus Zacatecas, welchen ich erſt wenige Stunden vorher begrüßt hatte, dieſe Straße gezogen ſey? Er ritt ein braunes Maulthier und die Knöpfe ſeiner Jacke und Gamaſchen beſtehen aus reinem Silber.“

Der Bewaffnete antwortete nicht, wohl aber klopfte er ſeine Tonpfeife aus, um ſie von neuem zu füllen und in Brand zu ſtecken. Als dies geſchehen war, gab er dem Hirten ein Zeichen, den Weg fortzuſetzen, welcher noch immer auf einem mit faſt mannshohem Graſe und Staudengewächſen bedeckten Höhenzuge hinführte. Nach einer halben Stunde wurde die üppige Vegetation lichter und in der Ferne erhoben ſich die hohen, dunkeln Wipfel rieſiger Bäume und am Horizont erblickte man bereits als langen Silberſtreifen den See Copara.

Plötzlich blies der Ranchero ſtehen, ſteckte zwei Finger in den Mund und ein ſchriller, markdurchdringender Pfiff durchgellte die Luft, daß aus dem wilden Pflanzengewirr eine Menge erſchrockener Vögel aufflatterten. Der Bewaffnete warf einen raſchen Blick nach dem Schloſſe ſeines Gewehrs und einen zweiten nach dem Griffe ſeines breiten, kurzen Jagdmeſſers.

„Weßhalb pfeifſt Du denn wie ein betrunkener Hanswurſt?“ fragte er dann. „Wahrhaftig, ich dächte, Du könnteſt Deine Lippen wie Deine Hände zu verſtändigeren Dingen benutzen.“

„Ei, mein Caballero, ſeht Ihr denn nicht dort drüben, wo die Waldſpitze bis an den Felſenkamm reicht, den Don Sebaſtiano einherziehen? Voran reitet Giacomo, der lahme Eſeltreiber aus St. Andreas, der dümmſte Menſch und unzuverläſſigſte Bote im ganzen mexikaniſchen Freiſtaate.“

Der Bewaffnete blieb ſtehen und richtete die halb zugekniffenen Augen nach der vom Hirten angedeuteten Richtung. Als er aber trotz aller Anſtrengung den Geſuchten nicht entdecken konnte, wandte er den Blick auf ſeinen Führer.

„Wenn ich Dich bisher für einen ehrlichen Kerl gehalten habe,“ ſagte er, „ſo geſchah es, weil Du mir bisher noch keinen Verdacht gabſt. Dein niederträchtiges Pfeifen aber und die Entdeckung von Perſonen, die gar nicht vorhanden ſind, machen mich bedenklich. Höre alſo meine Meinung, Ochſenhirt: Du haſt verſprochen, für eine Unze Gold mich nach der Hazienda am Copuracſee zu geleiten. Geſchieht dies, ſo iſt Alles gut, beabſichtigſt Du jedoch Verrath, ſo zerſchmettert meine Kugel Deinen Schädel eben ſo gewiß, als ich noch vor ſechs Jahren kein Salzwaſſer geſehen hatte!“

„Ich verſtehe Euch nicht, Caballero!“ antwortete der Hirt. „Wenn jedoch mein Pfeifen Euer Ohr erzürnt, ſo bin ich ein viel zu höflicher Mann, als daß ich durch eine Wiederholung deſſelben dieſe nochmals kränken ſollte. Daß aber Don Sebaſtiano eben um jene Felsecke ritt, und ich durch mein Pfeifen ihm unſere Nähe andeuten wollte, darauf ſchwöre ich bei den ſechzehn Schädeln der elftauſend heiligen Jungfrauen im Kloſter unſerer lieben Frau zu Guanaruato!“

„Nun wohl, Mann, ſo nimms nicht übel!“ ſagte der Bewaffnete, von Neuem die ausgeraucht Pfeife ſtopfend.

Die Ehrlichkeit des Boten rechtfertigte sich auf die glänzendste Weise, denn schon nach einer Stunde rüstigen Fortschreitens traten aus der waldigen Umgebung des See's die weißen Mauern der Hazienda hervor, welche die beiden Wanderer auch bald erreichten. Zu seinem Bedauern erfuhr aber der Bewaffnete, daß der Pelzhändler bereits schon das Wirthshaus verlassen habe und über den See gefahren sey.

„Was hat's aber mit dem Sebastiano?“ fragte kopfschüttelnd der Wirth. „Der sonst so vernünftige, ernste Handelsmann glich einem verfolgten Mörder, der nirgends Ruhe findet. Dem muß etwas widerfahren seyn auf seinem Handelszuge nach der Halbinsel drüben.“

„Darin habt Ihr vollkommen Recht, Freund Wirth!“ entgegnete der Bewaffnete. „Und gerade deßhalb muß ich den Pelzhändler sobald wie möglich einholen. Bin ich doch schon seit drei Wochen auf seiner Fährte, und immer entschlüpft er mir unter den Händen. Gebt Wein her, edler Don, und etwas Speise für mich und diesen ehrlichen Hirten, und schafft ein Boot, das mich ebenfalls über den See befördert.“

„Darin kann ich Euch augenblicklich nicht zu Willen seyn, Herr. Sämmtliche drei Fahrzeuge sind bereits verschickt und nur noch ein kleines Boot liegt am Ufer, für dessen Ruder ich keine Arme mehr im Hause habe. Ihr müßt Euch gedulden bis Morgen.“

„Nun und nimmermehr!“ versicherte der Fremde. „Wenn man Jemand drei Wochen vergeblich nachgelaufen, so darf man keine Gelegenheit versäumen, seiner endlich habhaft zu werden, und dies hoffe ich, soll noch in dieser Nacht geschehen, denn Don Sebastiano ist auf dieser Seite des Landes bekannter, als auf der Halbinsel und jeder Ranchero wird mir sagen, wohin sein braunes Maulthier ihn getragen hat.“

„Das braune Maulthier nun wohl nicht, denn dieses steht in meinem Stalle. Ich habe dem Pelzhändler dafür vierzig Piaster bezahlt, obgleich es etwas abgetrieben war.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(145 Gulden in Ratten.) Die „Schützen-Zeitung“ meldet: „Nicht blos des Menschen Herz trägt eine rege Sehnsucht nach den Schätzen des Mammon, auch unter dem lieben Vieh zeigt sich häufig der Appetit, wenn auch nicht gerade nach Dukaten und blinkenden Silberstücken, doch aber nach den Noten der Nationalbank, namentlich wenn sie im Verlaufe der Zeit den Beigeschmack der Proviantsäcke, in denen sie oft stecken, in sich aufgenommen haben. Wir haben Beispiele, wo ein südtirolischer Metzgerhund eine Hundertguldennote zum Frühstück verschluckte, eine Ober-Innthaler Katze die in die Brennsuppe des Bauers gefallene und am Ofen zum Trocknen aufgelegte Fünfzigguldennote verzehrte, und eine Pustertha ler Ratte die in einem alten Stiefel verwahrten hundert Gulden eines Bauers sich schmecken ließ. Ein ähnlicher Fall kam nun dieser Tage auch vor. Ein Bürger, dem die Sicherheit eines Kapitals von 300 fl. am Herzen lag, versteckte dasselbe in seinem Keller am Ueberleger seines Oberbodens. Es war dies aber leider keine sichere Anlage des Kapitals, denn als er den vermeintlich so wohl verwahrten Schatz heben wollte, war er spurlos verschwunden. Ohne jedoch, wie es sonst Brauch und Sitte ist, gleich seinen Verdacht auf das verruchte Menschengeschlecht zu werfen und es auch für die Sünden der Ratten und Mäuse verantwortlich zu machen, suchte der Bürger statt auf der Polizei, in der Naturgeschichte seine Hilfe. Bevor er also darüber nachdachte, welcher seiner Dienstboten oder der ins Haus gekommenen Fremden die verbrecherische Hand nach dem Geld ausgestreckt haben könnte, leitete er die Kriminaluntersuchung gegen die Ratten ein, und gleich bei der ersten Hausuntersuchung, d. h. bei der Lüftung eines alten morschen Troges, fand er das **Corpus delicti** oder besser einen Theil davon. Eine Ratte hatte nämlich das ganze Kapital von 300 fl. in Banknoten vom Oberboden unter den alten Trog geschleppt, um daraus ein warmes Bett für sich und ihre Jungen zurechtzumachen. Daß darunter die Banknoten einigen Schaden litten, ist begreiflich; aber nicht blos durch die lange Benützung schwand allmälig die kapitalische Unterlage, sondern auch dadurch, daß die Ratten alle die mit Oel- und sonstigen Schmutzflecken versehenen Noten nach und nach zum Imbiß nahmen, wodurch 145 fl. ganz oder theilweise zugrunde gingen.

Räthsel.

Durch Hitze, nicht durch Frost von Norden,
Bin ich aus Wasser Schnee geworden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Sonntag, 10. Februar 1861.

Das schönere Geschlecht.

Das schönere Geschlecht, den Titel laß' ich gelten,
Allein warum das schwächere es schelten?
Wenn Weiberlist sich regt und Weiberschönheit lacht,
Sinkt aller Männer hochgepriesne Macht.

Wie sehr ist doch — wir hören's oft so sagen —
Das weibliche Geschlecht wohl zu beklagen.
Es ist so schwach, bald ist die Ohnmacht da,
Wenn einer Frau das Kleinste nur geschah,
Das g'ringste Uebel kann das Weib verdrießen,
Und bald seh'n wir die Thränenquelle fließen.
Geschaffen ist zum Dulden nur das Weib,
Zum Kampfe nicht, doch wohl zum Zeitvertreib.
Dem Mann gebührt's zu kämpfen und zu wagen;
Das schwache Weib kann nicht die Waffen tragen.
Und ruft der Mann als Sieger laut: Triumph!
Sitzt sie daheim und näht und — flickt den Strumpf
Der Mann, er trotzet jeglicher Beschwerde,
Die schwache Frau, sie kocht auf ihrem Herde,
Führt über ihre Magd das Regiment
Und schaudert, ist die Suppe angebrennt.
Der kleinste Unfall macht sie zittern, beben,
Drum ward der Mann zum Schutz ihr beigegeben
Man nennt daher das schwächere Geschlecht
Die Weiberwelt, doch nicht mit Fug und Recht.
„Das schönere Geschlecht, den Titel laß' ich gelten,
Allein warum das schwächere es schelten?"

Wer führt denn wohl das Regiment im Haus,
Wer setzt die Männer oft in Furcht und Schrecken,
Daß sie wohl gar vor Furcht und Graus
In alle Winkel sich verstecken? —
Wer schwingt denn rüstig den Pantoffel auch
Und läßt, das böse Müthchen abzukühlen,
Die arme Magd es auf der Wange fühlen,
Macht so von seiner schönen Hand Gebrauch? —
Wer ist's, der oft den Herrn Gemahl kuranzt,
Wenn er nicht, wie man pfeift, gebührend tanzt?
Es ist das Weib, das wir das schwache nennen,
Doch aus Erfahrung als das starke kennen.
Ihr wendet zwar dagegen ein
Als wahre echte Weiberkenner:
Es wären nur die feigen Männer,
Die der Pantoffel so regiert
Und wo die Herrin triumphirt.
Das mag wohl seyn,
Doch hat das Weib auch and're Waffen,
Womit die Männer sie bekriegt
Und selbst den Tapfersten besiegt,
Zu Fürsten macht zu ihrem Sklaven,
Zu ihrem Spiel und Zeitvertreib.
Ein listiges und schönes Weib,
Ach! kann den schwersten Sieg erringen,
Und immer wird es ihr gelingen.
Was nimmer rühret die Gewalt,
Weicht einer reizenden Gestalt,
Dem Blick aus ihrem Augenpaar,
Und ewig, ewig bleibt es wahr:
„Wo Weiberlist sich regt und Weiberschönheit lacht,
Sinkt aller Männer hochgepriesne Macht!"

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Es folgte eine Pause trauriger Stille; Berthold und Konrad hielten den Blick niedergeschlagen. Plötzlich schüttelte Konrad den Kopf, als wollte er sich dem Druck der unseligen Botschaft entziehen. Die Hand seines Freundes ergreifend, sagte er mit frohherem Ton:

„Armer Berthold, es ist ein großes Unglück, nicht wahr, so viel Geld zu verlieren? Aber glauben

Sie nicht, daß es in dem menschlichen Herzen noch andere Quellen von Lebensgenuß und Seelenfrieden gibt?“

„Geld?“ rief der Jüngling mit fieberhaftem Lachen. „Ich verachte, ich verabscheue das Geld; aber ich fühle die grausame Macht desselben, ich bebe an allen Gliedern, der Schrecken beengt mir die Brust. Geld wäre nichts; aber Laura, Laura!“

„In der That, Laura!“ wiederholte der Musiker kaum hörbar.

„Ach; darf ich, der arme, unglückliche Dichter, noch mein Auge zu ihr zu erheben wagen? Wird Herr Hartmann nicht dem Künstler ohne Erbe seine Thüre verschließen?“

In schmerzlichem Zweifel befangen zuckte Konrad die Achseln.

„Also,“ rief Berthold hoffnungslos aus, „ich werde nicht allein des Geldes, das ich wenig achte, beraubt worden seyn, sondern der Traum meiner Seele, das Licht meiner Zukunft, Alles, Alles wird mir mit dem Gelde entrissen. Das Geld ist wirklich die Quelle von Allem. O, könnte ich mein Herz nur dazu zwingen, ich würde gleich den Anderen das Geld als die einzige wahre Macht auf Erden lieben und ehren!“

Der Musiker schaute seinen verzweifelten Freund mit tiefgefühltem Mitleid an. Ob er es nur that, um Trost in seinen Busen zu gießen, oder ob er wirklich glaubte, daß des Jünglings Besorgniß übertrieben sey, er versuchte ihm die Hoffnung beizubringen, daß der Verlust seines Erbes für ihn die schlimmen Folgen nicht haben werde, die so schreckbar vor seinem Geiste schwebten.

„Kommen Sie, Berthold,“ sagte er, „mäßigen Sie den Flug Ihrer leicht erregbaren Einbildung. Lassen Sie uns auf einem Spaziergang nach der Stadt zurückkehren; die Stunde naht, wo ich bei Herrn Hartmann Klavierstunde geben muß. Was fürchten Sie? Glauben Sie, Laura werde Sie darum minder lieben, weil Sie derselben mit Ihrer Hand kein großes Vermögen mehr anbieten können? Sie kennen Laura nicht so, wie ich sie kenne. In ihrem Herzen liegt ein Schatz von Edelmuth, von eignem Willen und Trotz verborgen. Mich sollte es durchaus nicht wundern, wenn sie desto eher Ihre Braut werden wollte, weil Ihre Lage deren Liebe und redliche Gesinnung auf die Probe zu stellen scheint. Verzweifeln Sie nicht: Laura ist kein Mädchen wie andere; sie betrachtet das Geld nicht als den Born der Lebensfreude —“

„Aber Herr Hartmann?“ seufzte der Jüngling, „er liebt und ehrt das Geld; für ihn ist das Geld Alles!“

„Sie meinen es, Berthold. Es gibt aber doch etwas, das Herr Hartmann mehr liebt als das Geld; für das Glück seines einzigen Kindes, seiner Laura, würde er, wenn es gefordert würde, selbst sein Geld aufopfern. Nur weil er glaubt, das Geld könne ihr ein beneidenswerthes Loos sichern, selbst dann, wenn er diese Welt verlassen habe — aus Liebe zu seinem Kinde spannt er sorglich Alles an, um seine Mittel zu vermehren. Wenn Laura einmal erklärte, dem glücklichen Leben, das Sie zusammen getrümmt haben, nicht entsagen zu wollen? Wenn sie, durch den Gedanken einer Trennung im Herzen verwundet, erkrankte und zu verkümmern drohte, Herr Hartmann würde Sie dann selbst bitten, sein Kind zu retten, seine Laura ihm zu erhalten.“

„Dank, Dank, Freund!“ murmelte der Jüngling. „Sie täuschen mich vielleicht; aber mein kranker Geist nimmt so vertrauensvoll den Lichtstrahl, den Sie vor mein Auge zaubern.“

„Seyen Sie versichert, Berthold, Laura wird zu Gunsten Ihrer Liebe einen muthigen Kampf gegen ihres Vaters Respekt vor dem Gelde unternehmen; es wird einige Zeit dauern, es wird sie vielleicht viele Thränen kosten, aber sie wird doch triumphiren. Sie sehen wohl, Berthold, daß Sie mit Unrecht sich der Verzweiflung überlassen. Allerdings wird diese unerwartete Veränderung Ihrer Lage Herrn Hartmann überraschen und betrüben. Folgt er der ersten Eingebung seines Gemüths, so würde er ohne Zweifel die Thüre vor dem armen Dichter verschließen, wie Sie sagten, aber die liebevolle, die starkmüthige Laura ist da, um das strenge Urtheil durch Bitten abzuwenden. Denken Sie nicht übel über Ihre edle Freundin, ehe sie diese Probe bestanden hat. Warten Sie mit Vertrauen, der endliche Erfolg wird Ihnen den Frieden und Frohsinn Ihres Herzens wieder schenken.

„Möchten Sie doch die Wahrheit sprechen!“ rief der Jüngling, indem er im Gehen die Hand seines Freundes dankbar drückte. „O, dann werde ich Gott danken für das, was geschehen ist! Ja, ja, Konrad; denn das Geld meines Oheims würde mir keine Ruhe gelassen haben; es würde mein Inneres mit Gewissensbissen erfüllt seyn. Dieses Geld, es sind die gesammelten Thränen von Wittwen und Waisen, die Schmerzensrufe Unglücklicher, die Blutstropfen hoffnungsloser Hausväter. Mit einem Wort, mein Erbtheil wäre die Frucht des elendsten Wuchers gewesen.“

„Ich wußte, mindestens vermuthete ich es längst,“ murmelte der Musiker, „aber ich wollte Ihrem argloſen Herzen eine dauernde Bekümmerniß ersparen.“

Plötzlich den Ton ändernd, sagte Konrad mit mehr Ruhe:

„Nun, erhalten Sie sich die Hoffnung, bis Sie wissen, ob das Schicksal wirklich gegen Sie so feindlich gesinnt ist, wie Sie fürchten. — Sie werden Ihre Wohnung verlassen müssen, mit dem boshaften Franzen können Sie nicht unter demselben Dache weilen."

„Ich kehre nicht mehr nach Hause zurück," antwortete Berthold. „Es hat zwischen Franzen und mir eine heftige Erklärung gegeben. Um Nichts in der Welt würde ich an die Thüre dieses abscheulichen Betrügers klopfen."

„Aber wozu haben Sie sich entschlossen? Wo werden Sie eine Wohnung nehmen?"

„Ich weiß es nicht."

„Haben Sie Geld?"

„Auf meinem Zimmer liegen noch drei- oder vierhundert Franken. Doch wollte ich lieber verhungern, als hingehen und sie holen!"

„Lassen Sie dies meiner Sorge anempfohlen seyn, Berthold; ich brauche mich nicht zu schämen, um in Ihrem Namen das zu fordern, was Ihnen gehört. Hat Ihr Oheim Ihnen denn ganz und gar nichts hinterlassen?"

„Nichts. Franzen wollte mir fünftausend Franken geben. Er sagt, mein Oheim habe ihn auf seine Fürsprache darum ersucht."

„Und Sie haben die fünftausend Franken nicht angenommen. Mit dieser Summe könnten Sie ja doch bessere Umstände abwarten."

„Ein Almosen von Franzen annehmen? Ich?" rief Berthold mit Entrüstung. „Seinen Betrug, seine Falschheit durch Annahme einer Entschädigung rechtfertigen? Sie wollen mich nur auf die Probe stellen, Konrad. Hätte Franzen mir die Summe in die Hand gelegt, seyen Sie versichert, ich hätte sie ihm in sein heuchlerisches Gesicht geworfen. Das Geld soll bereit liegen, bis ich in Person komme, ihn darum zu bitten; Franzen sagt, ich werde kommen, ich werde, durch die Noth gezwungen, ihn bitten, mir das angebotene Almosen zu geben. Mache ich mich jemals einer solchen Feigheit schuldig, o, verachten Sie mich dann, Konrad; denn ich müßte wohl tief in den Schlamm der Niedrigkeit versunken seyn. Sprechen Sie mir nichts mehr davon, es peinigt mich."

„In der That, Sie haben Recht," sagte Konrad, „sprechen wir nicht mehr davon."

(Fortsetzung folgt.)

Die Spieler.

(Fortsetzung.)

Der Fremde und sein Bote hatten sich an den Tisch gesetzt und sprachen dem aufgetragenen Mahle mit unverstelltem Appetit zu.

„Ihr müßt mir das kleine Boot zur Ueberfahrt leihen, Meister Wirth!" sagte der Bewaffnete. „Noch diesen Abend will ich über den See, und am Landungsplatze drüben werde ich dann schon erfahren, wo der Pelzhändler Quartier gefunden hat."

„Wenn Ihr mir den Preis des Fahrzeuges erlegt und Euch selbst hinüberrudern wollt — warum denn nicht?" entgegnete der Wirth.

„Topp, es gilt, so wahr ich ein Deutscher bin!" antwortete Jener. „Was kostet der Kahn?"

„Zehn Piaster und dabei erhaltet Ihr auch noch das beste Ruder, welches ich im Hause habe."

„Abgemacht! Hier, edler Mann, ist das Geld und nun berechnet meine Schuld für dieses treffliche Abendbrod, denn ich muß unverzüglich weiter. Bote, ich hatte Dir für Deine Führung eine Goldunze versprochen, weil ich Dich jedoch unverdient für einen Schuft und heimlichen Räuberspion hielt, sollst Du deren zwei empfangen."

Der Fremde knüpfte seinen weiten Paletot auf, unter welchem im Gürtel zwei Revolver und ein kurzer Dolch nebst einer gefüllten Jagdtasche zum Vorschein kamen. Aus dieser zog er einen kleinen mit spanischen Goldmünzen gefüllten Beutel hervor, befriedigte daraus den Wirth und den Führer, und bald flog das kleine Boot von des Fremden kräftigen Ruderschlägen getrieben hinaus in den leicht erregten See. Nicht weit von dem östlichen Ufer des Coyuca, da wo seine Wasser einen tiefen Busen in das Land gewühlt haben, beginnt ein dichter Eichenwald, vermischt mit weißen Birken und üppigem Unterholz. Hier, unter dem Stamme einer gewaltigen Eiche, lag neben den glimmenden Bränden eines Feuers, dessen Rauch dazu dienen sollte, die Mücken und Mosquitos zu vertreiben, die lange, kräftige Gestalt eines Mannes, neben sich den gespannten Karabiner.

Die Arme über die Brust gekreuzt, starrte derselbe mit unbeweglichem Blick in die auf- und niederzuckenden Flämmchen, als plötzlich vom Ufer herüber sich menschliche Tritte näherten. Der Mann richtete sich in sitzender Stellung auf, die Hand faßte nach der Waffe und sein schwarzes, glühendes Auge schaute wild nach der Richtung, aus welcher die Tritte immer näher kamen. Plötzlich aber verzerrte sich sein Antlitz zur muthentstellten Fratze. Vor ihm stand, den Karabiner über der Schulter und die Tabakspfeife zwischen den Lippen der Deutsche.

Langsam hob die zitternde Hand des Andern den Karabiner zu schußgerechter Lage.

„Macht kein dummes Zeug, Sebastiano!“ sagte mit unnachahmlicher Ruhe und Kaltblütigkeit der Angekommene. „Wie ich hier stehe, bin ich vom Kopf bis zum Fuß ein Mann, der Euch nun schon drei Wochen Tag und Nacht verfolgt, und zwar um einen Freundschaftsdienst auszuüben. Dafür aber dürft ihr mich nicht todtschießen.“

„Du hast mich ruinirt!“ knirschte Sebastiano.

„Dummes Zeug — hört mich erst an, und legt dabei die Flinte weg!“ rief der Deutsche, indem er das eigene Gewehr nebst den Revolvern in's Gras warf und sich ohne Umstände an Sebastianos Seite setzte.

Dieser war durch seines jetzigen Nachbars unerschütterliche Ruhe offenbar verblüfft; auch er legte die Waffe von sich und blickte den Andern fragend an.

„Sebastiano,“ begann der Deutsche, „wir trafen uns vor drei Wochen in einer Hazienda zu Loreto und ich war so glücklich, Euch zwanzigtausend Piaster, Euer ganzes Vermögen, im Spiel abzugewinnen.“

„Dafür verdamme der heilige Geronimo Eure Seele!“ murmelte ziemlich vernehmlich der Mexikaner.

„Die Sache schmerzt mich, und Ihr müßt mir den Gefallen thun, wegen dessen ich nun schon drei Wochen hinter Euch herlaufe. Sebastiano, ich bitte Euch dringend, nehmt Euer Geld zurück!“

Der Pelzhändler blickte den Deutschen in einer Weise an, die man einem geisteskranken Menschen gegenüber anzunehmen pflegt.

„Es ist mein Ernst, Sebastiano; hört mich an: Mein Vater besaß gleich seinem Groß- und Urgroßvater in Deutschland eine Windmühle, war aber der ehrlichste und bravste Mann in dem ganzen Regierungsbezirk. Da ich das einzige Kind war, so liebten beide Eltern mich wie einen Augapfel, und namentlich bemühte sich der Vater, mich zu einem wackern Menschen, gleich ihm, heranzuziehen. Vor Allem ließ er sich angelegen seyn, mich vor Trunk und Spiel zu warnen und auf seinem Todtenbette, ich war damals zwanzig Jahre alt, mußte ich ihm mit Mund und Hand versprechen, diese Laster zu meiden und Gott, den er in mein Herz gepflanzt, nicht daraus zu entlassen.

(Schluß folgt.)

Das nachfolgende Gedicht befindet sich in den nächstens im Druck erscheinenden »Naturblüthen«, Dichtungen von A. Kurz.

Der Naturdichter an Apoll.

Die Sonne sinkt, nun ist es Nacht,
Das schwere Tagwerk wär' vollbracht',
Die Glocke ruft zur Feier.
Nun Musen kehret bei mir ein,
Ich will bei meines Lämpchens Schein
Versuchen Apoll's Leyer.

Doch weiser Gott, o zürne nicht!
Wenn mir's an Kraft dazu gebricht,
Die Saiten anzuschlagen;
Verzeih' dem Jüngling, dessen Geist
Im Feuerdrange sich will dreist
In deinen Tempel wagen.

Und er, kein Mann von Gelste groß,
Kein Virgil, Horaz, Homeros;
Kein Shakspeare, Göthe, Schiller:
Doch auch nicht nah an deinem Thron,
Will steh'n der Muse kühner Sohn,
Von ferne lauschen will er.

Ich buhl' nicht um Fortunen's Gunst,
Noch um der Ehre eitlen Dunst,
Wie viele meiner Brüder;
Im Liede nur lebt meine Lust,
Denn Lieder heben kühn die Brust,
Drum gib, o Gott, mir Lieder!

Ja, Lied in Lied und Lied in Lied,
Das ist's, für das mein Herz nur glüht,
Nichts soll mich von ihm trennen;
Ihm weih' ich mich, mög' mich auch drum
Krähwinkelei, Spießbürgerthum
Auch einen Thoren nennen.

Ich acht' dann nicht der Menge Spott,
Wenn du auf mich, du Ppt'scher Gott,
Dein Auge gnädig wendest.
Laß singen mich in Freud' und Schmerz,
Bis du mir einst in's warme Herz
Den sanften Pfeil versendest.

Auflösung des Räthsels in № 17:
Salz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Dienstag, 12. Februar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Ihnen einen guten Vorschlag zu machen," fuhr Konrad fort. „In dem Hause, wo ich ein Zimmer bewohne, ist ein hübsches Quartier frei; es ist mit Möbeln versehen und hat eine Thüre geradeüber von der meinigen. Miethen Sie es, bis wir wissen, was weiter zu thun ist."

„Es miethen? Aber Geld?"

„Denken Sie nicht daran. Morgen werde ich das Geld holen, das Sie auf Ihrem Zimmer gelassen haben. Sich weigern, es auszuliefern, wäre ein dummer Diebstahl. Franzen ist zu schlau, um wegen einer solchen Kleinigkeit sich in einen gefährlichen Streit zu verwickeln. Wohl, dann haben Sie genug für einen Monat und mehr. Einen Monat werden Sie nicht bleiben, Berthold. Und sollte Herrn Hartmann's Entschluß wider alle Wahrscheinlichkeit länger als einen Monat auf sich warten lassen, nun wohl, so wird Konrad für seinen Freund bezahlen. Kommen Sie, nach meiner Klavierstunde wollen wir das schöne Quartier neben meinem Zimmer miethen. Sie werden wie ein Herr wohnen — und ich werde allezeit bei Ihnen seyn, Berthold, um Sie zu trösten und Ihnen zur Ertragung Ihres Geschickes Muth einzuflößen."

„Braver Freund," murmelte der Jüngling, „mein Unglück hat Ihre Anhänglichkeit an mich vermehrt. Wenn alles sich gegen mich kehren muß, werden Sie doch den armen Berthold nicht verlassen! Bei Ihnen seyn, mit Ihnen zusammenwohnen, zusammen von Kunst und Zukunft träumen, unsere Empfindungen gegen einander austauschen — das ist ein Glück, das mich dankbar zum Himmel blicken läßt! Wenn mein Herz nicht von trauriger Besorgniß beklemmt wäre, ich würde fröhlich seyn und jauchzen — aber die verwünschte Macht des Geldes! Laura! Nun ich ihre Wohnung sehe, fühle ich einen kalten Schauer mir durch die Glieder laufen. Ich bin beschämt. Dürfte ich es wagen, Sie zu begleiten, Konrad? Ich bin in der That derselbe Mensch nicht mehr; alle Gemüthskraft entsinkt mir; ich habe nicht mehr das Recht, zu lieben —"

„Was sind Sie doch von veränderlicher Stimmung, Berthold!" bemerkte der Musiker, „nun getrost, dann froh, dann verzweifelnd! Sie müssen sich bezwingen und vernünftig seyn. Kommen Sie, halten Sie den Kopf aufrecht und erniedrigen Sie sich nicht unnütz vor Herrn Hartmann. Er darf die unerwartete Botschaft durch niemand vernehmen, als durch Sie. Fürchten Sie nichts; sagen Sie kühn, was Ihnen geschehen ist. Kommen Sie, ich werde klingeln."

Die Thüre wurde geöffnet. Auf Konrads Frage antwortete die Magd, Herr Hartmann sey nicht zu Hause, aber Fräulein Laura sitze in der Laube am Ende des freien Platzes nach dem Garten zu.

Berthold zitterte. Eine Aufregung, die ihn selbst überraschte, war über ihn gekommen. Früher hatte er stets mit erhobenem Blicke, mit frohem Gemüth und leichtem Vertrauen diesen Ort betreten; nun hing ihm der Kopf auf die Brust, es wurde ihm eng ums Herz und auf seinen Wangen glühte das Roth der Scham. Mit großer Besorgniß näherte er sich der Laube; aber nicht sobald hatte er den schüchternen Blick auf Laura gerichtet, als er einen schmerzlichen Schrei ausstieß, die Hände vor das Angesicht legte, um die Thränen zu verbergen, die plötzlich gleich einem Strom aus seinem erschütterten Busen aufwallten. Was hatte er denn gesehen, das ihn so heftig aufregte? Konrad selbst schaute ihn erstaunt an.

Als der Jüngling unerwartet vor der Laube anlangte, hatte er Laura überrascht, wie sie in stiller Träumerei damit beschäftigt war, einen Kranz zu flechten. Die Blumen, die sie dazu gesammelt hatte, waren einem Orangenbaum entnommen; aus den schnee-

weißen Blüthen hatte sie einen duftenden Kranz geformt — einen Brautkranz! Diese Zeichen einer süßen Hoffnung hatten den Jüngling in Schrecken und Betrübniß versetzt.

Laura und Konrad schauten ihn an, die eine mit Angst, der andere mit Verwunderung; aber ehe eines von ihnen ein Wort sprechen konnte, ließ Berthold sich auf die Bank in der Laube niederfallen und rief mit tiefer Traurigkeit in der Stimme:

„O meine gute Laura, der himmlische Traum wird sich nicht verwirklichen! Zerreiße, zerreiße den Kranz, der Anblick dessen macht mir das Herz bluten."

„Was ist Dir, Berthold?" fragte das Mädchen zitternd; „Deine Aufregung erschreckt mich!"

„Ach, Laura," rief er, „ich besitze nichts mehr in der Welt, ich bin arm; mein Oheim hat mich vor seinem Tode enterbt!"

Das Mädchen schaute ihn ungläubig an.

„Franzen hat meinem Oheim ein Testament abgelockt; er ist Erbe von allem!"

„Franzen?" rief das Mädchen voll Zorn und Verachtung im Angesicht. „O, das ist also der Grund des geheimen Abscheus, den mein Herz gegen ihn empfand. Ich hatte ein Vorgefühl seiner bodenlosen Falschheit; mir schauerte bei seinem Anblick, als ahnte ich, daß er denjenigen, welchen ich liebe, unglücklich machen würde. Und er hat Dich Deines Erbes beraubt? Unglücklicher Berthold, Du mußt darum nicht weinen — Gott wird den Betrüger wohl finden —" Und dies sagend, begann sie selbst Thränen zu vergießen.

„Es ist ein trauriges Mißgeschick, nicht wahr, Laura?" seufzte Berthold. „Du fühlst gleichfalls, daß alles so Schöne und Herrliche, was wir von unserem zukünftigen Leben hoffen durften, nun gleich einem Traume, der nichts als Betrübniß zurücklägt, verschwunden seyn kann. Nicht um den Verlust des Erbes vergieße ich Thränen, sondern das Herz zittert mir aus Furcht vor größerem Unglück. Ich dachte, Gott habe Dich geboren werden lassen, um meine Braut zu seyn; in dieser bezaubernden Ueberzeugung schaute ich hinaus in die helle Bahn unseres Lebens und sah nichts als Sterne der Freude, Freundschaft und des Glücks, die lachend an dem reinen Himmel unserer Ehe und unserer Liebe blinckten. Wer weiß, Geliebte, ob das mißgünstige Geschick uns diesen Himmel nicht auf ewig verschlossen hat?"

Bertholds Stimme trug bei diesen Worten einen so tief schmerzlichen Ausdruck, daß Laura unter dem Eindruck davon einen Schrei ausstieß. Sie ergriff zitternd des Jünglings Hand.

„Aber was willst Du sagen, Berthold?" rief sie. „Läßt dieser Schlag des wechselvollen Geschicks Dich für meine Liebe fürchten? Nein, nein, verkenne meine Treue nicht! Ich habe Dich nicht geliebt, weil Du einst reich an Geld seyn solltest. Was mich an Dich knüpfte, das ist der Reichthum Deiner Seele, die reine Zartheit Deines Herzens, der Adel Deines Gemüths. Hat ein boshafter geldgieriger Mensch Dir das Erbe Deines Oheims entrissen, so hat mein Brautkranz doch an den Schläfen des Geistes nichts verloren. Sey getrost und muthig, Berthold; bedenke, daß Deine Thränen mich verletzen: Du mußt einen festeren Glauben an Laura's Treue haben."

„Er fürchtet, Fräulein, daß Ihr Vater ihn von Ihnen entfernen wird," sprach der Mustker, augenscheinlich um seinem Freund behülflich zu seyn und dem Gespräche eine zweckmäßigere Richtung zu geben. „Herr Hartmann schätzt das Geld sehr hoch."

„Mein Vater; ja, mein Vater!" murmelte das Mädchen bedenklich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spieler.

(Schluß.)

„Jahre lang habe ich das Versprechen gehalten, als aber auch die Mutter todt war, da wurde ich durch Verführer ein liederlicher Geselle, der seine Lust an Trunk und Schlägereien fand und mit Würfel und Karten gleich geschickt umzugehen verstand. Das Ende vom Liede ist, daß ich endlich von Haus und Hof gejagt wurde, und mit wenigen geretteten Thalern nach Amerika flüchtete. Hier erwarb ich mir durch redliche Arbeit ein kleines Kapital, um den Bau einer Windmühle zu beginnen, die ich bei Loreto noch jetzt besitze. So kam es, daß ich Euch in der dortigen Hazienda traf und im Spiel die ganze Baarschaft abgewann."

„Jawohl, ich bin ein Bettler, der nichts weiter besitzt, als ein kleines Grundstück in Zacatecas und vierzig Piaster für ein aus Noth verkauftes Maulthier!" brummte Sebastiano.

„Halb toll vor Freude ging ich heim, wühlte noch eine Stunde in dem erworbenen Reichthume herum und legte mich dann in's Bett," fuhr der Deutsche fort. „Als ich aber endlich eingeschlafen war, da hatte ich einen Traum, und diesem Traume, Sebastiano, verdanke Ihr den Wiederbesitz des verlorenen Geldes, mit Abzug einer Summe von fünfhundert

Piastern, die mich Eure Verfolgung kostet. Versteht Ihr mich?"

Der Mexikaner schaute den Deutschen noch immer mit mehr als ungläubigen Augen an.

„In diesem Traume saß ich nämlich noch als unschuldiger, blühender, kaum der Schule entlaufener Knabe auf der Bank vor dem Wohnhause, neben mir der Vater mit dem grauen Haupte und dem freundlichen Gesicht, sein Pfeifchen rauchend, während das Spinnrad der Mutter munter schnurrte. Drüben klapperte lustig die Mühle und auf dem Rasenplatze tummelten sich Hühner und Gänse und die vier schwarzen Ziegen mit den kleinen Lämmern. Das ganze Leben meiner Kindheit stand wieder mit allen seinen theuren Erinnerungen vor meiner Seele und ich vernahm die liebe Stimme des Vaters, wie er mich mahnte, Gott stets vor Augen zu haben und im Herzen und nie zu thun wider sein Gebot. Da fühlte ich mein Herz so rein und glücklich wie zu jener Kindeszeit!"

„Sebastiano — jene Nacht hat mich wieder zum guten Menschen gemacht. Ich bitte mir ein, meine Seele sey im Himmel gewesen bei den seligen Eltern und der Gedanke hat mir mein verlorenes Kindesherz in die Brust gesetzt und mir meinen Gott zurückgegeben. Hier, Mann, nehmt Euer Geld! Diese Tasche enthält über neunzehntausend Piaster in Gold und Papieren, wie ich sie von Euch erhielt. Was ich durch jenes Spiel zurückgewann, mein frommes Kindesherz, das wiegen Millionen Geldsäcke nicht auf. — Lebt wohl!"

Der Deutsche stand auf, nahm seine Waffen, drückte dem Mexikaner die Hand und verschwand in den Büschen. Einige Minuten aber fesselte die freudige Erstarrung Sebastiano an den Boden, daß er dem Deutschen nicht zu folgen vermochte, als er ihm aber dankerfüllt nacheilte, schwamm dessen Nachen schon ziemlich weit draußen im See.

Langsam hing der Perlhändler die Geldtasche über die Schultern, faltete die Hände, und rief begeistert, mit thränenblitzenden Augen zum mondhellen Himmel aufschauend:

„Beim heiligen Spurius! Ein solcher Windmüller ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen."

Mannigfaltiges.

(Ein Theaterzettel aus Bopfingen.) (Wörtlich nach dem gedruckten Theaterzettel vom 21. April 1851.) „Kennt ihr die „Räuber" von Schiller? Gewiß, dem Namen nach. Wer sie jedoch nicht kennen sollte, dem will ich einige Worte darüber sagen: Schiller schrieb das Stück vor 80 Jahren in Karlsruhe. Es war damals eine Zeit, gerade wie jetzt. Man las in den Zeitungen von lauter Raub und Mord, Reisende wurden aus ihren Equipagen gerissen und beraubt, arme Wanderer geplündert, Schlösser und Klöster angezündet, der ewige Landfrieden war gebrochen, Deutschland, wie jetzt, in tausend Schwutitäten. Dies war dem unvergeßlichen Schiller zu arg, er wollte ein warnendes Schauspiel von der Bühne herab geben, und schrieb die „Räuber". Allein die Censur schrieb: der Dichter gehe zu weit, sein Stück wurde verboten, und er bei Wasser und Brod auf den hohen Asperg eingesperrt. Der badische Gesandte befreite ihn nach Jahr und Tag und die „Räuber" durften sogar in Stuttgart gegeben werden, wo Schiller noch heutzutage als Karl Moor abgebildet ist. — Kommt nun, und seht das Stück; ich führe es heute auf, wie Schiller es geschrieben. Ich selbst spiele den Franz Moor, den größten schleichenden Intriguanten, den noch die Bühne gezeigt hat. Den Karl spielt ein Urenkel Schiller's, Herr Machter von Ulm, mit erschütternder Wahrheit. Ich mache das edle Publikum von Bopfingen auf die großen Schönheiten dieses Trauerspiels aufmerksam. Die Räuberscenen im Walde sind in gräßlicher Wahrheit hingestellt. Die Schloßscenen mit Amalia und Franz und dem alten Moor athmen verwüstetes Familienglück und heuchterische Tücke. Die Scene, in welcher sich Franz Moor mit der Schnur von seinem Hute erhängt, spiele ich ganz nach dem Originale. Schweizer, ein Haupträuber, rettet mich, indem er durch das brennende Schloß hereinstürmt und mich abschneidet, dafür kommt Roller rekte vom Galgen, mit dem Strick um den Hals, auf dem Abdeckerkarren. Einherzzerfleischende Szene. Der Auftritt am Hungerthurm wird selbst den stärksten Nerven zu thun geben. Herrmann, „mein Rabe", wird in der That von Herrn Rabe gegeben. Den Kapuziner spielt Herr Kirchmayer, mehr sage ich nicht. Den Räuberchor singen junge, angehende Dilettanten; Herr Krappler, den Ihr aus Eyblers Bierhaus, seiner schönen Baßstimme wegen, kennt, wird sich extra ein Räuberlied einlegen. Dekorationen sind nach den Kupferstichen von Chodowiecki gemalt; das Kostume neu, bis auf das der Räuber, denn diese gingen in abgetragenen Wämsern herum. Es sind also keine Kosten gespart worden, um die Räuber nach der Natur darzustellen. Preise der Plätze: die bisherigen. Die einzige Loge unseres Schauspielhauses ist bereits

vergriffen. Der Anfang iſt, wegen des Nachmittagskränzchens in Eybler's Bierhaus, um 8 Uhr Abends. Man bittet, die Hausſchlüſſel mitzunehmen. Vor 11 Uhr geht die Vorſtellung nicht zu Ende." Friedrich Wohler, Direktor des Theaters in Bopfingen.

(Muſikaliſche Biographien.) Unter dem Titel: „Aus der Komponiſtenwelt. — Dieſes Büchlein hier enthält — Namen, Orte, Werke — Lies darin und merke!" iſt in Dresden (Verlag von R. Kuntze) ein nett ausgeſtattetes Büchlein erſchienen, welches kurze perſifflirte Biographien und Charakteriſtiken von 24 berühmten Komponiſteuren enthält. Als Proben theilen wir folgende mit: „Giacomo Meyerbeer — Aus Berlin ſpektakelt ſehr. — Mit Geiſs und vielen Mitteln — Weiß er Alles aufzurütteln. — Windmühliflügel, Schlittſchuhlaufen, — Aus der Kirch' Gebet und Taufen, — Selbſt der Teufel ſind die Ziege — Halten her, damit die Lüge — Recht plauſibel ſich geſtalte — Und ſich großer Pomp entfalte. — Doch nicht unrecht laßt uns richten, — Denn man liebt in allen Schichten — Seinen Robert, und nicht ſpotten — Darf man ſeiner Hugenotten." — In ähnlichen Kinderfiebel-Verſen werden Bach, Gluck, Händel, Haydn, Beethoven, Mozart, Spontini, Wagner, Schumann, Spohr, Marſchner ꝛc. behandelt, manche ſehr kurz, z. B.: Franz Liszt — In Reiding in Ungarn geboren iſt. — Was Paganini im Geigen erzielt, — Das Liszt auf dem Klaviere ſpielt." — In der Charakteriſtik Richard Wagner's heißt es: „Ein'ge nennen ihn den Meiſter — Aller menſchlichen Geiſter, — Andere ſchreien: Nein, nein, nein, — Wagner darf nicht Meiſter ſeyn! — Wer entſcheidet nun darein? — Zukunft heißt die Richterin." Neben den Verſen laufen noch in Proſa allerlei Anmerkungen mit biographiſchen Notizen.

Man hatte bis jetzt die Verwendung der Politik zu induſtriellen Reklamen noch nicht entdeckt. Dieſe Ehre war einem Arzte von New-York vorbehalten. Der famoſe Dr. Brandreth erließ folgende Proklamation am Vorabend der Präſidentenwahl an ſeine Mitbürger: „Wähler! Es iſt nöthig, daß ihr eure Stimmzettel für die guten Kandidaten abgebt. Um dies thun zu können, muß der Kopf klar ſeyn, und dies erreicht ihr durch eine reichliche Doſis der Univerſal-Brandreth-Pillen. Sind die Eingeweide in gutem Stand, ſo müſſen es auch Kopf und Urtheil ſeyn. Jeder Wähler nehme alſo vor dem nächſten Dienstag eine Doſis von wenigſtens vier Pillen ein, und ſeine Abſtimmung wird mit der Gerechtigkeit im Einklang ſtehen."

Wie bekannt, rühmte ſich Flandern bis zum Beginne des achtzehnten Jahrhunderts der Meiſterarbeiten ſeiner Tapetenweberei, welche dann nach Paris hinübergezogen wurde und ſeitdem durch die Leiſtungen der Gobelinsteppiche weltberühmt geworden iſt. Dieſer Tage wurden in Brüſſel Mobilien einer reichen Dame verſteigert, unter denen auch ein prachtvoller Gobelinteppich aufgeführt war. Ein Beamter des Miniſteriums erkannte in dem zehn Metres im Gevierte haltenden Teppiche altvlämiſche Weberei, ſey es aus Tournai, Audenarde, Enghien oder aus Arras. Der Teppich, in Gold, Seide und Wolle gewebt, hat eine Kreuzabnahme zum Gegenſtande, welche auf Meiſter wie Lucas van Leiden, Quentin Metzys oder Bernard van Orley ſchließen läßt, alſo auf die Zeit Philipp's des Schönen, Maximilian's I. oder auf die erſten Jahre Karl's V. Das Miniſterium war ſo glücklich, den Teppich um 1850 Franken für das Muſeum der National-Alterthümer anzukaufen, das Kunſtwerk blieb alſo dem Lande.

Palindrom.

Als Göttin ſchufen mich die Griechen,
Doch was ich ſchaffe, iſt nicht gut.
Durch mich kommt es zu blut'gen Kriegen,
Wo Mancher fällt mit Heldenmuth.

Der Erdball wär' ein Paradies,
Der Menſchen Herzen rein, wie Engel,
Wenn mich der Menſch zur Hölle ſtieß'
Und mit mir alle meine Mängel.

Zwar haßt mich auch mit Recht ein Weiſer,
Der ſiehet meines Laſters Bahn;
So liebt doch König mich und Kaiſer,
Spricht man retour ſie mit mir an.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Freitag, 15. Februar **1861.**

Dem Aschermittwoch!

Wer bist du, Gast, der du so ernst und strenge
In unsre Mitt' herangeschritten kamst?
Wer that dir was, daß du der frohen Menge
Barsch den Genuß des süßen Taumels nahmst?
Du nahmst uns weg die schöne Narrenkappe,
Und machtest doch so manchen nicht gescheidt;
Willst zeigen nur die nackte Wirklichkeit,
Schlugst darum zu des Faschings Bildermappe?

O ließest du doch länger uns in Träumen!
Dem schönen Traum — er ist das Bild der Welt —
Im Taumel uns den Freudenbecher schäumen,
Der nüchtern, doch nur Wermuth uns enthält.
Denn manches Bild, an dem sich's Aug' geweidet,
Hat uns gebracht der Masken bunte Schaar,
Doch Alles, was im Taumel schön uns war,
Hast wieder du in düstern Ernst gekleidet.

Ja, fort sind sie, die schönen Bilder alle!
Nicht eines blieb bei deinem Nah'n zurück;
Und nichts verblieb vom himmlisch schönen Balle,
Als schwerer Kopf und matter, trüber Blick.
Doch eine Wahrheit hast du laut verkündet,
Du hast gezeigt des Schwindels Unbestand,
Du hast gezeigt, daß aller Erdentand
Und aller Schein gleich einem Fasching schwindet.

August Kurz

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Nach kurzem Nachdenken fuhr Laura in bestimmtem Tone fort:

„Mein Vater liebt das Geld, das ist wahr; er sagt es wenigstens, aber er fügt stets bei, daß er es nur schätzt, weil es mich glücklich machen kann. Nun wohl, von Dir geschieden kann ich nie glücklich werden, Berthold. Ich werde es ihm begreiflich machen; er hat über die Mittel zum Lebensglück andere Gedanken als wir; aber meine Thränen werden ihn überwinden."

„Und wenn er sich weigerte, Laura, dann hörte ich vielleicht nie mehr Deine Stimme."

„Wenn er sich weigerte?" wiederholte das Mädchen mit Stolz in dem Blick. „Dann würde ich bei meinem Vater bleiben bis zum Ende meiner Tage und Dich doch in meiner Seele lieb behalten. Ha, Berthold, glaube nicht, daß Laura eine Frau ist, die man gegen ihren Willen im Austausch für ein großes Vermögen weggibt! Ich will meinen Vater ehren und lieben; aber Pflichten übernehmen, die ich nur zum Theil würde erfüllen können? Mich zu einem ganzen Leben der Heuchelei verurtheilen lassen? Niemals, niemals! Du wirst mein Bräutigam seyn, oder kein Mann auf Erden wird je mein Jawort empfangen."

Der Jüngling flüsterte einige Worte der Dankbarkeit und Bewunderung; aber Laura ließ ihm die Zeit nicht, um seiner Rührung Ausdruck zu geben. Aufstehend, sprach sie mit Augen, die von Muth und Stolz glänzten:

„Keine Furcht, Berthold. Wenn man uns von einander schiede, würde ich unglücklicher seyn als Du. Die Liebe zur Kunst würde dann Dein Herz ganz erfüllen können; in ihrer Ausübung und der Freiheit des männlichen Lebens würdest Du, wenn nicht Trost, so doch Zerstreuung für Deine trüben Gedanken finden. Eine Frau ist mit ihrer Seele allein; sie träumt und schwärmt — aber verlaß mich nun, mein Vater kann jeden Augenblick nach Hause kommen. Er darf die Kunde nicht von Dir vernehmen, Du würdest durch einen unerwarteten

Eindruck seinen Gedanken eine ungünstige Richtung geben. Laß mich machen; Du sollst sehen, alles wird noch ein glückliches Ende nehmen. Ich werde Konrad wissen lassen, wann Du kommen sollst, um aus meines Vaters Munde das Wort zu empfangen, das unser Beider Weh ein Ende machen muß. Gehe nun schnell, mein Vater könnte uns überraschen. Traue nicht mehr; vertraue auf Laura, das Glück ihres eigenen Lebens steht auf dem Spiele; sie wird nicht wanken, sie ist zu lang Deine Verlobte gewesen, sie wird Deine Braut werden."

Und diese Worte mit dem Ton einer unerschütterlichen Ueberzeugung sprechend, geleitete sie Berthold und seinen Freund zum Thore. Auf des Jünglings zitterndes Lebewohl antwortete sie mit einem tröstenden Lächeln:

„Bleibe muthig, Berthold, es ist nur eine Wolke, die an dem Himmel unserer Zukunft vorüberzieht."

6.

In einem Salon seines großen Hauses saß Herr Hartmann auf einem Stuhl und legte den Kopf in die Hände. Er schien sehr traurig und schien zugleich sehr ärgerlich zu seyn, denn während er zuweilen die Lippen zu einer ungeduldigen Geberde zusammenpreßte, stieß er fieberhaft mit dem Fuß auf den Boden. Endlich stand er auf, und im Zimmer auf und ab schreitend, sagte er:

„Es ist unbegreiflich! Berthold enterbt! Franzen, der schlaue, listige Franzen Besitzer dieses großen Vermögens! Das kommt davon, Dichter zu seyn, zu träumen, in der Luft zu wohnen, und mittlerweile sich durch einen arglistigen Knecht betrügen zu lassen! Er schätzt das Geld nicht; das Geld hat Rache genommen, es hat sich selbst weggeschenkt an jemand, der es liebt. Er soll mein Schwiegersohn werden? Ein armer Versemacher, ein verstandloser Träumer, ein Mensch, der nicht einmal gesunde Vernunft genug besitzt, um als Schreiber auf einem Bureau sich zum Betrieb der Kaufmannschaft tüchtig zu machen. Wie würden alle ordentlichen Leute mich verspotten! Dieser Franzen, wer hätte es denken können? Der niedrige Schmeichler, der gemeine Komptoirdiener, vielleicht Millionen reich! Er ist vielleicht schlimmer als der alte Robyn; er wird die Pracht zu Hilfe nehmen, um die Augen zu verblenden. Gott weiß, welche Schätze er mit der Zeit noch sammelt. Er wird geliebt, geschmeichelt und geachtet werden, Edelleute, Kaufherrn, Börsenmänner werden in ihm das Geld verehren, ohne zu fragen, woher es kommt und wie er sich dasselbe verschafft hat. Franzen Millionen reich! Welch überraschender Schlag des Glücks!"

Herr Hartmann hatte sich dem Tisch genähert und sich, während er diese letzten Worte sprach, wieder auf einen Sessel fallen lassen. Im Stillen verfolgte er seinen Gedankengang. Dieser mußte allerdings traurig geworden seyn; denn zuweilen schüttelte er den Kopf in schmerzlichem Zweifel und es entschlüpfte ihm ein Seufzer dabei. Endlich sagte er wie träumend:

„Meine arme Laura leidet wohl tiefe Schmerzen. Einfältiges Kind, das sich aus Liebe auf ewig mit dem Loose eines armen Dichters verbinden will! — Laura hat eine so wunderliche Naturanlage; ihr Gefühl ist so innig, ihre Nerven sind so leicht aufzuregen. Wenn ihre Zuneigung zu Berthold so fest mit ihrem Herzen verwachsen wäre, daß sie sich nicht mehr vertilgen ließe, ohne es zu zerreißen? Wenn ich durch allzu hastigen Widerstand ihrer zarten Seele eine unheilbare Wunde schlüge? Vorsichtig muß ich mit ihr seyn; ihr einige Hoffnung lassen und ihre Liebe durch den Zweifel allmälig ersticken. Und will Laura nicht bald genug ihren unseligen Wünschen entsagen, so wird Berthold mir selbst die Mittel an die Hand geben, um sie von ihrem Irrthum zu heilen. Ich werde ihm seine Armuth vor Augen stellen und ihn fühlen lassen, daß man seine Gegenwart wohl dulden mag aus Nachgiebigkeit gegen die Grille eines jungen Mädchens, und nur so lang, bis diese Grille vorüber ist. Er wird sich dadurch verwundet fühlen und in seinem Stolze aus eigenem Antrieb von Laura entfernen —"

Die Thorklingel ließ sich mit überraschender Kraft hören.

„Wenn es Berthold wäre!" rief Hartmann; doch fügte er zweifelnd hinzu:

„Ein enterbter Mann klingelt nicht so stark. — Aber wer kann es wissen? Die Aufregung vielleicht —"

Sich an der Saalthüre zeigend, sagte die Haushälterin:

„Herr Franzen wünscht den Herrn zu sprechen."

„Franzen? Franzen?" fragte Hartmann, während bereits auf seinem Angesicht ein schmeichelndes Lächeln zum Vorschein kam.

„Laß ihn um Gotteswillen nicht warten, Rosalie. Beeile Dich, bitte ihn in den großen Saal und halte Dich bereit, den Wein zu bringen, den ich Dir angeben könnte. Geh' und mach' Deine Sachen gut!"

Hartmann trat in den andern Saal, schob eiligst den schönsten Lehnstuhl herbei, schaute in den Spiegel, um seine Halsbinde besser zu richten, und hielt sich dann, mit dem Ausdruck der Freundschaft im Gesicht, gegen die Thüre gekehrt, um Robyn's gewesenen

Schreiber zu empfangen. Beide Hände vorausstreckend eilte er dem Eintretenden entgegen und sprach, während er ihn mit den wärmsten Beweisen der Geneigtheit in den Salon führte:

„Nein, mein lieber Herr Franzen, wie freut es mich, Sie zu sehen! Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück. Der gute, brave Robyn! Wie verständig war es von ihm, sein Geld so anzulegen; es konnte fürwahr keinen bessern Händen anvertraut werden, als denen des intelligenten und tiefschauenden Franzen. Was verschafft mir doch die Ehre Ihres Besuchs?"

(Fortsetzung folgt.)

Criminal-Prozedur

wegen Mordes, beziehungsweise wegen Verleitung hierzu, gegen Nikolaus Herrig und fünf Genossen.

Verhandelt vor dem kgl. Assisenhofe zu Saarbrücken.

Saarbrücken, 5. Februar.

Südöstlich von Saarlouis und kaum eine Viertelstunde von dieser Stadt entfernt liegt nahe an dem von Saarbrücken nach Trier führenden Schienenwege das Dorf Roden. Westlich von demselben, in einer Entfernung von einigen Hundert Schritten, steht, von allen übrigen Häusern der Gemeinde Roden getrennt, am Rodener Bache die Buschbacher Mühle, so genannt nach dem Namen der Familie, in deren Besitz sie als Erbgut seit mehreren Geschlechtern sich befindet. Die isolirte Lage der Mühle, die sich dem Auge der auf der Eisenbahn vorüberfahrenden Reisenden als ein ansehnliches Gebäude darstellt, hätte wohl glauben lassen, daß, frei und abgeschieden von den mannigfachen Konflikten eines unmittelbaren nachbarlichen Verkehrs, wie solche das Leben zumal in ländlichen Orten so häufig mit sich führt, das Dach der Mühle recht eigentlich bestimmt gewesen sey, ein stilles, friedliches Familienglück zu schirmen. Aber ein solches Glück waltete während der letzten Jahre nicht in der Buschbacher Mühle. Den Eheleuten Johann Buschbacher und Elisabeth, gebornen Senzig, war es, abgesehen von den Wirrnissen, die schließlich zu dem Verbrechen des Mordes führten, schon dadurch verkümmert, daß der Mann der Leidenschaft des Trunkes fröhnte und in Folge dessen seine Geschäfte nicht sorgfältig zu verwalten im Stande war. Die Frau Buschbacher nahm unter diesen Umständen die Leitung der Wirthschaft gewisser Maßen in ihre Hand und entfaltete hierbei eine ungewöhnliche Umsicht und Thätigkeit, der sie es zu verdanken haben mochte, daß, als ihr Gatte am 26. März 1859 starb, das Haus- und Wirthschaftswesen und die Vermögens-Verhältnisse wohl geordnet waren.

Die Familie Buschbacher bestand nun aus der Mutter und 6 Kindern, 3 Söhnen, Jakob, Johann Peter und Johann Buschbacher, und 3 Töchtern, Margaretha, Elisabeth, Wittwe des Uhrmachers Heß, und Katharina.

Im Jahre 1854 entspann sich ein Liebesverhältniß zwischen dem in Saarlouis wohnenden Gerber Georg Goutt, dessen Gerberei zu Roden belegen war, und der ältesten Tochter der Familie Buschbacher, Margaretha. Dieses Verhältniß wurde zwar vorübergehend unterbrochen, aber alsbald, angeblich auf Betreiben der Margaretha Buschbacher, wieder angeknüpft. Margaretha wurde demnächst schwanger, und da Goutt Zweifel in die Treue seiner Geliebten setzte, brach er zum zweiten Male die Verbindung ab. Von Seiten der Margaretha Buschbacher wird indeß behauptet, daß Goutt nur deßhalb zurückgetreten, weil ihm eine beanspruchte Mitgift von 4000 Thlr. nicht bewilligt worden sey. Gegen Ende Mai 1855 gebar Margaretha Buschbacher außerehelich ein Kind.

Nach Verlauf von ungefähr drei Jahren näherte sich Goutt abermals seiner früheren Geliebten, und das erneuerte Verhältniß gedieh nun endlich zur Ehe, die am 30. September 1858 abgeschlossen, und bei welcher das Kind der Braut von Goutt als das seinige anerkannt wurde. In einem am Hochzeitstage abgeschlossenen Vertrage wurde bestimmt, daß Goutt von seinen Schwiegereltern eine Mitgift von 500 Thlr. erhalten, und daß die jungen Eheleute nach dem Brauche jener Gegend zwei Jahre lang Wohnung und Kost bei den Eltern der Braut haben sollten. Goutt, welchem der Aufenthalt auf der Buschbacher Mühle sehr bald verleidet wurde, verließ dieselbe und bezog seine Wohnung in Saarlouis, während seine Frau bei ihren Eltern blieb und erst später, auf ausdrückliches Verlangen ihres Mannes, zu demselben kam. Es ergab sich inzwischen nur zu bald, daß die kaum geschlossene Ehe keine glückliche war. Temperament und Sinnesart der Gatten waren zu verschieden, als daß sich ein harmonisches Verhältniß derselben hätte gestalten können. Goutt war, den von ihm entworfenen Schilderungen gemäß, träge und in hohem Grade geizig und mißtrauisch, so daß er selbst seiner Frau gegenüber Alles, sogar die Viktualien des täglichen Haushalts, unter Schloß und Riegel hielt. Die junge Frau soll dagegen eigenwillig, putzsüchtig und ebenfalls

träge gewesen seyn. So konnte es auf beiden Seiten an Ursachen zu Klagen und Streitigkeiten nicht fehlen. Goutt ging selbst so weit, die Treue seiner Frau zu bezweifeln, und äußerte, als ihm am 30. Juli 1859 ein Kind geboren wurde, seine diesfälligen Zweifel mit den Worten: „Der Teufel mag wissen, wer der Vater ist!“ Dazu klagte er obendrein seiner Mutter, daß seine Frau ihm versage, was die Ehe dem Weibe zur Pflicht macht.

Die Beschwerden und Klagen, welche die Frau Goutt bei ihren Angehörigen auf der Buschbacher Mühle vorbrachte, scheinen bei denselben ganz entschiedenen Anklang gefunden zu haben. Es läßt sich dies namentlich aus einer Aeußerung schließen, welche die Frau Goutt gegen eine Frau ihrer Bekanntschaft machte; sie sagte derselben um die Fastnachtszeit des Jahres 1859, „ihre Mama würde 300, ja 500 Thlr. darum geben, wenn sie ihres Mannes los wäre!“ Gegen eine andere Frau äußerte sowohl die Frau Goutt wie deren Mutter: „Wenn wir nur den Goutl aus der Welt hätten! Man könnte ihm Gift in das Essen thun, aber das käme leicht heraus, und dann würden die Buschbachers in Verdacht kommen!“ In ähnlichen heftigen, von leidenschaftlicher Erregtheit zeigenden Worten gab sich wiederholt die große Abneigung kund, von welcher die Frau Goutt gegen ihren Ehemann erfüllt war, ja, es fehlte sogar nicht an bedenklichen Drohungen, welche sie unmittelbar gegen denselben auszustoßen wagte und welche Goutt schweigend hinnahm, weil er, wie seine Mutter sich ausdrückte, „in seine Frau verliebt sey!“ Jene Drohungen, von welchen eine besonders charakteristisch ist, indem die Frau Goutt eines Tages bei geringfügigem Anlasse ihrem Manne sagte: „Warte nur, ich bringe Dich noch an einen Mann an!“ gingen wirklich in Thätlichkeiten über. So erzählte Goutt, daß man einige Zeit vor Fastnacht 1859 auf der Buschbacher Mühle den Versuch gemacht habe, ihn ins Wasser zu stürzen, und wie er sein Leben nur dadurch gerettet, daß er sich an einen Balken angeklammert habe. Um die nämliche Zeit will er, ebenfalls auf der Buschbacher Mühle, einem nächtlichen Angriffe seiner Schwäger ausgesetzt gewesen seyn, dem er nur dadurch entgangen wäre, daß er, durch das Aufstehen und Weggehen seiner Frau argwöhnisch gemacht, die Thür des Schlafzimmers von innen verriegelt habe. An den darauf folgenden Fastnachtstagen wurde Goutt eines Abends in der Nähe der Mühle von einer unbekannten Person angefallen und verwundet, was er dem Anstiften der Familie Buschbacher zuschrieb, in deren Hause er nichts desto weniger blutriefend Schutz suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Braunschweiger Fabrikant offerirt in Berliner Blättern für die Kleinigkeit von fünfzigtausend Thaler die Fabrikation eines sogenannten Universalmittels, welches jeder Krankheit Trotz bietet. Ihm selbst scheint das Elixir aber Trotz geboten zu haben, denn er verkauft dieses Elixir „wegen seines Gesundheitszustandes.“ — Besser befand sich jener Erfinder von Rheumatismusketten, der auf die bescheidene Anfrage: „Ihre Ketten, helfen sie denn?“ die klirrende Antwort gab: „Mir haben sie geholfen.“

Eine Dame feierte im Kreise ihrer Verehrer ihren sechsundzwanzigsten Geburtstag. Während einer Pause in der Unterhaltung verfiel sie in Nachdenken und brach unwillkürlich und selbstvergessend in die Worte aus: „Wie die Zeit vergeht! Gestern waren es zweiunddreißig Jahre, daß mein Vater starb!“

(Wohl bekomm's!) Zwei Herren speisten recht fröhlich und ganz komfortable an einem Tische, als auf einmal eine recht hübsche junge Dame, die sehr bescheiden bekleidet war, aber etwas blaß und angegriffen aussah, mit zwei kleinen Kindern an der Hand, eintrat und an einem andern Tisch Platz nahm. „Was befehlen Sie zu speisen?“ fragte der Kellner. „Das, was von dem Essen dieser beiden Herren übrig bleibt,“ antwortete die Frau mit lauter Stimme. Der eine jener lustigen Sybariten war der Gatte der unglücklichen Frau und der Vater der beiden armen Kinder!

Auflösung des Palindroms in Nro. 19:

Eris — Sire.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Sonntag, 17. Februar 1861.

Mahnung.

1861.

„Gott hat mir armen Menschen Sieg und Glück
Von Jugend auf in jedem Streit verliehen,
Und immer sah ich meinen Gegner fliehen,
Gab frisch und keck ich Streich für Streich zurück!

Nur dann brach Unglück über mich herein,
Wenn lang mit meinem Feind ich unterhandelt,
Und meinte, wie ich Wort hielt unverwandelt,
Auch ihm geit's: Ja! für Ja! und Nein! für Nein!" *

Wer sprach dies Wort? — Der alte Götz schrieb's hin,
Der Ritter mit der Eisenhand aus Franken,
Als müd von Jehden ihm die Arme sanken,
Und Zeit ihm's um sie aufzuzeichnen schien!

Der alte Götz schrieb's hin vor manchem Jahr;
Du aber, Deutschland, laß sein Wort dich warnen,
Laß Argliſt deine Söhne nicht umgarnen,
Und raff' dich auf, denn nah' ist die Gefahr!

Glaub' nicht dem Feind, der Einigung verheißt,
Der überfließt von Völkerfreiheitsphrasen,
Und der nur trachtet, Zwietracht anzublasen,
Und der nur lauert, wie er dich zerreißt!

Glaub' nicht dem Feind, ob er auch Gaben beut;
Erkenn' und richte ihn aus seinen Thaten!
Wem schwor er Treue, den er nicht verrathen?
Wer lieh ihm Glauben, der es nicht bereut?

Vertrag und Recht, und Sitte und Gesetz,
Was war ihm heilig? Was blieb unzertreten?
Die Worte all', die ihm vom Munde wehten,
Was waren sie als Falle nur und Netz?

Deutschland, denk' an den Götz, der unterlag,
Wenn thöricht er auf Feindesworte baute,
Der siegte, wenn er seinem Recht vertraute,
Und raff' dich auf, und rüste, triff und schlag!

Denk an den Götz, und fahre herzhaft drein,
Germania, mit deiner Hand von Eisen;
Laß deinen Muth dein gutes Recht beweisen,
Und wage einig, wage groß zu seyn!

Friedrich Halm.

*) Lebensbeschreibung Hrn. Götzen's von Berlichingen, Nürnberg 1731. Seite 251.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Franzen schien durch das Erbe gänzlich verändert. Die schwarzen Trauerkleider von äußerst feinem Tuche standen ihm vortrefflich und die glänzenden Handschuhe hatten aus seinen dürren, krummen Fingern sehr feine und vornehme Hände gemacht. Sein Gesicht, ohne Augenbraunen und Wimpern, war jedoch gleich zurückstoßend geblieben. Noch sprachen seine dünnen Lippen von Argliſt und Gemeinheit; aber die Ueberzeugung von seinem Reichthum hatte etwas Beherrschendes in seinem Gesicht ausgeprägt: einen Ausdruck von Selbstgenügsamkeit und Kraftbewußtseyn, was ihm den Anschein eines trefflichen Mannes gab, welchen die Natur nur mit körperlicher Schönheit nicht ausgestattet hatte.

Auf den zuvorkommenden Empfang von Herrn Hartmann und seine Frage antwortete er mit ungezwungener Freundlichkeit:

„Ich wollte der Erste seyn, Ihnen zu melden, daß Robyn mich zu seinem Universalerben eingesetzt hat. Aber ich höre, daß Sie es bereits wissen.

Hat Berthold denn noch die Keckheit gehabt, hieher zu kommen?“

„Er iſt in meiner Abweſenheit hier geweſen und hat meine Tochter mit der Sache bekannt gemacht.“

„Sie werden ihm ohne Zweifel Ihr Haus verbieten?“

„Ich war eben daran, in Erwägung zu ziehen, was hier zu thun wäre. Nun, belieben Sie niederzuſitzen, mein guter Herr Franzen. Was darf ich Ihnen anbieten? Wir ſollten doch ein Glas auf das glückliche Ereigniß trinken. Ein Glas Madeira?“

„Nun denn, Ihnen zu Gefallen will ich trinken.“

Hartmann zog an der Klingelſchnur und gab der Haushälterin Befehl, die angedeutete Weinſorte zu bringen. Franzen ließ ſich in einen Lehnſtuhl ſinken und trippelte leiſe und ſchnell auf dem Teppich, wie jemand, der ſich ganz behaglich fühlt und vollkommen mit ſich ſelbſt zufrieden iſt.

Die Magd hatte die angezeigten Flaſchen und einige Gläſer verſchiedener Form gebracht. Hartmann füllte die Gläſer und rief:

„Wohlan, Herr Franzen, dies geht auf Ihre Geſundheit und Ihr Wohlergehen! Möge das Glück ſich ſtets hulduoll Ihrer Geſchicklichkeit beweiſen und Ihnen auf dem Pfade zu immer wachſendem Reichthum zulächeln!“

„Haben Sie Dank; Sie ſind wahrlich zu gütig. Und ich wünſche, daß ich alleyeit Ihr Freund bleiben möge, daß die Umſtände mir vergönnen, Sie an meinen gewinnreichen Unternehmungen Theil nehmen zu laſſen. Ich fühle eine innige Neigung, mich näher mit Ihnen zu verbinden. Jetzt, wo das Glück es mir geſtattet, möchte ich Ihnen Gutes thun.“

Dieſe ſo hochfahrenden Worte, in beſchwichtigendem Tone geſprochen, entlockten Herrn Hartmann eine Bewegung des Aergers, doch unterdrückte er ſeine Aufregung augenblicklich und antwortete ſehr höflich:

„Ich weiß es, Herr Franzen, Sie ſind ein edelmüthiger Mann, und ich werde herzlich dankbar von Ihrem gefälligen Anerbieten Gebrauch machen.“

Franzen ſchwieg einen Augenblick, nippte aus ſeinem Glas und ſchaute Hartmann in die Augen.

„Sie wollten mir etwas ſagen?“ fragte dieſer.

„In der That,“ antwortete Franzen, „aber es iſt mir entfallen. Ach ja, Sie waren eben in Ueberlegung begriffen, wozu Sie ſich bezüglich Bertholds entſchließen ſollten!“

„Ich befinde mich in einem peinlichen Zuſtand,“ ſeufzte Hartmann.

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen! So weit werden Sie doch die Unvorſichtigkeit nicht treiben, daß Sie auch nur einen Augenblick zögern könnten. Berthold beſitzt keinen Pfennig auf der Welt; er wohnt bereits in einer elenden Kammer mit dem Muſikanten, dem ich hier zuweilen begegnet bin.“

„Er wohnt bereits in einer elenden Kammer?“ wiederholte Hartmann überraſcht.

„Ja, ja; und glauben Sie nie, daß etwas von ihm zu hoffen iſt; ich habe ihm aus Mitleid fünftauſend Franken geben wollen. Er hat es mit hochklingenden Worten abgelehnt. Er verachtet das Geld, der hochmüthige Narr!“

„Was Sie ſagen, betrübt mich, guter Herr Franzen. Ich weiß nicht, was ich thun ſoll. Laura geberdet ſich, daß es einen Stein erbarmen ſollte, und ſie will gleichwohl Bertholds Gattin werden.“

„Ha, ha!“ rief Franzen laut lachend. „Sie ſcherzen, es kann nicht ſeyn; Laura, Ihre Tochter, die Frau eines armen Poeten? Wie rechtfertigt ſie ein ſo unerhörtes Verlangen?“

„Durch die Liebe, die ſie zu Berthold trägt.“

„Die Liebe!“ ſpottete Franzen; „die iſt gut in den Büchern. Da verheirathen ſich Markgräfinen mit Jungen aus dem Findelhauſe, und Bankiers mit Töchtern armer Wittwen; aber im wirklichen Leben von ſolchen Dingen ſprechen! Und Sie, Freund Hartmann, der Sie die Welt kennen, iſt es möglich, daß Sie über den Entſchluß, der für Sie zu faſſen, zweifelhaft bleiben?“

„Die Sache betrübt mich allzu ſehr; laſſen Sie uns von etwas anderem ſprechen.“

„Nein, nein, ich will Sie als Freund vor dem Begehen einer unſeligen Thorheit bewahren. Sie müſſen Berthold die Thüre verſchließen.“

„Später gewiß, aber jetzt ſchon! Es iſt mir unmöglich, ſo ſehr ich überzeugt bin, daß es ſo geſchehen muß. Meine Laura würde krank werden und vielleicht dahinwelken. Ich muß ihren Kummer täuſchen und allmälig ihre innige Liebe zu dem Narren Berthold zu überwinden ſuchen.“

„Alſo wird er noch hierher kommen?“ rief Franzen mit ſchlecht bezähmtem Groll. „Nun, in dieſem Fall ſehen Sie mich zum letzten Mal, Herr Hartmann. Es verdrießt mich, von einem guten Freunde ſcheiden zu müſſen; aber Berthold hat mich ſchwer beleidigt; er iſt hochmüthig genug, um ſich für meinen Feind zu erklären. In das Haus, wohin er kommt, ſetze ich keinen Fuß mehr.“

„Gedulden Sie ſich einige Wochen; ich werde es ſo fügen, daß er Ihnen niemals begegnet. Haben Sie die Güte und ſtimmen Sie aus Mitleid für meine unſchuldige Laura mir hierin bei.“

„Ja, Laura zu lieb würde ich mich bereitwillig zu vielen Opfern verſtehen. Es geſchieht ſowohl aus Neigung zu ihr, wie aus Achtung vor mir ſelbſt, daß ich Ihnen die Augen öffnen will. Was

Sie thun wollen, ist die größte Unvorsichtigkeit von der Welt. Setzen Sie den Fall voraus, daß Laura nie die Braut des elenden Dichters werde — Sie erkennen selbst, daß eine solche Heirath in gegenwärtigen Zeiten unmöglich ist — aber jedermann wird schon morgen wissen, daß Berthold enterbt ist, daß er nichts in der Welt besitzt und mit einem Geiger in derselben Kammer wohnt. Wenn man nun sieht, daß er seine früheren Besuche in Ihrem Hause fortsetzt, wird dies keine geringe Verwunderung geben. Alle verständigen Leute werden über Sie spotten und Sie verachten; die gute, tugendsame Laura wird der Gegenstand jedes Gesprächs werden; sie wird ihren Ruf verlieren, und erhält sie noch irgend bei ordentlichen Leuten Zutritt, gemieden werden als eine Person, die durch einen unziemlichen Verkehr die Gesetze des Anstandes verletzt hat."

„Was Sie sagen, ist die gewisse Wahrheit," seufzte Hartmann. „Ohne Verzug will ich Befehle geben, um zu verhindern, daß Berthold ferner im Hause zugelassen werde —"

„Aber Laura, Laura!" klagte er mit wahrer Bekümmerniß.

„Laura wird sich trösten. Sie verdient ein besseres Loos. Sie muß eine brillante Heirath machen, einem Mann ihre Hand reichen, der reich genug ist, ihr zu einer hohen Stellung in der Welt zu verhelfen. Sie ist im Uebermaß mit allem geschmückt, was nöthig, um selbst die Braut eines Millionärs zu werden."

Franzen brachte noch einmal sein Glas an die Lippen, legte seinen Ellbogen auf den Tisch, um den Kopf darauf zu stützen, und sagte, Herrn Hartmann in die Augen sehend:

„Ich bin hierher gekommen, um mit Ihnen über eine sehr wichtige Sache zu sprechen, um Ihnen einen Antrag zu machen, der Sie ohne Zweifel erfreuen wird."

„Ich höre. Haben Sie die Güte, mir Ihre Absicht mitzutheilen."

(Fortsetzung folgt.)

Criminal-Prozedur

wegen Mordes, beziehungsweise wegen Verleitung hierzu, gegen Nikolaus Hertig und fünf Genossen.

Verhandelt vor dem kgl. Assisenhofe zu Saarbrücken.

(Fortsetzung.)

Mehrfache vertrauliche Aeußerungen der Frau Goutt deuteten sehr klar darauf hin, daß ihr die vorerwähnten Fährlichkeiten, von welchen ihr Mann bedroht gewesen, keineswegs fremd waren. Goutt selbst ging in seinem Mißtrauen so weit, daß er nicht allein die verschiedenen ihm begegneten feindseligen Vorkommnisse seinen Freunden und Bekannten erzählte und der Familie seiner Frau zur Last legte, sondern daß er auch zu seiner Vertheidigung beständig einen Dolch und eine geladene Pistole bei sich trug. Wenn nun unter solchen Verhältnissen Goutt trotz alledem und alledem den Verkehr mit seiner Frau und deren Verwandten nicht aufgab, vielmehr vor wie nach die Buschbacher Mühle besuchte, so ist dies schwer zu erklären. Hatte er dabei selbstsüchtige Absichten, oder folgte er den Einflüssen einer dämonischen Gewalt, die seine Frau, in welche er ja, nach den Worten seiner Mutter „verliebt war", [illegible] ihn ausübte? Oder ist sein Verhalten aus der Schwäche eines energielosen, allen wechselnden Eindrücken Preis gegebenen Charakters zu erklären? — Wir wollen die Deutung dieses psychologischen Räthsels dem geneigten Leser anheimgeben.

Die feindliche Stimmung zwischen Goutt und seiner Frau und deren Familie wurde noch bedeutend geschärft, als neben den obwaltenden Antipathieen der Gemüther auch Streitigkeiten um das Mein und Dein sich erhoben. Nachdem nämlich der alte Buschbacher am 26. März 1859 gestorben war, wollte Goutt einen von dem Ersteren zu Gunsten des Letzteren ausgestellten Schuldschein über ein baares Darlehen von 1100 Thlrn. geltend machen. Die Wittwe Buschbacher und deren Kinder weigerten sich, die Schuld als eine rechtlich bestandene anzuerkennen; sie behaupteten, der Schuldschein sey nicht echt. Goutt bewirkte jedoch, daß der Nachlaß seines Schwiegervaters unter Siegel gelegt wurde, und soll auch die Hoffnung geäußert haben, daß er auf Grund seiner Forderung wohl in Besitz der Mühle kommen werde. Mehrere Personen, welchen Goutt den Schuldschein gezeigt hatte, wollten die Unterschrift desselben als echt befunden haben. Es dürfte gleichwohl zweifelhaft seyn, ob dem Dokumente wirklich ein baares Darlehen zu Grunde lag, oder ob der verstorbene Buschbacher es ausgestellt habe, um Goutt zur Heirath mit seiner Tochter Margaretha und zur Anerkennung des von derselben außerehelich geborenen Kindes zu bewegen.

Außer dem vorbemerkten Schuldschein über 1100 Thlr. wollte Goutt noch einen zweiten von einem seiner Schwäger über 80 Thlr. besitzen.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Geldansprüche des Goutt dazu beitrugen, die gegen ihn obwaltende feindselige Stimmung neuerdings zu steigern. Hieraus folgten neue Drohungen der Frau Goutt gegen ihren

Digitized by Google

Ehemann, die selbst in Gegenwart der Schwester desselben auszusprechen sie keine Scheu trug. Sie sagte, wenn sie gereizt war: „Du mußt die Zettel (Schuldscheine) herausgeben, sonst werde ich Dich schon an einen Mann bringen.“ Wie furchtbar erst diese Drohungen gemeint waren und wie sehr es der Ehefrau Goutt darum zu thun war, ihres Mannes los zu werden, offenbarte sich in den Anträgen, welche sie einem zu Roden wohnhaften gewissen Mangin machte. Dieser Mangin, seines Standes Wirth und Tüncher, war im Jahre 1858 wegen Hehlerei zur Untersuchung gezogen und zu einer Gefängnißstrafe von 8 Monaten verurtheilt worden. Zu dieser Verurtheilung hatte das Zeugniß des Goutt hauptsächlich beigetragen. Nichts lag daher näher, als die Vermuthung, daß Mangin gegen Goutt feindselig gesinnt und daß er vor allen Andern der Mann sey, welcher Anschlägen gegen das Leben desselben williges Gehör schenken werde. Schon als Mangin sich noch zu Trier im Gefängniß befand, richtete die Frau Goutt und deren Mutter, die Wittwe Buschbacher, eines Tages, als die Ehefrau Mangin zur Mühle kam, die Frage an dieselbe, ob sie wohl glaube, daß ihr Mann einen Haß gegen Goutt hege und wohl bereit seyn würde, denselben gegen eine gute Belohnung aus der Welt zu schaffen. Die Frau Mangin antwortete, diese Unterredung kurz abbrechend, danach müsse man ihren Mann selber fragen. Eine solche Frage wurde dann auch, nachdem Mangin Anfangs Juni 1859 von Trier zurückgekehrt war, wirklich an denselben gerichtet. Es erschien nämlich eines Abends die Frau Goutt im Hause des Mangin, verlangte denselben zu sprechen und wurde, da er bereits zu Bette gegangen war, zu ihm geführt. Hier rückte nun die Frau Goutt mit ihrer Zumuthung heraus, ihren Mann aus der Welt zu schaffen, wofür sie ihm eine Belohnung von 500 Thlrn. zu geben versprach. Mangin wies diesen Antrag zurück und sagte, ob man ihn denn für einen Mörder halte. Als nun die Frau Goutt sich entfernen wollte, rief Mangin dieselbe, um zu sehen, ob der Vorschlag wirklich ernst gemeint war, mit der Frage zurück, ob sie denn auch so viel Geld habe. Sie antwortete mit Nein, erklärte aber, sie wolle ihm einen Schuldschein darüber geben. Mangin reichte ihr nun Schreibgeräth, und Frau Goutt stellte folgenden Schein aus: „Schuldschein über 500 Thaler. Ich unterschriebene Margaretha Buschbacher, Ehefrau von Georg Goth, Gerber zu Saarlouis, bescheinige hiermit, daß ich Michael Mangin, Wirth in Roden, die Summe von 500 Thalern schuldig bin, und zwar von baarem Darlehen, und verspreche, genannte Summe von fünfhundert Thalern auf die erste Forderung zu zahlen und von heute an zu fünf Prozent, dazu wird ein Stempel bekassirt. Roden, 6. Juni 1859. Margaretha Buschbacher.“

Mangin nahm diesen Schein an sich und fragte, wie denn die Sache wohl ins Werk zu richten sey. Frau Goutt antwortete darauf, sie werde es bei Gelegenheit der Lauterner Kirmeß veranstatten, daß ihr Mann sich auf der Mühle in einem kleinen Hinterzimmer allein befinde. Ihr Bruder würde bei der That Hilfe leisten; nach derselben könne man die Leiche in die Gerberei nach Roden schaffen und dann thun, als ob Goutt sich dort selbst entleibt habe. Oder man könne sie auch irgendwo in die Saar werfen. Als die Frau Goutt, den Schein in den Händen des Mangin zurücklassend, sich entfernte, äußerte sie gegen die Frau desselben in einigen flüchtigen Worten Zweifel, ob Mangin auch dem Auftrage nachkommen werde. Letzterer dachte in der That dies so wenig zu thun, daß er den Goutt zu sich rufen ließ und ihm den Anschlag seiner Frau offenbarte, dem er erst Glauben schenkte, als Mangin ihm den von seiner Frau ausgestellten Schuldschein vorzeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Rezept zu einer homöopathischen Suppe wird von einem medizinischen Journal Londons mitgetheilt. Es lautet: „Nimm zwei verhungerte Tauben und hänge sie an ein Küchenfenster in der Weise auf, daß der Schatten dieser Tauben in einen Kessel falle, der mit 80 Quart Wasser gefüllt ist; wenn dies 10 Stunden langsam gekocht hat, so gib davon alle 10 Tage in einem Glase Wasser einen Tropfen —.“

Räthsel.

Dem Schlitten nütz' ich nichts, es geht durch mich der Wagen,
Und fehl' ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen,
Was ihr Besitzer sich von ihr verspricht;
Ich bin verwandt dem Hochgericht.
Nun rathet, was ihr wollt. — Ein Rad? Das bin ich nicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Dienstag, 19. Februar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Ein frohes Lächeln erhellte Franzens Gesicht, als er triumphirend sprach:

„Ich weiß einen guten Bräutigam für Ihre Laura! — Sie scheinen erstaunt? Nun, wenn Jemand, der eine Million besitzt, zu Ihnen käme und sagte: geben Sie mir Ihre Tochter zur Braut, würden Sie zögern?“

„Aber von wem sprechen Sie?“

„Von mir selbst,“ antwortete Franzen.

Laura's Vater erbleichte in Folge der Gewalt, die er sich anthat, seine Entrüstung zu bezwingen; dann verbarg er seine Aufregung unter einem erzwungenen Lachen und rief:

„Ha, ha, lieber Franzen, das ist nicht Ihr Ernst; Sie wollen sich auf meine Kosten lustig machen!“

„Nun, was ist denn so Wunderliches in meiner Frage?“

„Ihre Worte sollen ernstlich gemeint seyn? Sie Laura heirathen? Ach, es ist mir unmöglich, daran zu glauben.“

Franzen schien über Hartmann's spottenden Ton sehr aufgebracht; in seiner Stimme lag jedoch nichts von Zorn, als er sagte:

„Sie sollten sich im Gegentheil freuen. Mich dünkt, daß eine Million kein schlechter Bräutigam ist.“

„Ja, ja, eine Million bleibt immer jung; und sie glänzt und entzückt, ohne daß die Zeit ihr etwas an ihrem Reiz entzieht; aber Sie, guter braver Franzen, sind schon alt, oder scheinen es wenigstens zu seyn, und Ihr Aeußeres ist nicht von der Art, um ein junges Mädchen anzuziehen. Wahrlich, Franzen, ich glaube noch immer, daß Sie nicht im Ernste sprechen!“

Franzen bebte vor verhaltener Wuth auf seinem Stuhl. Er fühlte wohl, daß Hartmann, wie sehr dieser auch den Ton seiner Stimme zu beherrschen suchte, seinen Spott mit ihm trieb und sich durch seinen Antrag erniedrigt fühlte.

„So, so,“ antwortete er mit drohendem Blick, „Sie meinen wirklich, daß ich zur Kurzweil so spreche? Nein, nein, mein Anerbieten ist so ernstlicher Art, daß Sie es wohl bereuen könnten, Freund Hartmann, es nicht ohne alle die unnützen Worte angenommen zu haben!“

Laura's Vater machte eine ungestüme Bewegung, während die Röthe des Zornes plötzlich seine Stirn färbte.

„Wie? Was ist das? Sie wagen mir zu drohen?“ rief er entrüstet.

Ein krampfhaftes Lachen verzerrte Franzens Gesicht und er schaute Herrn Hartmann so spottend in die Augen, daß dieser grollend aufsprang und ausrief:

„Aber das geht wahrhaftig zu weit! Hat Sie denn die Million verblendet? Diese Unterredung muß aufhören!“

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich,“ sagte der Andere mit eisiger Kälte, die Hartmann zittern machte und zum Gehorsam zwang, als hätte der funkelnde Schlangenblick Franzens ihn bezaubert.

„Aber, um's Himmels willen, reizen Sie mich nicht! Sie sind wahnsinnig!“ brummte Hartmann mit ängstlicher Aufregung.

„Nicht so viele Umwege, Freund Hartmann, ich will, daß Ihre Tochter meine Frau werde.“

„Nie! Sie stürbe vor Schrecken bei dem bloßen Gedanken an eine solche Heirath. Franzen, lassen Sie doch Ihr unseliges Vorhaben fahren. Ich weiß nicht warum, aber Laura haßt Sie unaussprechlich.“

„Sie wird die Million lieben.“

„Und Sie haben auch keine Liebe zu ihr!“

„Meine Million und ihre viermalhunderttausend Franken werden friedlich mit einander leben.“

„Ha, es würde schrecklich seyn, wenn es nicht lächerlich wäre! Sie halten mich für fähig, Ihnen

meine Laura zu geben? Ein edles, poesiereiches Mädchen in die Arme eines Menschen ohne Seele zu liefern? Aber ich bin ihr Vater; sie ist mir theuerer als das Licht meiner Augen! Und Sie wollen, daß ich dieselbe auf ewig Ihnen verbinde, Ihnen, dessen Herz so kalt ist wie das einer Leiche? Zu lang habe ich auf Ihren beleidigenden Vorschlag gehört. Lieber wäre ich Ihnen ein Freund, zum mindesten ein guter Bekannter geblieben; da aber Ihre Vermessenheit keine Grenzen mehr kennt, wohlan, so will ich Hochmuth gegen Hochmuth stellen. Verlassen Sie mein Haus; vergessen Sie, um was Sie bei mir zu bitten wagten, und seyen Sie überzeugt, daß Sie die Hand meiner Tochter selbst dann nicht bekommen sollten, wenn Sie alles Gold besäßen, das alljährlich durch die Bank von England rollt! Und nun, thun Sie mir den Gefallen, gehen Sie und kehren Sie niemals wieder. Wie? Sie stehen nicht auf? Wollen Sie denn gegen meinen Willen hier bleiben? Es wäre doch zu viel Unverschämtheit!"

Franzen rührte sich nicht, und hörte mit spottendem Lächeln auf Hartmann's Worte.

„Haben Sie mich verstanden oder nicht?" schrie der Letztere mit ausbrechender Wuth.

„Setzen Sie sich noch einmal," antwortete Franzen unbeweglich. „Von der Heirath werde ich mit Ihnen nicht mehr sprechen; aber ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die unendlich viel Bedeutung für Sie hat. Sie hören mich einen Augenblick, nachher werde ich mich entfernen — mit frohem Gemüth und der Zustimmung zu meiner Heirath."

„Ha, ha, Sie träumen!" lachte Laura's Vater mit einem Ausdruck, der tiefe Angst verrieth.

„Setzen Sie sich," sagte Franzen, nochmals den Finger befehlend auf den Stuhl gerichtet. „Sie sollen die Geschichte sogleich hören."

Durch den Ton von Franzens Stimme und einen geheimen Schrecken beherrscht setzte sich Hartmann wieder.

„Es war einst ein Mann, der hatte das Geld sehr lieb," begann Franzen mit kaltem Ton, „bekümmerte sich aber wenig um die Mittel, dasselbe zu erhalten. Er wucherte; er ließ sich in viele gewinnbringende Geschäfte ein; und wiewohl er immer mit dem Gesetzbuch in der Hand sich innerhalb der äußeren Schranken des geschriebenen Rechts zu halten wußte, einmal ließ er sich doch durch Geldgier zu einer That verleiten, die man Prellerei oder Betrug nennt."

„Aber der Beweis, der Beweis?" stöhnte Hartmann.

„Ich fahre fort," entgegnete der Andere. „Die Schlachtopfer dieses Gaukelspiels wurden betrogen sie ließen sich von Allem entblößen, und dabei mangelte es ihnen, obwohl sie es vermutheten, an Geld, um das angezettelte Gewebe durch das Gericht entwirren zu lassen. Er, der sich auf ihre Kosten bereichert hatte, genoß in Frieden die Früchte seiner Gewandtheit und die Achtung der Welt. Er meinte, der Beweis seines Betrugs, oder vielmehr seiner blinden Unvorsichtigkeit wäre schon längst vernichtet; —"

„Himmel, und es ist nicht so?" fragte Hartmann, vor Schrecken beinahe außer sich.

„Das Stück wurde aus dem Feuer gerettet und durch einen armen Schreiber aufbewahrt," fuhr Franzen fort, immer gleich kalt. „Der Schreiber wurde Millionär und setzte sich in den Kopf, die Tochter des reichen Wucherers zur Frau zu haben. Dieser wies ihn mit Hochmuth ab; aber der Schreiber oder der Millionär suchte die Schlachtopfer auf, stellte ihnen das nöthige Geld zur Verfügung, brachte die Beweise an's Licht und ließ den Betrüger vor den Gerichtshof schleppen. Hier wurde er schuldig befunden und verurtheilt zu . . . Die Strafe kenne ich nicht genau, das Gesetz spricht von zwei Jahren Gefängniß."

(Fortsetzung folgt.)

Criminal-Prozedur

wegen Mordes, beziehungsweise wegen Verleitung hierzu, gegen Nikolaus Herrig und fünf Genossen.

Verhandelt vor dem kgl. Assisenhofe zu Saarbrücken.

(Fortsetzung.)

Goutt machte von genanntem Vorfalle seiner Mutter und seiner Schwester Mittheilung, und diese gingen mit einer Frau ihrer Bekanntschaft zu Mangin, um sich von dem Sachverhalt zu überzeugen. Einer hierüber getroffenen Verabredung zufolge brachte die Frau des Mangin einige Tage nachher den Schein zu Goutt, bei welchem sich dessen Mutter und Schwester befanden. Nachdem seine Frau herbeigerufen worden war, zog die Frau Mangin den fraglichen Schuldschein hervor und überreichte ihn dem Goutt mit den Worten: „Da ist der Schein, den die Gretchen ausgestellt hat, damit mein Mann den Goutt umbringen soll." Die Frau Goutt fing nun an heftig zu schimpfen, da sie aber ihre Handschrift nicht ableugnen konnte, erläuterte sie das Sachverhältniß dahin, daß sie dem Mangin früher einen Schein über fünfzig Thaler ge-

geben habe, damit er die Heirath zwiſchen ihr und Goutt zu Stande bringen möge. Der Ziffer fünfzig müſſe eine Null fälſchlicher Weiſe angehängt worden ſeyn. Sie wurde indeß darauf verwieſen, daß die Summe nicht blos in Ziffern, ſondern auch in Buchſtaben geſchrieben ſtehe, worauf ſie dann kleinmüthig um Verzeihung bat, die ſie von dem ſchwachen Manne auch erhielt. Letzterer konnte es ſich gleichwohl nicht verſagen, das merkwürdige Schriftſtück mehreren Perſonen ſeiner Bekanntſchaft vorzuzeigen. Kurze Zeit nachher nahm die Frau Goutt, die ſich bis dahin abwechſelnd in Saarlouis bei ihrem Manne und im elterlichen Hauſe aufgehalten hatte, ihre Wohnung dauernd bei dem Erſtern, fuhr aber fort, über denſelben zu klagen, während Goutt gleichzeitig wiederholt gegen ſeine Bekannten äußerte, daß ihm die Familie Buſchbacher nach dem Leben trachte. Er fügte hinzu, wenn ihm einmal etwas begegnen ſollte, möge man nur gleich der Polizei Andeutung geben, nach welcher Seite hin ſie ihre Nachforſchungen anzuſtellen habe. Unter ſolchen beſtändigen häuslichen und verwandtſchaftlichen Zwiſten floß die Zeit hin, bis endlich im September v. J. die von Goutt lange befürchtete gewaltthätige Kataſtrophe eintrat.

Goutt wurde in den Nachmittagsſtunden des 11. September zum letzten Male geſehen. Am folgenden Tage, den 12. Sept., erſchien ſeine Frau gegen Abend in dem Hauſe ihres Nachbars, des Friſeurs Gerad, und erzählte, daß ihr Mann Vormittags von Saarlouis fortgegangen ſey, um Häute zu kaufen, die ihm durch einen jüdiſchen Handelsmann angetragen worden ſeyen. Ihr Mann habe beim Fortgehen geſagt, daß er im Laufe des Nachmittags zurückkommen werde; dies ſey aber nicht geſchehen, und ſie, die Frau Goutt, habe am Nachmittage eine „Andeutung“ gehabt, weßhalb ſie ſich fürchte, die Nacht allein im Hauſe zu ſeyn. Sie fügte dann die Bitte hinzu, daß eine der Gerad'ſchen Töchter bei ihr ſchlafen möge. Wirklich brachte nun die Barbara Gerad die Nacht bei der Frau Goutt zu. Am andern Tage kam ſie wieder in das Gerad'ſche Haus und ſagte, ihr Mann, der noch immer nicht zurückgekehrt ſey, werde wohl nach Sirk gegangen ſeyn, wo ſich augenblicklich die Mutter und Schweſter deſſelben befänden. Dabei zeigte ſie um ihren Mann keinerlei Beſorgniß, wohl aber um das viele Geld, das er zum Ankauf der Häute mitgenommen hätte. Im Vorbeigehen machte ſie dann am nämlichen Tage auch dem Schwager des Goutt, dem Kaufmann Retienne, die Anzeige, daß derſelbe ſeit dem 12. Sept. abweſend ſey, wobei ſie die Umſtände, unter welchen er ſich entfernt hatte, gerade ſo angab, wie ſie dies bei Gerad gethan hatte. Als dann auch am Freitag, 14. Sept., Goutt noch nicht wiedergekommen war, ſchickte Retienne ſeinen Sohn nach Sirk, um zu erfahren, ob Goutt ſich etwa bei ſeiner Mutter befände. Dies war aber keineswegs der Fall. Die alte Frau Goutt begab ſich dann, beunruhigt durch das Verſchwinden ihres Sohnes, am 16. Sept. nach Saarlouis zurück, wo ihre Schwiegertochter ihr mit lachendem Munde entgegentrat. Auf den Vorwurf der alten Frau, wie ſie noch lachen könne, gab ſie zur Antwort, ſie habe geglaubt, man bringe ihren Mann mit.

Nachdem der verſchwundene Goutt auch am 17. Sept. noch nicht zurückgekommen, machte ſein Schwager Retienne die Anzeige bei der Polizei. Am darauffolgenden Tage wurde die Frau Goutt vernommen. Sie wiederholte vor der Behörde die Erzählung von dem jüdiſchen Handelsmann, gab aber gleichzeitig an, daß ſie Verdacht gegen den in unſerem Bericht ſchon genannten Mangin hege; ihr Mann habe ſich in Folge der von Mangin öfter ausgeſtoßenen ſchlimmen Drohungen vor demſelben ſehr gefürchtet. Ueberdies habe ihr Mann einen Prozeß mit Mangin gehabt und in dieſem Prozeſſe am 13. Sept. vor dem Friedensgerichte einen Eid ſchwören ſollen. Da ihr Mann zu dieſem Termine nicht erſchienen, ſey er **in contumaciam** zur Zahlung des von Mangin eingeklagten Geldes verurtheilt worden. Bei dieſer Depoſition benahm ſich die Frau Goutt ſo auffallend gleichgiltig und unbefangen, daß der protokollirende Polizeikommiſſär ſich veranlaßt fand, unter dem Protokoll einen Vormerk hierüber zu regiſtriren.

Die Informationsverhandlungen über das Verſchwinden des Goutt wurden nun fortgeſetzt, wobei deſſen Frau ſtets wieder auf ihren Verdacht gegen Mangin zurückkam. Mangin ſelbſt ſoll ihr hierbei zur Hilfe gekommen ſeyn, indem er mehrfach in ſehr zuverſichtlicher Weiſe geäußert: „Goutt werde wohl nie wieder kommen; derſelbe ſey ohne Zweifel erſchlagen und in die Saar geworfen worden.“ Als nun am 24. Sept. die Leiche des Goutt dem Dorfe Rehlingen gegenüber wirklich in der Saar gefunden worden und die Leichenſchau ergeben hatte, daß ſchwere Kopfwunden die Urſache ſeines Todes geweſen waren, wurde Mangin verhaftet. Bei den ferneren Informationsverhandlungen kamen gleichwohl auch die Zerwürfniſſe des Ermordeten mit der Familie Buſchbacher zur Sprache. Man erinnerte ſich der verſchiedenen Anfälle, welchen Goutt, ſeiner Angabe nach, ſchon früher ausgeſetzt geweſen. Hierzu kamen noch verfängliche Aeußerungen, die ein gewiſſer Nikolaus Herrig, der ſeit Anfang des Jahres 1860 als Knecht auf der Buſchbacher Mühle wohnte, gegen mehrere Perſonen gemacht hatte. So kamen nun, Anfangs

still, aber immer lauter und unverhohlener, Gerüchte und Muthmaßungen in Umlauf, als ob die Urheber des Verbrechens auf der Buschbacher Mühle zu suchen wären.

Dieser Verdacht sollte sehr bald durch eine Fügung zufälliger Umstände an Stärke und Begründung gewinnen. Einige junge Burschen, die in der Nacht vom 22. zum 23. Sept. miteinander ausgegangen waren, um Obst zu stehlen, trafen auf der Straße nach Beckingen einen mit einem Pferde bespannten leichten Wagen, in dessen Führern sie den vorgenannten Nikolaus Herrig und einen der Söhne aus der Buschbacher Mühle erkannten. Die Burschen baten um die Erlaubniß, sich mit aufzusetzen, was ihnen zwar nicht gern und bereitwillig gestattet wurde, füglich aber auch nicht verwehrt werden konnte. Auf dem Wagen, der auf beiden Seiten statt der Leitern mit Dielen versehen war, bemerkten die Burschen einen Haufen Heu, auf welchem, als die Letzteren aufgestiegen waren, der junge Buschbacher seinen Platz nahm. Der ihm zunächst befindliche Bursche verspürte nun alsbald einen häßlichen Geruch, seiner Angabe nach wie von einem verwesenden Körper herrührend, und so belästigend, daß dem Burschen der Aufenthalt auf dem Wagen dadurch verleidet wurde. Er stieg demnächst mit seinen Kameraden vom Wagen, und Alle sahen, wie der letztere seinen Weg in der Richtung auf Beckingen fortsetzte. Das Gerücht von dieser nächtlichen Fahrt verbreitete sich und kam zur Kenntniß der Behörde, die sich nunmehr mit Rücksicht auf die bereits vorhandenen Verdachtsgründe und mit Rücksicht auf den Umstand, daß zwei Tage nach jener nächtlichen Fahrt die Leiche des Goutt unweit Beckingen in der Saar gefunden worden war, veranlaßt fand, am 29. Sept. den Nikolaus Herrig und die Brüder Jakob und Johann Peter Buschbacher verhaften zu lassen. Alle drei gaben vor dem Untersuchungsrichter die entschiedene Erklärung ab, daß sie von dem Tode des Goutt nicht das Geringste wüßten. Dasselbe erklärte auch die vorläufig vernommene Ehefrau Goutt.

Dem Jakob Buschbacher ging jedoch der Muth hartnäckigen Leugnens sehr bald verloren. Schon am nächsten Tage nach der Verhaftung, am 30. Sept., erleichterte er die drückende Last seines Schuldbewußtseyns durch Offenbarungen, die er der Ehefrau des Gefängnißaufsehers Schütz anvertraute. Als dieselbe ihm des Morgens frisches Wasser brachte und, durch seine tiefe Niedergeschlagenheit hierzu bewogen, ihn fragte, was er denn eigentlich gemacht habe, antwortete er: „Ach Gott! Das wird wohl lebenslänglich geben! Wenn nur nicht der Kopf dabei herunter geht! Ich wollte gern zufrieden seyn, wenn nur Euer oder Zwei dabei betheiligt wären, aber es trifft das ganze Haus!“ Jakob Buschbacher theilte der Frau Schütz ferner mit, daß Herrig dem Goutt den Hauptschlag, und sein Bruder, Johann Peter Buschbacher, ihm einen Schlag an die Schläfe gegeben und er, Jakob Buschbacher, denselben dann den Hals zugedrückt habe. Nach diesen Offenbarungen verlangte Jakob Buschbacher, „man möge ihm eine Unterredung mit seinem Bruder und Herrig gestatten; er wolle den Letzteren bewegen, alle Schuld auf sich zu nehmen.“ Im Interesse der Untersuchung wurde nun dem zu jener Zeit zur Verbüßung einer wegen Schlägerei erkannten Strafe im Gefängnisse zu Saarlouis befindlichen Bäcker Zipp gestattet, den Jakob Buschbacher in seiner Zelle zu besuchen. Die Unterredung, welche sich zwischen Beiden entspann, wurde von der Frau Schütz und von dem zu Saarlouis stationirenden Polizeikommissär Zörn unbemerkt angehört, und es wurden dabei von dem Jakob Buschbacher die Angaben, welche er der Frau Schütz gemacht hatte, wiederholt. Er fügte schließlich noch bei, seine Schwester Margaretha sey an dem ganzen Unglück schuld, weil sie stets geklagt habe, daß sie es bei ihrem Manne, dem Goutt, nicht länger aushalten könne. Andern Tages, am 1. Okt., legte Jakob Buschbacher ein mit seinen oben bemerkten Angaben übereinstimmendes Bekenntniß vor dem Untersuchungsrichter ab.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Humoristischer Abschied.) Der gewesene Ortsvorsteher einer der Ortschaften, die seit Neujahr zum Berliner Weichbilde geschlagen worden, veröffentlicht Folgendes: „An die Einwohner des teltower Kreises. Gleichsam ein zweiter Jonas, von einem Ungeheuer, Berlin benamset, verschlungen, rufe ich aus dessen Innerem allen meinen früheren Kollegen und Freunden ein herzliches Lebewohl zu. Sollte ich in späterer Zeit vielleicht wieder, gleich jenem Propheten, an's platte Land gesetzt werden, so hoffe ich, in Ihnen allen auch wieder die alten Freunde zu finden. In dieser Hoffnung Adieu. Grix, Ortsvorsteher.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Freitag, 22. Februar **1861.**

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Bleich wie ein Todter und mit zitternden Lippen hörte Hartmann auf Franzens Erzählung.

„Sie, Sie besitzen das Papier, von dem Sie sprechen?“ stammelte er.

Franzen nickte triumphirend mit dem Kopf und fuhr fort:

„Aber ich habe in der Erzählung fehlgegriffen; der Mann weigerte sich nicht. Um seine Freiheit und Ehre zu retten, um sich selbst und sein Kind vor ewiger Schmach zu behüten, gab er dem Schreiber seine Tochter im Austausch gegen das unglückselige Beweisstück. Nicht wahr, mein guter Herr Hartmann, so ist das Ende der Geschichte?“

Einige Augenblicke blieb Laura's Vater unter dieser schrecklichen Enthüllung wie zerschmettert.

„Ist vielleicht die Verurtheilung das wahre Ende?“ fragte Franzen. „Es hängt in der That nur von Ihnen ab. Ihr erstes Wort wird es unwiderruflich entscheiden.“

Hartmann that sich unendliche Gewalt an, seine Angst beherrschen zu können; er streckte die Hand nach Franzen aus und seufzte bittend:

„Guter Franzen, Sie werden mit einem armen Vater Mitleid haben, nicht wahr?“

„Verstellen Sie sich nicht. Mitleid zwischen uns? Wenn Sie diesen Augenblick die Macht hätten, um mit mir nach Ihrem Willen zu handeln, Sie würden mich zur Thüre hinauswerfen. O, ich weiß es wohl!“

„Gott, mein Gott!“ jammerte Hartmann in seinem Innersten, „es ist abscheulich!“

„Nun,“ sagte Franzen, „ich werde dann nur abgehen, um noch heute genau berechnen zu können, wie ich mich rächen soll. Leben Sie wohl, Herr Hartmann. Sie werden mich nicht mehr sehen; ich will keinen Verkehr mit einem Manne haben, dessen Platz im Gefängniß zwischen Dieben und Schelmen bestimmt ist.“

Er machte einige Schritte nach der Thüre, als wollte er wirklich sich entfernen; aber Hartmann sprang ihm nach und zog ihn mit Gewalt in den Salon zurück.

„Nun?“ fragte Franzen.

„Ach,“ schrie Hartmann, „es ist ein Opfer, das mir das Leben vergiften, das meiner Laura den Tod bringen wird; aber ich muß mich unter das schreckliche Geschick beugen, das mich beherrscht.“

„Sie geben also Ihre Einwilligung zu meiner Heirath mit Laura?“

„Ich muß, ich muß!“

„Und Sie werden dieselbe bestimmen, mich, wenn auch nicht mit Freude, zum mindesten mit entsprechender Ergebung zum Bräutigam anzunehmen? Geben Sie mir die Hand darauf.“

Mit einer Hand, die zitterte, als durchrieselte sie ein fieberhafter Schauder, berührte Hartmann Franzens eiskalte Hand, und ließ sich dann mit erschöpfter Kraft in einen Stuhl und mit dem Kopf auf die Tafel fallen.

„Nun, nun,“ sagte der Andere, „trösten Sie sich nur: Ihre Betrübniß ist grundlos. Ich werde Ihre Laura glücklich machen; ich werde sie mit Pracht umgeben, sie glänzen lassen in der Welt; ihr all das Vergnügen verschaffen, womit ein unerschöpflicher Reichthum den Pfad einer jungen Frau ausstatten kann. Ihnen werde ich Vortheile zuwenden, so viel ich kann, denn durch diese Verbindung werden in der That Ihre Interessen die meinigen. Was in Ihre Kasse kommt, ist für mich nicht verloren. Wir wollen zusammen wunderschöne Geschäfte unternehmen; Sie werden Ihr Vermögen von Tag zu Tag wachsen sehen und seyen Sie überzeugt, Freund Hartmann, der Augenblick wird bald kommen, wo

Sie das Schickſal ſegnen werden, das Ihnen einen Mann wie mich zum Schwiegerſohn gab."

Herr Hartmann ſagte nichts, ſondern ſchien mit ſeinen Gedanken weit abgeirrt zu ſeyn.

„Ich denke gerade noch an eine beſondere Kleinigkeit, die vielleicht ihren Werth hat," ſprach Franzen. „Es kommt ein Lehrer hierher, der Fräulein Laura auf dem Klavier Unterricht gibt; dieſer Muſikus iſt ein Freund von Berthold. Sie werden mir ein Vergnügen machen, wenn Sie ihm gleichfalls den Zutritt in Ihr Haus verſagen."

Laura's Vater nickte bewußtlos mit dem Kopfe.

„Der Anſtand erheiſcht, daß zwiſchen dem Tode Robyn's, meines Wohlthäters, und meiner Heirath wenigſtens einige Monate vergehen," ſagte Franzen. „Es iſt demnach Zeit genug, um Laura von ihrer Zuneigung zu dem armen Dichter geneſen zu laſſen und ihr die gedachte, eine Million betragende Verbindung annehmlich zu machen; doch verlange ich, daß Sie ſogleich, das heißt zwiſchen morgen und übermorgen von meinem Antrag mit ihr ſprechen. Es wird mir angenehm ſeyn, Herr Hartmann, als Verlobter Ihrer Tochter mit Ihrem Hauſe verkehren zu können und ſo durch mich ſelbſt die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Berthold, meinem Feinde, nicht die mindeſte Hoffnung gelaſſen wurde. — Binnen vier bis fünf Tagen komme ich wieder, um aus Laura's Munde zu vernehmen, daß ſie den Namen Franzen annimmt. — Wohlan, auf Wiederſehen alſo!"

Mit wankenden Knieen begleitete Hartmann den ſtolzen Franzen bis zur Hausthüre und ſagte dann mit trauriger, erſtickter Stimme:

„Auf Wiederſehen, auf Wiederſehen."

In den Salon zurückgekehrt, begann Hartmann unter Ausſtoßung banger Seufzer auf- und abzulaufen; er raufte ſich die Haare und weinte vor Schmerz. Nachdem er lange Zeit gegen ſeine Verzweiflung gerungen hatte, rief er bebend aus:

„Was iſt zu thun? Gibt es denn kein Rettungsmittel mehr? Meine unſchuldige, meine reine Laura ſoll die Braut dieſes ſeelenloſen Ungeheuers werden! Unſeliger Fehltritt, der mich nöthigt, ſie zu opfern, ſie zum ſchrecklichſten Leben zu verurtheilen, ich, ihr Vater!

„Ich zittere, die Fieberangſt macht mich beben — und doch kann ich meinem ſchrecklichen Loos nicht entgehen: Entehrung, Schande, Gefängniß! Ich habe das Geld angebetet, es zerſchmettert mein Kind, meine Ehre, all mein Glück! O die gerechte Rache des Himmels iſt auf mich niedergefallen — Gott hat mich verflucht!"

Bei dieſem letzten Schrei ſank er in einen Lehnſtuhl, ſchlug ſich die Hände vor die Augen und brach in heftiges Weinen aus. Nachdem er eine Viertelſtunde ſich ſeinem Betrübniß völlig hingegeben hatte, ſprang er plötzlich auf, als wäre er von einem Schlage getroffen worden.

„Nein, nein, es kann nicht ſeyn," rief er, „ich werde meinem Kinde den Todesſtoß nicht geben! Es gibt vielleicht noch ein Mittel zur Rettung. Er will Geld, der Verräther. Meine Tochter iſt ihm gleichgiltig: mein Vermögen muß er haben. Wohlan, ich will es ihm ſchenken, alles, alles!"

Unter dieſen Worten ordnete er mit fieberiſcher Haſt ſeine Kleider, griff nach ſeinem Hut und lief halb ſinnlos zur Thüre hinaus, um bei Franzen noch einen letzten und verzweifelten Verſuch zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Criminal-Prozedur

wegen Mordes, beziehungsweiſe wegen Verleitung hierzu, gegen Nikolaus Herrig und fünf Genoſſen.

Verhandelt vor dem kgl. Aſſiſenhofe zu Saarbrücken.

Den Enthüllungen des Jakob Buſchbacher folgte am nämlichen Tage ein ausführliches Geſtändniß des Nikolaus Herrig. Dieſer Herrig, der, wie ſchon geſagt, als Knecht auf der Buſchbacher Mühle diente, war, wie zur Beurtheilung des Sachverhaltes zu bemerken nöthig iſt, ein Verwandter der Familie Buſchbacher; er war nämlich ein Neffe der Wittwe Buſchbacher und ſomit Geſchwiſterkind mit den Söhnen und Töchtern derſelben. Außer dem Abhängigkeitsverhältniß, in welchem er als Dienſtknecht auf der Mühle wohnte, waltete alſo zwiſchen Herrig und ſeinen ſämmtlichen Mitangeklagten ein nahes Verwandtſchaftsverhältniß ob, woraus das Vertrauen erklärlich iſt, mit welchem ſich die Familie Buſchbacher an den Herrig wandte, als ſie ihn zur Ermordung des Georg Goutt zu gewinnen ſuchte.

Die von Herrig abgegebene Erklärung beſagt im Weſentlichen Folgendes: Nachdem er, Herrig, auf die Mühle gekommen, ſuchte die Frau Goutt ſich ihm zu nähern. Sie klagte ihm über ihren Mann, daß derſelbe ſo geizig ſey, ſie unanſtändig behandle und darauf ausgehe, ſie mit Hilfe falſcher Schriften um ihr Vermögen zu bringen. Später vertraute ſie ihm ihre Abſicht, ihren Mann aus der Welt zu ſchaffen, verfolgte ihn unabläſſig mit Schmeicheleien und Zuthunlichkeiten und trat endlich unverhohlen.

mit dem Antrage hervor, ihren Mann umzubringen, wofür sie ihm eine Belohnung von 200 Thlr. zahlen wolle. Aehnliche Zumuthungen und Versprechungen wurden dem Herrig von den übrigen Mitgliedern der Familie, von den Brüdern Jakob und Johann Peter, von der Wittwe Heß, und insbesondere von der Mutter, der Wittwe Buschbacher, gemacht, die sämmtlich anführten, daß Goutt falsche Schriften anfertige, womit vornehmlich der bereits erwähnte Schuldschein über 1100 Thlr. gemeint war. Bei einer solchen Gelegenheit äußerte der Johann Peter Buschbacher, daß man auch schon anderen Personen die Zumuthung gemacht habe, den Goutt zu beseitigen, namentlich habe seine Schwester Margaretha dem Wirth Mangin einen Schein zu dem Ende ausgestellt. Die Wittwe Buschbacher versprach dem Herrig ebenfalls 200 Thlr. Die Wittwe Heß, deren Mann ein Uhrmacher gewesen, versprach ihm eine Uhr, wenn er die von der ganzen Familie gewünschte That verrichten würde. Ganz besonders aber wurde Herrig von der Frau Goutt mit Bitten und Versprechungen bestürmt. Dies geschah namentlich am 9. Sept., einem Sonntage, an welchem die Ehefrau Goutt des Nachmittags zur Mühle kam und mittheilte, daß ihr Mann sich gegen Abend einfinden werde, um sie abzuholen; seine Mutter und Schwester seyen vereist, die Gelegenheit sey mithin günstig. Die Wittwe Buschbacher und Frau Goutt drangen deßhalb, wie Herrig erklärte, in ihn, an diesem Tage dem verhaßten Daseyn des Goutt ein Ende zu machen. Herrig blieb unschlüssig und wurde dann durch die zufällige Ankunft des unerwartet zum Besuch kommenden Rentners Miger von weiteren Zuredungen für den Augenblick befreit. Dieselben erneuerten sich aber am folgenden Tage, und nun endlich begann der Widerstand, welchen Herrig den Bitten und Versprechungen seiner Verwandten bis dahin entgegen gesetzt hatte, so weit zu ermatten, daß es nur noch einer Anstrengung bedurfte, um denselben vollständig zu brechen. Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten.

Jakob Buschbacher behauptete, daß Goutt ohne irgend einen Antrieb von seiner Seite durch Herrig erschlagen worden sey. Früher habe zwar ein Streit in der Familie wegen des Schuldscheins von 1100 Thlrn. obgewaltet, derselbe sey aber, da Goutt schon längere Zeit vor seinem Tode den Schein freiwillig zurückgegeben, vollständig geschlichtet gewesen. Herrig dagegen war, nach der Angabe des Jakob, aufgebracht gegen Goutt, und sagte einmal, daß die Frau ihm 200 Thlr. versprochen habe, wenn er ihren Mann umbringe. Am 11. Sept. wollte Jakob zur Zeit der That mit seinem Bruder in der eigentlichen Mühle beschäftigt gewesen seyn und plötzlich mehrere Schläge gehört haben. Er eilte in die Küche und sah, wie Herrig den regungslosen und mit Blut überströmten Goutt im Arm hielt und im nämlichen Augenblicke ein Beil aus der Hand legte. Jakob ging auf Goutt zu und drückte, wie er sagt, demselben, „damit er nicht länger Pein leiden solle," den Hals zusammen. Sein Bruder Johann Peter sey gleich nach ihm in die Küche gekommen; er habe nicht gesehen, daß derselbe dem Goutt Schläge versetzt habe. Herrig hätte gesagt, daß er von Goutt zur That gereizt worden. Um die Schande von der Familie abzuwenden, da das Unglück einmal geschehen, habe er mit Herrig die Leiche zunächst in die Scheune geschafft und während der Nacht begraben, später aber dieselbe mit Herrig nach Beckingen gefahren und in die Saar geworfen.

Johann Peter Buschbacher gab ähnlich lautende Erklärungen ab. Herrig, der ohnedies auf Goutt nicht gut zu sprechen gewesen, habe von demselben, als er am 11. Sept. nach der Mühle gekommen, angeblich versprochenes Leder verlangt, sey aber abgewiesen worden, worauf er geäußert habe, daß er das dem Goutt anstreichen werde. Als sein Bruder Jakob, der mit ihm in der Mühle gewesen, dieselbe verlassen habe und in das Wohngebäude gegangen, sey er demselben, in der Meinung, daß zum Nachtessen gerufen worden, nachgefolgt und habe dann beim Eintritt in die Eßstube gesehen, daß Herrig den Goutt mit blutendem Kopfe vor sich liegen gehabt und ihm den Hals zugehalten habe. Herrig sey dann hinausgelaufen, jedoch sofort zurückgekommen und habe, da Goutt noch nicht vollends todt gewesen, demselben noch einige Schläge an den Kopf versetzt. Gleich seinem Bruder Jakob erklärte der Johann Peter, daß er keinerlei Haß gegen Goutt getragen, indem der frühere Streit wegen des Scheines von 1100 Thlrn. durch freiwillige Rückgabe desselben schon längere Zeit geschlichtet gewesen sey.

Die Elisabetha Buschbacher, Wittwe des Uhrmachers Heß, die nach dem Tode ihres Mannes im Dez. 1858 mit ihren Kindern auf die elterliche Mühle zurückkehrte und dort, da sie gänzlich unbemittelt war, in sehr abhängiger Stellung lebte, gewissermaßen das Gnadenbrod aß, ließ sich in folgender Weise aus: ihre Schwester, die Frau Goutt, habe oftmals geklagt, daß ihr Mann durch seinen Geiz und seine Eifersucht ihr dermaßen widerwärtig sey, daß sie lieber ewig „im Prison" sitzen wolle, als länger mit ihm leben. Ihre Schwester habe viel mit Herrig verkehrt und denselben auch schon angegangen, ihren Mann einmal gehörig „durchzuhauen". Am 11. Sept. will die Wittwe Heß

gegen Abend, als sie aus der Kirche gekommen und die Eheleute Goutt in der Mühle getroffen habe, gleich auf ihr Schlafzimmer gegangen seyn und dasselbe vor dem andern Morgen nicht verlassen haben. Am andern Morgen habe sie dann von Herrig gehört, was vorgefallen sey. Herrig habe ihr erzählt, daß er den Hauptschlag gethan. Johann Peter habe auf den Goutt auch noch zwei Schläge geführt, und Jakob habe ihm den Hals zugedrückt. Weiter hätte Herrig ihr mitgetheilt, daß er von der Frau Goutt 200 Thlr. bekommen werde und schon Leder für ein Paar Stiefel erhalten habe. Ihre Schwester habe sie zwei Tage vor dem Fortfahren der Leiche in den Garten geführt und ihr daselbst die Stelle gezeigt, wo sie die aus dem Sekretär genommenen Goldstücke vergraben hätte. Daß sie, die Wittwe Heß, dem Herrig für die Verübung des Mordes eine Uhr versprochen und gegeben habe, sey nicht wahr. Die fragliche Uhr wurde jedoch, nachdem die Frau Goutt aus einer im Arresthause geschehenen angeblichen Aeußerung der Wittwe Heß erfahren und der Behörde angezeigt hatte, daß die in Rede stehende Uhr, die Herrig in seine Kiste gelegt, aber gleich darauf wieder vermißt haben will, in einem Weihwasser-Kesselchen im Schlafzimmer der Wittwe Buschbacher versteckt sey, wirklich in diesem Kesselchen aufgefunden. Ebenso wurden auch die im Garten verborgenen Goldstücke, die Uhr des Goutt, dessen Vorstecknadel und ein Ring, an der von der Wittwe Heß bezeichneten Stelle, kaum ½ Fuß tief in der Erde vergraben, aufgefunden.

Wir haben im Vorstehenden das Geschichtliche des Verbrechens nach den Ergebnissen der mit Eifer und Sorgfalt geführten Untersuchung mitgetheilt. Diese Ergebnisse hatten zur Folge, daß der Rheinische Appellations-Gerichtshof durch Urtheil vom 27. Dez. v. Js. die Anklage gegen sämmtliche Beschuldigte erkannte und dieselben vor das Schwurgericht zu Saarbrücken verwies, vor dessen Schranken sie am 5., 6., 7. und 8. d. Mts. standen. Es liegt uns nunmehr ob, über den Verlauf der Verhandlungen zu berichten, aus welchen der Leser erkennen wird, daß die in der Voruntersuchung ermittelten Thatumstände sich nur allzusehr bestätigt gefunden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Prinz von Wales erhielt in Canada einen stattlichen Neufundländer Hund zum Geschenke. Auf der Ueberfahrt nach England pflegte ein Schiffsjunge den Hund, der bald eine besondere Neigung zu seinem Pfleger faßte. In Plymouth angekommen, gab der Prinz dem Jungen 5 Pfd. St. und nahm seinen Hund mit sich, der aber, kaum ausgeschifft, wieder den Weg nach dem Schiffe suchte. Der Hund wollte nicht von dem Schiffsjungen lassen, den man mit nach London nehmen mußte, wollte man den Hund behalten. Nach einigen Tagen kehrte der Junge, von der Königin beschenkt, nach Plymouth zurück; doch war noch kein Tag vergangen, als er wieder nach Hofe gerufen wurde, indem der Hund sich völlig aller Nahrung enthielt und nicht eher fraß, als bis er seinen Freund bei sich hatte.

Bei dem Ausbau eines alten, baufällig gewordenen Hauses in Berlin wurde neulich von Arbeitern im Keller ein höchst merkwürdiges Exemplar eines sog. Rattenkönigs aufgefunden. Bekanntlich besteht ein solcher Rattenkönig, welchem der Volksglaube in manchen Gegenden noch unheilvolle Kräfte zuschreibt, aus einer Vereinigung alter Ratten, welche in ihren engen Löchern mit den langen Schwänzen sich verwickelt, mitunter völlig zusammengewachsen sind, und in diesem Zustande einem einzelnen Thiere mit vielen Köpfen gleichen. Das in Rede stehende Exemplar wurde von acht Ratten gebildet, welche sämmtlich sehr alt und theilweise blind, im übrigen aber ungemein wohl genährt waren, ein Beweis, daß trotz ihrer hilflosen Lage sie von der jüngeren Generation gut bedient wurden. Bei dem sonderbaren und abstoßenden Aeußern einer solchen Gruppe konnte es nicht befremden, daß die Arbeiter anfänglich nicht wußten, was sie eigentlich vor sich hatten; sie erkannten aber doch, daß es jedenfalls etwas sehr Ungewöhnliches sey, verhinderten die Tödtung der Thiere und übergaben sie dem inzwischen herbeigerufenen Baumeister, welcher den Fund dem zoologischen Garten überweisen will, damit jeder dies seltene und merkwürdige Naturspiel in Augenschein nehmen kann.

Auflösung des Räthsels in № 21:

Sand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Sonntag, 24. Februar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

7.

Laura hatte wohl durch den Diener vernommen, daß Franzen ihrem Vater einen langen Besuch abgestattet habe und daß zwischen Beiden heftige Worte gewechselt worden waren; doch von der Ursache des Zanks oder von dem Gegenstande ihres Gesprächs wußte sie nichts.

Nun war ihr Vater — der kurz nach Franzens Besuch ausgegangen — noch abwesend, aber da er öfters, um Handelsgeschäfte in der Stadt abzumachen, die Stunde des Mittagsmahles vorüber gehen ließ, beunruhigte diese Abwesenheit seine Tochter nicht.

Des Nachmittags traf Laura ihren Vater in einem Saal, wie er mit dem Kopf in den Händen am Fenster saß und in tiefes Nachdenken verloren war.

„Lieber Vater, Du mußt nicht so traurig seyn, Du wirst es später wohl sehen, daß Du Dich über Deine Güte gegen mich freust. Du wirst den Freund ihrer Kindheit nicht von ihr trennen, darum weil er das Schlachtopfer eines niederträchtigen Betrügers geworden ist?"

Hartmann zitterte und schaute noch immer sprachlos zu Boden. Er hatte sich Gewalt angethan, um sich mit Festigkeit zu waffnen; er hatte Stärke gesucht in der Ueberzeugung, daß eine Million doch nicht zu verachten sey, und er und seine Tochter sich wahrscheinlich über die Folgen der gefürchteten Heirath täuschen. Aber alle seine Versuche waren fruchtlos geblieben; sein Herz war von Verzweiflung beherrscht, sein Geist verweigerte ihm jeden Rath; er wußte nicht, wie er seiner Tochter offenbaren sollte, welchem schrecklichen Urtheil sie sich zu unterwerfen habe.

„Himmel, wie bist Du so tief aufgeregt, Vater!" rief das Mädchen erstaunt; „habe ich denn etwas gesagt, das Dich betrüben könnte?"

Als ob Herr Hartmann aus seinem bedenklichen Zustand selbst plötzlich den nöthigen Muth geschöpft hätte, um einen Entschluß zu fassen, erhob er den Kopf und sprach mit seltsamer Hast in der Stimme, doch zugleich in einem Tone tiefer Traurigkeit:

„Laura, mein Kind, ich gäbe mein ganzes Vermögen, mein Leben selbst darum, den Wunsch Deines Herzens erfüllen zu können; aber ich bin Vater — ein unglücklicher Vater, dessen Herz durch den Kampf zwischen Liebe und Pflicht unbarmherzig zerrissen wird. Ich darf in das, was Du begehrst, nicht einwilligen. Du hast keine Erfahrung; Dein argloses Herz wünscht ein Glück, das vielleicht kurze Zeit dauert, doch unfehlbar eine traurige Zukunft herbeiführen muß. Das Leben, welches Dir zu gestatten Du mich zwingen willst, ist ein Leben voll Gefahr. Auf dieser Bahn wartet Deiner nichts als Erniedrigung, Elend und Schande. Berthold hat kein Geld; er wird Dein Erbtheil sorglos verschwenden, Dich in Armuth stürzen. Ich werde todt seyn, Du wirst allein auf der Welt stehen — und vielleicht auf meinem Grabe mich anklagen, daß ich es war, der aus sündhafter Feigheit das Unglück über Dich gebracht hat."

„Vater, lieber Vater, was sagst Du da alles?" schrie Laura. „Ach habe doch ein bischen Mitleid mit mir!"

„Mitleid?" rief Hartmann ganz außer sich. „Nein, kein Mitleid! Ich darf Dich nicht schonen, ich muß Deine unglückliche Liebe zu Berthold mit Gewalt in Deinem Busen ersticken!"

Das erschrockene Mädchen schlug sich die Hände vor die Augen und begann zu weinen. Der Vater, blaß vor innerer Aufregung, schaute sie schweigend an. Das Leid seiner Tochter schnitt ihm peinlich ins Herz. Beherrscht von einem unerbittlichen Geschick und die Beute der widersprechendsten Gefühle, bewegte er sich konvulsivisch auf seinem Stuhle und seine Glieder zuckten in krampfhafter Erschütterung. Nach

einer Weile beruhigte er den Sturm in seinem Innern, hielt mit einem Ausdruck von Mitleid den Blick auf sein trauerndes Kind geheftet und schien sich selbst die Härte seiner Worte zum Vorwurf zu machen. Er faßte sie schmeichelnd bei der Hand und sprach mit muthloser Betrübniß in der Stimme:

„Laura, vergib Deinem unglücklichen Vater, daß er Dir gegen seinen Willen Kummer machen muß. Du begreifst gar wohl, mein Kind, daß ich der Erfüllung der Pflichten, welche das Schicksal mir auferlegt, mich nicht entziehen kann. Ein Mann, der mehr als eine Million besitzt, hat mich um Deine Hand gebeten — und ich, als Vater, der für das Glück seines Kindes auch das schmerzlichste Opfer bringen muß, ich habe dem Millionen reichen Manne die Hand meiner Tochter zugesagt."

Laura hatte ihre Thränen mit Gewalt unterdrückt und sprach mit krampfhaftem Lächeln:

„Also soll ich die Gattin eines Mannes werden, den ich nicht kenne? Meine Hand und mein Herz sollen der Preis einer Geldsumme werden? O nein, armer Vater, Du hast Dich irre führen lassen! Du wirst mich nicht auf dem Altare des materiellen Vortheils opfern, mich, die Dich so zärtlich liebt!"

„Es muß geschehen," murmelte Hartmann mit düsterem Tone.

„Nein, ich bitte Dich, Vater, laß mich in ein Kloster gehen!" rief Laura aus. „Ich werde Berthold vergessen, nie mehr an ihn denken; aber die Braut eines Unbekannten zu werden, der zu hoffen wagte, daß meine Neigung mit Geld zu erkaufen sey? O, lieber noch im bittersten Tode verschmachten!"

(Fortsetzung folgt.)

Criminal-Prozedur

wegen Mordes, beziehungsweise wegen Verleitung hierzu, gegen Nikolaus Herrig und fünf Genossen.

Verhandelt vor dem kgl. Assisenhofe zu Saarbrücken

(Fortsetzung)

Die Verhandlungen begannen am 5. Februar Morgens 9 Uhr. Als Präsident des Assisenhofes fungirte der Appellationsgerichtsrath John aus Köln; als Vertreter des öffentlichen Ministeriums der Ober-Prokurator v. Ammon zu Saarbrücken; als Vertheidiger der Angeklagten die Advokat-Anwälte: Riotte, Leibl, Böcking, Bonnet und Dietzsch aus Saarbrücken und Advokat-Anwalt Amlinger aus Trier.

Die Angeklagten wurden in vier der Reihe nach hintereinander fahrenden Wagen unter Gensdarmerie- und Militär-Eskorte aus dem Kriminalgefängniß nach dem Justizgebäude gebracht, das von einer aus der Stadt und der ganzen, selbst entfernteren Umgegend, zusammengeströmten dicht gedrängten Menschenmenge im eigentlichen Sinne des Wortes umlagert war.

Nachdem die Angeklagten auf zwei hinter einander stehenden terrassenartig aufsteigenden Bänken ihre Plätze eingenommen, und zwar die drei jungen Männer auf der höheren, die drei Frauen auf der unteren Bank, trat der Gerichtshof ein, und es wurde zur Bildung des Schwurgerichts geschritten, zu welchem Zweck der Herr Ober-Prokurator auf Grund des Gesetzes vom 25. Brumaire des Jahres VIII den Antrag nahm: „Der königl. Assisenhof wolle verordnen, daß seine Mitgliederzahl durch einen Ergänzungsrichter verstärkt und daß dem Schwurgerichte zwei durch das Loos zu bestimmende Ergänzungsgeschworne beigegeben werden möchten." Der königl. Assisenhof entschied, daß diesem Antrage Statt zu geben sey, und es zogen sodann die Namen folgender Geschwornen aus der Urne hervor: 1. Jak. Hector jun., Ackerer aus Pachten; 2. Karl Rosenkranz, Krämer in Ottweiler; 3. Andr. Land, Kaufmann in Saarlouis; 4. Joh. Ad. Knipper jun., Maurermeister in Saarbrücken; 5. Karl Phil. Bepetius, Fabrikant in Sulzbach; 6. Joh. Bapt. Withelmy, Ackerer zu Bous; 7. Heinrich Brenner, Gerber in St. Johann; 8. Karl Schäfer, Maschinenmeister in St. Johann; 9. Philipp Adam, Maurermeister in St. Johann; 10. Friedrich Köhl, Bäcker in St. Johann; 11. Ludwig Volz, Müller in St Johann; 12. Peter Leibenguth, Ackerer in Neunkirchen. Zu Ergänzungsgeschwornen wurden bestimmt die Herren: Philipp Pfordt, Maurermeister in Ottweiler und Wilh. Wüllenweber, Zimmermeister in St. Johann.

Bei Konstatirung der Personalverhältnisse beantworteten sämmtliche Angeklagten die Fragen des Herrn Präsidenten nach Namen, Alter, Stand und Wohnort mit fester Stimme. Hierauf erfolgte die Vorlesung des Anklageaktes. Nach Inhalt desselben wurden die Beschuldigten;

1. Nikolaus Herrig, 22 Jahre alt, Dienstknecht, geboren zu Roden und wohnhaft zu Buschbacher Mühle; 2. Johann Peter Buschbacher, 26 Jahre alt, Müller, geboren und wohnhaft zu Buschbacher Mühle; 3. Jakob Buschbacher, 29 Jahre alt, geboren und wohnhaft zu Buschbacher Mühle; 4. Margaretha Buschbacher, Wittwe von Georg Goutt, 33 Jahre alt, ohne Gewerbe, geboren zu Buschbacher Mühle und wohnhaft zu Saarlouis; 5. Elisabeth Senzig, Wittwe

von Johann Buschbacher, 59 Jahre alt, Müllerin, geboren zu Roden und wohnhaft zu Buschbacher Mühle; 6. Elisabeth Buschbacher, Wittwe von Nikolaus Heß, 25 Jahre alt, ohne Gewerbe, geboren und wohnhaft zu Buschbacher Mühle,

angeklagt,

und zwar: 1) N. Herrig, Joh. Pet. Buschbacher und Jakob Buschbacher, gemeinschaftlich am 11. Sept. 1860 in der Buschbacher Mühle den Gerber Georg Goutt vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet zu haben; außerdem: 2) Joh. Pet. Buschbacher und Jakob Buschbacher, den Nikolaus Herrig zu der vorstehend bezeichneten That durch Versprechen und Mißbrauch des Ansehens verleitet zu haben; 3) Margaretha Buschbacher, Wittwe von G. Goutt und Elisabeth Senzig, Wittwe von Joh. Buschbacher, dem N. Herrig zu der vorbezeichneten That Anleitung gegeben und ihn zu derselben durch Ueberredung und Versprechen angereizt zu haben; 4. Elisabeth Buschbacher, Wittwe von Nik. Heß, den Nikolaus Herrig zu der vorbezeichneten That durch Versprechen angereizt zu haben.

Während der Verlesung des Anklageaktes gaben die jungen Männer und die Wittwe Buschbacher keinerlei Zeichen einer inneren Bewegung; die beiden jungen Frauen dagegen senkten ab und zu den Kopf und wischten sich die Augen.

Herrig, der mit einem blauen Kittel, übrigens aber sehr reinlich bekleidet erscheint, ist ein ganz jugendlich aussehender Bursche von mittlerer, aber kräftiger Statur, mit vollem, bartlosem Gesichte, dessen niedere Stirn tief mit dichten braunen Haaren bedeckt ist und einigermaßen den Eindruck geistiger Beschränktheit macht. Die beiden Brüder Buschbacher, die, so wie auch die Frauen, in Trauerkleidern erscheinen, sind schlank und kräftig gebaut und von offener Gesichtsbildung, die namentlich bei Joh. Peter etwas markirt erscheint. Die Wittwe Goutt ist eine zart gebaute Frau mit leidendem Gesichtsausdruck, der um so mehr zu erklären ist, als sie erst vor wenigen Wochen im Kriminalgefängnisse von einem Kinde entbunden wurde. Die Wittwe Buschbacher erscheint als eine Frau von mittlerer Größe und macht äußerlich ganz und gar den Eindruck einer würdigen, charakterfesten Matrone. Die Wittwe Heß ist von kleiner Statur mit offenem, wohlgebildetem Gesichte, blühend in jugendlicher Frische, welche weder die Kerkerluft noch die Bekümmernisse um ihr Schicksal und das ihrer Mutter und ihrer Geschwister im mindesten zu bleichen vermocht haben.

Der Herr Präsident wiederholte den Angeklagten den Inhalt der Anklage, worauf der Herr Oberprokurator das Wort nahm, um dieselbe zu begründen. Es geschah dies in einem bündigen Vortrage, der in einfachen, klaren Umrissen das aus der Untersuchung hervorgegangene Material nach seinen wesentlichsten Momenten zusammenstellte. Die Ehefrau Goutt habe zuerst den Verdacht gegen Mangin zu erregen gesucht, sey aber dann durch verfängliche Aeußerungen des Herrig, durch ihre Gleichgiltigkeit gegen das Schicksal ihres verschwundenen Gatten, und zumal durch die seltsamen Gerüchte über eine geheimnißvolle nächtliche Fahrt selber verdächtig geworden. Der ermordete Goutt sey ein schwacher, energieloser, übertrieben sparsamer Mann gewesen, der mit seiner von entgegengesetzten Neigungen beherrschten Ehefrau und nicht minder mit deren Angehörigen in Unfrieden gelebt habe. Aus diesen feindlichen Gesinnungen seyen bereits früher drei Mordanschläge hervorgegangen. Als der alte Johann Buschbacher gestorben und Goutt mit einem Schuldscheine desselben über 1100 Thaler hervorgetreten sey, auch habe durchblicken lassen, daß er auf Grund dieses so verhängnißvoll gewordenen Scheines die Mühle zum Verkauf zu bringen und zum Eigenthümer derselben zu werden gedenke, sey zu der vorhandenen Abneigung ein neues, noch wirksameres Motiv gekommen: der Eigennutz. Goutt habe die Gesinnungen, von denen seine Frau und die Bewohner der Mühle erfüllt gewesen, vollkommen gekannt; er habe förmlich Buch geführt über die feindseligen Attentate, habe Dolch und Pistole zur Vertheidigung seines Lebens bei sich geführt und habe dennoch wunderbarer Weise nicht von seinem Weibe lassen, nicht von der Mühle wegbleiben können. Mehr und mehr sey die Ungeduld, die Heftigkeit seiner Feinde gestiegen; man habe in dem Knechte Herrig ein Werkzeug zu finden geglaubt, sey von allen Seiten auf denselben eingestürmt, um ihn willig zu machen, und habe in der letzten Stunde ihm Branntwein gewendet, damit er sich Muth trinke. So sey denn das Werk endlich zu Stande gekommen.

Die Angeklagten hörten dem Vortrage des Hrn. Oberprokurators mit sichtbarer Aufmerksamkeit zu und hielten ihre Blicke auf denselben gerichtet. Nur die alte Frau Buschbacher sah mit eisiger Ruhe und regungslosen Zügen still vor sich weg.

Es wurden nunmehr die zur Verhandlung geladenen Zeugen aufgerufen; es sind 53 Betastungs- und 5 Schutzzeugen, die mit Ausnahme einer durch Krankheit entschuldigten Frau aus Roden sämmtlich erschienen sind. Neben diesen Zeugen sind zwei ärztliche Sachverständige geladen und anwesend. Diese und die Zeugen werden nach gesetzlicher Vorschrift ermahnt und verwarnt, und begeben sich alsdann nach dem Zeugenzimmer.

Bevor zum Verhör der Angeklagten geschritten wird, werden die Führungsatteste derselben verlesen. Die Familie Buschbacher war nach Inhalt dieser Atteste, wenn man voll der jugendlichen Verirrung der Margaretha absehen will, bis dahin durchaus unbescholten und erfreute sich hiedurch und als Besitzerin von einer Mühle und etwa 23 Morgen Ackerland und Wiesen einer geachteten Stellung. Herrig wird jedoch als etwas locker und zu Diebereien geneigt bezeichnet und hat im Jahre 1854 eine wegen Diebstahls erkannte vierzehntägige Gefängnißstrafe zu bestehen gehabt.

Was das Verhör der Angeklagten betrifft, so machte es große Sensation, daß zunächst Herrig Erklärungen abgab, die von den in der Voruntersuchung abgegebenen sehr auffallend abwichen. Er behauptete, es sey niemals seine Absicht gewesen, den Gouth umzubringen. Die beiden Brüder, Jakob und Johann Peter Buschbacher hätten ihn dazu gezwungen; sie hätten ihm, nachdem man ihn betrunken gemacht, ein Beil unter die Jacke gesteckt und ihn aufgefordert, dem Gouth damit einen Schlag zu geben; hätten ihn dann, gleichsam mit Gewalt, in die Eßstube geschoben, und da sey nun die That verübt worden. Johann Peter habe auch geschlagen. Er, Herrig, habe augenblicklich Reue gehabt. Seine Tante, die Wittwe Buschbacher, welche an der Hausthüre Wache gestanden, habe gesagt: „Es ist gut, daß der Hund von der Welt ist.“ Dann sey er veranlaßt worden, mit nach Saarlouis zu gehen, wo man ihm zwei Goldstücke geschenkt habe, damit er nichts sage. Aus einem Sekretär habe man eine Summe in Goldstücken und aus einer vom Speicher herunter geholten Schachtel mehrere Scheine, einen Schein über 1100 Thaler, einen Schuldschein des Jakob Buschbacher über 90 Thaler und einen Schein von Mangin genommen. Noch der Mühle zurückgekehrt habe die Wittwe Buschbacher gesagt: „Der Hund ist nicht werth, daß er auf den Kirchhof kommt.“ Die Leiche sey hierauf in einem Kartoffelfelde vergraben und später in die Saar gebracht worden. Daß er durch das Versprechen der Frau Gouth, ihm 200 Thaler zu geben, zur That verleitet worden, stellte Herrig auf das Entschiedenste in Abrede. Dieses Geld sey ihm erst nach der That versprochen worden. Auch sey Gouth auf den von ihm geführten Streich noch lange nicht todt gewesen.

Erst nachdem der Herr Präsident und der Herr Oberprokurator den Angeklagten durch Vorhaltung der Widersprüche und der Unglaublichkeit seiner jetzigen Auslassungen so in die Enge getrieben, daß er sich fortwährend den Schweiß von der Stirn wischen mußte, kam er wieder mehr auf die frühere Darstellung zurück. In der Nachmittagssitzung endlich geschah dies ganz vollständig. Er sagte mit einer gewissen energischen Bestimmtheit: „Was ich vor dem Untersuchungsrichter gesagt habe, ist die Wahrheit!“ Er wiederholte, als Gouth am 11. Sept. Nachmittags zur Mühle gekommen und er, Herrig, schon vorher wegen des Grummetheinfahrens mit Branntwein traktirt worden sey, habe man ihm noch mehr Branntwein zu trinken gegeben und ihm gesagt: „Heute muß es geschehen.“ Und so geschah es denn auch.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf ein Heirathsgesuch, das neulich in den „M. N. N.“ mit dem Beifügen stand, die darauf reflektirenden Damen sollten ihre Photographien beilegen, sind, wie man sich in München erzählt, gegen 100 Portraits dem Betreffenden zugegangen, darunter aber auch einige Karrikaturen mit beißenden Spottschriften. Ein anderer Münchener Spaßvogel, von Schulden bedrängt, ließ kürzlich selbst eine Traueranzeige über seinen Tod veröffentlichen, während er an den Schrecken seiner Gläubiger sich ergötzte.

Jüngst erfuhr ein Vater, was sein kleiner Fritz werden welle. Er frug beim Mittagessen ein jedes seiner Kinder, was es einmal werden wolle. Kaufmann, Professor, General, Minister wollten die älteren Knaben werden. Jetzt kam die Reihe an den Kleinsten. „Fritz, was willst Du werden?“ — „Satt!“ sagte der kleine Fritz und aß tapfer fort.

Räthsel.

Hast du einmal dich etwas unterwunden,
O lieber Mann,
Und hast du etwa mich darin gefunden,
Bist übel dran,
Noch schlimmer aber, wenn du dann mit nassen,
Gesetzt auch trock'nen Augen mich mußt lassen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Dienstag, 26. Februar 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Hartmann mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen bei dem grauvollen Angstschrei seiner Tochter; aber welchen unsäglichen Schmerz er auch erduldete, wie er auch mit rasender Verzweiflung in seinem Innern kämpfte, es gab kein Mittel, dem unerbittlichen Geschick zu entgehen. Sich mit fieberhafter Entschlossenheit waffnend, sagte er mit verhaltener Stimme:

„Der Mann, den ich Dir zum Bräutigam geben will, ist Dir nicht unbekannt, Laura; er kam zuweilen hierher und zeigte sich immerdar liebenswürdig gegen Dich."

Laura sprang auf, als hätte sie den Biß einer Schlange gefühlt.

„Franzen?" rief sie todtenbleich.

„Franzen," wiederholte der Vater bebend vor Angst.

Mit erhobenem Haupte und die Augen glühend vor Entrüstung sagte Laura:

„Franzen? Franzen? Du willst, daß ich die Frau eines Franzen werde? Ich die Braut des Betrügers, der Berthold bestohlen hat? des kriechenden Ungethüms, das schmeichelt und liebkost, um sein Gift ausspeien zu können? Ach, es liegt in mir ein angeborner Haß gegen dieses Scheusal! Und ich soll in Gottes Gegenwart mich zur Liebe gegen ihn verpflichten? Nein, nein, solchen Meineid kann ich nicht begehen. Und spräche auch mein Mund das Jawort, das Neigung gelobt, mein Herz würde ihn verachten, so lange ein Schlag demselben noch Leben läßt!"

Hartmann ergriff ihre beiden Hände und stöhnte, flehentlich ihr in die Augen sehend.

„Laura, ich beschwöre Dich bei dem Namen Deiner seligen Mutter, bei meiner Liebe, bei allem, was Dir theuer ist, sträube Dich nicht länger gegen ein Unglück, das uns vom Schicksal auferlegt ist. Erspare Deinem armen Vater die schrecklichste Folter. Ach, wüßtest Du, mein gutes Kind, wie Dein Widerstand mich schmerzt! Und doch, und doch, Du mußt Franzens Gattin werden. Nichts kann es verhindern, nichts aufhalten. Und wäre diese Verbindung auch eine Trübsal, eine Missethat, Du sollst, Du mußt sie eingehen!"

Laura fiel vor ihrem Vater auf die Kniee und rief, die Hände zu ihm aufhebend:

„Gnade, Vater, Gnade! Verurtheile mich nicht zu einem so schrecklichen Leben! Ach, ich will alles thun, was Du willst; ich will Berthold verstoßen, ihn hassen, wenn ich kann; aber vergib mich doch nicht an Franzen. Gott, das Herz erstarrt mir im Busen! Ich soll mit diesem bösen Geiste, mit diesem Unmenschen leben, Tag und Nacht sein abscheuliches Angesicht sehen und mich stellen müssen, als liebte ich ihn?"

„Mein Kind, mein armes Kind, es ist nichts daran zu ändern," seufzte Hartmann mit dumpfer Stimme.

„Keine Gnade? keine Barmherzigkeit?" wimmerte Laura halb wahnsinnig vor Schreck und Schmerz. „Ha, Du liebst mich also nicht? Du hast mich also nie geliebt."

Hartmann drohte dieser herzzerreißenden Anklage zu unterliegen; doch durch das Schicksal gezwungen, das schreckliche Opfer zu vollbringen, unterdrückte er seine Thränen und sprach in einem Tone, der von unsäglichem Kummer und grenzenloser Verzweiflung zeugte:

„Laura, meine theure Laura, warum zwingst Du mich zu dem gräulichsten Geständniß, das ein Vater seinem Kinde machen muß? Wohlan, es gibt kein Mittel, um wenigstens dieser bittern Marter zu entgehen, ich soll den Gallenbecher bis auf den Grund leeren. Du sollst mich anhören, Laura, Du sollst

wissen, welche geheime Macht mich als Sklaven beherrscht. Du sollst urtheilen, mich retten oder mich verurtheilen zu ewiger Schande."

Das Mädchen hatte wieder das Gesicht mit den Händen bedeckt und vergoß stille Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Criminal-Prozedur

wegen Mordes, beziehungsweise wegen Verleitung hierzu, gegen Nikolaus Herrig und fünf Genossen.

Verhandelt vor dem kgl. Assisenhofe zu Saarbrücken.

(Fortsetzung.)

Johann Peter Buschbacher beharrte bei seiner Vernehmung auf dem System allfallsiger Verneinung, das er in der Voruntersuchung beobachtet hatte. Er erklärte, daß ein Schein über 500 Thlr., welchen sein verstorbener Schwager gegen die Familie habe geltend machen wollen, gefälscht gewesen sey; stellte in Abrede, sich jemals an Attentaten gegen seinen Schwager betheiligt zu haben; erklärte, daß wegen des Scheines über 1100 Thlr. keine Uneinigkeit mehr zwischen der Familie und Goutt bestanden habe; Herrig habe Mitleid mit der Familie gehabt, habe deren Leid nicht länger ansehen können. Als Goutt dann dem Herrig Leder, welches er demselben versprochen gehabt, zu geben sich geweigert, habe Letzterer gesagt: „Das werde ich dem Kerl austreichen!" Herrich habe die That im Eifer verübt. Den Trauring habe er, Johann Peter, an sich genommen, weil er gedacht, er ginge doch zu Schanden. Den Namen im Ringe habe er ausgefeilt, damit wenn er aufgefunden würde, nicht erkannt werde. Die Uhr und das Geld des Goutt habe Herrig an sich genommen. Eine Anzeige von dem erfolgten Todtschlag sey nicht gemacht worden, um keine Schande über die Familie zu bringen. Ueberdies sey Herrig sein „Cousin" gewesen.

Herrig beugte sich während der Erklärung seines Mitangeklagten vor, als wolle er kein Wort davon verlieren. Einmal erhob er sich und sagte, den Johann Peter unterbrechend: „Ich habe die Wahrheit gesagt, Herr Präsident!"

Jakob Buschbacher verlegte sich ebenfalls auf's Leugnen. Er behauptete, die Unterschrift unter dem Scheine über 1100 Thlr. sey nicht richtig gewesen und bei der Aufnahme des Inventariums auch nicht anerkannt worden. Bei der Ermordung will Jakob Buschbacher gar nicht mitgewirkt haben. Er habe, als er in die Eßstube gekommen, gesehen, wie Herrig den Goutt vor sich liegen gehabt, und habe den Letzteren nur am Halse gefaßt, um ihn aufzuheben. Da habe er denn gesehen, daß er todt gewesen. Die früher zu Protokoll genommene Angabe, als habe er seinem Schwager den Hals zugedrückt, damit derselbe nicht länger Pein leide, müsse auf einem Mißverständnisse beruhen. Wer dem Goutt das Geld, die Uhr und die Schlüssel abgenommen, wisse er nicht. Das blutige Beil habe er gereinigt, weil die That doch einmal geschehen gewesen.

Die Ehefrau Goutt erklärte bezüglich ihrer früheren Verhältnisse zu ihrem Manne, derselbe habe sie bei ihrer ersten Bekanntschaft nicht aus Eifersucht, sondern nur deßhalb verlassen, weil man ihm die beanspruchte Mitgift von 4000 Thlr. nicht habe zusichern wollen. Er sey aber später doch wiedergekommen und habe ihr Kind als das seinige anerkannt. Von dem Scheine über 1100 Thlr. habe sie früher nichts gewußt. Auch wisse sie nicht, ob derselbe echt gewesen. Ihr Mann habe sie unwürdig behandelt, sey geizig und mißtrauisch gewesen, habe Alles, selbst die Viktualien des täglichen Haushaltes, mit alleiniger Ausnahme des Brodes, unter seinem Verschluß gehalten, auch alle Einkäufe von Gemüsen, Fleisch u. s. w. selbst besorgt. Sie habe niemals andere Leute angestiftet, ihren Mann unzubringen, namentlich niemals weder mit Mangin, noch mit Herrig darüber unterhandelt; dem Mangin habe sie nur einen Schein über 50 Thlr. gegeben, damit er die Heirath zwischen ihr und Goutt zu Stande bringen möge. Herrig dagegen habe sich selbst zur Ermordung ihres Mannes angeboten, weil er Willens gewesen, nach Amerika zu gehen, wo sein Vater lebe; sie habe demselben aber kein Gehör geschenkt. Ueber die Vorgänge am 11. Sept. erklärte sich die Angeklagte ähnlich, wie sie in der Voruntersuchung gethan, stellte aber Alles und Jedes in Abrede, was sie, ihre Mutter oder ihre Geschwister hätte belasten können. Insbesondere nahm sie die frühere Erklärung, daß ihre Mutter den Herrig mit Geldversprechungen zur That gewonnen habe, mit Entschiedenheit zurück.

Die Wittwe Buschbacher stellte ebenfalls Alles in Abrede. Sie spricht fest und entschieden. Ihre Söhne hätten sich an den Goutt gar nicht gestört, hätten ihn ruhig gehen lassen. Der Schein über 1100 Thlr. habe nicht auf Wahrheit beruht, denn ihr Mann sey krank gewesen und habe nicht nöthig gehabt, Geld zu leihen. Auf fast alle Fragen

des Herrn Präsidenten antwortete die Angeklagte: „Nein, meine Herren."

Herrig erhebt sich mit einem Male und sagt mit großer Energie: „Es ist alles gelogen, was sie sagen. Sie sind die Anstifter allegar (insgesammt). Sie haben ihm schon lange nach dem Leben getrachtet und nur nicht gewußt, wem sie es auf den Buckel bringen konnten!" (Sensation.)

Die Wittwe Buschbacher widerspricht, was Herrig sage, sey nicht wahr.

Die Wittwe Heß bleibt bei ihrer in der Voruntersuchung abgegebenen Erklärung. Sie will von der That erst Kenntniß erlangt haben, als sie andern Tags gesehen, daß das Eßzimmmer aufgewaschen gewesen; will auch dem Herrig weder eine Uhr versprochen, noch geschenkt, sondern eine solche ihm auf seine Bitte nur geliehen haben. Was das Vergraben des Geldes im Garten an einer Pappel anbelangt, so erklärte die Frau Heß das gerade Gegentheil von dem, was ihre Schwester Margaretha dieserhalb ausgesagt.

Es wird sodann zur Beweisaufnahme durch Vernehmung der Zeugen geschritten. Die den Zeugen vorzulegenden Ueberführungsstücke sind auf einem Tische ausgebreitet und bestehen in dem Schädel des Ermordeten und den Kleidungsstücken, womit seine Leiche bekleidet war; ferner in zwei Beilen, einer goldenen Uhr nebst Kette, einem goldenen Ringe und einem kleinen Beutel mit 96 Napoleonsd'or, sodann in einem farbigen Näpfchen von Steingut, in welchem die vorbemerkten Werthgegenstände im Garten der Buschbacher Mühle vergraben waren.

Was die Vernehmung der Zeugen anbelangt, so bemerken wir, daß die Deposition derselben die in dem Anklageakte enthaltenen thatsächlichen Ergebnisse der Voruntersuchung im Wesentlichen durchaus bestätigten, und daß wir deßhalb, um Wiederholungen zu vermeiden, nur dasjenige hier anführen werden, was als besonders charakteristisch erscheint.

Der Polizeikommissär G. Zörn aus Saarlouis, der eine im dortigen Gefängniß stattgehabte Unterredung des Jakob Buschbacher mit seinem Freunde Nikolaus Zipp unbemerkt angehört, bekundet, wie der Erstere gesagt habe, seine Schwester Margaretha sey an Allem Schuld, weil sie beständig geklagt, daß sie es bei ihrem Manne nicht mehr aushalten könne und lieber ins Wasser springen wolle. Von dem Schwager des Ermordeten, dem Gastwirth Retienne in Saarlouis, hörte Zeuge, daß die Familie Buschbacher in den letzten sechs Wochen vor der That sich gegen Goutt viel freundlicher gezeigt habe, als vorher. Das Auffinden des Geldes, der Uhr ꝛc. im Garten der Mühle sey auf Angabe der Wittwe Heß erfolgt, die erklärt habe, daß die Frau Goutt ihr die betreffende Stelle bezeichnet habe.

Der Bürgermeister J. Liné von Beckingen bekundet über das Auffinden der Leiche. Die Taschen in den Kleidern derselben seyen umgekehrt gewesen, so, als ob die räuberische Hand, die sie geleert, dieselben herausgezogen habe.

Der Steuermann J. Kind von Rehlingen bekundet ebenfalls über das Auffinden der Leiche und rekognoszirt die ihm vorgelegten Kleidungsstücke des Goutt. Beim Auseinanderlegen derselben wird die Wittwe Goutt sichtbar ergriffen.

Es wurden hierauf zunächst und mit Genehmigung der Angeklagten und ihrer Vertheidiger außer der Reihe die beiden Sachverständigen vernommen. Es sind dies die Aerzte Dr. Th. Hellinger, Kreisphysikus in Merzig, und Dr. G. Birnbaum, Distriktsarzt in Dillingen, welche die Leiche des Goutt obduzirt und hierüber Bericht erstattet haben. Herr Hellinger gibt eine genaue Relation über den Leichenbefund und namentlich über die festgestellten Kopfwunden, die er an dem Schädel des Ermordeten erläutert, wobei sämmtliche Angeklagten sehr aufmerksam zuschauten. Am Kopfe des Ermordeten ergaben sich vier Verletzungen: eine am Hinterkopfe, die mit einem stumpfen, und zwei in der Schläfengegend der linken Seite, die mit einem scharfen Instrumente zugefügt waren; endlich eine vierte Verletzung vorn auf der Stirne, die zwar auch mit einem stumpfen, aber augenscheinlich kleineren Werkzeuge beigebracht war. Die anscheinend mit der Rückseite einer Art zugefügte Wunde am Hinterkopfe, die einen gewaltigen, weit verzweigten Knochenbruch zur Folge hatte, war unbedingt tödtlich. Von den beiden Wunden in der Schläfengegend, die ebenfalls einen Knochenbruch verantaßten, und von der Verletzung an der Stirn, wobei ein Knochenbruch nicht erfolgte, konnte zwar nicht mit voller Gewißheit gesagt werden, daß sie absolut tödtlich waren, doch seyen sie es wahrscheinlich gewesen, da sie nothwendig eine Erschütterung des Gehirns hervorbringen mußten. Unter allen Umständen aber haben sie den Tod beschleunigt. Sämmtliche Verletzungen empfing der Körper im lebenden Zustande. Die Hauptwunde am Hinterkopfe war die Folge eines kräftigen, etwas schräg geführten Schlages, wobei der Schlagende etwas höher stehen, oder aber der Getroffene sich in sitzender Stellung befinden mußte. Als die übrigen Schläge fielen, war die Lage des Körpers eine veränderte. Die vorgezeigten Beile wurden als solche Werkzeuge anerkannt, wie sie zur Beibringung von Verletzungen der vorliegenden Art geeignet sind. Merkmale, die hätten an-

nehmen lassen, daß dem Ermordeten der Hals zugedrückt worden, fanden sich nicht vor. Dieser Umstand schließt aber, wie die Sachverständigen erklären, keineswegs aus, daß solches im vorliegenden Falle dennoch an dem schon todtlich getroffenen Goutt geschehen, indem nach den Feststellungen der Wissenschaft bei einem bereits im Todeskampf liegenden Körper keine Suculationen (Blutunterlaufungen) mehr hervorzubringen sind.

Der Zimmergeselle Johann Pauli von Roden fuhr in der Nacht vom 22. zum 23. Sept. eine kurze Strecke mit auf dem Wagen, womit Herrig und Jakob Buschbacher die Leiche nach der Rehlinger Fähre transportirten. Er roch etwas wie Leichengeruch, sprach später hierüber und wurde deßhalb von Herrig nach der Buschbacher Mühle bestellt und von der Wittwe Buschbacher ausgefragt, die ihm sagte, er solle schweigen und hiefür belohnt werden.

Die Wittwe Buschbacher, vom Herrn Präsidenten befragt, ob dies wahr sey, antwortete: „Ja, es war so eine Sache, von der man nicht gern hatte, daß etwas davon herauskäme."

Dem Zeugen Nikolaus Schäfer sagte Herrig am 26. Sept., als nach Auffindung der Leiche von der nächtlichen Fahrt die Rede war: „Ich gäbe drei Finger darum, wenn ich vor drei Wochen nicht auf der Buschbacher Mühle gewesen wäre; doch meinetwegen! Mir nicht mehr wie einem Andern."

Der Ackerer Conrad Schönen aus Roden bekundet über die große Unruhe der Familie Buschbacher, als nach Auffindung der Leiche die mysteriöse Fahrt zur Sprache gekommen. Nach einander kamen die Wittwe Heß und Johann Peter Buschbacher des Abends, und am folgenden Morgen schon früh um 4 Uhr die Wittwe Buschbacher zum Zeugen, um sich zu erkundigen. Der Johann Peter zeigte große Angst und sagte, man solle schweigen, es möge kosten, was es wolle.

Die 12jährige Agnes Frantz aus Saarlouis bekundet, daß sie von der Wittwe Goutt nach der Mühle geschickt worden, um ein Trauerkleidchen zu holen. Dieß geschah, ehe noch die Leiche des Goutt aufgefunden war, also zur Zeit, wo die Frau Goutt äußerlich thun mußte, als sey ihr das Ableben ihres Mannes unbekannt.

Der Gefängnißaufseher W. Schütz aus Saarlouis sagt aus, er sey mit Goutt bekannt gewesen, und dieser habe mehrfach geklagt, daß seine Verwandten auf der Buschbacher Mühle ihm nach dem Leben trachteten, weßhalb er Dolch und Pistole bei sich trage. Wenn ihm einmal etwas zustoßen sollte möge er, der Zeuge, bei der Polizei Anzeige machen.

Der Vertheidiger des Herrig nahm den Antrag, festzustellen, daß sein Klient zu der Zeit, als der Versuch gemacht worden, den Goutt im Mühlengraben zu ersäufen, nicht auf der Mühle gewesen sey. Nachdem dies konstatirt war, erhob sich Herrig und sagte: „Der Mann, der dabei war, ist ein Bäckergeselle und befindet sich hier im Saale; ich habe ihn soeben gesehen." Der von Herrig bezeichnete Bursche, seinem Aeußern nach ein echter Vagabund, wird vorgerufen und kraft der dem Präsidenten zustehenden Befugniß uneidlich vernommen. Er erklärt, die fragliche Erfindungs-Geschichte sey nur „ein Spaß" gewesen.

Die Elisabeth Wernet, Ehefrau des vorigen Zeugen, war mit der Familie Goutt bekannt. Goutt habe geglaubt, seine Schwiegermutter und seine Schwäger gingen darauf aus, ihn umzubringen. Im Gefängnisse habe die Frau Goutt ihrer Mutter die Schuld beigemessen, die, wenn sie sich über ihren Mann beklagt, geantwortet habe: „Sey still, mein Kind, wir schaffen ihn auf die Seite. Er ist doch nichts nutz." Frau Goutt habe ihr, der Zeugin, auch mitgetheilt, daß sie der Lieschen (Wittwe Heß) gesagt habe, wo das Geld vergraben sey. Als demnächst die Zeugin mit der Frau Heß hierüber gesprochen, habe diese geäußert: „Ja, das hat sie mir gesagt; die Kanaille ist schuld an meinem Unglück; der gehört der Kopf herunter."

Frau Heß räumt ein, daß sie das wohl gesagt haben könne, „in ihrer Bosheit", weil sie „im Prison" und von ihren Kindern weg gemußt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der Nähe des Städtchens Edingen am Neckar, bei dem Schwabenheimer Hofe, zeigten sich vor einiger Zeit 3 sogenannte Singschwäne. Diese Vögel halten sich sonst nur im hohen Norden auf, und sind jedenfalls für unsere gemäßigte Zone eine sehr seltene Erscheinung. Sie kommen nur in besonders strengen Wintern nach Deutschland.

Auflösung des Räthsels in № 24:
Paar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Freitag, 1. März 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

„Höre, Laura," sprach ihr Vater, „höre und laß mich wenigstens in den Herzen meines Kindes Entschuldigung finden. Ich war der Sohn eines Arztes. Mein Vater hinterließ mir nichts auf der Welt als einen ehrlichen Namen und eine gute Erziehung. Deine Mutter war die Tochter sehr reicher Leute. Ich liebte sie, ehe die kalte Welt das vertrauende Gefühl der Seele höhnisch ertödtet hat. Ihre Eltern verweigerten mir ihre Hand unter dem Vorwand, daß ich, der nichts als seine Liebe zu ihr besaß, ihr den Wohlstand nicht sichern könnte, den sie bisher im Verkehr der großen Welt genossen hatte. Ich bat, ich flehte; ich versprach, allen meinen Neigungen zu entsagen, um Geld zu gewinnen. Endlich durch die Standhaftigkeit Deiner Mutter überwunden, gaben sie gegen ihren Willen unsere Vereinigung zu. In dem süßen Genuß des ersten Jahres der Ehe vergaß ich mein Versprechen: ich umgab meine Bertha, Deine Mutter, mit Pracht und Wohlleben und scheute keine Kosten, wenn ich vermuthen konnte, daß sich ein Wunsch in ihrem Herzen regte. Ich bemerkte bald, daß sich unsere Mittel verringerten. Der Gedanke, daß die edelmüthige Liebe Deiner Mutter zu mir für sie in der That eine Quelle der Erniedrigung werden sollte, ergriff mich mit Schrecken. Wie? Sie, die bis dahin im sorglosen Ueberfluß gelebt hatte, sie sollte im Haushalt, an ihren Kleidern, bei Besuchen sparen müssen? Wir sollten eine kleinere Wohnung beziehen und Deine Mutter vor aller Augen, zum Spott ihrer Verwandten und Bekannten, an ihrer Haltung, an ihren Worten, an ihrer Kleidung das Zeugniß der Strafe für ihre Neigung zu mir herumtragen? Die Welt ist so unbarmherzig gegen den, der auf der gesellschaftlichen Leiter abwärts sinkt! Sollte sie meine Bertha verspotten und mit Fingern auf sie deuten? Nein, nein, dies durfte nicht geschehen! Aber wie dieselbe vor Erniedrigung bewahren? Geld, Geld — mußte es seyn. Jetzt erst begann ich den hohen Werth des Geldes zu begreifen. Konnte ich nicht den Frieden, das Glück und die Würde Deiner Mutter damit erkaufen? Ich fing an, Handelsgeschäfte, mancherlei Handelsgeschäfte zu treiben; oft wurde ich betrogen, weil mir noch zu viel Vertrauen zu den Menschen blieb; aber es glückte mir jedesmal, meine Verluste wieder hereinzubringen. Du, Laura, tratest eben in Dein zehntes Jahr, ich sah Dich zur Jungfrau heranwachsen; Deine Zukunft bekümmerte mein Gemüth. Ich fühlte mich zu vermehrter Arbeit, zu noch größerer Geldsucht angetrieben, und bald setzte ich alles, was wir besaßen, auf den Würfel wechselvoller, doch viel versprechender Unternehmungen. Man war mir zu schlau, ich wurde betrogen und verlor mit einem einzigen Schlage des Schicksals fast Alles. Sollte ich mein Loos annehmen und Deine Mutter und Dich, meine Laura, in Armuth verfallen lassen? O nein; ich legte wie ein Kleid, das sich abgetragen, meine angeborne Weichheit des Gefühls ab und erhob mit einem drohenden Spottgelächter das Haupt gegen die betrügerische und habsüchtige Welt. Dann wurde mir von Herrn Robyn das Mittel angeboten, um auf einmal fast so viel zu gewinnen, als ich verloren hatte, und stimmte ich ihm hierin bei, wollte er mir Geld genug verschaffen, um bei einiger Aufmerksamkeit meinen Untergang vor Jedermanns Augen verbergen zu können. Ich zauderte lange; aber das Elend, das meine Gattin und mein Kind bedrohte, lähmte jeden Widerstand.

Mit leiser Stimme und gedämpftem Tone fuhr er fort:

„Laura, ich sterbe vor Scham bei dem Bekenntniß, das ich thun muß, aber ich kann dem Schicksal nicht entgehen. Ach, habe Mitleid mit mir. Ich unterzeichnete in Robyn's Hände Schriften, die mich schuldig machen in den Augen des Gesetzes.

Laura schaute ihren Vater bebend an, und eine furchtbare Blässe entfärbte ihr Gesicht.

„Niemand hat je etwas von dieser meiner beklagenswerthen Unvorsichtigkeit erfahren; Niemand hat je vermuthet, daß ich eine unehrliche That begangen haben konnte. Robyn hat mir immerdar gesagt, daß die Schrift, der einzige Beweis dessen, was geschehen, längst vernichtet sey; aber Franzen, der grausame Franzen hat das Geheimniß bewahrt. Er will es mir zurückgeben, es in meiner Gegenwart verbrennen, wenn Du, Laura, seine Gattin wirst."

Mit Thränen und einer Stimme, die ihm fast in der Kehle erstickte, fügte er hinzu:

„Wo nicht, so wird er Deinen Vater vor Gericht anklagen und zur Schande, zum Gefängniß verurtheilen lassen."

Laura saß regungslos wie ein Steinbild da; nur ihre Lippen bewegten sich konvulsivisch. Herr Hartmann fiel nun seinerseits vor ihr auf die Kniee und stöhnte bittend:

„Laura, meine vielgeliebte Laura! Gnade, Gnade für mich! Glaube nicht, daß Dein Vater aus Selbstsucht das schreckliche Opfer von Dir verlangt. Ach, wollte ihm Gott den Tod schenken, er würde dankbar und glücklich zu Deinen Füßen sterben. Aber es würde nichts helfen: Franzen würde sein Verlangen erfüllt sehen wollen, sich an dem Gedächtnisse Deines Vaters rächen; meine Schande würde auf Dich zurückfallen. Unterwirf Dich als ein geduldiges Schlachtopfer; hoffe, daß Gott Deine Liebesthat segnen, daß er Dir Ruhe und Frieden im Leben gewähren wird, weil Du meinen Willen befolgt hast. O, rette Deinen Vater vor offenbarer Schande!"

Ein Geräusch an der Thüre ließ Hartmann aufspringen, ehe Laura ihm geantwortet hatte. Die Haushälterin erschien an derselben.

„Herr Franzen," sprach sie, „möchte gern einige Worte mit dem Herrn sprechen; er hat ihm etwas Eiliges zu sagen."

„Nein, ich bin nicht zu Hause, ich kann Niemand empfangen," stammelte Hartmann mit fast wahnsinniger Geberde des Aergers und der Ungeduld.

„Rosalie, führe Herrn Franzen in dieses Zimmer," befahl Laura.

„Himmel, was willst Du thun?" schrie Hartmann.

„Einen letzten Versuch machen," antwortete sie entschlossen.

„Aber er wird nichts hören wollen."

„Wer weiß? Sey ohne Furcht, Vater; ich habe meine Pflicht begriffen und werde Dich retten — aber ich höre ihn kommen. Thue mir den Gefallen, lieber Vater, und laß mich einen Augenblick mit Franzen allein!"

Hartmann wurde so sehr durch den muthigen Ton von Laura's Stimme beherrscht, daß er, ohne weiter zu sprechen, gehorsam ihrem Verlangen, sich durch eine Seitenthüre zurückzog.

(Fortsetzung folgt.)

Criminal-Prozedur

wegen Mordes, beziehungsweise wegen Verleitung hierzu, gegen Nikolaus Herrig und fünf Genossen.

Verhandelt vor dem kgl. Assisenhofe zu Saarbrücken.

(Fortsetzung.)

Jakob Buschbacher sagte zur Zeugin Wernet, die Schwester und die Mama hätten ihn und seinen Bruder so weit gebracht, daß sie sich darauf eingelassen u. s. w. Für eine vertrauliche Zusammenkunft mit dem in demselben Gefängniß aufbewahrten Herrig wollte Jakob Buschbacher sein halbes Vermögen verschreiben. Nachträglich erklärte die Zeugin noch, daß Herrig ihr gesagt, Alle hätten geholfen, nur die Lieschen nicht, die hätte vielmehr abgerathen. Herrig erhebt sich und widerspricht. Er behauptet: „Die Frau Heß ist auch damit einverstanden gewesen; wir allegar." Als der Herr Ober-Prokurator ihn aufforderte, zu erklären, weßhalb er früher die Frau Heß als unschuldig bezeichnet habe, gibt er zur Antwort: „Ich wollte Frau Heß schonen. Erst als der Arresthausverwalter mich ermahnte, Alles zu bekennen, sagte ich demselben, daß Frau Heß mir eine Uhr versprochen und mir dieselbe auch gegeben habe."

Die Ehefrau Johann Wirth aus Roden bekundet, daß Gouth mehr wie fünfzig Mal in ihrem Hause geschlafen, weil er aus Furcht vor den „Müllersjungen" sich gescheut habe, Abends in der Dunkelheit nach Hause zu gehen. Gouth habe ihr auch den Schein gezeigt und vorgelesen, in welchem die Frau Gouth dem Mangin 500 Thlr. verschrieben habe, damit er ihren Mann umbringe.

Wenn auch nicht zu den mustergiltigsten, so doch jedenfalls zu den bemerkenswerthesten Zeugen gehörte der Rentner Nikolaus Miger aus Saarlouis, der mit der Familie Buschbacher vielfach verkehrte und jetzt auch zum Kurator ihres Vermögens bestellt ist. Dieser Miger, ein alter Graukopf mit verschmitztem Gesicht und beständig lächelnd, selbst wenn er un-

angenehme Dinge zu hören bekam, spielte, wie der Herr Präsident sich zu bemerken veranlaßt fand, in den Angelegenheiten der Familie Buschbacher und auch in der gegenwärtigen Prozedur eine eigenthümliche Rolle. Er gibt, auf Befragen, das Vermögen der Familie Buschbacher auf mindestens 16,000 Thaler an. Ihm — dem Miger — gegenüber habe Goutt Anfangs in Abrede gestellt, einen Schein über 1100 Thaler gegen die Familie Buschbacher zu besitzen, dies aber später eingeräumt. Als Goutt diesen Schein in Gegenwart des Zeugen seiner Frau gezeigt, habe diese gesagt: „Was hast Du da gemacht! Nie kann ich zugeben, daß Du so meine Familie betrügst." Goutt habe dazu geschwiegen. Zeuge glaubte indeß, daß die auf dem Schein befindliche Unterschrift des alten Buschbacher echt gewesen. Als der Schein bei Aufnahme des Inventars der Familie Buschbacher präsentirt worden, seyen Alle sehr aufgebracht gewesen und hätten geweint. Goutt's Absicht, den Schein geltend zu machen, um in Besitz der Mühle zu kommen, sey der Familie Buschbacher bekannt gewesen; er — Zeuge — habe ihr dies selbst gesagt. Johann Peter Buschbacher habe die Absicht gehabt, auf die Mühle zu heirathen. Miger bekundet noch, daß die alte Frau Buschbacher ihm 6—8 Wochen vor dem Tode des Goutt erzählt habe, daß sie von demselben den Schein über 1100 Thaler zurückbekommen. Die Frau Buschbacher behauptet, dies sey richtig. Goutt habe den Schein selbst zerrissen. Der Herr Präsident bemerkte hierauf, daß diese Angabe nicht mit dem übereinstimme, was ihre Söhne ausgesagt. Es erfolgte nun ein Kreuzverhör der Wittwe Buschbacher und ihrer Söhne, wobei sich Widersprüche von allen Seiten ergeben. Die vom Herrn Präsidenten auf Antrag der Vertheidigung gestellte Frage, ob Zeuge nicht mit der Frau Goutt in Saarbrücken bei einem Anwalt gewesen, um eine Ehescheidungsklage einzuleiten, wird von Miger mit dem Zufügen bejaht, daß auch die Wittwe Buschbacher dabei zugegen gewesen sey.

Die Ehefrau Johann Fischer aus Roden bekundet, daß, als sie die Familie Buschbacher vom Auffinden der Leiche des Goutt benachrichtigte, dessen Schwiegermutter, die Mitanstifterin seiner Ermordung, ein Wachsstöckchen hervorgeholt, um es „zum Troste für die arme Seele des Verstorbenen" anzuzünden. (Sensation.)

Der Gastwirth Eduard Retienne aus Saarlouis, Schwager des Ermordeten, bekundet über das häusliche Leben der Eheleute Goutt und über das höchst gleichgiltige Verhalten der Frau Goutt nach dem Verschwinden ihres Mannes. Sie sagte, daß sie am Abend die Rückkehr desselben erwarte „und ein Hähnchen für ihn geschlachtet habe.

Die als Zeugin geladene Mutter des Erschlagenen, Wittwe Joseph Goutt, wird, da von Seiten der Vertheidigung hiergegen protestirt wird, nicht vernommen, selbst nicht uneidlich, was der Herr Oberprokurator anheimgegeben hatte. Wohl aber wird die Rentnerin Franziska Goutt, Schwester des unglücklichen Opfers, uneidlich vernommen. Sie deponirt über die häuslichen Verhältnisse der Eheleute Goutt und bekundet, daß die Frau Goutt in ihrer Gegenwart ihrem Bruder gedroht, sie werde ihn an einen Mann „anbringen". Die Zeugin hat die oft erwähnten Schuldscheine über 1100 Thaler und 500 Thaler, sowie den Schuldschein des Jakob Buschbacher über 90 Thaler in den Händen ihres verstorbenen Bruders gesehen.

Die Putzmacherin Barbara Gerad aus Saarlouis brachte die erste Nacht nach dem Morde bei der Ehefrau Goutt auf deren Bitten zu. Frau Goutt habe sich ängstlich gezeigt, weil ihr Mann nicht zu Hause und weil sie „Andeutungen" gehabt. Es habe zu ihren Füßen ein Schlag gethan, als ob die Erde sich spalte. Dann hätte sie geträumt, ein schwarzer Zahn sey ihr ausgefallen — nach dort herrschender Meinung ein Unglückszeichen. Während der Nacht sey die Frau Goutt im Bette öfter zusammengefahren, sey auch einmal ohne sichtbare Veranlassung aufgestanden, habe Licht angezündet und sey mit demselben vor den Spiegel getreten.

Die Rentnerin Ehefrau Aug. Pet. Legendre aus Neuilly bei Paris war nach dem Verschwinden des Goutt bei dessen Frau, die im höchsten Grade unbekümmert um das Schicksal ihres Mannes gewesen. Frau Goutt habe ihr Kind unbarmherzig ins Gesicht geschlagen. Als die Zeugin ihr hiergegen Vorstellungen machte, erwiederte sie: „Ich kann es nicht leiden; es ist ein Duckmäuser, gerade wie sein Vater!"

Der Buchhändler Gustav Blum aus Saarlouis kennt die Eheleute Goutt ziemlich genau, weil er in deren Hause zur Miethe gewohnt. Er bekundet, daß Goutt die Stube, worin er sein Geld und seine Papiere aufbewahrte, ingleichen die Lebensmittel, vor seiner Frau sorgfältig verschlossen gehalten, Letztere aber sonst nicht übel behandelt habe. Zeuge sah den Schein über 500 Thaler, den Maugin von der Frau Goutt erhalten haben will, damit er ihren Mann umbringe. Die Summe des Scheines war in Buchstaben ausgedrückt, eine Verwandlung der Ziffer 50 in 500 also nicht ausführbar.

Die Ehefrau Gustav Blum deponirt, daß die Frau Goutt eines Tages zu ihr gesagt: „Meine

Mama gäbe 2—4, ja auch 500 Thaler darum, wenn wir den Goutt los wären. Wenn der Mangin aus dem Arrestthause kommt, der läßt ihn gewiß nicht laufen." Frau Goutt fügte hinzu: „Ich habe auch einen in Frankentern, der dazu zu gebrauchen ist!" Als Zeugin das Verschwinden des Goutt erfahren, seyen ihr die Redensarten der Frau Goutt eingefallen, und sie habe gleich Verdacht geschöpft. Frau Goutt ließ sich, als ihr Mann verschwunden war, die Geschichte des bekannten, gerade damals zu Neuwied verhandelten Meder'schen Prozesses erzählen, und hörte dieser Erzählung mit größter Gemüthsruhe zu.

Der Notär Jakob Bruch aus Saarlouis deponirt: Goutt sey etwa sechs Wochen vor seinem Tode zu ihm gekommen und habe die Absicht ausgesprochen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Goutt habe zwei Tage vor der Rodener Kirmeß auf der Buschbacher Mühle die Siegel anlegen lassen, also zur Zeit, wo dort von allen Seiten Gäste zu erwarten gewesen. Als Goutt bei der Aufnahme des Inventars den Schein über 1100 Thaler präsentirte, sey eine sehr heftige Szene entstanden, so, daß er, der Notär, habe dazwischen treten müssen, um Thätlichkeiten zu verhüten. Die Wittwe Buschbacher habe indeß ihre Söhne ermahnt, sich ruhig zu verhalten, was dann auch geschehen. Goutt habe gegen ihn, den Zeugen, geäußert: „Ich will die Bauern einmal bei den Hörnern packen; ich habe sie durch den Schuldschein in der Hand." Da die Wittwe Buschbacher behauptet hatte, daß Goutt den Schuldschein etwa sieben bis acht Wochen vor seinem Tode freiwillig zurückgegeben, wird Notär Bruch vom Herrn Präsidenten gefragt, ob Goutt wohl ein Mann gewesen, der einen Schein über 1100 Thaler freiwillig zurückgebe? Zeuge antwortete: „Nein; durchaus nicht. Goutt sagte mir noch sechs Wochen vor seinem Tode, er wolle auf den Schein klagen, weil man ihm keine Zinsen zahle."

Frau Buschbacher erklärte hierauf wiederholt, daß Goutt ihr den Schein etwa acht Wochen vor seinem Tode zurückgegeben habe. Dagegen räumt sie jetzt ein, daß ihr Sohn Johann Peter wohl die Absicht gehabt, die Mühle zu übernehmen.

Der Angeklagte Herrig verlangt das Wort. Er erklärt, daß Goutt habe gezwungen werden sollen, eine Quittung über die 1100 Thaler auszustellen. Dies sey nicht geschehen. Auf der Mühle habe man deßhalb die Unterschrift des Goutt auf einen kleinen Schein, den man an das Fenster gehalten, nachgemacht. Durch diese Angabe gewinnt ein bei den Akten befindlicher kleiner Zettel, der bis dahin nicht sehr beobachtet worden, mit einem Male an Interesse. Es ist darauf eine von der Hand des Zeugen Miger geschriebene Quittung über die 1100 Thaler enthalten: aber gerade an der Stelle, wo der Name des Quittirenden gewöhnlich zu stehen pflegt, ist ein Streifchen aus dem Zettel abgeschnitten, so daß dabei einige Buchstaben des Kontextes der Quittung mit durchschnitten waren. Miger, über den seltsamen Zettel befragt, antwortete lächelnd, er habe gar nichts zu bedeuten: es sey nur ein „Entwurf" zu einer Quittung gewesen.

Der Kaufmann Hermann von Dirke aus Saarlouis deponirt, Goutt habe ihm den Schein über 500 Thaler, welchen angeblich die Frau desselben dem Mangin ausgestellt, um ihn zur Tödtung ihres Mannes zu bewegen, gezeigt. Die mit Buchstaben geschriebenen Worte: „Fünfhundert Thaler" hätten ausgesehen, als ob sie nachträglich geschrieben worden, weil sie, verschieden von der übrigen Schrift, in einen engen Raum zusammengedrängt geschrieben worden seyen. Dieser Umstand ist in sofern erheblich, als Frau Goutt behauptete, sie habe dem Goutt nur einen Schein über 50 Thaler gegeben, damit ihr derselbe zur Heirath mit Goutt behilflich sey.

Die Zeugen Michael Mangin, Wirth und Tüncher in Roden, dessen Ehefrau und zwei Töchter, Maria und Anna, Letztere erst 12 Jahre alt, erregen besondere Aufmerksamkeit. Sie deponiren im Allgemeinen so, wie aus unserem Berichte über die Ergebnisse der Voruntersuchung bekannt ist. Namentlich beharrt Michael Mangin auf der Erklärung, daß die Ehefrau Goutt ihm den Schein über 500 Thlr. gegeben, um ihn hierdurch zur Ermordung ihres Mannes zu gewinnen. Einen Schein über 50 Thlr., damit er ihr zur Verheirathung mit Goutt behilflich sey, habe er niemals bekommen. Mangin ist im übrigen ebensowenig ein klassischer Zeuge wie Miger. Es wird konstatirt, daß er wegen Hehlerei eine Gefängnißstrafe von 8 Monaten verbüßt und daß er wegen einer angeblich beabsichtigten Betrügerei in Untersuchung gestanden.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Sonntag, 3. März 1861.

Der Besuch um Mitternacht.

Jüngst saß alleine ich auf meinem Zimmer,
Und schrieb dem Gerstensaft ein Lobgedicht,
Am Himmel glänzte schon der Sterne Schimmer,
Und Alles lag in sanften Schlaf gewiegt.

Auf manches Schöne hatt' ich mich besonnen,
Das seinem Lob ich bringen wollte dar,
Und nicht gemerkt, wie Stund' auf Stund' verronnen
Und Mitternacht herangerückt schon war.

Zwölf brummte schon des nahen Kirchthurms Glocke,
Und noch saß ich am »Lob dem braunen Bier«,
Da hörte plötzlich ich ein lautes Pochen,
Und unwillkürlich blickt' ich nach der Thür'.

Ich dacht' bestürzt, erschrocken auch nicht minder,
Wer spricht nur noch so späte bei dir ein?
Ich sprach »herein!« und sieh, der Biererfinder,
Brabant's und Flandern's König trat herein.

Die Krone strahlte auf dem Lockenkopfe,
Die Rechte hielt den Goldpokal voll Bier,
Die Linke lehnte auf des Schlachtschwert's Knopfe,
Und ernsten Blickes nahte er sich mir.

Ich fuhr entsetzt auf meinem Stuhl zurücke,
Die Feder fiel mir plötzlich aus der Hand,
Und ich betrachtete mit stierem Blicke
Des Biererfinders Geist, der vor mir stand.

»Erschrecke nicht!« sprach er, »der soll nicht zagen
Vor mir, der mir ein Lobgedichtchen schreibt;
Jedoch erschien ich dir, um dir zu sagen,
Daß das Verbreiten jetzt noch unterbleibt

So lang bis wieder in des Ruhmes Schranken
Ich neben Bacchus glänzend kann besteh'n;
Denn wisse, meine Macht beginnt zu wanken,
Mein Ruhmesstern ist jetzt am Untergeh'n.

Doch stehen soll mein Ruhm im Zenith wieder,
Mein einst'ger Nam' darf untergehen nicht.
Auf! schreib' mir etwas an die Brauer nieder,
Und dies verbreit' statt deinem Lobgedicht.

»Auf Brauer! auf ihr guten, echten, wahren,
»Ein Bier gebraut, das überfliegt den Wein;
»Nur nicht so viel an Malz und Hopfen sparen,
»Und beim Verzapfen keine Much'rer seyn.

»Ich höre jetzt so manche schwere Klage,
»Der Malzaufschlag bringt dies allein doch nicht;
»O bessert euch, merkt's, was ich jetzt euch sage,
»Ich ford're euch sonst vor ein streng Gericht!«

»Dies schreib,« sprach er, »und wird das Blatt sich wenden —
So kann und darf es länger bleiben nicht —
Dann trage ich mit meinen eig'nen Händen
Zum besten Brauer dann dein Lobgedicht.«

Ich schrieb' es ihm, versprach's auch zu verbreiten,
Und so schied er getröstet dann von mir.
»Hopf' auch, Poet!« so sprach er noch beim Scheiden,
Und mit nahm er mein »Lob dem braunen Bier«.

* * *

Doch wem wird er wohl das Gedicht einst bringen,
Da er doch all die guten Brauer liebt?
Dem wird er's ganz gewiß als Hymnus singen,
Der's beste braut und dennoch billig'ger gibt.

August Kurz.

Das gefälſchte Teſtament.

(Fortſetzung.)

Das Mädchen wiſchte in aller Eile die Thränen aus den Augen; mit ſtiller Gelaſſenheit im Angeſicht, aber zugleich mit tödtlicher Angſt im Herzen erwartete ſie den Feind ihres Vaters. Ein kalter Schauer lief durch ihre Glieder, als ſie Franzen im Zimmer erſcheinen ſah, mit demſelben verſtellten Weſen, das ihr von Kindesbeinen an Haß und Verachtung vor dem Heuchler eingeflößt hatte.

Franzen näherte ſich dem Mädchen und ſagte in einem Tone von Selbſtzufriedenheit:

„Fräulein Laura verlangt mich zu ſprechen? Ihr Vater hat Sie alſo mit meinen Wünſchen bekannt gemacht? Und Sie, Sie ſtimmen mit Freuden ein?“

Es lag in dieſer letzten Frage ein feiger Spott, der Laura grauſam in's Herz ſchnitt und ihr blaſſes Antlitz plötzlich mit der Röthe der Entrüſtung färbte. Das Mädchen erſchrack aber über die Aufregung ihres Gemüthes; ſie bezwang ſogleich mit übermenſchlicher Gewalt den Schmerz, der in ihrem Buſen wühlte, und ſprach mit einer Stimme, die Franzen durch ihre Weichheit und Ruhe überraſchte:

„Belieben Sie einen Stuhl zu nehmen, mein Herr, und haben Sie die Güte, mich mit aller Aufmerkſamkeit anzuhören, die ein feierliches und entſcheidendes Geſpräch erheiſcht. Mein Vater hat mir befohlen, Sie zum Bräutigam anzunehmen; er hat mir zu verſtehen gegeben, daß er unglücklich ſeyn würde, wenn ich mich weigerte. Ich bin bereit mich dem Schickſal zu unterwerfen; ehe ich jedoch entſchieden Ihnen das Jawort gebe, iſt es für Sie nothwendig, mein Herr, zu wiſſen, wohl zu wiſſen, welche Stelle Ihre Gattin Ihnen in deren Herz einräumen kann. Ich will Sie nicht täuſchen; ich will nicht, daß mein ganzes Leben den Schein einer ewigen Heuchelei trage. Vielleicht werden Sie bei näherer Ueberlegung des Looſes, das unſerer wartet, von Ihrem Vorſatz noch abkommen —“

„Unmöglich!“ fiel Franzen ihr ins Wort. „Iſt dies der Zweck unſeres Geſprächs? Laſſen Sie uns dann ein Ende machen. Sie willigen in unſere Heirath? Das kann mir allein genügen.“

„Aber, mein Herr,“ rief Laura mit der Kraft des Unwillens, „ich liebe Sie nicht!“

„Ich weiß es wohl,“ ſagte Franzen. „Doch thut dies für den Augenblick nichts zur Sache. Unſere Heirath kann erſt nach einigen Monaten vollzogen werden. Sie haben demnach Zeit genug, in Rückſicht auf mich gerechter zu werden; und in jedem Falle werde ich, wenn Sie meinen Namen tragen, Ihnen durch meinen Reichthum ein ſo herrliches, luxuriöſes und beneidenswerthes Leben bereiten, daß Sie wohl einigermaßen den Mann lieb gewinnen werden, der ſo freigebig das Gold vor Ihren Füßen ſtrömen laſſen wird.“

„Nie, nie; ich bitte Sie, mein Herr, ſchmeicheln Sie ſich nicht mit einer betrügeriſchen Hoffnung,“ rief Laura heftig aufgeregt. „Ich werde Sie nie lieben! Und ſammelte ich alle Kräfte meiner Seele, um durch fieberiſche Schwärmerei einen einzigen Funken von Liebe in meinem Buſen zu wecken, es würde mir nicht glücken.“

„Nun wohl, es ſey ſo,“ antwortete Franzen aufſtehend, „ich weiß genug. Ihr Vater erwartet mich, ich muß mit ihm von einer wichtigen Sache ſprechen, die einen ſchönen Gewinn abwirft. Alſo, mein Fräulein, Sie willigen in unſere Heirath?“

Laura wurde bleich wie der Tod durch die Kälte dieſer Frage.

„Ich erwarte Ihre Antwort, mein Fräulein,“ wiederholte Franzen, indem er triumphirend ihr in die Augen ſchaute.

Laura reichte ihm ihre Hand, während ſie mit feſter Entſchloſſenheit ſagte:

„Wohlan, daß mein Loos ſich erfülle! Sie werden mein Bräutigam! Kommen Sie nun, damit mein armer Vater ſeine Freude habe!“

Das Mädchen folgte ihrem zukünftigen Gatten mit dem Ausdruck des Abſcheues auf ihrem Angeſichte, doch zugleich mit feſtem Tritt, der von einem muthigen, doch fieberhaften Entſchluß zeugte.

Eine Viertelſtunde ſpäter geleitete Hartmann den künftigen Bräutigam ſeiner Tochter an das Thor. Franzen ſchien vergnügt und fuhr noch immer fort, gegen den untröſtlichen Vater ſeiner Erwählten über Geld und Geldgewinn ſich zu erklären.

Als Hartmann ſelbſt das Thor öffnete und aus Höflichkeit noch ein paar Schritte mit Franzen in die Allee hinausgehen wollte, ſtand Berthold gerade da, die Hand zur Klingel erhoben. Franzen nahm den Hut mit ſpottender Ehrerbietung ab und ſagte lächelnd zu dem überraſchten Jüngling:

„Unnöthig, unnöthig, Herr Robyn, Sie wünſchen Neuigkeiten von Fräulein Laura? Ich will Ihnen die letzten davon melden. Laura verheirathet ſich; ſie hat freiwillig die Hand von jemand angenommen, der ihr wenigſtens ein geziemendes Loos in der Welt ſichern kann. Nicht wahr, Herr Hartmann, ſie hat die Hand von Herrn Franzen angenommen?“

„Von Franzen, von Ihnen?“ rief der Jüngling mit tiefem Kehlthon, „Laura Ihre Gattin?“

Und er schaute Herrn Hartmann mit verwunderten Augen und offenem Munde an, als wäre es ihm unmöglich, an diese schreckliche Botschaft zu glauben.

„Es ist wahr," stammelte Hartmann mit traurigem Tone.

„Also, Herr Robyn," sagte Franzen triumphirend, „Sie werden uns verpflichten, wenn Sie fernerhin vergessen, wo meine Braut wohnt."

Berthold wurde bleich wie der Tod; ein schreckliches Gefühl durchwühlte sein Inneres; er wankte zitternd und mit verbissenem Grimm zurück und knirschte mit dem Feuer der Rache in den Augen: „Zuerst mein Erbe, dann meine Verlobte! Und Sie spotten noch meiner Leiden? Boshafter Teufel, Du willst mich also zu einer Missethat zwingen?"

Die bebenden Lippen und der glühende Blick des wahnsinnig gewordenen Jünglings jagten Franzen und Hartmann tiefen Schrecken ein. Beide wichen zitternd hinter das Thor zurück und Franzen warf dasselbe mit Gewalt zu.

Noch eine Weile starrte Berthold mit verzerrtem Gesicht das verschlossene Thor an; dann stieß er einen Schrei der Verzweiflung aus und eilte mit wankenden Schritten und wahnsinnigen Geberden aus der Allee weg.

(Fortsetzung folgt.)

Criminal-Prozedur

wegen Mordes, beziehungsweise wegen Verleitung hierzu, gegen Nikolaus Herrig und fünf Genossen.

Verhandelt vor dem kgl. Assisenhofe zu Saarbrücken

(Schluß.)

In allen wesentlichen Punkten setzen die Angeklagten den sie belastenden Erklärungen der Zeugen ein stetes, entschiedenes Ableugnen entgegen, selbst da, wo sie deutlich fühlen müssen, daß die Wahrheit jener Erklärungen überwältigend hervortritt.

Es nahm hierauf der Herr Oberprokurator v. Ammon das Wort zu seinem Schlußvortrage. Im Eingange dazu sagt der Herr Oberprokurator, das Ergebniß der Verhandlungen sey so wunderbar und unglaublich, daß man daran zweifeln müßte, wenn man nicht zugegen gewesen wäre. Die Verhandlungen hätten ein entsetzliches Bild vor unsern Augen entrollt, — ein Bild auf dunklem Grunde. Unter den Mördern sehe man die eigenen Schwäger und einen gedungenen Mörder. Alle sind dazu angeregt von der Mutter. Kalt und mit der größten Ruhe sey das Opfer abgeschlachtet worden. Unedle, gemeine Leidenschaften eines genußsüchtigen Weibes waren die ersten Triebfedern des Verbrechens. Die Mutter schloß sich der Tochter an. Als dann der Schuldschein über 1100 Thlr. zum Vorschein gekommen, habe sich ein Komplott gebildet; Alle schließen sich an; man ruht nicht. Gott weiß Alles; er klagt, er sagt, wenn mir etwas zustößt, forscht auf der Mühle nach. Er wurde als Narr verlacht und doch traf Alles ein, was er vorhergesagt. Er führte ein Tagebuch über die Attentate, die gegen ihn unternommen wurden, trug Dolch und Pistole zu seiner Vertheidigung bei sich und konnte doch von dem Weibe nicht lassen, ging seinem Geschick entgegen. Nach der That sey keine Spur von Reue bemerkt, vielmehr nur rohe Aeußerungen vernommen worden. Die Frau Gontt habe sich damals mit Gemüthsruhe den zu seiner Zeit in Neuwied verhandelten Meder'schen Prozeß erzählen lassen. Alles sey um Gontt beunruhigt gewesen, nur seine Gattin nicht. Endlich seyen die Schuldigen verhaftet worden. Man habe gesehen, wie Herrig während der Verhandlungen aufgesprungen und gesagt habe, daß auf ihn die Schuld geschoben worden. Während der Untersuchung habe die Tochter die Mutter, die Mutter die Tochter, ein Bruder den andern beschuldigt u. s. w. Nach diesen Einleitungen sagte der Redner, er bitte die Geschwornen, den Totaleindruck der Verhandlungen festzuhalten, denn hieraus würden sie ihre Ueberzeugung schöpfen. Dann erläuterte er die zur Sache in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen, rekapitulirte nochmals die festgestellten Verhältnisse und Thatsachen, ging sodann dazu über, die Schuldbarkeit jedes einzelnen Angeklagten nachzuweisen. Bezüglich der Wittwe Buschbacher bemerkte der Redner u. A., dieselbe habe einen wunderbaren Eindruck gemacht; man habe wohl selten ein so energisches und entschlossenes Weib gesehen, und es sey zu beklagen, daß diese Charaktereigenschaften nicht zum Guten angewendet worden. Die Wittwe Buschbacher habe mit einer fürchterlichen Ruhe zum Verbrechen gedrängt und verleitet. Hr. v. Ammon schloß seinen beredten und eines tiefen Eindruckes nicht verfehlenden Vortrag mit dem Antrage, sämmtliche Angeklagte der ihnen zur Last gelegten Verbrechen schuldig zu erklären.

Die Herren Vertheidiger (Advokatanwalt Riotte für Herrig, Advokatanwalt Leibl für Johann Peter Buschbacher, Advokatanwalt Amlinger für Jakob Buschbacher, Advokatanwalt Böcking für die Ehefrau Gontt, Advokatanwalt Bonnet für

die Wittwe Buschbacher und Advokatanwalt Dietzsch für Wittwe Heß) haben, gegenüber dem Ergebniß der Verhandlungen, eine schwere Aufgabe, der sie sich mit Scharfsinn und Umsicht unterziehen. Alle warnen dagegen, sich durch den Gesammteindruck bestimmen zu lassen; es seyen vielmehr nur die Einzelheiten ins Auge zu fassen. Alle tragen auf Freisprechung ihrer Klienten an, und alle stellen den eventuellen Antrag, dieselben der Gnade des Königs zu empfehlen.

Nach einem klaren und umfassenden Resumé des Herrn Präsidenten werden den Herrn Geschworenen die zu entscheidenden Fragen übergeben. Dieselben ziehen sich in ihr Berathungszimmer zurück. Gleichzeitig werden die Angeklagten abgeführt.

Nach etwa einer Stunde kehren die Geschworenen zurück. Das von dem ersten der Geschworenen verlesene und von dem dicht gedrängten Publikum in tiefster Stille vernommene und mit absoluter Stimmenmehrheit beschlossene Verdikt lautet dahin:

1) Nikolaus Herrig, Johann Peter Buschbacher und Jakob Buschbacher sind schuldig, am 11. Sept. 1860 in der Buschbacher Mühle den Georg Goutt in Gemeinschaft vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet zu haben;

2) Johann Peter Buschbacher und Jakob Buschbacher sind nicht schuldig, den Herrig zu dem in der obigen Frage enthaltenen Verbrechen durch Versprechen und Mißbrauch ihres Ansehens verleitet zu haben.

3) Margaretha Buschbacher, Wittwe von Georg Goutt, ist schuldig, den Nikolaus Herrig zu der bezeichneten That durch Ueberredung und Versprechen angereizt zu haben; dagegen ist es nicht erwiesen, daß sie dazu auch Anleitung gegeben.

4) Elisabeth Senzig, Wittwe von Johann Buschbacher, ist schuldig, dem Nikolaus Herrig zu der vorbezeichneten That Anleitung gegeben und ihn zu derselben durch Ueberredung angereizt zu haben. Dagegen ist nicht erwiesen, daß sie den Herrig durch Versprechungen angereizt habe.

Die zusätzliche Frage: ob die von der Wittwe Buschbacher gegebene Anleitung eine nicht wesentliche gewesen, wird verneint.

5) Die Elisabeth Buschbacher, Wittwe von Nikolaus Heß, ist nicht schuldig, den Nikolaus Herrig zu der in der ersten Frage bezeichneten That durch Versprechungen angereizt zu haben.

Die Angeklagten wurden hierauf wieder vorgeführt und vernahmen den vom Sekretär des Assisenhofes verlesenen Wahrspruch der Geschworenen mit größter Festigkeit. Nur die für nicht schuldig erklärte Wittwe Heß, die auf Verordnung des Herrn Präsidenten sofort in Freiheit gesetzt wurde, war so ergriffen, daß sie in lautes Weinen ausbrach.

Der Herr Oberprokurator beantragte hiernächst gegen die für schuldig erklärten fünf Angeklagten die Todesstrafe.

Der königliche Assisenhof zog sich zurück, und als derselbe nach längerer Berathung wieder eingetreten war, publizirte der Herr Präsident das nach dem Antrage des öffentlichen Ministeriums gefällte Todesurtheil.

Personen, welche in diesem Augenblicke dicht neben den Angeklagten standen, mithin genau beobachten konnten, nahmen nicht die mindeste Ergriffenheit derselben wahr. Dieselben bewahrten vielmehr auch jetzt die bis dahin an den Tag gelegte unerschütterliche Festigkeit.

Mannigfaltiges.

(Ländlich, sittlich!) Originell ist das Rezept für grünen Salat, wie man ihn in Sevilla bereitet. Ein deutscher Reisender schreibt darüber: Der Salat ist schlecht. Man schneidet bei der Zurichtung alles Grüne weg und behält nur die Rippen. Diese sind gallenbitter; dazu nimmt man ganz ungenirt vor allen Gästen das Oel aus der Lampe, die von der Decke herab hängt und Nachts zur Beleuchtung des Zimmers dient. Auch alle übrigen Speisen werden mit Oel gekocht, aber es muß ranzig seyn, sonst ist es für den spanischen Geschmack nicht pikant genug. Butter wird im Lande selbst nicht erzeugt; sie wird aus England bezogen und ist enorm theuer. Ausgenommen die Trauben, Orangen und Rebhühner, wenn sie nicht mit Oel gekocht sind, wüßte ich nichts, das besonders gut wäre in Spanien, ausgenommen das Brod und — die Zündhölzchen.

Räthsel.

Die erste bringt unangenehme Stunden,
Die zweite schmückt ein überirdisch Licht;
Und wär' das Ganze nicht erfunden,
So kennte man den Ritter Ltune nicht.

Redaktion. Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Dienstag, 5. März 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

8.

In einem Gemach, das aus einem Theil des Speichers von einem hohen und alten Gebäude, welches in früheren Zeiten zu einem Pfandhaus gedient hatte, bestand, saß Konrad auf einem Stuhl hinter einem kleinen Fenster, und suchte aus den schwachen Strahlen der untergehenden Sonne noch ein wenig Wärme zu schöpfen. Er hatte sich in einen verschossenen Mantel gewickelt und saß zusammengekauert, wie Jemand, der heftige Kälte erleidet. Der arme Musiker war krank; das Fieber hatte ihn befallen und schüttelte ihn gewaltig, daß seine Füße hörbar auf dem Boden aufschlugen. Wenn er zwischen den Fieberschauern den trüben Blick durch die grünen Scheiben des Fensters warf, konnte er über einen Theil der Stadt hinschauen und dem Rückzug des Abendlichtes folgen, während es die Dächer der Häuser mit Gold und Purpur überzog. Er befand sich schon lange nicht mehr in dem schönen Zimmer, das er früher in dem ersten Stock des Tuchladens bewohnte. Viel höher hinauf hatte ihn das Elend getrieben. Alles in seiner Kammer zeugte von Mangel und Armuth. Drei schlechte Stühle und ein Tisch bildeten den ganzen Hausrath; auf dem letzteren stand noch zwischen einigen Papieren und Notenheften eine irdene Schüssel mit einem Messer und zwei Gabeln, die zuverlässig seit dem Mittagessen unberührt geblieben waren.

Schon lange saß Konrad hinter dem Fenster, ohne daß eine andere Bewegung als das Schütteln des Fiebers ein Gefühl in ihm hätte verrathen lassen; nur von Zeit zu Zeit schien er auf ein undeutliches Geräusch zu horchen, und dann schwebte etwas wie ein Lächeln der Sehnsucht auf seinem bleichen Angesicht.

Bald war die Sonne hinter dem fernen Horizont versunken, und allmälig wurde es um den kranken Konrad so dunkel, daß von der ganzen Kammer nichts mehr zu unterscheiden war, als das schimmernde Grün der Fensterscheiben. Eine völlige Stille umgab ihn; ein Seufzer entrang sich seiner Brust. Plötzlich hörte er hastige Schritte auf der Treppe schallen. Er schob seinen Stuhl nach dem Tische, schlug seinen Mantel auseinander und bemühte sich, den Kopf aufrecht zu erhalten, wahrscheinlich um der Person, welche die Treppe heraufkam, glauben zu machen, daß er keine Kälte leide und es nicht schlimm mit ihm stehe.

Die Thüre ging auf und eine Stimme voll Verzweiflung rief in die Finsterniß hinein:

„Es ist abscheulich! Die Menschen sind Schlangen —"

„Berthold, zünde die Kerze an," bat der Musikus, durch seines Freundes Ausruf erschreckt. Ein Zündhölzchen glimmte wie ein Lichtwurm an der Wand und unmittelbar darauf sandte ein angezündetes Kerzchen seine Strahlen durch die Kammer. Der Jüngling sprang auf, ergriff den Kranken bei beiden Händen und fragte mit schmerzlicher Zärtlichkeit:

„Mein armer Konrad, Deine Hände sind eiskalt, Du zitterst so heftig; es geht Dir nicht gut?"

„Besser, viel besser," erwiederte der Musikus leise; „das Fieber läßt nach."

„Gott! und keine Mittel, hier einen Ofen zu bekommen," rief Berthold, sich die Haare raufend. „Nicht ein bischen Geld, um einen Doktor kommen zu lassen, um Medizin zu kaufen!"

Der Kranke sah ihn mit ängstlichem Erstaunen an und fragte:

„Hast Du denn kein Geld erhalten?"

„Nichts, nichts," war die Antwort.

„Und das Hochzeitsgedicht? Hat es denn Herr Roloff Dir nicht bezahlt?"

„Alles geht ums konträr," seufzte der Jüngling. „Meine Verse liegen da auf dem Tisch; Herr Roloff hat sie abgewiesen. Sie sind zu düster und zu traurig."

„Wir verlieren so zwanzig Franken!“ klagte der Musikus.

„Lieber Konrad, was konnte ich dabei thun?“ fragte Berthold mit einem Blick, der eine Bitte um Vergebung aussprach. „Was ist es doch für ein blutiger Spott des Schicksals, mich auf morgen ein Hochzeitsgedicht machen zu lassen? Morgen wird Laura mit Franzen getraut! - Und ich soll singen, meine Seele in ein Freudenlied ergießen? Ich habe es versucht, aber vergeblich! Selbst die Worte von Freude und Hoffnung, die ich in meinem Gedichte gehäuft habe, athmen Trauer, Spott und Verzweiflung. So sagte Herr Roloff, als er mir die Thüre wies.“

„Komm, komm, bleibe ruhig,“ sagte Konrad leise; „ist es nichts anders als das, was Dir so bange macht? In drei Tagen bekomme ich mein Monatgeld von der Kirche; dann sind wir reich.“

In bittere Betrachtungen versunken, schien Berthold die tröstenden Worte seines Freundes nicht gehört zu haben; er schaute mit aufgerissenen Augen ins Weite, seine Glieder zuckten konvulsivisch, während ein dumpfer Kehllaut sich seiner Brust entwand.

„Aber, Berthold, Du verbirgst mir etwas,“ sagte der Musikus; „was regt Dich so furchtbar auf?“

„Was mich aufregt?“ wiederholte der Jüngling. „Schreckliche Dinge! Ich verließ Dich diesen Nachmittag, um Herrn Roloff mein Gedicht zu überbringen. Kaum war ich eine Strecke weit von hier, so stieß ich auf meinen Drucker; er überhäufte mich mit Schmähungen, schimpfte mich einen elenden Betrüger, forderte die augenblickliche Bezahlung der fünfhundert Franken, die ich ihm für den Druck meines Werkes noch schuldig bin. Er sagt, daß jetzt Jedermann mit meinem Werk seinen Spott treibt, daß die Tagblätter mit Verachtung davon sprechen, und daß ich besser thäte, alle die noch vorräthigen Exemplare als Makulatur zu verkaufen! Sterbend vor Scham höre ich eine Weile seinen höhnenden Vorwürfen zu, — und entfliehe endlich aus der Straße, fast ohne zu wissen, was ich thue. Da renne ich Deinen Freund, den Waldhornisten, beinahe über den Haufen. Er hält mich auf, fragt nach Deiner Gesundheit, ich spreche ihm von Deinem Fieber. Er antwortet mir, Konrad hat zu viel in das Glas gesehen, das kommt von dem Branntwein; nehmen Sie sich in Acht, daß Sie seinem schlechten Beispiel nicht folgen —“

„Berthold, Du hast ihm gesagt, daß man ihn getäuscht hat, nicht wahr?“

„Ach, ich habe nichts gesagt. Dich als einen Trunkenbold ausschreien hören, Dich, Konrad, das Vorbild aller Tugenden! Die Entrüstung brachte mich zum Wahnsinn; ich packte den Lästerer an der Brust und schleuderte ihn so gewaltsam gegen die Mauer eines Hauses, daß er ganz blau im Gesicht wurde; aber man entriß ihn meiner Wuth. Er lief davon; — ich ebenfalls, ich wich vor den Drohungen der Umstehenden und eilte fort, um mein Gedicht Herrn Roloff zu bringen. Dieser las und gab es mir zornig zurück. Mich zur Thür hinauswendend, sprach er gegen mich die Worte, die wie ein tödtliches Gift mir ins Herz sanken: „Ihre Verse scheinen das Werk eines Menschen zu seyn, der schwindelköpfig ist; im Rausche gemacht.“

„Armer Berthold,“ seufzte der Kranke, welch schreckliche Prüfung mußt Du durchmachen!“

„Du ein Trunkenbold, ich ein Trunkenbold?“ heulte der Jüngling. „Und wir sind froh, wenn wir hier auf unserem Speicher etwas Brod und Wasser haben, um nicht vor Hunger und Durst zu verschmachten! Aber es ist unbegreiflich. Die ganze Stadt schien überzeugt, daß wir in Schlemmerei und Trunksucht versunken sind. Aus welcher Hölle steigt doch diese abscheuliche Lästerung gegen uns auf?“

„Franzen,“ murmelte der Musikus.

„Franzen?“ wiederholte Berthold, den Kopf schüttelnd. „Du täuschest Dich, Konrad; welchen Grund sollte er haben, um mich so grausam zu verfolgen? Er besitzt mein Erbe; morgen wird Laura seine Gattin seyn. Um was kann er mich noch beneiden? Ich habe nichts mehr, weder Vermögen, noch Liebe, noch Ehre. Ich habe ihm nie das Mindeste zu Leide gethan.“

„Er hat Dir Böses zugefügt,“ sagte der Kranke.

„Aber ich habe es ihm vergeben.“

„Der Böse vergißt nie das Böse, das er that.“

„O laß mich zweifeln, ich will die Menschheit nicht verfluchen!“ rief Berthold in Verzweiflung, indem er die Hände vor die Augen legte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bienenjahr 1860.

Aus dem Westrich. Werfen wir einen Blick zurück auf das Bienenjahr 1860, so müssen wir gestehen, daß die allerdings noch junge Geschichte der pfälzischen Bienenzucht kein zweites Jahr aufzuweisen hat, das diesem an ungünstigen Erfolgen gleichkäme. Die Note „mittelmäßig“, welche man demselben noch im August beilegen zu dürfen glaubte, hat es noch weit hinter sich zurückgelassen.

Fragen wir nach den Ursachen, welche in so hohem Maße ungünstig auf den Erfolg in der Bienenzucht

des Vorjahres einwirkten, so liegen sie zunächst darin, daß bei der überaus günstigen und schwülen Witterung im Monate Mai die Stöcke gern und früh schwärmten, darnach aber, als anhaltend regnerische Witterung eintrat, nicht zu Kräften kommen konnten und so massenweise Alt wie Jung aus Mangel an Nahrung, schon ehe der Spätherbst kam, zu Grunde gingen. Es dürfte nicht zu hoch gegriffen seyn, wenigstens was die in unserem Westrich gemachte Erfahrung betrifft, daß auf diese Weise leider $^2/_3$ des früheren Bienenbestandes abgegangen ist. Nicht wenig zum Ruine trug der noch bei vielen Bienenzüchtern vorkommende Mangel einer richtigen Behandlung der Bienen bei. Im Allgemeinen ist man noch der Ansicht, daß man, um in der Bienenzucht rasch vorwärts zu kommen, nur recht auf Vervielfältigung der Stöcke, auf Vergrößerung des Standes bedacht seyn müsse. Allein so verbreitet diese Ansicht ist, so verkehrt ist sie. Wer Honig erzielen will, darf nicht auf Stöcke züchten, und wer auf Stöcke spekulirt, muß auf Honig verzichten. Das **viribus unitis**. „mit vereinten Kräften", findet nämlich in der Bienenzucht seine volle Wahrheit: darum nicht sowohl viele, als starke, sehr starke Stöcke. Diese lassen sich schon bei der alten Methode, in Körbe gestützt, erzielen. Statt nämlich die Körbe klein zu machen, indem man denselben keine Höchten gibt, und so durch Mangel an Raum den jungen Stock aus der Elternwohnung hinauszudrängen, gebe man, und zwar blos frühe im Mai, den Körben Oberhöchten, welche von den vereinten und durch ihre Vereinigung verstärkten Stöcke voll Honig getragen werden können; Unterhöchten zu geben ist zu jeder Zeit verderblich, weil dadurch nur Drohnenbau erzielt wird. Um jedoch auch der Vergrößerung des Bienenstandes Rechnung zu tragen, ist jedem Bienenzüchter anzurathen, seinen Stand zur Hälfte auf Honig und zur Hälfte auf Schwärmzucht zu stellen. — Viel leichter und sicherer als bei der Korbmethode ist dieser wohlgemeinte und gute Rath bei der Dzierzon'schen Methode auszuführen. Die Vorzüge dieser Methode, gegen welche die Korbzucht nur als veraltet erscheinen wird, sind so allgemein anerkannt, daß es überflüssig wäre, jener etwas zu ihrem Lobe zu schreiben. Das Volk, das nach Belieben vergrößert werden kann, wohnt gegen Kälte wie gegen Sonnenhitze geschützt und läßt sich in den beweglichen Häusern im Winter leicht an einen wärmeren Ort verbringen, wenn wie im verflossenen Januar die Kälte eine Höhe erreicht, daß es in Körben vor dem Erstarren kaum mehr geschützt werden kann.

Was der allgemeinen Verbreitung der Dzierzonswohnungen bis jetzt hinderlich war, ist neben der Unbekanntschaft mit ihren Vortheilen der Kostenpunkt. Wenn man aber den Werth der jungen Schwärme, welche fast jedem Korbzüchter auch bei der größten Vorsicht im Frühjahr durchgehen, rechnet, so dürften die Kosten für die ersten Anlagen der Kästen in einigen Jahren durch den Werth der Schwärme gedeckt werden, die nicht mehr Reißaus nehmen, ohne daß man viel Aufpassens nöthig hat.

Da im Augenblick noch manches arme Stöckchen auf dem Winterstande sich befinden mag, das kaum sein Auskommen haben dürfte, bis die Zeit des ersten Eintragens kommt, so sey es erlaubt, dem, was bereits an verschiedenen Seiten über die beste Ueberwinterung und Fütterung der Stöcke mitgetheilt worden ist, etwas aus näherer Erfahrung und Praxis beizufügen. Ein Korb, der heute noch 4—6 Pfund Honig besitzt, kommt, wenn frühzeitig Brutansatz erfolgt, wo zu viel Honigvorrath erfordert wird, nicht durch. Hier muß nachgeholfen werden. Man öffnet das mit einem Brettchen versehene Spuntloch am Korbe, wo keines ist, schneidet man eines hinein, stülpt einen Blumentopf darüber, in den man 2 Pfund ganzen, mit einigen Querhölzchen vor dem Herausfallen geschützten Kandis gethan, und verschmiert ihn luftdicht. Der Kandis kommt durch die von dem Innern des Kordes aufsteigende Wärme in's Schwitzen und fällt tropfenweise herunter: das ist hinreichende Nahrung, den Stock vom Hungertode zu erretten. Sobald im Frühjahr der Flug beginnt, müssen jeden Tag jedem Korbe 2 Eßlöffel voll Honig, mit Wasser verdünnt, gereicht werden, und das so lange, bis die ersten Blüthen den Bienen die erste Nahrung reichen. — Hinsichtlich der Ueberwinterung der Körbe, und wenn es nöthig wäre, auch der beweglichen Kästen dürfte der Ueberwinterung im Freien die im Keller vorzuziehen seyn, da die Stöcke hier ruhiger stehen und bei der gleichmäßigen Temperatur weniger zehren. In diesem Falle muß der Keller dunkel gehalten und der Flug auch verkleinert, aber nicht verschlossen werden.

Schließlich sey noch mit Freude bekannt, daß die Bienenzucht im Pfälzischen Westrich von Jahr zu Jahr zunimmt. Der Homburger Zweigverein zählt bereits 90 Mitglieder, ist sonach der stärkste der Pfalz. Wir hoffen, daß auch das ungünstige Bienenjahr, das wir hinter uns haben und das vergessen sey, den Eifer unserer Bienenfreunde nicht hat erkalten lassen, daß sie vielmehr mit neuer Lust und Liebe diesem ebenso angenehmen als einträglichen Zweige der Landwirthschaft sich widmen werden, um so mehr, da sie sehen, wie ihre Bestrebungen von unserer Regierung nicht nur anerkannt, sondern auch thatkräftig unterstützt werden. Darum frisch an's Werk,

ihr treuen Bienenfreunde; lasset uns auf Hoffnung arbeiten, daß der liebe Gott uns nach einem magern Jahr ein fettes Jahr bescheeren wird.

Homburg, im Februar 1861. D.

Mannigfaltiges.

(Ein dankbares Herz.) Im Jahr 1842 dient' bei einem Kaufmann in Hamburg ein Mädchen aus dem Hannover'schen, deren Vater durch eine Feuersbrunst Hab und Gut eingebüßt hatte. Auf die Bitte des Mädchens schoß deren Brodherr ihrem Vater die Summe von 300 Thalern vor, welche nach zwei Jahren richtig zurückgezahlt wurden. Bald darauf fallirte der Kaufmann und starb auf einer Geschäftsreise. Seine Gattin begab sich zu ihren Eltern nach England; die Kinder, zwei kleine Mädchen, blieben bei ihren Schwiegereltern zurück. Das Dienstmädchen verheirathete sich um dieselbe Zeit mit einem Tischlergesellen und wanderte mit demselben nach Australien aus. Vor einigen Jahren starb ihr Mann, nachdem derselbe ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, und vor einigen Monaten ward auch seine Wittwe, das ehemalige Dienstmädchen, vom Tode ereilt. Ihre Ehe war kinderlos geblieben; in ihrem Testamente hat sie nicht allein ihre noch lebenden Eltern reichlich bedacht, sondern aus Dankbarkeit für die kleine Gefälligkeit, welche ihr Brodherr einst ihrem Vater erzeigte, den Kindern des Erstern ein Legat von je 450 Pfd. St. ausgesetzt, und außerdem bei einer englischen Bank die Summe von 3000 Pfd. St. deponirt, deren Zinsen gleichfalls ihnen und ihrer Mutter auf Lebenszeit zufallen. In Folge dieses unerwarteten Vermächtnisses ist die Kaufmannsfrau dieser Tage in Hamburg angelangt, um die jetzt erwachsenen Töchter mit sich nach England zu nehmen.

(Kurze und lange Faschingszeit.) Die „Wiener Presse" schreibt: Den durch die Kürze der heurigen Faschingszeit betrübten Tanzlustigen wollen wir einige Bemerkungen sachlichen Inhalts darbieten, aus denen sie die Beruhigung schöpfen mögen, daß es noch schlimmer hätte seyn können, daß es aber schon im nächsten Jahre wieder besser werden wird. Wir wünschten von Herzen, diesen letzteren Trost mit gleich unangreifbarer Sicherheit auch auf andere Gebiete ausdehnen zu können, als auf die blose Normalzeit der gebotenen Tanzlust. Im heurigen Jahre fällt der Aschermittwoch, wie heute allgemein bekannt ist, auf den 13. Februar. Früher als am 4. Februar kann dieser Tag niemals eintreten, und auf diesen letzten Tag fiel in unserm Jahrhundert der Aschermittwoch nur einmal, nämlich im Jahr 1818. Die längste Faschingszeit wird durch einen auf den 10. März fallenden Aschermittwoch abgegrenzt, und ist auch dieses Ereigniß unserm Jahrhunderte nur einmal, nämlich im Jahre 1886, beschieden. Wir gratuliren im vorhinein denjenigen Leserinen dieser Zeilen, welche dieses eben nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts erscheinende Glücksjahr noch mit ungeschwächter Tanzlust erleben werden. Theils zur Vergleichung, theils zur Belebung von schönen Hoffnungen, aber auch zum Troste, daß in allernächster Nähe ein gleich kurzer Fasching, wie der heurige, nicht droht, wenn auch die nahe Aussicht vorhanden ist, zweimal noch um drei Tage früher als heuer die Schwelle der erlaubten Fastenzeit zu betreten, folgt hier eine Uebersicht der Tage, an welchen in den nächsten zehn Jahren der Aschermittwoch eintreten wird. 1862 am 5. März, 1863 am 18. Febr., 1864 am 10. Febr., 1865 am 1. März, 1866 am 14. Febr., 1867 am 6. März, 1868 am 26. Febr., 1869 am 10. Febr., 1870 am 2. März, 1871 am 22. Febr.

In einer von der .... Regierung erlassenen Warnungsschrift vor der allzufrühzeitigen Angewöhnung des Tabakrauchens heißt es unter Anderem: „Hat der Knabe erst die Cigarre im Munde, so dünkt er sich gleichsam mündig. Sonderbar ist es, aber wahr, seine Sitten werden roher, seine Achtung gegen die Worte seiner Eltern und Lehrer schlaffer, und mit einem Worte: die Cigarre ist ein sicheres Mittel, aus dem Jungen systematisch einen Bengel zu erziehen."

Bei dem Maskenballe, welcher am 7. d. im Dianabadsaale zu Wien stattfand, erhielt jeder Besitzer einer Herrenkarte einen Ballkoupon, welchen er der nach seiner Ansicht schönsten oder witzigsten Maske überreichte. Die Besitzerin der meisten Ballkoupons ward zur Maskenkönigin ernannt und erhielt ein werthvolles Armband zur Erinnerung an dieses Fest.

Auflösung des Räthsels in № 27:
Nordstern.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Freitag, 8. März 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Konrad schwieg. Das Schauern seiner Glieder schien viel an Heftigkeit nachgelassen zu haben; eine leichte Röthe, welche sein Gesicht zu färben begann, verkündigte, daß in Folge der Rückwirkung an die Stelle der Fieberkälte nunmehr die Hitze getreten war. Er schaute seinen Freund an, der noch mit dem Kopf in den Händen dasaß. Es herrschte geraume Zeit eine völlige Stille. Endlich rückte Berthold seinen Stuhl näher und sagte, indem er eine Hand des Musikus ergriff, flehend:

„Konrad, guter Freund, ich bitte Dich, stelle Dich nicht mehr dem Entschluß, den ich gefaßt habe, entgegen. Du hast aus Liebe zu mir Dich dem Elend ausgesetzt; das Fieber, welches Deine Gesundheit untergräbt, ist eine Folge Deiner Trauer, daß ich nicht glücklich bin. Ich darf Dich jedoch nicht unter meinen Augen vor Mangel sterben lassen, während ich das Mittel besitze, Dich zu retten. Ich will morgen zu Franzen gehen und ihn um die fünftausend Franken bitten, die er für mich unter der Bedingung, daß ich sie selbst hole, bereit hält. Er wird sie mir geben; er schrieb es mir ja noch vor vierzehn Tagen."

„Sein Schreiben war ein höllischer Spott."

„Was thut dies zur Sache, wenn er mir nur das Geld gibt?"

„Nein, ich will es nicht!" rief Konrad. „Wie? Du, Berthold, Du solltest die Hand ausstrecken, um eine Gabe von dem zu erbetteln, der Dich durch Lästerung tödten will, nachdem er Dich Deines Erbguts beraubt hat? Solche Feigheit begehen? Du?"

Die Aufregung, von der Konrad bei der ersten Erzählung des Jünglings ergriffen worden war, hatte die Rückwirkung des Fiebers in ihm beschleunigt. Nun zitterte er nicht mehr; die Blässe auf seinem Gesicht hatte der Fieberhitze Platz gemacht; seine Stimme war frei und kräftig.

„O, ich weiß es," sagte Berthold. „Was ich thun will, ist eine Feigheit! So kann es aber doch mit uns nicht bleiben! Wie denn aus diesem mißlichen Zustande uns herausreißen?"

„Du übertreibst alles, Berthold. Wenn ich mein Monatgeld erhalten habe, dann können wir wieder einige Zeit fortleben, in der Hoffnung, daß es einmal besser gehen werde."

Seine Rede wurde durch Schritte auf der Treppe unterbrochen und bald trat ein Mann in die Kammer, der mit scherzendem Lächeln umherschauend sagte:

„Ach, wie hoch wohnt Ihr, meine Herren — da ist ein Brief, den der kleine Chorjunge für Herrn Konrad im Laden abgegeben hat. Wenn Herr Berthold bei diesem Pfennigerzachen seine Bücher schreibt, dann wünsche ich ihm Glück zu der Stärke seiner Augen. Guten Abend, meine Herren."

Als die Tritte des Burschen wieder auf der Treppe ertönten, öffnete Konrad den Brief, während Berthold seinen Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit folgte. In ihrem Zustand konnte jede Stimme von außen nur neuen Hohn oder unverhoffte Rettung bringen; darum klopfte das Herz beider Freunde beim Oeffnen des Briefs.

Konrad erbleichte; er rieb sich Stirn und Augen, als ob es ihm vor dem Gesicht dunkel wäre und flimmerte. Ein erstickter Angstschrei erhob sich endlich aus seiner Brust.

„Was hast Du? Was enthält der Brief?" rief Berthold erschreckt.

Statt aller Antwort reichte der Musikus ihm den Brief hin.

„Wie, was habe ich gesehen!" schrie der Jüngling. „Eine Entlassung von Deiner Stelle in der Kirche? Unsere letzte Hoffnung? Das Stückchen Brod,

das uns noch übrig blieb? Auf Grund schlechten Betragens?"

Der Musikus hielt den Kopf gesenkt, es fielen Thränen auf seine Kniee. Zitternd vor Aufregung und Mitleid legte Berthold den Arm um Konrads Schulter und sagte:

„Sey ruhig, armer Freund, tröste Dich nur. Das Unglück hat uns nun gänzlich zerschmettert; empfangen wir wenigstens unser Loos mit dem Muthe der Unterwerfung. Gib jetzt Deine Zustimmung zu meinem Versuch bei Franzen."

„Lieber auf dem Speicher sterben," murrte der Musikus, vor Schmerz und Groll stöhnend. „Weggejagt auf Grund schlechten Betragens!"

„Höre mich doch gutwillig an," flehte der Jüngling. „Ich kann nicht mehr in der Stadt bleiben. Und wäre ich auch so sehr gerühmt und verehrt, als ich nun gehaßt und verabscheut bin, so wäre für mich doch kein ruhiger Tag mehr möglich. Morgen wird Laura vor Gottes Altar die Hand von Franzen annehmen. Du glaubst, daß ich sie nicht mehr liebe, weil ich schon lange die Flamme, die mich verzehrt, vor Dir verborgen hielt. O, Konrad, ihr Bild steht noch immer vor meinen Augen, sie lebt noch fort in allen meinen Gedanken. Meine Frau kann sie nicht werden, ich bekenne es; aber sie mit einem andern Manne, mit einem Franzen verbunden zu wissen! Ihr begegnen an der Seite ihres Mannes, vielleicht beschmutzt werden von den Rädern ihres Wagens! O nein, mein Herz würde so viele und grausame Wunden empfangen, daß mein Geist und Körper darunter zu Grunde gehen müßten. Ich muß weg, mich entfernen, fliehen, nach fernen Landen, wo nichts mich mehr daran erinnern kann, was ich war und was ich hoffen durfte. — Laß mich die fünftausend Franken holen, Konrad. Wir bezahlen unsern Drucker, wir tilgen unsere Schulden, wir ziehen nach Frankreich, nach Paris! Dort, in dem Menschenschwarm der Weltstadt vergraben, werden wir unbekannt seyn; die Lästerung wird unsere Spur verlieren, der Neid wird uns nicht folgen können. Du wirst wohl in einer oder in der anderen Kirche Beschäftigung finden; ich werde arbeiten, ein Handwerk lernen, wenn es seyn muß; auf einer Druckerei, einem Bureau meine Dienste anbieten."

„Wie schön wäre diese Aussicht," seufzte der Musikus, „wenn die Verwirklichung derselben nicht um den Preis der blutigsten Aufopferung erkauft werden müßte!"

„Eine Frauenstimme auf der Treppe?" rief der Jüngling verwundert. „Täusche ich mich oder ist es Wahrheit? Mich dünkt, es ist die Stimme der alten Margareth — der Magd von meinem seligen Oheim? Kommt dieses böse Weib, uns in unserer Armuth zu verhöhnen. Sie wohnt bei Franzen; ein neues Unglück naht uns!"

Margareth riß die Thüre auf, während sie laut in sich hineinbrummte:

„Mich wegjagen? Der Schelm, der Betrüger, er soll wissen, warum!"

Ueberrascht durch die halbe Finsterniß, welche in der Kammer herrschte, und besonders durch den Anschein von Nacktheit und Armuth, blieb Margareth erstaunt stehen.

„Was wollt Ihr hier?" fragte der Jüngling, welcher aufgesprungen war und sie mit zornigem Blick anschaute.

„Ei, ei," sagte die alte Magd mit aufgehobenen Händen, „sind Sie es, Herr Berthold? So mager! Hätten Sie nicht gesprochen, ich würde Sie nicht mehr erkannt haben. Wie das Unglück doch die Menschen verändert!"

„Was wollt Ihr hier?" wiederholte der Jüngling.

„Ha, ha," lachte Margareth, „der gute Herr Berthold ist böse auf mich! Wüßten Sie, warum ich Sie auf diesem garstigen Speicher aufsuche, Sie würden mir vor Dankbarkeit und Freude die Hand küssen."

„Kein Wort mehr, Unverschämte!" fuhr Berthold auf, indem er drohend vorsprang. „Fort, fort, sage ich!"

„Sie jagen mich weg?" seufzte die alte Frau. „Nun wohl, ich will mich entfernen. Wüßten Sie jedoch, was ich Ihnen zu sagen habe! Ich war gekommen, um Ihnen das Erbe zurückzugeben, welches der falsche Franzen Ihnen gestohlen hat."

(Fortsetzung folgt.)

Wo im Winter die Schwalben bleiben?

Von Dr. E. Baldamus.

Da ist einmal wieder eine Frage aufgetaucht — und sogar in politischen Zeitungen besprochen, die längst ihre Beantwortung gefunden hat.

Wo die Schwalben im Winter bleiben?

Freilich interessant ist diese Frage, das ist nicht zu leugnen. Von allen den befiederten Frühlingsboten, die uns gar lieb und freundlich das Morgenlied des erwachenden Frühlings singen: keiner ist Jung und Alt, dem Städter und Landmanne bekannter und vertrauter als die Schwalbe. Ist sie doch oft genug des letztern gehegte und geschützte Haus- und

Stubengenossin, überall da in seiner unmittelbaren Nähe sich ansiedelnd, wo der Mensch sie nicht ausweist, und die Duldung durch gar fleißigen und nützlichen Dienst dankbar vergeltend. Dann hat man auch Jahrhunderte lang recht absonderliche Antworten auf unsere Fragen gegeben — und endlich ist sie noch vor zwei Jahren einem der größten Naturforscher und Gelehrten vorgelegt worden, und seine Antwort darauf gibt denn allerdings so mancherlei zu denken und hat gewiß nicht wenig dazu geholfen, daß die Frage jetzt wieder viel besprochen worden und — interessant ist.

Alexander v. Humboldt — der große Naturforscher Humboldt erhielt vor zwei Jahren einen Brief aus Nebraska mit der Bitte, dem Briefschreiber zu sagen, wo im Winter die Schwalben bleiben. Nun muß man wissen, daß der in allen Welttheilen hochberühmte Gelehrte in seinen letzten Lebensjahren anfing, auch in seinem Vaterlande, und zwar allgemein berühmt zu werden: zu seinem großen Aerger und Verdruß! — Der hochbetagte Gelehrte, der gern seine letzten Lebensjahre zur Vollendung eines großartigen Werkes benutzen wollte, das die Erfahrungen und Kenntnisse eines ganzen langen Forschens und Studierens umfaßte, wurde in dieser Arbeit durch nichts so sehr als durch seinen eigenen Ruhm gestört.

Alle Zudringlichen wollten den großen Mann sehen und sprechen, oder wollten ein paar geschriebene Worte von ihm haben, oder hielten sich wenigstens verpflichtet, ihre Verehrung ihm schriftlich auszudrücken. So arg wurden diese Zudringlichkeiten in den letzten Jahren, daß der arme berühmte Mann in den Zeitungen die Leute bitten mußte, seine letzten Tage und Kräfte nicht durch Briefelesen und Briefschreiben in Anspruch zu nehmen. Zumal zu seinem Geburtstage erhielt Humboldt eine große Menge Gratulationen, Zuschriften, Pakete, so daß er sich ordentlich vor diesem „langweiligen Tage," wie er ihn selbst nennt, fürchtete. Kein Wunder; schreibt er doch, daß er im Jahre 1857 „seinem Geburtstage nahe" in fünf Wochen über 300 Briefe und Pakete erhalten hat!

Zu den Neugierigen oder Wißbegierigen, jedenfalls zu denen, die da meinten, Humboldt müsse alles wissen, gehörte auch der Briefsteller aus Nebraska. Humboldt erzählt davon einem seiner Freunde. Dieser fragte, „ob dies nicht fortwährend eine schwebende Untersuchung sey?" Und Humboldt antwortete: „Freilich, ich weiß es so wenig wie ein anderer: aber, setzte er mit scherzender Wichtigkeit hinzu, das hab' ich den Leuten in Nebraska nicht geschrieben, weil man dergleichen nie eingestehen darf."

Das ist also Humboldt's Antwort auf die Frage: wo die Schwalben im Winter bleiben. Außer manchem Andern, was diese Antwort zu bedenken gibt, zeigt sie uns auch einmal wieder recht klar und deutlich, daß alles menschliche Wissen, selbst das reichste und ausgebreitetste, Stückwerk ist. Denn diese Antwort des großen Naturforschers auf eine vielbesprochene Frage der Naturkunde ist falsch! Man weiß längst, wo die Schwalben im Winter bleiben, d. h. die Naturforscher wissen's, und wo ein Naturforscher von „Wissen" spricht, da verläßt er sich nicht auf Vermuthungen und Schlüsse, wie's wohl seyn könnte, sondern da hat er seine Kenntnisse aus Beobachtungen und Erfahrungen; nur vor Thatsachen, nicht vor Meinungen hat er Respekt.

Nun und wo bleiben sie? die Schwalben nämlich. Ueberwintern sie wirklich im Schlamme der Teiche und Seen? fragt wohl einer der Leser. Welche Frage! denkt der andere. Wie können Vögel — Thiere, welche warmes Blut und Lungen haben, — im Schlamm und Wasser auch nur zehn Minuten lang liegen, ohne zu ersticken? Und doch, mein Lieber, ist diese Meinung Jahrhunderte lang allgemein verbreitet gewesen, und du kannst sie heute noch mit der größten Bestimmtheit aussprechen hören, und wenn du Glück hast, findest du vielleicht gar einen Augenzeugen, der selber „bei der Fischerei im Herbste ganze Klumpen von Schwalben im Teichschlamm gefunden hat," die mausetodt waren, aber in der Stube wieder auflebten — und munter davon flogen und — o nein, gleich wieder starben und nun wirklich todt waren.

Schreiber dieses hat das Glück gehabt, auf seine öffentliche Anfrage solche Zeugnisse zu erhalten, aber leider nicht das Glück, einen Zeugen zu finden, der seine Aussage zu beschwören geneigt gewesen wäre. Wenn's ernst wurde, ja da zogen sie sich zurück, aber ihre Behauptung gaben die meisten darum doch nicht auf.

Etwas wahres ist freilich auch daran. 'S ist gewiß öfter vorgefallen, daß so ein ganzer Trupp Schwalben ins Wasser geworfen worden ist. Wenn im Herbste so ein recht heftiger Sturm den Rohrwald, in dem die armen kleinen Dinger so gern übernachten, durcheinander wirft und bis aufs Wasser niederbeugt, was Wunder, daß sie zu Hunderten elend ertrinken müssen? Und wenn man sie dann beim Rohrschneiden oder beim Schlämmen und Fischen der Weiher und Teiche klumpenweis findet, so geht das auch ganz natürlich zu. Aber daß die Ertrunknen, Erstickten wieder aufleben — nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu; das ist gegen ein ganz bestimmtes Naturgesetz, von dem man keine Ausnahme kennt. Und gerade die Schwalben, unsere Schwalben sollten eine Ausnahme machen? Die

Vögel, die von allen am meisten auf das Element der Luft angewiesen sind, die eigentlichen Luftvögel, sie, deren kleine aber kräftige Lunge so heißblütig ist, durch deren Knochenbau sogar die Luft strömt, sie sollten ihres Elementes Monate lang ungefährdet entbehren können? Sie, deren Magen immer hungrig ist, die ein kalter Regentag schon zu tödten vermag, sie sollten fast ein halbes Jahr ohne Nahrung am Leben bleiben können?

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In den französischen, englischen und deutschen illustrirten Zeitungen stößt man jetzt vielfach auf Bilder, welche den Kaiser der Franzosen als Schlittschuhläufer darstellen. Aber nur Wenige werden wissen, daß der passionirte Schlittschuhläufer von heute das Schnellaufen von jeher mit Leidenschaft betrieb. — Während seines Aufenthaltes in Amerika nach dem Straßburger Attentate produzirte sich Louis Napoleon sogar öffentlich als Schnellläufer. Lujan Herbert schildert die Szene in seinem biographischen Roman: „Louis Napoleon“ und bringt darüber folgendes interessante Dokument bei: Die „New-Yorker Gaz.“ vom 7. Juni 1837 schreibt: Schnellauf! Vor einigen Tagen brachten die öffentlichen Blätter eine Anzeige, nach welcher der bekannte Monsieur Louis Napoleon, welcher kürzlich von Frankreich eingetroffen ist, auf Grund einer Wette von 1000 Doll. in der kurzen Zeit von 140 auf einander folgenden Minuten eine Strecke von 18 Meilen zu Fuß zurücklegen will. Herr Napoleon hielt gestern Nachmittag in dem Vauxhallgarten in der Bowery vor einem zahlreichen Publikum seinen Schnellauf. Er begann ihn präzise 4 Uhr und er lief in einem Kreise, welcher nach der Messung des Stadtbaumeisters Ewen 820 Fuß maß; er hatte also im Ganzen 115 Umläufe und 720 Fuß zu machen. Er lief zuerst die letztere Distanz, worauf er die vollen Kreise in gleichen Zeiträumen zurücklegte; allein schon bei dem sechzigsten Umlaufe blieb er hinter der Zeit zurück und es gewann den Anschein, daß er seine Aufgabe nicht lösen werde. Ein Theil seines Anhanges war ängstlich und forderte ihn auf, seine Wette zurückzuziehen, aber er wies dieses Ansinnen hartnäckig von sich und setzte seinen Lauf, der immer schwerfälliger wurde, fort. Als er noch weitere fünf Umläufe gemacht hatte, fing er an zu taumeln und würde niedergefallen seyn, wenn ihn seine Kameraden nicht in ihre Arme aufgefangen hätten. Er wurde vollkommen erschöpft und fast ohne Bewußtseyn aus der Bahn getragen und lag stundenlang anscheinend todt auf dem Bette. Die durchlaufene Strecke betrug $10^1/_2$ Meilen weniger 80 Fuß, wozu er 97 Minuten gebraucht hatte.

(O ich bin klug und weise.) Die Aruheim'sche Zeitung erzählt als buchstäblich wahr: „Der Bürgermeister einer Landgemeinde in der Provinz Südholland veranstaltete in seinem Bezirke eine Kollekte, um den ersten dringendsten Bedürfnissen der unglücklichen Nothleidenden in den überschwemmten Gegenden seines Vaterlandes abzuhelfen. Der Ertrag belief sich auf 70 Gulden, den er in der Absicht, ihn sofort nutzbar zu machen, dazu verwendete, daß er so viele Exemplare eines zum Besten der Nothleidenden herausgegebenen Buches ankaufte, als für 70 Gulden zu erhalten waren.“

Auf einem Landorte fällte neulich ein Todtenbeschauer bei einem am Stick- und Schlagflusse schnell verschiedenen Manne die in dem Todtenschein auszufüllende Frage, wer der behandelnde Arzt war, wie folgt aus: „Hat keinen Doktor braucht, ist selber g'storben.“

Räthselfragen.

Wer gleicht dem Schatten an der Sonnenuhr,
Den man präzis beim Sonnenscheine sieht;
Und wenn ein trübes Wölkchen überzieht
Des Himmels Blau, verschwindet ohne Spur?

Wie heißt die Schöne, eingehüllt in Flor,
Sorgsam und dicht, um zu verletzen nicht;
Frei, offen nur erscheint sie, ruft die Pflicht;
Der Lügner bebt, der Bied're leiht ihr's Ohr?

Und welche Wunden kann Der heilen nur,
Der selbst verwundete, soll der Patient
Genesen bald? Kein Arzneimedikament
Genüget zur Beförderung der Kur.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Sonntag, 10. März **1861.**

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Auf Berthold's Miene erschien ein bitteres Lächeln des Unglaubens.

„Franzen hat Euch sicher geschickt, um uns im Elend zu verspotten."

Aber Konrad war aufgestanden; er zitterte vor Ueberraschung und in seinem Auge glimmte ein Funke unterdrückter Freude.

„Schweige, Berthold, halte Dich still," flehte er. „Höre wenigstens an, was diese Frau Dir sagen will."

Und Margareth bei der Hand nehmend, führte er sie zu einem Stuhle.

„Nun, gute Frau, setzt Euch und seyd ruhig," sagte er in freundlichem Tone. „Ihr wollt Herrn Berthold sein Erbe zurückgeben, sagt Ihr? Das Erbe, das ihm durch Franzen gestohlen worden ist?"

„Franzen hat mich weggejagt, mich zur Thüre hinausgeworfen wie einen Hund," rief Margareth, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „aber er soll es bereuen! Ich sollte seine Frau werden; es war so zwischen uns festgestellt, so lang der alte Robyn noch lebte; aber Franzen hat mich, als ein heuchlerischer Schelm, der er ist, abscheulich betrogen. Er gab mir allerdings Dienstboten, schöne Kleider, alles, was ich verlangte; doch morgen verheirathet er sich mit Laura Hartmann, weil ihr Vater viel Geld hat; denn, Sie werden es nicht glauben können, er liebt sie nicht, er haßt sie. Und Laura? Sie verabscheut ihn und ist so sehr von ihm behext, daß das arme Fräulein vor Schrecken und Angst die Auszehrung bekommen hat. Ja, ja, Herr Berthold, Sie wissen es vielleicht nicht; aber Laura sieht Sie noch so gern, daß sie wegschmilzt wie der Schnee, weil sie von Ihnen geschieden ist."

Der Zorn des Jünglings war gänzlich verschwunden; er hatte mit klopfendem Herzen und funkelnden Augen die letzten Worte der alten Dienstmagd gehört. Nun fragh er sie mit schmeichelndem Tone und beinahe weinend:

„Du Auszehrung? Laura die Auszehrung? Sie liebt mich noch, sagt Ihr, Margareth? Wie könnt Ihr es wissen?"

„Nun, es war Franzens größter Verdruß, und darum hat er Ihnen so viel Böses gethan, wie er nur konnte. Sie mußten sterben vor Grimm oder das Land verlassen; — und er würde Sie wohl so weit getrieben haben, wenn Sie es auch vielleicht nicht glaubten: mit Geld kann man alles."

„Also ist es Franzen wirklich, der meinen Ruf und Ehre durch bezahlte Lästerung vernichtete?" rief Berthold.

„Und wie anders? Einfältiger, wußten Sie es nicht?" fragte sie mit Verwunderung.

„Ihr kamt hierher, über Bertholds Erbe zu sprechen," fiel der Musikus ihr mit Ungeduld ins Wort.

Margareth setzte sich gemächlich auf ihrem Stuhl zurecht, hustete einige Male, als ob sie sich zu einer gewichtigen Aufklärung bereitete. Dann sagte sie mit einem schlauen Lächeln auf dem Gesicht:

„Darüber wollen wir einmal ernstlich sprechen. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen das Mittel anzeige, um die Million zurückzubekommen, um welche Franzen Sie betrogen und bestohlen hat?"

Der Musikus sah Berthold in die Augen; auf des Jünglings Lippen schwebte ein Zug der Verachtung.

„Sie weiß nichts!" murrte er.

„Nichts? Ich weiß nichts?" wiederholte Margareth. „Drei Tage nach dem Tode des alten Herrn Robyn hat Franzen mir ein Geheimniß anvertraut, das wohl schrecklich für den Betrüger seyn muß, da er mir mehr als sechs Monate geschmeichelt hat und vor meinen Füßen gekrochen ist wie ein Wurm, damit ich es

verſchweigen ſollte. Wird dies Geheimniß vor Gericht bekannt gemacht, dann iſt das Teſtament nichtig vor dem Geſetz."

„Und dies Geheimniß, Frau, dies Geheimniß?" rief der Muſikus, vor Ungeduld bebend.

„Was geben Sie mir, wenn ich es Ihnen entdecke?" fragte Margareth mit ungeſtörter Ruhe.

„Was verlangt Ihr? Was fordert Ihr?" rief Konrad, vor Ungeduld zitternd.

„Sie müſſen wiſſen," war ihre Antwort, „daß ich in Herrn Robyn's Teſtament ſtehen ſollte; aber Franzen hat es verhindert. Wären die Sachen den rechten Weg gegangen, dann hätte ich ein großes Legat bekommen. Geben Sie mir das Legat zurück!"

„Aber wie viel? wie viel?"

„Doch wohl einige tauſend Franken?"

„Wie viele tauſend? Sprecht!"

„Ich will billig ſeyn. Sind zwanzigtauſend Franken zu viel?"

„Nein. Ihr ſollt zwanzigtauſend Franken erhalten, fünfundzwanzig! dreißig!"

„Das heißt ſprechen," jauchzte Margareth. „Sie ſind noch Menſchen, die einer alten Dienſtmagd nicht ihr Stück Brod für ihre alten Tage verweigern. Aber darf ich mich auch auf Ihr Wort verlaſſen?"

„Zweifelt nicht, Frau;" antwortete Konrad, „der Dienſt, den Ihr Berthold erweist, iſt in der That wohl ſo viel werth. Ihr ſollt die dreißigtauſend Franken haben."

„Ihr betrügt mich nicht? Nun wohl, dann will ich ſprechen. Das Geſetz erklärt alle Teſtamente für ungiltig, auf welchen kein Datum ſteht. Iſt es nicht ſo?"

„Ja, was wollt Ihr damit ſagen?"

„Es ſteht kein Datum auf dem Teſtament des Herrn Robyn."

Der Muſikus ſprang nach dem Tiſch, öffnete die Schublade und ſuchte mit zitternden Händen nach einem Papier. Als er es gefunden hatte, warf er den Blick darauf. Ein dumpfer Schrei der Verzweiflung entrang ſich ſeiner Bruſt und er ließ das Papier auf den Tiſch fallen, während er ſchmerzlich ſeufzte:

„Bittere Täuſchung!"

„Schnell, entfernt Euch von hier, ſtehenden Fußes!" fiel Berthold gegen Margareth aus. „Ich wußte es wohl, daß Franzen Euch geſchickt hat, um uns in unſerer Armuth zu verſpotten."

„Was befällt Sie alle beide?" brummte Margareth erſtaunt. „Nun Ihr das Geheimniß wißt, meint Ihr mich mit Scheltworten vor die Thüre zu ſetzen? Ihr kennt mich nicht: es ſoll ſo leicht nicht gehen!"

„Aber, Frau, man hat Euch betrogen," ſagte der Muſikus. „Hier iſt eine buchſtäbliche Abſchrift des Teſtaments. Es trägt das Datum vom zwanzigſten April. Ich will glauben, daß Ihr nicht hieher kamt in der Abſicht, uns zu verhöhnen; aber geht jetz' —"

„Einen Augenblick," ſagte die alte Frau, ſich an die Stirne kratzend, „einen Augenblick laßt mich nachdenken. Ha, Franzen hat etwas vorgegeben? Ho mich betrogen? Warum? Aber wenn meine erſte Vermuthung doch gegründet geweſen wäre? Ja, ja, welch Licht! Nun weiß ich es!"

„Was wißt Ihr?" ſtammelte der Muſikus, über die Aufregung der Frau verwundert.

„Was ich weiß? Das Teſtament iſt falſch: Herr Robyn hat es nicht gemacht."

„Erklärt Euch; wie meint Ihr das?"

„Hören Sie. Der alte Herr Robyn ſträubte ſich, ein Teſtament zu machen. Wir fürchteten — Franzen und ich — er könnte einmal von einem Schlaganfall überraſcht werden und uns ſomit das Legat nicht hinterlaſſen, welches er uns täglich verſprach. Am Morgen ſeines Todes flehte ich ihn noch an, an ſeinen letzten Willen zu denken. Alles, was ich aus ihm herausbekommen konnte, war die Verſicherung, daß er in vierzehn Tagen, wenn es nicht beſſer ginge, einen Notar kommen laſſen wollte. Es war kein Teſtament da; ich bin davon überzeugt. Franzen war gegen eine Viertelſtunde mit dem alten Mann allein geblieben. Es wurde geklingelt: ich fand Herrn Robyn todt in ſeinem Lehnſtuhl liegen und erſchrack bei dem Gedanken, daß er ohne Teſtament geſtorben ſey; aber Franzen ſagte mir, es beſtehe ein Teſtament; begreifen Sie, was dies ſagen will?"

„Um Gottes willen weiter!" flehte Konrad.

(Fortſetzung folgt.)

Wo im Winter die Schwalben bleiben?

(Schluß.)

Ja freilich, die Natur iſt außerordentlich mannigfaltig, aber in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit iſt Regel und Ordnung, iſt Einheit: die Regel und Ordnung und Einheit deſſen, der die Natur geſchaffen und ihre Geſetze geſchrieben hat. Wir kennen noch lange nicht alle Naturgeſetze? Sicher nicht! Jahrtauſende angeſtrengter Forſchung werden ſie noch nicht aufzudecken vermögen; aber das wiſſen wir, daß die Naturgeſetze nicht wie menſchliche ein Hinterthürchen für gelegentliche Ausnahmen haben!

Und dennoch, und dennoch! Ihr seyd Eurer so viele, die ihr den Beweis in Händen gehabt? Meldet Euch nur! Ich will Eure Stimmen redlich zählen; aber ich sage Euch im Voraus: auf jede Eurer Stimmen lasse ich Euch zehn antworten, die was ganz anderes gesehen haben als Ihr! Und Ihr werdet selbst finden: wackere Namen darunter, die Euch sagen:

„Gut, Ihr habt einmal Schwalben im Herbste im Schlamme gefunden; wir aber, wir haben sie jährlich sehen abziehen, übers Meer fliegen, wo sie auf unseren Schiffen ermüdet sich niederließen, um nach kurzer Rast ihre Reise übers Meer fortzusetzen, wir haben sie an den Küsten Afrika's und sogar tief im Innern dieses großen Winterquartiers der Vogelwelt ankommen und rasten und zur Rückkehr in die alle liebe Heimath — ihr Geburtsland — sich anschicken, die Rückkehr wirklich antreten sehen; wir haben wiederum ihre Züge auf dem mittelländischen Meere hoch in den Lüften und auf unseren Schiffen beobachtet, haben ihnen sogar Grüße an unsere fernen Lieben im schönen Deutschland und auch sonst wohin aufgetragen!

Seht, das sind bestimmte sichere Beobachtungen! Die gelten dem Naturforscher allein! Und nun wollen wir diese Zeugnisse einmal näher ansehen, und unsere eigenen Beobachtungen, wie wir sie wohl alle gemacht haben, hinzufügen.

Daß von den beiden fast überall in unserm lieben Deutschland vorkommenden und bekannten Schwalbenarten — man kennt bis jetzt gegen sechzig Arten der Familie, von denen vier unserem Vaterlande angehören — die größere sogenannte Rauchschwalbe (**hirundo rustica**) um etliche Tage früher bei uns eintrifft, als die schwächere, und noch zärtlichere Hausschwalbe (**hirundo urbica**) ist männiglich bekannt. Ebenso, daß sich beide mit ihrer Ankunft nach der Frühjahrswitterung richten, wie wenig oder weniger alle, besonders die zeitig ankommenden Zugvögel. Je nachdem sich das Wetter anläßt, kommen sie von Ende des März bis Ende des April an, durchschnittlich jedoch in der ersten Hälfte dieses Monats. Die ersten Ankömmlinge, die oft 8—14 Tage früher erscheinen, aber selten hier bleiben, sondern gewöhnlich weiter nach Norden und Nordosten ziehen, sind immer einzelne, welche wie die später eintreffenden Hauptzüge in kleineren oder größeren Gesellschaften, meist im Laufe eines schönen Aprilvormittags aus hoher Luft sich plötzlich herablassen, ihre alten Wohnungen fröhlich begrüßen und sich alsbald häuslich einrichten, oder wenn ihre Heimath noch ferne liegt, nach kurzer Nahrungsjagd sich wieder hoch empor schwingen und eilig weiter wandern selbst einen Theil der Nacht hindurch. Man kann diese „Durchzügler", selbst wenn sie sich mit den „Bleibenden" vermischen, doch gar leicht von diesen „herauskennen": sie geberden sich etwas scheuer und flüchtiger und kennen auch nicht so alle „Gelegenheiten" wie diese. Daß diese „Fremden" ihre Heimath weiter nördlich und besonders nordöstlich von uns haben — einzelne Paare, und das sind wahrscheinlich jene ersten Ankömmlinge, von denen alle Sprachen Europa's sprichwörtlich sagen: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer," einzelne Paare gehen sogar bis an die Gebirge jenseits des Polarkreises hinauf — geht daraus hervor, daß sie sich, wenn sie sich der Nahrung halber einige Zeit bei uns niedergelassen haben und sich zu ihrem Wanderfluge erheben, regelmäßig nach dieser Richtung wenden, selten oder nie rückwärts, d. h. nach Süden zu fliegen. Umgekehrt ist es beim Wegzug im Herbst. Nachdem sie sich gehörig dazu vorbereitet und die Jungen namentlich an das Kommando „aufgesessen" und „abgesessen" gewöhnt haben, erheben sie sich gleich nach Sonnenuntergang in vollen Schaaren und sind im Nu verschwunden. Wer hätte das nicht an einem stillen September- oder Oktoberabend mit einem Gefühl von wehmüthiger Freude bewundert, wenn sie sich zu Hunderten und Tausenden auf hohen Dächern dicht zusammenschaaren, auf ein gegebenes Zeichen blitzschnell sich erheben, in gedrängten Haufen die schönsten Schwenkungen machen, um sich wieder eben so eng geschaart niederzusetzen. An die Stelle des abgezogenen Schwarmes treten einige Tage hindurch oft noch neue, die aber immer kleiner werden und die man am Tage oft nur in hoher Luft vorüberziehen sieht oder Nachts hört. Die letzten Nachzügler sind wieder einzelne, die Bewohner des Nordens. Dieselben Beobachtungen sind von Naturforschern an den europäischen und afrikanischen Küsten des mittelländischen Meeres und auf diesem selbst gemacht worden, und zwar unter noch günstigeren Umständen. An der Südküste besonders des westlichen Europas kommen die ungeheuren Schaaren des ganzen Erdtheils zusammen. Sie würden die Luft verfinstern, wenn sie alle zugleich ankämen. So ist es aber nicht. Täglich und nächtlich ziehen neue Haufen übers Meer, und die sich der Nahrung halber niederlassen mußten, räumen hüben und drüben den späteren Ankömmlingen den Platz. So geht es fort, bis alle ihr Wiederunterkommen im ungeheueren Festlande Afrika's gefunden haben. Trotz des ausgezeichneten Flugvermögens — die Schwalben sind die eigentlichen Flugvögel, sie nehmen sogar ihre Nahrung im Fluge — werden einzelne Trupps auf dem Meere oft von Stürmen überrascht und lassen sich dann im Takelwerk der Schiffe zur kurzen Rast nieder. Das weiß jeder Matrose, der das mittelländische Meer befuhr.

Auch in Afrika ſelbſt kennen nicht nur die europäiſchen Naturforſcher die fremden Schwalben ſehr gut, auch die Eingebornen wiſſen ſie von den einheimiſchen ſehr gut zu unterſcheiden. So z. B. in Aegypten und Algerien. Die Erſten aber, ich meine die Naturforſcher, und will darunter nur zwei jüngere Landsleute nennen, Dr. A. Brehm und Dr. R. Vierthaler — das Tagebuch des Letzteren, der leider dem böſen Klima Afrika's erlag, liegt im Manuſkript vor mir — beobachteten Ankunft, Aufenthalt und Wegzug der europäiſchen Schwalben in Afrika, die dort wie alle anderen Zugvögel nicht niſten und — ja eben noch eins!

Ihr, die Ihr ſelber Schwalben aus dem Teichſchlamm genommen oder geſehen habt, gebt Acht! Habt Ihr ſie auch recht genau angeſehen, ich meine die Beſchaffenheit ihres Gefieders? Nicht! Nun es thut nichts! Ihr habt im nächſten September Zeit genug zu unterſuchen — lieber wäre es mir freilich, Ihr thätet's nicht, wenn das Leben der lieben Schwalben dabei in Gefahr kommt: es ſind ihrer ſeit Menſchengedenken ſo auffallend weniger geworden; denn neben den vielen Feinden, die ſie in der zunehmenden Kultur finden, werden ſie von den Italienern jährlich zu vielen Tauſenden gefangen und — geſpeiſt! — Item, es wäre mir lieber, Ihr glaubet mir und vielen Naturforſchern aufs Wort, wenn ich Euch ſage: im Herbſt haben die Schwalben gar ein abgetragen und abgeſtoßen Röcklein, mit dem ſie üders Meer ziehen und ſiehe da, mit einem feinen und von glänzender Art kehren ſie zurück. Sollten ſie das im Schlamm und im Schlafe angezogen haben? Oder iſt es Luft und Wärme, iſt es die Sonne Afrika's, die dieſen neuen prächtigen Glanz des Gefieders geſchaffen? „Es kann ſeyn!“ Lieber Freund, es iſt: man hat die Mauſer in Afrika beobachtet, und in europäiſchen Sammlungen finden ſich Schwalben aus Afrika in allen Uebergängen und Beſchaffenheiten des Gefiederwechſels.

„Und Humboldt, der große Humboldt ſollte das nicht gewußt haben?“ So frug mich verwundert einer meiner Bekannten, der die „Anekdote“, bei welcher das „Nichtwiſſen“ eigentlich nicht der Hauptpunkt iſt, in den Zeitungen und dann den Briefwechſel des großen Naturforſchers mit Varnhagen ſelber geleſen. Ja, da ſtehts! Aber in dieſem Briefwechſel ſteht leider Manches, was zur Ehre des großen Mannes beſſer ungedruckt geblieben wäre! Nicht gerade dies Bekenntniß des Nichtwiſſens.

Wer das Hauptwerk dieſes vielſeitigen Gelehrten, ſeinen Kosmos, kennt, der ſtaunt über den Umfang und die Tiefe menſchlichen Wiſſens. Aber Humboldt war mit allen weiten Fächern der Naturwiſſenſchaft vertrauter als mit der Thierkunde, und kein Menſchengeiſt iſt im Stande, alle Einzelnheiten auch nur dieſer einen, freilich umfangreichen Wiſſenſchaft zu umfaſſen! Aber gerade dieſe Frage —? Nun, ich will's nur geſtehen, es gibt Augenblicke, wo ich mich denn auch darüber gewundert habe.

Mannigfaltiges.

Wiederum iſt in Schweden eine neue und wie es ſcheint zweckmäßige Maſchine konſtruirt worden. Ein Herr Roswall hat nämlich eine Maſchine zum Holzhauen hergeſtellt, welche von einem Lokomobil von 10 Pferdekraft getrieben wird, 120 Schläge in der Minute ausführt und einen Faden Holz in weniger als einer halben Stunde zur gewöhnlichen Größe zerlegt. Wenn die Arbeiter etwas daran gewöhnt ſind, mit derſelben zu arbeiten, können 3 Faden Holz in einer Stunde zerlegt werden. Es hat ſich in Gothenburg eine Aktiengeſellſchaft gebildet, welche eine ſolche Maſchine in Thätigkeit geſetzt hat. Zum nächſten Winter will dieſe Geſellſchaft ſehr bedeutende Quantitäten Holz ankaufen und hofft alles Holz, welches in Gothenburg verbraucht wird, liefern zu können.

Auflöſung der Räthſelfragen in № 29:

Ein falſcher Freund, der dich im Glück nur kennt,
Im Unglück aber dir den Rücken kehrt,
Er ſucht die Freundſchaft nicht, die er entehrt,
Er ſucht Int'reſſen, wie er ſelbſt es nennt.

Wahrheit, der Unſchuld treuer Genius,
Heißt meine Schöne, die das Recht verficht;
Vor ihrem Blicke bebt der Böſewicht,
Die Unſchuld aber lohnt ihr Freundſchaftskuß.

Die Liebeswunde, eine Wunde, die
Vom Herzen aus der ganze Körper fühlt,
In der Empfindung zarter Tiefe wühlt
Ihr großer Schmerz — heilbar durch Sympathie.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Dienstag, 12. März 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

„Sie müssen wissen," fuhr Margareth fort, „daß Franzen die Handschrift von Herrn Robyn so gut nachmachen konnte, daß unser Herr selbst sie beinahe nicht zu unterscheiden vermochte. Ich hatte eine oder zwei Stunden zuvor Franzen gesagt: „wenn der Tod ihn überrascht, schreibt selbst das Testament." Seyd versichert, Franzen hat meinen Rath befolgt; — und er hat mir etwas Anderes glauben gemacht, um mich das vergessen zu machen."

Konrad schaute eine Weile mit starren Augen vor sich hin, wie jemand, der in tiefes Nachsinnen versinkt; aber ebenso rasch warf er den Mantel von den Schultern, lief nach der Wand, zog zitternd vor Hast einen Ueberrock an, nahm seinen Hut und rief:

„Berthold, den Brief, den Dir Franzen schrieb! Schnell, gib mir den Brief!"

„Was willst Du thun?" fragte der Jüngling. „Wo willst Du hin?"

„Den Brief, den Brief — ach, Berthold, wenn dieser Verdacht auf Wahrheit beruhte! Du würdest Dein Erbe zurückbekommen; der böse Franzen würde bestraft werden."

„Bleibe hier," sagte Berthold, „Du bist krank, Konrad. Es ist ja morgen noch Zeit genug, zu untersuchen, ob an den Worten dieser Frau etwas Wahres ist."

„Morgen?" rief der Musikus. „Nein, nein, und müßte ich die ganze Nacht laufen, und müßte ich vor Ermattung auf der Straße niedersinken, ich werde Laura zu retten suchen. Morgen ist es zu spät, morgen wird er mit Laura getraut."

„Du willst Laura retten?" rief Berthold. „Was sagst Du? Ich begreife Dich nicht. Ihre Heirath hintertreiben?"

Aber Konrad, von seiner Hast wie fortgerissen, ergriff Margareth bei der Hand, zwang sie aufzustehen, und zog sie vorwärts, indem er sagte:

„Komm!, Ihr müßt mit mir, um Aufklärungen zu geben. Ihr sollt die dreißigtausend Franken haben. Folgt mir und versucht zu laufen: keinen Augenblick dürfen wir verlieren."

An der Thüre rief er noch seinem Freunde zu:

„Berthold, so mir Gott hilft, wird Dir Alles zurückgegeben werden: Liebe, Ruhm, Geld, Alles, Alles!"

Die Schritte des Musikus hallten auf der Treppe, entfernten und verloren sich mit ausnehmender Geschwindigkeit. Berthold hob die gefalteten Hände zum Himmel und schickte ein stilles, doch feuriges Gebet zu dem Lenker der menschlichen Schicksale.

8.

Am Morgen nach den im vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten befanden sich vor der Wohnung Hartmann's viele Menschen — meist Frauen und junge Mädchen aus der geringeren Volksklasse, die in Gruppen zusammengetreten waren und laut über Laura's Hochzeit mit dem millionenreichen Franzen und über die prächtigen Brautkleider, die sie tragen würde, sprachen. Eine war beschäftigt, in begeisterten Worten zu schildern, wie Fräulein Hartmann in silbergestickten Atlas und schneeweiße Spitzen gekleidet sey; wie sie von Kopf bis zu den Füßen voll Diamanten hängen und wie sie die Augen durch all den Schimmer von Gold und Edelsteinen, die sie in den Ohren, auf der Brust und an den Armen trage, blenden werde. Alle die andern hörten mit offenem Munde und aufgerissenen Augen. Jedes Herz klopfte vor Begierde oder Neid. Sobald die prächtige Schilderung des Brautstaates vorüber war, brachen alle Zuhörerinnen in Rufe der Verwunderung aus. Man begann allgemein über das Glück der Reichen zu sprechen, und vornehmlich über das Glück von Fräulein Laura,

die an ſich ſchon reich war und dazu noch mit einer Million ſich verheirathete. Wie erfreut und ſtolz mußte ſie ſeyn, meinte man. Sie werde ihr Leben lang in einem Wagen fahren, in einem Schloß wohnen, zwanzig Diener und Dienerinnen um ſich herumſtreichen ſehen, um auf das geringſte Zeichen ihres Fingers Gehorſam zu leiſten. So reich ſeyn wie das Meer tief, gekleidet ſeyn wie eine Königin, und Jedermanns Augen durch ihre volle Pracht blenden! Für dieſe einfältigen Frauen gab es kein größeres Glück auf Erden, und hätte man ihnen geſagt, daß Laura Kummer empfinde und unter dem Glanz der Diamanten ihr Herz von Schrecken und Betrübniß zerriſſen fühle, ſie würden ſich nicht wenig über ſolche Undankbarkeit verwundert haben. Und dennoch, während hundert Frauen und Mädchen ihr Glück beneideten, litt die arme Laura eine ſo ſchreckliche Marter, daß ſie den Tod als eine Gnade von Gott erflehte.

Auf einem der oberſten Zimmer in Hartmann's Wohnung waren einige Frauen — Kleidermacherinnen, Modiſtinnen und Dienſtmädchen — beſchäftigt, die Braut anzukleiden. Gewöhnlich wird bei ſolchen erfreulichen Vorbereitungen viel geredet und geſchwatzt; aber hier herrſchte im Gegentheil die peinlichſte Stille und auf dem Geſichte der Frauen hatte ein Ausdruck von Betrübniß und Mitleiden die Stelle der Heiterkeit angenommen. Sprachen ſie auch miteinander, ſo geſchah es nur durch den Blick und um einer Klage Luft zu machen, die beim Anblick des leidenden Mädchens aus ihrem Buſen aufwallte.

Laura ſtand in ihrer Mitte mit geſenkten Köpfe und halb geſchloſſenen Augen. Sie ließ die Frauen machen und gab ſich ſprachlos zu dem Putz her, als hätte ſie das Bewußtſeyn ihres eigenen Weſens verloren. Blaß wie eine Sterbende war ſie; über ihre Wangen liefen zwei bläuliche, faſt unheimliche Linien, wahrſcheinlich die nachgelaſſenen Spuren der Thränen, welche die ganze Nacht hindurch aus ihren Augen gefloſſen waren. Sie wankte auf ihren Füßen und bei jeder Berührung der Frauen zitterten ihre Glieder krampfhaft. Wurde einige Mal eine Frage an ſie gerichtet, ſo antwortete ſie nur durch ein Zeichen des Kopfes, oder durch einen Blick ſo traurig und hoffnungslos, daß ſie Alles um ſich her mit Mitleid erfüllte.

Dieſe Brauttoilette glich alſo um ihrer Todtenſtille willen der Ankleidung einer Verurtheilten, die man noch ſchmückt, ehe ſie zum Schaffot geführt wird, um ihr Haupt auf den Block zu legen. Und war es nicht ſo? Als endlich die Braut in vollem Putze und mit allen ihren Juwelen ſo mitten im Zimmer ſtand, konnten die Frauen ihre Bewunderung nicht zurückhalten. „Wie ſchön, wie prächtig, wie reich!“ riefen ſie mit unterdrückter Stimme. Wahrlich, die Braut war ſchön. Ein Kleid von weißem moirirtem Atlas, das aus Silberfäden gewoben ſchien, umfaßte ihre Taille und fiel in fließenden Wellenlinien hinter ihr zur Erde. Eine Krone von Orangenblüthen umgränzte ihre gagathſchwarzen Locken. Von ihrem Scheitel floß ein Spitzenſchleier herab, der ſie verhüllte und wie eine durchſichtige Wolke ſchneeigen Duftes einſchloß. Das grüne Licht der Smaragde blitzte in ihren Ohren; die rothe Gluth der Rubine funkelte an ihrem Arm, aber auf ihrem Buſen ſchien aller Glanz, alles Feuer der edelſten Geſteine durch die Geſchicklichkeit des Künſtlers zu einem ſtrahlenden Brennpunkt vereinigt. Dies war Franzens reichſtes Geſchenk: ein Roſenbouquet von koſtbaren Diamanten, ſo groß, ſo mannigfaltig und rein, daß bei der geringſten Bewegung der verwunderten Frauen tauſend Strahlen und Funken wie von einem wirklichen Feuer ihnen in die Augen ſchoſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte einer Geige.

Als der Fürſt von Lichtenſtein, ein leidenſchaftlicher Muſiker, von Kaiſer Karl VI. mit einer diplomatiſchen Sendung an den franzöſiſchen Hof betraut worden war, beſchloß er, wie ein engliſches Blatt neuerdings erzählt hat, in ſeinem Gefolge auch ein vollſtändiges Orcheſter mitzunehmen. Er wandte ſich deßhalb an ſeinen Freund, den Grafen Trautmannsdorf, der damals als kaiſerlicher Oberſtallmeiſter in Böhmen lebte, mit dem Erſuchen, ihm ein Paar berühmte Muſiker ſeines Haushaltes, die Brüder Georg und Nikolaus Stezisky, zu leihen.

Es war damals unter den großen Herren in Deutſchland Sitte, ſich eine eigene Privatkapelle zu halten. Georg Stezisky war ein Geiger erſten Ranges. Ein italieniſcher Künſtler, der ebenfalls im Solde des Grafen Trautmannsdorf ſtand, war dagegen im Beſitze mehrer Kremoneſer Geigen, wollte aber um keinen Preis eine davon veräußern. Während der Graf nun darauf ſann, wie er es werkſtellig machen könne, ſeinem Freunde beſtmöglich zu dienen, fügte es ſich, daß ein fremder Künſtler in ſeinem Schloſſe einſprach und um die Erlaubniß bat, ſich dort hören zu laſſen. Der Graf, der eben den Kaiſer Karl VI. und den König von Preußen als Gäſte bei ſich hatte, bewilligte ihm das. Der unbekannte Künſtler wurde ſodann in die Schloßhalle geführt und trug dort ein Stück ſeiner eigenen Kompoſition

vor. Nachdem er eine Viertelstunde das Dach der alten Ritterburg von den melodischen Klängen hatte wiederhallen lassen, die zugleich die Geschicklichkeit des Künstlers und die Vortrefflichkeit seines Instrumentes bekundeten, bemerkte er, wie ihm der Herr vom Hause durch Zeichen bedeutete, daß er inne halten sollte. So plötzlich unterbrochen, fürchtete der Maestro anfangs, daß er mit seiner Kunst vor den königlichen Gästen nicht bestanden habe, und hatte kaum noch so viel Geistesgegenwart, seinen Ohren zu trauen, als der Kaiser zu ihm sagte, daß er von seinem Spiel entzückt sey und ihn von dem Augenblick an in seinen Hofhalt aufnehmen wolle. Der Graf Trautmannsdorf, dem vor Allen daran lag, das Pariser Orchester seines Fremdes zu kompletiren, hatte des Künstlers Vortrag nur aus der Ungedult, ihm seine Geige abzuhandeln, vor der Zeit unterbrochen. Diesem ging es aber mit seinem Instrument, wie dem Araber mit dem Pferde: er konnte sich nicht entschließen, sich davon zu trennen. Diese Geige war allerdings von dem berühmten Jakob Stainer.

Derselbe war Tyroler von Geburt und ein Schüler Amati's. Die wenigen Geigen, die es von ihm gibt, sollen aus einem Holze fabrizirt seyn, das er selber in einem Fichtenwäldchen seiner Geburtsstadt auswählte und zurichtete. — Erst nach langem Debattiren gelang es dem Grafen Trautmannsdorf, unter folgenden zwölf Bedingungen, die urkundlich aufgesetzt wurden, in den Besitz des heißerflehten Instrumentes zu kommen: 1) Baarzahlung von 300 Gulden; 2) an jedem Neujahrstag einen neuen Rock mit goldenen Tressen, 100 Gulden an Werth; 3) täglich ein Kouvert am Tische der Dienerschaft (**tempora mutantur**); 4) täglich eine Maß Wein; 5) jährlich zwei Tonnen Bier; 6) freie Wohnung; 7) freie Feuerung; 8) freies Licht; 9) monatlich 10 Gulden Taschengeld; 10) im Fall der Verheirathung 12 Scheffel Korn; 11) 6 Scheffel Korn für eine alte Kousine, so lange sie lebte, und 12) so viele Hasen, als sie für den eigenen Gebrauch wünschte. Der Geiger, der unter obigen Bedingungen, die getreulich gehalten wurden, sein Instrument veräußerte, lebte noch 15 Jahre, so daß dasselbe dem Grafen Trautmannsdorf, Alles in Allem gerechnet, auf 9797 Gulden zu stehen kam. Es ist Schade, daß es keinen Nachweis darüber gibt, welchen Eindruck Georg Stezisky mit seinen Leistungen auf diesem wunderbaren Instrumente vor dem Pariser Publikum gemacht hat. Nach seinem Tode hatte der Künstler dasselbe seinen Verwandten vermacht, das er aus Achtung der Erinnerung an den Grafen nie verkaufen wollte. Seitdem kam es durch Vererbung in mehrere Hände und ist jetzt das Eigenthum eines Herrn Chrösel in Wien, der es im Jahr 1854 willig auf einige Stunden hergab, um zur Vermehrung der Feierlichkeiten bei der Vermählung des Kaisers von Oesterreich beizutragen. Das war das letzte Mal, daß auf der Geige gespielt wurde.

Landwirthschaftliches.

Ohne Zweifel beginnt wieder demnächst wie alljährlich der Vertilgungskampf des Menschen gegen einen vermeintlichen Feind in der Thierwelt, der einer der besten, jedenfalls der nützlichsten Freunde des Landwirths ist, gegen den **Maulwurf**. Umsonst sind bis jetzt alle Belehrungen und Ermahnungen, alle Bitten um Schonung und Erbarmen gewesen, umsonst hat sich die Presse des verkannten und verfolgten Thieres angenommen, umsonst haben Naturfremde den Nutzen des Maulwurfes, wie die Schädlichkeit und den Unsinn der Maulwurfsjagd in Lesebüchern, Zeitschriften, Flugblättern, Kalendern u. s. w. dargethan. Der gewöhnliche Bauer liest solche Sachen gar nicht, oder wenn er sie liest, so lacht er über die Bücherweisheit und — bleibt beim Alten; der rationelle Landwirth aber, der mit gutem Beispiele vorangehen sollte, hat, so sehr er sonst für Verbesserungen eingenommen ist, für solche (scheinbare) Kleinigkeiten keine Zeit und die landwirthschaftlichen Vereine, die sonst so viel Gutes schon gestiftet haben, haben sich bis jetzt nicht bemüßigt gefunden, den Maulwurf in Schutz zu nehmen. Bedenken wir aber, welche Summen Geldes alljährlich für den Maulwurfsfang ausgegeben werden, bedenken wir, wie viele Millionen Engerlinge und Werren durch die Tödtung der Maulwürfe am Leben erhalten werden, so dünkt uns doch die Sache wichtig genug, daß endlich von Seiten sämmtlicher landwirthschaftlichen Vereine, wie der höheren und niederen Behörden, allen Ernstes auf gänzliche Abstellung der Maulwurfsjagd gedrungen werde. „Die Maulwürfe verfolgen," sagt Dr. Glocker, „heißt das Ungeziefer hegen; das Naturwidrigste und Verkehrteste von allen Dingen, die ein Landwirth oder Gärtner thun kann, ist und bleibt darum das Verfolgen der Maulwürfe." So macht doch dem Krieg einmal ein Ende, ihr intelligenten Landwirthe und landwirthschaftlichen Vereine, und gebt und schafft dem Maulwurf Ruhe!

Mannigfaltiges.

(Ein amerikanisches Testament.) Ganz kürzlich, sagt ein New-Yorker Blatt, starb ein bejahrter Gentlemann, ein Pflanzer in einem der südlichen Staaten, der ein Vermögen von 100,000 Dollars hinterließ, über das er in seinem Testamente in folgender Art verfügt hat: „Ich vermache mein ganzes Vermögen den Kindern meines Bruders unter den folgenden Bedingungen: Da ich wünsche, meine Erkenntlichkeit für den Dienst auszudrücken, den mir mein Neufundländer Hund erzeigt hat, der mir eines Tages, als ich in Gefahr war zu ertrinken, das Leben rettete und da es mir zugleich am Herzen liegt, für meine Haushälterin zu sorgen, so erneune ich meine erwähnte Haushälterin zur Wärterin, Vormünderin und Mutter meines Hundes. Meine natürlichen Erben sollen ihr in dieser Beziehung aus meinem ganzen Vermögen täglich eine Summe in folgender Weise zahlen: Die tägliche Bezahlung soll fortdauern so lange mein Hund lebt, aber keine Sekunde länger. Während des ersten Jahres nach meinem Tode oder so lange der Hund leben wird, soll meine Haushälterin täglich 5 Dollars empfangen, im zweiten Jahre soll sie täglich 10, im dritten 15 Dollars empfangen und so fort bis zum Tode des Hundes. Im Laufe des Monats, in welchem der Hund sterben wird, soll meiner Haushälterin für jeden Tag der Ersten des Hundes die Summe von 125 Dollars bezahlt werden. An dem Tage seines Todes soll sie für die Stunde des Lebens des Hundes 250 Dollars erhalten. In der letzten Stunde seines Lebens soll sie für jede Minute, die er lebt, 375 Dollars, und für jede Sekunde der letzten Minute 500 Dollars bekommen. Mein Notar ist beauftragt, über die pünktliche Ausführung meines letzten Willens zu wachen." Dieser exzentrische Herr scheint für seinen Hund ähnliche Gesinnungen, wie Lord Byron für den seinigen, genährt zu haben. Was die Erben denken oder thun werden, können wir nicht sagen, wir würden uns aber sehr wundern, wenn der Hund noch lange am Leben bliebe. Angenommen der Hund stürbe 59 Sekunden nach 5 Uhr Abends, am dreißigsten Tage des ersten Monats nach dem Tode seines Herrn, so würde die Haushälterin von den Erben folgende Summen fordern können:

30 Tage zu	125 Doll.	=	3,750 Doll.,
11 Stunden zu	250 Doll.	=	2,750 „
59 Minuten zu	375 Doll.	=	22,125 „
59 Sekunden zu	500 Doll.	=	29,500 „
	Summa		58,125 Doll.

Die preußischen Kroninsignien bestehen aus folgenden Kleinodien: aus der Krone, mit welcher sich Kurfürst Friedrich III. in Königsberg zum ersten König in Preußen krönte; sie hat acht Bügel, die sich in einen goldenen Knopf vereinigen, ist mit echten Perlen eingefaßt und mit 111 Brillanten besetzt, deren größter Diamant so groß wie eine Haselnuß ist. Sodann aus dem Szepter: es ist etwa 20 Zoll lang von massivem Gold, reich mit Brillanten und anderen Edelsteinen besetzt; an der Spitze befindet sich ein gekrönter, aus Diamanten gebildeter Adler, dessen Brust ein Rubin von der Größe eines Zweigroschenstückes deckt. Ferner aus dem Reichsapfel; er ist aus Silber, blau emaillirt, von zwei Reifen eingefaßt und ebenfalls reich mit Edelsteinen besetzt. Dazu kommen das Reichspanier: die Stange aus massivem Silber, an der Spitze von Gold der Namenszug; das Flaggentuch ist aus **drap d'argent**, auf welchem der Adler und das kgl. Wappen gestickt sind.— Das Reichsschwert, in Griff und Scheide von Gold. Es gehören endlich dazu noch: das Reichssiegel in einer 3 Zoll hohen und 4 Zoll im Durchmesser großen goldenen Kapsel, die goldene Kette des schwarzen Adlerordens, und der Kurhut aus violettem Sammt mit Hermelinverbrämung.

Werthvolle historische und Kunstdenkmäler sollen von den Engländern aus Italien nach Großbritannien gebracht worden seyn; unter andern sechs Bücher des „befreiten Jerusalem" von Tasso's eigener Hand geschrieben, ein Originalexemplar der **„Divina comedia"** von Dante mit der Erlaubniß des Großinquisitors. Dies höchst werthvolle Exemplar enthält alle die Verbesserungen, welche die Orthodoxie dem Genius anzudihten; ferner das Testament der Katharine von Medici, Briefe von Galilei in sehr großer Zahl und eine umfangreiche Korrespondenz mehrerer Päpste, namentlich Julius' II.

In Spanien, so erzählt ein deutscher Reisender, ist die Bettelei so groß, daß man sich gar keine Vorstellung machen kann. Wenn du auf der Straße gehst, strecken Hunderte die Hände nach dir aus und du kannst in die Lage kommen, dich durch Hände und Hüte, welche dir entgegengehalten werden, förmlich durchwinden zu müssen. Du bist vor Niemanden sicher, daß er dich nicht anbettelt, außer vor dem, der zu Pferde sitzt; die auf Eseln reiten, betteln auch noch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Freitag, 15. März 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Eine Weile starrten alle die prächtige Braut an, während eine von ihnen noch hier und da eine Falte des Kleides verbesserte. Dann sagte dieselbe in einem Ton, der eher von Mitleid als Schmeichelei zeugte:

„Ich wünsche Ihnen Glück, Fräulein; es ist geschehen."

Laura ging langsam auf die Seite und suchte mit der Hand nach einem Stuhl; aber die Kleidermacherin stieß einen Schreckenslaut aus, während sie das Mädchen am Arm ergriff.

„Fräulein, Sie dürfen sich nicht setzen" sagte dieselbe, „Sie werden Ihr Brautkleid zerknittern."

Auf Lauras Angesicht erschien ein Lächeln so voll Spott, so voll Betrübniß, daß die Frau verblüfft sich zurückzog. Das Mädchen ließ sich ohne irgend eine Vorsicht auf den Sessel fallen und schien absichtlich das prächtige Brautkleid zerknittern zu wollen. Sie sprach jedoch nichts und hielt den starren Blick zur Erde gerichtet.

Herr Hartmann trat ins Zimmer. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Toilette vollendet war, dankte er den Frauen für ihre Dienste und schloß die Thüre hinter ihnen. Zitternd sah Laura den abgehenden Frauen nach, und kaum waren sie verschwunden, so stieg ein Freudenlaut aus dem Busen des Mädchens auf. Thränen stürzten strömend über ihre Wangen und mit einem erzwungenen Lächeln rief sie:

„O Glück! Ich werde wenigstens noch weinen können, ehe mein Mund den falschen Eid ausspricht!"

Der Vater ergriff ihre Hand und sagte bittend:

„Laura, mein Kind, noch einen Augenblick Muth. Unser Schicksal wird bald erfüllt seyn."

Das Mädchen sprang auf, warf ihre beiden Hände um seinen Hals, und während sie ihn verzweifelnd umschlungen hielt, rief sie aus:

„Vater, Vater, wenn Gott uns beide nur sterben ließe! So in den Armen von einander! Ha, wie würden unsere Seelen den Herrn loben um seiner Barmherzigkeit willen, nicht wahr?"

„Schweige, Laura, sprich nicht so," flehte der Vater. „Aus Liebe zu mir bezwinge Deine Thränen. Man erwartet Dich unten; jedermann wünscht Dich zu sehen. Du mußt mir folgen."

„Ist er bereits da?" rief das Mädchen mit Schrecken.

„Nein, er noch nicht; einer der Zeugen und fünf oder sechs unserer Fremde. Man will wissen, ob Deine Toilette fertig ist. Sey nicht unhöflich, es kann doch zu nichts helfen."

„Es kann zu nichts helfen!" wiederholte das Mädchen. „Nichts kann helfen! Keine Hoffnung mehr: der böse Teufel wird meine Seele haben auf ewig, auf ewig! O, ich kann es noch nicht glauben, es ist zu gräulich. Binnen einiger Stunden werde ich ihm angehören, zum Eigenthum, als eine Sklavin, ohne Willen; er wird mich aus Deinen Armen reißen, mich nach seiner Wohnung führen — und dann, und dann?"

Dieser Gedanke schien sie mit Wahnsinn zu schlagen; sie streckte die zitternden Hände aus und zog sich nach der Wand zurück, als wollte sie einer schrecklichen Erscheinung entfliehen. Ihr betrübter Vater schüttelte den Kopf und that sich solche Gewalt an, um den Fluß seiner Thränen zurückzuhalten, daß Wangen und Lippen bebten. Er faßte aufs neue die Hand seiner Tochter und sagte mit verzweifelndem Tone:

„Laura, meine vielgeliebte Laura, vergrößere meine Leiden nicht. Du versprachst mir noch gestern, stark und muthig zu bleiben, das Unglück auf Dich zu nehmen, um Deinen armen Vater vor Entehrung zu bewahren. Warum erfüllst Du Dein liebreiches

Versprechen nicht? Herr Franzen ist bereits so tief ergrimmt; er hat bereits von seiner Heirath mit Dir abstehen wollen, um seine Rache auf mich, Deinen unglücklichen Vater, niederfallen zu lassen. Wenn Du nun vor Jedermanns Augen durch Deinen Haß seinem Stolze blutige Wunden schlägst, was meinst Du, wird er thun? Er wird Deine Hand ausschlagen — aber dann wird Dein Vater vor Gericht gebracht und zu ewiger Schande verurtheilt."

Das Rasseln einer Kutsche näherte sich, und Pferdegewieher ließ sich draußen hören. Wie ein Nervenschlag traf es zu gleicher Zeit Vater und Tochter, als sie dieses Geräusch vernahmen.

Hartmann sank vor dem Mädchen zu Boden und sprach in bittendem Tone:

„Laura, Laura, er ist da! Siehe, ich liege knieend zu Deinen Füßen. Ach, habe Mitleid mit Deinem Vater! Komm, komm hinunter; wische die Thränen aus Deinen Augen! Verbirg, wie ich, vor Jedermann, welch ein Schmerz Deinen Busen durchwühlt, versuche zu lächeln — o, Vergebung, Laura, das Schicksal zwingt mich!"

Sich erhebend, faßte er sie bei der Hand, zwang sie, von dem Stuhle aufzustehen, und wollte sie nach der Zimmerthüre fortziehen; aber das Mädchen widerstand seinem Drängen mit solcher Kraft, als ob ihre Füße an den Boden gefesselt gewesen wären.

„Mein Gott, mein Gott," schrie Hartmann, sich mit den Händen vor die Stirne schlagend, „sie will mich zu ewiger Schande verurtheilen!"

Laura wurde von dem herzzerreißenden Schrei ihres Vaters tief getroffen. Als wäre es zu einem plötzlichen Entschluß in ihr gekommen, erhob sie den Kopf, sprang vorwärts nach der Thüre und rief mit Lachen auf dem verstörten Gesicht:

„Komm, Vater, komm; es ist geschehen: ich überliefere mich dem Schicksal! Komm, Du sollst mit mir zufrieden seyn —"

Und mit seltsamer Hast lief sie, von ihrem Vater gefolgt, hinunter. Als sie jedoch Franzens Stimme zwischen andern Stimmen hinter der Doppelthüre des Saals ertönen hörte, entsank ihr der Muth. Mit langsamem Schritt und gesenktem Kopf trat sie an der Hand ihres Vaters in den Saal.

Bei ihrem Erscheinen, durchlief ein Ausruf allgemeiner Bewunderung den Saal, und die Worte: „Wie schön! wie prächtig!" waren die einzigen, welche Laura's Ohr zuerst trafen. Daß ihre Augen roth und ihre Wangen bleich waren, das befremdete die Anwesenden nicht; es war natürlich, meinten sie, daß eine junge Braut ihren jungfräulichen Stand anweinte und mit Betrübniß vom elterlichen Hause schied, um ein ganz neues Leben zu beginnen, dessen Unkenntniß sie erschreckt.

So dachte aber Franzen nicht. Er warf von der Seite einen Blick auf Laura und zitterte vor Aerger und Zorn, als er auf ihrem Angesicht entdeckte, daß nicht die mindeste Milderung in ihrem Abscheu vor ihm eingetreten war. Jedoch faltete er seine Lippen zu einem affenen Lächeln, trat auf das Mädchen zu und faßte sie bei der Hand.

„Komm, meine Liebe, habe Muth," sprach er. „Junge Mädchen vergießen immer Thränen, wenn sie zur Hochzeit gehen. Und doch ist es ein Freudentag. Hebe doch den Kopf in die Höhe; laß' unsere Freunde auch Dein schönes Gesicht bewundern. Es ist so bleich, so bleich, Laura! Diese Herren sollten bald denken, Du habest Kummer. Es ist dem nicht so? Du hast geweint; aber es ist die Aufregung, nicht wahr?"

Laura, mehr todt als lebendig, blieb sprachlos. Ihre Glieder zitterten so sehr, daß man ihr Atlaskleid rauschen hörte. Mit lächelndem Angesicht den Mund an ihr Ohr bringend, drohte Franzen mit düsterem Tone:

„Du willst einem Lamm gleichen, das von mir zur Schlachtbank geführt wird. Sey freundlich gegen mich, oder ich zerschmettere Deinen Vater unter meiner Rache!"

Hartmann hatte in Franzens Augen gelesen, was in seinem Herzen vorging. Voll Angst ergriff er die Hand seiner Tochter.

„Laura, Laura," flüsterte er, „erinnere Dich Deines liebreichen Versprechens!"

(Fortsetzung folgt.)

Des Malers Schatz.

Nach dem Englischen von D-B.

Michael Angelo Cerquozzi, ein italienischer Maler, welcher ungefähr in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Rom lebte, zeichnete sich besonders in der Darstellung von ländlichen Bildern, Jahrmärkten und überhaupt Scenen aus dem niederen Volksleben aus, weßhalb er den Beinamen Michael Angelo delle Bambocciade erhielt. Eines Tages hatte er jedoch Veranlassung, St. Johannes, den Evangelisten, zu malen, und befand sich in großer Verlegenheit wegen eines passenden Modells. Er begab sich deßhalb nach Tivoli zu seinem Freunde Algardi, einem der berühmtesten Bildhauer jener Zeit, um dessen Rath einzuholen.

„Giacinto!“ rief Letzterer zur Thüre hinaus, „komme herein und zeige Dich!“ Augenblicklich erschien ein hübscher junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, der seit einigen Monaten in Algardi's Hause wohnte und ihm als Modell diente.

„Jetzt wundere ich mich nicht mehr, Algardi,“ sagte Michael Angelo, als er ihn sah, „daß unsere frommen römischen Damen mit solcher Inbrunst zu den Heiligen beten, die aus Euerem Atelier hervorgehen.“

„Wenn Ihr Gefallen an dem Burschen findet,“ erwiederte Algardi, „so will ich ihn Euch mit dem größten Vergnügen abtreten.“

Den sonderbaren Ausdruck, mit dem die letzten Worte gesagt wurden, beachtete Angelo in jenem Augenblicke nicht, aber erinnerte sich seiner später. „Willst Du mir folgen?“ fragte er den jungen Mann.

„Ja, wenn Ihr mir verspricht, mich in der Malerei unterrichten zu wollen.“

„Ich wünsche Dir mehr Glück mit dem Pinsel, als Du mit dem Meißel gehabt hast,“ bemerkte Algardi spöttisch.

Giacinto, der Sohn eines armen Musterzeichners, hatte bisher kein Bestreben verrathen, eine höhere Stellung in der Kunst einzunehmen, als die seines Vaters war. Auch versprach der Anfang seiner Laufbahn unter Michael Angelo's Leitung nicht sehr viel. Nachdem er mehrere Tage lang eine Leinwand mit Farben aller Art bedeckt hatte, unterwarf er sie einer genaueren Prüfung; und da sein erstes Werk gerade kein Meisterstück zu nennen sey, trat er es mit Füßen und rief verzweiflungsvoll: „Ich werde nie ein großer Maler werden! — und doch,“ leiser hinzufügend, „muß ich entweder Ruhm oder Geld erlangen!“

Einen Monat lang vernachlässigte er darauf Pinsel und Palette und wurde schweigsam und finster. Jeden Morgen, sobald seine Sitzung zum Bilde des St. Johannes vorüber war, zog er sich nach irgend einem entlegenen Orte zurück und hing dort, bis der Abend kam, seinen finsteren Träumereien nach. Plötzlich aber erschien er im Atelier wieder mit heiterem Gesicht und begann eifrigst den Kopf einer Madonna zu zeichnen.

„Das ist so übel nicht,“ bemerkte Michael Angelo, seiner Arbeit zusehend; „übrigens ist mir's, als hätte ich diesen Kopf schon irgendwo gesehen.“

„Wenn Ihr ihn gesehen hättet, Meister,“ entgegnete der junge Mann mit Feuer, „so würdet Ihr meine Zeichnung für abscheuliche Sudelei halten.“

„Junger Narr! Als ich in Deinem Alter war, dachte ich auch, die Madonna meiner Träume sey weit erhaben über Allem, was mein Pinsel schaffen könne; deßhalb gab ich auch diese Art Gemälde ganz auf. Folge meinem Beispiel!“

Es konnte jedoch kein Zweifel darüber herrschen, daß Giacinto mehr berufen war, Madonnenköpfe zu malen, als Scenen aus dem niederen Volksleben; denn jeden Montag früh, nachdem er den vorhergehenden Sonntag mit Wanderungen in der Nähe von Tivoli zugebracht hatte, rieb er die Arbeit der verflossenen Woche wieder aus und begann eine neue Madonna. Fünf- oder sechsmal hatte Giacinto auf diese Weise die Leinwand verdorben, als er eines Morgens von neuem in die frühere Melancholie zurückfiel, die seit einiger Zeit auf eben so unerklärliche Weise verschwunden, wie sie vorher gekommen war. Michael Angelo bemerkte diese abermalige Veränderung und begann unruhig zu werden. Bei Gelegenheit eines Besuches, den er seinem Freunde Algari abstattete, wurde Giacinto's Name erwähnt, worauf er nicht umhin konnte, mit einem gewissen Vorwurf gegen Letzteren zu bemerken: „Der Bursche, den Ihr mir überwiesen habt, scheint vollständig verrückt zu seyn.“

„Ja, es wird noch einmal ein böses Ende mit ihm nehmen,“ versetzte Algardi und leitete dann das Gespräch auf andere Dinge, als wünsche er weitere Erörterungen zu vermeiden. Da zum ersten Male dachte Michael Angelo an die Bereitwilligkeit, mit welcher sein Freund sich von dem jungen Manne losgesagt hatte; und indem er diesen Umstand mit dem ihm wohlbekannten Eigennutz Algardi's zusammenhielt, stiegen ernstliche Befürchtungen in ihm auf. Als er nach Hause kam, wollte es der Zufall, daß er Giacinto in einiger Entfernung von sich im Garten gewahrte und deutlich rufen hörte: „Ich muß Geld haben, und wenn ich rauben oder morden sollte!“

Kaum fähig seine Empörung zu beherrschen, schritt er gerade auf ihn zu und sagte: „Giacinto, packe Deine Sachen zusammen und verlasse noch diesen Abend mein Haus für immer! Verstehst Du mich?“

„Ja, Meister,“ antwortete Letzterer nur und begann augenblicklich die Vorbereitungen zur Abreise.

Die auffallende Fügsamkeit und Ruhe, mit der Giacinto sich dem Befehle unterwarf und das Haus verließ, trugen noch dazu bei, die Befürchtungen des Malers zu erhöhen. Er eilte in sein Schlafzimmer und zog unter dem Bett eine Kiste hervor. Diese hastig öffnend und den Inhalt prüfend, rief er: „Gott sey Dank, noch ist das Verbrechen nicht begangen worden! — Aber,“ setzte er nachdenkend hinzu, „hat er nicht vielleicht seinen Plan so sicher angelegt, daß es ihm zur Ausführung desselben gleich gilt, ob er in dem Hause oder außerhalb desselben wohnt?“

Um Michael Angelo's Unruhe zu erklären, muß bemerkt werden, daß er, was nicht seine Gewohnheit und höchst selten der Fall war, sich gerade zu dieser Zeit im Besitze einer ziemlich bedeutenden Geldsumme befand. Wenige Tage zuvor hatten ihm mehrere Edelleute den Preis für die von ihm ausgeführten Bestellungen zugesendet. Es war nicht seine Absicht, diese Gelder lange in eigener Verwahrung zu behalten, weil er fürchtete, dadurch den ihm kostbaren Schatz, seine Heiterkeit zu vertieren; allein zu jener Zeit gab es in Rom keinen andern Ort, Geld mit Sicherheit zu deponiren, als den Monte di Pieta, und gegen diesen hegte der Maler einen unüberwindlichen Widerwillen. Er wartete deßhalb auf eine günstige Gelegenheit zur sicheren Anlegung des Geldes, als die drohende Gefahr, der er sich ausgesetzt glaubte, ihn nöthigte, einen schnellen Entschluß zu fassen und auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von der westpreußisch-pommerschen Grenze wird dem „D. D." vom 5. Februar folgende Jagdgeschichte mitgetheilt: An einem der ersten Tage der vorigen Woche fanden Holzschläger, die mit Aufgang der Sonne an ihre Arbeit gehen wollten, in dem Hammersteiner Forst einen mächtigen Hirsch (Zehnender), der auf den Hinterläufen saß und sich zwar nicht zu erheben vermochte, aber durchaus lebenskräftig erschien. Die kordiale Annäherung der Holzschläger wußte er mit seinem weitgreifenden Gehörn abzuwehren, mit dem er auch die nach seinem Kopfe und dem dichtgemähnten Halse gezielten Arthiebe auffing. Es wurden mehrere Jäger herbeigerufen, die das Thier durch einige Schüsse kunstgerecht tödteten. Man untersuchte hierauf den verendeten Hirsch und fand, daß aus den Keulen desselben große Fleischstücke herausgerissen und die Sehnen und Muskeln an diesen Stellen überall bloßgelegt und theilweise zerfetzt waren. Hieraus erklärte es sich, daß das Thier sich nicht mehr auf den Hinterläufen zu erhalten vermochte. Jetzt nahm man auch wahr, daß der Platz, auf dem man den Hirsch gefunden hatte, vielfach mit Blut und von zahlreichen Spuren bedeckt war, die es außer Zweifel setzten, daß das Thier einen langen und schweren Kampf mit mehreren Wölfen bestanden hatte. Durch eine genaue Untersuchung sachkundiger Männer, welche der treffliche Spurschnee sehr erleichterte, wurde festgestellt, daß der Hirsch wahrscheintich gleich nach Anbruch der Nacht von fünf Wölfen des angrenzenden Zanderbrücker Forsts aufgefunden und mit dem Winde durch mehrere Stunden gehetzt worden war. Zwei der raubgierigen Bestien hatten ihn von der Anfangs eingeschlagenen Linie seiner Flucht abzubringen und nach der Seite zu wenden gewußt, wo sie auf der Sehne seines Bogenlaufes ihre drei Gefährten wußten, welche die Hetze mit neuen Kräften aufgenommen hatten. Nach einer langen Flucht hatte das ermüdete Thier noch alle seine Kräfte zu ein Paar verzweifelten Sätzen zusammengerafft und sich hierauf den blutdürstigen Verfolgern stellen müssen. Die grimmigen Bestien vermochten aber auch jetzt noch nicht, das tapfere, schwer verwundete Thier in einem mehrstündigen Kampfe zu bewältigen. Und obgleich es nicht mehr vom Platze konnte, so wußte es die fünf Feinde durch sein gewaltiges Gehörn doch von sich so lange abzuhalten, bis der Tag anbrach, der die feigen Raubthiere in ihre Schlupfwinkel zurückscheuchte, den gelähmten Hirsch aber den Menschen überlieferte.

Charade.

1 u. 2.

Ein kleines Häuschen nenn' ich so,
Und im Vergleich auch einen Berg,
Beim Zwielicht steht die Sonne so,
Und immer ähnelt es dem Zwerg.

3.

In der Pflicht für Recht und Gut,
Scheu' nur die Dritte mir.
Es kennt sie nie ein heißes Blut,
Der kalte Tod selbst flieht vor ihr.

4.

Der Bettler ruhet darauf aus,
Der König auf dem Thron von Gold.
Das Vöglein in dem Blätterhaus,
Der müde Wandrer ist ihr hold.

Das Ganze nun? Den Atlas auf!
Die Karte her, den Finger drauf!
In dieser Stiden Engverband
Erkennst du gleich — ein deutsch Stück Land.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Sonntag, 17. März 1861.

Mein Herr.

Ich diene einem strengen Herrn,
Der hält mich kurz und knapp.
Wohl Vieles thät' und hätt' ich gern,
Doch schlägt er's rund mir ab.

Zu dem, was schier das Herz mir bricht,
Was Zwang und Müh' nur kann,
Und mag ich tausend Mal auch nicht,
Hält oft er scharf mich an.

Darin, daß sein Gebot vollbracht,
Besteht mein ganzer Lohn.
Hielt' er bei mir nicht scharfe Wacht,
Ich lief' ihm längst davon.

Manch Diener thut ganz ungescheut
Blos, was ihm selber recht;
Mit seinem Herrn im steten Streit'
Wird leicht zum Herrn der Knecht.

Ging's, wie's in anderm Haushalt geht,
Auch bunt in unserm zu,
Da ließ mein Herr mir früh und spät,
Und Tag und Nacht nicht Ruh.

Straft nur mit leisem Vorwurf er,
Dringt's schon durch Mark und Bein,
Und beugt, beschämt und kränkt mich mehr,
Als schrie' und schlug' er drein.

Gewissen ist des Herren Nam',
Mein Busen ist sein Haus;
Und bin ich ihm oft noch so gram,
— Ich hoff', er zieht nie aus.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Franzen wendete sich wieder zur Gesellschaft und sagte im Tone gebietender Höflichkeit, welche Menschen eigen ist, die auf ihr Geld pochen:

„Meine Herren, seyen Sie so gütig und nachsichtsvoll, es nicht übel zu nehmen, wenn ich Sie auf einen Augenblick verlasse. Ich habe meinem Schwiegervater ein einziges Wort zu sagen. Belieben Sie die Braut ein wenig zu unterhalten; — ihre Aufregung ist groß. Nachher, beim Hochzeitsmahle, wird dieselbe Sie durch ihre heitere Liebenswürdigkeit bezaubern."

Er folgte Hartmann in ein abgelegenes Zimmer.

„Nun?" sagte Laura's Vater, „ehe wir abgehen, haben Sie mir noch etwas zur Hand zu stellen."

Franzen sah ihn an, ohne zu sprechen.

„Haben Sie das Papier nicht mitgebracht?" fragte Hartmann erschrocken. „Antworten Sie doch, was ist Ihre Absicht?"

„Ich überlege," murrte Franzen, „ob ich nicht besser daran thue, alle Beziehungen zwischen uns mit einem Male abzubrechen; ob es nicht vortheilhafter für mich sey, zu dem königlichen Prokurator als zum Stadthaus zu fahren."

„Es ist nicht möglich, daß solche Gedanken in Ihnen aufsteigen!" seufzte Hartmann. „Nun, da ich seit sechs Monaten mein Kind gemartert habe, um Ihnen den Willen zu thun, sollten Sie sich noch an mir rächen wollen? Warum? Bin ich denn nicht grausam genug gewesen?"

„Das sind Worte," spottete Franzen mit bitterem Hohne. „Ihre Tochter ist eine Undankbare; sie erniedrigt mich in Gegenwart unserer Freunde. Darüber wollte mir bereits das Blut in Wallung gerathen. Das Glück hat mich hochmüthig gemacht. Es verwundet mich tief und macht mich rasend, daß Laura

allein unbeugsam vor meinem Verlangen bleibt, während sich jedermann meinem Willen fügt!"

„Aber Franzen, was kann ich dabei thun? Es ist doch meine Schuld nicht! Alles ist jetzt bereit. Laura trauert, ja; aber das ist die Ungerechtheit. Ist einmal die Trauung vollogen, so wird sie sich in ihr Schicksal ergeben. Sie werden dieselbe gut behandeln, nicht wahr? Sie wird Ihnen dankbar werden, allmälig mehr Achtung für Sie empfinden. Sie vielleicht lieben. Kommen Sie, geben Sie mir das Papier, um Gotteswillen geben Sie es mir!"

Franzen schien sich an der Angst von Laura's Vater zu weiden und ließ ihn mit gefalteten Händen flehen, ohne ihm anders als mit einem leichten Schütteln des Kopfes zu antworten.

„Aber," fuhr Herr Hartmann fort, „wenn Sie Laura nicht mehr zur Braut begehren, nehmen Sie dann die Hälfte meines Vermögens als Preis für die unglückselige Schrift. O thun Sie das, Franzen, lieber Franzen, ich werde Sie als meinen Retter, als den Wohlthäter meiner Tochter segnen."

„Zweimalhunderttausend Franken?" rief Franzen lachend. „Mit Laura habe ich diese auch."

„O lassen Sie mir meine Ehre und mein Kind, und nehmen Sie alles, alles was ich besitze — noch werde ich vor Ihnen knieen und Ihnen danken."

Ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus seiner Brieftasche nehmend, reichte Franzen es Hartmann hin.

„Da, nehmen Sie Ihr Handzeichen," sagte er; „es ist Laura, die ich haben muß! Sie würden dieselbe sonst wohl noch einem betrunkenen Dichter geben!"

Hartmann ergriff das Papier mit zitternden Händen, sah starr darauf hin und stieß einen Triumphschrei aus, während er seine unglückselige Handschrift davon abriß und zwischen seinen Händen vernichtete. Den übrigen Theil des Papiers warf er in das Feuer, das hinter ihm brannte, und schaute schweigend in die Flammen, bis von dem gefürchteten Beweisstück nichts mehr als Asche übrig blieb.

Als Herr Hartmann sich umwandte, hielt er den Kopf aufrecht und warf in Franzen's Augen einen kühnen und drohenden Blick, der Laura's Bräutigam überraschte und vielleicht erschreckte. Derselbe verbarg jedoch seine plötzliche Bewegung unter einer Geberde der Verachtung.

„Was bedeutet dieser herausfordernde Blick?" fragte er.

„Er bedeutet, daß ich nun gleichfalls überlege, ob ich die Heirath nicht abbrechen soll," antwortete Hartmann. „Auf jeden Fall, mein Herr, wie es auch sey, werde ich keine Unhöflichkeit von Ihnen mehr dulden und Sie werden die Betrübniß meiner Tochter ehren, sonst —"

Franzen zitterte und wurde bleich.

„Sonst wollen Sie nur die Thüre?" sagte er. „Einfältiger Mensch, meinen Sie denn, ich habe nicht vorausgesehen, was hier geschieht? Sie kennen mich nicht. Hätte ich nicht in Robyn's nachgelassenen Papieren noch andere Beweisstücke gefunden, um Sie bis nach Vollziehung der Heirath unter Zwang zu halten, würde ich gewiß diese Schrift Ihnen nicht zurückgegeben haben."

„Sie haben noch andere Beweisstücke!" stammelte Hartmann mit plötzlichem Kleinmuth. „Sie täuschen mich: es bestand diese Handschrift allein."

„Noch zwei Handschriften," brach Franzen, bereits seiner Uebermacht gewiß. „Kommen Sie, kommen Sie, Freund Hartmann; ich werde sie Ihnen zustellen, sobald wir aus der Kirche zurückkehren."

Hartmann hatte Grund, überzeugt zu seyn, daß Franzen ihn betrog; gleichwohl hatte er solche Furcht vor der tiefen Verschlagenheit seines Feindes, daß er ihm folgte, ohne noch ein Wort weiter zu sprechen.

Beide traten in den Saal, wo Laura, die Augen zu Boden geschlagen, auf einem Stuhle saß, während jedermann sie still betrachtete.

Nachdem man sich noch einige Minuten unterhalten hatte, brach man auf, um sich nach dem Stadthaus zu begeben.

Als Laura aus dem Hause trat, konnten sich die Frauen und Mädchen, welche ihre Ankunft erwarteten, nicht mehr enthalten, ihre Verwunderung in lauten Ausrufen kund zu geben.

„O, wie schön! O, wie schön!" riefen alle die Zuschauerinnen.

„Seht einmal, seht einmal, lauter Diamanten! Die Augen sind davon geblendet. Wie viele Hunderttausende hat die wohl an ihrem Leibe hängen? Man sollte glauben, ihre Brust stehe in Flammen. Himmel, Himmel, wie schön ist das! — Aus dem Weg, da ist sie!"

Die neugierigen Weiber wurden plötzlich durch vier Herren von sonderbarem Aussehen zurückgedrängt, die rauh und dreist waren, als ob sie allein das Recht hätten, auf diesem Platze zu gebieten. Die barschen Männer achteten nicht auf die Klagen und Vorwürfe der Mädchen, und traten in das offene Thor gerade in dem Augenblick, da die Braut mit ihrer Gesellschaft unter der Hausthüre erschien. Einer der vier Männer ging direkt auf den Bräutigam zu und sagte ihm etwas ins Ohr. Franzen wurde bleicher als der Tod und hielt sich an dem Arm des Mannes, der ihm wahrscheinlich eine schreckliche Botschaft gebracht hatte; aber dieser führte ihn drei

oder vier Schritte bei Seite und fuhr fort, ihm einige leise Worte zuzuflüstern. Hartmann zitterte vor Ueberraschung; Laura sah zum Himmel, als hoffte sie noch, daß Gott sie retten werde. Alle Zuschauer, sowohl die Mädchen vor dem Thore als auch die Genossen des Bräutigams warfen einander fragende Blicke zu.

(Fortsetzung folgt.)

Des Malers Schatz.

(Fortsetzung.)

Auf seinem Rückwege von Tivoli hatte er in einiger Entfernung vom Wege einen wild verwachsenen, mit Felsen umgebenen Ort wahrgenommen, in dessen Mitte sich eine dunkle und tiefe Höhle öffnete. Unwillkürlich war beim Anblick derselben der Gedanke in ihm aufgestiegen, daß dies der geeignetste Ort für einen Geizigen sey, um seine Schätze zu verbergen. Dahin beschloß er sein Geld zu bringen.

„Jetzt," sagte er, den Kasten unter den Arm nehmend, „mag der Dieb kommen; er wird weder mich noch den Schatz finden."

Der Kasten war schwer, und die Entfernung zur Höhle betrug etwa zwei Meilen. Der Mond schien hell, unzählige Sterne glänzten am Himmel, ein kühles Lüftchen wehte nach der Hitze des Tages, und Michael Angelo legte mit Leichtigkeit die erste halbe Meile zurück. Bald jedoch versetzte ihn die ungewohnte Anstrengung in einen Zustand von Erhitzung. Der Schweiß rann ihm von der Stirne herab, die Beine wurden steif, und er fühlte die Nothwendigkeit, seinen Schritt zu mäßigen. In demselben Verhältniß, in welchem seine Ermüdung zunahm, schien auch das Gewicht des Kästens zu steigen. Er legte ihn vom rechten Arme unter den linken und von einer Schulter auf die andere, aber vergeblich: seine Erschöpfung wuchs immer mehr. Endlich nicht mehr fähig weiter zu gehen, warf er sich am Fuße eines Baumes nieder und rief: „Und wenn ich mein Leben damit erkaufen müßte, ich kann nicht weiter!"

Die Nacht verfloß langsam, die Sterne erblichen endlich, und das erste rosige Licht des Morgens begann sich im Osten über den Horizont zu ergießen. Michael Angelo sah ein, daß er hier unter dem Baume nicht immer mit seinem Geldkasten sitzen bleiben könne, sondern zu einem Entschluß gelangen müsse. Gerade an der Stelle, wo er saß, lief die Landstraße am Fuße eines Hügels entlang, aus dessen Seite hier und da verschiedene Felsstücke hervorsprangen. Dieser Ort schien ihm zwar viel weniger geeignet als jene weiter entlegene Höhle, allein da er diese nicht erreichen konnte, so beschloß er, seinen Schatz, mindestens für einige Tage, hier zu verbergen.

Er kletterte also, nicht ohne große Mühe, an der Seite des Hügels bis zu einem Felsstück empor, welches eine Art natürlichen Sitzes bildete. Unter demselben grub er mit Hilfe seines Dolches ein Loch, stellte den Geldkasten hinein und bedeckte es dann wieder mit Erde und einigen Rasenstücken, so daß auch das schärfste Auge keinen verborgenen Schatz hier hätte vermuthen können. Dies gethan, stieg er den Hügel wieder hinab, um, befreit von seiner Last, den Rückweg nach Rom anzutreten.

Allein eine neue Bedenklichkeit stieg in ihm auf. Die Vergrabung seines Schatzes war nicht ganz unter dem Schutze und Schatten der Nacht erfolgt. Konnte nicht irgend ein ungesehenes Auge ihn belauscht haben, um, sobald er den Ort verlassen hatte, den Schatz wieder zu heben und zu rauben? Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner wie eine Ahnung, und schnell wandte sich deßhalb der Maler, um den Hügel wieder hinaufzusteigen, als er zu seinem unermeßlichen Schrecken dicht vor dem Steine, welcher seinen Schatz barg, einen Mann knieen und sich ängstlich umschauen sah. Es war Giacinto.

„Ich sehe Dich, Nichtswürdiger!" schrie Michael Angelo.

Erschreckt durch diesen Ruf, nahm sich Giacinto nicht einmal die Zeit, nach hinten zu blicken und zu sehen, von wem derselbe ausging, sondern sprang auf und verschwand im nahen Gebüsch.

Der Maler eilte auf den Stein zu, fand aber die Rasenstücke unberührt, und athmete freier auf.

„Der Schurke muß mir den ganzen Weg von Rom bis hieher gefolgt seyn und jede meiner Bewegungen beobachtet haben," sagte er zu sich. „Welche schreckliche Verderbtheit in einem so jungen Manne!"

Jetzt war seine Verlegenheit groß. Den Kasten wieder nach Rom zurücktragen konnte er nicht, weil ihm die Kräfte fehlten; und ihn hier an diesem Orte lassen, hieß ihm für immer Lebewohl sagen. Was war zu thun? Nur ein Weg schien ihm übrig zu bleiben, nämlich der, daß er den Tag über als Wächter seines Schatzes an diesem Orte sitzen blieb und die folgende Nacht abwartete, um ihn dann nach Rom zurückzutragen und ihn dort eiligst auf dem Monte di Pieta zu deponiren, der ihn noch am vorhergehenden Tage mit so großem Widerwillen erfüllt hatte.

Zwei Stunden waren ihm bereits auf diese Weise verflossen, als er plötzlich ein leises Geräusch hinter

sich hörte. Seine erste, unwillkürliche Regung war, aufzuspringen und den Dolch zu ergreifen; da er jedoch sah, daß es nur ein junges Mädchen war, welches, durch seine drohende Bewegung erschreckt, schnell wieder verschwand, nahm er seinen Sitz auf seinem Steine wieder ein. Nach wenigen Minuten erschien dasselbe junge Mädchen abermals an einer andern Stelle und guckte vorsichtig durch das Gebüsch, verschwand aber ebenso schnell wie vorher, als es sich bemerkt sah. Dieses Mal hatte er jedoch die Erscheinung deutlicher in Augenschein genommen und rief mit dem höchsten Erstaunen: „Beim Himmel, das ist Giacinto's Madonna!“

Jetzt war ihm Alles klar. Ohne Zweifel hatten Banditen ihren Aufenthalt auf diesem Hügel, zu denen Giacinto gehörte; und das Geschäft der Madonna bestand nach aller Wahrscheinlichkeit darin, die auf der Landstraße passirenden Reisenden zu beobachten und der Bande von ihrem Erscheinen zeitig Nachricht zu geben. Den Dolch in der Hand, war er auf alles gefaßt.

Zum dritten Male erschien das junge Mädchen und zwar nicht mehr halb versteckt im Gebüsche, sondern sich ihm schüchtern nähernd.

„Was willst Du hier?“ fragte er sie mit rauhem Tone.

„Verzeihet, Signor,“ erwiederte sie zögernd. „Wenn Ihr wüßtet, was mich hierher führt, so würdet Ihr gewiß in freundlicherem Tone mit mir reden.“

„Noch einmal, was willst Du hier?“ wiederholte er.

„Ich wollte Euch nur um die Erlaubniß bitten, unter jenem Steine, auf dem Ihr sitzet, nach etwas suchen zu dürfen,“ antwortete das junge Mädchen jetzt dreister und beleidigt durch den rauhen Ton des Malers.

Michael Angelo sprang auf und sah sich um, in der gewissen Voraussetzung, daß er von Banditen umringt sey; allein er fand, daß er mit dem jungen Mädchen allein war. Während er noch, erstaunt über ihre Kühnheit, sie verwunderungsvoll betrachtete, kniete sie nieder und begann mit der Hand unter dem Steine zu suchen. Das war zu viel für ihn.

„Genug!“ rief er, sie bei Seite stoßend, „nimm Dich in Acht, meine Geduld ist erschöpft!“

„Aber wofür haltet Ihr mich denn?“ fragte sie jetzt verwundert.

„Für ein Satanskind, in der Verkleidung eines Engels. Schämst Du Dich nicht? — Noch so jung, so schön, — und schon auf so schlechten Wegen!“

Hohe Röthe bedeckte das Gesicht des armen Mädchens und Thränen quollen aus ihren Augen.

„Es sollte mich freuen,“ fuhr der Maler in etwas milderem Tone fort, „wenn dieses Erröthen und diese Thränen ein Zeichen von Scham und Reue wären. Vielleicht ist Dein Herz noch nicht ganz verderbt, mein armes Kind; vielleicht kannst Du noch gerettet werden, wenn ich Dich dem bösen Einflusse Deines Freundes Giacinto entziehe.“

„Giacinto?“ rief das junge Mädchen; „dann wißt Ihr also alles?“

„Ja, ich weiß alles, oder ich habe vielmehr alles errathen. Giacinto's Liebe und seine bösen Rathschläge haben Dich so weit gebracht.“

(Schluß folgt.

Mannigfaltiges.

Aus London wird dem „Morgenblatt“ geschrieben, daß dort in den letzten acht Wochen zwölf Mädchen in Folge ihrer Krinolinen verbrannt sind, indem ihre Kleider wegen des großen Umfangs am Kamin Feuer fingen. Ferner entzündete sich bei einer fashionabeln Abendgesellschaft im Westend das Kleid einer Dame am Kamin und im Nu standen acht Damen in Flammen, da die Kleider einander berührten; zwei dieser Opfer der Krinoline aus der vornehmsten Welt Londons liegen hoffnungslos darnieder und die übrigen werden auf Lebenszeit entstellt bleiben. Nach den Forschungen eines englischen Arztes sind allein in England seit der Einführung der Krinoline schon ungefähr 180 Mädchen und Frauen durch diese Tracht dem Feuertod überliefert worden! Der Berichterstatter dieser traurigen Thatsachen fügt hinzu, vielleicht werde die Furcht bewirken, was die Satyre und Vernunftgründe nicht bewirken konnten: die Abschaffung der Krinoline. Das ist indeß wohl eine vergebliche Hoffnung; wird nicht jede Dame, die dies liest, sich mit dem leichtsinnigen Troste, daß ihr das nicht passiren könne, da sie sich jetzt um so mehr in Acht nehmen werde, darüber hinwegsetzen, bis — es ihr doch vielleicht einmal passirt?

Auflösung der Charade in No. 32:
Niederlausitz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Dienstag, 19. März 1861.

Das gefälschte Testament.

(Fortsetzung.)

Franzen wandte sich nun und sagte zu Laura und ihrem Vater mit einer gewaltigen Bestürzung, die er diesmal nicht verbergen konnte, so sehr er sich auch Mühe gab:

„Es widerfährt mir etwas Wunderliches, das ich nicht begreifen kann. Ich muß in aller Eile mit diesem Herrn irgend wohin gehen. Seyd aber deßhalb unbekümmert, es ist nichts. Man hat mich verleumdet; mit einem Wort werde ich mich rechtfertigen. Wartet noch ein wenig; eine Viertelstunde höchstens; ich kehre eilig wieder —"

Unter diesen letzten Worten folgte er dem Unbekannten; dieser ließ ihn in einen der Wagen steigen und setzte sich selbst mit zweien seiner Begleiter hinein, worauf er dem Kutscher einen Befehl gab. Die Pferde wurden angetrieben, der Wagen flog wie ein Pfeil durch die Allee und war bereits aus dem Gesicht verschwunden, ehe Jemand der Zuschauer von seinem Erstaunen sich erholt hatte.

„Freue Dich noch nicht! bezwinge Dich!" sagte Hartmann mit fieberischer Hast zu Laura, deren Angesicht von einer Art unbewußten Lächelns erhellt war. „Es sind Gerichtsdiener! Was mag es bedeuten? Gehe hinein, Laura; verhalte Dich still und ruhig. Ich will wissen, was geschieht; ich werde ihm folgen, Aufklärung holen, zurückkehren. Gehe hinein, geh' hinein!"

Und dies sagend, eilte er nach einem der Wagen, öffnete ihn und rief dem Kutscher zu:

„In vollem Trabe nach dem Justizgebäude!"

10.

Berthold stand, die Arme über die Brust gekreuzt, am Fenster seiner ärmlichen Bodenkammer und sah durch die grünen Scheiben weit über die Dächer der Häuser hinaus. Schon lange Zeit hielt er, bewegungslos wie eine Bildsäule, den Blick nach einem hohen Kirchthurm gerichtet, dessen vergoldete Uhrtafel im Morgenlicht schimmerte.

Der unglückliche Jüngling folgte mit klopfendem Herzen den Zeigern des Zifferblattes in ihrem trägen Gang. So oft die Glocke den abgelaufenen Theil einer Stunde verkündete, wiederhallten die zitternden Töne so peinlich in seinem Innern, daß jeder Schlag ihm einen dumpfen Seufzer des Schmerzes und der Verzweiflung entriß.

In dem Maße, als die Zeit vorschritt, zeugten seine Augen von steigender Beängstigung und wurde sein Gesicht bleicher — bis endlich zehn wiederholte Schläge der Thurmuhr ihn so sehr außer Fassung brachten, daß er auf seinen Füßen wankte.

Er entfernte sich vom Fenster, schlug sich mit der Hand an die Stirne und rief im Tone der tiefsten Muthlosigkeit;

„Zehn Uhr! Konrad ist noch nicht zurück. Keine Hoffnung mehr!"

Er ließ sich unter dem Eindruck dieses Schrei's auf einen Stuhl fallen und verharrte schweigend und regungslos, verzweifelnd und in Schmerz versunken zu Boden starrend, bis ein Geräusch auf der Treppe ihn zum Bewußtseyn zurückrief.

Ein Ausdruck plötzlicher Freude erhellte sein Gesicht; er sprang auf und rief zitternd vor Aufregung:

„Ha, das ist Konrad! Vielleicht gute Botschaft! Laura's Erlösung, Franzens Strafe, Glück, Liebe, Ruhm! — Nein! Wehe mir, bin ich denn wahnsinnig?"

Ein jammervoller Schrei entrang sich seiner Brust, als sein Freund zur Thüre eintrat und er in seiner abgespannten und traurigen Miene lesen konnte, daß alle Hoffnung verschwunden war. Dennoch eilte er ihm entgegen, ergriff seine Hand und fragte:

„Nun, Konrad, was weißt Du? Die Beschuldigung von Margareth war falsch, nicht wahr? Eine höllische

Erfindung von Franzen ſelbſt, um mich unter den grauſamen Schlägen der Hoffnung, des Zweifels und der Enttäuſchung binſterben zu laſſen?"

„Ach," ſeufzte der Muſikus, indem er ſich von Müdigkeit überwältigt in einen Stuhl ſinken ließ, „wie es auch ſey, Laura's Loos wird ſich heute erfüllen! Ich bin in der Allee vor Hartmann's Wohnung geſtanden und die Hochzeitswagen ſind an mir vorübergefahren. Ich habe Franzen mit dem Lachen des Triumphs auf dem Geſicht zum Thore hineinlaufen ſehen, um ſein unglückliches Schlachtopfer zu holen —"

„Und Du haſt ſie abgehen ſehen nach dem Stadthaus, nach der Kirche?" ſeufzte Berthold mit äußerſter Aufregung, die er vergeblich zu bezwingen ſuchte.

„Nein," fuhr Konrad fort, „ich blieb einen Augenblick zerſchmettert unter der ſchrecklichen Gewißheit, daß nichts das arme Lamm aus den Klauen des Geiers retten könne; aber ſelbſt aus meiner Verzweiflung brach noch ein Strahl der Hoffnung hervor. Es konnte noch Zeit ſeyn, ſelbſt noch auf den Stufen des Stadthauſes konnte die Gerechtigkeit ihr Schwert zwiſchen den Henker und ſein Schlachtopfer niederwerfen. — Ich lief wie ein Wahnſinniger nach dem Juſtizgebäude und ſuchte dort den Richter, der geſtern Abend Margareth und mich verhört hatte. Nirgends war er zu finden. Ich eilte nach ſeiner Wohnung: er war nicht zu Hauſe. Niemand konnte mir etwas ſagen, um meine Angſt zu beſchwichtigen, um mich zurechtzuweiſen oder mir Hoffnung zu geben. — Wir ſind wohl unglücklich, Freund; aber wenn uns nur noch Thränen bleiben, ach, ſo mögen ſie fließen über das Loos der unglückſeligen Laura: ſie iſt viel unglücklicher als wir!"

Berthold legte die Hand vor die Augen und blieb ſtumm.

„Wie war ich ſo froh! Wie ſelig machte mich die trügeriſche Hoffnung!" ſagte der Muſiker nach einer ſtillen Pauſe. „Als ich geſtern dem Richter auseinanderſetzte, welcher ſchwere Verdacht ſich gegen Franzen erhob; als er außerdem Margareths Erklärungen gehört hatte, drückte ſein Antlitz eine faſt unbegrenzte Ueberzeugung aus; er ſagte, er werde unmittelbar eine Unterſuchung einleiten und ohne Aufſchub verfolgen, und müßte er ſelbſt ſeine Nachtruhe aufopfern. Ich habe ihm zu verſtehen gegeben, daß eines armen Mädchens Leben davon abhänge und ſein edelmüthiger Eifer zur Erforſchung der Wahrheit einem nie wieder gut zu machenden Unheil vorbeugen würde —"

Beider Aufmerkſamkeit wurde plötzlich durch den Wiederhall einer Stimme abgelenkt, die von unten herauf rief:

„Dort nicht, Herr! höher! — Noch höher! Ganz unter dem Dach! Oeffnen Sie die kleine ſchwarze Thüre. — Ja dort!"

„Herr Hartmann!" riefen der Muſikus und der Jüngling zu gleicher Zeit, während ſie zitternd mit einem fragenden Blick ihm in die Augen ſahen.

„Vergeben Sie mir die Freiheit," ſagte Herr Hartmann mit dem Hute in der Hand. „Herr Robyn, ich bringe Ihnen eine wichtige Nachricht: Franzen iſt von der Gerechtigkeit ergriffen und nach dem Gefängniß abgeführt worden —"

„Himmel!" rief Berthold, vor Beſtürzung erbleichend, „und iſt Laura ſeine Frau?"

„Nein," antwortete Hartmann, „ſie war eben im Begriff, in den Wagen zu ſteigen; Gott hat mit ihr Erbarmen gehabt."

Wie wahnſinnig warf ſich Berthold ſeinem Freunde an die Bruſt und rief mit Freudenthränen in den Augen:

„Konrad, Konrad, Laura iſt nicht getraut! Die gute Laura, ſie iſt gerettet!"

(Schluß folgt.)

Des Malers Schatz.

(Schluß.)

„Giacinto," rief das Mädchen von Neuem mit funkelnden Augen, — „Giacinto iſt meiner Liebe würdig, und ich bin ſtolz darauf; von Euch iſt es aber recht abſcheulich, Jemanden anzuklagen, der nicht gegenwärtig iſt und ſich vertheidigen kann."

„Ich bin gegenwärtig!" ſagte Giacinto, eben aus dem Gebüſch hervortretend.

Beim Anblick deſſelben glaubte Michael Angelo, daß ſeine letzte Stunde gekommen ſey.

„Wie groß auch Eure Zahl ſeyn mag," rief er den Dolch ergreifend, „verlaßt Euch darauf, daß ich mein Leben theuer verkaufen werde."

Giacinto blickte ihn erſtaunt an.

„Meiſter," ſagte er, „ich bin allein und unbewaffnet."

„Unbewaffnet? — Kann ich unter Deinem Mantel ſehen? — und allein? — kann ich wiſſen, wie viele von Deinem Gelichter hinter jenen Gebüſchen und Felſen verſteckt ſind?"

„Aber Meiſter, wofür haltet Ihr mich?"

„Wofür ich Dich halte? — nun, für — für —"

Der Maler ließ jedoch den Satz unvollendet, denn Giacinto's Geſicht drückte die vollkommenſte Unſchuld aus.

„Was hattest Du hier vor Anbruch des Tages zu thun?“ ſagte er ſtatt deſſen; „und was bedeutet das ſonderbare Benehmen dieſes Mädchens? Wie kommt es überdieß, daß Du hier ſo plötzlich wieder erſcheinſt? und was führt Euch zu dieſem Steine, unter dem Ihr beide Etwas zu ſuchen ſcheint?“

„Meiſter,“ erwiederte Giacinto, „unter den jetzigen Umſtänden wäre es unnütz, das Geheimniß länger zu bewahren. Ich liebe Thereſa.“

„Das habe ich längſt geahnt. Glaubſt Du, ich hätte Deine Signora hier nicht in den ſechs Madonnenköpfen erkannt, mit denen Du mir meine Leinwand verdorben haſt?“

„Ich kam jeden Sonntag an dieſen Ort,“ fuhr Giacinto fort, „um ihr reizendes Geſicht zu betrachten, und kehrte ſtets mit der Hoffnung in Euer Haus zurück, daß die Liebe mich wie durch Berührung eines Zauberſtabes zu einem großen Maler machen werde; allein ich lernte die Wahrheit Eurer Worte nur zu wohl kennen, daß bloſe Wünſche nicht genügend ſeyen, einen Künſtler zu ſchaffen.“

„Woraus entſpringt denn bei Dir dieſes Verlangen, ein großer Maler zu werden?“ fragte Michael Angelo.

„Als ich Thereſa's Vater meine Liebe geſtand, erwiederte er mir, daß er ſeine Tochter keinem Anderen als entweder einem großen Künſtler, oder einem ſehr reichen Manne geben werde.“

„Ha, nun fange ich an zu verſtehen!“ bemerkte Michael Angelo.

„Als ich nun Thereſa zum letzten Male ſah, theilte ſie mir mit, daß ihr Vater einen reichen Bräutigam für ſie auserwählt habe, den ſie binnen kurzem heirathen ſolle. Verzweiflungsvoll kehrte ich nach Hauſe zurück, und da ich ſah, daß mir keine Zeit blieb, Reichthum oder Ruhm zu erwerben, ſo beſchloß ich —“

„Den kürzeſten Weg zum Glücke einzuſchlagen,“ unterbrach ihn der Maler, „indem Du mir geſtern Abend hierher folgteſt, nachdem ich Dir Deine Entlaſſung gegeben hatte, die Du ſogleich annahmſt.“

„Gleichgiltig, in der That!“ verſetzte Giacinto; „denn ich hatte beſchloſſen zu ſterben, um nicht jene Verbindung zu erleben, die mir meine letzte Hoffnung raubte und das Maß meines Kummers füllte. Wenn ich jetzt hierher gekommen bin, ſo geſchah es nur, um von dieſem Orte, an dem ich mit Thereſa zuſammen zu kommen pflegte, und von dieſem Steine Abſchied zu nehmen, der bisher in ſeiner Höhlung unſere geheime Korreſpondenz aufbewahrt hatte.“

„Als ich Dich alſo dieſen Morgen hier knieen ſah —“ fragte der Maler.

„Wollte ich nur mein letztes Lebewohl, mein letztes Schreiben an Thereſa hier niederlegen,“ unterbrach ihn Giacinto; „allein eine Stimme, welche ich für die ihres Vaters hielt, rief: „Ich ſehe Dich, Nichtsmürdiger!“ Dies erſchreckte mich ſo ſehr, daß ich entfloh, ohne den Brief hier zurücklaſſen.“

„Und ich,“ fügte Thereſa hinzu, „kam nur in der Hoffnung hierher, ein Schreiben von Giacinto zu finden, als Ihr mich auf ſo ſonderbare Weiſe empfingt.“

Nach dieſen ſchlichten und offenherzigen Erklärungen konnte Michael Angelo nicht länger zweifeln.

„Gut, gut, meine Kinder,“ ſagte er, ihre Hände ergreifend, „Ihr könnt euch gratuliren, mir eine qualvolle Nacht und einen peinlichen Tag bereitet zu haben.“

„Wie ſo?“ fragten beide.

„Das ſollt Ihr ſpäter erfahren; jetzt haben wir etwas anderes zu thun. Wer iſt denn dieſer hartherzige Vater, der ſich weigert, ſeine Tochter glücklich zu machen?“

„Ihr kennt ihn, Meiſter,“ bemerkte Giacinto.

„Ich entſinne mich doch nicht, die Signora anderswo als in Deinen Zeichnungen geſehen zu haben,“ verſetzte der Maler.

„Mein Vater erlaubte mir nie, in ſein Atelier zu kommen; ich bin Algardi's Tochter,“ ſagte Thereſa.

In dieſem Augenblicke ließ ſich eine Stimme hören, welche Michael Angelo ſogleich erkannte und bei deren Klange die beiden Liebenden erblaßten. Es war die Stimme des Bildhauers.

„Das habe ich vermuthet!“ rief er.

Ehe er jedoch weiter ſprechen konnte, trat der Maler auf ihn zu und ergriff ſeine Hand.

„Ein Wort, mein Freund,“ ſagte er.

„Ihr hier? — und mit dieſen beiden, Michael Angelo?“ rief Algardi verwundert.

„Die armen Kinder bedürfen eines Beiſtandes; deßhalb habe ich das Amt ihres Anwaltes übernommen.“

„Ich werde meine Tochter nie dem Giacinto geben!“ ſchrie Algardi.

„Aber habt Ihr nicht geſagt, mein Freund, daß Ihr ſie einem großen Maler geben wollt?“

„Nun, — und wenn ich dieſes geſagt habe?“

„Giacinto hat zwar weder bei Algardi, dem Bildhauer, noch bei Michael Angelo, dem Maler, große Fortſchritte gemacht, allein ich werde ihn zu Lafranc bringen, der heilige Jungfrauen mit ſo meiſterhafter Hand zu malen verſteht, und gebe Euch mein Wort, daß, ehe zwei Jahre vergehen, Giacinto's Name mit Ehren genannt werden wird.“

„Zwei Jahre? — Dann würde er zu ſpät kommen; meine Tochter muß ſich in der nächſten Woche verheirathen.“

„Wie viele Zechinen besitzt denn Euer zukünftiger Schwiegersohn?“ fragte Michael Angelo.

„Dreitausend,“ versetzte Algardi.

„Giacinto kann aber in diesem Augenblick viertausend aufzählen,“ entgegnete ersterer. Alle, Algardi, Giacinto und Theresa blickten den Maler erstaunt an, ungewiß, ob er im Scherz oder Ernst rede.

„Wenn das ist,“ sagte endlich Algardi, „so habe ich meine Tochter zu lieb, um ihr nicht den Mann zu geben, den sie sich selbst gewählt hat.“

Michael Angelo bückte sich, entfernte die Erde unter dem Steine, zog den Geldkasten hervor und übergab ihn an Algardi mit den Worten: „Hier, — zählt! Gott sey Dank, der Monte di Pieta wird mein Geld nicht bekommen. Ich habe es jetzt so sicher angelegt, daß es mir in Zukunft keine Ruhe mehr verursachen wird.“

Während Algardi das Geld prüfte, um sich zu überzeugen, daß kein Possenspiel mit ihm getrieben werde, drückten Theresa und Giacinto dankbar Michael Angelo's Hände.

„Schon gut, Kinder,“ sagte der letztere; „aber Du, Giacinto, sollst wenigstens den Kasten nach Hause tragen; denn es ist nicht mehr als billig, daß Du auch fühlest, wie schwer er ist.“

Mannigfaltiges.

Die „Ind. belg.“ erzählt ein hübsches Pariser Geschichtchen von einer „indiskreten Maccaroni“. Die Szene spielt in einem Speisesaale des Grafen H. Sechs Personen sitzen um den Tisch herum, der Graf und die Gräfin, zur Linken der Chevalier, hübscher junger Blondin, mit einem langen, in die Höhe gedrehten Schnurrbart, ein anderer Herr und zwei Damen. Ein kleines Diner ohne Ceremonie; der Tisch wird durch eine einzige Lampe erhellt. Ein treffliches Gericht Maccaroni **à l'italienne** wird aufgetragen. Plötzlich Geräusch in der Lampe, wie das eines in Verwirrung gerathenen Uhrwerks — die Lampe erlischt! Vollständige Dunkelheit! Die Bedienten eilen, andere Beleuchtung herbeizuschaffen. Eine andere Lampe, eine neue Sonne erhellt die ganze Tafel. Plötzlich wirft der Graf wüthende Blicke, während die eingeladenen Damen nur mit Mühe ihre Neigung zum Lachen bekämpfen. Ein langer Maccaronifaden, ähnlich einer schwebenden Brücke, einer Liane, die sich von einem Baume zum andern zieht, verbindet den Winkel der Rosenlippen der schönen Gräfin mit dem blonden Schnurrbart des Chevaliers.

Man erzählt sich eine hübsche Geschichte aus Zarskoje. Bekanntlich hat der Großfürst Thronfolger vor einigen Monaten eine Reise durch Litthauen und die Ostseeprovinzen gemacht. Bei den mancherlei Exkursionen besuchte er auch das Innere der Bauernhäuser und fand dort ein so grobes, fast nur aus Kleie bestehendes Brod als Nahrungsmittel, daß er sich eine Probe davon mitnahm, um sie seinem kaiserlichen Vater in Petersburg zu zeigen. Der Zufall wollte, daß kurz nachher der Gouverneur gerade dieser Provinz in Zarskoje an der kaiserlichen Tafel aß. Höchst verwundert sah er vor seinem Teller statt des Weißbrodes — und das russische Weißbrod ist ein ungemein schmackhaftes Gebäck — ein Stück hartes Schwarzbrod liegen, das durch sein Alter keineswegs an Appetitlichkeit gewonnen hatte. Er konnte sich das nicht erklären, aber es wurde ihm erklärt. Man hatte ihm die Freude machen wollen, ein in seinem Gouvernement zur Nahrung der Menschen dienendes Brod an der kaiserlichen Tafel wiederzufinden — da er doch wohl daran gewöhnt seyn müsse! **Si non e vero, é ben trovato!**

Dr. Baldamus in Oranienburg veröffentlicht eine Vergiftungsgeschichte durch Lerchen. Eine Familie verzehrte zum Mittagessen 17 bis 18 Stück Lerchen mit dem größten Appetit. Unmittelbar oder doch kurze Zeit nach dem Genusse stellten sich bei Vater, Sohn und Tochter alle Symptome einer Vergiftung ein, und nur durch längere ärztliche Bemühungen gelang es, sie wieder vollständig herzustellen. Die Mutter, welche die für sie bestimmten Lerchen hatte ausnehmen lassen, kam nur mit leichtem Erbrechen davon. Vor zwei Jahren war ein ähnlicher Fall mit mausgenommenen Krammetsvögeln passirt, der fünf Mitglieder einer Familie dem Tode nahe gebracht hatte. Die Lerchen nähren sich nämlich im Herbste vorzugsweise von Sämereien der verschiedensten Art, davon manche von giftigen Pflanzen, z. B. von **Anagallis arvensis**, Schierling ꝛc. Auch Grasmutterkorn hat man im Magen mancher dieser Vögel gefunden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Freitag, 22. März 1861.

Das gefälschte Testament.

(Schluß.)

„Ich danke Ihnen, Herr Robyn," sprach Hartmann tief gerührt, „daß Sie meinem armen Kinde noch so viel Zuneigung bewahrt haben, und es freut mich, Ihnen gleichfalls ein unerwartetes Glück verkündigen zu können. Franzen ist unter der Beschuldigung, mit eigener Hand ein Testament abgefaßt und Sie damit des Erbes von Ihrem Oheim beraubt zu haben, verhaftet. Stellt sich die Beschuldigung vor dem Gericht als wahr heraus, so weist das Gesetz Ihnen den Besitz der Million zu, welche Ihr Oheim hinterließ. Man ist damit beschäftigt, in Franzen's Wohnung alles unter Siegel zu legen."

Auf Hartmann's Gesicht lagerte sich nun ein Ausdruck trüben Ernstes, während er furchtsam stammelte:

„Herr Robyn, Sie glauben einen Menschen vor sich zu sehen, der das Geld so sehr anbetet, daß er selbst das Glück seines einzigen Kindes diesem Götzen des Tages opfern wollte. O, kommen Sie von solchen Gedanken in Bezug auf meine Person zurück. Dieselben mögen früher zum Theil gegründet gewesen seyn, jetzt wären sie eine Ungerechtigkeit. Ich komme zu Ihnen, mein Herr, als ein gedrückter Vater, der das Leben seiner einzigen Tochter von Ihrem Edelmuth erfleht. O, Berthold, willigen Sie ein, mein Sohn zu werden; retten Sie meine Laura vor einem sichern Tod. Ihre Liebe allein kann sie vor dem Grabe, das sich vor ihr aufthut, bewahren."

„Wie? Was verlangen Sie? Habe ich recht verstanden?" stammelte der Jüngling wie außer sich. „Laura meine Gattin? Aber es ist unmöglich! So viel Glück auf einmal!"

„Sie nehmen also meinen Vorschlag an?" fragte Hartmann.

„Ach, ich sterbe vor seliger Empfindung!" rief der Jüngling aus. „Dank, Dank, o Gott!"

„Dann, Herr Robyn," bemerkte Hartmann mit einiger Besorgniß, „will ich Sie nicht täuschen. Mein Vermögen wird sich sehr vermindern; vielleicht, daß mir nur die Hälfte von dem, was ich jetzt besitze, übrig bleibt. Ich habe einmal in meinem Leben Unrecht gethan und aus Geldsucht Menschen unglücklich gemacht. Fortan will ich mit meinem Gewissen in Frieden leben. Ich will versuchen, ob die Quelle der Liebe und Lebenslust in meinem Herzen noch fließen kann. Um das Böse, das ich gethan, wieder gut zu machen, muß ich mir schwere Opfer auferlegen. Sie werden ein Millionär werden, daran ist nicht mehr zu zweifeln. Wird die Verminderung von Laura's Erbe Sie nicht in Ihrem großmüthigen Versprechen wankend machen?"

Berthold warf sich, indem er einen Freudenschrei ausstieß, in Hartmann's Arme.

„Es ist ein Traum!" rief er. „O lassen Sie mich Ihnen den süßen Namen Vater geben! Ich will gleichfalls, wenn das Gesetz zu meinen Gunsten spricht, einen Theil meines Erbes opfern, um das Unrecht zu vergüten, das aus Liebe zum Geld begangen wurde. Wir werden zusammen die Unglücklichen aufsuchen und die Wohlthaten des Ersatzes um uns herum ausstreuen. Was für ein schönes Band zwischen mir und meinem Vater!"

Thränen traten in Hartmann's Augen und er drückte in der Aufwallung des Herzens den guten Jüngling an seine Brust. Berthold machte sich, als ob ein plötzlicher Gedanke ihm durch die Seele führe, aus Hartmann's Armen los und sagte im Tone fester Entschlossenheit:

„Eine Bedingung habe ich zu stellen, nur eine; aber sie ist so unwiderruflich, daß ich sie selbst nicht mit einem einzigen Wort bestritten wissen will."

„Und diese Bedingung ist?" fragte Hartmann erschrocken.

„Sehen Sie wohl, Herr Hartmann," antwortete der Jüngling, auf Konrad weisend, „der Mann,

der dort vor Ihnen steht, ist ein Engel von Treue und Güte. Er hat für mich gesorgt wie ein Vater, sich abgehetzt wie ein Sklave. Meine Bedingung ist diese: Konrad war mir im Elend Freund, ein Bruder; er soll im Ueberfluß mein Freund und Bruder bleiben, mit mir leben, mich nie verlassen und über mein Vermögen verfügen, wie wenn es ihm als volles Eigenthum zugehörte."

Konrad lächelte zwischen Thränen der Freundschaft und Dankbarkeit. Die Worte des Jünglings hatten ihn so tief gerührt, daß er nicht mehr sprechen konnte. Herr Hartmann ergriff seine Hand, drückte sie feurig und sagte:

„Sie dürften mich nicht mehr erkennen, guter Konrad; ich nehme diese Bedingung mit Freuden an. Sie wissen, wie Laura Sie verehrte; sie mischte noch sehr oft den Namen von Ihnen in ihre Trauer. Lassen Sie ein Band der Freundschaft uns alle für immer vereinigen. Laura, Berthold, Sie, Konrad, und ich, wir werden nur eine einzige Familie ausmachen. Ich werde mit Ihnen zum Künstler werden, wenigstens um alles zu bewundern, was schön und gut ist. Kommen Sie, Konrad, lassen Sie mich auch Sie in die Arme drücken. Es ist der glücklichste Tag meines Lebens!"

Er umhalste den gerührten Musikus; dann ebenso rasch wandte er sich zur Thüre und sprach mit hastiger Stimme:

„Kommen Sie nun beide mit mir! O, wie wird meine arme Laura sich freuen: Sie erwartet Sie."

„Weiß Laura denn, daß Sie hier sind? Weiß sie, warum?" fragte Berthold.

„Sie weiß es," antwortete Hartmann, „aber sie zittert vor Furcht, Sie möchten ihre Hand ausschlagen. Mein Wagen steht vor der Thüre: die Pferde werden fliegen —"

„Unsere Kleider?" seufzte der Jüngling.

„Was machen die Kleider?"

„Komm also, komm!" rief Berthold, indem er Konrads Hand ergriff und seinen Freund nach der Thüre zog.

Unten sprangen alle in den Wagen, Hartmann gab dem Kutscher Befehl, dieser ließ die Pferde die Peitsche fühlen, und, als hätten die ungeduldigen Thiere gewußt, daß sie Glücksboten wären, schossen sie vorwärts und Funken flogen unter ihren Hufen aus den Steinen.

Bald hatten sie das Stadtthor erreicht und bogen einige Augenblicke nachher in die Allee ein, die nach Hartmann's Wohnung führte. Als sie vor dem Thore hielten, dampften die muthigen Thiere von Schweiß und der Schaum fiel in dichten Flocken ihnen von den Mäulern.

Hartmann, von beiden Freunden begleitet, eilte hinein und öffnete die Thüre des hintern Saals, wo Laura in einer Ecke desselben auf den Knieen lag und die Hände betend erhoben hielt.

„Laura, liebe Laura," rief ihr Vater, „stehe auf, sey glücklich: hier ist Dein Bräutigam!"

Das Mädchen sprang auf und eilte mit offenen Armen auf den Jüngling zu. Unterwegs blieb sie aber stehen, schaute zum Himmel empor und rief mit unaussprechlicher Freude:

„Dank, Dank, o Gott; du hast mich doch erhört! Berthold, Berthold!"

Und sie sank halb ohnmächtig dem Jüngling an die Brust — aber auf ihrem Angesicht schwebte ein so strahlendes Lächeln, daß es schien, als ob das Herz ihr vor Seligkeit im Busen zerfließen wollte.

Mannigfaltiges.

(Aus der russischen Gesellschaft.) Iwan Golowin läßt unter dem Titel: **„La Russie depuis Alexandre II."** russische Briefe (in französischer Sprache) erscheinen, die bis zum siebenten gediehen sind. Zur Bezeichnung seines politischen Standpunktes bemerken wir, daß er für Rußland eine Verfassung fordert und von dem Charakter der jetzigen Regierung, den er in dem Nichthalten von glänzenden Zusagen ausgesprochen findet, nichts weniger als erbaut ist. Seine Kritik der Zustände und der Personen ist eine so schneidende, daß wir Anstand nehmen, auf Persönlichkeiten einzugehen, und nur die folgenden zur Charakteristik allgemeiner Zustände dienlichen Züge mittheilen. — Die nützliche Ohrfeige. Als unter Kaiser Nikolaus die Paßscheererei in ihrer höchsten Blüthe stand, wollte ein armer österreichischer Handwerker in seine Heimath zurückkehren. Er hatte seinen Platz auf dem Dampfschiffe belegt und ging auf die Polizei, um seinen Paß zu holen. Er erhielt den Bescheid, daß er wiederkommen müsse, und Tag für Tag hörte er keine andere Antwort. Alle seine Vorstellungen und Bitten machten auf den betreffenden Beamten keinen Eindruck. Da faßte er den Russen beim Kragen und wiederholte noch einmal: „Werden Sie mir meinen Paß geben?" „Nein." Im nächsten Moment hatte der Russe eine Ohrfeige der derbsten Art. Acht Tage saß der Oesterreicher im Gefängniß, nicht wegen der Ohrfeige, sondern weil er nicht gestehen wollte, daß er und nicht der Beamte geschlagen werden sey. In Rußland verliert nämlich jeder

Staatsdiener dieſes Ranges ſeine Stelle, ſobald ſeine Ehre auf dieſe Weiſe beſchimpft worden iſt. Die Sache wurde vertuſcht, nachdem der Geſchlagene die Koſten des Paſſes aus eigener Taſche bezahlt hatte. — Kurze Zeit darauf wollte der Pianiſt L . . . sky ſeinen Paß holen. „Kommen Sie in drei Tagen wieder," beſchied ihn der Beamte. „Das kann ich nicht." „Wie, glauben Sie etwa, daß wir blos mit Ihnen zu thun haben? Scheeren Sie ſich fort!" Statt zu gehen, trat der Künſtler dem Beamten einen Schritt näher und fragte mit drohender Stimme: „Wünſchen Sie, daß die Scene mit dem öſterreichiſchen Arbeiter ſich wiederhole, und zwar auf der Stelle?" Die Worte übten eine magiſche Wirkung, der Paß war im Nu da. L . . . sky war in der Geſellſchaft ſehr bekannt und erzählte ſein Abenteuer ohne Rückhalt. Die Folge war, daß der Beamte ſeinen Abſchied erhielt. Er heirathete aber die Tochter eines einflußreichen Mannes und hatte bald wieder eine gute Stelle. — Die ruſſiſchen Diebe. Man hält gewöhnlich Petersburg für den unſicherſten Ort in Rußland, aber Moskau iſt noch ſchlimmer. Die Diener ſtehlen ihren Herren die Milch, die Eier, das Fleiſch; und beſtellt man einen Aufſeher, ſo macht er mit ihnen gemeinſchaftliche Sache. Man könnte Argusaugen haben und doch würde kaum verhindert, daß nicht Alles verſchwindet, was nicht niet- und nagelfeſt iſt. Namentlich iſt der Peldiebſtahl ſo gut organiſirt, daß es keine Hilfe dagegen gibt. Eine Dame gewahrt, indem ſie ſich zur Ruhe begeben will, einen Dieb hinter den Fenſtervorhängen. Schnell gefaßt, ruft ſie: „Im Waſchbecken iſt kein Waſſer." Ihr Kammermädchen tritt herein und bringt Waſſer, aber das wird für ſchmutzig erklärt und der Hausknecht muß kommen, um die Kanne friſch zu füllen. Jetzt erſt zeigt die beherzte Dame auf den Dieb, der nun gebunden wird. Man ſtiehlt die Kirchenkerzen, man ſtiehlt die Stangen der Gitter, kurz man ſtiehlt Alles. Vormünder beſtehlen ihre Mündel, Schuldirektoren ihre Schüler. Ein Ruſſe hatte einen Apparat erfunden, der, ſowie eine Thür oder ein Fenſter berührt wurde, ein Glockenſpiel in Bewegung ſetzte. Sicher vor Dieben ſchlief er jede Nacht ruhig. Wenige Tage ſpäter war ſein Apparat geſtohlen.

Der runde Hut (jetzt Cylinder, Ofen- oder Angſtröhre geheißen) machte zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſeinen Träger in Deutſchland des Jacobinismus verdächtig. Man verfolgte ihn daher auf alle mögliche Weiſe, allein es gelang nicht, ihn zu verbannen. Im Jahre 1797 ſchrieb einer ſeiner Feinde: Der runde Hut gewinnt alle Tage mehr Platz im Anzuge der Männer, ſelbſt in den oberſten Klaſſen. Bald wird der dreieckigte aus ſeinem ſonſt ſo wohl begründeten Beſitzthum faſt ganz verdrängt und nur noch der Gefährte des Amtsrockes, des Staatskleides und der militäriſchen Uniform ſeyn." Ein Engländer hatte damals den ſonderbaren Einfall, eine politiſche Karte von Deutſchland zu entwerfen, auf welcher er den vorherrſchenden Stand der revolutionären oder monarchiſchen Geſinnungen der deutſchen Städte durch einen beigeſetzten runden oder dreieckigten Hut bezeichnen wollte. Er ſey auf die Hüte gereist, ſchrieb er. In Hamburg ſey ein Huttriangel eine wahre Seltenheit, in Berlin wollte der runde Hut, vermuthlich weil das Militär dort herrſchender ſey, ſchon weit weniger gedeihen und in Dresden getraute ſich der Beamte und ſchon in reiferen Jahren ſtehende Mann den reſpektswidrigen runden Hut höchſtens nur bei einer Landpartie aufzuſetzen. Der heftigſte Gegner der runden Hüte war Kaiſer Paul von Rußland, der ebenfalls den Jakobinismus unter ihnen witterte. Er verbot ſie für ganz Rußland ohne alle Ausnahme und mit ſolcher Strenge, daß er ſelbſt einen engliſchen Offizier über die Grenze eskortiren ließ, der mit einem runden Hute, damals Ordonnanzſtück ſeiner Uniform, in Petersburg auf der Parade erſchienen war.

Die Pariſer Thierſchutzgeſellſchaft veröffentlicht unter dem Titel „Oreſt und Pylades" ein Beiſpiel von Freundſchaft zwiſchen einem Hund und einem Pferde, welche in der That etwas Rührendes hat. Ein Nachrichter der Umgegend von Paris bemerkte, daß der Koppel alter Pferde, die er angekauft, ein prächtiger Neufundländer folgte. Das war ihm ſchon oft vorgekommen, aber nach ein Paar Stunden liefen ſolche Hunde immer wieder nach Haus. Allein diesmal vermochte weder der weite Weg, noch Hunger und Durſt, noch endlich Peitſchenſchläge den treuen Hund von ſeinem alten Freund zu trennen. Selbſt als Nachts die Koppel eingeſchloſſen und der Hund aus dem Stall geſperrt worden war, folgte er am anderen Morgen der dem Tod geweiheten Schaar, nachdem er ſeinen alten Freund, als dieſer aus dem Stall trat, mit den lebhafteſten Freudenbezeugungen begrüßt hatte. Ohne daß man das ſchöne Thier auch nur ein einzig Mal etwas freſſen ſah, begleitete es den Transport auch am dritten Tage, bis derſelbe endlich im Stalle des Nachrichters anlangte. In der folgenden Nacht ſollte die Abſchlachtung der Pferde ſtattfinden und der Hund, welcher doch allmälich auch die Aufmerkſamkeit der ſonſt nicht eben ſentimen-

talen Gehilfen auf sich gezogen hatte, heulte und kratzte erbärmlich vor dem Gehöft. Eben beschäftigte und sortirte der Nachrichter seine „Waare“, als die flehenden Klaglaute zu ihm hineindrangen. Er murrte und brummte allerlei in den Bart, plötzlich rief er: „Nun so laßt den Hund herein, und das Pferd, zu dem er länft, führt in meinen Stall, da mögen sie miteinander ihr Gnadenbrod fressen.“ Wenige Tage später erfuhr der ehemalige Besitzer beider Thiere die That der Barmherzigkeit des Nachrichters und kaufte die treuen Freunde zurück.

(Der gebesserte Affe.) Vor einigen Jahren war Herr Eugène Arpin in Paris Besitzer eines sehr hübschen Affen, der aus Amerika stammte, und dem in einer seltenen Uebereinstimmung die Wissenschaft und die Volkssprache den Namen Kapuzineraffe gegeben haben. Dieser Kapuzineraffe, ein reizendes kleines, sanftes, heiteres, muthwilliges Thier, das einen leichten Moschusgeruch um sich herum verbreitete, gewöhnte sich bald einige der Fehler an, welche das Menschengeschlecht charakterisiren, und die er demselben entlehnte. Seine häufigen Beziehungen zu den Arbeitern einer Baumwollspinnerei, in welcher er frei umhergehen konnte, hatten ihm unter Andern eine große Leidenschaft für geistige Getränke gegeben. Von der Trunksucht zum Diebstahl ist es nur ein Schritt, wie es schon der heilige Franz von Sales in seiner **Introduction à la vie dévote** sehr richtig bemerkt hat. Unser Kapuzineraffe stahl also alles, was er von Branntwein und Liqueuren sich aneignen konnte. Es war ganz umsonst, daß man ihn aus dem Speisezimmer fortjagte, er fand immer Mittel, sich wieder hineinzuschleichen. Wenn man von Tische aufstand, so suchte er sich einer Flasche zu bemächtigen, trug sie in eine Ecke, entkorkte sie, und wenn sie noch so gut verkorkt war, und betrank sich wie ein Sackträger. Sein Herr beschloß, ihm eine Lektion zu geben, die ihn von einem Laster, das für den, welcher ihm ergeben, und für die Hausvorräthe so gefährlich ist, heilen sollte. Eines Tags ließ man also auf Befehl des Herrn Arpin auf dem Tische eine Flasche Selterwasser stehen. Als der Kapuzineraffe das Zimmer geräumt sah, hüpfte er mit einem Sprunge auf den Tisch, bemächtigte sich der Flasche und versuchte den Kork herauszuziehen, der aber den Anstrengungen der vier Hände und der scharfen Zähne des Affen widerstand. Dann nahm er die Flasche zwischen seine Schenkel, drehte sie nach allen Seiten und bemerkte bald den Bindfaden, welcher den Kork zurückhielt. Er zerbiß denselben mit seinen scharfen Augenzähnen und dann fing er an den Kork herauszuziehen. Dieses Mal gab der Kork nach, aber mit einer schrecklichen Explosion, und das Wasser sprang von allen Seiten aus der Flasche heraus und traf und benetzte den erschrockenen Affen. Das arme Thier floh ganz bestürzt, sobald die Furcht ihm nur so viel Kraft ließ, um sich davon zu machen, und erschien mehrere Tage lang nicht wieder. Von diesem Tage an berührte er nicht blos keine Flasche mehr, sondern machte sich auch, wenn man ihm eine näher brachte, mit dem sichtbaren Gefühl von Schrecken aus dem Staube. Kurz, der Affe war gründlich gebessert. Es ist wirklich schade, daß das Mittel sich nicht auch bei einem Trunkenbold anwenden läßt!

Die Chinesen haben ein Mittel gefunden, die Kormorans (eine Tauchenart) zur Fischerei zu dressiren, wie man im Mittelalter die Falken bei der Jagd verwandte. In der Umgegend von Nanking begegnet man häufig einer Menge von Böten mit Stangen von 2 bis 3 Fuß Länge, welche horizontal frei über dem Wasser liegen und oft zwanzig Kormorans zu Sitzplätzen dienen. Damit die Vögel ihre Beute nicht verschlingen, bindet man ihnen eine Schnur an den Hals; mit einem langen Steck stößt man den Kormoran in das Wasser und bringt ihn mit demselben auch wieder herauf. Für seine Arbeit erhält er eine Hand voll Bohnen. Die Indier sind nicht so weit vorgeschritten, wie die Chinesen. Der Fischer setzt einen leichten thönernen Kessel auf das Wasser; dann legt er sich, sein Leben der Gnade seines Gottes befehlend, platt darauf, verschließt dadurch die obere Oeffnung und arbeitet sich nun, mit Händen und Füßen rudernd, vom Lande ab. Am Gürtel trägt er ein spitziges Lanzeneisen und seine rechte Hand hält eine Gabel von 15 Fuß Länge, an der sich ein langer Faden befindet, dessen Schlinge sich sogleich schließt, sobald der Fisch gefangen ist. Mit seinem Lanzeneisen tödtet der Indianer den Fisch und wirft ihn in den thönernen Kessel. Es ist mit dieser Art zu fischen große Gefahr verbunden, namentlich um die Mittagsstunde, in welcher die Krokodile ihren Rücken an der Sonne wärmen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Sonntag, 24. März 1861.

Die Schwalbe.

Die Schwalbe zieht
Zum fernen Süd,
Um dort im Dach der Kokoskronen
In milder Lüfte Hauch zu thronen
Und der Orange Zauberduft
Zu athmen in der Balsamluft.

Und grünt auf's Neu'
Dem Nord der Mai,
Und thau'n die eisigen Krystalle
Und netzen uns're Blumen alle,
Dann treibt ein mächt'ger ihn'rer Zug
Die Schwalbe zu der Heimath Flug.

Sie schwebt dahin,
Wo Wolken zieh'n,
Wo wild am Fels die Wogen schlagen,
Darüber sie die Flügel tragen,
Bis an den trauten alten Heerd
Die treue Schwalbe wiederkehrt.

Und dieser Zug,
Der ihren Flug
Durch Wogenmeere hingeleitet,
Der nie sie von der Heimath scheidet;
Ja, dieser Zug ist uns bekannt:
Die Liebe ist's zum Vaterland.

P.

Ein Opfertod.

Ich habe schon über manchem Grabe den letzten Segen gesprochen, schon auf manchen Sarg, der eine Leiche umschloß, die erste Schölle geworfen, aber noch kaum bin ich mit bewegterem Gemüthe von einem frischen Grabe gekommen, als eben in diesem Augenblicke. Und doch war der Todte, den wir bestattet, nur ein armes Menschenkind, mit dunkeln Tagen der Vergangenheit und trüben Blicken in die Zukunft, arm an Allem, was wir Menschenglück zu nennen pflegen; aber reich an jenem Muthe des Herzens, an jener opferbereiten Kraft des Gemüthes, die auch dem Aermsten den Adel göttlicher Abstammung verleiht. Ich will, mir selbst zum Gedächtniß und Anderen vielleicht zur Mahnung, die Geschichte des Todten mit wenigen schlichten Worten niederschreiben.

Als ich vor Jahren dem einsamen, abgelegenen Dorfe als Seelsorger zugewiesen wurde, betrat ich dasselbe mit dem frischen Muthe, den die Aussicht auf eine segenbringende Wirksamkeit verleihen kann. Mein Vorgänger im Amte, ein bereits alternder, vielleicht auch etwas bequemer Herr, hatte die Stelle niedergelegt, weil ihm die Bürde zu schwer geworden. Die Verarmung hatte in dem abgeschlossenen Dorfe seit einigen Jahren in bedenklichem Maße zugenommen und auf den Pfarrer fiel die große Pflicht, dem Uebel mit Rath und That entgegenzutreten. Der gebirgige Boden lohnte die Arbeit des Landmannes nur mit kärglichem Ertrage und der geringe Nebenverdienst reichte für Andere kaum aus, das theuere Brod zu erschwingen, von den übrigen täglichen Bedürfnissen des Lebens nicht zu reden. In gar manchem Häuschen, wo früher ein, wenn auch geringer, Wohlstand geherrscht, hing jetzt der leere Bettelsack und Mancher, der sonst eine Kuh oder ein Paar Ziegen zur Weide geführt, ging nun mit dem Bettelstabe über Land. Er kehrte jeden Abend ärmer zurück, als er am Morgen ausgezogen, ärmer an Muth und Kraft zur nährenden Arbeit, ärmer an Selbstvertrauen und Selbstachtung, die den Menschen in der Noth allein vor schlimmen Wegen zu behüten vermag. Hier that Hilfe dringend noth, nicht nur äußere, leibliche Hilfe, sondern auch die Hilfe des aufrichtigen Wortes, des

erweckenden Rathes und wo diese nicht ausreichten, wohl auch die strenger mahnende Strafe. Mit dem Entschlusse rüstiger Arbeit auf dem Felde, den heut zu Tage so viel öfter Same entkeimt, betrat ich meine neue Pfarrgemeinde.

Von den Vorstehern wurden mir als unverbesserliche Bettler vor Allem „des Waldfritzen“ bezeichnet. Ich beschloß, die Leute sofort zu besuchen, um mich von ihren Verhältnissen, ihrem Thun und Treiben mit eigenen Augen zu überzeugen. Das Häuschen lag am obersten Rande des kleinen Thales, hart am Saume des Waldes und von den nächsten Häusern des Dorfes durch einen breiten Erlen- und Buchenhang abgeschlossen. Es war eine recht stille Einsamkeit da oben, aus der aber die Noth das beschauliche Behagen schon längst verscheucht hatte. Der Waldfritz besaß früher einige Aecker, aber schlimme Jahre und eigenes Unglück zwangen ihn, dieselben zu verkaufen. Nun taglöhnerte er hie und da, allein der müßiggängerische Bettel sagte ihm besser zu, als die harte Arbeit; er wanderte daher fleißig über den Berg nach der reichern Thalschaft hinüber, und seine Frau unterstützte ihn eifrig in diesem Geschäfte. Es waren eben zwei unansehnliche Leutchen, schwach an Kraft des Leibes und einfältig an Verstand, denen nicht leicht Jemand ein Almosen versagen konnte. Man hätte sie vielleicht ihre Wege gehen lassen, da vorauszusehen war, daß an ihnen nicht mehr viel zu bessern sey; aber sie hatten zwei Kinder, bei denen der Eltern Beispiel und Anleitung bereits Eingang gefunden. Dieser wegen mußte Rath geschafft werden.

Als ich das erste Mal nach dem Häuschen hinaufging, waren nur die Kinder daheim, ein zehnjähriges Mädchen und ein um drei Jahre älterer Knabe mit einem feinen Gesichte, aus dem zwei treuherzige und zugleich kluge Blauaugen schauten. Er gab mir verständigen Bescheid, erzählte aber ganz unbefangen, daß beide Eltern schon am Morgen auf den „Heuschet“ gegangen und vor Abend nicht heim kommen werden. Auf mein Befragen, ob er und sein Schwesterchen auch Hunger leiden müßten, schüttelte er den Kopf bedächtig und meinte, im Winter hätte manchmal der Vater oder die Mutter nichts gegessen, aber sie Beide haben immer genug gehabt. Die Frage, ob ihnen die Eltern denn auch recht lieb seyen, beantwortete der Kleine: O ja freilich, fast noch lieber als der Herrgott.

Ich verließ die arme Hütte nicht, ohne eine Hoffnung mitzunehmen. Wie sehr auch das kleine Hauswesen verkommen seyn mochte, es lebte darin ja noch die Liebe, der Geist, der erlöst und befreit, kräftigt und überwindet, der ermuthigt und erhebt, alles Gute schafft und wirkt und ohne den allein der Mensch ein tönend Erz und eine klingende Schelle ist. Ich mußte jedoch bald erfahren, daß mich meine Hoffnung, so lange nur zu den gewöhnlichen Mitteln der Ermahnung oder auch Drohung Zuflucht genommen wurde, getäuscht hatte. Die Gewohnheit des müßiggängerischen Umherschweifens hatte bei den Alten zu tiefe Wurzeln geschlagen, um so leicht ausgerottet werden zu können. An Kräften schwach, langsam und unbehilflich in allem Thun waren sie an keine regelmäßige Arbeit mehr zu gewöhnen. Verständige und hilfbereite Leute, die sie auf mein Zuthun in Taglohn genommen, mußten sie bald wieder entlassen, da sie einer rüstigen Thätigkeit oft mehr im Wege standen, als dieselbe fördern halfen. Die Bettelwege wurden also trotz aller Beihilfe immer wieder von Neuem begangen und es war unvermeidlich, daß die Kinder den Fußstapfen der Eltern nachgingen.

Es mußte ein neues Mittel versucht, der Weizen von dem Unkraute geschieden werden. Auf mein eigenes Anrathen entschloß sich der Gemeindevorstand, den unverbesserlichen Eltern die Kinder wegzunehmen und dieselben bei rechtschaffenen und fleißigen Leuten unterzubringen, den Alten aber je nach Bedürfniß die nöthigste Unterstützung zukommen zu lassen. Ein verständiger Webermeister erbot sich, beide Kinder mit einander in Kostgeld zu nehmen; da sollte wenigstens der Knabe vorerst die Weberei erlernen.

(Fortsetzung folgt.)

Thue Gutes, wo sich die Gelegenheit bietet.

(Eine Skizze.)

Der Handelsherr Konrad Waller, einer der bedeutendsten Kaufleute in einer deutschen Hafenstadt, saß in seinem Komptoir und las mit gespannter Aufmerksamkeit die neuesten Zeitungen, als sich ein leises Klopfen an der Thür vernehmen ließ, und ein Knabe mit den Worten eintrat:

„Brauchen Sie vielleicht einen Laufburschen?“

„Nein,“ antwortete der Kaufmann, ohne aufzublicken, mit ziemlich rauhem Tone.

Allein kaum war der Knabe fort, so schlug ihn das Gewissen, und er sagte zu sich selbst:

„Du hättest dem armen Kinde wenigstens freundlicher antworten können. Das war eine Gelegenheit!“

Das Zeitungsblatt in seiner Hand fallen lassend, blickte er dem Gehenden nach. Der Knabe war

noch klein — kaum 12 Jahre alt, und ärmlich, aber reinlich gekleidet. Waller klopfte an das Fenster, und der Knabe sah sich um. Ein Wink des Ersteren rief ihn zurück.

„Was sagtest Du vorher?“ fragte der Kaufmann.

„Ich fragte, ob Sie vielleicht einen Laufburschen brauchten,“ wiederholte der Knabe jetzt mit furchtsamerem Tone.

In Wallers Brust erwachte ein plötzliches Interesse für ihn. Er hatte ein hübsches, mädchenhaftes Gesicht, dunkelbraune Augen und Haare, und obgleich zart und schwach gebaut, stand er doch fest und mit einer fast männlichen Haltung da, welche verrieth, daß er sich gewisser, im Leben zu erfüllender Pflichten bereits bewußt war.

„Setze Dich, mein Kind,“ sagte der Kaufmann, der sich einer unwillkürlichen Regung von Achtung vor seinem kleinen Gaste nicht enthalten konnte.

Der Knabe folgte der Weisung, während seine großen, leuchtenden Augen auf dem Gesichte des Mannes ruhten.

„Wie alt bist Du?“ fragte Waller.

„In wenigen Wochen zwölf Jahre,“ lautete die Antwort.

„Du solltest noch die Schule besuchen.“

„Ich muß meiner Mutter Beistand leisten.“

„Ist Deine Mutter sehr arm.

„Ja, — sehr arm, und auch krank,“ erwiederte der Knabe mit zitternder Stimme, während Thränen in seinen sanften Augen schimmerten.

Sinnend betrachtete Waller das Kind. Seine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit; ihm war es, als hätte er den Blick dieser schönen Augen schon vor Jahren gesehen, und eine Minute lang vergaß er die Gegenwart ganz.

Mit noch freundlicherem Tone als bisher, sagte er endlich:

„Ich selbst brauche zwar keinen Laufburschen, aber ich könnte vielleicht ein gutes Wort sprechen, was Dir nützlich seyn würde. Ich habe das Vertrauen, daß Du brav und fleißig seyn wirst; aber Du bist nicht stark.“

„O ja, ich bin stark!“ entgegnete der Knabe, sich muthig aufrichtend.

Mit steigendem Interesse blickte ihn der Kaufmann an.

„Wie heißest Du?“ fragte er.

„Karl Leonhard,“ war die Antwort.

Eine plötzliche Bewegung durchfuhr die Züge des Mannes, und er wandte das Gesicht ab, um das Kind nicht den veränderten Ausdruck desselben sehen zu lassen. Lange Zeit saß er still und schweigend, so daß der Knabe sich zu wundern begann.

„Lebt Dein Vater noch?“ fragte der Kaufmann endlich mit noch abgewandtem Gesicht und unsicherer Stimme.

„Nein; er starb vor vier Jahren.“

„Wo?“

„In Amerika.“

„Wann kamst Du mit Deiner Mutter hierher?“

„Vor zwei Jahren.“

„Seyd Ihr seitdem immer hier gewesen?“

„Nein. Ein Jahr lang wohnten wir in M—, bei meinem Oheim, einem Bruder meiner Mutter; allein vor sechs Monaten starb er, und wir mußten deßhalb hierher zurückkehren.“

„Wie hieß Dein Oheim?“

„Mathias König.“

„Und König ist auch der Familienname Deiner Mutter?“

„Ja.“

Abermals folgte eine lange Pause, während deren der Knabe das Gesicht des Kaufmannes nicht sehen konnte. Als es ihm aber wieder zugewandt wurde, lag ein ganz neuer und so liebevoller Ausdruck darin, daß Karl Leonhard keinen Zweifel mehr hegte, der reiche Herr sey ein guter Mann und werde seiner Mutter beistehen.

„Warte einen Augenblick,“ sagte der Kaufmann und ging an seinen Schreibtisch, wo er einen kurzen Brief schrieb und, ohne daß der Knabe es sehen konnte, mehrere Bankscheine hinein legte.

„Bringe das Deiner Mutter,“ fügte er dann hinzu, dem Knaben das Billet reichend.

„Wollen Sie mir einen Platz verschaffen?“ fragte Letzterer noch mit bittendem Blicke.

„Ja gewiß, Du sollst einen guten Platz haben. Aber halt, Du hast mir noch nicht gesagt, wo Ihr wohnt.“

„In der Steingasse, Nro. 10.“

„Gut,“ erwiederte Waller, sich die Adresse notirend, „jetzt geh, und bringe Deiner Mutter das Schreiben.“

Der Knabe ging und der Kaufmann nahm sein Zeitungsblatt nicht wieder zur Hand. Der Inhalt desselben hatte alles Interesse für ihn verloren. Lange blieb er regungslos sitzen, das Gesicht mit der Hand bedeckend, so daß Niemand seinen Ausdruck erkennen konnte. Wenn in Geschäftssachen Fragen an ihn gerichtet wurden, so antwortete er kurz, kalt und theilnahmlos und zeigte eine solche Veränderung in seinem ganzen Wesen, daß endlich sein Kompagnon ihn besorgt fragte, ob er nicht wohl sey.

„Nur etwas angegriffen,“ antwortete er.

Vor der gewöhnlichen Zeit verließ er das Komptoir und begab sich nach seiner Wohnung. Beim

Oeffnen der Hausthür ſchlug das Klagegeſchrei und das Schluchzen einer Kinderſtimme an ſein Ohr. Eiligſt ſtieg er die Treppe hinauf und trat in das Zimmer, aus dem das Geſchrei erſcholl.

„Was iſt geſchehen, mein Liebling?“ fragte er, das weinende Kind in ſeine Arme nehmend, „was fehlt meiner Meta?“

„Ach, Papa, Papa,“ ſchluchzte die Kleine, das von Thränen gefeuchtete Geſicht an die Wange des Vaters legend.

„Liſette,“ ſagte der Kaufmann, die Wärterin ſtreng anſehend, „weßhalb weint das Kind ſo heftig?“

Das Mädchen ſah erſchreckt und verwirrt aus.

„Es iſt unartig geweſen,“ lautete die Antwort.

„Nein, Papa, ich bin nicht unartig geweſen,“ rief die Kleine; „ich wollte nur nicht hier allein bleiben, und da hat ſie mich gekniffen und geſchlagen. Ach, Papa!“ ſchluchzte ſie von Neuen; und umſchlang ſeinen Hals.

„Hat ſie Dich ſchon öfter gekniffen und geſchlagen?“ fragte der Vater.

„Ach, ſie thut es faſt alle Tage,“ antwortete das Kind.

„Warum haſt Du mir das nicht früher geſagt?“

„Sie drohte mir, ſie wollte mich zum Fenſter hinauswerfen, wenn ich es ſagte. Ach, lieber Vater, leide es nicht! leide es nicht!“

„Das ſind lauter Lügen,“ rief die Wärterin leidenſchaftlich.

„Sieh nur mein Bein an, Papa,“ flüſterte ihm das Kind in's Ohr.

Der Vater ſetzte ſich und entblößte das Bein des Kindes. Es war bis zum Knie mit zahlloſen blauen und grünen Flecken bedeckt, — untrügliche Zeichen wiederholter Mißhandlungen. Er liebte das Kind zärtlich, denn es war ſein Alles. Die Mutter, mit der er nie in einem ſehr innigen Verhältniſſe gelebt hatte, war vor zwei Jahren geſtorben. Seitdem hatte er ſeinen Liebling der Pflege und Sorgfalt gedungener Wärterinnen anvertrauen müſſen, deren Verhalten er nicht genau beobachten und kontroliren konnte. Oft war die Befürchtung in ihm entſtanden, daß das Kind vernachläſſigt werde; aber nie hatte er eine ſo grauſame Behandlung für möglich gehalten.

(Fortſetzung folgt.)

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
In Spaniens Gefilden
Bin echt ich zu finden
Als koſtbar edles Gut.
Mit Recht darf man auch ſagen:
Ich ſtärk' den ſchwachen Magen
Und wärm' das kalte Blut.

1. 2. 3. 7. 1.
Als wir in frühern Jahren
Noch echte Deutſche waren,
Nicht kannten welſchen Tand,
Da gingen unſ're Frauen
Noch nicht einher wie Pfauen,
Mein Nam' war unbekannt.

2. 6. 5. 4.
Wenn Jenny Lind geſungen,
Sich jedes Herz errungen,
Sich meiſtert mit Apoll;
Wenn ſie auf Thaliens Bretter
Gleichſam hinzog die Götter:
Dann gab ich ihr die Roll'.

4. 5. 3.
Wer mich mißbraucht auf Erden,
Wird nimmer ſelig werden,
Iſt ewig wohl verdammt.
Es bleibt nicht ungerochen,
Werd' fälſchlich ich gebrochen,
Folgt Strafe, Schimpf und Schand'.

1. 2. 5.
Ein Mal in Jahreswogen
Komm' freundlich ich gezogen
Einher auf Blumenflor.
Dann ſingt die Philomele,
Entzücket manche Seele,
Die leihet ihr das Ohr.

5. 6. 6. 4.
Und ſelbſt die größten Geiſter,
Der Wiſſenſchaften Meiſter,
Wie die Geſchichte lehrt,
Sie müſſen oft bekennen,
Was meine Zeichen nennen,
Sind ſie gleich hochgelehrt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Dienstag, 26. März 1861.

Ein Opfertod.

(Fortsetzung.)

Die Wegführung der Kinder aus dem elterlichen Hause jedoch ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Es war an einem kühlen Herbstabend, als ich selbst nach dem Waldhäuschen hinaufstieg, die Kleinen abzuholen, um sie in ihren neuen Pflegeeltern zu führen, die fast eine halbe Stunde am andern Ende des Dorfes entfernt wohnten. Die armen Leute, von der unvermeidlichen Trennung schon benachrichtigt, saßen um den kleinen, runden Tisch herum, auf dem einige gesottene Erdäpfel nebst verschiedenartigen, zusammengebettelten Stücklein Brodes lagen; aber noch war kein Bissen von dem ärmlichen Abschiedsmahl berührt und Jedes saß in sich zusammengekauert, laut und bitterlich vor sich hinweinend.

Dieser Anblick rührte mich, gab mir aber zugleich wieder eine neue Hoffnung auf die Zukunft. Ich sagte den Eltern, daß es nur von ihnen abhänge, wie bald sie die Kinder zurückerhalten wollten. Sobald sie nur die sichere Gewähr gegeben, daß sie dem Bettel aufrichtig entsagt, sich wieder an ehrenhafte Arbeit gewöhnt und auch die Kinder draußen etwas Rechtes gelernt hätten, stünde dem Wiederzusammenleben ja Nichts mehr im Wege. Daneben wollte ich nicht unterlassen, diese gegenseitige Anhänglichkeit zu belohnen und dadurch die bedrückten Herzen an der gebotenen Hoffnung aufzurichten. Der Knabe hatte bei meinen Worten bald zu weinen aufgehört und es stand auf seinem verständigen Gesichte deutlich zu lesen, daß in der jungen Seele ein ernster Vorsatz reife. Endlich erhob er sich, faßte sein Schwesterlein bei der Hand und sagte: „Komm' Du jetzt nur mit, Mariele; der Herr Pfarrer verspricht ja, wenn wir nur recht brav seyen, werd's nit lange dauern. Das glaub' ich und ich will schon bald ein rechter Weberknecht werden. B'hüet Gott, Vater und Mutter, am Sonntag komm' ich mit Mariele zu Euch heim." Damit wandte er sich ruhig ab und führte das noch immer schluchzende, aber sich willig fügende Schwesterchen der kleinen Thüre zu. —

Es vergingen zwei Jahre und der Gemeindevorstand konnte mit mir über das Geschehene mehr als zufrieden seyn. Die kinderlosen Pflegeeltern unserer jungen Schützlinge waren über deren Betragen alles Lobes voll. Schon nach einem halben Jahre hatte der wackere Webermeister erklärt, daß er für die Zukunft kein Kostgeld mehr verlange und das bereits empfangene verwende er zur sämtlichen Neubekleidung der fleißigen Kinder. Es war auffallend, wie rasch sich diese in dem neuen Leben auch körperlich entwickelten. Friedle war nun mit kaum 16 Jahren ein hübscher und gewandter, aber ernster und bescheidener Bursche, der in Arbeitsgeschicklichkeit bereits mit seinem Meister wetteiferte. Mariele blieb in seinem Thun etwas langsam, auch konnte seine Brust das Weben nicht vertragen; aber von früh bis spät drehte es emsig das Spulrad und half daneben der Meisterin bei ihren häuslichen Arbeiten. An den Sonntagsnachmittagen sah man die beiden Geschwister bei Sonnenschein und Regen, Schnee und Kälte das Dorf hinaufwandern nach der einsamen Hütte am Waldrande.

Auch mit den Eltern war eine fast unerwartete Veränderung vorgegangen. Seit der Trennung von ihren Kindern hatte keines den Bettelsack mehr angerührt. Das Eine oder das Andere kam regelmäßig am Samstag zum Armenpfleger, um die ihnen zugesprochene Unterstützung abzuholen. Daneben gingen sie in Taglohn, wo sich eben etwas fand, freilich ohne dabei viel auszurichten; die alten Stämme vermochten nicht mehr auszuschlagen, wenn sich auch ein neuer Saft in ihnen regte. Uebrigens hatte besonders ich manche schwere Noth mit ihnen. Die Kinder waren kaum ein Vierteljahr aus dem Hause, die winterliche Einsamkeit lag über dem Lande und

mochte das Leben in der abgelegenen Hütte droben am Berge wohl still genug einschließen, als die beiden Alten schon jammernd und klagend daher kamen und betheuerten, daß sie es ohne ihre Kinder daheim nicht mehr aushalten könnten; man solle ihnen wenigstens Eines zurückgeben. Dabei beriefen sie sich auf mein Versprechen und ihre Besserung, da sie seit so und soviel Wochen kein Stücklein mehr als Almosen gebeischt und Arbeit genommen, wo sie solche gefunden hätten. Es wollte mir nicht gelingen, die alten Leutchen auf eine spätere Zeit zu vertrösten, bis ich an Friedle selbst einen willkommenen Beistand fand. Der Knabe erklärte mit entschiedener Festigkeit, nicht heimkehren zu wollen, ehe er ein fertiger Weber geworden. Auch Mariele wollte er nicht von sich lassen, obwohl dies bei den sonn- täglichen Besuchen manche Thräne kostete. Jetzt endlich jedoch konnte dem Herzenswunsche der Eltern entsprochen werden. Der Pflegevater erklärte, daß Friedle nun wohl seinen Beruf einzig betreiben könne; in besonderen Fällen wollte er ihm auch noch im elterlichen Hause Aushilfe leisten. Der Gemeindevorstand beschloß nun, dem jungen Weber einen Stuhl in dem Waldhäuschen herstellen zu lassen und nach Ostern, wo Friedle konfirmirt wurde, sollten beide Kinder zu ihren Eltern heimkehren. Als ich bei der Konfirmationsfeier dem Knaben den Spruch zum Segen gab: Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe — schaute er mich mit einem rührenden Lächeln an, das wohl heißen konnte: Bei mir soll das Wort des Herrn nicht auf Felsen gefallen seyn.

Mit diesen Ostern war nun auch in dem Waldhäuschen ein neues Leben erstanden. Als ich später hinaufging, krappelte um dasselbe eine fröhliche Thätigkeit. Die Mutter und Mariele schleppten auf einem kleinen Karren Steine herbei und führten dafür frisch aufgeworfene Erde hinweg. Unter der Vorderseite des Häuschens, dem blühenden Thale zugewendet, standen hackend und schaufelnd in einer schon mehr als mannstiefen Grube Friedle und sein Vater beisammen, die losgelockerte Erde mit kräftigem Schaufelschwunge hinaufwerfend. Da wurde der kleine Webkeller gegraben, in den der neue Webstuhl hineingestellt werden sollte. Nach Monatsfrist war Alles blank und fertig und durch das kleine Kellerfenster mit hübsch grüner Rahmung klapperte lustig die Weberlade, während Mariele droben im Stübchen das Spulrad schnurren ließ. Die beiden Alten döselten vergnügt und über das neue Treiben halb verwundert um das Häuschen herum, oder gingen auch in das Dorf hinab und erzählten ausführlich, was Friedle für ein wunderbar schönes und feines Tuch webe. Etwa zwei Wochen später sah ich den Alten in früher Morgendämmerung das Dorf durchwandern, einen Bündel auf dem Rücken und einen mächtigen Stab in der Hand. Am Abend kam er müde, aber freudestrahlenden Gesichtes zu mir und wies in der kaum halbgeöffneten Hand zwei blanke Fünffrankenthaler. Das war der wohlverdiente Lohn für die erste gelieferte Arbeit Friedle's, die der Vater heute nach Lenzburg hinuntergetragen hatte.

Von der Zeit an hörte die von der Armenpflege bisher gerechte Unterstützung auf. Friedle hatte seinen Eltern schon erklärt, daß sie keinen Kreuzer solcher Gabe mehr annehmen dürften und die vielbelastete Gemeinde war natürlich froh, dieser Beschwerde enthoben zu seyn. Sie glaubte ihre Pflicht gethan zu haben und sich nun um die Leute nicht ferner bekümmern zu sollen. Ich theilte leider diesen Glauben mit den Andern.

(Schluß folgt.)

Thue Gutes, wo sich die Gelegenheit bietet.

(Fortsetzung und Schluß.)

Obgleich innerlich empört, blieb Waller dennoch ruhig.

„Lisette," sagte er mit strengem Tone, „Du mußt augenblicklich das Haus verlassen."

„Herr Waller," wollte das Mädchen einwenden.

„Ruhig! Kein Wort mehr!" unterbrach er sie, auf die Thür deutend und mit einer solchen Miene, daß die Wärterin erschreckt, sogleich das Zimmer verließ.

Er schellte und sagte zu dem eintretenden Bedienten:

„Sorge dafür, daß Lisette das Haus verläßt; sie ist von mir verabschiedet worden und darf mir nicht wieder vor die Augen kommen. Hier ist ihr rückständiger Lohn."

Sobald der Bediente sich entfernt hatte, drückte Waller sein Kind an die Brust und küßte es mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Obgleich er es zärtlich liebte, zeigte er sich doch sonst, selbst in seinen Liebkosungen, stets ruhig und gelassen, allein jetzt waren die schlummernden Empfindungen seines liebefühlenden Herzens gewaltsam erweckt worden.

In einem kleinen Hinterzimmer ſaß eine ſanfte, bleiche, leidende Frau und las einen Brief, den ſoeben der Poſtbote gebracht hatte.

„Gott ſey gedankt!“ ſagte ſie am Schluß, ihre ſanften braunen Augen gegen Himmel richtend, „es ſah recht dunkel um mich aus, aber jetzt beginnt es wieder zu tagen.“

Ein ſchneller, leichter Schritt ließ ſich auf der Treppe hören, und die Thüre des Zimmers wurde haſtig geöffnet. Mit vor Freuden ſtrahlendem Geſicht trat der Knabe ein und rief:

„Mutter, Mutter, ich bekomme eine Stelle!“

Sanft lächelnd ſtreckte ihm die bleiche Frau ihre Hand entgegen, und in demſelben Augenblick ſtand er an ihrer Seite.

„Jetzt brauchſt Du keine Stelle mehr,“ ſagte ſie. „Der Onkel Franz, Deines Vaters Bruder, hat uns eine Zufluchtsſtätte in ſeinem Hauſe angeboten und will für Dich ſorgen.“

Der Knabe küßte ſeine Mutter und gab ihr dann das Schreiben, welches ihm der Kaufmann Waller eingehändigt hatte.

„Was iſt das?“ fragte die Mutter.

„Der Herr, welcher mir eine Stelle verſprochen hat, trug mir auf, es Dir zu geben.“

Die Mutter öffnete das Papier; es enthielt hundert Mark in Bankſcheinen und folgende Worte:

„Gott ſandte Ihren Sohn zu einem wahren Freunde. Faſſen Sie Muth!“

„Wer gab Dir das?“ fragte die Mutter erſtaunt, während die Röthe der Aufregung ihre ſonſt bleichen Wangen bedeckte.

„Ein Herr, den ich nicht kannte. Ich ging in viele Läden, um zu erfragen, ob man keinen Laufburſchen nöthig habe, und kam endlich in das Haus, wo ich den Herrn traf, der mir dieſen Brief gab. Anfangs wies er mich kalt ab, aber als ich gehen wollte, rief er mich zurück und fragte nach meinem Namen und meiner Mutter. Ich ſagte ihm unſeren Namen, und daß der Vater todt und Du krank ſeyeſt. Dann ſaß er eine ganze Weile ſtill und antwortete nichts, und endlich ſchrieb er dieſen Brief und verſprach, mir eine Stelle zu verſchaffen. Es war doch ein recht guter Mann, wenn er auch Anfangs barſch mit mir ſprach.“

„Haſt Du kein Schild am Hauſe geſehen, auf dem ſein Name ſtand?“

„Ich habe nicht daran gedacht,“ erwiederte der Knabe; „denn ich war ſo voller Freude, als ich fort ging. Aber ich kann jetzt gleich wieder hingehen und nachſehen.“

„Laß es nur jetzt ſeyn,“ verſetzte die Mutter. „Ich will an den Herrn ſchreiben, um ihm für ſeine Güte zu danken, und morgen früh magſt Du den Brief hintragen. Wie froh mich der Gedanke macht, daß wir endlich eine ſichere Zuflucht, eine Heimath gefunden haben! Gott iſt gütig, mein Sohn, laß uns ihm dankbar ſeyn!“

Kurz vor dem Eintreten der Abenddämmerung wurde der Frau Leonhard angezeigt, daß ein Herr ſie zu ſprechen wünſche.

„Geh', Karl, und ſieh, wer es iſt,“ ſagte ſie zu ihrem Sohne.

„Ach, Mutter,“ rief der Knabe, im nächſten Augenblick zurückkommend, „es iſt der Herr, der mir den Brief gegeben hat. Er will mit Dir ſprechen. Soll ich ihn heraufkommen laſſen?“

Nachdem ſie einen ſchnellen Blick über das Zimmer geworfen und einige kleine Aenderungen in ihrem Anzuge vorgenommen hatte, gebot ſie ihrem Sohne, den Fremden herauf zu führen.

Ein feſter Mannestritt nahte ſich der Thür; ſie wurde geöffnet, und des Knaben Mutter und ſein neuer Freund ſtanden einander gegenüber.

„Konrad!“ lallte die Frau erſtaunt.

Schweigend näherte er ſich ihr und ergriff ihre Hand.

„Sophie, müſſen wir ſo uns wiederſehen?“ ſagte er dann, wehmüthig in ihre dunkeln, tiefen Augen blickend; „aber ich glaube, die Vorſehung ſelbſt hat uns jetzt zuſammen geführt.“

Beide ſetzten ſich und ſprachen lange von vergangenen Zeiten, von den Verhältniſſen, welche die Urſache ihrer Trennung geweſen waren, obgleich ihre Herzen nur für einander geſchlagen hatten, — von den öden, einſamen Jahren, die beiden ſeitdem verfloſſen waren.

„Ich habe ein mutterloſes Töchterlein,“ ſagte er endlich, „ein zartes kleines Weſen, das ich innig liebe und deſſen Körper, wie ich wahrgenommen, die Merkmale von Mißhandlungen trägt, welche ihm die Hand einer grauſamen Wärterin zugefügt hat. Sophie, willſt Du des Kindes Mutter ſeyn? — Du haſt einen braven Sohn, der vaterlos iſt; laß mich ſein Vater ſeyn! O Sophie! unſer Leben war bis jetzt leer! Eine finſtere, nicht zu überſteigende Kluft hat uns Jahre lang getrennt; aber jetzt endlich iſt ſie verſchwunden, — wir ſtehen wieder bei einander, und wenn die alte Liebe Dein Herz noch eben ſo erfüllt wie das meinige, ſo dürfen wir noch auf ſchöne, goldene Tage hoffen.“

Und ſie kamen. Mutter und Sohn ſuchten nicht die ihnen angebotene Zuflucht beim Oheim auf, ſondern bezogen die ſtattliche Wohnung des Kaufmanns Waller, in der ſie die Gebieterin wurde und der Sohn eine Heimath und einen beſſeren Vater fand, als der geweſen war, welcher früher dieſen Namen getragen hatte.

Digitized by Google

„Thue Gutes, wo Du kannst — wo sich die Gelegenheit bietet!“ Diese Worte, welche Waller erst vor wenigen Tagen aus dem Munde eines trefflichen Kanzelredners gehört hatte, waren ihm in den Sinn gekommen und hatten ihn veranlaßt, den Knaben, nach der ersten kalten Abweisung, zurückzurufen; und noch oft dachte er in späteren Jahren an diesen geringfügigen Umstand, dessen Folgen sich über sein ganzes Leben erstreckten, und bebte fast bei dem Gedanken, was er verloren haben würde, wenn er diese Gelegenheit, Gutes zu thun, vernachlässigt hätte.

Mannigfaltiges.

(Schiller als Maler.) Schiller hatte in Mannheim vielen Umgang mit dem nachmaligen Hofschauspieler Müller in Wien, und brachte dort manchen Abend in der Gesellschaft der Mannheimer Schauspieler und der Gattin Müllers zu; wenn die Andern sich aber entfernten, forderte er mehrmals noch Wein, Kaffee, Tinte und Papier, und schrieb die Nacht hindurch mehrere Szenen zu seiner Tragödie: „Kabale und Liebe“. Müller fand ihn dann gewöhnlich des Morgens in seinem Zimmer auf einem Lehnsessel, in einer Art von Starrkrampf, so daß er ihn einmal wirklich für todt hielt. Die Gattin des Schauspielers Beck fragte ihn einst: ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er so die ganze Nacht dichte? „Das isch nit anders,“ antwortete Schiller, der damals noch ganz den breiten schwäbischen Dialekt sprach; „aber schaun's, wenn die Gedanken ausgeh'n, da mal' i Rössle!“ — In seinen Manuskripten sind wirklich ganze Seiten, auf welchen er wirklich nichts als kleine Pferdchen und Männchen gekritzelt hat. Wenn Madame Beck in der Folge irgend eine Stelle in Schillers Arbeiten nicht gefiel, so fragte sie ihn scherzend: „Da haben Sie wohl Rössle gemalt?“

In einer in London erschienenen Schrift: „**The intellectuality of domestic animals**“ erzählt und verbürgt der Verfasser folgende Geschichte: „Bei Clonmell in einer Mühle lebte eine Gans, die weder Gatten noch Kinder, weder Gänserich noch Küchelchen hatte. Die Müllerin legte einstmals einer sitzenden Henne eine Anzahl Enteneier unter, die in gehöriger Zeit ausgebrütet waren. Sowie die kleinen Enten im Freien erschienen, führte sie ihr Instinkt ins Wasser. Mutterliebe trieb die Henne ihren Jungen nach, Selbstsucht hielt sie auf dem Lande fest. Plötzlich kam die Gans herbeigeschwommen, und nach einem lärmenden Geschnatter schwamm sie mit den Entchen auf und ab und brachte sie schließlich der Henne zurück. Am nächsten Morgen fanden sich die Entchen wieder bei dem Teiche ein. Die Gans nahm sie in Empfang, und die Henne gerieth abermals in die größte Verlegenheit. Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Gans aus Rücksicht für die mütterliche Angst die Henne einlud, so steht doch fest, daß sie an's Ufer schwamm, die Henne auf ihren Rücken sprang und da ruhig sitzend die den Teich auf und nieder schwimmenden Entchen geleitete. Dies geschah Tag für Tag. Eine Menge Menschen strömte herbei, das Schauspiel zu sehen, und das dauerte, bis die Entchen verständig geworden und der vereinten Obhut der Gans und der Henne nicht mehr bedurften.“

„Sie sind stärker als Gott!“ sagte einst Rossini zu einem bekannten langhaarigen Klaviervirtuosen, der trotz des Maestro Weigerung dem großen Komponisten die Qual, eine seiner (des Virtuosen) musikalischen Schöpfungen zu hören, aufdrang. Der eitle langhaarige Virtuos, über ein solches Lob aus Rossini's Mund entzückt, that, als wolle er bescheiden so großes Lob ablehnen. Rossini aber fuhr fort: „In Wahrheit, Sie sind stärker und mächtiger als Gott. Er hat nur die Welt, Sie aber das Chaos geschaffen!“

Ein alter Jäger wollte auch das Forsteramen mitmachen. „Können Sie Kubikwurzeln ausziehen?“ wurde er gefragt. „Ja, schaffen Sie mir Kubikbäume, so will ich mit den Wurzeln schon fertig werden.“

Auflösung des Logogryphs in Nro. 36:

Madeira. Madam. Arie. Eid. Mai. Irre.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Freitag, 29. März 1861.

Auf Golgatha!

Eli! Eli! Lama Sabathani!
Von den Höhen des Moria winkt ein Kreuz in's Thal hernieder,
Ausgereckt an dem Kreuze schmachten eines Mannes Glieder,
Dem ob seiner Lehren Weisheit stolze Pharisäer grollten
Und für seine Liebesthaten Schmach und schwarzen Undank zollten.

Auf der fleischentblößten Schulter mußt' das Kreuz er selber tragen,
In der Mitte zweier Sünder ward er an das Holz geschlagen,
Und als schon des Todes Schauer den Gekreuzigten umwehet,
Kündet Heil noch er dem Schächer, der zu seiner Rechten stehet.

Sieh', da wallen zu der Stätte seiner Leiden zwei Gestalten,
Dringen in den Kreis der Söldner, die bei Jesu Wache halten.
Bebend bei der Qual des Sohnes nahet sich die tiefbetrübte
Mutter Gottes mit dem Jünger, den sein Herr und Meister liebte.

Aufgelöst in bangem Wehe, klagend um den Engelreinen,
Bei den Leiden des Erlösers trauernd Freund und Mutter weinen.
Solcher Liebe Zeichen lohnen will der heil'ge Mann der Schmerzen
Und der süßen Tröstung Balsam träufeln in verzagte Herzen.

Als sich schon vor seinem Blicke aufgethan des Grabes Pforte,
Haucht im Tone milder Wehmuth noch der Sterbende die Worte:
„Sieh', Maria, dir zum Sohne habe ich den Freund erkoren,
Nimm, Johannes, sie zur Mutter, die den Gottessohn geboren!"

Gottes weite Schöpfung hallte von des Mittlers Trostspruch wieder,
Und des Himmels Heere sangen dem Erbarmer Jubellieder.
Sieh', Maria und Johannes, da sie solche Worte hören,
Sinken an dem Kreuze nieder, netzen es mit heißen Zähren.

Nah' und näher aber rückt die bange dritte Mittagsstunde,
Da der Heilige verbluten sollte an der Todeswunde.
Schmerzlich klagend hebt zum Himmel er den Blick, den todtesblassen:
„Herr und Vater, warum hast du deinen armen Sohn verlassen?"

Neigt sein Haupt dann, „Satans Herrschaft," haucht er, „Vater, ist gerichtet,
Dir zur Rechten kehrt der Sieger, der der Hölle Macht vernichtet!"
Rief's und starb. Der Ruf des Helden gibt der Sühnung ihre Weihe
Und die Sonne der Erbarmung ew'ger Liebe strahlt auf's Neue.

Bei dem Tode des Erlösers trauern alle Kreaturen,
Dichter Finsterniß Verschleierung deckt des Erdballs weite Fluren;

Blitz und Donner schrecken furchtbar die Brustockten, Geistesblinden,
Selbst der Wächterrotte Führer muß den Gottessohn verkünden.

In dem Tempel reißt der Vorhang, der das Allerhöchste deckt,
Und das Grab läßt seine Beute, von dem Donnerruf erweckt;
Welt und Himmel müssen künden allen Wesen, was geschah:
Von dem Opfertod des Lammes dort am Kreuz auf Golgatha!

Ein Opfertod.

(Fortsetzung.)

Auf den vielversprechenden Frühling folgte indessen eine nasse, in der hochgelegenen Gegend oft kalte Sommerszeit mit dürftiger Ernte. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse stiegen schon vor dem Eintritte des Winters im Preise, während aller Arbeitsverdienst, wo er auch zu finden war, fortwährend im Preise sank. Es stand eine schwere Zeit, vor der Thür. Viele unbeschäftigte Hände suchten das Brod für den hungernden Mund, wo es zu finden war; der Arme, der nicht heimlichem Bettel nachlief, kam an die Gemeinde, Manche thaten auch beides zusammen. Da dachte ich wohl bisweilen an die Häusler am Walde und an ihren jungen Ernährer, aber wenn ich Friedle manchmal nach dem Gottesdienste fragte, wie es daheim gehe, gab er stets die ruhige Antwort: „Es geht schon, Herr Pfarrer, ich danke Euch.“ Es kam mir zwar vor, der Jüngling sey in letzterer Zeit auffallend bleich geworden und er schien auch etwas gebückt zu gehen; aber da er erwiederte, es fehle ihm Nichts, schrieb ich sein verändertes Aussehen dem starken Wachsthum zu. Einmal, im Beginn des Winters, entschuldigte Friedle seine Schwester, daß sie nicht zur Kinderlehre komme. Mariele kränkelte etwas und da meinte er, es wäre nicht gut, wenn sie bei dem nassen Wetter so weit vom Berg herunterkomme. Ich versprach, einmal selbst in den Wald hinaufzukommen; aber wie es geht, die von allen Seiten hereinbrechende Noth füllte mir Gedanken und Hände mit Arbeit und ich vergaß das Versprechen.

Spät in der Sylvesternacht wurde ich auf einen entfernten Hof hinaus zu einem Sterbenden gerufen. Das ganze Dorf hinauf regte sich ein fröhliches Leben, wie es am Jahresschluß in dieser Gegend herkömmlich ist. Der laute Gesang, der von hüben und drüben durch die kalte, sternschimmernde Nacht ertönte, ließ von der Noth der übrigen Tage wenig ahnen, da sich zu dieser Frist selbst der Sparsamste und Sorglichste ein Gutes thut und sich der Hoffnung auf ein glücklicheres neues Jahr überläßt. Durch manches niedrige Fensterlein eines Bettlerhäuschens leuchtete heller Lichtschimmer und um das Tischchen, auf dem die ärmlichen Geschenke lagen, lärmte die Kinderschaar. Auch die Armuth muß ihren Festtag haben, wenn das Gemüth nicht in dumpfe Muthlosigkeit versinken soll; daher waren heute auf mein Verlangen die Aermsten gemeinsam mit allerlei Gaben beschenkt worden, wie ich sie den Winter lang zu diesem Zwecke von den Wohlthätigen gesammelt hatte.

Als ich lange nach Mitternacht von dem Sterbelager zurückkehrte, hatte ich im Sinnen über den Wechsel menschlicher Dinge, über das Räthsel dieser Welt, das den Tod so nahe an das blühende Leben stellt und im steten Kreislaufe das Eine aus dem Andern gebiert, den breitern Fahrweg verfehlt und den Fußpfad betreten, der am Waldhäuschen herabführt. Drunten war das Dorf still geworden, aber zu meiner Verwunderung brannte noch ein Lichtlein im Waldhäuschen. Jetzt kam mir das Mariele wieder in Sinn, ob dasselbe vielleicht kränker geworden und sie bei ihm wachen mußten, oder ob sich die Leutchen auch noch des Jahreswechsels freuten. Neugierig und geräuschlos trat ich durch die unverschlossene Hausthüre, aber in der kleinen Stube saß Friedle allein am Spulrade, alle Uebrigen waren zu Bette gegangen. Er erschrack heftig bei meinem plötzlichen Anblick und ich konnte auch nichts Besseres thun, als mit freundlichen Worten auseinanderzusetzen, wie ich zu so ungewohnter Stunde hierherkomme.

Der Jüngling erzählte mir hierauf, daß Mariele noch immer kränkle und darum auch nicht so viel Spülchen machen könne, als er brauche; die Eltern aber seyen gar ungeschickt dazu und nicht recht im Stande, das Aneinanderhaspeln des Garns zu lernen. Heute Nacht habe er noch keinen Schlaf gehabt und d'rum gedacht, er wolle selbst ein wenig spulen, damit er übermorgen wieder frühzeitig fortweben könne. „Man muß gegenwärtig recht Ernst haben, wenn etwas verdient werden soll,“ setzte er mit mildem Lächeln hinzu.

Diese nächtliche Arbeit beunruhigte mich auf dem Heimwege, ich wußte selbst nicht recht warum. Friedle's Erklärung hatte gerade nichts Auffallendes, er hatte sie auch in so ruhigem und unbefangenem Tone

abgegeben; aber die Vorstellung, daß der gute Junge die Nacht, in der Jeder seine Sorge gerne abzulegen oder gegen eine fröhliche Hoffnung zu vertauschen sucht, arbeitend durchwacht habe, beunruhigte mich und der Gedanke an das schöne, liebefreudige Gemüth, dem dieser Fleiß entsprossen, wollte mir keine rechte Erquickung gewähren. Ich nahm mir daher vor, bald nach den Feiertagen dem Waldhäuschen einen weitern Besuch zu machen.

Als ich nach einigen Tagen den schmalen Schneepfad gegen das Häuschen hinaufschritt, klapperte mir schon von Weitem Friedel's emsige Weberlade entgegen. Der Vater war wieder mit gefertigter Arbeit nach Lenzenburg gegangen, die Mutter hantirte mit einem kleinen Beil an einigen dürren Aesten herum und Mariele saß hüstelnd auf dem warmen Ofen. Mehr als der Zustand des Mädchens beunruhigte mich aber das Aussehen Friedle's, den ich seit mehreren Wochen nie mehr am Tage gesehen hatte. Die sonst so hellen, blauen Augen lagen tief in dem bleichen Gesichte und waren manchmal mit einem unheimlichen Schimmer erfüllt; die Schultern schienen sich nach vorne zusammenzuziehen, wie um den gesenkten Kopf stützen zu helfen. Auf mein Befragen über ihr Ergehen sagte mir die Mutter, daß sie so knapp zu leben hätten. Heute bringe der Vater wieder einen Sack voll Brod und Erdäpfel von Lenzburg heim, da man diese Dinge in der Stadt besser und wohlfeier haben könne, als drunten im Dorfe, wo sie doch wachsen. Er müßte für Mariele auch jedesmal Fleisch und Reis mitbringen, weil Friedle es so haben wolle. Der aber sey grausam fleißig und ein besseres und braveres Kind könne es auf Gottes Erdboden nicht geben. Sie müsse manchmal denken, sie hab' es nicht verdient, ein solches Kind zu haben, der Herrgott hab' es gut mit ihr gemeint. Friedle unterbrach die Lobrednerin bescheiden und meinte, es sey nicht halb so arg; arme Leute müßten eben in jetziger Zeit überall arbeiten, wenn sie leben wollten und er sey ja noch jung und stark. Das tiefe Athemholen, mit dem er seine Worte unterbrechen mußte, strafte die letztere Behauptung Lügen. Ich ermahnte ihn deßhalb, für seine Gesundheit Sorge zu tragen und nicht mehr zu arbeiten, als eben recht und billig sey. Wenn sie mit dem jetzigen geringen Arbeitslohne nicht ausreichten, so soll er lieber zu mir kommen, das Nöthige werde sich dann schon finden. „Nein, nein," erwiederte Friedle fast heftig, indem eine rasche Röthe über sein bleiches Gesicht glitt, „wir wollen Nichts mehr von der Gemeinde, das wäre ja eine ewige Schande für mich." Ich erklärte ihm, daß es nicht so gemeint sey und ich ihm im Nothfalle gerne von mir aus helfen wolle, in bessern Zeiten könnten sie ja das Geliehene zurückerstatten. Die Mutter war rasch bei der Hand, auf mein Anerbieten einzugehen, während Friedle, der ahnen mochte, wie schnell der alte Bettelsinn in ihr wieder aufwachen könne, mit aufrichtigen Dankesworten, aber eben so großer Entschiedenheit Alles von der Hand wies, so lange nicht besondere Nothfälle einträten. Mit gemischten Empfindungen verließ ich die Leute, nicht ohne Besorgniß um Friedle, darüber nachdenkend, wie schwer bei einem solchen wunderlichen Verhältnisse der richtige Weg einer allfälligen Hilfeleistung zu treffen sey.

Es mochten etwa fünf Wochen vergangen seyn, als eines Abends der alte Waldhäusler zu mir kam und jammernd erzählte, Friedle sey schon seit gestern nicht mehr aufgestanden; er klage über heftiges Stechen in der Brust und möchte gerne mit mir reden, wenn ich Zeit hätte, hinaufzukommen.

Diese Nachricht erschreckte mich. Noch am gleichen Abend benachrichtigte ich einen befreundeten Arzt drüben im Thale und begleitete ihn früh am folgenden Morgen nach dem Waldhäuschen. Friedle lag schwer athmend im Bette und reichte mir eine fieberhafte Hand entgegen. Hätte mir auch nicht der eigene Anblick meine Befürchtungen bestätigt, so würde doch das sprechende Gesicht des äußerlich rauhen, aber tief fühlenden Arztes genug gesagt haben. Dem Letztern erzählte der Vater, daß Friedle den ganzen Winter bis über Mitternacht gewoben und dann wohl auch einige Stunden für den folgenden Tag Spülchen gemacht habe. Die letzten Wochen sey der Weberlohn wieder geringer geworden und sie hätten allemal am Ende der Woche nicht mehr viel zu essen gehabt. Er und die Mutter haben zum Armenpfleger und Pfarrer gehen wollen, aber Friedle hätte es nicht zugegeben. Nach einem solchen Gespräche habe er dann allemal noch länger gearbeitet. Der Arzt verschrieb einige Mittel und ich befahl dem Vater, auf den Miltag in's Pfarrhaus zu kommen.

Als ich mit schwerem Herzen neben meinem Freunde her nach dem Dorfe hinunterging, unterbrach er endlich das beiderseitige Schweigen und sagte in seiner etwas rauhen Art: „Seht, den habt Ihr mit Eurer sanften Methode auch wieder zu Tode kurirt. So lange das Volk nichtsnutzig und unverschämt ist, füttert Ihr dasselbe; sobald aber ein gesunder Keim aufgeht, laßt Ihr ihn unter dem alten Unkraute ersticken. All Euer Thun ist nutzloses Stückwerk, weil es nicht aus dem wahren Geiste der Liebe hervorgeht. Denn in That und Wahrheit, Euere vielgerühmte Menschlichkeit gegen die Armuth ist gar nicht die dauernde und helfende Barm-

herzigkeit, ſondern ſie iſt lediglich Nothwehr, aus der Furcht entſprungen, der leiblich und geiſtig darbende Arme könnt' Euch einmal aufſpeiſen; drum hört Ihr in Eurer Unterſtützung auf, wo ſie erſt recht beginnen ſollte. Die ſchaffenden Naturkräfte treiben den ſchwachen Keim zum Stämmchen empor, das Stämmchen zum kräftigen Baum, aber ſie entziehen ſich ihm nicht, wenn er in der erſten Blüthe ſteht. ſie hegen und pflegen ihn, bis er ſeine Beſtimmung erfüllt hat. Und Ihr, in Eurer gerühmten Pflege verlorener Menſchenkeime? — Bleibt mir vom Leibe, oder beklagt Euch wenigſtens nicht, daß all Eure Arbeit, die Tauſende und aber Tauſende, die vom Staat, der Gemeinde, von wohlthätigen Vereinen geſpendet werden, in einen bodenloſen Schlund verſinken. Nur dem Werke des wahren Geiſtes kann der Segen folgen."

„Iſt denn gar keine Hoffnung mehr möglich?" fragte ich gedemüthigt und tief bekümmert, „muß er ſterben?" — „Vielleicht vor zwei Monaten oder ſechs Wochen wäre noch etwas zu machen geweſen," antwortete der Freund ernſt, „jetzt iſt's vorbei. Ein täglich zwanzigſtündiges Schüttern des Webebaumes gegen die noch junge, erſt in der Entwickelung begriffene Bruſt hat den ſchlecht genährten Lebensquell unrettbar erſchüttert. Er kann höchſtens noch einen Monat in ſchwachen Tropfen fortrinnen." —

Der Arzt hatte richtig geſehen. Heute haben wir das Grab geſchloſſen, auf dem der gerechte Menſchenſinn ein Helden- oder Märtyrerdenkmal errichten ſollte. An deren Statt wird es der nahende Frühling mit ſchlichtem Raſen bekleiden; am Tage des Gerichtes aber wird es nicht vergeſſen ſeyn — dieſes Grab.

Mannigfaltiges.

(Seltenes Naturſpiel.) Aus der Zeitung „L'Echo de Bruxelles" entnehmen wir folgende Mittheilung: Unſere Mitbürger kennen gewiß einen Neger, welcher von Zeit zu Zeit unſere öffentlichen Lokale durchläuft, wo er Cigarren verkauft. Er iſt voriges Jahr zur Zeit der Meſſe in unſerem Lande angekommen und als dieſelbe vorüber war, ſetzte er ſeinen Handel auf Kirchweihen der umliegenden Orte fort. Wir wiſſen nicht, durch welchen verſteckten Zauber dieſer Neger die Liebe einer Waiſe, eines ſchönen jungen Mädchens gewann und dieſe ſchließlich auch heirathete. Die Frau brachte Zwillinge zur Welt, einen Knaben und ein Mädchen. Der Knabe iſt ganz ſchwarz, das Mädchen dagegen ſchwarz und weiß gefleckt. Nichts iſt drolliger und bewundernswerther, als dies zweifarbig Kind. Eines ſeiner Ohren iſt von einem wunderſchönen Weiß, während der Hals und ein Theil des Kinnbackens von kohlſchwarzer Farbe ſind. Das übrige Geſicht und der Körper iſt im Verhältniſſe befleckt, ausgenommen die Bruſt, welche ganz weiß iſt. Es ſcheint, daß dieſe Art Erſcheinungen zwar außerordentlich ſelten, jedoch durch die Wiſſenſchaft ſchon beſtätigt worden ſind.

Der größte Gaſthof Amerika's und der ganzen Welt iſt wohl das noch im Bau begriffene Hotel Lindall zu St. Louis. Daſſelbe iſt 90 Meter lang, 70 Meter breit und 30 Meter hoch; deſſen Façade beſteht aus kaffeebraunem Kalkſtein. Der Bau desſelben, die innere Ausſtattung nicht mitgerechnet, kommt auf 3,180,000 Franken zu ſtehen. In 500 Zimmern wird daſſelbe 1200 Gäſte beherbergen können. Hat ein Gaſt Luſt, vor dem Frühſtück einen Spaziergang zu machen, ſo kann er dies bequem in den Gängen des Hotels thun, die ihn erſt nach einer halben Stunde Gehens wieder an den Ort führen, von dem aus er ſeinen Spaziergang angetreten. Den Fußboden zu bedecken, bedarf es einer Quantität Teppiche gleich 28,000 Quadratmeter. Die zur Beleuchtung erforderlichen Gasröhren, zu einer Länge verknüpft, würden eine Totalſumme von 25,000 Meter ergeben. Man hat berechnet, daß die Geſammtlänge der Klingelſchnüre in dieſem Gaſthofe mehr als 80 Kilometer betragen wird.

In einer Geſellſchaft wurde eine junge Dame, die ſehr lange jung geweſen, nach ihrem Alter gefragt. „Achtundzwanzig!" antwortete ſie ohne Verlegenheit. Unglückſeliger Weiſe war auch der Sohn dieſer ewig jungen Dame zugegen, welcher Umſtand dem boshaften Frager bekannt war. An dieſen Sohn wendete ſich nun Letzterer mit der Frage: „Und wie alt ſind Sie?" — „Nur um ein Jahr älter als meine Mutter!" erwiederte der Mißrathene.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Sonntag, 31. März 1861.

Zwei Schwestern.

Novelle nach dem Italienischen von ***en.

Riccardo Cevenni, der Sohn eines wohlhabenden Feldmiessers im Veltlin, begab sich gegen das Ende des Novembers im Jahre 1851 nach Mailand, um sich daselbst als Ingenieur auszubilden. Gleich nach seiner Ankunft machte er sich auf, um sich eine seinen Mitteln entsprechende Wohnung zu suchen. In einem ziemlich belebten Stadttheil fand er in einem anständigen Hause zwei Zimmer, die ihm gefielen, und nahm sogleich Besitz von denselben, indem er dem Eigenthümer die Miethe vorauszahlte.

Um in seine Wohnung zu gelangen, mußte Riccardo einen Gang durchschreiten, nach welchem sich verschiedene Thüren und Fenster öffneten. Ueber dem ersten Eingang dicht neben der Treppe war ein Zettel angeheftet, auf dem die sehr schlecht geschriebenen Worte standen: „Wohnung der Näherin Ghita Velenti.“ An der zweiten Thür befand sich kein Name, aber auf dem Gesims des nächsten Fensters erhoben sich einige Blumenstöcke, hinter denen dann und wann zwei schöne Mädchenköpfe erschienen.

Als der junge Ingenieur am zweiten Tag nach Hause zurückkehrte, blieb er einige Sekunden vor dem mit Rosen und Nelken gezierten Fenster stehen; aber ehe er sichs versah, wurden die Vorhänge dicht geschlossen, und er begab sich murrend über die Unhöflichkeit seiner beiden Nachbarinnen in sein Zimmer.

Acht Tage später sah sich Riccardo des regnerischen und stürmischen Wetters wegen gezwungen, seinen gewöhnlichen Abendspaziergang aufzugeben und daheim zu bleiben.

Das Haus, worin er wohnte, war nicht besonders gut gebaut. Seine Zimmer waren von denen der beiden jungen Damen nur durch eine dünne Mauer getrennt, in welcher sich oben unmittelbar unter der Decke ein Riß gebildet hatte, so daß er in einem der von ihm bewohnten Räume das leiseste Geräusch im vorderen Gemach seiner Nachbarinnen vernehmen konnte.

Als er nun an diesem unfreundlichen Abend kaum in sein Zimmer getreten war, hörte er einen gellenden Schrei und die Worte: „Hilfe! Hilfe! — Gott! erbarme dich unser!“

Er stürzte sogleich wieder nach der Thüre, um seinen Nachbarinnen zu Hilfe zu eilen; aber in demselben Augenblick hörte er drüben eine sanfte Stimme die Worte sagen: „Beruhige dich, Gianna — es ist nichts!“

„Siehst Du nicht die furchtbaren Wogen?“ schrie die andere Schwester. „Hörst Du nicht das Rasen des Sturmes? Cesare; komm zu mir! O mein Gott!“

„Nein, liebe Gianna, wir sind in Sicherheit,“ erwiederte die jüngste Schwester. „Hör' das Lied Deines Cesare!“

„Still, Erminia! Ich kannt seine Stimme nicht hören!“ entgegnete Gianna leise und schmerzlich.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, dann begann eine klare Altstimme ein schönes Liedeslied zu singen, von dem Riccardo aber nur einzelne Worte verstehen konnte.

Als das Lied beendet war, hörte er ein leises Schluchzen und noch einige tröstende Worte — dann blieb alles still. —

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß Riccardo etwas Näheres in Betreff seiner Nachbarinnen erfahren konnte; endlich aber hörte er eines Morgens ein Klopfen an ihrer Thür und sah eine elegant gekleidete Dame vor dieser stehen, die, als eine der Schwestern „Herein!“ gerufen, gravitätisch eintrat. Gleich darauf vernahm er folgendes Gespräch: „Guten Tag, Frau Tante! Ich empfange Sie hier, weil Gianna drüben schläft.“

„Das kommt mir ganz gelegen, liebe Erminia, da ich allein mit Dir zu sprechen wünsche. Was hast Du wohl von mir gedacht, daß ich Euch seit so langer Zeit nicht besucht habe?“

„Ich dachte, daß Sie sehr beschäftigt seyn würden, und daß . . .“

„Gewiß, gewiß — ich bin sehr beschäftigt,“ fiel die Tante dem Mädchen in die Rede. „Du begreifst wohl, daß die hohe Stellung, welche ich in der Gesellschaft einnehme, mir ernste Verpflichtungen auferlegt: Besuche, Konversationen über alle wichtigen Tagesereignisse . . . Aber ich will mich damit nicht länger aufhalten, sondern gleich zu der Sache kommen, welche mich hergeführt hat. Hör', Erminia, es ist sehr auffallend und sehr unschicklich, daß Ihr, die Töchter des angesehenen Advokaten de Nolfi und die nächsten Anverwandten des berühmten Rathes Alfippatri, meines Gatten, ganz allein, ohne irgend eine dienstthuende Person in einem solchen Lokal wohnt, das nur für Leute aus dem Pöbel paßt! — Meine liebe Erminia — das ist eine falsche Position, eine sehr gefährliche Position!“

„Ich glaube, Frau Tante, daß niemand zwei Mädchen tadeln kann, welche durch unverschuldetes Unglück in Armuth gerathen sind und nun von ihrer Hände Arbeit auf die anständigste Weise leben.“

„Ach, Du bist so unerfahren!“ rief jene. „Du kennst nicht die Welt, nicht die Vorurtheile der Gesellschaft . . .“

„Die Gesellschaft wird sich wenig um zwei arme Geschöpfe, wie wir sind, kümmern,“ bemerkte Erminia.

„Aber desto mehr wird sie diejenige verleumden, welche Euch durch Verwandtschaft nahe steht und eine hervorragende Stellung einnimmt,“ entgegnete die hochmüthige Dame; „denn, ungerecht wie sie ist, erwägt sie nicht, daß Ihr nicht selber an Eurem Unglück schuld seyd, und da wir Vermögen besitzen . . .“

„O, ich bitte Sie!“ unterbrach Erminia ihre Tante halb unwillig und halb flehend mit leiser Stimme, gleich als ob sie dieselbe an die schlummernde Schwester erinnern wolle.

„Um Euch zu beweisen, daß wir ein Herz haben,“ fuhr die Tante fort, „will ich Euch einen Vorschlag machen. Wir sind geneigt, Euch zu helfen, in so weit es unsere Verpflichtungen gegen andere erlauben. Dein Oheim ist geneigt, Dir sein Haus zu öffnen, vorausgesetzt, daß Du einen weisen Entschluß faſſest und Deine Schwester Gianna in irgend eine Anstalt schickst . . .“

„Niemals, niemals!“ rief Erminia. „Nein, Signora, ich werde meine Schwester unter keiner Bedingung Miethlingshänden überlassen. Ich werde mich nie von ihr trennen.“

„Aber auf welche Weise wirst Du in Zukunft für sie sorgen?“ fragte jene mit leiser Stimme, indem Sie auf die Thüre des anstoßenden Zimmers deutete.

„Gott wird uns helfen,“ erwiederte das Mädchen seufzend. „Sich sein Brod durch eigene Arbeit zu verdienen, ist nichts Unehrenhaftes, Signora! Gott wird uns helfen!“

„Du thust nicht gut daran, meine freundlichen Anerbietungen mit solcher Hartnäckigkeit zurückzuweisen,“ versetzte die hochmüthige Dame in kaltem Ton. „Ich würde Dir in meinem Hause eine Stelle übertragen haben, um welche Dich viele Mädchen in Deiner Lage beneidet hätten: ich würde Dir die Erziehung meiner Töchter anvertraut haben, und es würde Dir eine wahre Lust gewesen seyn, deren Studien zu leiten.“

„Vielen Dank, Signora!“ erwiederte Erminia mit Würde, und als sie ein Geräusch im Zimmer Gianna's vernahm, fügte sie hinzu: „Wollen Sie meine Schwester sehen?“

„Gern,“ lautete die Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehekämpen.

Eine poetische Erzählung von Louise Büchner.

1.

Einst zu Turin am Hofe versammelte zum Feste
Der Herzog Karl der Dritte gar viele edle Gäste;
Man trank in vollen Zügen den rothen Bellitinwein
Und rings im Kreise scholl es von lust'gen Neckereien.

Um eine Tafel saßen sie alle in der Runde,
Die sich bereits ergeben dem süßen Ehebunde;
Um eine andre Alles, was jung und ledig war —
Ein Blumenbeet zu schauen ist nicht so frisch und klar.

Herüber und hinüber stritt man mit keckem Sinnen,
Ob's besser sey zu freien, oder besser nur zu minnen;
Es priesen Frau'n und Männer den schönen Ehestand,
Wenn's auch vielleicht im Herzen ein Mancher anders fand.

Herr Corsant de la Bresse, der jungen Ritter Blume,
Erhob das Glas und sprach: „Es gilt der Freiheit Ruhme!
Der Freiheit von dem süßen, doch läst'gen Ehejoch,
Sind's auch nur Rosenketten, so bleiben's Ketten doch!

Wir weihen drum den Damen nicht minder heiße Triebe,

Doch nur vereint mit Freiheit kann preisen ich die Liebe!«
Die jungen Ritter riefen es ihm mit Jubel nach,
Es stießen an die Damen, jedoch ein wenig schwach.

Herr Simon von Blonay sprang da auf seine Füße,
Seit einem Jahr der Gatte von einer Frau gar süße,
Die mit so warmer Liebe sein starkes Herz umfing.
Daß ihm die kecke Sprache tief durch die Seele ging.

»Dies Glas bring' ich der Ehe!« scholl seine Gegenrede,
»Und fordre einen jeden mit mir heraus zur Fehde,
Der es bezweifeln möchte, ein Ehemann, der sey,
Weil er ein Weib genommen, nun minder stark und frei!

»Und würdiger als Jungfrau'n sind diese wohl zu preisen,
Die Gattin wir und Mutter von unsern Kindern heißen,
Für deren Ruhm und Anseh'n bin ich hier allezeit
Zu brechen eine Lanze mit jedem gern bereit!«

Da klafchten alle Männer, da nickten alle Frauen,
Es war der von Blonay gar herrlich anzuschauen;
Er hielt die Hand am Schwert, sein Auge blitzte voll,
Ein sieggewohntes Lächeln um seine Lippen quoll.

Im Kreis der jungen Ritter stand Corsant ganz so prächtig:
»Herr Simon von Blonay,« so rief er jetzo mächtig,
»Wir wollen Lanzen brechen mit Euch zu jeder Stund –
Ich für den Preis der Freiheit, Ihr für den Ehebund!«

Da schlugen in die Hände die jungen Ritter wieder,
Allein die jungen Damen sie blickten schweigend nieder,
Es hätte jede lieber von ihnen es gesch'n,
Er möcht mit ihr zur Kirche als solchem Kampfe geh'n.

Der Herzog hatte stille dem kost'gen Streit gelauschet
Und sah, daß nun zur Kurzweil man solche Fehde tauschet.

So mocht' er wohl erlauben, daß ohne Haß und Groll
Der Kampf der beiden Ritter sich bald vollziehen soll.

Er selber wollt' bestimmen des muntern Kampfs Gesetze,
Der ihm und seinem Hofe sollt' dienen zur Ergötze –
Zweimal mit stumpfer Lanze zu rennen Mann gen Mann
Werd' ihnen erst gestattet, und fünfzehn Gänge dann

Zu fechten mit dem Schwerte; wenn sich besiegt soll' neigen
Der Streiter für die Ehe, muß er die Kniee beugen
Vor'm Fräulein von Savoyen und ihre Gnad' erfleh'n,
Dieweil sie noch bis jetzo ließ alle Freier steh'n.

Und noch von einer Jungfrau, die darf der Sieger nennen,
Hat er als überwunden im Staub sich zu bekennen –
Doch, wenn besiegt soll werden der leb'ge junge Fant
Hier durch des Ehekämpen geschickte, tapfre Hand,

Muß er, o harte Strafe! erst reuig niederfallen
Vor ihr, die wohl am meisten gefürchtet war von allen,
Die Dame von Savoyen muß er um Gnade fleh'n –
Da möcht' wohl jeder lieber vor ihrer Tochter steh'n!

Dann mußte noch Herr Corsant, wenn's ihm so schlecht sollt' glücken,
Sich, um Vergebung flehend, vor jener Dame bücken,
Der Simon von Blonay gereichet seine Hand
Und die er einst befreiet im schönen Schweizerland.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der erste Versuch.) Ich besuchte in London eines Morgens meinen Freund, den Wiener Walzerkönig Strauß. Er war sehr beschäftigt mit dem Arrangement eines Konzerts, welches an demselben Abende stattfinden sollte, als leise an die Thür gepocht wurde. Auf unser „Herein" trat ein gebückter Mann in schlechter Kleidung ein kleines, blasses, etwa sieben- bis achtjähriges Mädchen an der Hand führend, ein. „Habe ich die Ehre, Herrn Strauß zu sprechen?" fragte er in gebrochenem Französisch. — „Das ist er," sagte ich, auf meinen Freund deutend. —„Ich habe eine Bitte," fuhr er schüchtern fort. „Ich wünschte, daß Sie meiner kleinen Tochter hier erlauben, heute Abend in Ihrem Konzerte zu spielen, damit ihr einmal Gelegenheit gegeben würde, sich öffentlich hören zu lassen." „Das kann nicht seyn," sagte Strauß, dem ich die Rede verdolmetscht, „ich habe zu viel Nummern." — „So, so!" versetzte der Alte langsam und traurig. „Haben Sie nicht vielleicht irgend ein Instrument, wenn es auch eine ganz alte Violine ist, in der Nähe?" — „Ja," entgegnete Strauß zögernd; „meine Violine habe ich natürlich hier." Er legte zögernd das gute Instrument in die begierig darnach langenden Hände der Kleinen. Sie drückte es rasch an das Kinn, schlug die dunkeln Augen in die Höhe und begann, ohne lang die Geige zu stimmen, ihr Spiel. Strauß und ich sahen uns immer mit größeren Augen an, der Alte lächelte. Als sie geendigt, klatschten wir uns die Hände wund. „Sie können heute Abend spielen," rief Strauß enthusiastisch, „und immer und jedes Mal, so lange ich auf Erden Konzerte gebe. Wie

heißen Sie, mein Kind?“ — Ich beugte mich nieder zu der Kleinen, nahm ihr mageres Händchen zwischen meine beiden und fragte schmeichelnd: „Wie heißest Du, Kleine?“ — „Therese Milanollo,“ sagte sie leise.

Der „Schles. Ztg.“ wird aus dem Dniepr-Gebiet geschrieben: Die Wölfe richten großen Schaden an; folgender Fall mag als Beispiel dienen, daß mit diesen hungrigen Bestien schwer auszukommen ist. Ein russischer Geistlicher fuhr vor Kurzem mit seiner Frau und seinem 16jähr. Sohne über Land. Unterwegs werden sie von einem Rudel Wölfe angefallen. Der Sohn stürzt aus dem Schlitten, Vater und Mutter fahren im schnellsten Galopp weiter; die Wölfe folgen. Ein Ruck, und auch die Frau fällt aus dem in rasender Eile dahin gleitenden Gefährt. Unaufhaltsam stürmen die Pferde vorwärts. Da endlich stoßen sie auf einem Nebenwege im Walde auf ein unüberwindliches Hinderniß; die Thiere und der Mann sind verloren. Man hat nur die Ueberreste von ihnen gefunden; dagegen sind wunderbarer Weise Sohn und Frau von den wilden Thieren verschont worden; sie kamen mit dem Todesschrecken davon. Als Berichterstatter kürzlich einen Ausflug machte, begegneten ihm auch fünf Wölfe. Schon wollte ich meinen Revolver abfeuern, als mir der mit der Wolfsnatur besser vertraute russische Kutscher zurief: Nur nicht schießen, sonst sind wir verloren! Mit unserer Glocke tüchtig läutend und durch überlautes Gespräch lärmend, fuhren wir mit Blitzesschnelle an den gefährlichen Feinden vorüber, ohne von ihnen angefallen zu werden. „Jedes Thierel hat sein Manierel,“ auch das Wölflein, und unsere Russen haben sie gut studirt.

Eines der großartigsten Beispiele davon, welch ungeheure Summen in Amerika auf Annoncen verwandt werden, theilt die „New-York Tribune“ vom 15. Dezember 1860 mit, in der es wörtlich heißt: „Herr E. H. Spalding hat uns den Auftrag ertheilt, eine Anzeige von einer Seite über seinen „„zubereiteten Leim““ in jeder Nummer der täglichen, halbwöchentlichen und wöchentlichen Ausgabe unseres Blattes ein Jahr hindurch vom 12. November 1860 an, aufzunehmen, und uns dafür die Summe von zweiunddreißigtausend Dollars bezahlt. Es ist dies wohl die größte Summe, welche ein Ankündiger in einem Jahre in einer Zeitung jemals bezahlt hat.“ Spalding kündigt seinen Leim außerdem noch in vielen Zeitungen an!

Ein Richter in Amerika nahm eine Miethkutsche und ließ sich nach einem Kaffeehause fahren. Nachher fragte er den Kutscher, was er verdient habe? „Zwölf Groschen,“ sagte dieser. „Könnt Ihr schwören,“ fragte der Richter, „daß Ihr so viel Geld für diese Fuhre zu fordern berechtigt seyd?“ — „Ja,“ antwortete der Kutscher. „Gut,“ sagte jener, „ich bin eine obrigkeitliche Person, ich will Euch den Eid abnehmen.“ Er nahm sein Buch aus der Tasche, las die Eidesformel vor, und der Kutscher schwor. Darauf gab er ihm vier Groschen und sagte: „Acht Groschen sind für den Eid.“

Das erste Veilchen.

O es naht der Frühling wieder,
Naht die schöne, goldne Zeit;
Bald erblühen wieder Lieder
In den Büschen weit und breit.

Fand das erste Veilchen heute,
Welch' Entzücken, welche Lust,
O welch' unnennbare Freude
Regte sich in meiner Brust.

Wieder lächelt mild die Sonne
Und wie durch ein zaub'risch Wehn
Sieht mein Herz in freud'ger Wonne
Ringsum junges Grün erstehn.

Erstes Veilchen, Himmelsdüfte
Sog aus deinem Schoos ich ein;
Du verkündest Frühlingsdüfte,
Holdes Wunderblumelein.

Freudig hör' mein Herz ich schlagen,
Gott hat ja auch sein gedacht;
Nach des Winters rauhen Tagen
Schaut es neue Frühlingspracht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Dienstag, 2. April 1861.

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

Riccardo hörte nichts mehr; er trat an's Fenster und blieb dort stehen, um noch einmal den Anblick der edlen Tante seiner beiden Nachbarinnen zu haben. Fünf Minuten später, sah er sie auch in der That rasch davoneilen, indem sie sich dann und wann umschaute, gleich als ob sie fürchte, in diesem Hause angetroffen zu werden.

Gianna und Erminia, welche sie bis zum Absatz der Treppe begleitet hatten, erwiederten beim Zurückkommen mit kurzem Kopfnicken den ehrfurchtsvollen Gruß des Ingenieurs. Gianna war eine majestätische Gestalt; ihr edelgeformtes bleiches Gesicht war von glänzend schwarzen Locken umgeben; unter den dichten Augenbraunen glänzten die feurigen Augen wie zwei Sterne. Ihre schwarze Kleidung gab ihr etwas eigenthümlich Ernstes und Feierliches, was jedem, der sie sah, Achtung einflößte. Erminia, um 3 Jahre jünger als ihre Schwester, war kleiner und hatte nicht so regelmäßige Gesichtszüge und nicht so feurige Augen wie die letztere, aber ihr Blick hatte etwas unaussprechlich Sanftes und Mildes; ihre freie, weiße Stirn behielt auch in der Traurigkeit einen Zug himmlischer Heiterkeit, so daß jeder tiefschauende Beobachter sagen mußte: „Dies Mädchen ist unschuldig und gut."

Riccardo Cevenni war kein bedeutender Physiognomiker, aber Alles, was er durch den Riß in der Mauer gehört, hatte in ihm den Glauben erweckt, daß Erminia ein liebenswürdiges, edles Wesen sey; und als er sie nun zum ersten Male in der Nähe erblickte, fühlte er sein Herz mächtig schlagen.

Er trat vom Fenster zurück, warf sich auf einen Stuhl und starrte lange regungslos auf das kleine Stückchen des Himmels, welches durch die trüben Fenster schimmerte. Wer ihn so hätte dasitzen sehen, würde geglaubt haben, es sey kein Leben in ihm, und doch durchströmte ihn gerade eine neue, wunderbare Lebenskraft, welche die freudigsten Hoffnungen und die wonnigsten Gefühle in ihm erweckte. Es war ihm, als schaue er in eine von rosigem Morgenlichte beglänzte Frühlingslandschaft hinein.

„Endlich find' ich Dich, Du Bösewicht!" rief da plötzlich eine laute, kräftige Stimme hinter ihm. „Die halbe Stadt hab' ich nach Dir durchsucht!"

Riccardo fuhr aus seinen lieblichen Träumereien empor und blickte den dreisten Eindringling forschend an. Es bedurfte aber nur weniger Sekunden, um den letzteren zu erkennen.

„Wie, Du hier, Giacinto?" rief er mit freudigem Tone, indem er den Ankömmling umarmte. „Was führt Dich hieher?"

Aber ehe Giacinto noch auf diese Frage antworten konnte, hatte ihn Riccardo schon in das andere Zimmer geführt, da er nicht wünschte, daß seinen Nachbarinnen das Geheimniß in Betreff des Risses in der Mauer bekannt werde: — hätten sie sein Gespräch mit dem Freunde gehört, so würden sie sich wahrscheinlich künftig gehütet haben, laut mit einander und mit den sie Besuchenden zu reden.

Die beiden Freunde blieben lange beisammen. Giacinto war ein Landsmann Riccardo's und sein Jugendgenosse. Er war vor wenigen Tagen nach Mailand gekommen, um daselbst als Ingenieur thätig zu seyn und hatte sich bei einer befahrten Anverwandten eingemiethet. Da in den Zimmern, welche er inne hatte, hinreichender Raum für Zwei war, so hatte er seinen Jugendfreund aufgesucht, um ihm die Hälfte seiner Wohnung anzubieten. Vor wenigen Wochen würde Riccardo dies Anerbieten mit Freuden angenommen haben; jetzt kam es ihm sehr ungelegen. Unter allerlei Vorwänden und Ausflüchten lehnte er es ab, so daß sein Freund etwas empfindlich davonging, in der Meinung, Riccardo schäme sich des Umgangs mit ihm. —

Eines Abends — es war im Monat Januar — kehrte Riccardo früher als gewöhnlich nach Hause zurück, da er im Auftrag seines Vorgesetzten mancherlei zu schreiben hatte. Als er nun neben dem engen Verschlag der alten, lahmen Pförtnerin vorüberging, welche an einem wurmstichigen Tische saß und schlief, sah er auf diesem ein Lotterieloos und zwei Briefe neben einem hölzernen Leuchter liegen. Er blickte nach der Adresse und gewahrte, daß das eine Schreiben an ihn und das andere an Erminia De Nolfi gerichtet war. Er nahm sie beide zu sich. Die Pförtnerin, welche eben träumte, daß ihr ein ansehnlicher Gewinn zugefallen sey, wachte bei der Bewegung Riccardo's auf, und als sie bei dem schwachen Schein ihrer Talgkerze die Hand erblickte, welche ihre Briefe ergriff, glaubte sie, daß ein Dieb ihr das werthvolle Loos stehlen wolle. Sie stieß einen Schrei aus, sprang empor und streckte die Hand nach ihrem papiernen Schatze aus, warf dabei aber den Leuchter um, so daß das Licht verlöschte.

„Diebe! Diebe!" schrie sie da mit so durchdringender Stimme, daß alle Hunde in der Nachbarschaft erwachten und zu bellen begannen. „Diebe! Zu Hilfe! Diebe!"

Riccardo blieb einige Sekunden unschlüssig stehen, dann aber zog er sich im Schutz der Dunkelheit lachend zurück, um nicht genöthigt zu seyn, allen Bewohnern und Bewohnerinnen des Hauses, welche zu Fenstern und Thüren kamen und gleich der alten Pförtnerin aus Leibeskräften um Hilfe schrieen, Aufklärung über das Vorgefallene zu geben.

Als er auf dem ersten Absatz der Treppe angelangt war, blieb er stehen und sprach bei sich: „Es wäre vielleicht besser, wenn ich den Brief für die Signora Erminia drunten ließe — es schickt sich nicht, daß ich ihr denselben bringe. — Aber weßhalb sollt' ich diese günstige Gelegenheit, sie einmal zu sehen und zu sprechen, vorübergehen lassen?" fuhr er fort. „Der Brief kann mir ja zur Besorgung an sie übergeben worden seyn."

Und gleichsam, als fürchte er den Muth zu verlieren, seinen Vorsatz auszuführen, eilte er hastig weiter.

Als er an der Thüre der Wohnung seiner beiden Nachbarinnen angelangt war, klopfte er leise an. Erminia erschien mit einem Licht am Fenster und fragte, wer da sey.

„Ich bin es, Signora," versetzte er, „Riccardo Cevenni, Ihr Nachbar. Ich habe einen Brief von Lugano an Sie."

Erminia öffnete darauf die Thür, ließ den Ingenieur aber draußen stehen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, indem sie erröthend den Brief hinnahm. „Das Schreiben kommt von einer meiner Freundinnen."

„Verzeihen Sie, Signora, daß ich Sie einige Minuten belästige," erwiederte Riccardo; „aber — aber weil ich heute Abend das Glück habe, mit Ihnen sprechen zu können, so möchte ich Sie bitten, zu glauben, daß Ihr Nachbar ein ehrenhafter Mensch ist; und wenn Sie oder Ihre Schwester — da Sie hier im Hause allein stehen — jemals meiner Dienste bedürfen sollten, so würde ich mich sehr glücklich schätzen, Ihre Befehle vollziehen zu können."

Dies Anerbieten wurde mit einem solchen Zartgefühl und mit einem so hochachtungsvollen Tone gemacht, daß Erminia die Ueberzeugung gewann, dasselbe komme aus einem redlichen Herzen. Sie schaute ihn einige Sekunden mit ihren klaren, sanften Augen an und entgegnete dann: „Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, Signore, und da ich fest überzeugt bin, daß ich es mit einem Ehrenmann zu thun habe, so werde ich mir erlauben, mich Ihres Beistandes zu bedienen. — In der That — — schon heute Abend," fuhr sie nach einer Pause fort, „würden Sie . . ."

„Was wünschen Sie, Signora?" unterbrach sie Riccardo eifrig. „Sprechen Sie — ich bin bereit, Alles für Sie zu thun."

„Meine Schwester befindet sich heute Abend recht schlecht," versetzte Erminia, „und da ich vergessen habe, das gewöhnliche beruhigende Mittel für sie aus der Apotheke zu holen, so würden Sie mir einen recht großen Gefallen erzeigen . . ."

„Ich stehe Ihnen mit Freuden auf der Stelle zu Diensten, Signora," fiel ihr der Ingenieur in die Rede, und während Erminia in's Zimmer ging, um das Rezept zu holen, sprach er still entzückt vor sich hin: „Gesegnet sey der Brief, der mir die Gelegenheit verschafft, diesem holden Mädchen einen Dienst zu leisten!"

Erminia händigte ihm das Rezept und ein Goldstück ein und bat ihn, das erstere wieder mitzubringen.

Nach Verlauf von zehn Minuten stand er wieder vor der Thür seiner Nachbarinnen, und auf sein leises Klopfen kam Erminia sogleich zum Vorschein. Sie dankte ihm für seine Gefälligkeit, und nachdem beide einander gute Nacht gewünscht, schieden sie von einander.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehekämpen.

(Fortsetzung.)

2.

Es war am zwölften Mai
Um fünfzehnhundertvier,
Da rief des Herolds Schrei
Herbei zu dem Turnier.

Vor'm Schlosse zu Turin
Ließ man die Schranke bau'n,
Der ganze Hof erschien,
Der Ritter Kampf zu schau'n.

Herr Simon saß gar schlank,
In schwarz und rothem Kleid,
Auf einem Schimmel blank
In edler Männlichkeit.

Reich war sein Roß geschmückt,
Von Kopf zu Fuß behängt
Mit Decken goldgestickt,
Von Wohlgeruch durchtränkt.

Herr Corsant sprengt herfür
Auf seinem Rappen wild,
Er und sein edles Thier
Der kecken Jugend Bild.

Sein atlass'nes Gewand
War grau und karmoisin,
Die Lanze in der Hand
Er fast so schön erschien,

Als Lucifer, eh' er
Den Himmel einst verlor;
Manch' Auge stolz und hehr
Flog heiß zu ihm empor.

Geöffnet ward die Bahn
Nun für den Waffentanz,
Sie stürmen kühn heran,
Zu brechen Lanz' an Lanz'.

Der Ehekämpe ward
Getroffen auf die Brust,
Den Andern stieß er hart
Grad auf das Herz mit Lust.

Die Lanzen brechen beid',
Allein sie wanken nicht,
Zum zweiten Stoß bereit
Sind and're hergericht't.

Doch jetzt, o großes Weh!
Der Jugend geht es schlimm,
Herr Simon von Bionay
Rennt an mit solchem Grimm,

Daß bei dem ersten Stoß
Herr Corsant schon sogleich
Hin auf den Boden schoß
Mit Sattel und mit Zeug.

Da tönte mancher Schrei
Aus holdem Frauenmund —
Man dacht', daß todt er sey,
So hart lag er am Grund.

Doch war's nicht ganz so schlecht;
Schnell sprang er wieder auf,
Greift dann zu dem Gefecht
An seines Schwertes Knauf.

Jedoch sein Kampfgenoss',
Ein ächter Held und Mann,
Läßt schnell ein ander Roß
Ihm führen auf den Plan.

Aufs Neu' der Streit entbrennt,
Die Klingen kreuzen sich,
Sie fechten so behend,
So stark und ritterlich,

Daß nicht zu zählen mehr
Ist ihrer Streiche Zahl,
Es klingt, als ob ein Heer
Sich schlüge auf einmal.

Der Herzog winkt, es sey
Des Kampfes jetzt genug —
Da neigen sich die Zwei
Vor seinem Urtheilsspruch.

Er sprach: „Herr Simon, Ihr
Verdient des Tages Preis,
Es stritt fürs Eh'panier
Wohl keiner noch so heiß.

„Den schönsten Lohn Euch zollt
Dafür der rothe Mund
Der Dame süß und hold,
Mit der Ihr schloss't den Bund.

„Und unsrer Ritterschaft
Seyd Ihr ein Vorbild heut',
Euch ziert nicht blos die Kraft,
Auch edle Biederleit,

„Die Ihr dem Feind bezeugt,
Dem kecken Jugendblut,
Das jetzt besiegt sich neigt
Für seinen Uebermuth.

„Auch Ihr, Herr Corsant, traun,
Habt Euch als Held gezeigt,
Vor allen Herrn und Frau'n
Sey Euch dies laut bezeugt.

„Und merkt es Euch nun fein:
Ein Ehemann so treu
Kann nicht besieget seyn,
Weil kämpfen in ihm Zwei.

„Werft schnell zu Füßen Euch
Der Dame von Blonay,
Ihr Lächeln anmuthreich
Bekehr' auch Euch zur Eh'.

„Doch nach des Satzes Wort,
Wie wir's bestimmt genau,
Knie'l erst an diesem Ort
Vor unsrer hohen Frau'n

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ländlich sittlich.) Oppermann erzählt in seinem „Palermo“ folgende für das sizilianische Naturell charakteristische Geschichte: Die junge B., ein adeliges Mädchen, heirathete gegen den Willen ihres Vaters einen jungen lebenslustigen Offizier aus adeligem Geblüt. Der Vater zog seine Hand von der Tochter ab und der Offizier mußte, durch den Einfluß der Familie genöthigt, den Militärdienst verlassen. Da Don Antonio kein Vermögen besaß, waren die jungen Leute in die bitterste Armuth versetzt. Allein Don Antonio hatte eine zu reizende Stimme, zu schöne Augen, eine zu schöne Gestalt, als daß sich sein junges Weib hätte entschließen können, dem Rufe ihrer Familie zur Heimkehr zu folgen. Da starb ein Oheim mütterlicher Seits und hinterließ der jungen Frau ein ansehnliches Vermögen von zwanzigtausend Unzen. Der Jubel war groß! Das leichtsinnige, lebenslustige, auffallend hübsche Paar lebte in Saus und Braus. Kostbare Equipagen wurden angeschafft, stets offene Tafel gehalten, viel gespielt. Das baare Geld wurde in einem Schrank aufbewahrt, wozu der erste Diener ganz allein den Schlüssel hatte. Wurde Geld gebraucht, so holte es der Diener. War eine Rolle ausgeschüttelt und leer, so wurde eine neue aufgeknackt. Eine geraume Zeit ging es prächtig; aber die Rollen schwanden dahin und als endlich die letzte an die Reihe gekommen war, meldete dies der Diener mit bedenklichem Gesicht seinem Herrn. Indeß trübte dies die Heiterkeit des Pärchens nicht. Noch wär ja das Silberzeug, die Möbel, die Kleider und endlich die Karosse mit den Pferden da. Aber auch sie schwanden dahin und ärmer als je war das junge Paar. Noch immer und mehr noch als früher zürnte der Vater. Der Diener hatte indessen bei seinem Schlüsselamte kein schlechtes Geschäft gemacht, sich eine niedliche Trattorie (Wirthshaus) im Musika d'Orfeo hergerichtet und mit seltener Naivität seiner Herrschaft ein freundliches Asyl in seinem Hause bereitet, so daß sie jetzt still und vergnügt bei ihm leben.

(Gänsealter.) Ende Dezember v. Jrs. brachte ein Bauer sechs Gänse nach Schweinfurt zu Markt, welche zusammen das seltene Alter von 82 Jahren hatten, indem 4 jede 15 Jahre und 2 jede 11 Jahre alt waren. Diese fanden auch verschiedene Käufer, welche den antiquarischen Werth ihres Einkaufs wahrscheinlich etwas später inne wurden.

Gefrorne Kartoffeln genießbar zu machen, soll auf folgende Art zu bewirken seyn: Die gefrornen Kartoffeln werden geschält und ohne Wasser in einen Topf gethan, welcher, nachdem der Deckel darauf gelegt ist, nach Art des papinianischen Topfes luftdicht verklebt und dann an's Feuer gestellt wird, worauf die Kartoffeln durch die aus sich selbst entwickelten Dämpfe zum Kochen gebracht, denselben Geschmack wie gute, gesunde Kartoffeln erhalten sollen. Da das Verfahren einfach ist, so dürfte es der Mühe werth seyn, damit einen Versuch anzustellen.

Charade.

Mein Erstes, Leser, dringt erschütternd ein
Und spukt nicht blos um die Gespensterstunde.
Daß nie mein Zweites, sichtbar, dich verwunde,
Nie werd's unsichtbar, in der Mehrzahl dein.
Mein Ganzes ist im nahen Freiheitsland
Als Zier und Schutz und Riesenberg bekannt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Freitag, 5. April 1861.

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

Während sie noch mit einander sprachen, öffnete ein kleines wohlbeleibtes Frauenzimmer von etwa vierzig Jahren leise die unmittelbar neben der Treppe befindliche Thür, steckte den Kopf hervor und lauschte. Als sich aber Riccardo in sein Zimmer begeben und Erminia das ihrige verschlossen hatte, ließ sich die Lauscherin von einem hinter ihr stehenden Knaben ein Stümpfchen von einer Kerze geben, stieg eilig die Treppe hinab und trat in das kleine Stübchen der Pförtnerin, in welchem diese saß und spann.

„Ich muß doch einmal sehen, wie es Euch geht, liebe Martha," sagte sie zu der Alten. „Ist es wahr, daß Euch Diebe haben bestehlen wollen?"

„Ach ja — ich hab' einen tödtlichen Schrecken davon gehabt, liebe Ghitta," erwiederte die Pförtnerin. „Glücklicherweise hab' ich den Muth von drei Männern und eine ziemlich helle Stimme — so sind die Schurken davongelaufen!"

„Wie viele waren es denn?" fragte die Näherin.

„Zählen konnt' ich sie nicht, da die Bösewichter mir das Licht umstießen; aber ich sah zwei schreckliche Hände, welche schon im Begriff waren, mein Lotterieloos zu umkrallen; zwei Briefe haben die Spitzbuben mir gestohlen!"

„Zwei Briefe? Von wem und an wen?"

„Das vermag ich nicht zu sagen, da ich nicht lesen kann," erwiederte die Pförtnerin. „Der Briefträger brachte sie mir heute Morgen, und da ich vergessen hatte, wem ich sie geben sollte, so legte ich sie auf den Tisch."

„Was können die Diebe denn mit den Briefen anfangen? — Aber laßt uns von etwas Anderem sprechen," fügte jene nach einer Pause hinzu. „Sagt mir einmal, gute Martha, was für Leute wohnen denn eigentlich in den Zimmern, welche neben den meinigen liegen?"

„Die beiden jungen Damen meint Ihr? Was sollt' ich wohl von ihnen wissen? Aber warum fragt Ihr mich nach ihnen?"

„Warum? Wenn unser Hausherr ihnen nicht bald die Wohnung kündigt, so zieh' ich aus: ich habe keine Lust, mit irrsinnigen Menschen Thür an Thür zu wohnen!"

„Da hör' ich ja etwas ganz Neues!" rief die Alte aus, indem sie ihre riesige Brille auf die runzelige Stirn schob und die Näherin in gespannter Erwartung anstarrte.

„Sprecht, Ghitta, sprecht — sind die beiden Mädchen nicht recht bei Verstande?"

„Eine von ihnen muß jedenfalls irrsinnig seyn, denn fast in jeder Woche bekommt sie einen schrecklichen Anfall; sie weint und schreit und spricht die fabelhaftesten Dinge, und die andere Schwester beginnt dann zu singen, als ob nichts vorgefallen wäre. In den ersten Tagen nach ihrem Einzug ging ich als gute Nachbarin zu ihnen, um ein freundschaftliches Verhältniß mit ihnen anzuknüpfen — aber da kam ich schön an! Brummig wie Bärinnen gaben sie mir mit eiskalter, aristokratischer Miene zu verstehen, daß sie zu niemanden in nähere Beziehung zu treten wünschten. Und das mir zu sagen! Nun, sie werden es wohl bereuen, daß sie mich so vor den Kopf gestoßen haben! Mit dem Herrn Ingenieur haben sie dagegen sehr freundlich geredet — o ich hab' es wohl gesehen! Gegen einen hübschen jungen Herrn können sie die Liebenswürdigen spielen — einer gewöhnlichen Näherin aber weisen sie die Thür! Nun, ich will mich nicht ereifern — ich will lieber zu unserem Hausherrn gehen und ihm die Sache im rechten Lichte darstellen. Ich heiße nicht Ghitta Velenti, wenn er die beiden vornehmthuenden verrückten Wesen nicht fortschickt. Ihr wißt, Martha, daß meine Stimme etwas bei ihm vermag!"

„Ja, ja — ich weiß es," erwiederte die Alte. —

Als Riccardo am folgenden Tage um die Dämmerungszeit kaum sein Zimmer betreten hatte, klopfte der Herr des Hauses, Bartolomeo Chenizzi mit Namen, an die Thür der beiden Schwestern. Erminia öffnete und führte ihn in das Zimmer, einen kleinen Raum, in welchem sich ein Tisch, ein Divan und vier Stühle befanden. Außer diesem hatten die Schwestern noch ein zweites Zimmer inne, das zwei Betten, einen Schrank, eine Kommode und einen Sessel enthielt. Ein dritter Raum diente als Küche.

Gianna hatte wieder eine unruhige Nacht gehabt und schlief — ein Umstand, welcher dem Hausherrn sehr angenehm zu seyn schien.

Dieser schaute sich einige Sekunden mit geringschätziger Miene im Zimmer um und sagte dann barsch: „Als ich Ihnen vor vier Monaten diese Wohnung vermiethete, wußt' ich nicht, daß Sie eine irrsinnige Schwester . . ."

„Meine Schwester ist nicht irrsinnig, Signore," unterbrach ihn Erminia; „in Folge eines schrecklichen Unglücks, welches sie früher betroffen, wird sie dann und wann von Krämpfen befallen, während welcher sie irre redet; ich hoffe aber zuversichtlich, daß dies Uebel bald gehoben seyn wird."

„Das mag seyn," erwiederte Bartolomeo; „da aber die Nachbarschaft dadurch gestört und beunruhigt wird, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, Ihnen mitzutheilen, daß ich Ihnen diese Zimmer nicht länger lassen kann."

Erminia erblaßte. Es würde vergeblich gewesen seyn, diesem rohen, gefühllosen Menschen gegenüber bittende Worte zu verschwenden, auch würde sie sich zu einer solchen Demüthigung nicht haben herbeilassen können. Da sie aber andrerseits fürchtete, daß einige Bewohner und Bewohnerinnen des Hauses einen Befehl von der Behörde erwirken könnten, welcher sie von ihrer Schwester entfernte, so versetzte sie mit Würde: „Ich begreife zwar nicht, Signore, auf welche Weise irgend jemand durch uns gestört oder beunruhigt werden könnte; aber da Sie hier zu gebieten haben, so werden diese Zimmer heute über acht Tage zu Ihrer Verfügung stehen."

„O, das hab' ich nicht gewollt," erwiederte jener, welcher Thränen und Bitten erwartet hatte und nun vor der stolzen Sicherheit des Mädchens in Verwirrung gerieth. „Ich beabsichtigte durchaus nicht, Sie auf die Straße hinauszustoßen — wenn Sie eine passende Wohnung wiedergefunden haben — — zwei junge Damen möcht' ich nicht . . ."

„Ich danke," fiel ihm Erminia in die Rede. „Heute über acht Tage werden wir ausziehen."

Der Hausherr verließ beschämt das Zimmer, Erminia aber stützte den Kopf in die Hand und weinte. Armes Mädchen! Es war einer jener selten erscheinenden Augenblicke, in welchen sie sich ungestört ihrem eigenen Schmerz überlassen konnte.

Es gibt Herzen, welche Gott nur dazu geschaffen hat, daß sie aus Mitgefühl für andere schlagen. Ganz für andere lebend, können sie nur selten und nur flüchtig ihre eigene Lage überschauen, aber mit diesem raschen Blick messen sie die ganze Tiefe der Abgründe, welche sie umgeben; und die Bestürzung und der Schauder, wovon sie dann plötzlich ergriffen werden, ist nur um so größer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehekämpen.

(Fortsetzung.)

Er winkte mit der Hand
Den Ritter gnädig her.
Herr Corsant ruhig stand,
Doch war das Herz ihm schwer,

Er soll im Staube knie'n
Vor einem Frauenbild,
Dem keiner noch den Sinn
Bis jetzt erweichte mil'd.

Er sah die Herzogin,
Sie saß so g'rad und lang,
Dort unter'm Baldachin —
Es war ein sau'rer Gang.

Fest ist gepreßt ihr Mund,
Das Auge kalt und grau —
Er schwört im Herzensgrund:
Nie nehm' ich eine Frau!

Dann sinket er auf's Knie
Und fleht um Gnade lind
Sie, und die Damen, die
Schon all' vermählet sind.

Die strenge Herzogin
So stolz und imposant,
Sie reicht zum Kusse hin
Ihm gnädig ihre Hand,

Und sagt dann: „Wir verzeih'n;
„Ihr schmiegt am Ende doch
„Euch noch geduldig ein
„In's läst'ge Ehejoch!"

Er neigt sich ohne Wort
Und denkt: Wir wollen seh'n!

Dann möcht' er eiligst fort
Zur andern Feindin geh'n.

„Herr Simon, sagt mir schnell,
„Wo Eu're Gattin weilt,
„Damit ich zu der Stell'
„Kann eilen unverweilt.

„Daß auch aus deren Mund
Verzeihung mich erhebt,
Die Euch den Ehebund
So zauberhaft gewebt!"

„Herr Ritter lieb und werth,"
Sprach Simon von Bionay,
„Es steht mein trauter Herd
Am blauen Lemansee.

„Zwei Schlösser nenn' ich mein
In jenem Paradies,
Auf einem muß sie seyn,
Doch sag' ich nicht gewiß,

„Ob weilt im Chablais sie,
Ob sie schon überm See,
Fehlt sie in Meillerie,
Dann sucht sie in Bionay.

„Dieweil ich fern von ihr,
Schenkt sie mir einen Sohn,
D'rum ist sie nicht bei mir,
Der Frauen Zier' und Kron'.

„Doch hat's so groß nicht Eil',
Herr Ritter, ruht Euch aus;
In einer kleinen Weil'
Reit' ich mit Euch nach Haus."

Herr Corant neigt das Haupt,
Der Plan gefiel ihm nicht:
„Herr Simon, nein, erlaubt,
Daß ich erfüll' die Pflicht,

„Die mir geboten ist,
Damit es schnell vorbei,
Es schlägt vor dieser Frist
Mir nicht das Herz mehr frei.

„Erst dann mit frischem Muth
Ich neu mich freuen kann,
Daß ich ein junges Blut
Und noch kein Ehemann!" –

Vom Herzog ward voll Huld
Der Abschied ihm gewährt,
Voll heißer Ungeduld
Schwang er sich schon auf's Pferd,

Als noch der Morgenstern
Am dunkeln Himmel stand,
Ein Diener nur von fern
Folgt ihm in's fremde Land!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter den mannigfachen Originalen Berlins befindet sich auch ein alter Junggeselle, den man zu den gemüthlichen Alten zählen könnte, wenn sein Charakter nicht durch einen übertriebenen Geiz entstellt würde, der ihn zum Genusse seines ziemlich ansehnlichen Vermögens nicht kommen und seine Handlungsweise nicht selten als eine schmutzige erscheinen läßt. Der einzige Genuß, den dieser wunderliche Kauz sich gönnt, ist, daß er des Mittwochs und Sonnabends ein Kaffeehaus in der Friedrichsstraße besucht, in welchem er die Abendstunden von 7 bis 10 Uhr bei einer kleinen Weißen — höher darf die Zeche nicht steigen — zubringt. Während dieser Zeit will er sich jedoch den Genuß des Rauchens nicht versagen; um unentgeltlich zu demselben zu gelangen, hat er folgendes Mittel ersonnen: Kaum entdeckt sein hierin geübtes Auge, daß einer der Gäste eine angerauchte Cigarre aus der Hand legt, so schleicht er gleich einer Katze so lange um dieselbe, bis es ihm gelingt, dieselbe verschwinden zu lassen. Die also eskamotirte Cigarre läßt der Alte aus seiner kurzen Cigarrenspitze sich vortrefflich schmecken, gleichviel ob solche aus der Havannah oder Uckermark stammt. Obgleich dies Manöver in jenem Kaffeehause so bekannt ist, daß es dem Alten den Namen „Cigarrentiger" verschafft hat, so hatte doch Niemand demselben bisher darüber Vorwürfe gemacht. Am Mittwoch, den 20. v. M., legte ein junger Mann, während er in jenem Kaffeehause Abendbrod aß, seine eben angezündete Cigarre auf das Fensterbrett. Die Augen des Cigarrentigers wurden größer, als er diese Beute sah, er erhob sich von seinem Sitze, ging in der Stube hin und her, sah aus dem Fenster und kehrte endlich zu seinem Platze zurück. Als der Handlungsdiener nach seiner Cigarre greifen wollte, war sie verschwunden; wo sie geblieben, darüber war kein Zweifel. Den Verlust seiner echten Regalia im Preise von 5 Sgr. konnte der junge Mann jedoch so leicht nicht verschmerzen. Er erschien am Sonnabend, den 23. v. M. wieder, eine kaum angezündete

Cigarre rauchend, die er auf einen Tisch legte, ohne sich weiter darum zu kümmern. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so wurden sämmtliche Gäste durch einen donnerähnlichen Knall in Schrecken gesetzt; man eilte zu der Stelle, von welcher derselbe ausging und fand den Cigarrentiger bewußtlos am Boden liegend, neben ihm seine Cigarrenspitze, in welcher ein zerrissener Cigarrenstumpf steckte. Auch ein neben ihm sitzender alter Herr war so erschrocken, daß er sich kaum erheben konnte. Dieser erzählte, die Cigarre, welche jener geraucht, habe plötzlich mit ungeheurer Vehemenz explodirt und den Raucher mit Funken überschüttet. Jedenfalls war ihm eine sogenante Knallcigarre in die Hände gefallen, die wohl etwas zu stark geladen seyn mochte. Als der Cigarrenträger noch Verlauf einer guten Stunde wieder zu sich kam, war er so angegriffen, daß er in einer Droschke nach Hause geschafft werden mußte; ob der Vorfall noch weitere nachtheilige Folgen auf seine Gesundheit gehabt, haben wir nicht in Erfahrung gebracht.

(Wer könnte wohl vor einem Postbeamten Geheimnisse haben?) In X. bringt kürzlich eine unbekannte Frau an's Postfenster ein Packet mit dem Bemerken, „sie habe dasselbe auf der Straße gefunden, ohne Zweifel werde der Eigenthümer es auf dem Wege von der Post nach seinem Hause verloren haben und werde schon Nachforschungen anstellen." Der Postsekretär besieht das Packet, findet es mit dem vorschriftsmäßigen Postzeichen des Abgangsortes „Osterode Nr. 498" beklebt und nimmt keinen Anstand, dasselbe zur einstweiligen Aufbewahrung in die Packkammer zu verweisen. Schon sind zwei Tage dahingeschwunden und der dritte geht zur Neige, — da veranlaßt ein immer stärker werdender Geruch, der mit Unrecht Anspruch darauf machen würde, unter die Gattungen der Wohlgerüche gezählt zu werden, den Wagenmeister, Heerschau unter den Packeten anzustellen, um die Quelle dieser Düfte zu entdecken und siehe da — die verhängnißvollen Düfte entsteigen dem gefundenen Packete; es wird einer eingehenden Besühlung unterworfen, auch die Nase wird in Thätigkeit gesetzt und ergibt diese letzte Prozedur bis zur Evidenz, daß in dem Packete Fleisch — vermuthlich ein abgezogener Hase — befindlich sey, welcher sich schon in einem höchst vorgerückten Stadio des **haut goût** befinde. Sofort wird vorschriftsmäßige Meldung beim Postsekretär gemacht und zum Beweise das Packet der Nase des Vorgesetzten nahe gebracht; auch dieser wittert Hasenbraten. Zur Feststellung des gewitterten Inhalts wird jetzt das Packet geöffnet und — wer malt den Abscheu, der sich auf den neugierigen Postgesichtern ausdrückt — ein abgezogener todter Kater gibt sich schamlos den Blicken der Neugierigen preis. — „Ha, das ist schändlich, ein Bubenstück! Aber Rerrache! Rrrrrrache!" schnaubt das Postpersonal **in choro.** Es war klar, ein Spaßvogel hatte die Pestleute anführen wollen und deßhalb in die Enveloppe eines früher von Osterode an ihn gekommenen Packetes den abgezogenen Kater gesteckt; da diese nun blos ein △ und eine Nummer als Zeichen trug, so konnte ihn ja Niemand als Absender erkennen; indessen er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, das kleine Zettelchen, welches auf der Post auf jedes abgehende Packet geklebt wird und eine laufende rothe Nummer und den Absendungsort trägt, also auf diesem Packete „Nr. 48. Osterode", sollte an ihm zum Verräther werden. Der durch die Odeurs beleidigte Postsekretär ließ sich die Mühe nicht verdrießen, alle Karten von 2 Monaten her, von Osterode eingegangen, zu revidiren — und siehe da — da stand's: „Nr. 448 aus Osterode," ein Packet in Papier u. s. w. an Herrn" — nun, er mag „Stinkmeier" heißen. Da war die unlautere Quelle entdeckt und bald veranlaßten die eindringlichen Bitten eines Polizeibeamten den betreffenden Herrn, sich den todten Kater unter dem Gelächter des Postpersonals wiederzuholen. Die weitere Strafe wird den Attentäter noch treffen.

Bei der Ankunft des am 18. v. M. Abends in Köln abgegangenen Kourierzugs auf der Station Minden wurde der Wagenwärter beim Revidiren des Zuges einen Menschen gewahr, der auf der unter dem Wagen befindlichen Bremsenstange saß. In dieser gefährlichen Situation war der Mann bereits von Bielefeld mitgefahren und bat, ihn noch bis Hannover mitzunehmen und auf seinem Gratisplatze zu lassen. Der kühne Reisende wurde der Polizei übergeben.

Auflösung der Charade in № 40:

Schreckhorn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Sonntag, 7. April 1861.

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

Die Situation Erminia's war in der That höchst traurig. Die Erinnerung an die schmerzliche Vergangenheit, ihre Hilflosigkeit in der Gegenwart und die Aussicht in eine kummervolle Zukunft quälten ihr Herz ganz unbeschreiblich; außerdem wußte sie nicht, welchen Grund sie ihrer Schwester gegenüber für den Umzug anführen sollte. Sie verbrachte den Rest des Abends in großer Aufregung, und lange floh der Schlaf ihre Augen; aber ihre Ermüdung und ihr engeltreines Gewissen trugen endlich den Sieg davon: eine Stunde nach Mitternacht schlummerte sie sanft ein.

Riccardo war noch unruhiger und aufgeregter als Erminia: der Gedanke, sie fortgehen zu sehen, war ihm unerträglich. Er verwünschte den Hausherrn und die Person, welche diesen von den Anfällen Gianna's in Kenntniß gesetzt; er verwünschte das Schicksal, welches zwei arme Wesen so verfolgte; aber als er fühlte, daß seine Aufregung durch sein Toben nur noch größer wurde, und daß die Sache dadurch nicht besser werden konnte, so begann er Pläne zu entwerfen.

Nach langem Grübeln mußte er wohl endlich ein Auskunftsmittel gefunden haben, denn er sprang plötzlich empor, blickte auf die Uhr, löschte das Licht aus und sprach, indem er sich zur Ruhe begab, mit zufriedener Miene: „Die sechs Stunden werden schnell vergehen!"

Der Tag war noch nicht angebrochen, als Riccardo bereits seine Wohnung verließ. Gegen Mittag befand er sich wieder auf dem Heimwege; als er aber auf einen freien Platz kam, sah er Erminia in eine an demselben gelegene kleine Kirche treten. Ohne Zaudern schritt er auf die letztere zu und wartete vor der Thüre, bis Erminia wieder erschien. Als sie ihn erblickte, überzog ein dunkles Roth ihre Wangen; er aber grüßte sie ehrerbietig und sagte: „Erlauben Sie mir, Signora, daß ich Ihnen das Anerbieten wiederhole, welches ich Ihnen neulich gemacht habe: Sollten Sie eines Freundes — eines Bruders bedürfen, der Ihnen in Ihrer jetzigen Lage Beistand gewähren . ."

„Wie? Sie wüßten, was uns betroffen hat, Signore?" fragte das Mädchen stammelnd.

„Ja, Signora, — ich habe von dem unwürdigen Verfahren unseres Hausherrn gehört; wenn Sie mich daher mit Ihrem Vertrauen beehren . . ."

„Wie? Sie könnten mir eine neue Wohnung nachweisen?"

„Ja, ich kenne eine liebenswürdige alte Dame, welche Sie und Ihre Schwester gern in ihr Haus aufnehmen wird und an der Sie allezeit eine treue, mütterliche Freundin haben werden."

„Ist es möglich?" rief Erminia mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit und Freude aus.

„Wenn ich Ihnen als Führer dienen darf, so will ich Ihnen das Haus der alten Dame zeigen."

„Aber — Signore . . ." sagte das Mädchen wie von einer plötzlichen Furcht ergriffen, hielt dann aber inne und blickte Riccardo fragend an.

Dieser verstand sogleich, was sie sagen wollte, und erwiederte mit festem, beinahe feierlichem Tone: „Fürchten Sie nichts, Signora! Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, bei der Ehre meiner Mutter, daß ich Ihr Vertrauen in jeder Beziehung rechtfertigen werde. Riccardo Cevenni würde tausendmal lieber sterben, als diejenigen täuschen, welche ihm vertraut!"

Erminia war so bewegt, daß sie kaum zu sprechen vermochte. Endlich erwiederte sie leise mit zitternder Stimme: „Ich danke Ihnen, Signore, — — ich werde Ihnen folgen."

Riccardo sprach ihr ebenfalls seinen Dank für das Vertrauen aus, welches sie ihm bewies, und schlug

den Weg nach dem Hauſe der alten Dame ein, bei der die beiden Schweſtern einen Zufluchtsort finden ſollten: Erminia folgte ihm in einer Entfernung von einigen Schritten.

Nachdem beide mehrere Straßen durchwandert hatten, blieb Riccardo vor einem ſtattlichen Hauſe ſtehen, und als er ſah, daß Erminia ihn nicht aus den Augen verloren, trat er ein. Sie ſtiegen zwei Treppen hinan, ohne daß Erminia eine Frage an ihn richtete und ohne daß er ihr Aufklärungen gab.

Im zweiten Stockwerk angelangt, wurden ſie von einem Dienſtmädchen in ein geräumiges Zimmer geführt, wo ſie eine einfach gekleidete, etwa ſechzigjährige Dame mit ſanften Zügen fanden, welche ſich bei ihrem Erſcheinen erhob und ſie freundlich willkommen hieß.

Als Riccardo ihr Erminia vorgeſtellt hatte, bat ſie beide, Platz zu nehmen, und ſagte dann zu der Letzteren: „Signora, die edle Denkungsart des Signor Riccardo iſt mir ſo wohlbekannt, daß ich keinen Augenblick gezaudert habe, auf den Vorſchlag einzugehen, welchen er mir in Betreff eines Wohnungswechſels gemacht und welchem mein Neffe Giacinto mit Freuden beigeſtimmt hat. Die Zimmer, welche dieſer in meinem Hauſe bewohnt, ſtehen Ihnen und Ihrer Schweſter demnach von Stund' an zur Verfügung, und Giacinto wird zu ſeinem Freunde Riccardo ziehen. Als Wittwe eines Regierungsbeamten lebe ich von einer beſchränkten Penſion und kann daher nicht viel aufwenden. Verſuchen Sie, ob mein Tiſch Ihnen und Ihrer Schweſter zuſagt; über das Koſtgeld werden wir uns leicht verſtändigen. Ich habe gehört, daß Sie die Tochter des Advokaten De Nolfi ſind; dieſer war ein Freund meines Bruders . . ."

„Wie? Sie wiſſen? . . . Signor Riccardo hat Ihnen geſagt?" ſtieß Erminia überraſcht und verwirrt hervor, da ſie nicht begriff, auf welche Weiſe der Letztere mit ihren Verhältniſſen bekannt geworden war.

„Ja, ich habe durch einen Zufall den Namen Ihres Vaters erfahren," verſetzte Riccardo.

„Und ſind Ihnen denn auch die Verhältniſſe bekannt, durch welche wir in unſere jetzige vereinſamte, traurige Lage gerathen ſind?" fragte Erminia.

„Nein Signora," erwiederte Riccardo; „ich weiß nur, daß Sie Ihr Leben einer kranken Schweſter gewidmet haben."

„Nun, dann iſt es nicht mehr als billig, daß Sie und die edle Frau hier unſere Lebensſchickſale erfahren. Vor drei Jahren öffnete mein Vater, der damals noch für einen der reichſten Männer Lugano's gehalten wurde, ſein Haus einigen ihm befreundeten und mit ihm verwandten Perſonen, die aus der Lombardei verbannt worden waren. Unter dieſen befand ſich auch ein ſchöner junger Mann, der ſich in meine Schweſter Gianna verliebte und ſeine Liebe erwiedert ſah. Beide ſchwuren ſich ewige Treue. Ein Jahr ſpäter begab ſich der Verlobte meiner Schweſter nach dem Orient, wo ihm einer ſeiner dort lebenden Freunde eine einträgliche Stellung verſchafft hatte. Wenige Monate darauf raubte eine Reihe unglückſeliger Ereigniſſe meinem theuren Vater Alles, was er beſaß, und vor Gram über dieſe harten Schläge des Schickſals ſtarb er nicht lange danach. Eine in Mailand verheirathete Schweſter meiner Mutter war die einzige Angehörige, welche wir noch auf Erden beſaßen. Wir lebten nun einſam und eingezogen von den Zinſen des kleinen Vermögens, welches unſere Mutter uns hinterlaſſen hatte."

(Fortſetzung folgt.)

Die Ehekämpen.

(Fortſetzung.)

3.

Unwegſame, rauhe Pfade mußte nun Herr Corſant zieh'n,
Die Gigantenwelt der Alpen thürmet furchtbar ſich um ihn,
Wo der alte Bergesrieſe geiſterhaft das weiße Haupt
Kühn und trotzig bis zur Sonne beinah' zu erheben glaubt.

Neben ihm mit wildem Donner die Lawine niederkracht,
Brauſend wälzet ſich der Bergſtrom durch den tiefen Felſenſchacht,
Gletſcher ſtürzen in die Thale, die ſich winden ſchmal und eng
Durch die ſchroffen Bergeswände und der Felſen wild Gedräng.

Tagetang zieh'n ſo ſie weiter, ſeh'n von Menſchen keine Spur,
Ganz allein im weiten Umkreis dieſer mächtigen Natur,
Ganz allein auf Bergeshöhen, wo das Echo einzig ſpricht,
Und der Pfiff des Murmelthieres nur das Schweigen unterbricht.

Oft den nächsten Schritt verdeckend schwarz der Nebel
sie umwallt,
Zu dem Abgrund lockt der Schwindel mit dämonischer
Gewalt,
Trügerisch entweicht dem Fuße oft der Stein, wo er
sucht Ruh' —
Tausend Schrecken schickt die Wildniß ihrem Feind, dem
Menschen, zu.

Ei, Herr Corsant, einst so muthig mit dem Schwert
und dem Pokal,
Hier gilt es zu überwinden auch Gefahren ohne Zahl,
Und das Naß, das lohnt dem Sieger, ist kein rother
Feuerwein,
Der Krystall nur ist's der Quelle, sprudelnd aus dem
Felsgestein.

Doch so keck, wie beim Gefechte, zieht er seinen
Weg zumal,
Bald hinauf die steile Höhe, bald hinunter in das Thal,
Und wie liebt er bald die Reise, mehr als jede träge
Ruh' —
Tausend unbekannte Freuden, Wildniß, schenkst dem
Menschen du,

Der sich furchtlos deinem Herzen, deiner stolzen
Schönheit naht;
Wie beredtsam ist dein Schweigen, wie so sehr dein
wilder Pfad!
Eben bebet noch die Seele grauserfüllt vor dir zurück,
Und zum schönsten Bilde führest du im nächsten Augen-
blick.

Plötzlich tritt der Fuß auf Matten, mit Genzianen
blau gestickt,
Eben sproßte noch kein Gräslein, setzt die Alpenrose
nickt
An den steilen Bergeswänden, die umgrenzen eng und
schmal,
Eingefaßt von dunklen Tannen ein glückselig Alpen-
thal.

Buntgefleckte Kühe weiden, würz'ge Kräuter voll von
Duft,
Leise tönen ihre Glocken durch die frische, reine Luft,
Und des Sennen braune Hütte öffnet schon ihr Pförtl-
chen weit,
Einen Wand'rer zu empfangen, zu bewirthen gleich
bereit.

Ew'ger Friede scheint zu wohnen in dem engen, stillen
Thal,
Jede Sehnsucht scheint gestillet, überwunden jede Qual.
Ach! wie liegt die Welt so ferne, ihr Geräusch, ihr
Kampf und Streit!
Selig ist's, sie zu entbehren in so holder Einsamkeit.

Und Herr Corsant springt vom Pferde, wirft sich auf
den Rasen hin,
Fühlte nie so tief beweget sich in seinem spröden Sinn,
Alles möchte er vergessen, was ihn stürmisch sonst be-
wegt,
Niemals dieses Thal verlassen, das den Frieden in
sich trägt.

Rund um ihn in duft'ger Ferne ragt der Alpen Majestät,
Sie die Einz'gen auf der Erde völlig wandellos und
stät,
Alles folgt des Wechsels Zuge, sie steh'n ewig weiß
und rein, —
Sollen sie ein Bild des Todes, oder treuster Dauer
seyn?

Treuer als des Menschen Herzen, treuer als des
Lebens Glück,
Strahlen seit dem Schöpfungstage sie der Sonne Gluth
zurück,
Und wie jetzt sie rosig stehen, angehaucht von ihrem
Kuß,
Sich Herr Corsant eine Thräne von der Wimper
trocknen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Entdeckungsgeschichte der Rebus und ökonomischer Schreibweise.

Es sind schon wiederholt Untersuchungen über den eigentlichen Erfinder des Rebus angestellt worden, ohne daß man zu Resultaten gelangte. Ebenso aber hat man schon frühe Versuche zur Erfindung einer Schnellschrift gemacht, die bis zu Gabelsberger jedoch erfolglos blieben. Gewiß aber ist es nicht minder interessant, einen Brief kennen zu lernen, der die Frage ökonomischer Schreibweise wenn nicht in vollkommen genügender, so doch in genialer Weise zu lösen suchte und zugleich auch die ersten Spuren des Rebus — freilich in unvollkommener Form — bietet. Der Verfasser: Gottgetreu Reinhard Siebenkäs, ein ehrsamer Schreinergeselle, hat wie so viele erfinderische Menschen, nur eine mangelhafte Schulbildung genossen, was seine augenscheinlich mit unserer Orthographie oft in Widerspruch gerathende Schreibart bestätigt. Ihm waren offenbar nur die ersten und einfachsten Grundregeln der Arithmetik bekannt und die ihm bekannten Zahlen und Zeichen dienten ihm bei seiner ökonomischen Schreibweise als eben

so originelles und geniales, als einfaches und naheliegendes Auskunftsmittel. Der Brief kam dem Einsender dieses, wie alle großen literarischen Funde, durch Zufall in die Hände. Das Papier, in welches Proviant gewickelt war, enthielt den vorliegenden Brief, dessen Inhalt dem Einsender anfänglich nur einfacher Unsinn däuchte, bis nähere Forschung die Tiefe des Gefühls sowohl als die Originalität der Fassung dieses Briefes zu Tage förderte.

Wir bitten die Redaktion, denselben als eben so werthvollen, wie interessanten literarischen Fund ihren Lesern zu vermittelen. Ihn zu lösen ist nicht so leicht, als man sich vielleicht vorstellt; als Schlüssel zur Lösung der Aufgabe geben wir dem Leser zu verstehen, daß der Verfasser die einfache 0 ebenso als „Null" gebraucht, wie für „nicht" und „nichts". Weitere Aufklärungen wollen wir für's Erste nicht geben und dem Leser etwas zum Knacken übrig lassen.

Der Brief lautet:

„2brücken $^{9}/_{3}$17.

Liebe und 3e M8alena!

1× muß ich Dir schreiben, da ich be8en muß, daß D1e Liebe dies wünscht. Ich bin bis 7bürgen gereist, wo ich nicht weiter durfte. Ich fr8e, warum 1 8barer Schr]geselle 0 reisen dürfe. Darum, f8 man mir, es könne 0 f1, ich müsse bleiben. 9! rief ich, 0 davon, — ich reise. Das war nicht f1, der auf der Grenzw8 war es aber auch 0. Er gab mir $^{2}/_{e}$gte mich hin + schlug mir 2× in's Gesicht hi9, gab mir noch 1× $^{4}/_{8}$n, l8e noch hintendr1. — Das war bitter und ich lief zurück all1 bis 5kirchen. Dort war im Wirthshause das Bett gan20 und ich wollte ver2feln. Die Stallm8 3selte Balsam in m1en Gram. Ganz bla60 wie 1 Schw1. Von der Reise thaten mir nech alle 10 wehe. Die M8 war sehr gut, doch d8 ich, Du M8alena + ich müssen 30 bleiben. Also ab, die Donau hinauf. Nicht weit voOm ging ich mit 1em andern im Walde und sah etwas sich regen. Jetzt gib 8, d8' ich =, sah scharf hin. „Po12!" schrie ich da. „H11t! h11t!" Die Schwaben kamen und sagten, sie wären 24 unsere Geldbeutel öffnen wollten. „9!" rief ich und lief eilends davon. Gerettet wandt ich mich durch Tyrol nach Welschland in einem Wagen. Ich w8 außenedig. Das ist 1e schöne Stadt voll reicher Leute. Doch warum 7eiden?! Sind wir 2 uns nicht 3 und glücklicher als sie? Ich kaußenedig 1× L1wand. Vor dem Laden steht I. Wer mag da 1,000,000er war's von Xheim bei 2brücken. In Venedig mußt ich zu viel arbeiten. „9!" f8' ich, „das kann t100ragen! Dor1000ort in Deutschland war's besser." Ich reiste 11ertig ab, und d8e, in die Schwei20s m8 zu gelangen. Da fr8e man, ob im Fel30 essen könnte. „O ja," f8' ich — und aß dazu noch 2 ×klöse, weil die 1 ß deutsches Essen sind. Da4 zahl ich 0 und lauf weiter, bis fast 13 ab waren. In Mailand trank ich viel Wein und f8e, da ich gegen die Schweiz marschirte: „Je20 I. daher traut, hau ich ihn." Da kommen 40 I. mit 80en übern Berg. Da zog ich doch aus, denn ich d8 an Dich, M8alena. Wir bleiben ewig 23 2 Liebende 3 bleiben wollen, darf sich I. 0 todt schlagen lassen, wo Niemand helfen kann. (Hier war der Brief leider so befleckt, daß er sich nicht weiter entziffern ließ. Blos die Unterschrift war noch zu erkennen.)

„D1 3liebender Gottge3, R1hardt 7tüs."

Mannigfaltiges.

In Petersburg wurde am 22. Januar das Phänomen eines Schneebogens beobachtet. In der zweiten Mittagsstunde wölbte sich ein solcher von Westen nach Osten über die Stadt. Er war noch bleicher als ein Mondregenbogen, zeigte fast nur ein blendendes Weiß; an der östlichen Seite aber konnte das Auge auch deutlich das Roth, Orange und Gelb wahrnehmen. Die interessante Erscheinung fand beim hellsten Sonnenschein statt.

In England hat man eine neue Blindenschrift erfunden, die viel einfacher ist, als die bisherige. Sie besteht aus sieben einfachen Zeichen: Winkeln, Strichen und Kreisen ꝛc., welche in verschiedener Stellung die Buchstaben des Alphabets bezeichnen und sich durch die Fingerspitzen, weil sie erhaben in stark geleimtes Papier gepreßt sind, leicht unterscheiden lassen.

In Belgien hat man den Versuch gemacht, die Farrenkräuler als Küchengewächse zu benutzen, und gefunden, daß dieselben, wenn sie ganz jung, ehe die Blätter sich völlig entwickelt haben, gekocht werden, wie Spargel schmecken. Ganz junge Brennesseln ersetzen schon längst den Spinat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Dienstag, 9. April 1861.

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

„Im Januar 1851 schrieb uns Cesare Altavia, der Verlobte Gianna's, von Dublin aus, daß er Schiffskapitän geworden und auf alle Weise vom Glück begünstigt worden sey; er werde daher nach Ablauf einiger Wochen bei uns erscheinen, sich mit meiner Schwester vermählen und sie und mich aus einem Lande, wo wir so viel gelitten, nach einem andern Himmelsstrich führen.

„Die Eltern Cesare's waren ebenfalls schon lange gestorben. Seine Anverwandten, reiche Gutsbesitzer in der Nähe Mailands, hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß er in England eine begüterte Erbin heirathen werde. Daher waren sie nicht wenig überrascht und erbittert, als sie von seinem Plane hörten. Sie boten Alles auf, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, allein weder Bitten noch Drohungen vermochten etwas über ihn: er blieb meiner Schwester mit gleicher Liebe und Treue zugethan. Gianna aber war über die Intriguen seiner Verwandten so bestürzt, daß er sie, als er in Lugano angekommen war, kaum zu beruhigen vermochte. Am 22. März fand ihre Vermählung in aller Stille statt und am andern Tage reisten wir nach Brest ab, wo Cesare Geschäfte hatte und wo sein Schiff uns erwartete.

„Worte sind nicht im Stande, das Entzücken zu schildern, welches ich dazumal fühlte: das Glück der beiden Wesen, die meinem Herzen am nächsten standen, begründet zu sehen, war das Ziel aller meiner Wünsche gewesen. Und doch, wie kurz währte diese wonnereiche Zeit!

„Wir schifften uns in Brest nach Irland ein. Der Himmel war heiter und das Meer ruhig; der Abend, die Nacht und der folgende Tag vergingen, ohne daß der geringste Unfall unsere Freude störte; als aber die Dämmerung hereinbrach, bedeckte sich der Himmel mit schweren, düstern Wolken, so daß bald dichte Finsterniß rings um uns herrschte.

„Plötzlich schallte ein gewaltiges Krachen durch die Nacht, und ein furchtbarer Stoß schleuderte uns zu Boden: ein großer amerikanischer Dampfer war mit voller Kraft gegen unser ziemlich kleines Schiff gerannt und hatte es halb zerschmettert. Das Wasser strömte von allen Seiten herein, und mit jeder Sekunde sanken wir tiefer. Cesare und seine Matrosen, sowie sämmtliche Passagiere arbeiteten mit rasender Macht, um das Fahrzeug zu retten, aber vergebens. Zu größerem Unglück brach nun auch der Sturm los.

„Durch das gellende Geschrei der Matrosen und der Passagiere schallte da plötzlich die Stimme Cesare's zu uns herüber, der uns zurief, man werde uns in das Rettungsboot tragen, und gleich darauf fühlte ich mich von zwei starken Armen umfaßt . . .

„Von diesem Augenblick an weiß ich nicht mehr, was mit mir vorgegangen ist. Als ich endlich wie aus einem langen, tiefen Schlaf erwachte, befand ich mich auf einem Bette in einem großen Zimmer, und neben mir saß meine Schwester Gianna, die wie eine Irrsinnige lachte. Das Blut erstarrte mir in den Adern, als ich dies Lachen hörte. Eine englische Dame, unsere Reisegefährtin, hielt sie mit ihren Armen umfaßt. Als ich mich, nur halb meiner Sinne mächtig, erhob und meine Schwester ansah, schaute sie mich mit irren Blicken an. Ich küßte sie und rief sie bei ihrem Namen, — da nahm ihr Antlitz allgemach einen anderen Ausdruck an; ihre bleichen Lippen zitterten, sie stieß einen gellenden Schrei aus und lehnte sich schluchzend an meine Brust.

„Die gute Dame, welche nach der schrecklichen Katastrophe so menschenfreundlich für uns Sorge getragen hatte, erzählte mir, daß wir drei, zwei Matrosen, ein bejahrter Mann und drei Kinder

allein dem Tode in den Wellen entgangen, von einem englischen Schiffe aufgenommen und nach der irischen Hafenstadt gebracht worden seyen, in welcher wir uns noch befanden.

„Vor allem mußte ich an Mittel zu unserer Subsistenz denken; glücklicherweise befand ich mich noch im Besitz meiner Börse und der Kleinodien meiner Mutter, die ich während der Fahrt bei mir getragen hatte. Gianna besaß ebenfalls noch eine Summe Geldes, welche ihr von Cesare übergeben worden war. Unsere Reisegefährtin mußte nach Dublin abreisen, und Gianna und ich blieben in dem Wirthshause, wohin uns die erstere geführt hatte. Eine schwere Krankheit meiner Schwester zwang uns, dort einen ganzen Monat zu verweilen. Als diese endlich genesen war und wir beriethen, wohin wir uns wenden sollten, benachrichtigte uns unsere Reisegefährtin, daß eine ihrer Freundinnen demnächst nach Italien abreise, und daß wir uns ihr anschließen könnten, falls wir dorthin zurückzukehren gedächten. Wir nahmen dies Anerbieten mit Dank gegen die Vorsehung an.

„Meine arme Schwester hatte sich von ihrer Krankheit ziemlich erholt, aber ihr Verstand war von einem zu heftigen Schlag getroffen worden: da sie ihren geliebten Gatten in's Meer hatte stürzen sehen, so bildete sie sich zu Zeiten ein, daß diese schreckliche Scene wieder vor ihren Augen vorgehe, und stieß dann ein gellendes Angstgeschrei aus. Jetzt ist sie noch ähnlichen Anfällen unterworfen, allein dieselben erscheinen seltener, die Krämpfe sind weniger heftig und dauern nicht so lange. Nur bei stürmischem Wetter, wenn das Brausen des Windes ihr jene Nacht ins Gedächtniß zurückruft, wo sie ihren Cesare verloren, wankt ihr Verstand für einige Augenblicke. Wenn sie halb wieder zu sich gekommen ist, bittet sie mich, ihr die Lieder zu singen, welche sie einst aus dem Munde ihres Cesare gehört. Dann beginnen ihre Thränen zu fließen, und bald darauf kehrt ihre vorige Ruhe zurück."

Riccardo hing an den Lippen der jugendlichen Erzählerin, gleich als ob er den Klängen einer ergreifenden traurigen Melodie lausche. Die alte Signora Letizia trocknete sich von Zeit zu Zeit Thränen ab, und als Erminia schwieg, erhob sie sich, nahm ein Gemälde von der Wand und hielt es ihr vor die Augen, ohne ein Wort zu sprechen.

„Großer Gott! Mistreß Dulary — meine Gefährtin auf der Heimreise!" rief Erminia freudig aus, als sie das Bild erblickte.

„Ja, sie ist es," erwiederte die gute alte Dame gerührt. „Sie ist die Wittwe eines meiner Anverwandten, die dazumal nach Italien reiste, um ihren Sohn aus einem Institut abzuholen."

Und gleich als ob diese beiderseitige Bekanntschaft ein festes Band um die Herzen beider geschlungen habe, umarmte die Signora Letizia die hocherfreute Erminia aufs zärtlichste.

Wenige Tage später zogen die beiden Schwestern in die Zimmer, welche ihnen die alte Dame zur Verfügung gestellt hatte. Unter dem Vorwand, seinen Freund Giacinto zu begleiten, ging Riccardo oft mit nach dem Hause der Signora Letizia, um Erminia zu sehen und zu sprechen.

All' seine Blicke, Worte und Mienen verriethen, daß seine Liebe zu der letzteren täglich wuchs, und niemand konnte in Zweifel darüber seyn, daß Erminia diese innige Liebe im Stillen erwiederte.

Als die Signora Letizia eines Tages für kurze Zeit zu einer Freundin gerufen wurde, befanden sich die beiden Schwestern allein. Während Giacinto mit Gianna neben der Balkonthür stand und sich mit ihr unterhielt, fand Riccardo Gelegenheit, allein im Zimmer mit Erminia zu sprechen. Er erklärte ihr nun offenherzig da zum ersten Mal, daß alle seine Wünsche darauf gerichtet seyen, sie eines Tages zu besitzen, und bat sie flehentlich, ihm zu sagen, ob sie seine Liebe erwiedern und Hand in Hand mit ihm durchs Leben gehen wolle. Nach Ablauf eines Jahres sey er sein eigener Herr, und er werde den Tag als den glücklichsten seines Lebens betrachten, an welchem sie ihm die Hand zum ewigen Bunde reiche.

Die arme Erminia zitterte und vermochte vor tiefer Bewegung anfangs kein Wort über die Lippen zu bringen. Sie hatte die reine, edle und zarte Liebe Riccardo's längst gewahrt und fühlte im tiefsten Herzen, daß auch sie ihn mehr als ihr Leben liebte; aber der Gedanke, daß seine Angehörigen sich von ihm lossagen würden, wenn er ein armes Mädchen heirathe, und daß sie ihre unglückliche Schwester verlassen und der Sorge fremder Menschen anvertrauen müsse, wenn sie seine Gattin werde, rief den Entschluß in ihr hervor, ihren Gefühlen für ihn keinen Ausdruck zu leihen und ihm keine Hoffnung auf ihren Besitz zu machen. Demnach kämpfte sie ihre Bewegung nieder und erwiederte mit möglichst ruhiger Stimme, daß ihre beiderseitigen Verhältnisse eine Verbindung zwischen ihnen unmöglich machten.

Riccardo ließ sich durch diese Antwort nicht entmuthigen, weil er die Ueberzeugung hegte, daß die Kälte Erminia's nur scheinbar war, und daß sie nur aus Zartgefühl und aus Liebe zu ihrer hilflosen Schwester einer Verbindung mit ihm entsage. Da in diesem Augenblick eben die Signora Letizia ins Zimmer trat, so reichte er Erminia die Hand und sagte: „Können Sie mir für jetzt keine Hoffnung

auf Ihren Beſitz machen, ſo nehmen Sie mich zum Freunde an!"

Erminia ergriff die dargebotene Hand und verſetzte: „Ja ſo ſey es! Mein treuer Freund!" —

(Schluß folgt.)

Die Ehekämpen.

(Fortſetzung.)

4.

Manchen Tag noch zog der wackre Reiter
Durch der Berge Labyrinth,
Bis ſie öffnen weiter ſich und weiter,
Und als einſt die Nacht zerrinnt,

Als die Morgenlüfte friſcher ſchwellen,
Schaut er in das offne Land,
Wo die blauen, wunderſamen Wellen
Rollt der Leman an den Strand.

Wie ein Traum voll Grauſen und Entzücken
Hinter ihm die Müh' entweicht,
Eine Welt entrollt ſich ſeinen Blicken,
Faſt an Schönheit unerreicht:

Einen duft'gen Zauberſchleier weben
Lorbeer- und Kaſtaniengrün,
Hinter ihm die blauen Fluthen ſchweben,
Zitternd auf- und niederſprüh'n.

Hat der See den Himmel eingetrunken,
Daß er ſtrahlt in ſolchem Blau?
Zu der Erde ſcheint der hingeſunken,
Huldigend der hohen Frau,

Welche hier an Majeſtät und Schöne
Gleicht der ſtolzen Juno, wie
Sie, damit der höchſte Reiz ſie kröne,
Sich der Anmuth Gürtel lieh.

So erhaben und ſo hold und ſüße,
Den entzückten Blick ſie grüßt,
Rebenhügel kränzen ihre Füße
Und das Haupt die Sterne küßt.

Wie ſie Segen gibt mit vollen Händen,
Zeigt des Menſchen friedlich Haus,
Hingeſtreut an allen Hügelwänden,
Baumumſchattet lugt's heraus. —

Doch nicht lang mag jetzt der Ritter ſchauen,
Auf ſpringt er nach kurzer Raſt.

Eilen muß er zu der holden Frauen,
Denn am Ziele iſt er faſt.

Wie der Adler ſtolz ſein Neſt nur klebet
An den Fels, in Tiefen nie,
So auf ſchroffer Bergwand dort erhebet
Sich das Schloß von Meilerie.

An der Pforte fraget er beklommen
Nach der Dame von Blonay,
Schlecht will ihm darauf die Antwort frommen,
Daß ſie drüben überm See.

Kann er immer ſich noch nicht entlaſten
Von der auferlegten Schuld?
Einen Kahn ſieht er am Strande raſten,
Springt hinein voll Ungeduld,

Faßt das Ruder an mit ſtarken Händen,
Theilt die klare Zauberfluth;
Dort hinüber nach den Rebgeländen
Steuert er ſein Schifflein gut.

Luſtig ſagt der Briſe friſches Wehen
Stolze Wellen um ihn her,
Glänzend rieſeln von den blauen Höhen
Zahllos weiße Perlen ſchwer.

Wie von einem Traumgeſicht umgau'kelt,
Wo ſich dränget Bild an Bild,
An dem Ufer er vorüberſchaukelt,
Dem ſtets neuer Reiz entquillt.

Chillon, düſtrer noch bei ſo viel Glanze,
Fliebt vorbei, das Schattenhaus,
Freundlich winkt aus der Kaſtanien Kranze
Montreux's Kirchlein ſchon heraus.

Nun, Geduld noch eine kurze Weile
Vevey's Thürme ſind nicht weit,
Schon ſtürmt er heran in mächt'ger Eile,
Gönnt am Land ſich keine Zeit.

Weiter, weiter geht es ohne Säumen
Nach dem Schloſſe von Blonay,
Unterm Schatten von Kaſtanienbäumen
Liegt es droben auf der Höh'.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Luſt, Bärte zu tragen, hat ſich in neueſter Zeit in England ſelbſt auf die Paſtoren der Hochkirche verpflanzt, von denen bisher angenommen worden

war, daß sie ein glattrasirtes Kinn als Zeichen von Gottgefälligkeit betrachten. Ein anglikanischer Reverend mit einem Schnurrbart ist allerdings eine neue Erscheinung, aber damit ist nicht gesagt, daß Bart und Hochkirche mit einander nothwendig in Widerspruch stehen, vorausgesetzt natürlich, daß der Bart nach Art der Kirchenväter, und nicht nach der jeweiligen Mode von Kavallerieoffizieren getragen wird. Genug, die Bärte fangen an, auch auf der englischen Kanzel aufzutauchen, und der Bischof von Rochester hat es für seine Pflicht gehalten, in seiner Diözese Einsprache dagegen zu erheben. Er wird schwerlich etwas ausrichten. Auch die Bank von England hatte allen ihren Beamten verboten, „während der Komptoirstunden Bärte zu tragen", doch hat sie ihr Verbot wieder zurückgenommen. Die Mode ist eben stark wie eine Naturkraft. Trägt doch selbst der Herzog von Newcastle, Ihrer Majestät Kolonialminister, einen vollen Bart, und schon das letzte Parlament hat Figuren aufzuweisen, die verdienten, dem ehemaligen deutschen Wühlhuber aus den Münchener fliegenden Blättern würdig zur Seite gestellt zu werden.

(Nachtheilige Wirkung des Guano.) Der Guano hat schon öfter bei Personen, welche ihn mit verletzten Händen aussäeten, schmerzhafte Entzündungen und Anschwellung der Hand und selbst des Armes zur Folge gehabt, so daß die Leute einige Tage arbeitsunfähig wurden. Hierzu kommt der folgende, wegen seines schlimmen Ausganges wohl zu beachtende Fall: Ein Zollbeamter in der Nähe von Venlo (Holland) hatte eine leichte Verwundung am Finger durch einen Dorn erhalten. Dieselbe war fast geheilt, als er den ankommenden Guano mit bloßen Händen untersuchte. Eine Stunde später war die verletzte Hand, nach drei Stunden der Arm und ein Theil der Brust geschwollen, und trotz der Hilfe von zwei Aerzten starb der Mann noch an demselben Abend, acht Stunden nach der Infektion. — Es fragt sich, ob diese milzbrandige Infektion dem Guano, dessen Bestandtheile nicht schädlicher Natur sind, zuzuschreiben ist, oder ob sich in der untersuchten Qualität eine schädliche Substanz befunden hat? Jedenfalls fordert der vorliegende Fall zur Vorsicht und zur ferneren Beobachtung auf.

Ein kürzlich in Boston (Amerika) verstorbenes Fräulein Townsend hat in ihrem Testament die Summe von 69,000 Dollaren zur Errichtung einer „Heimathstätte" für alte Jungfern bestimmt, in welcher diese Schutz vor dem „Hohngelächter der Welt" finden sollen. Aufgenommen werden alle alten Mädchen, sie mögen aus Neigung oder durch den Zwang der Verhältnisse ledig geblieben seyn, wenn sie in Amerika geboren und niemals polizeilich beanstandet wurden.

(Vom menschlichen Leben.) Die Anzahl der in der Welt vorhandenen Sprachen beträgt 3064 und deren Bewohner bekennen sich zu mehr denn tausend verschiedenen Religionskulten. Die Zahl der Männer ist ungefähr der Zahl der Weiber gleich. Die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen ist ungefähr 33 Jahre. Ein Viertel derselben stirbt vor Erreichung des 7. Jahres, die Hälfte vor dem 17., dagegen genießen diejenigen, die über dieses Alter hinaus leben, eines Glückes, welches der anderen Hälfte versagt ist. Von jedem Tausend Menschen wird nur einer hundert Jahre alt, und von jedem Hundert erreichen nur 6 das 65. Jahr, sowie von jeden fünfhundert Personen nur einer 80 Jahre alt wird. Die Erde hat 1000,000,000 Bewohner, von diesen sterben 333,333,333 in jedem Jahr, 91,824 täglich, 3730 stündlich und 60 in jeder Minute, oder in jeder Sekunde einer. Durch eine gleiche Anzahl Geburten werden diese Verluste aber beinahe aufgehoben. Die Verheiratheten leben länger als die Ledigen, und besonders diejenigen erfreuen sich einer längeren Lebensdauer, die ein mäßiges und thätiges Leben führen. Große Leute leben länger als kleine. Frauen haben vor Erreichung des 50. Lebensjahres eine günstigere Chance als Männer, nachher aber sehr wenig. Die Zahl der Ehen ist im Verhältniß von 75 (?) zu jedem Tausend Menschen. Hochzeiten finden häufiger nach den Aequinoktien statt, d. h. während der Monate Juni und Dezember. Die im Frühjahr geborenen Menschen sind gewöhnlich kräftiger als andere. Geburten und Todesfälle sind während der Nacht häufiger als bei Tag. Die Zahl der Männer, welche die Waffen zu tragen fähig sind, ist zu einem Viertel der Bevölkerung berechnet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Freitag, 12. April 1861.

Zwei Schwestern.

(Schluß.)

Am folgenden Tage verließ Riccardo mit zwei Ingenieuren Mailand, um in der umliegenden Gegend verschiedene Arbeiten auszuführen, welche seine Thätigkeit für eine oder zwei Wochen in Anspruch nahmen.

Das kleine Dorf N . . . liegt auf einem der schönsten Punkte an der Brianza. Die verschiedenen Landhäuser, welche es umgeben, werden im Sommer sämmtlich von den Besitzern bezogen, welche fast alle Mailänder sind und sich beim Beginn der schönen Jahreszeit nach reiner Luft und nach Freiheit sehnen. Da alle diese Sommergäste keine Geschäfte haben und die Zerstreuung lieben, so findet man stets eine große Zahl derselben bei einander, die Ausflüge nach reizenden Punkten in der Nähe und der Ferne unternehmen und gemeinschaftlich zu Mittag und zu Abend essen.

Riccardo und seine beiden Kollegen hatten mehrere Tage auf dem Grund und Boden eines dieser Landhausbesitzer zu arbeiten und befanden sich daher während der Mittags- und Abendzeit oft in zahlreicher Gesellschaft. Eines Tages wurde an dem Tisch, an welchem Riccardo saß, von dem Neffen eines der anwesenden Herren gesprochen, der binnen einigen Wochen von einer langen Reise zurückkehren sollte.

„Nicht wahr, Signore, es ist der Sohn Ihrer jüngeren Schwester?“ fragte einer aus der Gesellschaft einen Herrn Namens Geremia Malfuzio.

„Ja,“ erwiederte der Gefragte. „Er ist ein talentvoller junger Mann, aber ein zu großer Hitzkopf, — wenigstens war er es. Ich hoffe, daß die Erfahrung ihn jetzt besonnener und weiser gemacht hat. Ich habe ihm die Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland ausgewirkt . . .“

„Ist Ihr Neffe nicht mit der Tochter des Advokaten De Nolfi vermählt?“ fragte einer von Riccardo's Kollegen.

„Ja, er heirathete sie gegen meinen Willen und führte sie in ein anderes Land,“ versetzte jener; „aber seine Vermählung ist heimlich und ohne die gehörigen Formalitäten vollzogen worden!“

„Sie irren sich sehr, lieber Freund,“ erwiederte ein neben ihm sitzender Mann. „Ihr Neffe hat nicht die geringste Förmlichkeit außer Acht gelassen, und die Tochter des Advokaten De Nolfi ist seine rechtmäßige Gattin.“

„Warum wollen wir uns denn unnützer Weise streiten?“ rief die Frau Malfuzio's. „Die angebliche oder wirkliche Gattin ist ja doch nicht mehr am Leben.“

„Wie? sie ist todt?“ fragten mehrere Stimmen.

„Ja, sie ist bei einem Schiffbruch in den Wellen umgekommen.“

„Wissen Sie das gewiß?“ fragte eine Dame, die bis dahin geschwiegen hatte. „Ihr Neffe wurde auch todt gesagt, kehrt aber demnächst frisch und gesund in die Heimath zurück.“

„Nun, mag sie leben oder gestorben seyn, wir werden schon dafür sorgen, daß mein Neffe Cesare sie nicht wiederstehl,“ versetzte Malfuzio in bestimmtem Ton.

Riccardo hatte das Gespräch in einer fieberhaften Aufregung angehört; er stellte sich aber, als ob ihn dasselbe nicht interessire, und erkundigte sich dann mit anscheinender Gleichgiltigkeit bei einigen der Anwesenden nach der Familie Malfuzio's, über welche er mehr erfuhr, als er zu wissen brauchte.

Sobald er in Mailand wieder eingetroffen war, begab er sich sogleich zur Signora Letizia, erzählte ihr unter vier Augen, was er entdeckt hatte, und bat sie, unverzüglich an Mistreß Dulary zu schreiben, damit diese den Aufenthaltsort des Kapitäns Cesare Altavia ausfindig mache und ihn womöglich davon in Kennt-

niß setze, daß seine Gianna sich zu Mailand befinde und nur in ihm lebe. Die gute alte Dame erfüllte seinen Wunsch in freudiger Hast, und Riccardo flog mit dem Briefe in solcher Eile zur Post, daß er sich nicht einmal Zeit ließ, seine geliebte Erminia zu begrüßen.

* * *

Sieben bis acht Wochen später trat Riccardo eines Abends ganz außer Athem in das Postgebäude und fragte einen der im Hofe stehenden Postillone: „Wann kommt der Schweizer Postwagen?"

„In einigen Minuten wird derselbe eintreffen," lautete die Antwort.

Die Minuten wurden dem Harrenden zu Stunden, aber endlich rasselte der Wagen in den Hof und die bestaubten Reisenden stiegen aus.

„Wie finde ich unter ihnen den Kapitän?" sprach Riccardo bei sich, indem er alle Ankömmlinge von Kopf bis zu Fuß musterte. Ein junger Mann schien ihm am meisten Aehnlichkeit mit dem Bilde zu haben, welches Erminia ihm von dem Kapitän entworfen, und so trat er zu ihm und fragte: „Habe ich vielleicht die Ehre, den Kapitän Cesare Altavia zu sehen?"

„Nein, Signore," erwiederte der Gefragte gleichgiltig, indem er ihm den Rücken kehrte.

Riccardo wandte sich darauf an den Conducteur. „Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, welcher von den Herren, die mit Ihnen gekommen sind, der Kapitän Cesare Altavia ist?" bat er.

„Ich habe keine Zeit, Signore. Drinnen wird man es Ihnen sagen können," lautete die Antwort.

Der Ingenieur ging in das Gebäude, und als er in dem Passagierzimmer eine Gruppe junger Männer stehen sah, trat er zu diesen und fragte: „Befindet sich unter den Herren vielleicht der Kapitän Cesare Altavia?"

„Wer fragt nach mir?" rief da eine Stimme von der anderen Seite des Zimmers.

Außer sich vor Freude flog Riccardo auf den endlich Gefundenen zu, zog ihn aus dem Zimmer, sprach eine Weile sehr lebhaft mit ihm; führte ihn zwei Stunden später nach dem Hause der Signora Letizia, welche beide in großer Bewegung bewillkommnete.

„Ach, die arme Gianna befindet sich wieder in einem traurigen Zustande!" sagte die gute Dame.

„Wo ist sie? Wo ist sie?" rief Cesare athemlos. „Ist sie darauf vorbereitet, mich zu sehen?"

„Nein," erwiederte jene; „die Aerzte sagen, daß gerade eine plötzliche Ueberraschung die arme Gianna am ersten werde heilen können."

Cesare schritt rasch durch zwei Zimmer; als er an die Schwelle des dritten gelangte, sah er seine Gianna mit aufgelösten Haaren und starren Augen in einem Lehnstuhl sitzen. Sie hielt die Hände vor die Augen und sprach leise vor sich hin: „Gott! welch schreckliches Brausen! Hörst Du das Rauschen der Wogen und das Heulen des Sturmes?"

Dann ergriff sie die Hand der neben ihr sitzenden Erminia und sagte schluchzend: „Wir sind allein, — Cesare liegt auf dem Grunde des Meeres!"

„Nein, Gianna!" rief da die Schwester; „Cesare ist gerettet — er ist hier!"

Diesen Worten folgte ein gellender Schrei, ein Nachhall der wildesten Schmerzen und ein Ausdruck der höchsten Freude.

Worte sind zu arm, um solche Momente des menschlichen Daseyns zu schildern; es bleibe daher dem Leser überlassen, sich diese Scene auszumalen.

Gianna hielt ihren wiedergefundenen Gatten lange fest umklammert; es war, als fürchte sie, er könne ihr von neuem entrissen werden.

Als die Beiden noch so dastanden, näherte sich Riccardo seiner geliebten Erminia, deren Blicke das Entzücken verriethen, welches ihr Herz über die Wiedervereinigung der beiden Gatten empfand, — eine Wiedervereinigung, die einzig und allein das Werk des Ersteren war. Er ergriff ihre beiden Hände, bedeckte sie mit heißen Küssen und rief mit flehendem Blick: „Erminia! stoße mich nicht von Dir!"

Als Gianna diese Worte hörte, hob sie ihr Haupt von der Schulter Cesare's empor, schaute ihre Schwester und Riccardo einige Sekunden freudig an und rief dem Letzteren dann zu: „Ja, Riccardo, sie ist die Deine! Ihr Herz schlägt wärmer für Dich, als Du glaubst."

Gianna war binnen kurzer Zeit vollständig geheilt. Der Kapitän verzichtete auf das Geld, welches ihm sein Oheim Geremia Malfuzio zugedacht hatte; er besaß so viel, daß er nicht wegen der Zukunft in Sorgen zu seyn brauchte.

Erminia blieb noch zwei Monate bei dem glücklichen Paar und ward dann von ihrem Riccardo zum Altare geführt. Der Tag ihrer Vermählung war für die Wiedervereinigten, wie für die Signora Letizia und deren Neffen ein hoher Freudentag.

Riccardo und Erminia leben jetzt so glücklich, wie es zwei treue Herzen nur seyn können, und beide segnen die Stunde, in welcher sie einander zum ersten Mal erblickten.

Die Ehekämpen.

(Fortsetzung.)

5.

Im Schatten dieser Bäume
Auf weichem, grünen Gras
Herrn Simon's schöne Gattin
Mit ihrer Base saß.

Sie hielt ihr junges Kindlein
Fest an der jungen Brust,
Das dunkle Auge blickte
Darauf in sel'ger Lust.

Und schwarze Locken wallen
Um ihren Nacken klar,
Es blühen ihre Lippen,
Ein thauig Rosenpaar.

Wie die der West umfächelt,
So übermüth'ger Scherz
Sie schalkhaft stets umlächelt,
Frisch, wie ihr frisches Herz.

Ihr ganzes Wesen funkelt
Ein blitzender Demant —
Jolanthe ist der Perle
Anmuth'gem Schmuck verwandt.

Um ihre weiße Stirne
Lockt golden sich das Haar,
Es blickt ihr blaues Auge
So hell darein und klar,

Daß man hindurch konnt' lesen
Der reinsten Seele Grund,
Wie in des Sees Tiefe
Man sieht jed' Steinchen bunt.

Mit fröhlichem Geplauder
Betrogen sie die Zeit —
Da rauscht es in den Büschen,
Herr Corsant ist nicht weit.

Er sieht die beiden Frauen —
Ein sonnenhelles Bild,
Umrahmt von grünen Zweigen,
Umkost von Lüften mild.

Das ist ein ander Schauen
Als dort auf dem Turnei!
War es denn eine Buße,
Zu knie'n vor diesen Zwei?

Er mag es nicht erwägen
In dem erregten Sinn,
Schnell tritt er aus dem Schatten,
Knie't vor die Mutter hin.

Jolanthe springt erschrocken
Hin nach des Schlosses Thor,
Frau Bertha hebt gelassen
Das schöne Haupt empor.

Ihr kluges, dunkles Auge
Befraget, eh's erschrickt,
So hat ihn oft beim Jagen
Ein Rehlein angeblickt.

„Gegrüßt seyd, edle Dame,"
So sprach Herr Corsant nun,
„Verzeiht, daß ich Euch störe
In Eurem heitern Thun.

„Allein ein arg Verschulden
Führt mich zu Euch hieher —
Daß sie es selbst muß künden,
Es fällt der Zunge schwer.

„Beim festlichen Gelage,
Am Hofe zu Turin,
Da schmähte ich die Ehe
In übermüth'gem Sinn.

„Mit Eu'rem edlen Gatten
Mußt' ich d'rum kämpfen gehn,
Mußt' mich im Stande lassen
Vorm ganzen Hofe seh'n.

„Stark hat er mich besieget,
Befreit durch Eure Huld —
Die Damen dort verziehen
Mir gnadig dann die Schuld.

„Sie auch bei Euch zu sühnen,
Kreuzt' ich Gebirg und See.
O, wollet mir vergeben,
Frau Bertha von Bionay.

„Daß ich verlacht die Ehe,
Wie es mir dort geschehn —
Nie hätt's mein Mund gewaget,
Wenn Euch das Aug' gesehn!"

Wie lachte da Frau Bertha,
Als ihr ward solches kund,
Daß so gesiegt ihr Gatte
Für seinen Liebesbund.

Wie schlug ihr Herz voll Freude
In heil'ger Wonn' und Lust,
Wie drückte sie das Knäblein
So glücklich an die Brust.

Ihm rann es durch die Adern
Gleich dunklem Feuerwein,
So hat auf ihn geblicket
Auch einst sein Mütterlein

Vor langen, langen Jahren,
In einer goldnen Zeit,
Die fast ihm war entschwunden
In dunkle Ferne weit.

Noch lag er auf den Knieen
Und sah zu ihr hinauf,
Da hob sie schalkhaft drohend
Den weißen Finger auf.

»Ihr seyd ein schlimmer Ritter,«
So fing sie lachend an,
»Und Euch ist Recht geschehen,
Wenn Euch besiegt mein Mann.

»Doch wär' ich dort gewesen
An jener Tafelrund,
Es hätt' viel härt're Strafe
Verkündet Euch mein Mund.

»Seyd Ihr ein Frau'nverächter,
Soll's Euer Schade seyn —
Ich hätt' Euch streng geboten
Im Leben nie zu frei'n,

»Im Arme nie zu wiegen
Ein Kindlein liebewarm,
Zu leben und zu sterben
Am reichsten Glücke arm!«

Jolanthe, die zurücke
Gekehrt war an den Ort,
Erröthete und seufzte
Bei diesem letzten Wort.

Und auch Herrn Corfant fiel es
Gar schwer auf's leichte Herz:
»So grausam, edle Frauc,
Seyd Ihr wohl nur im Scherz

»Ich komme mit den Jahren
Auch noch zum Ehestand,
Der Väter Schloß und Erbe
Soll nicht in fremde Hand.

»Doch dies noch muß ich melden,
Daß schon in kurzer Frist
Herr Simon, Euer Gatte,
Zu Euch gekehret ist.

»Ich sollte mit ihm ziehen,
Allein voll Ungeduld
Konnt' ich es nicht erwarten,
Bis frei ich meiner Schuld.

»Drum einmal noch um Gnade
Fleh' ich im Staub' Euch an,
Wollt Ihr mir nicht vergeben,
Damit ich fürbaß kann?«

»Nein, nein, mein edler Ritter,
Bleibt hier nur auf der Stell',
Solch unerhört Verbrechen
Verzeiht man nicht so schnell.

»Und meines Gatten Bote
Darf ungeehrt nicht geh'n!
Herr Simon würde schelten,
Ließ' solches ich geschch'n.

»Zwar kann ich Euch nicht laden
Zu's Schloß zu süßer Rast, —
So lang mein Gatte ferne,
Herberg' ich keinen Gast.

»Doch morgen will ich bitten
Herauf zu frohem Mahl
Die Herren und die Frauen,
Die uns verwandt zumal.

»So lang will ich's bedenken,
Ob man Euch kann verzeih'n;
Herr Ritter Felsenherze,
Ich lad' Euch höflichst ein!«

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Breslauer, Herr C. F. Reisner, hat soeben eine kleine interessante Broschüre unter dem Titel „die Cigarre" herausgegeben und allen Rauchern gewidmet. Interessant dürften die statistischen Mittheilungen daraus seyn, wonach allein in Preußen, wenn man die Einwohnerzahl auf 18 Millionen veranschlagt und den 6. Theil als Cigarrenraucher, von denen jeder täglich 3 Stück und durchschnittlich à 5 Pf. raucht, annimmt, täglich 9 Millionen Stück im Betrage von 125,000 Thlr. konsumirt werden, was im Jahre 3285 Millionen im Werthe von 45,625,000 Thlrn. ausmacht.

Ein Geistlicher predigte: „Bilden Sie sich nicht zu viel darauf ein, geliebte Zuhörerinnen, daß der Herr nach seiner Auferstehung zuerst den Frauen erschien, denn er that es nur, damit die fröhliche Nachricht davon desto schneller unter die Leute komme."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Sonntag, 14. April 1861.

Die Wahrsagerin.

Aus dem Englischen von L. Du Bois.

1.

„So, Sie werden sich also nächstens verheirathen, Mr. Weston, wie ich höre?"

„Ich? hm! Wer soll denn die schöne Dame seyn, welche ihr Glück von mir erwartet?"

„Eine sonderbare Frage aus Ihrem Munde, in der That! Den umlaufenden Gerüchten zufolge, — meine einzige Quelle, — ist die Dame, deren Namen mit dem Ihrigen genannt wird, Niemand anders als die schöne, bezaubernde Lady Woodfield."

„Und wo haben Sie diese hübsche Geschichte gehört, Sir Georg, wenn ich fragen darf?" erwiederte Mr Weston, die Lippe stolz rümpfend.

„Ueberall. Die ganze Welt spricht davon."

„Ich wünschte, die Welt bekümmerte sich um ihre eigenen Geschäfte."

„Das thut sie; denn gerade das sind ihre Geschäfte, und werden es in alle Ewigkeit bleiben. Aber ich will Ihnen Etwas sagen, Freund Weston. Solche Gerüchte entstehen selten ohne allen Grund, und können einen Mann in recht fatale Verlegenheit bringen, wenn sie unwahr sind. Deßhalb möchte ich Ihnen rathen, auf Ihrer Hut zu seyn."

„Meine beste Hut ist, daß Jedermann weiß, ich denke nicht an das Heirathen."

„Im Gegentheil, Jedermann weiß, daß Sie daran denken, oder mit Ihrem fürstlichen Vermögen wenigstens daran denken sollten. Ein armer Teufel, wie ich, mag Junggeselle bleiben, denn er hat kein Recht, sich zu verheirathen; aber ein reicher Mann, wie Sie, sollte grundsätzlich eine Frau nehmen. Es ist eine Pflicht, die er gegen die menschliche Gesellschaft hat."

„Möglich, und sobald die menschliche Gesellschaft sich die Mühe nimmt, alle ihre Pflichten gegen mich zu erfüllen, so werde ich vielleicht auch diese Rücksicht in Betracht ziehen. Vorläufig habe ich jedoch noch keine solche Absichten. Und selbst wenn ich sie hätte, so wüßte ich wirklich nicht, ob meine Wahl auf Lady Woodfield fallen würde."

Sir Georg Grey war, wie er sagte, ein armer Mann, das heißt, nach der in dieser Standesklasse üblichen Bedeutung des Wortes, indem er von seinem Vater die Baronetswürde und ein so weit verschuldetes Gut ererbt hatte, daß sein Einkommen ihm nur erlaubte, sich anständig zu kleiden, ein Pferd zu halten und in seinem Klub zu leben. Er war klug und gewandt, aber zu träge, um seine Talente zur Besserung seiner Vermögensverhältnisse anzuwenden. Es gab zwar Momente, in denen er seinen Mangel an Thatkraft selbst einsah, sich Vorwürfe darüber machte und sogar versicherte, daß er sich seines zwecklosen, unthätigen Lebens schäme; allein es fehlte ihm die moralische Kraft, einen andern Weg zu betreten. Er füllte seine Zeit so angenehm als möglich aus, kümmerte sich wenig um seine Vermögensverwaltung und war nie durch irgend eine Herzensangelegenheit beunruhigt worden, welche die Stunde ihrer Geburt überlebte.

Auch sein Freund Weston war bisher von Cupido's Pfeilen unberührt geblieben, und fühlte sich stolz auf seine Freiheit, welche er jedoch eigentlich nur dem Umstande verdankte, daß er acht Jahre seines Lebens, vom Zeitpunkte seiner Volljährigkeit an bis zum jetzt erreichten dreißigsten Jahre, im Orient zugebracht hatte, um dort die Ruinen und Ueberreste einer versunkenen Größe zu besuchen und zu bewundern. Erst seit wenigen Wochen war er nach England zurückgekehrt, wo er sich auf seinem Gute Archerdown, in einer der mittleren Grafschaften belegen, niederzulassen gedachte. Für den Augenblick befand er sich jedoch noch in London, um dort mehrere seiner Jugendfreunde wieder aufzusuchen, zu denen auch Sir Georg Grey, ein entfernter Verwandter, gehörte.

Obgleich verſchieden in Geſchmack und Neigungen, hatte doch immer eine große Vertraulichkeit zwiſchen Beiden beſtanden, ſo daß Weſtons Rückkehr in ſein Geburtsland von Georg Grey mit großer Freude begrüßt wurde. Das Gerücht von der beabſichtigten Verbindung ſeines Freundes mit Lady Woodfield mißfiel ihm zwar, allein er wußte eigentlich nicht, weßhalb; denn ſie war eine äußerſt anziehende Perſönlichkeit, — eins von jenen Frauenzimmern, die gleichſam eine magnetiſche Kraft zu beſitzen ſcheinen, mittelſt deren ſie die Aufmerkſamkeit des anderen Geſchlechts unwiderſtehlich an ſich ziehen. Er hatte die Bemerkung gemacht, daß auch Weſton nicht ganz frei von dem Einfluſſe dieſer geheimnißvollen Kraft war, und ſeine Betrachtungen über den Gegenſtand kamen immer mehr zu dem Schluſſe, daß ſie kein für ſeinen Freund geeignetes Weib ſey. Dennoch hatte er, wie geſagt, keinen eigentlichen Grund für eine ſolche Meinung, wenigſtens keinen anderen, als den allgemeinen Eindruck, daß ihr anziehendes Weſen mehr äußeren Glanz als inneren Werth habe. Ihr verſtorbener Gemahl war ein Mann von großem Grundbeſitz geweſen, bedeutend älter als ſie, und ohne ſolche Eigenſchaften, welche dieſe Verſchiedenheit der Jahre hätten aufwiegen können, er hatte nie Sinn für etwas Anderes gehabt, als ſeine Hunde, Pferde und ſein Mittageſſen. Dieſer Umſtand verurſachte ihr jedoch keine Unruhe. Der einzige Einwand, den ſie gemacht hatte, als ſie von ihrer Mutter gedrängt wurde, ſeine Bewerbungen anzunehmen, beſtand darin, daß ſie befürchtete, fortwährend von ſeiner läſtigen Geſellſchaft geplagt zu werden.

Gern ließ ſie ihn deßhalb ſeinen Neigungen folgen, und er erwiederte dieſe Nachſicht dadurch, daß er ihr, ohne Klage und Vorwurf, erlaubte, ſo viel Geld auszugeben, als ſie wollte. Auf dieſe Weiſe hatten ſie zwölf bis vierzehn Jahre ruhig mit einander gelebt, als er ſtarb und ihr nichts als ein anſtändiges Witthum hinterließ, da die Güter ein Familien-Fideikommiß waren und, beim Mangel von Kindern, auf einen entfernten Zweig der Familie übergingen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ehekämpen.

(Fortſetzung.)

Herr Corſant ſprang vom Boden,
Der Scherz war ihm ſchon recht:
„Ihr macht, wohledle Dame,
Vom Ritter mich zum Knecht.

„Ich muß Euch wohl gehorchen,
Wie Ihr auch redet ſchnöd';
Die Damen an dem Hofe,
Sie waren nicht ſo ſpröd'.

„Ihr lehret mich aufs neue,
Was lang ich dachte frei,
Daß gegen Frauenwille
Nicht aufzukommen ſey.

„Zur Stund' noch wollt' ich kehren
Zum Hofe von Turin,
Nun muß ich freilich harren,
Bis Ihr mir habt verzieh'n!"

Dann neiget er ſich grüßend,
Sein Auge aufwärts blitzt —
Gar lieblich ſtand Jolanthe,
Auf Bertha halb geſtützt.

Mit eilig raſchem Schritte
Er dann zum Geh'n ſich wandt',
Noch einmal rückwärts ſchauend,
Eh' er dem Blick entſchwand.

Und als er nun in Vevey
Sich endlich ruhte aus,
Da ziehen holde Träume
Ihm durch die Sinne kraus

Es ſchwimmt ihm vor den Blicken
So wunderſam und blau;
Sind es die Zauberwellen?
Sind's Augen einer Frau? —

Frau Bertha eben denket:
„Herr Ritter lieb und gut,
Du ſollſt mir ſchon entgelten
Noch deinen Uebermuth!"

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Entdeckungsgeſchichte der Rebus und ökonomiſcher Schreibweiſe.

Von Vielen, die ſich für den in Nro. 42 der „Pfälzer Blätter" gebrachten Brief des Schreinergeſellen Gottgetreu Reinhard Siebenkäs intereſſirten, gebeten und bedrängt, bringen wir denſelben hiemit nochmals und dann deſſen Wortlaut in's Schriftdeutſche überſetzt als Auflöſung.

„2brücken ⁸/₂17.

Liebe und 3e M8alena!

1× muß ich Dir ſchreiben, da ich be8en muß, daß D1e Liebe dies wünſcht. Ich bin bis 7bürgen gereiſt, wo ich nicht weiter durfte. Ich fr8e, warum 1 8barer Schr1geſelle 0 reiſen dürfe. Darum, ſ8 man mir, es könne 0 ſ1, ich müſſe bleiben. 9! rief ich, 0 davon, — ich reiſe. Das war nicht ſ1, der auf der Grenzw8 war es aber auch 0. Er gab mir ²/₂egte mich hin + ſchlug mir 2× in's Geſicht hi9, gab mir noch 1× ⁴/₀n, 18e noch hintendr1. — Das war bitter und ich lief zurück all1 bis 5kirchen. Dort war im Wirthshauſe das Bett gan20 und ich wollte ver2feln. Die Stallm8 3felte Balſam in m1en Gram. Ganz bla60 wie 1 Schw1. Von der Reiſe thaten mir noch alle 10 wehe. Die M8 war ſehr gut, doch d8 ich, Du M8alena + ich müſſen 30 bleiben. Alſo ab, die Donau hinauf. Nicht weit voOm ging ich mit 1em andern im Walde und ſah etwas ſich regen. Jetzt gib 8, d8' ich =, ſah ſcharf hin. „Po12!" ſchrie ich da. „H11t! h11t!" Die Schwaben kamen und ſagten, ſie wären 24 unſere Geldbeutel öffnen wollten. „9!" rief ich und lief eilends davon. Gerettet wandt ich mich durch Tyrol nach Welſchland in einem Wagen. Ich w8 au5enedig. Das iſt 1e ſchöne Stadt voll reicher Leute. Doch warum 7eiden?! Sind wir 2 uns nicht 3 und glücklicher als ſie? Ich kau5enedig 1× L1wand. Vor dem Laden ſteht I. Wer mag das ſ1,000,000er⁷war's von Xheim bei 2brücken. In Venedig mußt ich zu viel arbeiten. „9!" ſ8' ich, „das kann k100tragen! Dor1000ort in Deutſchland war's beſſer." Ich reiſte 11ertig ab, und d8e, in die Schwei20s m8 zu gelangen. Da fr8e man, ob im Fel30 eſſen könnte. „O ja," ſ8' ich — und aß dazu noch 2 ⁂klöſe, weil die 1 8 deutſches Eſſen ſind. Da4 zahl ich 0 und lauf weiter, bis faſt 13 ab waren. In Mailand trank ich viel Wein und ſ8e, da ich gegen die Schweiz marſchirte: „Je20 I. daher traut, hau ich ihn." Da kommen 40 I. mit 80en übern Berg. Da zog ich doch aus, denn ich d8 an Dich, M8alena. Wir bleiben ewig 23 2 Liebende 3 bleiben wollen, darf ſich I. 0 todt ſchlagen laſſen, wo Niemand helfen kann.

„D1 3liebender Gottge3 R1hardt 7käs."

Zweibrücken, 8. Februar 1817.

Liebe und treue Magdalena!

Einmal muß ich Dir ſchreiben, da ich beachten muß, daß Deine Liebe dies wünſcht. Ich bin bis Siebenbürgen gereist, wo ich nicht weiter durfte. Ich fragte, warum ein achtbarer Schreinergeſelle nicht reiſen dürfe. Darum, ſagte man mir, es könne nicht ſeyn, ich müſſe bleiben. Nein! rief ich, nichts davon, — ich reiſe. Das war nicht fein, der auf der Grenzwacht war es aber auch nicht. Er gab mir zwei Tritte, legte mich hin und ſchlug mir zweimal in's Geſicht hinein, gab mir noch einmal fünf Dachteln, lachte noch hintendrein. Das war bitter und ich lief zurück allein bis Fünfkirchen. Dort war im Wirthshauſe das Bett ganz wanzig und ich wollte verzweifeln. Die Stallmagd träufelte Balſam in meinen Gram. Ganz blaß ächz' ich wie ein Schwein. Von der Reiſe thaten mir noch alle Zehen wehe. Die Magd war ſehr gut, doch dacht' ich: Du Magdalena und ich müſſen treu ſich bleiben. Alſo ab, die Donau hinauf. Nicht weit von Ulm ging ich mit einem Andern im Walde und ſah etwas ſich regen. Jetzt gib Acht, dacht' ich gleich, ſah ſcharf hin. „Potz Wölf!" ſchrie ich da. „Helft! helft!" Die Schwaben kamen und ſagten, ſie wären für uns, wann ſich unſere Geldbeutel öffnen wollten. „Nein!" rief ich, und lief eilends davon. Gerettet wandt' ich mich durch Tyrol nach Welſchland in einem Wagen. Ich wachte auf in Venedig. Das iſt eine ſchöne Stadt voll reicher Leute. Doch warum ſie beneiden?! Sind wir zwei uns nicht treu und glücklicher als ſie? Ich kauf' in Venedig einmal Leinwand. Vor dem Laden ſteht Einer. Wer mag das ſeyn? Emil Joner war's von Irheim bei Zweibrücken. In Venedig mußt' ich zu viel arbeiten. „Nein!" ſagte ich, „das kann kein Hund ertragen! Dort außen, dort in Deutſchland war's beſſer." Ich reiste eilfertig ab, und dachte in die Schweiz, wann ſich's macht, zu gelangen. Da fragte man, ob im Feld Reis ich eſſen könnte. „O ja," ſagte ich — und aß dazu noch zwei Mehlklöſe, weil die ein ächt deutſches Eſſen ſind. Dafür zahl' ich nichts und lauf' weiter bis faſt drei Zehen ab waren. In Mailand trank ich viel Wein und ſagte, da ich gegen die Schweiz marſchirte: „Jetzt wann ſich Einer daher traut, hau ich ihn!" Da kommen vier Zigeuner mit acht Ziegen über'n Berg. Da zog ich doch aus, denn ich dachte an Dich, Magdalena. Wir bleiben ewig treu uns; wann ſich zwei Liebende treu bleiben wollen, darf ſich Einer nicht todt ſchlagen laſſen, wo Niemand helfen kann. —"

Dein treuliebender Gottgetreu Reinhard Siebenkäs."

Mannigfaltiges.

(Ein Claqueur.) Der „Unternehmer des dramatischen Erfolges und Chef der Claqueurs“ an einem der Boulevard-Theater in Paris hatte Herrn Vermifue, einen alten Offizier, engagirt. Da jedoch Herr Vermifue zwar in's Theater ging, der übernommenen Verpflichtung aber nicht nachkam, verklagte er ihn bei dem Zuchtpolizeigerichte wegen nicht gehaltenen Handels. Herr Vermifue, ein alter, aufgeräumter Mann, erscheint ganz munter, beide Arme tief in die Seitentaschen seines Oberrocks gesteckt, vor den Schranken. Präsident: „Was hat Herr Vermifue gethan?“ Kläger: „Nichts, und das ist der Grund meiner Klage.“ Er erzählte hierauf den Sachverhalt. Präs.: „Angeklagter, was können Sie darauf antworten?“ Angekl.: „Ich bin ein alter Soldat, besitze kein großes Vermögen, daher auch nicht die Mittel, das Theater oft zu besuchen; dessenungeachtet liebe ich es so sehr wie meine Tabaksdose. Mit der Wiederherstellung des Friedens, der meinen Abschied brachte (der Teufel hole beide), habe ich Mittel gefunden, für eine Kleinigkeit in's Theater zu gehen, da ich als Claqueur nur ein Drittheil des Eintrittspreises bezahlte. Ich begab mich unter die Obhut des Brigadier-Claqueurs, und wir betraten ein Dutzend auf einmal das Parterre, uns rationell vertheilend, bevor die Thüren geöffnet wurden.“ Präs.: „Sie hatten sich anheischig gemacht, bei gewissen Stellen zu applaudiren.“ Angekl.: „Mein Engagement war, zu applaudiren, und der Applaus wird auf hundert verschiedene Arten gemacht. Einige lachen, andere weinen; einige schütteln die Köpfe, andere schluchzen konvulsivisch; einige machen beständig von ihren Taschentüchern Gebrauch und andere schlagen sich die Hände wund. Was mich betrifft, so applaudirte ich nach meinen besten Kräften und in der mir zusagenden Weise.“ Kläger: „Das Engagement war, mit den Händen zu applaudiren.“ Angekl.: „Keineswegs. Die Art, wie jeder applaudiren wollte, blieb Sache des Geschmacks und der Wahl. Andere zogen es vor, ihre Hände in Bewegung zu setzen, ich that es nicht. Als nun jedesmal der zweite Aufzug des Stückes begann, machte das Klopfen des Stockes des Herrn Chefs einen wunderbaren Effekt. Die Claqueurs erhoben sich und entfalteten ihre Macht. Der Stab des Kapellmeisters im Orchester war nicht unabläßiger in Bewegung als der unseres Chefs, und das rauschende Orchester unter einem Befehl machte, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, einen höllischen Lärm. Die „Kreuzfeuer“, die „Nachsalven“, die artigen Schattirungen feinerer Rührung, die diktatorischen Worte kritischer Schärfe — Alles mit bewunderungswürdigem Takt gehandhabt, während vor der zur Nachahmung hingerissenen Gallerie beständig Donner erschallte, der dem neuen Stücke einen triumphirenden Erfolg sicherte.“ Kläger: „Sie trugen sicherlich nicht zu diesem Erfolge bei.“ Angekl.: „Ich hatte die Absicht, von Herzen zu klatschen, die Absicht gilt für die That selbst.“ (Gelächter im Publikum.) Kläger: „Dem Herrn ward damals bemerkt, es sey nothwendig, am Klatschen theilzunehmen, er behielt aber seine Hände in der Tasche. Seine Antwort auf jede Vorstellung war, daß er nicht den ganzen Abend über in einemfort klatschen könne. Ich entließ ihn, er suchte aber zu drei verschiedenen Malen nach, um wieder in mein Korps der „**artistes manipulistes**“ aufgenommen zu werden. Die Dienstesfunktionen, welche mit meiner Anstellung verbunden sind, sind so ausgedehnt und führen mir immer solch eine Anzahl neuer Gesichter vor, daß ich ihn jedesmal wieder engagirte, indem ich vergaß, schon früher mit ihm zusammengetroffen zu seyn. Nun hörte man aber diesen Klatscher nie klatschen.“ (Großes Gelächter.) Angekl. (in das Gelächter herzlich einstimmend): „Das ist wahr. Ich übernahm den Posten eines einsamen Unterbrechers als scheinbarer Chef der feindlichen Streitkräfte; aber welchen nützlicheren Posten konnte ich einnehmen, um allgemeinen Beifall herbeizuführen?“ Präs.: „Aber warum klatschten Sie nicht?“ Angek.: „Ich schmeichle mir — aus einer guten Ursache — sehen Sie selbst.“ Mit diesen Worten zieht der Angeklagte seine Arme aus der Rocktasche, und am linken fehlt die Hand. Unter lautem Gelächter, in welches Präsident und Richter, sogar der Kläger mit einstimmen mußten, wurde der joviale Mann freigesprochen.

Bei einer Bürgerrevue in Stockholm bemerkte der Chef, der seiner bürgerlichen Stellung nach Schuhmachermeister war, indem er die schlechte Haltung eines Mannes gewahrte: „Grade gestanden, Bruder Lundström!“ „Ich kann nicht, Bruder Bergström!“ entgegnete dieser, „Sie haben mir meine Stiefel zu klein gemacht.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Dienstag, 16. April 1861.

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

Eitel, leichtsinnig und verschwenderisch, lebte die junge Wittwe weit über ihre Mittel hinaus, wodurch sie sehr bald in Verlegenheiten verwickelt wurde, welche sie nöthigten, ihre Zuflucht zu dem verderblichen Mittel zu nehmen, Geld gegen hohe Zinsen zu borgen. Sie mußte sogar den Händen eines berüchtigten Geldleihers die kostbaren Juwelen als Unterpfand übergeben, die sie von ihrem verstorbenen Gemahl als Brautgeschenk erhalten hatte. Diese demüthigenden Umstände wurden jedoch der Welt nicht bekannt, und da sie sich hütete, ihre zerrütteten Verhältnisse durch das leiseste äußere Zeichen zu verrathen, so blieb sie noch wie vor der glänzende Stern in den Kreisen ihrer Gesellschaft.

Sie war unzweifelhaft eine sehr hübsche Frau; nicht gerade klassisch schön, aber mit jener Art von Reizen begabt, die am meisten verführerisch sind. Ihr Alter, nach eigener Angabe, war sieben und zwanzig; allein da Jedermann wußte, daß bei einer Wittwe sieben und zwanzig nichts weiter als eine Redefigur ist, so konnte deren Angabe an Stelle der richtigeren, drei und dreißig, nicht gerade als ein Betrug angesehen werden. Von den vielen Anträgen, welche ihr während des Wittwenstandes gemacht worden waren, hatte ihr kein einziger der geringsten Beachtung würdig erschienen. Anders jedoch verhielt es sich, als Weston in die Reihe der Bewerber treten zu wollen schien. Alle Menschen sind für Schmeichelei empfänglich; es ist ein Fehler, den Adam in die Welt gebracht hat, und der wahrscheinlich erst mit dem letzten Menschen daraus verschwinden wird. Niemand wußte dies besser als Lady Woodfield, und Niemand verstand es besser als sie, Nutzen aus dieser Kenntniß zu ziehen. Weston mußte sich schmeicheln lassen, er mochte wollen oder nicht; und während er behauptete, keinen Gedanken an Heirath zu hegen, befand er sich auf dem Wege zu Hymens Tempel schon viel weiter als er glaubte. Sicher im Bewußtseyn seiner eigenen Kraft, hörte er Georg Grey's Warnung mit Gleichgiltigkeit, und die über ihn umgehenden Gerüchte mit Verachtung an, indem er zu sich selbst sagte: „Sie ist allerdings sehr interessant; aber das letzte Weib in der Welt, das ich mir zur Frau wählen würde."

Eines Tages ging er langsam eine von Cavendish Square auslaufende Straße hinab und dachte über die Abgeschmacktheit der in Betreff seiner cirkulirenden Gerüchte nach, als er plötzlich einen lauten Schrei aus einem Laden erschallen hörte, an dem er soeben vorüber gegangen war. Schnell dahin zurückkehrend, sah er beim ersten Blicke, daß schleunige Hilfe geleistet werden mußte. Er sprang in das Lokal hinein, riß seinen Rock ab und warf ihn um die Dame, deren leichtes Musselinkleid in hellen Flammen stand; während der Verkäufer, besinnungslos vor Schreck, hin und her rannte und nicht wußte, was er thun sollte. Durch große Anstrengung und Geistesgegenwart gelang es Weston, die Flammen zu ersticken, ehe sie der Dame andern Schaden hatten thun können, als ihr Oberkleid theilweise zu zerstören. Das sehr hübsche junge Mädchen befand sich natürlich in sehr heftiger Aufregung durch diesen schrecklichen Zufall, der, wie sich ergab, durch die Nachlässigkeit eines Knaben veranlaßt worden war, welcher, indem er durch den Laden ging, ein sich entzündendes Streichhölzchen hatte fallen lassen; allein bald erholte sie sich genügend, um ihrem Retter danken zu können.

„Wenn ich nicht irre," sagte sie mit den süßesten Tönen, „so ist es Mr. Weston, dem ich diese rechtzeitige Hilfe verdanke."

„Mein Name ist allerdings Weston," erwiederte er erstaunt; „allein, verzeihen Sie mir, ich muß zu meiner Schande bekennen, daß ich mich nicht erinnern kann —"

„Er kann ſich meiner nicht mehr erinnern," war ihr trüber Gedanke. Aber ſchnell dieſen verdrängend, ſagte ſie laut: „Mein Name iſt Angelo. Ich glaube, ich habe Sie im Hauſe der Mrs. Armſtrong geſehen."

„Ganz richtig, jetzt erinnere ich mich vollkommen. Ihr Herr Vater iſt Mr. Leonhard Angelo in Stighgate. Ich habe die Ehre, ihm nicht unbekannt zu ſeyn, und Sie werden mir deßhalb erlauben, Miß Angelo, daß ich Sie ſicher bis zu Ihrer Wohnung begleite. Nach einem ſolchen Schreck dürfen Sie nicht allein gehen."

Die junge Dame lehnte jedoch ſeine Begleitung mit vielem Dank ab, und ſagte, indem er ſie in den ihrer wartenden Wagen hob:

„Mein Vater wird Ihnen ſeine Aufwartung machen und den ſchuldigen Dank für das, was Sie für mich gethan haben, beſſer ausdrücken, als ich vermochte."

Weſton lehnte höflich allen Anſpruch auf Dankbarkeit ab, ſprach ſeine Hoffnung aus, daß der unglückliche Zufall keine nachtheiligen Folgen für ſie haben werde, empfahl ſich und ſetzte ſeinen Weg fort, ohne weiter viel an das Ereigniß zu denken. Allein nicht ſo die junge Dame, welche er vielleicht von einem ſchrecklichen Tode errettet hatte.

Roſina Angelo war die Tochter eines Diamantenhändlers, welcher in Stighgate, einer Vorſtadt Londons, wohnte, aber ſein Geſchäftslokal in Bedford Square hatte. Er war zwar in England geboren, aber von ausländiſcher Abkunft, und Wittwer, weßhalb ſeine Tochter Roſina als alleinige Herrin im Hausweſen herrſchte. Sie war jedoch nicht ſein einziges Kind, denn er hatte zwei Söhne, von denen ſich der eine in der Armee, der andere aber bei einer auswärtigen Geſandtſchaft befand, und konnte deßhalb nicht für eine große Erbin gelten, obgleich ihr Vater ein reicher Mann war. Sie war ein ſtilles, wohlgebildetes Mädchen, höchſt anſpruchlos und ſo zurückhaltend in Geſellſchaft, daß ſie von denjenigen, welche nicht näher mit ihr bekannt waren, für kalt und unempfindlich gehalten wurde; allein eine ſolche Annahme beruhte auf großem Irrthum. Die anſcheinende Kälte war nur Zurückhaltung, welche aus Mangel an Selbſtvertrauen entſprang, und ihr angebticher Mangel an Gefühl und Empfindung war die Ruhe eines denkenden Geiſtes. Beim erſten Anblick wurde ihre Schönheit von wenigen beachtet, weil ſie nicht von jener blendenden Art war, die das Auge ſogleich mit vollem Glanze trifft; aber wie der Tag nur allmälig heraufdämmert und mit jedem Augenblicke heller und heller wird, ſo ſtrahlte ihr liebliches Geſicht einen immer zunehmenden Glanz aus, je länger man es betrachtete. Das tiefblaue Auge war in Gegenwart von Fremden gewöhnlich niedergeſchlagen und durch lange, ſeidene Wimpern verſchleiert, aber ſein ſanfter Ausdruck verrieth ein warmes und tief fühlendes Herz. Die Häuslichkeit war ihre eigentliche Sphäre. An andern Orten wurde ſie oft durch untergeordnete Sterne verdunkelt; aber dort ſtrahlte ſie und verbreitete Licht und Glanz nach allen Seiten. Da ihr Vater im Rufe großen Reichthums ſtand, fehlte es ihr nicht an zahlreichen angebtichen Anbetern; allein die Schmeicheleien derſelben wurden mit einer ſolchen Kälte aufgenommen, daß es unter Letzteren allgemein hieß, Roſina Angelo ſey zwar ein recht hübſches Mädchen, aber ein höchſt beſchränktes und unempfindliches Weſen. Sie ahnten nicht, welche reiche Mine häuslicher Tugenden und warmen Gefühls unter dieſer Eisdecke verborgen lag. Allein jener Gleichgiltigkeit ungeachtet gab es ein männliches Weſen, deſſen Blicke und Worte ihr ein mehr als gewöhnliches Intereſſe abgewonnen hatten, und dies war Mr. Weſton. Sie hatte ihn öfters in den Geſellſchaften der Mrs. Armſtrong geſehen, wo Lady Woodfield die herrſchende Schöne war, und faſt gewünſcht, einen eben ſo glänzenden Verſtand und ein eben ſo leichtes Benehmen wie dieſe Dame zu beſitzen, deren Eigenſchaften augenſcheinlich einen großen Reiz für ihn hatten. Zu anderen Zeiten wunderte ſie ſich jedoch darüber, wie ſie überhaupt ſo oft an einen Mann denken konnte, der ihr nie die geringſte Aufmerkſamkeit bewieſen hatte.

Es war nicht ſein Aeußeres, ſeine Perſönlichkeit, was ſie anzog, ſondern es waren die hochherzigen Geſinnungen, welche ſie ihn, während ſeines Geſprächs mit Anderen, in wohlklingender, beredter Sprache hatte äußern hören und die ſie unwillkürlich mit dem faden und frivolen Geſchwätz anderer Männer verglich. Kein Wunder alſo, daß nach jener Handlung, welche ihm einen Anſpruch auf ihre Dankbarkeit gab, ein noch wärmeres Gefühl in ihrem Buſen zu keimen begann. Sie wurde tiefſinnig, zu Zeiten faſt melancholiſch, machte gern einſame Spaziergänge und fand einen beſonderen Genuß darin, ſich jenes ſchreckliche Ereigniß mit allen einzelnen Umſtänden in das Gedächtniß zurückzurufen, welches ihr das Recht verliehen hatte, ihn ihren Retter zu nennen, — ein Recht, das ſie nicht für alle Schätze Indiens aufgegeben haben würde.

Als ſie ſich eines Morgens mit ihrem Vater beim Frühſtück befand, ſagte Letzterer, ohne zu ahnen, welches Intereſſe der von ihm berührte Gegenſtand für ſie hatte:

„Es iſt doch jammerſchade, daß ein Mann wie Weſton ſich an eine ſo herzloſe Coquette wegwirft, wie dieſe Lady Woodfield iſt."

„Woher weißt Du, daß das seine Absicht ist, lieber Vater?“ fragte Rosina, während ihre Hand ein wenig zitterte, mit dem sie ihm den Kaffee reichte.

„Je nun, man spricht ja schon längere Zeit ganz allgemein davon, so daß ich es für eine abgemachte Sache halte. Es thut mir leid um ihn, denn er wird diesen Handel theurer bezahlen müssen, als er glaubt. Allein wenn ein Mann sich durchaus seinen Verstand will wegschmeicheln lassen, so muß er auch die Folgen tragen.“

Rosina verstand nicht die volle Bedeutung dieser Bemerkungen, welche sich auf Mittheilungen bezogen, die ihm in seinen Geschäftsverbindungen als Diamantenhändler gemacht worden waren und vermöge deren er in Erfahrung gebracht hatte, daß Lady Woodfield, nachdem bereits sämmtliche ihr zugehörige Juwelen für eine hohe Summe verpfändet worden waren, jetzt noch ein neues Darlehen unter dem Vorgeben erheben wollte, daß sie mit dem reichen Besitzer von Acherdown verlobt sey. Wenn er ein vertrauter Freund von Weston gewesen wäre, so würde er keinen Anstand genommen haben, ihm über diese Dinge die Augen zu öffnen; allein diese Bekanntschaft mit ihm war nicht von der Art, um eine Einmischung in ein so delikates Verhältniß zu rechtfertigen, die einzige Person, der er deßhalb diese zufällig erlangte Kenntniß von den Umständen der lebenslustigen jungen Wittwe mittheilte, war seine Schwägerin, eine unverheirathete Dame, welche unweit von ihm in Highgate wohnte und, da Rosina ihre Tante sehr lieb hatte, fast täglich sein Haus besuchte.

Miß Somerset war eines jener gutherzigen weiblichen Wesen, die, wenn sie den Meridian des Lebens überschreiten, die warmen und heiteren Empfindungen der Jugend nicht hinter sich lassen und vergessen; und obgleich sie selbst nur wenig Erfahrungen in der Liebe hatte, so wurde es ihr doch nicht schwer, das Vorhandenseyn dieser Leidenschaft bei Anderen zu entdecken. Sie hegte deßhalb keinen Zweifel, daß dies auch mit ihrer Nichte der Fall sey, und sagte mehr als einmal zu sich selbst: „Schade, daß er sie nicht besser kennt; das Mädchen ist mehr werth als hundert solcher Weiber wie Lady Woodfield!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehekämpen.

6.

„Zu leben und zu sterben am reichsten Glücke arm!“
Es füllt Jolanthens Seele dies Wort mit stillem Harm,
Es tönet in ihr weiter, wie eine Harfe hehrt
Noch lange, wenn schon ferne die Hand, die sie belehrt.

Sie stand am Bogenfenster, sah in die stille Nacht:
Im Mondenstrahl erglänzet der Alpen hohe Wacht,
Der Mondenstrahl umwebet den See mit gold'nen Säumen,
Er lockt das arme Herze zum Sehnen und zum Träumen.

Und leise, leise ziehet, wie ferner Geisterklang,
Jetzt durch des Schlosses Hallen gar lieblicher Gesang:
Frau Bertha auf den Knieen vor einem Bettlein lieget,
In Schlaf und süße Ruhe ihr holdes Kindchen wieget.

Jolanthe, o Jolanthe, sieh' nicht auf dieses Glück,
Und vor der Welt da draußen verschließe deinen Blick!
Dir kann in Klostermauern nicht die Erinn'rung frommen,
Wie selig eine Mutter und die Natur vollkommen. —

Sie hat kein Schloß und Erbe, allein, verwaist stand sie,
Kaum kannte sie den Vater und Mutterliebe nie, —
Die fromme Braut des Himmels, will sie den Schleier nehmen,
Sie konnte bis zur Stunde es ohne Schmerz und Grämen.

Doch ach! mit einem Male scheint ihr die Welt so hold,
Der Freundin Muttername erwärmt wie Sonnengold
Der Jungfrau reines Herze — soll sie die nie erwerben,
Soll arm am reichsten Glücke sie leben und so sterben?

7.

Welch heitres Leben wogte auf dem Schlosse
Am andern Tag, ergötzlich war's zu schau'n;
Von allen Seiten kamen hoch zu Rosse
Herbei die Ritter und die Edelfrau'n.
Der Herr von Greyerz stolz, mit reichem Trosse
Von seiner Burg zu Oron kam er traun,
Der Castellan von Chillon ist erschienen,
Und Herr von Tavel selbst ist unter ihnen

Frau Bertha, reich geschmücket zu dem Feste,
Umringt von Pagen in der Zelle stand,
Mit holdem Gruß empfing sie ihre Gäste,
Mit heitrem Wort und warmem Druck der Hand;
Doch für Herrn Corsant hob sie auf das Beste,
Zur Tafel durft' er führen sie galant,
Als Boten ihres Gatten, der bestellet
Bald seine Rückkehr, ward er vorgestellet.

Es ging der Becher fleißig in die Runde,
Und neckisch scholl Gelächter rings und Wort,
Herr Corsant mußte geben manche Kunde
Vom Hofe und dem luft'gen Leben dort.

In raſchem Flug entſchwebte Stund' um Stunde,
Doch keiner rückte von der Tafel fort,
Als roſig ſchon der Sonne letztes Strahlen
Begann des Sees weites Rund zu malen.

Der Ritter war der Frohſte wohl von allen,
Von ſeiner Schuld ſchwieg er wohlweislich ſchlau;
Auch ſie ließ nicht ein einzig Wörtlein fallen —
Sie hat gewiß verzieh'n, die holde Frau —
Und ſeine Blicke oft hinüber wallen,
Wo ſtrahlt Jolanthens Auge treu und blau,
Zu Bertha neigt er ſich mit leiſer Frage,
Daß ſie ihm, wer die ſchöne Jungfrau, ſage.

Frau Bertha ſah ihn an mit ernſter Miene:
Jolanthe iſt es, meine Muhme traut;
Zum letzten Mal iſt ſie bei mir erſchienen,
Denn bald wird ſie dem Himmel angetraut,
Bald wird ſie ihm allein nur fromm noch dienen
Im Kloſter d'Orbe als ſeine keuſche Braut.
Schwer werde ich die treue Freundin miſſen,
Die dann auf immer meinem Arm entriſſen.«

»Wie, edle Dame,« rief er mit Erſchrecken,
»Wie könnt Ihr dulden ſolches Thun fürwahr?
Der Schleier ſollte neidiſch bald verdecken
Dies blaue Aug', die edle Stirne klar?
Es ſollte ſich die Scheere züngelnd ſtrecken
Nach dieſem weichen, goldnen Lockenhaar?
So holde Roſe ſoll in Schmerz und Trauern
Verwelken hinter dumpfen Kloſtermauern?«

Frau Bertha hob die weißen Schultern leiſe
Und ſpottend zuckt es um den rothen Mund:
»Ihr ſprecht, Herr Ritter, ſehr gelehrt und weiſe,
Doch ſagt, was führt Euch her zu dieſer Stund'?
Warum ſchickt' Euch mein Gatte auf die Reiſe? —
Wenn kämpft die Jugend gen der Ehe Bund,
Kann wohl den Mägdlein Beſſ'res nicht geſchehen,
Als daß ſie ruhig in ein Kloſter gehen!«

Der Ritter biß ſich auf die ſtolze Lippe,
Sie hatte Recht, Herrn Simon's klug Gemahl,
Feſt ſaß er jetzt auf ſeiner eignen Klippe;
Er mußt' bereu'n, es blieb ihm keine Wahl,
Sich ſelbſt verklagen hier vor ihrer Sippe —
Schnell ſprang er auf und Allen dort im Saal
Hat er mit lauter Stimme dann verkündigt,
Warum er kam und wie er ſich verſündigt.

Da gab es Spott und Lachen ohne Ende;
Die Männer zwar geriethen faſt in Streit,
Die Frauen aber klatſchten in die Hände
Und prieſen laut Herrn Simon's Tapferkeit.

Der Ritter aber, daß das Spotten ende,
Hielt noch einmal zum Reden ſich bereit,
Ee rief, den vollen Becher hoch erhoben:
»Geſchlagen zwar, muß ich mein Schickſal loben!

»Wie hätt' ich ſonſt der Ehre je genoſſen,
Zu ſitzen hier an dieſem Ehrenplatz?
Zu tafeln mit der Schweiz berühmten Sproſſen
Iſt's meiner Schmach nicht reichlicher Erſatz?
Nie rühmt' ich mich ſo edler Tiſchgenoſſen
Und es bewährt ſich meines Hauſes Satz,
Der lautet: »Höher ſtets hinauf!« So ſteiget
Mein Anſeh'n jetzt durch das, was mich gebeuget.

»Und nur nach dieſem will ich jetzt noch ſtreben,
In kurzer Friſt ſolch herrlich Weib zu frei'n
Wie mein Beſieger, daß mir ſey vergeben,
Und ich ſo tapfer dann wie er kann ſeyn!«
Er neigt vor Bertha ſich, doch im Erheben
Blitzt auf Jolanth' ſein Aug' in hellem Schein,
Daß ihre Wange purpurroth erglühet,
Wetteifernd mit der Peacht, die draußen blühet;

Die in ein Meer von Roſen hat getauchet
Der Berge Häupter und den blauen See,
Der Liebe Blick, der Liebe Kuß — er hauchet
Hier gleiche Gluth auf Arm- und Wangenſchnee.
Wie faſt ſein Blick an dieſem Glanz ſich ſauget —
Mit Lächeln ſieht's die Dame von Bionay
Dann ſpricht ſie: »Wenn Ihr wollt nach ſolchem ſtreben,
Herr Corſant de la Breſſe, ſey Euch vergeben!«

Er drückt auf ihre Hand des Dankes Zeichen,
Noch einmal leeret man die Becher dann,
Die Männer freundlich ihm die Hände reichen,
Die Damen ſeh'n ihn triumphirend an.
Doch bald die Sterne ſich am Himmel zeigen,
Der Weg iſt weit, zum Abſchied rüſtet man;
Herr Corſant nur allein noch zögernd ſtehet, —
Gar viel hat er zu fragen, eh' er gehet!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Reaktionär.) In Mecklenburg lebt ein Rittergutsbeſitzer, der ein ſolcher Reaktionär iſt, daß er grundſätzlich nie einen Brief frankirt, um nicht das Wort „frei“ darauf ſchreiben oder eine Freimarke in die Hand nehmen zu müſſen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Freitag, 19. April 1861.

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

2.

Lady Woodfield hatte im Stillen Alles gethan, was in ihrer Macht stand, um im Publikum den Glauben zu verbreiten, daß sie auf dem Punkte stehe, sich mit Mr. Weston zu vermählen, dessen Zögern mit der sicher erwarteten Erklärung ihr bereits einige Unruhe zu verursachen begann. Sie zweifelte zwar keineswegs an seinen Absichten, aber hatte ihre besonderen Gründe, die Schritte des Bewerbers zu beschleunigen. Nachdem sie zu diesem Zwecke mehrere Pläne entworfen und wieder verworfen hatte, entschloß sie sich endlich, einen Ausflug auf das Land zu arrangiren, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit, — vielleicht durch einen einsamen Spaziergang mit dem Erwählten, — die Sache zur Krisis und den Herrn zu einem entscheidenden Schritte zu bringen. Als sie Gewißheit darüber hatte, daß Letzterer bereit war, sich dem Ausfluge anzuschließen, traf sie eiligst die nöthigen Vorbereitungen. Unter den Eingeladenen befanden sich auch Rosina Angelo und Miß Somerset; die Tante hatte jedoch die Theilnahme an der Partie unter dem Vorwande abgelehnt, daß sie sich zu erkälten fürchte, da das Wetter bei solchen Gelegenheiten in der Regel eine nasse Wendung nehme. Rosina sollte sich deßhalb der Armstrong'schen Familie anschließen, welche ihr einen Platz im Wagen anbot.

Sie hatte Mr. Weston seit jenem denkwürdigen Tage nicht mehr gesehen, an dem sie ihm ihre Rettung vom Feuertode verdankte, und freute sich darauf, wieder mit ihm zusammen zu kommen, obgleich ihr das herrschende Gerücht von seiner Verlobung mit Lady Woodfield bekannt war und obgleich sie die Ueberzeugung hatte, daß er, jenes ihr geleisteten Dienstes ungeachtet, nicht das geringste Interesse für sie hegte; denn ihr Vater hatte ihn auf die freundlichste Weise zu einem Besuche in seinem Hause eingeladen, allein er war dieser Einladung nicht gefolgt.

Der für den Ausflug bestimmte Tag war hell und klar; so weit das Auge reichte, ließ sich nichts als ein azurblauer, ungetrübter Horizont sehen. Der erwählte Ort war ein kleines, ungefähr 12 Meilen von London entlegenes Gehölz, wohin 4 bis 5 Dienstboten mit wohlgefüllten Körben, Polsterkissen für die Damen und allen anderen Erfordernissen zu einem ländlichen Bankett nach Zigeunerart vorausgeschickt worden waren. Drei offene Wagen, welche an verschiedenen Stellen des Weges zusammen trafen, enthielten die Damen und älteren Herren der Gesellschaft, während die jüngeren Männer ihre eigenen Pferde benutzten. Unter ihnen befanden sich auch Sir Georg Grey und Mr. Weston, welcher Letztere sich dicht an der Seite von Lady Woodfields Wagen hielt und eine sehr lebhafte Unterhaltung mit ihr führte.

„Sie hat ihn fest, das ist klar," sagte Mr. Armstrong, welcher mit seiner Frau, Tochter und Rosina Angelo im nächstfolgenden Wagen saß.

„Es sieht in der That beinahe so aus," erwiederte die Frau; „aber ich hätte geglaubt, daß er sich eine andere Frau wählen würde. Lady Woodfield ist in der Gesellschaft ganz angenehm, aber —"

„Still, still! meine Liebe, nichts davon! Wenn ein Mann durchaus die ihm gestellten Schlingen und Fallen nicht sehen will, so muß er sich darauf gefaßt machen; darin gefangen zu werden."

Gedankenvoll hörte Rosina diesen Bemerkungen zu, welche mit den neulichen Anspielungen ihres Vaters in Betreff dieser Dame so genau übereinstimmten, und konnte nicht umhin, den eleganten Reiter mit ängstlichem, fast kummervollem Interesse zu beobachten, während er, mit seiner leichten, schönen Haltung, neben dem Wagen der Zauberin ritt und seinen Kopf zu ihr niederbeugte, um, wie es schien,

keine Silbe ihrer Lippen zu verlieren. Sie bot augenſcheinlich Alles auf, um ihm zu gefallen, und ihre Bemühungen ſchienen nicht vergeblich zu ſeyn; denn ſein häufiges „ha! ha! ha“ bewies, daß er, wenn auch nicht ſonderlich erbaut von ihren Geſprächen, mindeſtens amüſirt wurde, was in ſolchen Fällen häufig ſchon ein großer Vortheil iſt. Lady Woodfield war in vortrefflicher Laune, denn ſie ſah, oder glaubte ſich auf ſicherem Boden zu ſehen, und zweifelte nicht, daß in wenigen Stunden ihr Triumph vollendet ſeyn werde.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ehekämpen.

(Schluß.)

8.

Friſch wie des Gletſchers Quelle
Hervorſpringt in das Thal,
Entzückt, daß ihre Welle
Begrüßt des Tages Strahl,
Und brauſend nun zerſchläget
Ihr Bett von Felsgeſtein,
Nachdem ſie ſich beweget
So lang in Nacht allein;

So friſch und ſo mit Kräftig
Herrn Torfant es durchwallt,
So war in ihm geſchäftig
Der Liebe Allgewalt:
Aus ſeinem Herz, dem kalten,
Stürzt jubelnd ſich ihr Quell,
Je mehr zurückgehalten,
Je brauſender und ſchnell.

Raſch wollt' er ſich erretten
Aus ſeiner Buße Nacht,
Nun ſeufzet er nach Ketten,
Die er ſo oft verlacht.
Nach Rückkehr er nicht fraget,
Was kümmert ihn Turin;
So oft es wieder tagt,
Sieht man zum Schloß ihn zieh'n.

Dort unter jenen Bäumen,
Wo er zuerſt ſie ſah,
Geht es in wachen Träumen,
Bis ſie ihm wieder nah;
Bis ſie inſtwandelnd kommen,
Frau Bertha mit dem Kind,
Jolanthe zwar beklommen,
Das Herz doch frohgeſinnt.

Zum Seufzen doch und Schmachten
Läßt Bertha ihm nicht Zeit,
Wollt' er die Lieb' verachten,
Fühl' er auch jetzt ihr Leid.
Er möcht' ſo gern ihr ſagen,
Was tief ſein Herz bewegt,
Mit tauſend luſt'gen Fragen
Sie ſtets zurück ihn ſchlägt.

Jolanthe zittert freilich,
Wie ſie ihn neckt und plagt.
„Ihr hattet's doch ſo eilig,
Wann zieht Ihr heim denn, ſagt?
Warum geht Ihr nicht holen
Am Hof des Herzogs dort,
Wie ich es doch befohlen,
Für Euch ein Weib ſofort?“

„Weil ich nun hier will minnen,“
Herr Torfant d'rauf entbeut,
„Ich ſtreb' mit allen Sinnen
Nach einer Schweizermaid.“
„Dann bleibet hier nicht ſtehen,
Sonſt ſeyd Ihr übel d'ran,
Sie will in's Kloſter gehen,
Ich hab' ſchon einen Mann!“

„Und doch will hier ich freien,
Frau Bertha von Bionay,
Trotz Euren Scheimereien
Bleib' ich in Euer Näh'!“
Er mochte ſchon vertrauen
Auf ſeinen Uebermuth,
Die Augen dort, die blauen,
Sie machen Alles gut.

Sie ſprechen ſo herzinnig
Von ſüßer Lieb' und Treu,
Und flehen doch ſo ſinnig,
Voll zartes Mädchenſcheu.
„O ſchweige noch, du Trauter,
Daß noch kein Hauch geſteht
Der Seele heil'gen Schauder,
Der wonnig uns durchweht.“

Er muß ſich vor ihr neigen
In ſel'ger Trunkenheit,
Dann bringt ihr banges Schweigen
Ihm neue Traurigkeit;
Auf's neue weilt voll Sorgen
Auf ihr ſein Sehnſuchtsblick,
„Geduld, noch gibt's ein Morgen!“
Schaut lächelnd ſie zurück.

O Knospe junger Liebe,
Die ſich entfaltet ſtill,

Und noch in sprödem Triebe
Den Kelch nicht öffnen will,
Du gleichst der Alpen-Frauen
Erhab'ner Majestät,
So hat bei deren Schauen
Ihn Ehrfurcht tief umweht.«

9.

Und wieder wogt's geschäftig durch die Hallen
Des Schlosses, denn des Hauses Herr ist nah,
Noch einmal fast so fröhlich hört man schallen
Frau Bertha's helles, frisches Lachen da.

Voll Eifer eilet sie durch Schloß und Gänge
Noch ordnend dies und jenes schnell behend,
Herr Corsant stehet bei der Diener Menge
Und sieht, wie schön solch Weiberregiment.

Und sieht, wie lieblich auch Jolanthe waltet,
Kaum hat zu einem Blick sie für ihn Zeit,
Wie wird's erst seyn, wenn sie als Hausfrau schaltet
Auf seinem Schloß so leer und öd' bis heut'.

Da tönt der Klang der Hörner durch die Räume;
»Herr Simon ist's!« ruft alles hochentzückt; —
Bald unter'm Dach der alten, treuen Bäume
Hält Weib und Kind er an die Brust gedrückt.

Und hinter denen purpurübergossen
Jolanthe steht, Herrn Corsant an der Hand,
Fest hält er die in seine eingeschlossen,
Heut' bleibt er Sieger ohne Widerstand.

„Willkommen, Ritter,« ruft mit lautem Lachen
Herr Simon, »hier im Schlosse von Blonay,
Ihr habt vollführt die aufgetrag'nen Sachen
Schon bis zum allerletzten, wie ich seh'!«

Und Bertha drauf: »So tapfer im Besiegen,
Mein Herr Gemahl, Ihr warft ihn in den Staub;
Doch wir erobern, und so hat verstiegen
Er sich sogar zu frechem Klosterraub!«

Herr Simon küßt Jolanthe auf die Wangen:
»Ei, Jungfräulein, was sticht Dich plötzlich an,
Wie trugst Du nach dem Kloster heiß Verlangen,
Jetzt nimmst Du statt des Schleiers einen Mann?«

Der Ritter schaut frohlockend um im Kreise:
»Ihr seht, ich bin besiegt nicht allein:
Doch, Heil der Schmach! Heil meiner weiten Reise,
Die her mich führt', solch lieblich Kind zu frei'n.

»Herr Simon, gebt zur Gattin mir Jolanthe,
Auf meinen Uebermuth schaut nicht zurück!
Sie und Frau Bertha schnell den Sinn mir wandte,
Ich glaube auch jetzt an der Ehe Glück!«

»Nun seht, wie trefflich ich an Euch gehandelt,
Daß ich Euch Arm und Beine fast entzweit;
So sey ein jeder Ketzer umgewandelt,
Der zweifle an der Ehe Herrlichkeit!

»Nehmt meinen Segen und, Jolanthe, flöße
Ihm immer solches Liebesfeuer ein,
Daß er beweise flugs durch Hieb und Stöße,
Wie schön es ist, ein gutes Weib zu frei'n,

Wenn wieder kommt ein Ritter, so ein kecker,
Der von des Hauses Glück nichts weiß und kann,
Zu Boden schlag' er erst den kühnen Recker
Und schick' ihn in der Frauen Schule dann!«

Noch einmal Bertha in den Arm er schließet,
Und auch Herr Corsant kann nichts Beff'res thun,
Ob auch der Thräne Perle hell ergießet
Sich aus Jolanthens schönem Auge nun.

Er küßt sie fort die Zeichen süßer Wonne,
Daß bald es wieder lächelt hell und blau,
Wie heiß und durstig trin't der Strahl der Sonne
Vom Kelch der Rose weg den Morgenthau.

Dann ging's hinein, zur frohen Tafelrunde,
Doch nur ein einz'ger Trinkspruch ward gebracht,
Herr Simon rief ihn aus mit stolzem Munde —
Der Gattin galt's, die ihn so stark gemacht!

*

O hoffen wir, daß auch in unsern Zeiten
Noch so beglückend ist das Band der Eh',
Daß jedem, der es spöttisch will bestreiten,
Wird so ein Feind wie Simon von Blonay!

Mannigfaltiges.

(Die Seekrankheit.) Anfangs glaubt man in der Veränderung der Lage, in allen kleinen Listen, welche ein unendliches Gefühl des Leidens nur eingeben kann, Hilfe gegen die entsetzlichen Angriffe zu finden, die mit jeder Erneuerung schmerzlicher und entnervender werden. Bald aber verliert sich auch die letzte Spur dieser kläglichen Energie. Mit beiden Armen an die Ränder des Bettes angeklammert, zittert man dem Augenblicke entgegen, den das nahende Gekrach der Balken verkündet. Die Schlafsäle der Kajüte befinden sich nämlich hinten im Spiegel des Schiffes und die Betten sind in der Weise an den Wänden angebracht, daß sie der Längsachse der Schiffe parallel laufen. So lange dieses eine Woge hinaufkletteri, befindet man sich in einem Stadium

momentanen Wohlseyns; nun aber hat das Schiff mit seinem Vordertheile die Spitze der Woge erreicht, es überschreitet dieselbe, um auf der entgegengesetzten Seite hinabzugleiten, die Balken beugen sich und knattern in dem Maße, als sie über die Woge hinausragen, und dies knatternde Geräusch schreitet allmälig von vornen nach hinten, bis es über den Häuptern der Kajütenbewohner an dem Steuerruder ausläuft. Das ist der kritische Moment, das allgemeine Signal zum Losbrechen. Während das Gekuatter sich nähert, hat man das Gefühl einer entsetzlichen Leere. Es ist, als würden alle Eingeweide langsam aus dem Leibe hervorgehaspelt, und dies Gefühl ist so entmannend, daß man in solchen Augenblicken nicht den mindesten Widerstand leisten würde, geschähe auch was da wolle. Diese Apathie nimmt mehr und mehr zu und endlich tritt jenes letzte Stadium ein, wo man Nichts mehr sieht, hört und fühlt und das ganze Individuum daliegt, wie ein Klotz, den von Zeit zu Zeit konvulsivische Bewegungen erschüttern.

Die Erfahrung lehrt:

„Gehe niemals mit leerem Magen auf ein Schiff, auch wenn Du wüßtest, daß unmittelbar nach der Abfahrt zu Mittag gespeist werden sollte. Speise vorher zu Mittag und wiederhole dies eine Stunde später und Du wirst Dich so wohl befinden, wie ein Fisch im Wasser, während Du unvermeidlich die Seekrankheit bekommen wirst, sobald Du das Verdeck mit leerem Magen betrittst." (Professor Karl Vogt in: Altem und Neuem aus Menschen- und Thierleben.)

Bei großen Festlichkeiten, wie die neulich in Straßburg und Baden, gibt es jeweils einen Punkt, der, wie sehr er auch dem Interesse des „guten Geschmacks" dient und von den Theilnehmern selbst gewürdigt wird, in der Berichterstattung gewöhnlich zu kurz kommt: — wir meinen den gastronomischen. Folgendes waren die Speise- und Weinkarten:

a. Straßburg. **Potage à la reine. — Relevés. Saumons du Rhin sauce hollandaise. Filets de boeufs, jardinière. Chambons de Mayence au Madère. — Entrées. Poulardes à la maréchale. Cotelettes d'agneau provençale. Filets de soles champignons. Becasses, aux truffes. — Legumes. Haricots verts. Petits Pois. Artichauts. — Rotis Chevreuil, sauce poivrade. Faisans à la Perigueux. Dindes au cresson. Chapons de Bresse. Patés de foies gras. Fruits de la Forêt noire. Soumonneaux du Rhin. Homard, sauce tartare. Buisson d'ecrevisses. — Entremets. Pudding au rhum. Gateaux à la regence. Tranches chinoises. Claces a la vanille. Dessert.**

Weine. Spanische, Burgunder, Bordeaux, Moselwein, Johannisberger, Champagner u. a.

b. Baden. Hühnerklösesuppe. Krebssuppe. Beilagen. Caviar. Geräucherter Lachs. Radieschen und Butter. Sardinen und Salami. Seeforellen. Westphälischer Schinken in Madeira. Lummel mit Jüblingsgemüsen. — Makkaronipastete. Schnepfen in Trüffelsauce. Champagner-Sauerkraut mit Gänseleber und Bratwürstchen. Spargeln. Junge Kapaunen mit Kresse. Rehbraten. Kopfsalat. Reis mit gemischten Früchten. Eingekochtes Obst. Biscuit mit Mandeln. Krachspeise nach Pariser Art. Gefrornes von Himbeeren und Vanille. Aufsätze. Nachtisch.

Weine. Madeira. Markgräfler. Affenthaler. — Markgräfler Reckenhager 1834er. Leisten-Riesling 1857er. Steinberger Kabinet 1857er. Bordeaux Lafitte. Champagner. Tokayer. (Karlsr. Ztg.)

Ein Bauer arbeitete eines Tages auf dem Felde in Sturm und Regen und kam Abends ermüdet und bis auf die Haut durchnäßt nach Hause. An der Thüre trat ihm seine liebe Frau entgegen, die den ganzen Tag zu Hause war. „Lieber Mann," sagte sie, „es hat immer so stark geregnet, daß ich kein Wasser holen konnte, und so war ich denn auch nicht im Stande, Dir eine Suppe zu kochen. Du bist einmal naß, hole doch ein paar Eimer Wasser; mehr naß kannst Du doch nicht werden." Gegen diesen Grund ließ sich nichts einwenden, der Mann nahm also die Eimer und holte Wasser aus dem ziemlich weit entlegenen Brunnen. Als er wieder in sein Haus kam, saß seine Frau gemüthlich am Feuer; er nahm deßhalb einen Eimer nach dem andern und überschüttete mit dem Wasser seine Frau, worauf er sagte: „Nun bist Du ebenso naß als ich, und kannst das Wasser selbst holen; mehr naß kannst Du doch nicht werden."

(Der fortgesetzte Verlust.) Bedienter: „Jetzt weiß ich nit, thut mir's mei Herr mit Fleiß, oder kennt er den Biersatz gar nit; schenkt mir da schon zweimal an Sechser und sagt: „„Da Johann, da trink er a Maß Bier auf mei Wohl."" — Und ich, ich verlier allemal an Kreutzer dabei.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 48. Sonntag, 21. April 1861.

Entsage!

Schweigst du im Glück und jubelst mit den Frohen,
Und ist dein Glücksstern plötzlich dir entflohen,
So weine nicht, erhebe keine Klage,
Entsage!

Entsagung nur bringt uns in jene Sphären,
Die weder Schmerz noch Kummer uns gewähren,
Sie schaffet uns allein zufried'ne Tage,
Entsage!

Es lächelt stolz des Lebens Frühlingssonne,
Und unsre Herzen schlagen voller Wonne —
Fort ist sie wie mit einem Zauberschlage,
Entsage!

Entsage, ruf ich Jedem zu hienieden,
Entsagung nur bringt uns den wahren Frieden,
Sie löst mit Wunderkraft uns jede Frage,
Entsage!

Und habe ich des Lebens Ziel gewonnen,
Und ist des Lebens Quelle mir zerronnen,
So ruf ich noch am letzten meiner Tage:
Entsage!

Entsagung löst am Schacht der stolzen Herzen
Das Erz des Kummers und der Lebensschmerzen —
O, weine nicht, erhebe keine Klage,
Entsage! ——

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

Kurz nach Mittag erreichten die Wagen das Gehölz, einen wirklich reizenden Ort und ganz geeignet, einen zaudernden Liebhaber zum entscheidenden Schritte zu bringen. Die Wagen und Pferde wurden verlassen und der Obhut der Dienstboten übergeben, worauf die Gesellschaft sich in der heitersten Stimmung nach dem Orte begab, wo die auf dem Rasen ausgebreiteten Erfrischungen ihrer warteten. Man nahm ein leichtes Frühmahl ein, und Lady Woodfield, welche einstimmig als Leiterin des Ganzen angesehen wurde, machte hierauf den Vorschlag, daß die Gesellschaft sich zwei Stunden lang zerstreuen und in einzelnen Gruppen unter wandern, nach deren Ablauf aber sich zu dem inzwischen unter dem Schatten prächtiger Kastanienbäume zu servirenden Mittagsmahle wieder einfinden solle. Dieser Vorschlag wurde von Allen angenommen, worauf die Dame Westons Arm ergriff, einen kleinen Fußpfad mit ihm einschlug, und sehr bald im Gebüsche verschwand, während die Anderen in kleineren oder größeren Gruppen zurückblieben.

„Das nenne ich kaltblütig," bemerkte ein Herr lachend und den Verschwindenden nachblickend.

„Ich würde es eher heißblütig nennen," sagte ein Anderer; „aber hüten wir uns, ihnen in den Weg zu kommen."

Das Paar, dem diese Spötteleien nachgesendet wurden, setzte seinen Weg durch die waldige Einsamkeit fort und unterhielt sich über verschiedene interessante Gegenstände, namentlich über ein seltsames Abenteuer, welches Weston im Oriente begegnet war.

„Also glauben Sie wirklich an magische Kräfte?" fragte die Dame mit bezauberndem Lächeln; „ich hätte Sie nicht einer solchen Schwachheit fähig geglaubt."

„Wenn es eine Schwachheit ist, an Zauber zu glauben," erwiederte er, ihr gerade in's Auge blickend, „so muß ich mich allerdings derselben schuldig bekennen; und da ich im Begriffe stehe, meine Sache ganz in Ihre Hände zu legen, so hoffe ich, daß Sie nachsichtig mit mir verfahren werden."

Sie schwieg, denn die entscheidende Frage schwebte augenscheinlich auf seinen Lippen, und schon jubelte

sie innerlich über das Gelingen ihres Planes, das Aufhören ihrer Bedrängniſſe und die ſichere Ausſicht auf ein Leben in Ueberfluß und Behaglichkeit, als die Unterhaltung plötzlich durch das Erſcheinen einer Zigeunerin unterbrochen wurde, welche, in der Weiſe ihres Volkes, ſich ihnen gerade in den Weg ſtellte und mit erhobenem Finger, warnender Geberde und tiefer, feierlicher Stimme rief:

„Halt! Es iſt jetzt nicht Zeit. Ein unheilvoller Planet herrſcht über dieſe Stunde; alſo bedenket wohl, was Ihr ſprecht und thut!“

„Tretet aus dem Wege, gute Frau, und laßt uns weiter gehen,“ ſagte Lady Woodfield, feuerroth vor Aerger.

„Ihr ſolltet nicht ſo große Eile haben, ſchöne Dame,“ erwiederte die Zigeunerin. „Euer Weg iſt ſehr ungrade, und es liegen vielleicht größere Hinderniſſe darauf, als Ihr erwartet.“

„Macht Platz!“ rief Weſton mit heftigem Tone. „Mich werdet Ihr mit Eurem unſinnigen Geſchwätz nicht täuſchen.“

„Ich bin es nicht, der Euch täuſchen will, Charles Weſton,“ verſetzte die Frau, während Letzterer erſtaunt zurücktrat, „aber ich kann in den Sternen leſen; und Ihr, der im Lande der Chaldäer ſo lange geweſen iſt, ſollte an Prophezeiungen glauben.“

„Woher wißt Ihr, daß ich in jenem Lande geweſen bin?“

„Durch Inſpiration,“ lautete ihre Antwort. „Die Vergängenheit, Gegenwart und Zukunft liegen gleich offen vor mir. Es gab vor Alters Seher, — warum nicht auch jetzt?“

„Ja, Seher und Hörer,“ bemerkte Lady Woodfield verächtlich. „Ich wundere mich wirklich,“ fügte ſie, an Weſton gewendet, hinzu, deſſen Neugierde mindeſtens erregt zu ſeyn ſchien, „daß Sie die Geduld haben, auch nur einen Augenblick ſolche Abgeſchmacktheiten anzuhören. Das Geheimniß, welches der wunderbaren Kenntniß dieſer Perſon von Ihnen und Ihren Reiſen zu Grunde liegt, iſt leicht zu errathen. Sie beſchreiben mir ſoeben die Ruinen von Babylon, und ich nannte Sie bei Ihrem Vornamen. Hier, gute Frau, nehmt dies, und geht Eures Weges.“

Sie hielt ihr ein Stück Geld hin; allein die Zigeunerin trat zurück und winkte ablehnend mit der Hand.

„Nein, Lady, ich ſage nochmals, dies iſt eine unglückliche Stunde. Ich will Euer Silber jetzt nicht berühren; aber ehe der Tag ſich neigt, werde ich Euch den Beweis geben, daß ich keine unwiſſende Betrügerin bin.“

„Dann müßt Ihr allerdings geſchickt ſeyn, wenn Ihr das thun könnt,“ erwiederte die Dame mit erzwungenem Lachen.

„Was noch mehr iſt, Mylady,“ fuhr die Zigeunerin fort, „ich könnte es ſogar in dieſem Augenblicke thun, wenn Ihr es wünſcht. Drei Worte würden hinreichen. Soll ich ſie hier ſprechen, oder zieht Ihr es vor, mir ein Privatgehör zu geben?“

Im Ton und Blick des Weibes lag ein ſo ſeltſamer Ausdruck, daß Lady Woodfield nur mit Mühe ihre Unruhe verbergen konnte; denn, ungeachtet ihrer ſcheinbaren Verachtung, vermochte ſie die Verſicherung nicht zu unterdrücken, daß die Sybille vielleicht Offenbarungen zu machen im Stande ſey, welche alle ihre goldenen Träume vernichten mußten. Die auffallende Röthe in ihrem Geſichte und ein leiſes Zittern ihrer Glieder blieben nicht unbemerkt von Weſton, der ihr jedoch, mit anſcheinender Gleichgiltigkeit, den Rath gab, die drei kabaliſtiſchen Worte anzuhören, welche den Anſpruch der Seherin auf höhere Weisheit begründen ſollten.

„Tretet lieber etwas auf die Seite, Mylady; ich will ſie Euch in das Ohr flüſtern,“ ſagte das Weib; und die Dame trat mit der Verſicherung, daß ſie ſich ihrer eigenen Thorheit ſchäme, hinter ein Gebüſch, wo das Laub ſie vor Weſtons beobachtenden Blicken ſchützte.

Die Zigeunerin blieb einen Augenblick zurück und flüſterte Weſton mit leiſer Stimme zu:

„Ihr ſteht am Rande eines Abgrundes. Thut keinen fernern Schritt, ohne vorher ſeine Tiefe und die Gefahren deſſelben erkannt zu haben.“

Ein kurzes Kopfnicken ſagte der Sybille, daß ihre Warnung nicht unbeachtet geblieben ſey, und ſie folgte darauf der Dame mit langſamem, aber feſtem Schritte. Die Unterhaltung währte volle zehn Minuten, während deren Weſton ſinnend auf und ab ging.

(Fortſetzung folgt.)

Klaſſiſcher Mahnbriefſteller.

Wichtig für Jedermann, der ſeine Außenſtände eintreiben will.

1. An die Wittwe Schiddebold.

Madame!

Schiller ſagt:

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld

von 17 Thlr. 15 Sgr., wegen der ich Ihnen nun ſchon ſechs Mal geſchrieben habe. Ich bitte um endliche Abmachung.

2. Herrn v. Muckenich, Hochwohlgeboren.

Mensch bezahle deine Schulden,
Lang ist ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es so oft gethan.

Bei dieser reizenden Stelle, welche in Heine, zwölfte Auflage des Buches der Lieder, Seite 204 steht, fällt mir so recht lebendig jener Abend ein, wo ich Ihnen 20 Thaler beim Jeu geliehen habe. Wenn ich die nun nicht umgehend erhalte, werde ich mich an Ihren Herrn Papa wenden.

3. Frau Cortier Mendel, Wohlgeboren.

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast Alles, was Menschen Begehr,

aus meinem Laden entnommen, ohne auch nur durch eine kleine Abzahlung Ihren guten Willen zu zeigen. Ich bitte Sie nun, dies nachzuholen, widrigenfalls ich die Rechnung dem Herrn Gemahl unterbreiten müßte, oder den Herrn Kommerzienrath Privatmittheilungen zu machen gezwungen wäre.

4. An Frau Doktor Harpagus Wohlgeoren.

Gehrte Frau Doktor!

Sie kennen die schönen Worte Leonorens an Torquato Tasso:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,

und deßhalb frage ich bei Ihnen an, ob es sich ziemt, daß Sie mir nun schon 3 Monate 15 Thlr. 7 Sgr. schulden und meinen Hausknecht die Treppe hinunter werfen lassen? Geschieht dies auch heute, so hat meine Geduld ein Ende.

5. An die k. k. Hofschauspielerin Frau v. Dunichso, Hochwohlgeboren.

Sie sind in einem bedauerlichen Irrthum begriffen; die Worte, welche Sie gestern Abend in der siebenten Scene des letzten Aktes von Maria Stuart so ausgezeichnet zu Herzen sprechend deklamirten:

Ich habe alles Zeitliche berichtigt,
Und hoffe keines Menschen Schuldnerin
Aus dieser Welt zu scheiden,

fallen in sich zusammen, wenn Sie einmal Ihre Rechnungen durchsehen wollten. Ich bitte Sie vielmehr, mir durch Ueberbringer dieses die 17 Thl. 8 Sgr. 6 Pf. für den Sommerhut gefälligst zukommen zu lassen.

Mannigfaltiges.

Nächstens kommt in London ein Dokument, das in diesem Augenblick von besonderem Interesse ist, zur Auktion. Es ist ein Exemplar der ersten Ausgabe von Washington's Testament, worin er verfügt, daß „allen ihm persönlich gehörigen Sklaven die Freiheit geschenkt werde" und den Verkauf oder die Transportation eines solchen Sklaven, unter was immer für einem Vorwande dies geschehen könnte, streng verbietet. Aber da das Heirathsgut seiner Frau aus vielen Sklaven bestand, deren viele sich mit den seinen verheirathet hatten, so daß „durch eine sofortige Emanzipation der Letzteren peinliche Trennungen eintreten würden," so sagt sein letzter Wille, daß die Freilassung der so Verheiratheten erst nach Mrs. Washingtons Tode stattfinden solle. Sobald Mrs. Washington den letzten Willen ihres Gatten kennen lernte, emanzipirte sie jeden Sklaven auf ihrem Gute, und das Testament wurde gedruckt und in Umlauf gesetzt. So entschieden sympathisirte die amerikanische Nation (damals) mit dieser edlen Handlungsweise, daß das Testament in fast jedem Staat der Union nachgedruckt wurde. Aber Exemplare der Originalausgabe sind, selbst in Amerika, außerordentlich selten geworden.

Durch die chinesische Expedition sind nicht nur viele Kunstgegenstände aus diesem Lande nach Frankreich gekommen, sondern man hat auch noch viele werthvolle nützliche Gewächse mitgebracht, welche man ohne viele Schwierigkeiten in Frankreich zu akklimatisiren hofft. Darunter ist besonders eine Art Waizen erwähnenswerth, von den Chinesen Go-u-lan genannt. Diese Pflanze wird ganz wie unser gewöhnlicher Waizen behandelt und unterscheidet sich von letzterem nur durch einen größeren Gehalt an Nahrungsstoffen. Ihre Frucht hat Aehnlichkeit mit einem Hirsenkorn. Die Blätter dieser Pflanze werden als Gemüse gegessen und der Stiel gibt ein gutes Viehfutter. Zur Zeit der Reife erreicht der Stiel eine Höhe von etwa fünf Fuß. Eine ebenso bemerkenswerthe Pflanze ist der Pe-tsi, eine Art Lattich, nur unterscheidet er sich von diesem in der Blüthe, im Samen, durch einen feineren Geschmack und durch seine Höhe. Die Konsumtion dieser Pflanze in China soll ganz unglaublich seyn. Sie wird sowohl eingesalzen, wie eingemacht; auch vermengt man sie mit Reis, dessen Geschmack sie erhöht.

Digitized by Google

Was iſt eine Milliarde? Ein Franzoſe hat folgende Berechnung aufgeſtellt: Eine Milliarde Frankenſtücke wiegt 10 Millionen Pfd. Zum Landtransport würde es ein Fahrzeug ſo groß wie die Arche Noah erfordern, — welche, wie man weiß — 300 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch war. Wenn dieſe 10 Millionen Pfund zu Barren von einem Zoll im Geviert geſchmiedet wären, ſo würden dieſelben hinreichen, um Paris mit einem Gitter von 10 Fuß Höhe zu umgeben. Eine Linie, gebildet aus einer Milliarde Ein-Frankenſtücke, würde 750 franzöſiſche Meilen länger ſeyn als die Hälfte des Umfangs der Erde. Wenn man endlich eine ſolche Milliarde zur Zeit der Geburt Chriſti in eine Maſchine eingeſchloſſen hätte, welche in jeder Minute einen Franken auswürfe, ſo würde dieſe Maſchine, um ſich vollſtändig zu leeren, jetzt noch ungefähr 62 Jahre lang zu arbeiten haben.

Ein deutſcher Muſiklehrer erzählt unter ſeinen Erfahrungen aus Amerika auch folgenden Fall: „Nach Jahre langer Praxis und nachdem ich mich vollſtändig akklimatiſirt glaubte, erſchien eines Nachmittags bei mir eine junge Dame mit einem Notenblatte in der Hand und fragte mich, in wie kurzer Zeit ich ihr das Muſikſtück einſtudiren könne. Es war die Lancier-Quadrille. „Wenn Sie Klavier ſpielen, Madame, können Sie wohl mit dieſer Piece keine Schwierigkeit haben," gab ich zur Antwort. Sie aber erwiederte erſtaunt: „Wenn ich Klavier ſpielen könnte, würde ich Sie nicht bitten, mir die Quadrille einzuſtudiren!" Das war mir allerdings neu, aber es war doch das Stärkſte, was mir in meinem muſikaliſchen Beruf zugemuthet worden, und ich verlangte nicht nach mehr."

Aus Hamburg wird geſchrieben: „Am 2. Dez. v. J. ſchiffte ich mich in Veracruz ein, um über Havannah nach St. Thomas zu gehen, von wo der Dampfer wieder nach Varacruz zurückkehrte. Der größte Theil der Beſatzung beſtand aus ſchwarzen Matroſen. Denken ſie ſich mein Erſtaunen, als ich dieſe Neger im mexikaniſchen Meerbuſen. mehr als 6000 engliſche Meilen von der deutſchen Heimath entfernt, Friedrich Rückens Kleinen Rekruten „Wer will unter die Soldaten" mit engliſchem Text ſingen hörte. Das Herz lachte mir vor Freude, und die populäre Melodie erfüllte mich unter der heißen Zone mit warmem patriotiſchen Entzücken."

In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie am 1. April ſtellte Hr. Maiſonneuve einen von ihm operirten jungen Mann vor, dem, zur Bekräftigung der Knochentheorie des Hrn. Flourin, die vollſtändig weggenommene Hälfte der unteren Kinnlade wieder nachgewachſen war. Hr. Maiſonneuve hatte bereits früher eine Operation vollzogen, in welcher er, ſtatt eine Amputation des Fußes vorzunehmen, ein Stück des beſchädigten Knochens herausnahm, das vollkommen wieder nachwuchs.

Aus Sebaſtopol wird gemeldet, am 20. März ſey daſelbſt der Dampfer „Mithridat" vom Grund des Meeres heraufgeholt und am folgenden Tage wollte man den „Aeronaut" ebenfalls heben.

Landwirthſchaftliches.

Als vorzügliches Mittel zur Vertilgung der Raupen wird folgendes empfohlen: Man zerſchneide weiße Nießwurz, koche 2 Loth davon in 1 Maas Waſſer eine Viertelſtunde lang und ſeihe die Maſſe durch. Das Durchgeſeihete verſetze man mit 3—4 Quart Waſſer und benutze es zum Beſpritzen der Baumäſte, Sträucher und Gemüſe bei ſonnigem Wetter. Das Abkratzen und Abbürſten der Rinde von altem Moos und Flechten, ſowie das Abſchneiden der Raupenneſter mittelſt der Raupenſcheere kann nicht genugſam empfohlen werden.

Logogryph.

Eine Menge benennt die erſte Sylbe, Bewaffnet,
Und mit feindlichem Sinn bringt ſie Verderben und Tod.
Friedlicher iſt die Menge, die dir das Ganze bezeichnet;
Herrlich ſchmückt ſie das Thal, herrlich die Hügel umher.
Nimmſt zwei Zeichen du ab von des Wortes Anfang, ſo bleibt dir
Dein urſprünglicher Keim — und dein allendliches Loos.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Dienstag, 23. April 1861.

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

Seine Handlungsweise war unvorsichtig gewesen; er hatte sich vielleicht von einem Irrlicht blenden und verleiten lassen, dachte er; und dieses seltsame Weib, an dessen Sehergabe er zwar nicht glaubte, kannte muthmaßlich Manches von Lady Woodfield's Verhältnissen, dessen Veröffentlichung seine Gesinnungen ändern mußte. Auf jeden Fall wollte er sich die Sache erst reiflicher überlegen, und war froh, nicht noch weiter gegangen zu seyn und eine Erklärung von sich gegeben zu haben.

Die Dame kam endlich zurück, und obgleich innerlich ergrimmt, gab sie sich einen Schein von Heiterkeit und versuchte, über die ganze Sache zu lachen, aber bemerkte bald, daß diese Affektation einen unangenehmen Eindruck auf ihren Gefährten machte. Ein fataler Zufall! war ihr Gedanke. Von Herzen wünschte sie, daß das Weib längst als Hexe verbrannt worden wäre; und hätte es von ihr abgehangen, so würde diese gute alte Sitte gewiß zu ihrem besondern Nutzen wieder eingeführt worden seyn. Zwar fürchtete sie keine Aenderung in Westons Ansichten als Folge dieser unzeitigen Unterbrechung; allein jede Verzögerung konnte ihr, wie sie nur zu gut wußte, sehr nachtheilig werden. Mit allen Künsten, in denen sie Meisterin war, bemühte sie sich deßhalb, die Unterhaltung wieder auf den Punkt hinzuführen, wo sie abgebrochen worden war, doch vergeblich. Weston hatte augenscheinlich keine Neigung, sie zu erneuern, wenigstens nicht bei dieser Gelegenheit, und so endigte deßhalb der Spaziergang, welcher ihr so große Erfolge versprochen hatte, auf höchst unbefriedigende Weise.

Inzwischen war Georg Grey, ohne eigenes Zuthun, mit Rosina Angelo gepaart worden, und fand, zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß sie eine viel angenehmere Gesellschafterin sey, als er erwartet hatte. Sie war ihm bisher nur als eine Art von Automat erschienen, weßhalb er sich mit Resignation in sein Schicksal, diese zwei Stunden an ihrer Seite zubringen zu müssen, ergeben, aber nicht geringe Verlegenheit darüber empfunden hatte, wie er dieses empfindungslose Wesen so lange unterhalten solle. Allein bald machte er die Entdeckung, daß der still fließende Strom tiefer ist als der geschwätzige Bach, und schon nach wenigen Minuten sagte er zu sich selbst: „Sie ist doch nicht so übel, wie ich geglaubt habe!"

Allmälig gewann er mehr und mehr Interesse für sie, und fühlte sich endlich sogar hingerissen; denn in Allem, was sie sagte, lag eine solche Reinheit der Gedanken, ein so anmuthsvoller Ausdruck und ein so zartes Gefühl, wie er unter diesem kalten Aeußern nie gesucht haben würde.

„Wäre ich ein Mann, der heirathen kann, wie Weston," dachte er am Schlusse der Unterhaltung, „so würde ich sicherlich diesen stillen kleinen Stern, mit seinem sanften Lichte, jedem glühenden und blendenden Komet vorziehen. Aber jeder nach seinem Geschmack!"

Nichts gewährt ein schöneres Bild von Freude und Heiterkeit, als ein ländliches Mahl im Freien, unter dem Schatten der Bäume, an einem milden Junitage, wenn Wohlgerüche und der Gesang der Waldvögel die Luft erfüllen. Das Beiseitelegen jeder Förmlichkeit, die reine Atmosphäre, der dadurch gestärkte Appetit, und die bei solchen Gelegenheiten reiche Auswahl dessen, was den Gaumen reizen und das Herz beleben kann, — Alles trägt dazu bei, der Scene einen fröhlichen Anstrich zu geben, den auch die prächtigste Bankethalle nicht zu verleihen vermag. Allein könnte man in die Gemüther derjenigen blicken, welche diese heitere Gruppe bilden, so würde man selbst hier Mißvergnügen, Eifersucht und Unzufriedenheit, geheimen Kummer, der sich durch keine sinnlichen Genüsse stillen läßt, und den

Schmerz getäuſchter Hoffnungen und Erwartungen finden.

Sir Georg Grey, der ein ziemlich ſcharfes Auge beſaß, bemerkte bald, daß mit Lady Woodfield nicht Alles richtig war. Auch fiel es ihm auf, daß Roſina, welche bisher, während des Spazierganges mit ihm, die Unterhaltung ziemlich lebhaft geführt hatte, plötzlich ſchweigſam und nachdenkend wurde. Ihre Gedanken waren augenſcheinlich mit einem beſonderen Gegenſtande beſchäftigt; denn mehr als einmal gab ſie ihm ganz verkehrte Antworten auf ſeine Fragen, und ſchien nur Ohren für das zu haben, was Weſton ſagte, obgleich Letzterer nicht mit ihr, ſondern mit Andern ſprach, und ihr überhaupt an dieſem Tage keine andere Aufmerkſamkeit bewieſen hatte, als eine freundliche Verbeugung im Vorübergehen. Nach dieſer Bemerkung brach er deßhalb die Unterhaltung mit ihr ab.

„So, ſo!“ dachte er; „wirft mein hübſcher kleiner Stern ſeine Strahlen nach der Richtung? Vielleicht, wenn ich ihm einen Wink gäbe, wäre er klug genug, ſeine gegenwärtigen Abſichten zu ändern; das heißt wenn er die Thorheit nicht ſchon begangen hat, was ich, nach den Blicken der Dame zu ſchließen, bezweifeln möchte. Irgendwo iſt eine Schraube los, denn ich habe nicht den geringſten Zweifel darüber, daß dieſe ganze Partie nur in der Abſicht arrangirt worden iſt, um ihn feſt zu machen, und herzlich freuen ſoll es mich, wenn dieſer Plan fehlſchlägt.“

Das Mahl neigte ſich dem Ende, als die Zigeunerin abermals erſchien und ſich in einiger Entfernung, am Fuße eines Baumes, niederſetzte.

„Dort iſt wieder unſere Sybille,“ ſagte Weſton zu Lady Woodfield; „wahrſcheintich hat ſie ein Auge auf die Ueberreſte des Eſſens.“

„Um's Himmels willen, ſo mag ſie haben, was ſie wünſcht, und nur ſchnell wieder fortgehen!“ erwiederte die Dame, und rief einen der Dienſtboten herbei, dem ſie auftrug, der Zigeunerin Fleiſch, Brod und eine Flaſche Ale mit der Weiſung zu bringen, ſich ſogleich wieder zu entfernen.

Die unerklärliche Unruhe, welche Lady Woodfield bei dem Erſcheinen dieſer Perſon verrieth, fiel Weſton auf und erweckte die Vermuthung, daß dieſelbe aus einer beſondern Urſache entſpringe, und den unwiederſtehlichen Wunſch, mit der Prophetin ſelbſt zu ſprechen, um wo möglich zu hören, ob die ihm am Morgen zugeflüſterten Worte wirklich eine Bedeutung hatten.

Während er darüber nachdachte, wie dies am beſten zu bewerkſtelligen ſey, ohne ſich dem Spott und Gelächter der übrigen Geſellſchaft auszuſetzen, kam der Dienſtbote, welcher der Zigeunerin die Lebensmittel hatte überbringen ſollen, mit der Antwort zurück daß ſie weder Speiſe noch Trank bedürfe, aber bereit ſey, denjenigen in der Geſellſchaft ihr Schickſal zu verkünden, welche es zu hören wünſchten und einzeln zu ihr kommen wollten.

Die jüngeren Damen begannen jetzt unter einander zu flüſtern und verriethen durch ihr Lachen und Erröthen deutlich den Wunſch, ihr Glück zu verſuchen, ohne daß eine den Muth hatte, die Erſte zu ſeyn. Endlich erklärte Georg Grey, der Vergnügen an dem Scherze fand, daß er Allen ein gutes Beiſpiel ſetzen wolle und die Wahrſagerin in Verlegenheit zu bringen hoffe, indem er ihr ſage, daß er ſeit kurzer Zeit verheirathet ſey, und ſie auffordere, ihm ſeine junge Frau zu bezeichnen. In dieſer muthwilligen Abſicht ſchlenderte er langſam dem Orte zu, wo ſie ſaß, während die Blicke Aller ihm neugierig folgten. Die Unterredung dauerte ziemlich lange, und mit nicht geringem Erſtaunen nahmen die Zuſchauer wahr, daß ſeine anfangs leichtfertige und ſpöttelnde Miene immer ernſter wurde und endlich geſpannte Aufmerkſamkeit ausdrückte, als wenn die Beſtimmungen des Schickſals ſeinem Auge wirklich enthüllt würden. Bei ſeiner Rückkehr lag noch Erſtaunen auf ſeinem Geſicht und er verſicherte, daß es kein ſterbliches Weſen ſeyn könne, mit dem er geſprochen habe. Alle Anderen fuhren zwar fort, die Sache als einen Scherz zu behandeln, aber waren deſſen ungeachtet eifrigſt bemüht, gleichfalls in die Myſterien der Zukunft zu tauchen, und kehrten ſämmtlich mit verwunderten Blicken zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Auch eine Lebenstragödie.

In einem Saale der Malerakademie in Berlin ging es lebhaft zu. Es hatte eben 12 Uhr geſchlagen, der Profeſſor war weggegangen, und die meiſten Schüler hatten ſchon Pinſel und Palette bei Seite gelegt, ihre verſchiedenen Kopfbedeckungen ergriffen und waren die Treppen hinabgeſtürmt. Nur hie und da ſah man noch einige Nachzügler verweilen, die einen ihre beendigte Arbeit betrachtend, wieder andere verſuchend, den allzu frühen Ausreißern einen Schabernack zu ſpielen, und während es einem rothbackigen Jungen zum Ergötzen ſeiner Umgebung gelang, den daliegenden Malerkittel eines Kameraden an den Aermeln zuzunähen, eine Manipulation, die beim Anziehen deſſelben beſonders hinderlich ſeyn mußte,

Digitized by Google

war ein anderer bemüht, die Farben einer Palette höchst anmuthig unter einander zu mischen, indessen ein dritter mit kühner Hand auf eine beinahe fertige Landschaft einen Ochsen walte, dessen Hörner in das Gebiet der Fabel gehörten.

Abseits dieser lustigen Schaar saß ein junger Mann eifrig damit beschäftigt, ein Genrebild zu kopiren, dessen Mannigfaltigkeit der Figuren eine etwas schwere Aufgabe für den jugendlichen Anfänger zu seyn schien, denn er hielt oft wie muthlos ein, um dann wieder mit erneuerter Kraft fortzufahren. Seine blonden krausen Haare, schönen dunkeln Augen und eine beinahe athleïsche Figur machten ihn zu einer auffallenden Erscheinung, während bei näherer Betrachtung ein Zug von stillem Leid um den Mund und die krankhafte Blässe der Wangen dem Beschauer verriethen, daß auch in dieser jungen Seele der Kampf mit dem Leben schon gewaltet habe. Unbekümmert um den Lärm und das Getreibe seiner lustigen Umgebung, setzte er seine Arbeit mit eisernem Fleiße fort, bis eine muntere Stimme hinter ihm sagte: „Ich bitte Dich, Karl, höre mir jetzt auf, es ist schon lange Zeit zum Mittagsbrod, und wir gehen doch noch ein paar Straßen zusammen."

Der Angeredete schüttelte den Kopf und sagte kurz: „Ich bleibe noch hier und muß das Bild vollenden; diese zweite Figur im Vordergrund macht mir große Schwierigkeiten!"

„Ich glaube Dir's," sagte der andere mit dem Ausdruck gutmüthigen Bedauerns; „erinnere Dich aber auch, daß der Professor Dir immer davon abrieth; Du aber willst im Fluge ein berühmter Maler werden."

„Ja, das will ich, oder untergehen, schnell und spurlos, ohne das mitleidige Achselzucken eines Menschen sehen zu müssen," rief Karl heftig aus und stand auf, sein Bild aus der Ferne betrachtend, um dessen Wirkung besser beurtheilen zu können. Seine unzufriedene Miene zeigte, daß er nicht blind für die Mängel seiner Leistung war. Sein Freund benutzte diesen Augenblick, um ein Paket, welches er die ganze Zeit verborgen in der Hand gehalten, in das halb geöffnete Pult des andern gleiten zu lassen. Es schien nicht der erste Versuch der Art zu seyn, dies zeigte die dabei bewiesene Gewandtheit, und mit dem halb lustigen, halb brummigen Ausruf, daß wem nicht zu rathen, auch nicht zu helfen sey, drückte er die Mütze auf die dunkeln Locken und eilte den Kameraden nach.

Der Zurückbleibende war nun allein im großen Saale und schien sich jetzt erst heimlich zu fühlen. Er rückte die Staffelei auf den alten Platz, setzte sich davor und malte ununterbrochen wohl eine Stunde weiter, bis das Knarren der Thüre ihn aus dem Fleiße aufschreckte. Er blickte sich rasch um: ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, trat herein, behutsam einen Teller mit Suppe und etwas Fleisch tragend; es war die Tochter des Custos, und dieser Liebesdienst unserem jungen Menschen nichts Neues.

„Bist Du's, Hermann, mein Rabe?" sagte er scherzend, warf den Pinsel hin und sprang ihr entgegen, um ihr den Teller abzunehmen. Sie aber schüttelte altklug den hübschen Kinderkopf, stellte die Suppe behutsam auf den nahen Tisch und zog aus ihrer Tasche etwas Brod, was sie hinzulegte.

„Nun essen Sie, ehe es kalt wird," sagte sie freundlich. „Die Mutter hätte Ihnen gerne noch etwas mehr geschickt, aber es ging heute knapp, unsere kleinen Buben essen wie die Wölfe!"

Der Jüngling erröthete bis zu den Schläfen, sein Stolz wollte die Speise nicht annehmen; aber ein Blick auf das gutmüthige Gesicht der Geberin ließ ihn diese Gefühlsregung unterdrücken. Er nahm freundlich der Kleinen Hand und sagte: „Gott vergelte es Dir und Deiner guten Mutter, Sannchen. Jetzt kann ich es noch nicht thun, aber wenn ich ein großer Maler geworden bin, was ich gewiß noch werde, dann, so wahr mir Gott helfe, dann sollst Du auch sehen, daß Karl Röder kein Undankbarer ist. Für jetzt," so schloß er heiter, „habe ich keine andere Belohnung für Dich, als Dich selbst." Er öffnete sein Pult und nahm ein kleines Porträt heraus, welches er in den Mußestunden gemalt hatte und das Sannchen vorstellen sollte.

Während die Kleine hocherzückt ihr Ebenbild musterte, entdeckte Karl das Paket, welches sein Freund in den Pult geschoben hatte, und die auf's Neue sein Antlitz überfliegende Röthe bezeugte, daß er den Inhalt kannte. War doch seinen jungen Freunden dieselbe List, mit welcher sie ihm etwas Nahrung aufzwangen, schon öfters gelungen, und wenn er am Nachmittag bei ihrer Wiederkehr den Gebern danken wollte, so hatte es keiner gethan, und jeder leugnete die Mitwissenschaft ab.

Die Kleine hatte sich, ihres Geschenkes froh, schon lange entfernt, die Suppe war kalt geworden, und noch lehnte der junge Mann an derselben Stelle, das Gesicht in die Hände vergraben, indem langsam die Thränen durch seine Finger herabrieselten.

Während er nun den trüben Gedanken nachhängt, welche sein junges Leben vergiften, wollen wir erzählen, wer und was er ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine alte Dame in Krähwinkel hatte mit mehreren ihres Geschlechtes und Alters das gemein, daß Jeder, sobald er den Rücken kehrte, weidlich von ihr durch die Hechel gezogen wurde. Gleiches Loos wie Allen, widerfuhr einem jungen Dichter, an dem die Alte auch kein Haar gut ließ. Dieser erfuhr es, machte sich aber nichts daraus. Kurze Zeit darauf traf er die Dame wieder in Gesellschaft, fand sie aber sehr still und nachdenkend, denn sie hatte einen bedeutenden Katarrh und fürchtete, bald sterben zu müssen. Dieses klagte sie auch der Gesellschaft, rühmte ihre Ergebenheit in ihr Schicksal, wünschte sich nur eine schöne Leichenpredigt zu erhalten, wozu sie bereits den Text gewählt habe, und erzählte, wie sie schon längst ihr Haus bestellt, ja sich sogar das Modell zu ihrem Leichensteine ausgewählt und bestimmt hätte, nur fehle es ihr an einer passenden Grabschrift. „O, aus dieser Verlegenheit kann Ihnen Herr R. auch helfen," sagte Einer aus der Gesellschaft. „Es fragt sich," entgegnete die Dame, „ob er mir diesen Liebesdienst erzeigen wird." „Warum nicht," antwortete der Dichter, „aber Sie sind ja noch nicht gestorben?" — „Macht gar nichts aus," versetzte die Alte, „zeigen Sie Ihr Talent; ich sterbe ja deßhalb keine Minute früher; im Gegentheil ist es etwas Tröstliches, seinen Nachruhm schon im Leben zu wissen. Nur muß ich Sie bitten, mir nicht zu sehr zu schmeicheln." „Ganz und gar nicht," versicherte der Poet, „ich würde auf Ihren Grabstein die einfache, aber gewiß wahre und wohlverdiente Aufschrift setzen:

»Hier liegt im Saatfeld ird'scher Leiber
Der Ausbund lasterhafter Weiber;
Auch ich empfing so manche Wunde
Aus ihrem ungewasch'nen Munde.
Nun schloß sie ihn auf ewig zu,
Und ich und And're haben Ruh'!«

(Bunsen's neues künstliches Licht.) Professor Bunsen findet, daß das glänzendste künstliche Licht, das man bisher erprobte, Magnesium-Draht ist, verbrannt in der Flamme einer gewöhnlichen Spiritus-lampe: sein Glanz ist nur 525mal geringer als der der Sonne, und seine photo-chemische Kraft nur 38mal geringer. Hier also ist ein Licht, welches die Photographen befähigen wird, ihre Beobachtungen zu allen Stunden der Nacht wie bei Tage fortzusetzen. Ein Draht, fein genug, um auf einen Baumwollhaspel aufgewunden zu werden, wird ebenso viel Licht geben, als 74 derjenigen Stearinkerzen, von welchen fünf auf das Pfund gehen. Es bedarf keiner galvanischen Batterie; alles was erforderlich ist, besteht in einer Vorrichtung, mittelst deren der Draht sich stätig von dem Haspel abwindet und in die Flamme der Spirituslampe hineinläuft. Die Kosten sind indeß beträchtlich, und werden es bleiben, bis man ein Verfahren entdeckt, das Magnesium wohlfeil zu erzeugen, da der Preis eines Gramms des Drahts (15½ Gran) 9 Schillinge beträgt; bei Photographen aber, welche des Drahtes stets nur für wenige Sekunden auf einmal bedürfen, würde dies schwerlich Bedenken erregen.

(Der neue Heinrich.) In dem Hause des Kaufmanns Asmus war es Sitte, daß der Lehrling, welchen Namen er auch führte, stets Heinrich gerufen wurde. Am ersten April trat statt des abgehenden, zum Jüngling gereiften Lehrlings ein anderer kaum dem Knabenalter entwachsener Bursche ein. „Luischen, bitte Heinrich zu Tische," sagte Madame Asmus zu ihrem fünfjährigen Töchterchen, die von dem geschehenen Wechsel nichts wußte. Luischen ging, öffnete die Thür des Komptoirs und rief: „Heinrich!" — Der Bursche trat vor. „Heinrich, Sie möchten — Gott, wie haben Sie sich verändert!"

In Vevay am Genfer See genießt das Hotel des Trois Couronnes, auch Hotel Monnet genannt, eines altbewährten Rufes. Aber Herr Monnet, welcher dieses Etablissement gründete und so glücklich emporbrachte, genießt nunmehr einer behaglichen Ruhe. Und die Sache ist folgendermaßen gekommen. Vor etwa zwei Jahren logirte in dem Hotel ein reicher Russe und fand an dem ihn empfangenden Oberkellner, einem Frankfurter Kinde, ein besonderes Wohlgefallen: ja, seine Zuneigung stieg so weit, daß er den jungen Mann um seine Aussichten und Pläne für die Zukunft fragte. Diese waren so bescheidener Natur, daß er die Frage seines Gönners, „ob er nicht gern dies Hotel übernehmen würde?" für einen Scherz nahm. Aber der Russe meinte es anders; nach Jahresfrist kehrte er nach Vevay zurück, hat das große Etablissement für 1,250,000 Fr. gekauft und unter bestimmten, sehr mäßigen Bedingungen dem glücklichen Oberkellner überlassen, der es hoffentlich eben so gut verwalten wird, als der Gründer desselben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Freitag, 26. April 1861.

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

Lady Woodfield beobachtete das Vorgefallene mit scheinbarer Verachtung und war froh, daß ihr vermutheter Anbeter keine Absicht äußerte, daran Theil zu nehmen. Um so größer war ihr Schrecken, als er mit einem sonderbaren Lächeln, dessen Bedeutung schwer zu erklären war, aufstand und ganz ruhig sagte:

„Ich werde mir auch mein Schicksal prophezeien lassen."

„Nun wahrlich," rief Lady Woodfield, mit feuerrothem Gesichte aufspringend, „wenn Sie sich zu solchen Albernheiten herablassen, so wäre es Anmaßung von mir, darüber erhaben seyn zu wollen. Auch ich will hingehen, denn es fällt mir ein, daß ich noch eine Erklärung der lächerlichen Albernheiten haben muß, welche mir diesen Morgen gesagt worden sind."

Weston verbeugte sich und blieb zurück, um ihr den Vortritt zu gestatten. Dann den Arm seines Freundes Georg Grey ergreifend, schritten beide in eifriger Unterhaltung lange Zeit auf und ab.

„Mein lieber Weston," sagte der Letztere, „Sie werden mich nicht für einen solchen Narren halten, um derartigen Schwarzkünstlern und Betrügern Glauben zu schenken; aber gewiß ist, daß jene Person von manchem Mitgliede unserer ehrenwerthen Gesellschaft mehr weiß, als diesen lieb ist?"

„Sie meinen wahrscheinlich Lady Woodfield, — nicht wahr?"

„Ganz richtig. Verlassen Sie sich darauf, bei dieser Dame ist irgend etwas nicht in Ordnung. Sie thäten wohl, zu hören, was die Zigeunerin Ihnen zu sagen hat, und es nicht zu leicht zu nehmen. Wenn Sie sich übrigens, mein lieber Weston, von dieser unglücklichen Leidenschaft los machen könnten, so würde sich, glaube ich, leicht ein anderes Wesen finden lassen, das sich wegen dieser Täuschung trösten könnte."

Wirklich? und wer wäre das?"

„Ich versichere Sie, ein reizendes junges Mädchen, — Miß Angelo."

„Bah! eine Marmorstatue! ohne Seele und Leben! — Wie kommen Sie auf eine solche Idee?"

„Ich urtheile aus eigener Erfahrung; denn was den Mangel an Leben und Seele betrifft, so kann das nur auf einem Irrthum beruhen."

Dann sprach er mit Wärme von ihren geistigen Vorzügen, ihrem Verstande, ihrer Einfachheit und den tausend namenlosen Reizen, die er so unerwartet da gefunden hatte, wo er nichts als Kaltsinn und Beschränktheit vermuthete. Westons Aufmerksamkeit und Interesse wurden gefesselt, und der Gedanke stieg in ihm auf, die nächste Einladung in das Angelo'sche Haus nicht unbenutzt zu lassen. Inzwischen war Lady Woodfield zur Gesellschaft zurückgekehrt, und ihrer erzwungenen Heiterkeit ungeachtet ließ sich leicht erkennen, daß sie äußerst verstimmt war.

„Irgend einen Haken muß die Sache haben," dachte Westen, als er sich langsam dem Baume näherte, an dessen Fuße die Zigeunerin regungslos saß. Sie hatte die braunen Hände auf der Brust gekreuzt, und das lange schwarze Haar fiel unter turbanartig um den Kopf geschlungenem rothen Tuche hervor und bis auf den Gürtel hinab, während ihre Augen auf die fernen Gruppen der Gesellschaft gerichtet waren.

„Nun, Mutter, was habt Ihr mir zu sagen?" fragte er nachläßig.

„Viel, mein Sohn. Vor allen Dingen muß ich meine Warnung wiederholen, keinen ferneren Schritt auf jenem gefährlichen Boden zu thun, weil er unheilvoll für Euch seyn kann."

„Natürlich. Wenn ich in einen Abgrund stürze, so laufe ich Gefahr, mir den Hals zu brechen; das ist einleuchtend."

„Oder der Fall könnte Euch auch das Herz brechen, was noch schlimmer wäre," erwiederte die Sybille.

„Ohne Zweifel, gute Mutter; aber aus welchem Grunde schließt Ihr auf einen so übeln Erfolg?"

„Aus dem muthmaßlich vergeudeten Vermögen und dem zerstörten Seelenfrieden."

„Sprecht etwas deutlicher. Ich verschließe mein Ohr nicht gegen Vernunft und Wahrheit; aber ich bin ein einfacher Mann und liebe keine Räthsel."

„Ich kann nicht deutlicher reden; auch ist es nicht erforderlich, wenn Ihr den Willen habt mich zu verstehen. Man strebt nach Eurem Golde, um Schulden zu bezahlen, Juwelen einzulösen und einen ruinirten Kredit wieder herzustellen. Der Name eines reichen Mannes hat unter gewissen Umständen großen Einfluß auf die Geldverleiher."

„Wollt Ihr damit sagen, daß der meinige als eine Art von Bürgschaft für erborgtes Geld benutzt worden ist?" fragte er erstaunt.

„Ich will nichts weiter sagen, sondern warne Euch nur, vorsichtig zu seyn."

„Aber wie soll ich in's Klare darüber kommen? Was soll ich zu diesem Zwecke thun?"

„Ihr habt Euch nur aus der bisher eingenommenen gefährlichen Stellung zurückzuziehen. Eine solche Bewegung von Euerer Seite wird bald die Gefahren an das Licht bringen, denen Ihr dadurch entgeht."

„Kein Mensch wird sich absichtlich in eine Gefahr stürzen, die er vermeiden kann," sagte Weston sinnend. „Ihr habt mich überrascht; aber wenn diese Mittheilungen überhaupt irgend einen Werth haben, so sind sie unschätzbar, und ich würde dann zu einem Danke verpflichtet seyn, den ich später noch besser abstatten werde, als durch dieses kleine Zeichen, welches ich Euch bitte vorläufig anzunehmen."

Er zog ein Goldstück aus seiner Börse und reichte es der Zigeunerin.

„Ich verlange keinen solchen Lohn," anwortete sie, „weder jetzt, noch später. Der Dienst, den ich Euch geleistet habe, darf nicht mit Gold vergütet werden; aber wenn Ihr keinen Werth auf diese Börse, ohne ihren Inhalt, legt, so mögt Ihr sie mir geben."

„Sie ist kaum der Bitte werth," erwiederte er lachend. „Nehmt sie in Gottes Namen, und möge sie nie leer seyn, so lange sie sich in Eurem Besitze befindet!"

„Ich danke Euch," versetzte sie aufstehend. „Sie wird mir wenigstens dazu dienen, die halben Kronen darin aufzubewahren, mit denen ich von Euren Freunden beschenkt worden bin; denn ich verkünde gewöhnlichen Menschen ihr Schicksal nicht umsonst. Lebt wohl!"

Mit diesen Worten entfernte sie sich und verschwand hinter den Bäumen. Weston ertrug ruhig die stürmischen Neckereien, mit denen er von allen Seiten angegriffen wurde und erwiederte auf Lady Woodfields etwas dringende Fragen nur, daß er von der Zigeunerin nichts als das gewöhnliche Geschwätz gehört, aber zu wenig Aufmerksamkeit darauf verwendet habe, um jetzt klarer in seine Zukunft blicken zu können, als vorher.

Inzwischen war es Zeit geworden, nach der Stadt zurückzukehren. Die Wagen und Pferde wurden aus den benachbarten Gasthöfen herbei geholt, und die ganze Gesellschaft trat den Rückweg an. Der Plan der Unternehmerin war vollständig gescheitert; aber für manchen Andern war der Tag von großem Nutzen gewesen, und Rosina Angelo kehrte mit frohem Herzen heim. Weston hatte ihr seinen Arm geboten, um sie zum Wagen zu begleiten und beim Abschiede mit sanftem Tone gesagt:

„Miß Angelo, wollen Sie mir die Gunst erweisen, mich Ihrem Herrn Vater zu empfehlen und ihm anzuzeigen, daß ich mir in einigen Tagen die Freiheit nehmen werde, ihm einen Besuch abzustatten?"

„Mit Vergnügen; er wird sich gewiß sehr freuen," hatte sie geantwortet, während ihre leuchtenden Blicke und glühenden Wangen den Beweis lieferten, daß auch noch eine andere Person sich darüber sehr freuen würde.

Während der Fahrt äußerte Mr. Armstrong scherzweise zu ihr:

„Ich hoffe, Rosina, Sie werden Lady Woodfield nicht verdrängen wollen?"

„Ach nein," entgegnete sie; „ich bin nicht so eitel, um das für möglich zu halten."

„Nun, ich weiß nicht, meine Liebe," versetzte er, „der Wind scheint sich doch seit diesem Morgen gedreht zu haben. Wir werden sehen!"

Rosina's Träume in der folgenden Nacht waren rosig und mit leichtem, frohen Herzen stand sie am andern Morgen auf.

„Nun, mein Kind," fragte Miß Sommerset, als sie bald nach dem Frühstück kam, „wie hast Du Dich gestern amüsirt. Papa sagte mir, daß die Partie recht hübsch ausgefallen sey."

(Schluß folgt.)

Auch eine Lebenstragödie.

(Fortsetzung.)

Karl Räder, der Sohn eines armen Sendfuhrmannes aus den Rehbergen, welcher neben ihm noch

6 Kinder zu ernähren hatte, fühlte schon als kleiner Knabe die Lust und den Trieb zum Zeichnen in sich; er konnte, ohne daß er je Unterricht genossen hätte, die Kinder in der Volksschule, die er besuchte, in verschiedene Stellungen gruppiren und dann abzuzeichnen versuchen; seine schönsten Stunden brachte er vor den Bilderläden zu, nicht der Neugier wegen, sondern sein prüfendes Auge verglich, seine Phantasie veränderte im Geiste die Situation und schuf wieder Anderes und Neues. Auf die Fürbitte seiner Mutter, welche früher in dem Hause eines Professors der Akademie gedient hatte, erhielt er Eintritt in das Institut und bemühte sich nun mit eisernem Fleiße und glühender Begeisterung, in kurzer Frist die Kenntnisse zu gewinnen, zu welchen seine Genossen schon jahrelange Vorstudien und sorgfältige künstlerische Ausbildung gepflegt hatten. Zu arm, um sein Mittagsbrod in einer Restauration der Stadt einnehmen zu können, und den Zeitverlust scheuend, welchen der weite Weg nach Hause veranlaßt hätte, zog er vor, sich mit einem Stück Brod zu begnügen, und wir haben gesehen, wie die gutmüthigen Herzen seiner Kameraden, sowie des Custos Töchterchen ihn deßhalb unterstützten. Wenn dergleichen ihn augenblicklich auch rührte und beschämte, so war er doch weit entfernt, anhaltend daran zu denken. Vor seiner jungen Phantasie stand mit feurigen Lettern nur das eine Wort „Erfolg“; die Heiligkeit der Kunst war ihm ein noch unbekannter Begriff; vor seinem brennenden Ehrgeiz und vor dem heißen Drang, ein berühmter Mann zu werden, ein Gedanke, den sein junges Hirn zur firen Idee herangebildet hatte, verschwand jeder andere Wunsch und Wille. Von diesem einen Gedanken beherrscht, verließ er endlich nach noch nicht beendigter Lehrzeit die Malerschule und war für seine Freunde und Studiengenossen spurlos verschwunden. Mit Sanuchen allein blieb er immer noch in einem gewissen Verkehr, sie allein kannte die dürftige Hütte seiner Eltern, sie allein durfte das kleine Kämmerchen betreten, das er sein Atelier nannte und worin er ungusgesetzt Entwürfe zu Bildern entwarf, begann und wieder verwarf, mit einem Eifer und einer Rastlosigkeit, die seine Mutter erschreckte und zuletzt, da kein Resultat erschien, auch seinen Vater zwang, ein ernstes Wort zu reden und ihm zu erklären, wie das Geld, welches er für Leinwand und Farben ausgegeben, nebst den übrigen Kosten, welche ein ausgewachsener junger Mann veranlasse, schon lange weit über die Mittel gegangen sey, welche er und seine arme Frau mit den größten Entbehrungen für sich und die übrigen Kinder erschwingen könne. Susanne, welche in der Zwischenzeit zu einem hübschen Mädchen herangewachsen war, unterstützte sie zwar fleißig mit dem Verdienst ihrer Näharbeit, da jetzt aber ihr Vater pensionirt sey und ihre Mutter kränklich zu werden beginne, so könne sie nicht mehr so viel thun; auch sey es, wie der Vater meinte, eine Schande für einen Mann, sich von einem Mädchen ernähren zu lassen.

Karl hörte diese Rede anfangs wie im Traume an. Nur an die Zukunft denkend, wo sich ihm aus verworrenem dichten Gewölke ein glänzender Stern, ein glücklicher Erfolg zeigen sollte, hatte er über sechzehn Monate unausgesetzt gearbeitet, gehofft, gedacht, ohne sich der Gegenwart bewußt zu seyn; ein Blick aber in das bleiche, abgehärmte Gesicht seines Vaters und auf dessen verfallene Gestalt ließ ihn auf einmal den Stand der Dinge, vom grellsten Lichte beleuchtet, erkennen. Er stürzte in seines Vaters Arme. „Verzeihe mir, daß ich eigensüchtig nur an meine Arbeit und nicht an Eure Noth dachte,“ weinte er an dessen Halse; „aber sage, was ich thun soll: ich bin zu allem bereit, ich will Dich in Deinen Geschäften ablösen, lieber Vater, ich finde zu meinen Entwürfen und zum Malen doch auch noch Zeit!“

Der Vater beruhigte ihn, versichernd, daß er dies nicht zugeben werde, aber er möge doch wenigstens eines der vielen angefangenen Bilder vollenden, um es, wenn auch nur für einige Gulden, zu verkaufen. Die Mutter gab ihm den Rath, Unterricht zu ertheilen. Susanne, die Einzige, welche mit dem feinen Takt, der nur der Liebe eigen ist, seine Stimmung errieth, bat ihn, mit einem Professor der Zeichnungsschule zu sprechen, welcher sich vielleicht bereit finden lasse, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen. Karl verwarf diesen Plan mit der heftigen, ungestümen Art, welche ihm schon seit längerer Zeit eigen war. „Ich mag diesen Leuten nicht gute Worte geben,“ äußerte er erbittert; „ich kenne das ganze pedantische Zunftwesen dieser Herren viel zu gut aus eigener und fremder Erfahrung! Da darf kein Künstler sich aus eigener Machtvollkommenheit für fertig und reif erklären, nein die ganze Zunft muß zuvor ihre Sanktion zum ersten kühnen Flug des jungen Aars gegeben haben. Nie kann und will ich mich diesem heillosen Zwang, dieser systematischen Unterdrückung junger Talente unterwerfen.“

Susannens vernünftiger Sinn durchschaute wohl, wie sehr ihr Freund Unrecht habe und die Verhältnisse auf die Spitze treibe; aber sie kannte seinen Charakter zu gut, um nicht zu wissen, daß Widerspruch ihn stets mehr erbittere. So schwieg sie denn betrübt still, wenn immer neue Entwürfe die alten verdrängten und sie sehen mußte, wie er immer

hochfliegende Plane und Hoffnungen schuf, um sie nach kurzer Zeit wieder zu verwerfen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Joseph Stranitzky, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Theaterdirektor in Wien, hatte sich durch die Art und Weise, wie er den Hanswurst gab und mit wahrhaft schauspielerischem Takte seiner lustigen Person eine wirkliche, menschliche Individualität zutheilte, großen und verdienten Ruf erworben. So oft sich nur seine Stimme hören ließ oder die Nase des Komikers hinter der Koulisse hervorblickte, erfüllte schon Jubel und Gelächter das ganze Haus. Stranitzky dachte nicht egoistisch daran, diese Gunst des Publikums mit ins Grab zu nehmen, sondern als er die Abnahme seiner Fähigkeiten fühlte, war ihm, wie einem guten Herrscher, daran gelegen, den Pritschenscepter auf einen würdigen Nachfolger zu vererben. Er verschrieb 1725 Gottfried Prehauser, der sich seit einigen Jahren bereits einen Ruf als Hanswurst erworben hatte. Nachdem derselbe anfangs neben Stranitzky in Wien die zweiten komischen Rollen gespielt hatte, trat Letzterer eines Abends nach Beendigung der Vorstellung, die seinen Zwecken günstig gewesen war, hervor und sprach zum Publikum: „Wollen Sie wohl einem alten Manne, der Ihnen manchen vergnügten Abend gemacht hat, eine Bitte gewähren?" — „Ja! Ja!" rief das Publikum mit Einem Munde. Stranitzky ging in die Koulisse und brachte Prehauser hervor. „Nehmen Sie diesen jungen Mann als meinen Nachfolger an, ich finde keinen fähiger, meinen Platz zu besetzen." Alles war still; theils mochte der Gedanke: den alten Hanswurst an der Grenze alles Witzes zu sehen, für das Publikum etwas Wehmüthiges haben, man mochte daher durch schnelle Einwilligung ihn nicht kränken, theils war das Vertrauen zu Prehauser wohl auch noch nicht hinlänglich befestigt. Der Moment war kritisch. Prehauser bewies nicht geringen hanswurstlichen Takt, daß er plötzlich auf beide Kniee niederfiel, die Hände dreifig gegen das Publikum ausstreckte und ausrief: „Meine Herren! Ich bitte Sie um Gottes Willen, lachen Sie doch über mich!" — Alles lachte und klatschte, indem Stranitzky ihm jetzt feierlich die Pritsche einhändigte. Prehauser hatte gewonnenes Spiel und jener Fußfall gab ihm bald das Recht, sich alles zu erlauben.

Ein New-Yorker Blatt berichtet über einen internationalen Hundekampf zwischen „Rosie" aus Brooklyn in Amerika und „Bess" aus Liverpool in England. Beide Hunde sind in beiden Hemisphären als muthige Helden berühmt, und Bess wurde zu diesem Kampfspiel, auf das in England, Californien und Neuengland an 10,000 Dollars Wetteinsatz standen, eigens über das Weltmeer gebracht. Das Schauspiel fand in einem Hause in New-York statt, in einem Saal, dessen Parterre 16 Fuß lang und 17 Fuß breit war. Damit kein Geräusch bis auf die Straße dringen und die Polizei anziehen könne, hatte man die Thüren und Fenster verhangen und verstopft, und in dem fast luftdicht geschlossenen Raume saßen auf amphitheatralisch um das Parterre aufsteigenden Bänken über 1000 Personen, deren jede $^1/_2$ Dollar Entrée gezahlt hatte. Rühren konnte sich kein Zuschauer, und geathmet wurde nur mit Noth. Unter den Präsiminarien des Kampfes waren folgende die interessantesten. Bess — sagt der Bericht — ist ein kleiner Bulldachshund mit weißem Leibe, schwarzen Ohren ꝛc. Seine Schönheit als Kampfhund entlockte den Zuschauern einstimmige Rufe der Bewunderung und des Entzückens. (Der Körper wird dann auf's Allergenauseste geschildert.) Nachdem er von Jean M'Loughlin, dem „Erzieher" Rosie's, gewaschen worden, wurde er „gekostet" — d. h. M'Loughlin beleckte den Hund mit der Zunge, um sich zu überzeugen, daß man ihn nicht mit einer schädlichen Substanz bestrichen, um den Gegner während des Herumbeißens zu vergiften. Dieselbe Operation nahm dann der Abrichter von Bess mit Rosie vor. Der Kampf dauerte zwischen 35 und 40 Minuten und endete mit dem glänzenden Triumph des Großbritanniers, des tapfern Bess aus Liverpool.

Die „Bombay-Gazette" erzählt folgenden charakteristischen Vorfall: „Ein Hindu-Barbier, der mit dem reichen Sir Kamsetjee nach Europa gereist war, wurde bei seiner Rückkunft von der Kaste der Barbiere ausgeschlossen: denn er sey im Lande der Melokiten, d. h. der Barbaren gereist, folglich verunreinigt. Aehnliches ist schon dagewesen; aber der Prozeß der Reinigung, dem er sich unterwerfen mußte, zeugt von zeitgemäßem Fortschritte. Er mußte sich verpflichten, 100 Reis in die Kasse der Zunft zu zahlen und 400 Kollegen ein Gastmahl zu geben, dann sollte er wieder rein seyn."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Sonntag, 28. April 1861.

Die Wahrsagerin.

(Schluß.)

„Ach, ja, liebe Tante. Nie habe ich einen so schönen Tag erlebt wie gestern; es war reizend. Ich wollte, Du wärest dabei gewesen."

„Und was machte ihn denn so reizend, mein Kind?"

„Alles: das schöne Wetter, die herrliche Gegend, — und die ganze Gesellschaft war in so heiterer Laune. Auch eine Zigeunerin war da, die uns wahrsagte."

„Und die Dir wahrscheinlich prophezeihete, daß Du Dich bald verheirathen würdest, nicht wahr?"

„Ach nein, Tante, das that sie nicht. Was sie eigentlich gesagt hat, habe ich ganz vergessen; nur so viel weiß ich noch, daß kein wahres Wort darin war. Aber ich habe Dir etwas Anderes mitzutheilen, was Dir Freude machen wird. Mr. Weston will uns in einigen Tagen einen Besuch machen."

„Das habe ich gehört, meine Liebe; und es würde mich recht sehr freuen, wenn ich nicht fürchtete, daß dies gerade der Umstand ist, welcher den gestrigen Tag für Dich so reizend gemacht hat."

„Ach, nein; ich wußte es ja nicht eher, als bis wir den Rückweg antraten. Ist es denn nicht natürlich, daß ich mich freue, ihn zu sehen? Er hat mir ja das Leben gerettet."

„Allerdings hat er das, und auch ich finde es natürlich, daß Du ihn gern siehst. Allein Du mußt Dich in Acht nehmen, mein liebes Kind, sonst kann dieses Gefühl der Dankbarkeit leicht zu einem anderen werden, wenn Du diesen Herrn öfter siehst, der, wie wir alle wissen, bereits verlobt ist."

Rosina lachte und versicherte die gutherzige Tante, daß nicht die geringste Gefahr vorhanden sey. Im Stillen aber dachte sie doch an die Möglichkeit, daß Mr. Armstrong vielleicht mit seinen Vermuthungen nicht Unrecht gehabt habe.

Am dritten Tage nach dem ländlichen Ausfluge machte Weston seinen Besuch im Angelo'schen Hause, und fand so großen Gefallen daran, daß er ihn fast täglich wiederholte, bis sich endlich das Gerücht ganz allgemein verbreitete, daß er um die Hand der schönen Tochter des reichen Diamantenhändlers angehalten und sie erhalten habe. Sobald dies bekannt wurde, kamen Lady Woodfields Angelegenheiten zu einer schnellen Krisis. Die Gläubiger wollten nicht länger warten, wiederholte Ausspändungen wurden in ihrem Hause vorgenommen, und das leichtsinnige Weib war endlich genöthigt, bei entfernten Verwandten in Frankreich Zuflucht zu suchen.

* * *

Ungefähr fünf Jahre nach diesen Begebenheiten gingen eines Tages zwei Damen und ein Herr auf einem schönen Rasen vor einem herrschaftlichen Gebäude spazieren, welches von einem weiten Park umgeben war, während in einiger Entfernung zwei hübsche Kinder mit den zahmen Rehen spielten, und eine Wärterin ein drittes führte, welches noch nicht laufen konnte.

„Weißt Du, liebe Rosina," sagte der Herr, „daß heute ein denkwürdiger Tag in unserer Geschichte ist?"

„Wie so, Charles? Es ist weder unser Hochzeitstag, noch der Geburtstag eines unserer Kinder."

„Nein, aber es ist der 14. Juni, an dem wir vor langer Zeit jene Landpartie machten. Erinnerst Du Dich nicht?"

„O ja, ich erinnere mich recht wohl; es war jener Tag, an dem Du mit genauer Noth der Begehung einer großen Thorheit entkamst; nicht wahr, Tante?"

„Ja, Du hast Recht, Rosina," erwiederte die ältere Dame, welche keine andere als Miß Somerset war.

„Aber nur, um vom Regen in die Traufe zu kommen," versetzte Weston lachend. „Denn Heirathen konnte ich doch nicht entgehen."

„Wessen Schuld war das?“ fragte die junge Frau in eben so heiterem Tone.

„Die meinige gewiß nicht,“ erwiederte er. „Ich glaube wahrhaftig, ich wurde damals das Opfer eines Komplots zwischen Georg Grey und der alten Sybille: denn während diese Alles that, um mich von einem thörichten Streiche abzuhalten, that Georg alles Mögliche, um mich zu einem anderen zu verleiten.“

„Und werden, wie ich hoffe, bekennen,“ warf Miß Somerset ein, „daß Sie Beiden unendlich dankbar sind.“

„Je nun, da die Sache einmal nicht zu ändern ist, so muß ich schon gute Miene zum bösen Spiele machen; und sollte ich jemals die alte Zigeunerin wieder treffen, so will ich sie für ihre Dienste besser belohnen, als ich damals that.“

„Das haben Sie bereits gethan, mein lieber Charles,“ erwiederte die Dame. „Sie fühlt sich dadurch überreich belohnt, daß sie das Glück hat sehen dürfen, welches durch ihre Einmischung begründet worden ist. Kennen Sie diese Börse?“

Weston betrachtete sie und rief erstaunt:

„Beim Himmel, es ist die Börse, welche ich der Zigeunerin gab! Wie in aller Welt kommen Sie dazu?“

„Ich empfing sie aus Ihren eigenen Händen, Charles. Ich kannte den herzlosen Charakter jenes Weibes, an das Sie im Begriffe standen, sich wegzuwerfen, und wußte, daß sie nur nach Ihrem Vermögen trachtete, aber keine einzige Eigenschaft besaß, um Ihnen eine glückliche Häuslichkeit zu schaffen. Deßhalb beschloß ich, Sie vor diesem schrecklichen Elend zu erretten. Ich war die Wahrsagerin!“

Auch eine Lebenstragödie.

(Schluß.)

In dieser Zeit geschah es, daß Karls Vater, der schon seit längerer Zeit kränkelte, sich eines Abends niederlegte, um nicht wieder aufzustehen. Nach vierwöchentlichem Krankenlager schied er vom Leben, von seiner trauernden Wittwe und seinen Kindern. Karl war bei dem Tode seines Vaters der Verzweiflung nahe; er machte sich die heftigsten Vorwürfe, durch seine Träumereien, seine Unentschlossenheit und durch die Wahl seines Berufs, welchen er nun im Uebermaß seines Kummers selbst einen verfehlten nannte, das Ende seines Vaters beschleunigt zu haben. Die Mutter und Geschwister sahen in stumpfem Schmerz den Ausbrüchen seiner Verzweiflung zu, ohne derselben durch ihren Trost Einhalt gebieten zu können, als Susanne hereintrat, welche, obwohl von tiefem Mitgefühl erfaßt, durch ihre praktischen Rathschläge und Anordnungen etwas Ruhe in die beängstigten und gemarterten Herzen brächte und wie ein rettender Engel erschien.

Von des Vaters Begräbniß zurückkehrend, überließ Karl die Mutter den Trostsprüchen einiger freundlichen Nachbarinnen und eilte in sein kleines Atelier, wo er sich einschloß und mit fieberhafter Erregung den Plan zu einem Bilde entwarf, welches aus dem innersten Drang seiner Seele entsprungen und so zu sagen mit seinem eigenen Herzblut gemalt, in seiner Art ein Meisterstück wurde. Niemand, sogar seine Mutter und Susanne nicht, bekamen es zu Gesicht; sorgfältig zog er beim Ausgehen den Schlüssel zu der kleinen Kammer ab, die seinen köstlichsten Schatz barg, eine Arbeit, welche, das mußte sich sein mißtrauischer Sinn doch zugestehen, eine bedeutende Leistung, ein kühner Flug seines Genius war! In kurzer Zeit sollte eine große Gemäldeausstellung eröffnet werden. Für diese hatte er sein Bild bestimmt und von den Professoren war ihm die Erlaubniß dazu bereits zugesagt worden; er selbst durfte sogar einen günstigen Platz für seine Schöpfung aussuchen, welche er erst am Tage der Eröffnung hinbringen wollte. So saß er oft stundenlang vor dem Bilde und betrachtete es mit brennenden Augen. Auf Augenblicke, wo er den höchsten Triumph zu erringen hoffte, folgten wieder verzweifelnde Stunden, in welchen er weder an seine künstlerische Begabung, noch an das Glück überhaupt, Glauben hatte.

Endlich erschien der ersehnte, hoffnungsreiche und doch wieder gefürchtete Tag; in aller Frühe ließ Karl sein Gemälde in das Ausstellungslokal tragen und wartete mit brennender Ungeduld des weiteren Verlaufs der Dinge. Aengstlich beklommen und keines Gedankens fähig, trieb er sich umher, zitternd vor dem Urtheil, und doch lieber ein ungünstiges herbeiwünschend, als das kalte Ignoriren der Menge. Der Professor, welchem die Beaufsichtigung übergeben war, ein alter trockener Routinier, hatte zwar beim ersten Anblick verwundert ausgerufen: „Röder, was haben Sie da zusammengeschmiert?“ Als aber das Bild am entsprechenden Platze und im besten Lichte dahing, trat er erstaunt vor dasselbe und wieder zurück und wieder vor, und als er es endlich von allen Seiten prüfend betrachtet hatte, eilte er dem feige entflohenen Künstler nach, um ihm zu sagen, daß er sein Werk für eine ausgezeichnete Arbeit halte. Und so war es auch; ein Bild wie in Fieberhitze gemalt, fantastisch und naturwahr, zugleich mit Herzeleid und mit Rührung erfüllend. Es führte ein kleines, nur nothdürftig ein-

Digitized by Google

gerichtetes Mansardenzimmer vor, in dessen beschränktem Raum sich eine erschütternde Gruppe befand: auf einem ärmlichen Lager ruht ein sterbender Arbeitsmann, welcher mit schon vom herannahenden Tode gelähmten Blicken und Händen tastend nach Frau und Kindern sucht, welche um das Schmerzenslager knieen und die er segnen will. Unstreitig hatte der Tod seines Vaters dem Maler als Vorwurf zu dem Bilde gedient; es lag eine Wahrheit in der ganzen Auffassung, welche nur selbsterlebt seyn konnte. Karl, der bange Lauscher, vernahm daher manch bewunderndes, aber auch manch tadelndes Wort; aber das Bild — so viel stand fest — hatte Erfolg gehabt, ein großes Wort für einen unbekannten armen Maler, von dessen Daseyn gestern noch Niemand wußte und dessen Name heute in Aller Munde war.

Am folgenden Morgen war Karl durch heftiges Fieber an sein Lager gebannt; ach, das Glück war für den Armen, der bis zu dieser Stunde noch keines kannte, schwerer zu ertragen als das Unglück! Durch sein Unwohlseyn versäumte er an diesem Tage, Zeuge seines schönsten Triumphes zu seyn. Eine hohe Dame in Berlin, durch ihre Herzensgüte und Geistesgaben gleich ausgezeichnet und bewunderungswerth, war bei ihrer Wanderung durch die Ausstellungssäle gefesselt vor diesem Gemälde stehen geblieben. Sie erkundigte sich nach dem Maler und seinen Verhältnissen, und noch am nämlichen Tag ließ sie ihn durch den Direktor der Akademie wissen, daß sie sein Bild für viertausend Thaler gekauft habe.

Wie strömte nun, nachdem dies bekannt geworden war, die Menge nach dem Ausstellungssaale, um sich in bewundernde Ausrufungen zu ergießen und dem Künstler die glücklichste Zukunft zu verheißen. So unerwartetes, bisher nur geträumtes Glück war die beste Arznei für Karl, dessen elastische, erregbare Natur sich rasch an dem dünnen Tau aufschwang, welches ihm die Glücksgöttin zugeworfen, um ihn aus dem Schlamme des Lebens zu retten, wo ihm Untergang gedroht hatte. Welch ein Glück war in das kleine Häuschen in den Rebbergen eingekehrt. An ein Bleiben daselbst war nun nicht mehr zu denken; viertausend Thaler waren ja ein unerschöpflicher Schatz. Karl wählte eine elegante Wohnung in einer der belebtesten Gegenden Berlins; er wollte heirathen, der im Leben so Unerfahrene, und zwar Susanne, die allzeit Getreue, das arme Nähmädchen, dessen Liebe sich so glänzend erprobt hatte. Die beiden Mütter sollten zu ihnen ziehen, das erlöste Geld war für Einrichtung Miethzins und Lebensunterhalt bestimmt, bis Karl wieder neue Bilder vollendet habe und ein großer und berühmter Maler geworden sey. So thürmte sich in seiner Phantasie Stein auf Stein zu dem Gebäude seines Glücks zu solcher Höhe, daß er selbst schwindelnd daran hinaufsah.

Die Heirath wurde schnell und ohne großes Geräusch vollzogen. Mit strahlenden Blicken schloß Karl sein junges Weib in die Arme, als sie über die Schwelle ihrer neuen Wohnung trat. „Hier will ich Dir Deine Treue und Deine unerschöpfliche Geduld vergelten, mit der Du mich getröstet und ermuthigt hast," sagte er; „hier sollst Du nur glückliche Stunden erleben!"

Die junge Frau war verwirrt; ihrem bescheidenen, einfachen Sinn standen die glänzenden Hoffnungen ihres Mannes so fern, wie die elegante Wohnung und Ausstattung. Der Gatte belehrte sie, daß er jetzt, wo er einen Namen und Ruf habe, denselben auch vor der Welt durch äußeren Schein erhalten müsse; darum solle sie und die beiden Mütter auch bessere Kleider tragen und sich nach und nach an die Sitten und Manieren der höheren Stände gewöhnen. Karl wußte so wenig wie die Frauen, daß dies anerzogen seyn müsse, er hoffte alles von der Zukunft. Da der Maler Röder in die Mode gekommen war, so war sein nächstes Bild schon eine Art Lebensfrage für ihn geworden. Man erwartete, er werde neue Gedanken, andere Stoffe zu seinen weiteren Schöpfungen wählen. Aber man ging fehl. Karl meinte, der Gegenstand seines ersten Bildes liefere ein weites Feld der Ausbeute. Das nächste und die darauf folgenden Bilder, die er malte, waren deßhalb immer dieselben, nur nicht mehr so innig empfunden, so glühend wiedergegeben: es waren rohe, mit Entsetzen erfüllende Scenen, das Unglück und der Tod in ihrer widerlichsten Gestalt. Zudem hatte er zwar Unterricht im Zeichnen, aber sehr wenig im Malen genossen und so kam es, daß seine Gemälde nicht allein vom ästhetischen, sondern auch vom technischen Standpunkte aus vielen und gerechten Tadel erfahren mußten. Freunde, die es gut mit ihm meinten, riethen ihm, da seine Bilder sehr schlechten Absatz fanden, Unterricht zu geben. Da Karl Geld brauchte, so willigte er ein, und in die angesehensten Häuser empfohlen, erhielt er bald mehrere Stunden. Aber seine oft rauhen Manieren, welche durch das Mißlingen seiner Pläne nichts weniger als gemildert worden waren, seine Unkenntniß der Weltsitte, die ihn linkisch und lächerlich machte, hinderten sein Fortkommen auch in diesem Fache. Hatte er zudem die Idee eines neuen Bildes in sich aufgenommen, so fühlte er weder Ruhe noch Rast, bis es angelegt, halb ausgeführt und wieder verworfen war; an seine Schüler dachte er dann oft wochenlang nicht.

Digitized by Google

Seine schöne Wohnung war längst aufgegeben und er hatte sich in einem der entlegensten Stadttheile einquartiert; Mutter und Gattin wollten wieder für's Geld arbeiten, er litt es nicht, sein Hochmuth sträubte sich dagegen; und doch sah er selbst ein, daß es ihm unmöglich werde, fünf Menschen und dazu eine Kranke von seiner Kunst zu ernähren, denn die Mutter seiner Frau war von Gicht gelähmt und besonderer Pflege bedürftig. Auch die Gesundheit seiner Frau hatte den vielfachen Erschütterungen nicht widerstanden, sie wurde kränklich und die Geburt eines zweiten Kindes raubte ihr das Leben.

Noch einmal raffte sich Karl auf: es schien beinahe, als ob immer erst der Tod eines geliebten Wesens segenbringend auf seine Kunst wirken solle. Er malte ein kleines Genrebild — ein in einem Korbe schlafendes Kind vom Hunde bewacht —, dessen Lieblichkeit ungemein ansprach und die vorhandenen Fehler übersehen ließ. Das Bild ging indessen zu einem viel niederern Preise ab, als der Künstler es geschätzt, der Familienvater erhofft hatte; die drückenden Schulden konnten damit nicht getilgt, nur das Leben gefristet werden.

Allen diesen Sorgen, Kummer und Demüthigungen erlag der arme, schon kranke Geist, Karl wurde irrsinnig. Auf Stunden des seligsten Entzückens, wo er sich als großen Künstler anerkannt und bewundert, von Reichthum und Glanz umgeben sah, folgten andere des entsetzlichsten, verzweiflungsvollsten Seelenkampfes, wo er sich von den Menschen verfolgt, beneidet und verhöhnt erblickte. Erst nach Jahresfrist erlöste ihn der Tod von einem Daseyn, in welchem er nur Dornen gefunden hatte; sogar die einzige Blüthe auf seinem Lebenspfad, der Erfolg seines ersten Bildes, war für ihn zur Giftblume geworden! Für die beiden verlassenen Mütter und Kinder sorgen seine Freunde und einstigen Kameraden mit der frommen Pietät edler Herzen. Möge Gott es ihnen lohnen!

An dem eingesunkenen Hügel des Kirchhofs stehend, wo er begraben liegt, theilte mir einer seiner Freunde diese kurze und traurige Episode mit; ich gebe sie einfach und ohne Ausschmückung wieder, erfaßt von dem Gedanken: was hätte Großes aus diesem glühenden Ehrgeiz, aus diesem thatkräftigen Geiste entstehen können, wenn weises Maß ihm den Zügel angelegt hätte! Wie oft hat ein rascher Erfolg das Unglück eines Menschen gemacht, das ungewohnte Glück seines Genius getödtet, während ein langsames Steigen und Klimmen ihn allmälig im rechten Gleichgewicht sicher zur Höhe bringt. Wie viel reiche Leben sind auf diese Art spurlos untergegangen!

Mannigfaltiges.

Ostern fiel dieses Jahr auf den 31. März. Bekanntlich ist Ostern ein bewegliches Fest, dessen Datum vom Monde bestimmt wird. Das Concil von Nicäa entschied, daß Ostern stets auf den ersten Sonntag nach dem auf den 21. März folgenden Vollmonde fallen solle. Tritt der Vollmond am 21. März ein, und dieser ist ein Samstag, so fällt Ostern auf den 22. März. Ostern kann nie vor dem 22. März und nie nach dem 25. April eintreten; der 25. April ist das äußerste Datum. In unserem Jahrhundert fällt Ostern blos ein einziges Mal auf den 25. April, nämlich 1886. Der 25. April ist Markustag; in jenem Jahre fällt der Charfreitag auf den 23. April, Sankt Jürgenstag; Frohnleichnam aber auf Johannistag. Eine alte Prophezeiung, die Nostradamus in seinen Centurien wiederholt, sagt:

Wann Jürgen Gott am Kreuz ausreckt,
Wann Markus ihn dann auferweckt,
Und Sankt Johann ihn dann wird tragen,
Dann hat die Weltenstund' geschlagen.

Nach dieser Weissagung müßte also das Weltende im Jahre 1886 eintreten.

Logogryph.

Nimmst du mich ganz, so forscht nach mir
Der Philosoph stets mit Begier
Auch ist mit mir gewiß vertraut,
Wer irgend ein Gebäud' erbaut.
Bist du zu Schiff bei Sturmes Wüthen,
So mußt du dich mit Sorgfalt hüten,
Mich in dem Meere zu berühren —
Das Leben könntest du verlieren.
Hast du den Kopf mir abgeschlagen,
So wird der Meßkünstler dir sagen,
Ich sey die gleichste der Figuren
Und trage stets der Schönheit Spuren.
Trennst du ein Glied noch von dem Rumpf,
So ruf' ich wohlgemuth: Triumph! —
Durch meine Kunst wird nun vereint,
Was noch so unvereinbar scheint.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Krangbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Dienstag, 30. April **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

Der Beginn und Verlauf der nachfolgenden Erzählung liegen in jener fernen Zeit, in welcher die erste und größte der amerikanischen Metropolen, New-York, sich noch in ihren Windeln befand. Ein kleines und schwächliches Kind, holländischen Ursprungs und Namens, sie wurde Neu-Amsterdam genannt, berechtigte sie jedoch damals schon zu schönen, weit aussehenden Hoffnungen. Henry Hudson, der Entdecker des großen „Nordflusses", jetzt unter dem Namen „Hudson-River" bekannt, und unter dem Schutze der holländisch-ostindischen Kompagnie stehend, hatte denselben bis tief ins Innere des Landes erspäht, mit den daselbst angetroffenen Indianern Tauschhandel getrieben, diesen wilden, aber unverderbenen Naturkindern das von ihnen später verwünschte, aber jetzt noch gierig verschluckte „Feuerwasser" zuerst zu trinken gegeben, und war hierauf mit seinem, mit den Roherzeugnissen der von ihm durchforschten Landstriche reich beladenen Schiffe nach Holland zurückgekehrt, wo er den „hochmögenden Herren" von seinen Entdeckungen ꝛc. einen treuen Bericht abstattete. Durch Hudson's Erfolge aufgemuntert, entschlossen sich der Abenteurer viele, nach jenem so viel versprechenden Lande auf eigene Hand auszuwandern. Von diesen wurden die ersten Vesten und Häuser zum Tauschhandel im Innern des Landes erbaut, worauf sie sich einen Freibrief zu verschaffen wußten, durch welchen ihnen das Recht zum Handeltreiben in diesem nun „Neu-Niederland" genannten Landstriche ausschließlich ertheilt wurde. Dieser Freibrief erlosch jedoch im Jahre 1618, und wurde der Handel auf eine kurze Zeit fesselloß; allein bereits im Jahr 1620 hatte sich eine andere einflußreiche und mächtige Genossenschaft, die holländisch-westindische Kompagnie, einen neuen Freibrief erworben, unter dessen Auspicien der Handel einen kräftigen Aufschwung nahm, Dörfer und Städte entstanden, die weißen Männer die Rothhäute in die unbetretensten und dichtesten Wildnisse hineindrängten und zahlreiche, den atlantischen Ocean befahrende Schiffe die Reichthümer der neuen Welt dem Mutterlande zuführten.

Im Jahr 1633 ward Wilhelm Kieft, mit welchem der Leser in nähere Bekanntschaft treten wird, von den „hochmögenden Herren" mit der Leitung der Angelegenheiten von Neu-Niederland betraut. Mittlerweile war die Kolonie in den Augen des Mutterlandes, vermöge ihrer Ausdehnung, ein Gegenstand von großer Wichtigkeit geworden. Die Insel Manhattan war den Indianern schon längere Zeit zuvor für die äußerst mäßige Summe von vierundzwanzig Dollaren abgekauft worden. Außer der Stadt Neu-Amsterdam, welche bereits eine Veste, eine Kirche, ein Gefängniß, eine Taverne und mehrere mit ziemlich anständigen Häusern bebaute Straßen in sich schloß, befanden sich auf dieser Insel noch eine große Anzahl des besten Gedeihens sich erfreuender Landwirthschaften, jenseits des Flusses hatten sich die Niederlassungen zu einem Dorfe ausgedehnt, und weiterhin, den Fluß hinauf, war eine Menge von Landwirthschaften im Entstehen.

Bei alle dem von den ersten Ansiedlern eines neuentdeckten Landes schon an und für sich zu ertragenden vielfachen Ungemache ist es unter den damaligen Zeitverhältnissen wirklich ein Wunder, daß die ringsumher von Indianerstämmen dicht umzingelten Neu-Niederländer den denselben von den Wilden fast unaufhörlich bereiteten Störungen und Belästigungen nicht ganz erlegen sind. Wären aber die Beamten der jugendlichen Kolonie in der Regierung derselben mit der gehörigen Umsicht und Weisheit gleich von Anfang an zu Werke gegangen, und hätten sie die ihnen zu Gebote stehenden Kräfte und Hilfsquellen rechtzeitig in Anwendung gebracht, kein Zweifel darüber, daß die Ansiedler, bei dem von ihnen entfalteten Fleiße und bei ihrer bewunderungswürdigen Ausdauer, bereits zu jener Zeit im Frieden und Wohlstande

hätten leben müssen. Wir würden die Geduld des Lesers unnützerweise ermüden, wollten wir all die Namen der Stämme hier aufzählen, mit welchen die Bewohner von Neu-Niederland in Berührung kamen. Erstieg in einer dunkeln Nacht der Wächter von Neu-Amsterdam eine der im Umkreise der Stadt gelegenen Anhöhen, so stellten sich den Blicken desselben, gleichviel nach welcher Richtung hin er sich wenden mochte, das Meeresufer jedoch ausgenommen, die Lagerfeuer der Indianer dar. Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal erstreckten sie sich bis in die weiteste Ferne; wahrscheinlich kein tröstliches Anzeichen für die Sicherheit der im Schlafe ruhenden Stadt. —

So war bei der Eröffnung unserer Erzählung der Stand der Dinge in der in ihrer Kindheit sich befindenden Kolonie. Manch biedere und ehrbare Familie, welche die Tugenden des Vaterlandes mit sich gebracht, hatte sich in Neu-Amsterdam niedergelassen; aber auch Menschen, denen die Laster und Gebrechen der alten Heimath gefolgt waren, befanden sich unter denselben, und so war schon damals das Böse, unter einander gemischt, darin anzutreffen.

Es war ein ruhiger und lieblicher Tag im Monate Juli des Jahres unseres Herrn eintausend sechshundert und vierzig, als Nanette van der Donk, die Gattin des Besitzers der Taverne von Neu-Amsterdam, zu ihrer nicht geringen Kränkung die Wahrnehmung machte, daß die von ihr in die Seitenbeete des Gartens gelegten Samenkörner entfernt waren, und daß da, wo sie Levkojen, Reseda ꝛc. sprießen und blühen zu sehen erwartet hatte, sich jetzt Kohl, Rüben, Kürbisse und andere Gemüse zeigten. Ja, ja, mein Herr Jakob van der Donk, ein umsichtiger Hauswirth, hatte ein Auge auf die nutzbare und einträgliche Verwendung seines Grundstücks. Und da stand er an diesem schönen Julitage mit gefalteten Händen und die Pfeife im Munde, sich wohlgefällig das Werk seines Fleißes betrachtend.

„Jakob," redete seine Frau ihn an, „bist Du nicht ein Muster von Verträglichkeit, Nachgiebigkeit und Liebe?"

„Gute Nanette," versetzte Jakob lächelnd, „das glaube ich stets gewesen zu seyn."

„So, glaubst Du? O ja, dem könnte so seyn. Aber war das artig von Dir, mir meine hübschen Blumen auszureißen und dafür Deine häßlichen Rüben und Kohle hinzupflanzen?"

„Ei gewiß! Wofür halten wir denn ein Gasthaus? Um Blumen zu ziehen? Nein, um die Hungrigen zu sättigen. Welch ein besseres Schild könnten wir wohl vor unserm Hause haben als Gemüsepflanzen? Geh' in Deine Küche, Nanette, und wenn Du Blumen ziehen willst, so pflanze sie in die Töpfe, welche Du vor die Fenster setzen kannst. Ich verspreche Dir, sie da ungestört stehen zu lassen, und magst Du Dich alle Tage daran erfreuen."

Nanette zögerte mit ihrer Antwort, da sie nicht gleich wußte, ob sich über des Gatten Worte verletzt zu stellen, oder darüber zu lachen. Doch entschloß sie sich zuletzt zu einem Lächeln und die Sache als einen Scherz zu behandeln. Indeß schien sie schon im nächsten Augenblick den Gegenstand ihres Kummers vergessen zu haben, da ein auf der Straße stehender Mann ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Sieh, Jakob," flüsterte sie, „da ist Kaspar Geldorp schon wieder. Er hat seine forschenden Blicke auf unser Haus gerichtet. Was er wohl vorhaben mag? Gestern und schon vorgestern ist er auch hier gewesen. Mir will das gar nicht gefallen."

Jakob wandte sein Gesicht der Straße zu und sah, wie der Kaspar Geldorp genannte Mann das zweite Stockwerk seines Hauses mit der gespanntesten Neugierde betrachtete. Sowie aber dieser merkte, daß die Wirthsleute ihn ins Auge gefaßt, entfernte er sich schnellen Schrittes und bog in die nächste Straße ein.

„Nanette," ließ sich Jakob nach einigem Nachdenken vernehmen, „das will auch mir nicht gefallen; ja noch mehr, das kommt mir verdächtig vor. Ohne einen bestimmten Zweck zu haben, wird er sich hier nicht haben blicken lassen."

„Er hat immer nach den Fenstern des zweiten Stockes gesehen, sowohl heute wie gestern und vorgestern."

„Dann wird er zweifelsohne es auf unsere Gäste abgesehen haben."

„Das glaube auch ich, Jakob."

„Und er führt dabei nichts Gutes im Schilde."

„Noch hat Keiner gehört, daß Geldorp je etwas Gutes gethan," versetzte Jakob. „Unstreitig wird er es auf unsere neuen Gäste abgesehen haben. Auf der Stelle gehe ich zu Herrn van der Veer, um ihn vor diesem Böswicht zu warnen. Das ist als Wirth meine Pflicht."

(Fortsetzung folgt.)

Wie man in Amerika eine Stadt in die Höhe hebt.

Nach Chambers' Journal.

Bekanntlich geht die Entwicklung des Städtewesens in Amerika mit außerordentlicher Schnelligkeit vor sich. Die Städte schießen dort wie Pilze empor. Nun meldet aber Chambers' Journal gar, daß die

Amerikaner eine Stadt buchstäblich in die Höhe heben. Es ist dies die Stadt Chicago am Michigansee.

Diese Stadt ist herangewachsen zu dem Wohnsitz einer Bevölkerung von hunderttausend Seelen, ehe die Einwohner wahrnahmen, daß dieselbe an einem radikalen Baufehler leide — nämlich, daß sie auf die Oberfläche einer so gering oberhalb des Sees liegenden Ebene gebaut worden, daß das Wasser keinen gehörigen Abfluß hatte. Man erkannte diesen Uebelstand und seufzte im Stillen darüber, wie es gewöhnlich geschieht, wenn Uebelstände unverbesserlich scheinen; allein es war nicht blos ein einfacher Uebelstand, sondern eine wirkliche Gefahr für Gesundheit und Leben. Als endlich ein Mann auftrat und die Möglichkeit der Abhülfe behauptete, faßte man diesen Gedanken begierig auf, berieth und besprach ihn. Endlich wurde der Municipalität ein Plan vorgelegt, um die Stadt senkrecht um 4 bis 10 Fuß, je nach den Bedürfnissen verschiedener Bezirke, zu erhöhen und durch diese Erhöhung die Trockenlegung zu sichern — die Municipalität schenkte diesem Plane Gehör.

Das Geschäft wurde rasch in Angriff genommen, denn die Amerikaner überdenken und besprechen nicht, wie wir, in einem Jahrhundert das, was ihre Nachkommen im nächsten vollenden sollen. Einmal überzeugt, daß sie das Rechte getroffen, machen sie keine weiteren Umstände, sondern legen flugs Hand an — und so thaten sie auch jetzt. Man sollte eher sagen, sie fingen es an zu thun, sie fingen an, und fahren nun damit fort; denn wie Rom nicht an einem Tag gebaut wurde, so konnte auch Chicago nicht an einem Tag in die Höhe gehoben werden.

Allein das Verfahren dabei! Wie läßt sich ein schweres Gebäude (ein Haus von mittlerer Größe wird wohl 4000 Tonnen zu 20 Centner, also 80,000 Centner Gewicht haben) in die Höhe heben? Wie läßt sich, wenn auch die Hebungsmittel vorhanden sind, das Heben so gleichförmig bewerkstelligen, daß die Mauern nicht reißen und bersten — mit einem Wort, mehr oder weniger den Einsturz drohen? Sonderbar, die Hebung geschieht nicht nur mit Leichtigkeit, sondern auch so gleichförmig, daß kein Sprung sich erzeugt, ja daß nicht einmal eine Mörtellage von den Mauern fällt. Und nicht blos mit einem einzelnen Hause verfährt man so, sondern mit ganzen Häusercompleren. Der Grund hievon liegt darin, daß einzelne Häuser im Allgemeinen so mit anderen verbunden sind, daß man sie selten oder nie einzeln in die Höhe treiben kann.

Um einigermaßen einen Begriff von dem „Hausbebungsgeschäft", wie ein Chicagoer Blatt es nennt, zu geben, so wollen wir einiges Nähere von dem Verfahren anführen, das man erst im April 1860 bei einem Häusercompler anwandte. Wir wollen zum voraus bemerken, daß dieser Complex eine Länge von 320, eine Breite von 140 bis 90, und eine durchschnittliche Höhe von 70 Fuß hatte. Er umfaßte eine große Bank und acht andere massive Bauten, deren Erdgeschoß in dreizehn Läden abgetheilt war. Drei Firmen übernahmen die Arbeit um 18,000 Dollaren oder ungefähr 3500 Pfd. St., und machten sich überdies anheischig, jeglichen Schaden, der entstehe, selbst wieder ausbessern zu lassen. Eine der auffallendsten Bedingungen bei diesem Vertrag war aber, daß die in diesen Gebäulichkeiten befindlichen Geschäfte keine Unterbrechung erleiden dürften.

Die erste Maßnahme nun, die man bei einer solchen Arbeit trifft, besteht darin, daß man den ganzen Grund aufreißt, alles rings um die Grundmauer des Gebäudes wegschafft und provisorische Gallerien und Wege für das Publikum während der Zeit des Hebungsverfahrens einrichtet. Dann gräbt man unter einem Theil der Grundmauern die Erde aus und fügt starke Balken hinein, welche durch Reihen so nahe als möglich neben einander gesetzter Schraubengeschirre gestützt werden. Ist dies gehörig in Ordnung gebracht, so entfernt man auf gleiche Weise ein anderes Stück der Fundationen, und so fort, bis Balken mit Schraubengeschirren unter jeder Mauer der Gebäudemasse sich befinden. Bei dem fraglichen Häusercompler wurden im Ganzen 6000 Schrauben angewendet.

Das nächste, was man nun zu thun hat, ist Mittel und Wege zu schaffen, um die Schrauben in Thätigkeit zu setzen. Für je zehn Schrauben ist ein mit einem Hebel versehener Mann aufgestellt. Auf das Zeichen einer Pfeife dreht er eine Schraube um ein Viertel herum, geht fort zu einer andern, welche er auf gleiche Weise dreht, und so fort, bis alle gedreht sind. Da die Schraube ein Gewinde von einem Dreiachtelszoll hat, so ist auf diese Weise das Gebäude um einen vierten Theil dieses Raumes auf allen Seiten oder genau um $^3/_{32}$ eines Zolls gehoben worden. Die Pfeife ertönt wieder: jeder Hebel arbeitet abermals an seiner Reihe von zehn Schrauben, und ein ähnlicher Betrag vertikaler Bewegung für das ganze Gebäude ist vollendet.

Ist die gewünschte Höhe erreicht, so werden die Balken einer nach dem andern durch Mauerunterbau ersetzt, und das Pflaster wird auf dem neuen Niveau wiederhergestellt. Die hier in Rede stehenden

Häuser wurden in fünf Tagen um 4 Fuß 8 Zoll gehoben, und man gibt an, daß die Kosten der neuen Fundation und Pflasterung sich auf 40= bis 50,000 Dollars belaufen. Der Häusercomplex, welcher voller Inwohner war, enthielt eine Menge Spiegelglas, elegant bemalte Wände und viele sehr leicht zerbrechliche Dinge; allein keine Scheibe ward zerbrochen, kein Theilchen Mörtel oder Malerei verrückt, kein Stück Hausgeräthe beschädigt. So versichert wenigstens Chambers' Journal.

Mannigfaltiges.

Die Gauner-Chronik hat wohl nichts Possierlicheres verzeichnet, als was in Sevelen bei Geldern kürzlich passirt ist. Ein Ochsendiebstahl, werth in Szene gesetzt zu werden, gibt den hiesigen Leuten, und vor Allem dem Bestohlenen selbst, Stoffe genug zum Lachen. Auf einer hiesigen Kathe, wo der Viehstall etwas abseits gelegen ist, werden die Bewohner nach Mitternacht durch Hundegebell aus dem Schlafe geweckt. Wie erschrecken dieselben, als sie am Hintergebäude die Thüre offen, und statt des Ochsen den leeren Stall finden. Nachdem die Nachbarn gerufen sind und eine geraume Zeit hin und her deliberirt worden, wo die Fährte der verwegenen Diebe wohl zu suchen sey, hört man von Weitem durch die nächtliche Stille ein Traben, und siehe da! nach einer Weile steht das treue Thier schweißtriefend wieder vor seines Herrn Stall, und wie? dergestalt, daß die Anwesenden anfänglich meinten, es mit einem ochsigen Gespenste zu thun zu haben. Der Stier trägt eine schmucke Haube; um Kopf und Hörner ist ihm ein Paletot gewunden. Die Sache läßt sich so erklären, daß der Flüchtling wild geworden ist und man ihm in der Hast durch den Ueberwurf die Wuth hat bändigen wollen. Der Ochse hat aber wohl gedacht, es stehe ihm am schönsten, wenn er in dem neuen Kostüm sich vor seinem Herrn präsentire und hat dann Reißaus nach Hause genommen. Das Beste kömmt aber zuletzt. Andern Morgens, wo man den Paletot bei Licht besieht, findet sich in der Seitentasche ein Portefeuille mit einem 25-Thlr.-Kassenschein, den der gespoppte Ochsenspekulant wohl schwerlich sich wieder holen wird.

Schamyl hat aus seinem Haushalte den Zucker entfernt. Es war ihm zu Ohren gekommen, zu der Fabrikation des Zuckers würden Knochen, und zwar sogar von Schweinen verwandt, was den strenggläubigen Muselmann in nicht geringe Gewissensangst versetzte und endlich den Entschluß fassen ließ, durch den Besuch einer nahegelegenen Zuckerfabrik sich von der Grundlosigkeit jener Behauptung zu überzeugen. Man zeigte ihm und seinen Begleitern die Manipulationen, und vollständig befriedigt wollten sie eben weggehen, als ein Arbeiter sie zurückhielt, um ihnen noch etwas zu zeigen, und mit einer Bürste die Zuckerformen besprengte. Das Entsetzen Schamyl's und seiner Begleiter bei'm Anblick der — Schweineborsten war so groß, daß sie die Flucht ergriffen. Der Zucker aber ist seitdem abgeschafft.

In Versailles wurde vor Kurzem die Frau eines Eisenbahnbeamten, Namens Ponte, von vollkommen ausgebildeten Zwillingstöchtern entbunden, welche eine bisher noch niemals beobachtete Verwachsung zeigen. Beide Mädchen sind gleichzeitig geboren und am obern Theil ihrer Köpfe vollständig verwachsen. Das Stirnbein (**os frontale**) des einen Zwillings setzt sich nämlich in das Vorderhauptbein (**os parietale**) des anderen fort, als wäre es darin eingefalzt. Beide Gesichter stehen demzufolge nicht in gleicher Richtung, sondern konvergiren in einem Winkel von 90 Grad. Sieht man das eine Gesicht gerade von vorn, so das andere im Profil. Höchst bemerkenswerth ist dabei, daß Geschrei, Verlangen und körperliche Funktionen beider Zwillinge nicht gleichzeitig stattfinden, was zu dem Schlusse berechtigt, daß die in eine gemeinsame Knochenhülle eingeschlossenen Gehirne dennoch vollständig getrennt seyn müssen. Beide Kinder sind gesund.

Der französische Gesandte am Hof der Maria Theresia gab, als er seine Antritts-Audienz hatte und die Kaiserin ihn u. A. fragte, ob er ebenfalls eine wegen ihrer Schönheit berühmte Dame des Adels für die schönste Frau in Wien halte, die schmeichelhafte Antwort: „Gestern hielt ich sie noch dafür."

Das geologische Museum in Dresden ist durch ein Prachtstück, ein Skelett des „grimmigen Schelchs" der Nibelungen (**cervus giganteus**) bereichert worden. Dieser gigantische Hirsch ist noch in historischer Zeit in Deutschland vorhanden gewesen, doch seit Langem vertilgt; auch liegen Andeutungen vor, daß derselbe seiner Zeit in der Trier'schen Gegend heimisch war. Das erwähnte Skelett rührt aus Island her. Das schaufelartige Geweih spannt sich 13 Fuß aus; in jeden Theil des Geweihes kann sich ein Mann ausgestreckt legen.

Auflösung des Logogryphs in № 51:
Grund. Rund. Und.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Freitag, 3. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

In einem der oberen Zimmer der Stadttaverne saß Mynheer van der Veer, ein Mann von mittlerer Größe und gefälligem Aeußern, dessen Kleidung von Geschmack und Wohlhabenheit zeugte. An Jahren zählte er bereits fünfzig und mehrere, wie fein mit Silber gesprenkeltes Haar andeutete. Die stark gezeichneten Züge seines übrigens wohlgeformten Gesichtes verriethen Ernst und Verstand, wurden aber durch das auf demselben sich oft zeigende Lächeln des Wohlwollens, der Herzensgüte, überhaupt der wahren Menschenliebe gemildert. Seines Standes war er ein Kaufmann; doch trieb er keine Geschäfte mehr, da er in den Jahren, während welcher er ein Mitglied der holländisch-ostindischen Handelsgenossenschaft gewesen, sich ein sehr beträchtliches Vermögen erworben hatte. Neben ihm, an einem Fenster mit der Aussicht auf den Garten, dessen Blumenbeete zu Nanettens Bedrängniß in Krautfelder umgewandelt waren, und darüber hinaus auf die Straße, erblicken wir Frau Theodora van der Veer. Von hohem, schlankem äußerst zierlichem Wuchse, war ihr von der ersten und frischen Schönheit noch Vieles geblieben, und sie galt daher mit Recht für die stattlichste Matrone der jungen Kolonie, in welcher das würdige Ehepaar, obgleich der Aufenthalt desselben in Neu-Amsterdam erst von einer verhältnißmäßig kurzen Dauer war, sich bereits zahlreiche Freunde erworben hatte, was um so mehr anzuerkennen ist, da viele Bewohner derselben sich mehr Feindschaft zugezogen, als Freundschaften geschlossen hatten. So hatte Frau van der Veer unter Anderm zwei kranke indianische Frauen zu sich genommen, gepflegt und nach deren Genesung mit Geld und Kleidung beschenkt in ihre heimathlichen Wälder wieder zurückgeschickt. Aus diesem einzelnen Zuge wird der Leser entnehmen, daß Frau Theodora, welche übrigens in einem Alter von noch nicht ganz fünfzig Jahren noch viel jünger aussah, als sie wirklich war, in der That ein warmes, edles und mitleidiges Herz im Busen trug.

Eine dritte Person im Zimmer war Wilhelm van der Veer, der einzige Sprößling der zwischen Peter und Theodora geschlossenen so äußerst glücklichen Ehe, und folglich der ausschließliche Gegenstand ihrer Liebe und Sorge. Etwa zwanzig Jahre alt, von hoher Gestalt, starkem aber anmuthigen Körperbau, vollem braunen Haar und tief liegenden blauen Augen, berechtigte er in Folge der ihm gewordenen sorgfältigen Erziehung und in allen sonstigen Hinsichten zu den schönsten Hoffnungen. Eingeweiht in die Theorien der Handelswissenschaften, verband er mit der Kenntniß mehrerer neuen Sprachen sogar eine klassische Gelehrsamkeit. Auch war er ein sehr gewandter und tüchtiger Turner, weßhalb er an gymnastischen Uebungen aller Art, Reiten, Fechten und Schießen mit eingerechnet, ein großes Gefallen fand.

Wilhelm, der seinem Vater den Wunsch bezeugt, einen Spaziergang nach der Veste hin zu machen, wo der jüngere Theil der männlichen Einwohnerschaft sich zu militärischen Exercitien versammelte, hatte kaum das Zimmer verlassen, als nach zuvorigem bescheidenen Klopfen sich in der Thür das runde und volle Gesicht des ehrlichen Wirthes zeigte.

„Entschuldigen Sie meine Dreistigkeit," redete van der Donk seine Gäste an; „aber ich kann nicht umhin, Sie von einem mir und meiner Frau aufgefallenen Umstand zu unterrichten. Schon mehrere Tage hindurch sind die Fenster Ihres Zimmers von der Straße ab genau beobachtet worden."

„Dasselbe hat mir auch mein Sohn gesagt; aber als ich mich verhin dem Fenster näherte, war der Neugierige schon wieder davongegangen. Auch gestern will ihn mein Sohn bemerkt haben."

„Und meine Frau hat ihn nicht nur gestern, sondern auch vorgestern gesehen," hub van der Donk wieder an. „Meiner Frau will dieses Spähen und Gucken

gar nicht gefallen und mir auch nicht. Kaspar Geldorp —"

„Geldorp!" rief der Gast, indem er aufsprang und sich seinem Wirthe näherte. „Kaspar Geldorp!" flüsterte Frau van der Veer, wobei sie am ganzen Körper zitterte.

„Ja, Kaspar Geldorp habe ich gesagt," sprach Peter, der seine Gäste mit großem Erstaunen ansah. „Wie sieht der Mann aus? Und wie alt kann er etwa seyn?"

„Mir scheint er ein Fünfziger zu seyn, und wie er aussieht? Nun, wie ein unverkennbarer Schurke. Mit einem widerlich häßlichen Gesicht verbindet er ein abschreckendes Aeußere und einen schleppenden, hinkenden Gang. Das eine Bein ist kürzer als das andere."

„Und wohnt er hier in Neu-Amsterdam?"

„Ja. Doch bringt er nur den kürzeren Theil seiner Zeit auf dem Festlande zu. Jenseits der Veste besitzt er ein Haus, in welchem seine Frau wohnt. Aber er ist auch Eigenthümer einer kleinen Schaluppe, in welcher er oft weite Ausflüge macht. Dabei behauptet er ein ehrlicher Handelsmann zu seyn; indeß glaube ich, daß er mehr in bleiernen Kugeln und scharfem Stahl macht, als in andern Waaren."

Nach einigem Stillschweigen sprach van der Veer: „Mein lieber van der Donk, da Sie den Mann hinlänglich zu erkennen scheinen und von ihm nichts Gutes vermuthen, so möchte ich Sie bitten, seine Bewegungen, so oft er sich dem Hause nähert, in genaue Obacht zu nehmen, und sofern Sie etwas Verdächtiges bemerken sollten, mich sofort davon zu unterrichten."

„Nicht wahr, Sie haben diesen Geldorp schon im Vaterland gekannt?"

„Vor längeren Jahren. Unter welchen Umständen, erzähle ich Ihnen wohl ein anderes Mal. Im Uebrigen werde ich Ihre Wachsamkeit nicht unbelohnt lassen."

„Nur nicht gleich von Belohnungen gesprochen. Es ist Pflicht, seinen Nächsten vor einem ihn bedrohenden Unfall zu bewahren. Ich werde unsern Mann nicht aus den Augen verlieren." So sprechend zog sich Jakob van der Donk wieder zurück.

„Theodora," hub Peter van der Veer an, als sein Blick auf das Angst und Unruhe ausdrückende Antlitz seiner Gattin fiel, „mir ist es im Entferntesten nicht eingefallen, daß wir Kaspar Geldorp je, und am wenigsten hier, wieder begegnen würden. Schon längst habe ich ihn nicht mehr unter den Lebenden gewähnt. Im Uebrigen glaube ich nicht, daß er nach so langen Jahren noch darauf ausgeht, mir irgend einen Streich zu spielen."

„Aber warum betrachtet er denn tagtäglich dieses Haus?"

„Theodora, seine Bewegungen werden überwacht; ich selbst habe die Absicht, mich daran zu betheiligen, über sein hiesiges Thun und Treiben mich etwas näher zu unterrichten, und werde meine Maßregeln danach treffen. Freilich ist er, wie wir leider aus eigener Erfahrung wissen, ein böser, gewissenloser und grundsatzloser Mensch; allein hier in Neu-Amsterdam wird er schwerlich eine Gelegenheit finden, etwas meiner Person oder meinem Rufe Nachtheiliges zu unternehmen. Ueberdies scheint, nach der Aussage unseres Wirthes, der allgemeine Leumund gegen ihn zu seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Hütte.

Nach Wilkie Collins, mitgetheilt von L. Du Bois.

Meine Mutter war gestorben, mein einziger Bruder zur See gegangen, meine Schwester hatte sich in Dienst begeben, und ich befand mich allein bei unserem Vater in einer Hütte, welche, von ausgedehntem Moorlande umgeben, in der westlichen Grafschaft Englands, nahe an der Grenze von Wales, lag. Das Moor war mit großen, zerstreut liegenden Kalksteinfelsen bedeckt und hier und da von kleinen Bächen durchschnitten. Die unserem Hause zunächst befindliche Wohnung lag in der Entfernung von ungefähr anderthalb Meilen auf einem Streifen fruchtbaren Landes, der, einer Zunge ähnlich, in das unfruchtbare Moorland hinein lief. Dort stand die sogenannte Moorfarm, damals im Besitze des Vaters meines zukünftigen Gatten. Die zum Gute gehörigen Ländereien streckten sich ein schönes, fruchtbares Thal hinab, das vom höher liegenden Moorlande gegen Winde geschützt wurde. Einige Meilen weiter, da wo sich der Grund wieder hob, kam man zu einem hübschen Landhause, Holme Manor genannt, welches einem reichen jungen Manne Namens Kniston gehörte. Letzterer hatte sich erst kürzlich mit einer jungen Dame vermählt, deren Amme und Wärterin meine Mutter gewesen war, und deren Güte und Freundschaft für mich, ihre Milchschwester, ich bis an mein Lebensende stets dankbar eingedenk seyn werde.

Mein Vater war ein Steinhauer und sehr arm. Seine Hütte lag, wie schon erwähnt, anderthalb Meilen entfernt von der nächsten Wohnung, und in jeder anderen Richtung waren die Häuser unserer Nachbarn 4 bis 5 Mal weiter entlegen. Diese einsame Lage hatte jedoch, mit Rücksicht auf unsere

Armuth, den Vortheil für uns, daß wir zinsfrei wohnten. Ueberdies lagen die Steine, aus deren Bearbeitung mein Vater seinen Erwerb zog, fast dicht vor der Thüre unseres Hauses, weßhalb er seine Wohnung, ihrer Einsamkeit ungeachtet, für beneidenswerth hielt. Ich, für meinen Theil, konnte nicht ganz dieser Meinung seyn, aber beklagte mich nie. Da ich ihn innig liebte, so ertrug ich die Einsamkeit geduldig und tröstete mich mit dem Gedanken, meinem Vater nützlich zu seyn. Mrs. Knifton wünschte mich in ihren Dienst zu nehmen, allein ich lehnte es, obgleich ungern, ab; denn wäre ich der Aufforderung gefolgt, so würde mein Vater niemand mehr bei sich gehabt haben, und ich hatte meiner sterbenden Mutter gelebt, ihn nie in der Einsamkeit dieser schwarzen Moorgegend allein zu lassen.

Unser Häuschen, obgleich klein, war fest gebaut und bequem eingerichtet. Die steinernen Mauern waren von außen und innen mit Holz verschalt, wodurch alle feinere Spalten und Ritzen der Wände verdeckt wurden. In jeder andern Lage würde diese Vorsicht unnöthig gewesen seyn, aber bei unserem Hause war sie unerläßlich, um das Eindringen der fast das ganze Jahr wehenden kalten Winde abzuhalten. Außerdem war die äußere Holzbekleidung durch einen Ueberzug von Theer und Pech gegen den Einfluß der Witterung gesichert worden, was dem Häuschen, besonders in der Entfernung, ein so düsteres Ansehen gab, daß es schon vor meiner Geburt in der Umgegend nur „die schwarze Hütte" genannt wurde.

Diese Umstände und Einzelheiten habe ich vorausgeschickt, weil sie zum besseren Verständniß der nachfolgenden Erzählung erforderlich sind.

Ich hatte bereits das achtzehnte Jahr zurückgelegt, als an einem trüben Herbsttage ein Hirt von der Moorfarm mit einem Briefe bei uns anlangte, welcher dort für meinen Vater abgegeben war. Das Schreiben kam von einem Baumeister aus der eine halbe Tagreise entfernten Hauptstadt der Grafschaft und lud ihn ein, schleunigst dahin zu kommen, um sein Urtheil über die Kosten einer sehr bedeutenden Steinhauerarbeit abzugeben. Mühe und Zeitverlust sollten vergütet werden und mein Vater außerdem ein Antheil an der in Aussicht stehenden Arbeit erhalten. Bereitwillig schickte er sich deßhalb an, der Aufforderung Folge zu leisten und die Wanderung nach der Stadt zu unternehmen.

Da es bereits spät am Morgen war, als das Schreiben anlangte, so konnte er erst am folgenden Tage zurückkehren und mußte also eine Nacht von Hause abwesend seyn. Für den Fall, daß ich mich scheute, allein in der Hütte zu bleiben, machte er mir deßhalb den Vorschlag, diese zu verschließen und mich nach der Moorfarm zu bringen, wo ich bei einem der Milchmädchen einen Platz im Bette finden konnte; allein ich hatte keine Lust, mit einem unbekannten Mädchen das Bett zu theilen, und da ich überhaupt keinen Grund sah, weßhalb ich mich fürchten sollte, eine Nacht allein zu bleiben, so lehnte ich den Vorschlag ab. Niemals waren wir von Dieben belästigt worden, da unsere Armuth uns hinlänglich schützte, und von andern Gefahren konnte noch weniger die Rede seyn. Ich trug deßhalb meinem Vater das Mittagessen auf und lachte herzlich über den Gedanken, bei einer Milchmagd auf der Moorfarm Schutz suchen zu sollen. Sobald die Mahlzeit beendigt war, trat er die Reise an, nachdem er mir vorher das Versprechen gegeben hatte, am nächsten Tage, wo möglich schon um Mittag, zurückzukehren, und ließ mich und meine Katze Polly allein im Hause.

Ich hatte den Tisch wieder gereinigt, das Feuer angefacht und saß bei der Arbeit, während Polly zu meinen Füßen schlief, als ich plötzlich das Trampeln von Pferdehufen vernahm, und, in die Hausthüre tretend, Mr. Knifton mit seiner Frau und einem Bedienten auf unsere Hütte zureiten sah. Die junge Dame hatte die freundliche Gewohnheit, jede Gelegenheit zu benutzen, wo sie mir einen Besuch abstatten konnte, und ihr Gatte war stets bereit, sie zu begleiten. Ich machte deßhalb eine höfliche Verbeugung und drückte meine Freude aus, sie zu sehen, aber war keineswegs darüber verwundert. Sie stiegen ab und traten, heiter lachend und schwatzend, in die Hütte, wo ich von ihnen hörte, daß sie auch nach der Stadt, nach der mein Vater gegangen war, reisen, dort bei Freunden einige Tage bleiben und dann zu Pferde zurückkehren wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In dem Hospital der **„femmes incurables"** in Paris hat die Behörde ein armes Geschöpf entdeckt, welches seit mehr als 50 Jahren dort festgehalten wurde und ihre kleine Manfarde nicht einen Augenblick verlassen hatte. Es ist dies eine Verwandte Mirabeau's. Alljährlich brachte eine unbekannte Hand ihr die Pension, welche die Frau ernährte. Sie verlernte das Sprechen vollständig und befindet sich halb in einem Zustande der Apathie. Die Untersuchung hat ergeben, daß sie sehr ökonomisch lebte,

und fanden sich in ihrem Strohsack 18,000 Franken vor. In ein Haus gebracht, wo sie jetzt der ungeschmälerten Freiheit genießt, beklagt die Bejammernswerthe ihre bisherige Haft und die Einsamkeit, in der sie fern von allen Lebendigen athmen mußte. Man spricht von merkwürdigen Details, welche die Entdeckung ihres Aufenthaltsortes, der bis dahin in undurchdringliches Dunkel gehüllt war, herbeigeführt haben.

Florida's Alter. Der berühmte Naturforscher Agassiz hat unter Anderm die sorgfältigsten Beobachtungen über die Korallenriffe im amerikanischen Meerbusen angestellt und auf Grund dieser Beobachtungen Berechnungen über das Alter solcher „thierischen Klippen" gemacht. Das Resultat war, daß die an der Südspitze Florida's liegenden bekanntesten 4 Riffe mindestens 8000 Jahre zu ihrer Bildung bedurften. Agassiz setzte die Untersuchungen weiter fort und fand, daß die ganze Halbinsel Florida aus nichts als lauter Reihen von Korallenriffen, welche sich nach und nach aneinander ansetzten, besteht und daß diese zwei Breitengrade lange Korallen-Halbinsel zu ihrer Entstehung mindestens zweihunderttausend Jahre bedurfte.

Der zoologische Akklimatisationsgarten in Paris hat mehrere sehr merkwürdige Thiere von Guiana erhalten. Darunter befinden sich: eine große brasilianische Ratte, ein Bisamschwein, sodann mehrere seltene Vogelarten und dabei vor allem der sogenannte Agamie. Derselbe ist für den Hühnerhof, was der Hund für die Schafheerde ist. Der Agami führt die Hühner auf's Feld, überwacht sie, duldet nicht, daß sich eins derselben von den andern entfernt, und führt sie Abends wieder nach dem Stall zurück, gerade wie der Hund die Schafe nach Hause führt; er gibt bei der Fütterung Acht, daß die Stärkeren und Aelteren nicht eher ihren Theil nehmen, als bis die Jüngeren und Schwächeren ihren Antheil aufgepickt haben.

Die Tuchmacherinnung in Zwickau hat unlängst einen Tuchmacher zum Ehrenmeister ernannt, der im 82. Lebensjahre steht und nebst einer überaus festen Gesundheit sich einer so zahlreichen Nachkommenschaft erfreut, wie sie selten vorkommt, denn es befinden sich von ihm noch 11 Kinder, 90 Enkel und 35 Urenkel am Leben. Sein schulrichter Wunsch ist, in der Lotterie einen Gewinn zu machen, um alle seine Nachkommen noch einmal, und sey es nur auf einen Tag, um sich versammeln zu können.

Eine neue und sehr wichtige Entdeckung ist von dem gelehrten französischen Archäologen Mariette in den Ruinen von Memphis gemacht worden. Es ist eine auf einem Kalksteine eingegrabene Liste von 63 ägyptischen Königen. Die Bibliothek von Paris und das britische Museum besitzen bereits ähnliche Tafeln, allein sie sind bei weitem nicht so vollständig wie die von Mariette aufgefundene, welche in das neue, in Aegypten selbst angelegte Museum kommen soll. Diese Tafel von Memphis ist das merkwürdigste Denkmal zur Wiederherstellung der ägyptischen Dynastien aus der vorpyramidischen Zeit.

Ein Kaufmann in Berlin, in dessen Geschäftslokal neue, mit arsenikhaltigen Farben bedruckte Tapeten und Fensterrouleaux gefunden wurden, war deßhalb auf Grund einer Polizeiverordnung, welche den Verkauf solcher Tapeten bei 5 bis 50 Thlr. Strafe verbietet, unter Anklage gestellt worden. Der Angeklagte wendete ein, daß er seine Waare nur nach dem Auslande verkaufe und daß, wenn diese Polizeiverordnung überhaupt aufrecht erhalten würde, die Rouleaufabrikation in Preußen zu Grunde gehen müßte, weil die Farben, und namentlich das Grün, ohne Arsenik gar nicht herzustellen seyen. Der Gerichtshof nahm darauf aber keine Rücksicht und verurtheilte den Angeklagten zu 5 Thalern Geldbuße.

Auf dem Kreuzungspunkte der Boulevards „de Magenta" und „de Straßbourg" in Paris ist eine Säule aus Eisenguß aufgestellt worden, die auf der Spitze einen Blitzableiter, darunter eine Wetterfahne, weiter eine Lampe, auf deren Seiten die Namen der einmündenden Straßen zu lesen sind, sodann eine Uhr und ein Glasgestell für Ankündigungen trägt, die bei Nacht erleuchtet werden. Unten befinden sich eine Retirade, ein Polizeischilderhaus, ein Journalbureau, zwei Briefkästen (für Postsendungen und Eingaben an Behörden), endlich zwei Brunnen.

Als Lamartine's Haus versteigert werden mußte, kaufte es der Architekt, welcher es gebaut hatte. „Seltsam," — sagte Jemand, — „wer Steine in Bewegung setzt, wird reicher, als wer es mit Ideen thut." „Natürlich," — entgegnete der Architekt, — „während er die seinigen auseinanderstreut, baue ich die meinigen auseinander."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Sonntag, 5. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Am nächstfolgenden Tage begann Peter van der Veer gleich nach genossenem Frühstück über Kaspar Geldorp nähere Erkundigungen einzuziehen. Von den die Taverne besuchenden Stammgästen brachte er jedoch ein Mehreres, als Jakob van der Donk ihm mitgetheilt, nicht in Erfahrung. Der mit ihm befreundete Kolonialsekretär van Tienhoven war aber seiner Meinung nach der Mann, der ihm gewünschte Auskunft zu ertheilen im Stande war. Er begab sich also zur Veste, innerhalb deren Mauern sich auch der Sitz der Kolonialregierung befand.

Auf dem Wege dorthin kam er noch zu einem andern Entschlusse, nämlich dem, sich der Dienste eines Negers zu versichern. Mit diesem Gedanken war er eigentlich schon früher umgegangen und sein Augenmerk dabei auf einen sich in dem Eigenthume der Kompagnie befindenden Sklaven gerichtet, der, von einer angemessenen Größe, mit derselben auch eine entsprechende Körperstärke vereinigte.

Mynheer van Tienhoven, ein Mann mittleren Alters, von festem und entschlossenem Wesen, überhaupt eine von jenen Persönlichkeiten, die eine einmal übernommene schwere Pflicht zu erfüllen mit Kraft und Entschiedenheit sich angelegen seyn lassen, und diese Eigenschaften thaten den Leitern der mit Gefahren umringten Kolonie wirklich noth, war in seinem Geschäftszimmer allein. Peter van der Veer trug ihm sein Anliegen wegen des Negers vor. Hinsichtlich des Preises werde er nicht feilschen. Auf den Fall, daß die Kompagnie Anstand nähme, ihm einen ihrer Sklaven käuflich zu überlassen, wollte er sich gern mit einem Miethverhältnisse zufrieden stellen.

Der Sekretär versprach, dieserhalb mit dem Gouverneur Rücksprache zu nehmen und ihn am morgenden Tage den Entschluß seines Vorgesetzten wissen zu lassen. Nachdem sie sich alsdann noch über einige gleichgiltige Gegenstände unterhalten, fragte van der Veer: ob er (Tienhoven) einen gewissen Kaspar Geldorp kenne.

Der Sekretär zögerte anfangs, hierauf eine Antwort zu geben, doch fiel sie zuletzt bejahend aus.

„Was treibt er hier?“

„Das wissen wir eigentlich selbst nicht. Indeß, da er sich der Kompagnie hinsichtlich der Indianer ziemlich nützlich gemacht hat, so haben wir uns um sein sonstiges Treiben eben nicht bekümmert. Sie müssen nämlich wissen, daß der Gouverneur mitunter in dem Falle ist, von den Diensten mancherlei Leute Gebrauch zu machen.“

Als Peter van der Veer die Veste verlassen, war seine gute Meinung von dem Gouverneur um ein Bedeutendes gesunken. Zwar leuchtete es ihm ein, daß die Kolonialregierung es in der Wahl ihrer Agenten und Werkzeuge nicht immer zu genau nehmen durfte; allein daß sie Verbrecher oder übel berüchtigte Personen für die ihr geleisteten Dienste in Schutz nehmen würde, das konnte er sich nicht denken. Freilich war es immerhin möglich, daß Geldorp nicht mehr so schlecht war, wie er (van der Veer) ihn aus eigener Erfahrung kannte und Jakob van der Donk ihn geschildert hatte, und wäre er es dennoch, so hatte der Gouverneur wahrscheinlich noch keine Kunde davon. Also glaubte er die Regierungsbeamten noch nicht verdammen zu dürfen; wenigstens nicht eher, als bis ihm von deren Unredlichkeit überführende Berichte vorlagen.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen sah er auf dem Rückweg nach der Taverne seinen Sohn Wilhelm mit Geldorp zusammen gehen und sprechen. Seine Schritte verdoppelnd, suchte er sich den Beiden zu nähern; doch noch ehe er sie erreicht, hatte Geldorp sich schon wieder entfernt und eine der Veste zuführende Richtung eingeschlagen.

„Auf welche Weise bist Du mit dem Manne da ins Gespräch gekommen, und was hat er von

Dir gewollt?“ fragte van der Veer seinen Sohn.

„Er hat sich mit Höflichkeit und Bescheidenheit danach erkundigt, ob wir von Amsterdam gekommen wären,“ versetzte Wilhelm, „ob ich nicht der Sohn von Peter und Theodora van der Veer sey, ob wir hier noch länger verweilen würden und ob Sie sich hier anzukaufen gedächten. Diese Fragen habe ich ihm theils bejahend, theils ausweichend beantwortet. Er selbst nennt sich Kornelius Bronk, will Sie bereits in Amsterdam ziemlich genau gekannt haben, und beabsichtigt, Ihnen binnen Kurzem einen Besuch abzustatten. Im Uebrigen wollen mir die Blicke und das Benehmen dieses Mannes gar nicht gefallen,“ fügte Wilhelm nach einem kurzen Stillschweigen hinzu. „Warum hat er Sie nicht schon längst aufgesucht, da ich ihn bereits gestern und vorgestern der Taverne gegenüber umherschleichend gesehen habe?“

„Der Mensch ist ein Lügner,“ antwortete der Vater. „Sein wahrer Name ist Kaspar Geldorp und in Amsterdam hat er nicht den besten Ruf zurückgelassen. Laß dich vor ihm gewarnt seyn und geh' ihm aus dem Wege.“

Zu Hause angekommen, wurde Frau van der Veer von dem Vorgefallenen sofort in Kenntniß gesetzt. Wilhelm entging es nicht, daß, so oft der Name Geldorp ausgesprochen, seine Mutter von einer auffallenden Unruhe ergriffen wurde. Zu mehreren Malen war er nahe daran, sich über ihn eine nähere Auskunft zu erbitten; allein, da seine Eltern auf den Charakter des Mannes näher einzugehen mieden, so hielt ihn seine Bescheidenheit davon ab. Doch war er nun mehr als je entschlossen, der Mahnung seines Vaters, ihn zu meiden, Folge zu leisten.

Als Peter van der Veer sich am nächsten Morgen bei dem Sekretär Tienhoven wieder eingefunden, hörte er von diesem zu seiner großen Freude, daß seinem Anliegen hinsichtlich der Ueberlassung eines Sklaven von dem Gouverneur stattgegeben sey. „Sie bekommen einen unserer besten Neger,“ bemerkte der Sekretär, „der bei guter Behandlung ein ganz vorzüglicher Arbeiter und daneben von einer exemplaren Treue ist. In der letzten Zeit hat es der arme Teufel etwas sauer gehabt, weßhalb es unsere Absicht war, ihm einige Ruhe zu gönnen. Das läßt sich jetzt um so leichter machen und zwar ohne Nachtheil für die Kompagnie, wenn er zeitweise in Ihre Dienste tritt. Wir verlangen vier Gulden die Woche Miethe und Sie müssen sich anheischig machen, ihn gut zu beköstigen und zu behandeln.“

Nachdem van der Veer diese Bedingungen bereitwillig eingegangen, wurde der Neger herbeigerufen. Manuel Reus war ein Vollblut von Neger, aus Ashantee in Afrika gebürtig, und schon in seiner Jugend von spanischen Sklavenhändlern nach Amerika gebracht worden. Jetzt, in seinem dreißigsten Jahre, hatte sich sein Wuchs längst entwickelt; er maß sieben Fuß und einige Zoll, und stand seine übrige Körperbildung mit seiner Größe im vollkommensten Einklange. Er hatte eine breite Stirne, sein Hals glich dem eines Stieres, Brust und Schultern waren hoch und gerundet, wie denn sein kräftiger und kräftiger Gliederbau überhaupt eine ganz außerordentliche Muskel- und Sehnenstärke verrieth. Die Einwohner von Neu-Amsterdam nannten ihn den Riesen, und es lag in der That in dieser Benennung keine Uebertreibung. Sobald van der Veer sich überzeugt, daß die vor ihm stehende Masse von Fleisch, Muskeln und Knochen ein menschliches Wesen sey, betrachtete er sich des Sklaven Gesichtszüge. Das Ergebniß dieser oberflächlichen Prüfung war ein befriedigendes. Die Hautfarbe des ihm vorgeschlagenen Dieners war freilich schwarz und zwar von dem dunkelsten Schwarz, aber aus dem schwarzen Antlitz sprach Verstand; im Ganzen war der Ausdruck desselben viel gefälliger, als bei manchem andern Neger, also, wie van der Veer meinte, ein an und für sich zuverlässiger offener Empfehlungsbrief.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Hütte.

(Fortsetzung.)

Es herrschte ein scherzhafter Streit über Geldausgaben zwischen ihnen. Mrs. Knifton beschuldigte ihren Gatten der Verschwendung und behauptete, daß er nie ausgehen könne, ohne alles Geld zu verthun, das er bei sich führe. Er dagegen vertheidigte sich lachend und sagte, er verwende sein sämmtliches Taschengeld nur zu Geschenken für seine Frau, und befinde sich deßhalb, wenn er überhaupt ein Verschwender sey, unter ihrem Einflusse. „Wie gehen jetzt nach Cliverton,“ fuhr er fort, sich an dem Feuer unseres dürftigen Heerdes eben so behaglich wärmend, als wenn er daheim vor seinem prächtigen, großen Kamine stände, „wo Du gewiß viele schöne Sachen in den Ladenfenstern bewundern wirst. Ich werde Dir meine Börse geben, und Du wirst kaufen. Wenn wir aber wieder zu Hause sind und Du Zeit gehabt hast, Deiner Einkäufe überdrüssig zu werden, weiß ich gewiß, daß Du die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und mich einen unverbesserlichen Verschwender nennen wirst. Ich bin nur Dein Bankier, der das Geld aufbewahrt; Du, meine Liebe, bist die Verschwenderin, die es wegwirft!“

„Wirklich, bin ich das?“ rief Mrs. Knifton mit verstelltem Unwillen. „Wir wollen doch sehen, ob

man mich ungestraft so verleumden darf! Betty, mein Kind," fuhr sie zu mir gewendet fort, „Du sollst Dich davon überzeugen, in wie weit ich den Vorwurf verdiene, den mein gewissenloser Mann mir macht. Ich eine Verschwenderin? — wirklich? Und Du mir mein Bankier? Gut, Herr Bankier, händigen Sie mir sogleich mein Geld aus, wenn ich bitten darf!"

Mr. Knifton lachte und zog einige Gold- und Silberstücke aus der Westentasche hervor.

„Nein, nein," sagte die Frau, „was sich in der Tasche befindet, wirst Du vielleicht für nöthige Ausgaben gebrauchen. Hast Du weiter kein Geld bei Dir?" fügte sie hinzu, auf die Brusttasche des Rockes klopfend.

Mr. Knifton lachte wieder und brachte eine Brieftasche hervor. Die Frau zog sie ihm aus der Hand, öffnete sie und nahm einige Banknoten heraus, legte aber diese sogleich wieder hinein, schloß das Taschenbuch und näherte sich dem im Zimmer befindlichen Bücherschrank meiner verstorbenen Mutter, — dem einzigen werthvollen Stück Möbel im ganzen Hause.

„Was willst Du thun?" fragte der Mann, seiner Gattin folgend.

Mrs. Knifton öffnete die Glasthüre des Schrankes, legte die Brieftasche auf einen leeren Platz des unteren Bretles, verschloß den Schrank und reichte mir den Schlüssel.

„Du hast mich eine Verschwenderin genannt," sagte sie, „hier ist meine Antwort. Kein Pfennig jenes Geldes soll in Cliverton für mich ausgegeben werden. Behalte den Schlüssel in Deiner Tasche, Betty, und was mein Mann auch sagen mag, gib ihn nicht zurück, als bis wir auf unserem Heimwege wieder einsprechen. Ja, mein Lieber, so soll es seyn. Ich will dieses Geld nicht Deiner Tasche zur Reise nach Cliverton anvertrauen, sondern dafür sorgen, daß es unvermindert wieder nach Hause gelange, indem ich es sicherern Händen als den Deinigen so lange zur Verwahrung übergebe, bis wir wieder zurückkehren. Betty, was denkst Du von dieser Lehre, die eine verschwenderische Frau ihrem weisen Herrn Gemahl ertheilt?"

Mit diesen Worten ergriff sie den Arm des Mannes und zog ihn nach der Thüre. Er protestirte zwar und sträubte sich, allein vergebens, denn er liebte seine Frau zu sehr, um ihr gegenüber in Kleinigkeiten einen eigenen Willen haben zu können. Bei allen Frauen, die ihn kannten, galt er für einen musterhaften Gatten.

„Du wirst uns wiedersehen, wenn wir zurückkommen, Betty," rief sie mir noch in der Hausthüre freundlich zu; „bis dahin sey unser Bankier und hebe die Brieftasche wohl auf!"

Ihr Gemahl hob sie in den Sattel, worauf er selbst sein Pferd bestieg, und wild und fröhlich, wie zwei glückliche Kinder, galoppirten sie über das Moorland.

Obgleich es nichts neues für mich war, Geld von Mrs. Knifton in Händen zu haben, indem sie mich vor ihrer Verheirathung oft mit der Berichtigung ihrer Rechnungen an Schneider und Putzmacherinnen beauftragt hatte, so verursachte es mir doch einige Unruhe, diese mit Banknoten gefüllte Brieftasche in meiner Verwahrung zu haben. Ich hegte nicht gerade Befürchtungen wegen der Sicherheit des meinen Händen anvertrauten Depositums, allein es war und ist noch jetzt eine Eigenthümlichkeit meines Charakters, nie gern Verantwortlichkeiten irgend einer Art in Geldsachen zu übernehmen, selbst wenn ich dadurch meinen liebsten Freunden gefällig seyn kann. Kaum befand ich mich deßhalb allein, so wurde mir der Anblick der Brieftasche hinter der Glasscheibe peinlich und ich mühte meinen Kopf ab, einen Platz ausfindig zu machen, an dem sie verborgen werden konnte und nicht den Blicken jedes zufällig in das Haus kommenden Fremden ausgesetzt war. Allein einen solchen Ort in einer Hütte, wie die unserige, zu finden, welche durchaus keine Gegenstände enthielt, die unter Schloß und Riegel hätten gelegt werden müssen, war nicht leicht. Endlich, nachdem ich das ganze Haus in Gedanken durchsucht hatte, fiel mir meine Theebüchse ein, welche ich von Mrs. Knifton zum Geschenk erhalten hatte und stets, um jede Beschädigung zu verhüten, in meinem Schlafzimmer aufbewahrte. Unglücklicherweise, wie die Folge lehrte, ging ich, statt das Taschenbuch sogleich zur Theebüchse zu tragen, in mein Schlafzimmer, um die Theebüchse herbeizuholen. Dieser unnöthige Umweg entsprang aus reiner Gedankenlosigkeit und bitter mußte ich dafür büßen.

Gerade als ich die unglückliche Theebüchse aus ihrem gewöhnlichen Verwahrungsplatze entnahm, ließen sich Fußtritte im Hausgang hören und ich sah zwei Männer in das Zimmer treten, in welchem ich vorher Mr. Knifton mit seiner Frau empfangen hatte. Ziemlich barsch fragte ich, was sie wollten, worauf der Eine von ihnen, ein Steinhauer und mir unter dem Spitznamen des „schlauen Dick" bekannt, erwiederte, daß sie meinen Vater zu sprechen wünschten. Er war ein berüchtigter Borkämpfer, groß und stark gebaut, mit riesigen, dichtbehaarten Händen und einem finsteren, benarbten Gesichte und stand in sehr schlechtem Rufe. Sein Begleiter, von letzterem mit „Jerry" angeredet, eine gewandte kleine Figur, deren boshafte Züge einen noch abstoßenderen Eindruck auf mich machten, nahm mit affektirter

Höflichkeit seine Mütze vor mir ab und ließ einen kahlen, von widerlichen Auswüchsen bedeckten Kopf sehen. Instinktmäßig zwischen seine spähenden Augen und den Glasschrank tretend, antwortete ich, daß mein Vater ausgegangen sey und erst am folgenden Tage zurückkommen werde.

Kaum waren diese Worte heraus, so bereute ich auch schon die unvorsichtige Aeußerung, zu der mich nur der Wunsch, die unwillkommenen Gäste los zu werden, verleitet hatte.

Dick und sein Begleiter sahen sich bei diesen unüberlegten Worten an, machten aber keine Bemerkung und baten mich nur um ein Glas Cider. Mit sehr bestimmtem Tone entgegnete ich ihnen, daß ich keinen Cider im Hause hätte, ohne die Folgen dieser Weigerung zu fürchten, da ich im Nothfalle die in den nahen Steinbrüchen beschäftigten Arbeiter zur Hilfe herbeirufen konnte. Von neuem sahen sich beide an und Jerry nahm abermals seine Mütze mit einer gewissen gemeinen Höflichkeit ab, indem er sagte, daß er am nächsten Tage, wenn mein Vater zu Hause sey, das Vergnügen haben werde, wieder zu kommen. Zu meiner großen Beruhigung verließen darauf beide das Haus.

Ich trat an das Fenster, um ihr Fortgehen zu beobachten. Sie schlugen den Weg nach der Moorfarm ein, und da es bereits anfing dunkel zu werden, so entschwanden sie bald meinen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Münchhausen redivivus! Im Flusse Indus in Ostindien, erzählt ein englisches Blatt, hauste ein altes, großes Krokodil, das bereits einige Eingeborene, darunter auch ein Weib entführt und verschlungen hatte. Es trotzte allen Nachstellungen muthiger Jäger, denn sein Schuppenpanzer war so dick, daß keine Flintenkugel durchdringen konnte. Da entwarfen einige junge Artillerieoffiziere folgenden Vernichtungsplan. Sie schlachteten ein Schaf, weideten es aus und steckten in sein Inneres einen mit Schießpulver und andern brennbaren Stoffen wohl gefüllten Sack, an welchen zwei lange, an ihrem Ende mit Knallsilber versehene Drähte befestigt wurden. Als das Krokodil den leckenden Köder sah, erschnappte es ihn und schleppte ihn in seinen Schlupfwinkel. Man ließ dem weitmäuligen Unthier die zur Verschlingung des erbeuteten Schafes nöthige Zeit, dann wurde der Draht angezogen und das Wasser schäumte und sprudelte, ein lauter Knall erscholl und herauf tauchte das Krokodil, todt und den Magen jämmerlich zersprengt und zerrissen.

Ein Hamburger Beamter, wohlhabender Mann, von lebhaftem Humor, begegnete dieser Tage einem Bekannten und richtete an diesen die gewöhnliche Frage: „Wie geht's?“ — „Mir geht's schlecht,“ erwiederte der Angeredete, „ich komme mir vor, wie ein altes Wrack, das jeden Augenblick zu sinken droht.“ „Ich möchte Sie kalfatern können,“ lächelte der Beamte. — „Oh, das würde nicht nöthig seyn,“ entgegnete der Freund, „wenn Sie nur pumpen wollten!“

Das „Wiener Fremdenblatt“ bringt eine launige Betrachtung über die Namen der österreichischen Abgeordneten. Alle Stände sind vertreten, vom „Bauer“ bis zum „Kaiser“; auch wird es rührig hergehen, denn sie haben einen „Dreher“, einen „Springer“ und einen „Schürer“. Was aber vor Allem befriedigt und den deutschen Charakter der Versammlung verbürgt, das ist ein Herr „Michl“.

Gasbeleuchtung der Eisenbahnzüge. Die österreichische Westbahn ist die erste Bahn, welche die Beleuchtung der Waggons mittelst Gaslicht bewerkstelligt. In jedem Waggon wird nämlich ein Kautschuckschlauch angebracht, in welchem eine bestimmte Quantität Gas enthalten ist, die für einen genau bestimmten Zeitraum Brennpunkte liefert. In den Haupt-Stationen Linz und Salzburg werden dann die leeren Gassäcke während des Aufenthaltes wieder gefüllt.

Die Vollendung des Lutherdenkmals in Worms ist den beiden talentvollen Schülern des verstorbenen Meisters Rietschel, Kietz und Dondorf übertragen; dieselben müssen sich jedoch genau an das Modell Rietschels halten. Wenn nöthig, soll ein dritter Schüler des letzteren, Johannes Schilling, den Beiden noch zur Hand gehen.

Räthsel.

Nun rathe und deute, was mag ich wohl seyn:
Hoch droben am Himmel glänzt golden mein Schein,
Es rechnen und zählen wohl Viele darnach.
Im Teller ein Bissen, so lecker und fein,
Wie ihn nur der Gaumen des Feinschmeckers mag.
Im Kriege beschütz' ich in wüthender Schlacht
Des Kämpfenden Brust mit eiserner Macht.
Doch wehe dem Armen, des Plage ich bin!
Verderblich und erblich zerfress' ich den Leib, —
Nun rathe und deute, doch merk' auf den Sinn:
Am Himmel, im Teller, im Kriege, am Leib.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Dienstag, 7. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Hast Du Lust, in meine Dienste zu treten, Manuel?“ redete van der Veer ihn an.

„Wenn meine Herren damit zufrieden sind, ja,“ versetzte er.

„Aber mir ist an keinem Diener gelegen, der mir nicht gern und willig dient.“

„An Eifer und gutem Willen werde ich es nicht fehlen lassen,“ sprach der Neger, der aus dem Tone der Stimme seines zukünftigen Herrn geschlossen, daß er es mit einem Manne von sanftem Charakter zu thun haben werde.

„Wohlan denn, Manuel,“ hub der Sekretär an, „da Du bisher stets fleißig und treu gewesen und Dich gut betragen hast, so sind wir geneigt, Dir eine Gelegenheit zu einigem Nebenverdienste zu gönnen, und wir hoffen, daß Du unserer Empfehlung Ehre machen wirst.“ —

Wie aber die Bestürzung und den Schreck der Frau van der Veer schildern, als ihr von ihrem Gatten dieser schwarze Herkules vorgeführt wurde. Ja, wäre sie ihm von ungefähr allein begegnet, kein Zweifel, daß sie ihn für einen von jenen schwarzen Geistern gehalten haben würde, von denen sie in ihrer Kindheit in Märchenbüchern gelesen hatte. Indeß kam sie bald wieder zu sich, und schon nach einer kurzen halben Stunde, während Herrschaft und Diener sich über verschiedene Gegenstände besprachen, waren beide Theile zu dem erwünschtesten Einverständnisse gekommen, und Manuel gelobte sich innerlich an, sowohl dem Herrn als der Frau mit aller Treue zu dienen.

3.

Im Westen der Stadt New-York, auf der Stelle, wo jetzt die Greenwich- und die Liberty-Straße zusammenstoßen, stand zu der Zeit, von welcher wir erzählen, unfern des Flusses eine etwas unscheinbare Hütte, umgeben von einem ziemlich großen und eingefriedigten Garten. Die Hütte war lediglich aus Holz hergestellt und die Bauart derselben eine höchst kunstlose. Nämlich vier in die Erde eingerammte dicke Pfähle und statt gemauerter Wände alte Schiffsplanken, welche von hölzernen Pflöcken zusammengehalten wurden. Die kleinen schmalen Fenster eben so wie die vordere und die hintere Thüre waren augenscheinlich der Kajüte irgend eines abgetakelten Schiffes entnommen, wie denn auch die Bedeckung des Daches — alte getheerte Laken — denselben Ursprung verrieth. Die innere Einrichtung der Hütte, obgleich von keinem Geschmacke zeugend, war nicht ganz ohne Bequemlichkeit und Reinlichkeit, und was die Zahl oder vielmehr den Umfang der Räume anbetrifft, so konnte dieselbe mit einer ans Wunderbare grenzenden Schnelligkeit vergrößert oder verringert werden. Diese Umwandlung machte sich nämlich durch mehrere an die Dachlatten gehängte alte Segel, welche als Scheidewände dienten. Etwa ein halbes Dutzend Hammocks waren an den Querbalken befestigt; doch war noch in einer der Ecken ein, durch die eben erwähnten magischen Wände den Blicken der Neugierigen entzogenes, ordentliches Bett vorhanden.

Dicht neben der aus getrockneten Lehmsteinen erbauten Feuerstelle saß eine etwa fünfzigjährige Frau, mit dem Braten von Fischen beschäftigt. Da wir für den Augenblick nur ihr Aeußeres zu beurtheilen im Stande sind, so haben wir in dieser Hinsicht zu bemerken, daß ihr von ihrer einst üppigen Jugendschönheit noch manche Spuren geblieben waren; jedoch schien der Ausdruck ihrer Gesichtszüge von ausgestandenen Leiden und Drangsalen Zeugniß abzulegen. Bald darauf sehen wir Kaspar Geldorp eintreten. Er warf seinen Hut zur Seite und ließ sich auf einen Sessel dicht an der Seite seiner Gattin, denn in diesem Verhältniß stand die Frau zu ihm, nieder.

„Nun, Katharina," hub er an, „ich habe sie endlich ausfindig gemacht."

„Wen denn ausfindig gemacht?" fragte Katharina mit einiger Neugierde.

„Die Leute, denen ich auf den Fersen gewesen."

„Wer aber diese Leute sind, hast Du mir noch nicht gesagt."

„Das habe ich nicht, weil ich zuvörderst meiner Sache sicher seyn wollte. Erinnerst Du Dich noch des Kaufmanns van der Veer, der in Amsterdam in einem palastähnlichen Gebäude dem Rathhause gegenüber wohnte?"

„Ja, — ich glaube ja," versetzte Katharina, indem sie nachdenkend vor sich niederblickte, eigentlich aber, um eine sie plötzlich überkommene Bewegung, der sie nicht gleich Herrin zu werden vermochte, zu verbergen.

„Gut. Er ist der Mann, den ich mit meinen Späherblicken verfolgt habe. Ich weiß jetzt Alles, was ich von ihm zu wissen gewünscht. Seine Frau und sein Sohn sind bei ihm. Sie wohnen in der Stadt-Taverne. Daß er einen Sohn hat, habe ich erst hier erfahren. Hast Du das schon gewußt?"

Katharina fuhr auf, suchte jedoch ihre Empfindungen, so gut sie konnte, zu unterdrücken.

„Gewiß habe ich das gewußt," antwortete sie. „Aber wie hast Du denn davon Kenntniß gehabt?"

„Schon im Vaterlande ist mir das bekannt gewesen. Doch wie kommst Du darauf, da Du mir von dieser Familie bisher noch mit keinem Worte Erwähnung gethan hast?"

Diese Entgegnung schien Geldorp etwas unerwartet zu kommen, weßhalb er das Gespräch auf einen andern Gegenstand leitete.

„Katharina," hub er nach einer Weile des Stillschweigens wieder an, „könntest Du die den Eltern geschworene Rache wohl so weit ausdehnen, daß auch die Kinder mit darunter zu leiden hätten, oder mit andern Worten, daß Du das von den Eltern Dir geschehene Unrecht an den Kindern heimsuchtest?"

Die Frau erblaßte. „Wie meinst Du das?" fragte sie mit verstellter Ruhe.

„Nun ich meine, was ich gesagt habe. Ich hasse sowohl Peter van der Veer als seine Frau."

Katharina heftete ihre Blicke auf das Gesicht ihres Mannes so fest, als wolle sie auf demselben seine innersten Gedanken lesen. Geldorp, dem ihre Bewegung nicht entgangen war, wünschte die Ursache derselben zu erfahren.

„Höre, Katharina, Du scheinst an diesen Leuten irgend ein Interesse zu nehmen. Worin besteht das?"

„Ich ein Interesse an der van der Veer'schen Familie nehmen? Wüßte ich doch nicht, weßhalb?"

„Keine Umschweife; heraus damit!"

„Wenn Du denn so sehr darauf bestehst, gut," antwortete sie. „Das Interesse, welches ich daran nehme, ist einfach das, daß Du die jetzige Frau Theodora van der Veer einst geliebt hast."

Nun war es an dem Manne aufzufahren. Indeß schien er die Sache doch ziemlich leicht zu nehmen, da er lächelnd sprach: „Ha! Sind wir etwa eifersüchtig? Hat aber gar nichts auf sich. Ja, wenn ich Theodora auch einst geliebt habe, so ist das schon lange vor Deiner Zeit gewesen, und diese Liebe hat sich seitdem in einen solchen Haß verwandelt, daß Du jetzt nichts mehr davor zu befürchten hast."

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Hütte.

(Fortsetzung.)

Eine halbe Stunde später blickte ich wieder hinaus. Der Wind hatte sich nach dem Untergang der Sonne gelegt, aber dichter Nebel stieg jetzt auf und es regnete stark. Nie kam mir die Moorgegend um unsere Hütte so öde vor wie an jenem Abend, und nie bereute ich irgend etwas mehr, als das Taschenbuch in Verwahrung genommen zu haben. Es war nicht eigentlich Furcht, was ich empfand, denn unmöglich schien mir, daß Dick und Jerry die kleine Brieftasche im Glasschrank entdeckt haben sollten; aber eine dunkle Ahnung von drohender Gefahr während der Nacht, eine gewisse Scheu, allein zu bleiben, die ich nie zuvor empfunden hatte, quälte mich. Dieses Gefühl nahm dergestalt überhand, daß ich, als die Arbeiter aus den Steinbrüchen auf ihrem Heimwege an unserer Hütte vorbeikamen und ich ihre Stimmen hörte, nahe daran war sie zu rufen, um ihnen meine Lage zu entdecken und ihren Rath und Beistand zu erbitten.

Kaum hatte ich jedoch diesen Gedanken gefaßt, als ich ihn wieder verwarf. Keiner von diesen Leuten war ein vertrauter Freund meines Vaters. Ich kannte sie nur vom öfteren, fast täglichen Begegnen, und obgleich sie, was man gewöhnlich so nennt, ehrliche Leute seyn mochten, so sagte mir doch meine geringe Lebenserfahrung, daß es sehr gewagt seyn würde, sie zu Vertrauten in Bezug auf meinen Besitz des Taschenbuches zu machen. Ich kannte die Armuth nur zu wohl, um nicht zu wissen, welche entsetzliche Versuchung eine große Summe Geldes für diejenigen ist, deren Leben mühevoll dahin fließt und die nur mit harter Arbeit das Nöthige erwerben können, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Der einzige Weg, welcher mir übrig blieb, war, das Taschenbuch mit mir nach der Moorfarm zu nehmen und dort die Nacht zu bleiben. Allein ich konnte mich nicht davon überzeugen, daß die Umstände wirklich einen solchen Schritt nothwendig machten; und um die Wahrheit zu sagen, mein Stolz lehnte sich gegen den Gedanken auf, als ein Feigling vor den Bewohnern der Farm zu erscheinen. Bei Damen gilt weibliche Furchtsamkeit als ein Reiz, allein bei Frauenzimmern des ärmeren Standes lacht man darüber. Ein Weib, das weniger Muth hatte, als ich besaß und stets besitzen werde, würde sich nicht so sehr vor den Scherzen der Hofknechte und Milchmägde gescheut haben; mir dagegen war es nicht möglich, diese über mich ergehen zu lassen. Mit Verachtung wies ich den Gedanken von mir und faßte den Entschluß, was auch geschehen möge, in der Hütte zu bleiben und die Rückkunft meines Vaters zu erwarten.

In dieser Absicht schritt ich dazu, die Vorder- und Hinterthüre, so wie alle Fensterläden des Hauses sorgsam zu verschließen und zu verriegeln. Dies gethan, störte ich das Feuer des Herdes auf, zündete mein Licht an und setzte mich behaglich zum Thee nieder. Als jetzt das Zimmer so hell erleuchtet war und ich mich durch die wohlverwahrten Thüren und Fensterläden gesichert fühlte, lachte ich über meine früheren Befürchtungen und begann sogar zu singen, während meine Hände das Theegeschirr reinigten. Sogar die Katze schien von meiner guten Laune angesteckt zu werden und spielte mit mir, wie sie nur selten that.

Dann nahm ich mein Strickzeug zur Hand und arbeitete angestrengt fort, bis mich endlich Müdigkeit überfiel. Das Feuer brannte so hell und wohlthuend, daß ich mich nicht entschließen konnte, es zu verlassen und zu Bett zu gehen. Mit halb geschlossenen Augen blickte ich, müßig das Strickzeug auf dem Schooße haltend, in die Gluth, bis das Plätschern des Regens und das Geheul des Windes schwächer und schwächer in meinem Ohre wurde. Das Letzte, was ich hörte, ehe sanfter Schlummer mich umfing, war das behagliche Knurren und Spinnen der Katze, die sich im Feuerschein wärmte.

Aus diesem süßen Schlafe weckte mich ein heftiges Pochen an die Hausthüre. Erschreckt und athemlos sprang ich auf: ein Schauder überlief mich, und regungslos blieb ich stehen. Ungewiß, ob das Pochen nur ein Traumbild oder wirklich gewesen sey, wartete ich schweigend.

Nach wenigen Sekunden wurde es wiederholt, und zwar noch heftiger als das erste Mal. Ich lief auf den Hausflur und rief:

„Wer ist da?“

„Laß uns hinein!“ rief eine Stimme, welche ich sogleich als die des „schlauen Dick“ erkannte.

„Hören Sie, meine Liebe, was ich Ihnen zu sagen habe,“ sagte eine zweite Stimme in dem leisen, glatten, höhnischen Ton seines Begleiters Jerry. „Sie sind allein zu Hause, mein hübsches Kind, und mögen Ihre zarte Kehle anstrengen, wie Sie wollen, so kann Sie doch niemand hören. Nehmen Sie also Vernunft an und lassen Sie uns hinein. Wir verlangen dies Mal keinen Cider, sondern eine nette, hübsche Brieftasche, welche Sie in Ihrem Besitze haben, und die vier silbernen Theelöffel Ihrer vortrefflichen seligen Mutter, die immer so rein und sauber auf dem Kaminsims liegen. Wenn Sie uns einlassen, so werden wir Ihnen kein Haar krümmen, mein Engel, und versprechen, sogleich wieder fortzugehen, nachdem wir das Verlangte erhalten haben; es wäre denn, daß Sie uns ausdrücklich zum Thee einlüden. Machen Sie aber nicht gutwillig auf, so werden wir genöthigt seyn, mit Gewalt einzubrechen und dann —“

„Und dann,“ rief Dick dazwischen, „schlagen wir Dich zu Brei.“

„Ja, dann schlagen wir Sie zu Brei, mein schönes Kind,“ fuhr Jerry fort. „Aber dazu werden Sie uns nicht zwingen, nicht wahr? Sie werden uns einlassen?“

Dieses lange Gespräch gab mir Zeit, mich von der heftigen Erschütterung meiner Nerven zu erholen, welche das erste Klopfen an die Thüre verursacht hatte. Die Drohungen der Bösewichter würden vielleicht jedes andere Frauenzimmer in tödtliche Furcht versetzt haben; mich erbitterten sie nur. Ich besaß, Gott sey Dank, einen kräftigen Geist, welcher von der kalten und höhnischen Unverschämtheit des Schurken Jerry genügend gereizt worden war.

„Ihr feigen Buben!“ rief ich durch die Thüre; „glaubt Ihr mich in Furcht jagen zu können, weil ich nur ein schwaches Mädchen und allein im Hause bin? Elende Schufte, ich verlache Euch! Unsere Riegel und Laden sind stark und fest. Gegen eine ganze Armee solcher Lumpen werde ich meines Vaters Haus vertheidigen.“

Es läßt sich denken, in welche Wuth beide Spitzbuben geriethen, als sie mich auf diese Weise schimpfen und prahlen hörten. Jerry lachte und Dick fluchte fürchterlich. Dann trat einige Minuten lang Stille ein, worauf sie die Thüre von neuem angriffen.

Ich eilte in die Küche und ergriff das Schlagbeil, häufte Holz auf das Feuer und zündete alle Lichter an, die ich finden konnte, denn ich fühlte mich muthiger bei der hellen Beleuchtung. So sonderbar

es ſcheinen mag, war meine nächſte Sorge der armen Katze zugewendet, welche erſchreckt in einer Ecke des Zimmers ſaß. Ich liebte das kleine Thier ſo ſehr, daß ich es auf den Arm nahm, in das Schlafzimmer trug und in mein Bett legte.

Inzwiſchen fielen die Schläge immer heftiger auf die Thüre. Die Räuber bedienten ſich dazu großer Steine, wie ich vermuthete. Jerry ſang und Dick fluchte. Als ich aus der Schlafſtube zurückkam, begann das untere Fachwerk der Thüre bereits nachzugeben. Feſt entſchloſſen, das mir anvertraute Gut mit meinem Leben zu vertheidigen, rannte ich in das Wohnzimmer, ſchob das ungtückliche Taſchenbuch mit den Banknoten in den Buſen und ſteckte die vier ſilbernen Theelöffel in die Taſche. Im nächſten Augenblicke hörte ich die Thüre zerſplittern. Mit dem ſchweren Schüreiſen in der Hand eilte ich auf den Hausgang, und ſah Jerry's kahlen Kopf durch die im unteren Theile derſelben gebildete Oeffnung ſtecken.

„Zurück, Du Schurke, oder ich ſchlage Dir den Hirnſchädel ein!“ rief ich, das Eiſen drohend erhebend, worauf ſich Jerry's Kopf ſchneller zurückzog, als er hineingeſteckt worden war.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der erſte Mai iſt für München ein hoher Tag der Freude, nicht etwa allein darum, weil die Blumen blühen, die Erde grünt und wie in dieſem Jahre die Nachtigallen erfrieren — nein, nach der Walpurgisnacht beginnt die Bocksaiſon! Wer aber hat dieſen Nektar des Paradieſes Bayern erfunden? Das dürfte gar manchem unbekannt ſeyn, und was wir darüber wiſſen, wollen wir zur Erbauung der Bocktrinker in- und außerhalb Bayerns mittheiten. Die kränklichen Geſundheitszuſtände der Kurfürſtin Eliſabeth gaben ihrem Gemahl Maximilian I. von Bayern Veranlaſſung, einen engliſchen Arzt, den er auf ſeinen Feldzügen kennen gelernt, zu konſultiren. Dieſer empfahl das Lieblingsgetränk ſeiner Landsleute, „Porter“ genannt, und beſtellte einige Eimer. Die Kurfürſtin fand es für ihre Geſundheit ſehr zuträglich; doch da die Herbeiſchaffung beträchtliche Koſten verurſachte und das Getränk wegen der Weite des Weges hie und da verdorben ankam, ſo ſandte der Kurfürſt ſeinen Hofbräumeiſter, Mathias Staiudl mit ſeinem Sohne nach England, um das Brauen dieſes Bieres zu erlernen. Nach Jahr und Tag kamen ſie zurück und im Jahre 1623 wurde das erſte Porterbier gebraut und am 12. Oktober, am Namenstage des Kurfürſten, das erſte Glas demſelben auf die Tafel geſetzt. Anfangs wurde dieſes Getränk blos als Arzneimittel zum Verkauf gegeben, es ſchmeckte aber auch den Geſunden, und ſo wurde es in größerer Quantität gebraut und alle Jahre 14 Tage vor und 14 Tage nach dem Frohnleichnamstag im Hofkeller für Kranke und Geſunde feil gehalten. Aus einer figürlichen Anſpielung auf die Wirkung deſſelben entſtand gleich anfangs die Bezeichnung „Bock“, welche ſich für die Zukunft auch erhalten hat. Den Bock zu brauen und zu verkaufen, blieb ein Reſervat des Hofes, jedoch bewilligte der Kurfürſt im Jahre 1638 dem Sohne des Bräumeiſters Staindl, der durch eine Heirath mit Anaſtaſia Niedermayer ein Haus am Marktplatz erhalten, als Rekompens, daß er und ſein Weib und ſeine ehelichen Leibeserben auf dieſem Hauſe zu ewigen Zeiten den Einbock verleit geben dürfen. Staindl und Niedermayer ſind in München bekannte Namen, während das Hiſtoriſche bezüglich des bekannten Bockes inzwiſchen ſich verloren haben mag.

Die Behörden in Hamburg und die preußiſche Regierung in Köln machen auf die Gefahr der ſehr verbreiteten Gummi-Mundſtücke für Säuglinge warnend aufmerkſam. Sie ſollen aus Kautſchuk und Schwefel beſtehen, ſind aber, da dieſes Gemenge eine ſchwarze Farbe hat, zur Erlangung einer dem Auge gefälligen Färbung mit faſt 30 Prozent weißem Zink-Oxyd (ſog. Zinkweiß) und kleinen Mengen Blei verſetzt. Dies iſt das Ergebniß der amtlichen chemiſchen Unterſuchung. Die Köpfchen hatten ein Gewicht von 2 bis 3 Quentchen und enthielten faſt ein Quentchen Zink-Oxyd. Und ſelbſt ohne dieſen gefährlichen Zuſatz wären ſolche Mundſtücke geſundheitswidrig, da Schwefel und Feuchtigkeit (beim täglichen Saugen) ein übelriechendes Gas erzeugen. Wie ein ſolches auf Athmung und Verdauung des Säugtings wirkt, iſt zwar durch Experimente feſtzuſtellen, aber ſein Nachtheil zweifellos. In Hamburg, wo mehrere geſunde kräftige Kinder in denſelben Familien trotz aller Hilfe ſtarben, iſt man zuerſt darauf aufmerkſam geworden. Zinkweiß ſoll zwar öfters als gutes Heilmittel verordnet, aber nicht unſchädlich ſeyn, namentlich für Säuglinge und in ſolchen Quantitäten.

Auflöſung des Räthſels in № 54:

Krebs.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Freitag, 10. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Gerade als er diese Worte gesprochen, erschien in der Hütte ein Indianer, dessen Anzug, besonders die Federn, mit welchen seine Kopfbedeckung geziert war, den Sachem oder Kriegsanführer verrieth. In seinem Stamme, dem der Raritaner, wurde er Kargewawagus, außerhalb desselben aber, und namentlich von den Holländern, nach der Farbe seiner Mokkasins, „Rothschuh" genannt. Ohne ein Wort zu sagen, stellte er seine Flinte in eine Ecke, worauf er sich auf einen der Stühle niederließ.

„Katharina, zwischen Deinen Pflanzen im Garten wuchert das Unkraut," bemerkte Geldorp.

„Aber die Fische sind erst halb gesotten," versetzte sie.

„Thut nichts; ich werde schon danach sehen, daß sie nicht anbrennen."

Die Frau kannte den Charakter ihres Mannes zu genau, weßhalb sie Anstand nahm, in der Gegenwart eines Fremden es zu einer offenen Widerspenstigkeit kommen zu lassen. Sie ließ ihren Gatten mit dem Indianer allein.

„Nun Rothschuh," redete Geldorp den Wilden an, „die Sachen stehen gut. Was ich zu erfahren wünschte, habe ich herausgebracht, und der Mann, von dem ich mit Euch gesprochen, ist gerade derselbe, dessen Anwesenheit ich hier vermuthet habe. An ihm könnt Ihr Eure Rache kühlen."

„Aber wie ihn in unsere Gewalt bekommen?" fragte der Indianer.

„Das können wir jetzt besprechen. Wann kehrt Ihr zurück?"

„Noch heute Abend."

„Dann müssen wir seiner noch heute Abend habhaft zu werden suchen. Ihr werdet doch Euer Versprechen halten?"

„Keinen Zweifel darüber! Die Raritaner haben geschworen, an den weißen Gesichtern Rache zu nehmen und würde Euer Geld für das auszuführende Werk uns allein nicht locken, wenn wir nicht einen gewichtigeren Grund dazu hätten," sprach Rothschuh mit funkelnden Augen. „Ein rother Mann, der Keinem was zu Leide gethan, ist von der Kugel eines weißen Mannes getroffen und gefallen. Wir haben deßhalb Genugthuung, Gerechtigkeit verlangt, aber Beides ist uns verweigert worden. Mein Volk wird nicht eher ruhen, als bis es das Blut eines weißen Gesichts hat fließen sehen. Ueberliefert mir das Schlachtopfer und unser Unwille wird wieder schwinden."

Kaspar Geldorp hatte des Indianers Worte mit einer ganz besonderen Zufriedenheit angehört. Die feindselige Stimmung der Wilden gegen seine Landsleute war ihm eine um so erwünschtere, als sie zur Förderung seiner eigenen bösen Pläne beitragen konnte. Der Grund aber, weßhalb die Raritaner an einem weißen Manne Rache zu nehmen suchten, war folgender. Vor etwa einem Monat war ein Raritaner von einem Weißen, ohne irgend eine besondere Veranlassung dazu gegeben zu haben, kaltes Blutes erschossen worden. Die Stammesbrüder desselben hatten hierauf die Auslieferung des Mörders verlangt, wurden jedoch mit ihrem Ansuchen zurückgewiesen. Jetzt, im Gefühl des ihnen geschehenen Unrechts, hatten sie geschworen, sich auf irgend eine Weise an den Weißen selbst Genugthuung zu verschaffen und sie sannen darauf, einen Europäer, gleichviel ob den Schuldigen oder einen Unschuldigen, in ihre Gewalt zu bekommen. Geldorp, der von diesem Umstand Kenntniß erhalten, suchte nun daraus für sich Vortheil zu ziehen.

„Wie viele sind von Euren Brüdern in der Stadt?" fragte er.

„Außer mir noch fünf."

„Sind sie alle vertäßlich?"

„Alle."

„Dann findet Euch eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang am westlichen Ende der ersten Farm der Kompagnie ein. Dort werdet Ihr mich treffen und hören, was weiter zu thun ist.“

Nun ward Katharina wieder hereingerufen, und nachdem der Indianer ein Glas Rum getrunken, ging er davon. Gern hätte sie die Ursache des Besuchs desselben erfahren, vermochte jedoch aus ihrem Gatten, aller mit Schlauheit gestellten Fragen ungeachtet, nichts herauszubringen.

Etwa eine halbe Stunde darauf erschienen sechs wie Matrosen gekleidete Männer, mit denen Geldorp sich zu Tisch setzte. Aus der Unterhaltung derselben hätte ein Dritter leicht entnehmen können, daß sie Geldorp's Schiffsgenossen waren und ihn als ihren Anführer betrachteten, da sie ihn „Kapitän“ nannten. Dabei sprachen sie von Dingen, die das offene Tageslicht scheuten und berührten sich, Thaten verrichtet zu haben, auf welche das Gesetz die schwersten Strafen gelegt habe. Gegen Sonnenuntergang ward die Tafel aufgehoben und sie verließen das Haus. Im Hofe blieben sie eine Weile stehen, während welcher Geldorp sich bei einer unter einem Verschlage stehenden Kiste beschäftigte. Aus dieser nahm er einige Tauenden und ein eben nicht großes Bündel. Dann ging ihr Weg nach einer dicht am Ufer des Flusses belegenen Schifferhütte. Hier öffnete Geldorp das Bündel. Es enthielt einen vollständigen weiblichen Anzug, den einer der Männer, Martin Kieffer genannt, anlegen mußte. Kieffer, in einem Alter von noch unter dreißig Jahren, hatte ein rundes und glattes Gesicht; Katharinens Kleid saß ihm wie angegossen und mit ihrer Haube und ihrem bunten Halstuche sah er in dieser Verkleidung einem derben holländischen Mädchen oder einer jungen Frau gar nicht unähnlich.

Während diese Dinge am Ufer des Nordflusses vor sich gingen, saßen unsere Freunde in der Stadt-Taverne, nichts Arges ahnend, im traulichen Gespräche beisammen und als das Abendessen verzehrt war, schickte Wilhelm van der Veer sich an, seinen Abendspaziergang in der Gegend des heutigen Whitehall zu machen. Er ging; jedoch der Warnung seines Vaters eingedenk, von der Taverne sich nicht zu weit zu entfernen, kehrte er schon bald wieder um. Unfern des Gartens hörte er ein gar klägliches Gestöhne. War etwa irgend Jemand von einem plötzlichen Unwohlseyn befallen? Sein mitleidiges Herz trieb ihn an, zu forschen, woher diese Schmerz verrathenden Töne kamen. Auf dem Rasen dicht am Garten erblickte er eine Frau, auf welche er sogleich zusprang, um ihr seine Hilfe bereitwilligst anzubieten. (Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Hütte.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Augenblick wurde eine Heugabel von außen durch die Oeffnung gestoßen, um mich von der Thüre zu vertreiben. Ich ließ das Schiereisen mit aller Macht, die mir zu Gebote stand, darauf niederfallen, wodurch ich der Hand des „schlauen Dick“ wahrscheinlich einen heftigen, dröhnenden Schmerz verursachte, denn er brüllte vor Wuth. Ehe er aber noch die Heugabel mit der anderen Hand ergreifen konnte, hatte ich sie hereingezogen.

Nun verlor auch Jerry seine Gelassenheit und fluchte noch schrecklicher als Dick. Dann trat abermals eine kurze Pause ein. Ich vermuthete richtig, daß sie fortgegangen seyen, um noch größere Steine zu holen und fürchtete, daß mit deren Hilfe bald die ganze Thüre einfallen werde. In das Schlafzimmer eilend, ergriff ich deßhalb meine Kommode, schleppte sie in den Hausgang und schob sie gegen die Hausthür. Auf dieselbe stellte ich einen großen hölzernen Kasten, welcher das Arbeitszeug meines Vaters enthielt, so wie drei Stühle, nebst einer eisernen Kohlenpfanne und holte endlich noch den Küchentisch herbei, den ich so fest als möglich gegen die ganze Barrikade schob. Als die Diebe an die Hausthür zurückkamen, um ihren Angriff von neuem zu beginnen, hörten sie mich dieselbe verrammeln.

„Halt' einmal!“ flüsterte Jerry, worauf beide zu berathen schienen. Ich horchte gespannt und vernahm deutlich die Worte: „Laß uns auf der andern Seite versuchen!“

Weiter wurde nichts gesprochen; der Schall ihrer Tritte sagte mir, daß sie sich entfernten. Was war ihre Absicht? Wollten sie die Hinterthür angreifen? Kaum hatte ich diese Fragen an mich gerichtet, als sich auch schon ihre Stimmen an der hinteren Seite des Hauses vernehmen ließen. Die hier befindliche Thür war kleiner als die auf der vorderen Seite, aber stärker; denn sie bestand aus zwei eichenen Bohlen, welche der Länge nach an einander gefügt und durch Querstücke verbunden waren. Es befanden sich zwar keine eisernen Riegel daran wie an der Vorderthür, aber eine schwere eiserne Stange, welche in schräger Richtung darüber hinlief und an beiden Enden der Mauer befestigt war, schützte sie gegen jeden gewaltsamen Einbruch.

„Eher können sie das ganze Haus niederreißen, als diese Thüre sprengen,“ dachte ich bei mir und hatte recht; denn bald gelangten jene zu derselben Ueberzeugung. Nachdem sie ungefähr fünf Minuten vergeblich daran gearbeitet hatten, gaben sie den

Digitized by Google

Verſuch auf und warfen mit entſetzlichen Flüchen ihre ſchweren Steine fort.

Ich ging in das Zimmer und ſank auf einen Stuht am Fenſter nieder, um einige Augenblicke zu ruhen. Die heftige Aufregung begann ihre Wirkung auf mich zu äußern. Schweiß bedeckte meine Stirn und die Quetſchungen, welche meine Hände bei dem Verrammeln der Thür erlitten hatten, ſchmerzten. Mein Entſchluß wurde zwar nicht wankend, aber die Kräfte fingen an mich zu verlaſſen. In unſerem Küchenſchrank befand ſich eine Flaſche Rum, die mein Bruder, der Seemann, bei ſeinem letzten Beſuche zurückgelaſſen hatte. Ich trank einige Tropfen davon, und niemals wirkte irgend etwas, das ich genoſſen, ſo wohlthuend auf mich, wie jener Theelöffel voll Rum.

Ich ſaß noch am Fenſter und trocknete meine Stirne, als ich die Stimmen der Räuber dicht hinter mir hörte. Sie befühlten die äußere Seite des Fenſters, an welchem ich ſaß. Es war wie alle andern des Hauſes durch eiſerne Stäbe verſchloſſen. In peinlicher Spannung horchte ich und erwartete den Ton einer Feile zu hören, aber es geſchah nicht. Sie hatten wahrſcheinlich darauf gerechnet, mich leicht in Furcht zu jagen und ſich deßhalb nicht mit den zu einem gewaltſamen Einbruche erforderlichen Inſtrumenten verſehen. Neue Flüche verriethen mir, daß ſie das Hinderniß der innerhalb befindlichen eiſernen Stäbe entdeckt hatten. Mit athemloſer Spannung wartete ich auf ein Zeichen deſſen, was ſie zunächſt thun würden; allein ihre Stimmen entfernten ſich und verhallten. Wollten ſie den Verſuch, in das Haus zu dringen, ganz aufgeben und heimgehen?

Eine lange Stille folgte, in der mein Muth auf eine faſt härtere Probe geſtellt wurde, als während des erſten Angriffs auf die Hütte. Ein ſchrecklicher Verdacht begann mich jetzt zu quälen, daß es den Böſewichtern vielleicht gelingen möchte, durch Liſt zu erreichen, was mit Gewalt nicht möglich war. So genau ich unſere Hütte kannte, ſo ſtiegen doch Zweifel in mir auf, ob es nicht vielleicht einen oder den andern Weg gebe, unbemerkt herein zu dringen. Der Pendelſchlag der Uhr war mir läſtig und das Praſſeln des Feuers erſchreckte mich. Unzählige Mal ſchaute ich hinaus in die dunkeln Winkel des Hausganges, ſtrengte mit ſtockendem Athem meine Augen an und fürchtete Gefahren zu entdecken, die unmöglich waren.

Waren ſie wirklich fort? Oder umſchlichen ſie noch immer das Haus? Wie viel hätte ich nicht gegeben, um zu wiſſen, was ſie in dieſer Zwiſchenzeit der Stille vornahmen!

Plötzlich wurde ich auf ſchreckliche Weiſe aus meiner Spannung geriſſen. Die Stimme des einen Räubers kam von oben her den Kamin herab. Es war ſo unerwartet und ſo ſchrecklich, daß ich unwillkürlich und zum erſten Male laut aufſchrie. Nicht im entfernteſten hatte ich daran gedacht und es für mögtich gehalten, daß die Diebe auf das Dach ſteigen.

„Mache auf, Du Beſtie!“ brüllte eine Stimme.

Eine neue Pauſe trat ein. Der Rauch der glühenden Holzkohlen, ſo dünn und leicht er war, hatte augenſcheinlich den Rufenden genöthigt, das Geſicht von der Oeffnung des Schornſteins zurückzuziehen. Ich zählte die Sekunden, während deren er, wie ich vermuthete, friſchen Athem ſchöpfte. Kaum eine Minute ſpäter kam ein zweiter Ruf:

„Laß uns ein oder wir brennen Dir das Haus über dem Kopf zuſammen!“

Das Haus zuſammenbrennen? Wie war das möglich? Es gab faſt nichts Brennbares daran als das Moosdach und dieſes war durch den ſeit ſechs Stunden herabſtrömenden Regen ganz durchweicht.

Während ich noch unruhig darüber nachdachte, in wie fern Feuer für mich gefährlich werden könnte, kam einer von den großen Steinen, die mein Vater auf das Dach gelegt hatte, um es gegen den Wind zu ſchützen, donnernd den Schornſtein herabgeſtürzt und zerſtreute die glühenden Kohlen des Herdes über das ganze Zimmer. Wäre es ein reich verziertes Gemach mit Fußteppich und ſeinen Muſſelinvorhängen geweſen, ſo würde es wahrſcheinlich gleich Feuer gefangen haben, denn ſelbſt unſer unbedeckter Holzfußboden und die rohen Mobilien gaben einen Brandgeruch von ſich.

Einen Augenblick lang ſtand ich faſt betäubt vor Schrecken vor dieſem neuen Beweiſe von der teufliſchen Erfindungskraft der außerhalb befindlichen Böſewichter; allein die drohende Gefahr brachte mich ſchnell wieder zur Beſinnung. In meinem Schlafzimmer ſtand ein großer Krug voll Waſſer, welchen ich eiligſt herbeiholte. Ehe ich jedoch in das Zimmer zurückkommen konnte, war ein zweiter Stein den Schornſtein herabgeworfen worden, ſo daß der Fußboden an verſchiedenen Stellen bereits zu dampfen begann.

Ohne dies zu beachten, goß ich erſt das Waſſer auf die glühenden Kohlen des Herdes, ehe der dritte Stein herabgeworfen werden konnte und beſeitigte dann die im Zimmer umherliegenden. Der auf dem Dache befindliche Räuber mußte das Ziſchen des verlöſchenden Feuers gehört und die veränderte Luft an der Oeffnung des Schornſteins wahrgenom-

men haben, denn kein Stein folgte weiter. Sein eigenes Herabkommen auf demselben Wege hatte ich nicht zu fürchten, da der Kamin für jeden andern menschlichen Körper als den eines ganz jungen Knaben viel zu eng war. Getröstet von diesem Gedanken, blickte ich hinauf und gewahrte so deutlich, wie ich jetzt das vor mir liegende Papier sehe, die Spitze eines Messers durch das Dach dringen. Unser Häuschen war nämlich nur einstöckig und die darin befindlichen Gemächer hatten keine Decke. Langsam sah ich das Messer sich durch die Sparren einen Weg bahnen. Ein Theil der inneren Bekleidung fiel abgelöst in das Zimmer herab, worauf Dick's große und haarige, mit dem Messer bewaffnete Hand in der Oeffnung sichtbar wurde. Er befühlte die Sparren, um ihre Stärke zu prüfen. Gott sey Dank, sie waren fest und dicht, daß nur eine Art sie hätte trennen können. Während meine Augen noch die Hand beobachteten, ließ sich ein Ruf des Jerry vernehmen, welcher aus der im Hofe belegenen Werkstätte meines Vaters zu kommen schien, worauf augenblicklich die Hand mit dem Messer verschwand.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein russischer Kaufmann, der mehrere Jahre in London gelebt und dort ein lukratives Geschäft betrieben hatte, traf am Sonntag früh in Berlin ein, um sich nach St. Petersburg zurückzubegeben und dort wieder seinen Aufenthalt zu nehmen. Bei seiner Ankunft auf dem dortigen Bahnhofe fehlte sein Reisekoffer, welcher nach seiner Angabe die ungeheure Summe von 10 Millionen Thaler enthielt. Es wurde sofort durch den Telegraphen auf allen Stationen Nachfrage gehalten und am Mittwoch Nachmittag langte der Koffer, der durch Verwechselung eine Extratour von 2 Tagen gemacht, in Berlin an. Der Kaufmann, der täglich auf dem Bahnhofe erschien und durch seinen kostbaren Pelz Aufsehen erregte, war bei der Ankunft des Zuges anwesend und äußerte eine große Freude, als er bei Oeffnung des Koffers seinen Schatz unversehrt darin vorfand. Der Ueberbringer erhielt von ihm ein ansehnliches Geldgeschenk.

Der Berg- und Hüttendirektor Alois Scholz in Zöptau besitzt einen Uhu der größten Gattung mit einem gewaltigen Schnabel und respektgebietenden Fängen. Dieser Uhu legte vor etlichen Wochen ein Ei und ließ sich an, darüber zu hocken und zu brüten. Dies bewog nun den Herrn Bergdirektor, dem Uhu auch Hühnereier unterzulegen, und siehe da, das Uhuei verdarb, aber dagegen hat der Uhu junge Hühner ausgebrütet, welche er schon seit mehreren Tagen mit der größten mütterlichen Sorgfalt pflegt und mit gesträubten Federn drohend gegen Jedermann vertheidigt. Um die jungen Hühner füttern zu können, muß man den ergrimmten Uhu mittelst einer Stange, in die er sich verbeißt, in die Ecke eines großen hölzernen Käfigs treiben. Auf den weiteren Erfolg dieser widernatürlichen Pflege ist man sehr gespannt, da von mancher Seite die Besorgniß ausgesprochen wird, der Uhu werde seine unnatürlichen Kinder eines schönen Abends verspeisen, obwohl die bisherige vorsorgliche Behandlung, die er den Hühnern erweist, zur Hoffnung berechtigt, daß er sie auch großziehen werde.

Ein Deutscher in Mississippi heirathete ein junges, liebenswürdiges Mädchen mit weißem, nur leicht gefärbtem Teint. Sechs Wochen nach der Hochzeit erschien ein gemein aussehender Pflanzer in Begleitung von zwei Dienstleuten in seinem Hause. Die junge Frau ward todtenbleich und wankte zurück. „Ist das Eure Frau?" fragte der Pflanzer. „Ja." „Nun gut, sie ist meine Sklavin und kostet 1200 Dollars. Wollen Sie diese sogleich zahlen?" Der Deutsche blickt erschrocken auf sein geliebtes Weib. „Ist dem so, Therese?" — „Ja, dieser Mann ist mein Vater." „Also ist sie eine Sklavin, wie ihre Mutter," versetzte der herzlose Pflanzer. „Wenn Sie nicht sofort zahlen, nehme ich meine Waare mit mir. Sie erhält für das Weglaufen 80 Hiebe und wird 6 Tage eingesperrt. Dann schicke ich sie auf's Baumwollenfeld." Der arme Gatte konnte die geforderte Summe nicht erschwingen und mußte mit Thränen sich sein Weib entreißen lassen.

Gasmaschine. Nach Berichten von Herrn Dr. v. Schwarz aus Paris verbreitet sich die Gasmaschine dort rasch. In zwölf Werkstätten in Paris sind solche bis zu vier Pferdekräften aufgestellt. Eine zweipferdige Maschine treibt z. B. in der Chaumont'schen Druckerei zwei Schnellpressen mit einer Ersparniß von Einviertel gegen die Kosten der früheren Handarbeit. In Toulouse, Orleans und Marseille sind ebenfalls schon Gasmaschinen aufgestellt. In der Maschinenfabrik von Lenoir, Marinoni u. Comp. sind schon gegen 600 Gasmaschinen aufgestellt, darunter gegen 50 für Deutschland. Eine Frankfurter Bäckerei wird demnächst eine in Berg bei Stuttgart gebaute Gasmaschine in Betrieb setzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Sonntag, 12. Mai 1861.

Schicksal.

Thränen in den schönen Augen,
Myrthen in dem dunkeln Haar,
Naht an des Geliebten Seite
Sich die Braut dem Traualtar.

Alles, was sie heiß ersehnet
Und wornach ihr Herz gestrebt,
Alles wird ihr heut' erfüllet,
Drum die Brust vor Wonne bebt;

Drum die Wang' sich höher röthet,
Wie die Ros' am Morgen glüht,
Drum das Aug' so selig strahlet
Und verklärt zum Himmel sieht.

Doch dort hinter einer Säule
Steht eine bleiche junge Maid,
Krampfhaft hebet sich ihr Busen,
Wie durchtobt von bitt'rem Leid.

Warum glüht in ihrem Auge
Tiefer, hoffnungsloser Schmerz?
Warum preßt sie ihre Hände
Fest auf's junge, wilde Herz? — —

Ach, dort an des Mädchens Seite
Steht ihr Jugendideal,
Tief in's Herz ist ihr gedrungen
Seines schönen Auges Strahl.

Lange hat sie ihn geliebet
Mit der ersten Liebe Kraft,
Hat in stiller Brust verschlossen
Ihre tiefe Leidenschaft;

Doch nun ist ein Tag gekommen,
Ach, ein Tag, so traurig gar,
Und die Jugendträume alle
Sind zerstört auf immerdar.

Junge Blume, neige nieder
In den Staub dein hohes Haupt,
Deine Sonne ist erloschen,
Ist auf ewig dir geraubt.

Warum willst du denn noch blühen
Auf der öden, dunkeln Au,
Nimmer, nimmer glänzet wieder
Dir im Kelch der Morgenthau. —

Ja, sie sinkt, die junge Blüthe,
Sinkt zur Erde welk und matt,
Und ein Engel voller Friede
Sich ihr leise, leise naht.

Auf dies junge, heiße Herze
Legt der Tod die kühle Hand,
Bringt ihr wieder Ruh und Frieden,
Führt sie heim in's Vaterland.

***

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Die arme Frau ächzte und wimmerte jämmerlich und rieb sich dabei den Magen. „Es muß ein Anfall von Ohnmacht seyn," sprach sie mit matter Stimme; „noch soeben glaubte ich, daß ich daran sterben würde. Gott sey Dank, daß Sie mich gehört haben."

„Soll ich Sie in die Taverne führen?" fragte Wilhelm. „Es sind nur wenige Schritte."

„Nein, nein, mein Herr. Mein Boot liegt hier ganz in der Nähe, und mein Sohn wartet auf mich. Wir wohnen in Breukelen, und wenn Sie mich ans Ufer geleiten wollen, so könnte mein Junge mich hinüber rudern und ich wäre dann gleich zu Haus. Sie werden doch eine arme Frau nicht auf offener Straße umkommen lassen wollen?"

„Daß ich nicht so hartherzig wäre! Haben Sie noch so viel Kraft, um sich aufrichten zu können?“

Mit großer Mühe gelang es Wilhelm, die Kranke auf die Beine zu bringen, und langsam und vorsichtig geleitete er sie ans Ufer. Unfern der jetzt Witeball-Slip genannten Gegend lag das an einen dicken Baumstamm gebundene Boot, von welchem jedoch nur der hintere Theil sichtbar war. Jetzt war der Gang der Frau schon wieder etwas sicherer und ihr Gewimmer ließ immer mehr nach. „Schon einige Male habe ich solche Anfälle gehabt,“ sprach sie, „und wenn sie auch nicht von langer Dauer sind, so sind sie dafür desto heftiger und angreifender. Ah! hier ist das Boot. Sollte der Junge sich daraus entfernt haben?“

In diesem Augenblick hörte Wilhelm ein von dem Ufer heraufdringendes Geräusch. Mehrere Männer sprangen aus dem Gebüsch und umzingelten ihn. „Was hat dies zu bedeuten?“ fragte er. Doch noch ehe er diese Worte ausgesprochen, hatte die Frau ihn gepackt und mit einer ihr ganz unerwartet gekommenen Kraft zu Boden geschleudert. Wilhelm strengte alle seine Kräfte an, sich den Armen der plötzlich so riesenstark gewordenen Frau zu entwinden. Aber ehe er sich wieder aufgerafft, hat er es mit noch zwei nicht minder starken Männern zu thun. Mit einer ans Wunderbare grenzenden Schnelligkeit verstopften sie ihm den Mund, banden ihm die Hände und die Füße und ließen ihn sodann in das Boot hinab, in welchem er von zwei andern Männern in Empfang genommen und auf ein Segeltuch gelegt wurde. Er wollte schreien, nach Hilfe rufen, aber kein Laut kam aus seinem Munde, und dabei waren ihm die Fesseln so fest angelegt, daß jede Bewegung der Glieder ihm die empfindlichsten Schmerzen verursachte. Nachdem die am Ufer versteckt gewesenen Männer und die vermeintliche Frau ins Boot gesprungen, nahmen sie die Ruder zur Hand und dasselbe glitt auf dem nassen Elemente mit Pfeilesschnelle dahin.

Wilhelm, der sich mit Mühe in eine halb liegende, halb sitzende Stellung gebracht, war dadurch im Stande, die Männer, in deren Gewalt er durch eine so schmähliche List gerathen, sich etwas genauer zu betrachten. Vier ruderten, einer lenkte das Steuer; dazu noch der als Frau verkleidete Mann, denn kein Zweifel mehr darüber, daß die Person, welche ihn mit einer so ungewöhnlichen Stärke und Gewandtheit überwältigt hatte, dem stärkeren Geschlechte angehörte. Die Gesichter der Ruderer waren ihm völlig unbekannt, aber in dem Steuermanne erkannte er, wenngleich die Schatten des Abends sich schon herabsenkten, die Gesichtszüge Desjenigen, vor welchem ihn sein Vater noch vor wenigen Stunden gewarnt hatte. Es war Kaspar Geldorp. Weiter fuhr das Boot und nach etwa zwanzig Minuten war die kleine Stadt Neu-Amsterdam seinem Gesichtskreise entschwunden. An einem Felsvorsprunge ward Halt gemacht. Ein neuer Schreck ergriff den Gefangenen, denn in tiefen und gurgelnden Tönen sprach ein herantretender Indianer: „Bringt ihr uns das Opfer?“

„Ja,“ versetzte Geldorp.

Wilhelm ward jetzt von dem Boote der weißen Männer in ein enges, aber langes, von sechs Indianern bemanntes Kanot gebracht. Nachdem Geldorp mit den Rothhäuten eine kurze Unterredung gepflogen, fuhren diese mit ihm weiter. Wilhelm suchte durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß er seiner Bande entledigt zu seyn wünsche, aber seine ziemlich verständlichen Pantomimen blieben unbeachtet. Sechs breite Ruderschaufeln wurden von sechs starken Händen gerührt und die leichte Barke flog auf der Oberfläche des Wassers mit reißender Geschwindigkeit dahin. Der Lauf derselben ging der Stadt wieder zu. Er erblickte die Veste, sogar die erleuchteten Fenster der Taverne und hätte gern gewußt, ob von den Bewohnern derselben seine Anwesenheit bemerkt worden wäre und ob sie seinetwegen Nachforschungen angestellt hätten. Aber bald lag ihm die Stadt im Rücken, von der Fluth geholfen, leiteten die rothen Männer ihr Boot durch den Engpaß an den Ufern von Staaten-Eiland dahin, die Bai hinauf und dann in den Raritanfluß hinein. Die riesigen Waldbäume bildeten über ihren Häuptern einen Dom, das Sternenlicht vermochte denselben nicht zu durchdringen und die schwärzeste Finsterniß umgab sie. Aber unaufhaltsam fuhr das Kanot weiter und die Rothhäute unterhielten sich in ihrer so seltsam klingenden Sprache, von welcher Wilhelm jedoch bereits genug verstand, um zu vernehmen, daß die Rede von Blut, Feuer und Rache war.

(Fortsetzung folgt.)

Schillerlotterie.

Es ist, wie Jeder weiß, viel über die Gewinne der Schillerlotterie gespottet worden. Betrachtet man inzwischen die Sache bei Lichte, so trifft dieser Spott und Tadel weniger die Unternehmer als eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Schenkgaben, welche namenlose, vielleicht zum Theil werthlose Bücher und Aehnliches, s. g. Ladenhüter, dem Institute zum Geschenk machten. Dieses hat solche Geschenke zwar als besondere Gewinne verausgaben müssen, hat

ihnen aber immer einen solchen Verlagsartikel der Lotterie selbst beigefügt, der mindestens den Werth von 1 Thlr. hat, so daß solche geschenkte Sachen eigentlich nur die Beigabe bilden.

Was dagegen die s. g. Verlagsartikel, diejenigen Literatur- und Kunsterzeugnisse betrifft, welche von der Schillerlotterie hervorgerufen sind und welche $^{20}/_{21}$ der Gewinne umfassen, so haben wir dieselben vor uns und müssen ihnen das beste Lob zollen. Jedermann, der in diese Kategorie fällt, wird gewiß mit seinem Gewinne zufrieden seyn und dieses sind $^{20}/_{21}$. Da ist zuerst ein Schillerbild, Kupferstich nach einem Gemälde von A. Graff, gestochen von G. M. Müller, ein ganz vorzügliches Blatt. Die heilige Cäcilie desgleichen. Eine Prachtausgabe des Wilhelm Tell mit einem Stahlstiche von Kaulbach und einem Holzschnitt nach einer Zeichnung von Wagner in München wird jeder Empfänger mit Vortheil verkaufen können. Schillers Apotheose von Buonaventura Genelli in Weimar, Holzschnitt, ist ein schönes, kräftiges, würdiges Bild. Das Schiller-Album enthält eine Sammlung noch ungedruckter Schiller'scher Manuskripte mit einem Kupferstiche. Schillers Bild nach einem Miniaturgemälde von Tischbein, ist jedem Verehrer Schillers gewiß eine werthe Gabe.

Auch der immerwährende Wandkalender mit Schiller's Bilde und goldenen Worten des Dichters, mit Illustrationen wird Jedermann ein bleibendes Andenken seyn an die erhebenden Tage des 10. November 1859. — Das Schillerbuch enthält Schiller's Demetrius, für die Bühne bearbeitet von Kühne; Beiträge zur Geschichte der Schillerperiode des Mannheimer Theaters von Arnold Schlönbach. Erinnerungen an Scharfenstein und von Irkull von Karl Meyer. Es ist das keine Gabe für das größere Publikum, wohl aber für Literaturfreunde und Verständige, deßhalb auch nur eine Zugabe. — Schiller's Apotheose von Hermann Wislicenus in Weimar, Holzschnitt von Gaber, ist ein Bild, das lebhaft an die alte Holzschneidekunst des 14. und 15. Jahrhunderts erinnert. Ein Leben, eine Kraft, wie sie kein Kupfer- und kein Stahlstich hervorbringt. Neben dem Schillerbilde halten wir indeß für das Gelungenste die Apotheose nach einer Zeichnung von Oer in Dresden, Radirung von Beierker. In der Mitte Schiller's Büste, kolossal, mit ihrem Bildner Dannecker, ringsum Szenen aus Schiller's Leben von seiner Geburt bis zum Tode. Die Radirung wird jeder Verehrer Schiller's gern in sein Arbeitszimmer hängen. Minder gelungen scheint uns das Schillerbild mit Arabeskenumfassung, Szenen aus Schiller's Dramen darstellend; vielleicht deßhalb, weil gerade die Auffassung Schiller's in diesem Lebensaltar unserer Phantasie zu fremd ist. Die Holzschnittausführung, von Neureuther in München gezeichnet, von E. Sachse auf Holz gezeichnet und von H. Brückner geschnitten, ist durchaus gelungen.

Sämmtliche Holzschnitte machen den Laien erstaunen durch ihre Größe.

Was die übrigen 59,059 Gewinne anbetrifft, so muß es ja Jedem von vorneherein einleuchtend seyn, daß die beiden Hauptgewinne, die Villa bei Eisenach und das angekaufte Haus Jahn's, die Lockvögel waren und neben den 2 Wienerflügeln, den goldenen und silbernen Cylinderuhren, den Doppelbüchsen, Fußteppichen u. s. w. keine großen Ueberschüsse zum Ankaufe werthvoller Sachen übrig ließen, wenn der Zweck des Unternehmens erfüllt werden sollte. Dieser ist erfüllt, die Lotterie hat das geleistet, was leider freiwillige Beiträge nicht leisteten. Wer sich darüber beklagt, daß sein Gewinn seinen Erwartungen nicht entspreche, der zeigt, daß es ihm lediglich um Gewinn zu thun gewesen, nicht das große Nationalunternehmen der Schillerstiftung, welches eben nur durch die Lotterie ein Großes geworden ist, zu unterstützen.

Mannigfaltiges.

Die Pariser „deutsche Zeitung" bringt folgendes Gedicht: „Zeitgeist."

Was ist's, das jetzt die Welt regiert,
Und sie dabei in's Tollhaus führt?
In wahre Wuth zerfallen sie;
Die Zeit will nur Photographie.

Auf Nichts wird hier mehr Werth gelegt,
Ein Jeder nur nach Bildern fragt;
Das Bild des Herrn, das Bild des Knecht
Hat in dem Album gleiches Recht!

An jedem Fenster auf der Straß'
Steh'n jetzt nur Bilder hinter'm Glas';
Ganz friedlich sieht man Freund und Feind
Auf diesem Felde hier vereint.

Wer denket an Italien mehr,
Es bildet sich kein Kriegesherr,
Zu suchen fernes Siegesglück;
Man lebt in Bilder-Republik.

Die Mode selber hält nicht Stand
Mit diesem neuen Feuerbrand;
Man sollte glauben, daß Paris
Erlosch im Bilder-Paradies.

Dem Künſtler, der Portrait's gemalt,
Man nicht mehr ſeine Kunſt bezahlt,
Und will er nicht zu Grunde geh'n,
Muß er, ein Photograph, erſteh'n.

Doch ſolcher, der nicht vom Geſicht
Allein gibt der Natur Bericht;
Nein, ſolcher, der von Herz und Seel'
Das treue Bild dir nicht verfehl';

Da wäre Kunſt das Konterfei,
Ein ächter Seelenſpiegel treu;
Da wäre Falſchheit leicht entdeckt,
Geheimer Feind dir nie verſteckt.

Ich kenne ſolchen Photograph,
Es iſt der Herr, der ſelbſt im Schlaf
Das Bild gar treulich von dir gibt,
Und der dich, trotz den Schatten, liebt.

Sein Atelier iſt über'm Zelt
Der Sterne, hoch ob dieſer Welt,
Und ſeine Macht erreichet nie
Ein Künſtler der Photographie.

Wie lange, hab' ich mich gefragt,
Nun dieſer Stern zu glänzen wagt?
Was wird nach Photographen End'
Der neuen Zeiten Element?

Denn Wechſel blüht ja jedem Ding,
Sey groß, ſey klein es und gering;
Es kommt dann and're Despotie
Zum Tode der Photographie.

D'rum mach', ſo lang' die Zeit es beut,
Das Narrenſpiel nur mit von heut',
Bis daß der Krug zu Ende geht,
Die Zeit das Bild, den Menſch, verweht.

Die in neuerer Zeit mehrfach beſprochene Beförderung von Briefen mittelſt Luftdrucks in Röhren, ſchon vor einer Reihe von Jahren von Reſſel in Trieſt vorgeſchlagen, neuerdings zum Gegenſtand eines Geſellſchaftsunternehmens in London gemacht, von dem man aber nicht gehört hat, ob es zur Ausführung gekommen iſt, dürfte nach einer Mittheilung des „Meſſager du Midi" in Paris baldigſt in dieſes Stadium treten. Man legt zwei Verſuchslinien zwiſchen den Tuillerien und der Börſe ſowie dem Centraltelegraphenbureau an. Zur Beſchleunigung des Transports wird auf der einen Seite Luft ein-, auf der andern ausgepumpt. Man hofft, dadurch eine Schnelligkeit von 300 Meter oder 1000 Fuß in der Sekunde (das Zwanzigfache eines Eiſenbahnkourierzuges) zu erreichen. Das Prinzip iſt bekanntlich ſchon für die Beförderung ſchwerer Eiſenbahnzüge angewendet, wenn auch nicht zur Benutzung im Großen geeignet befunden worden.

In Kornenburg iſt in der letzten Woche ein komiſches Ereigniß zum Stadtgeſpräche geworden. Bei einem Schloſſermeiſter, der Cochinchinahühner hält, ſchlich ſich die Frau eines auf der Schiffswerfte Bedienſteten in den Hofraum, erwürgte 4 ſolcher Hühner, und hing die Opfer ihrer Mordluſt unter ihrer Krinoline auf, um ſie in dieſer modiſchen Umhüllung ungeſehen fortzubringen. Sie kam auch glücklich auf die Straße, hier aber wurde ſie von dem wachſamen Kornenburger Stadtfeldwebel, der zugleich das Geſchäft eines Holzverſilberers verſieht und welcher den weiblichen Nena Sahib bei dem würgeriſchen Treiben von einem günſtigen Orte aus beobachtet hatte, angehalten, und trotz ihres Sträubens mußte die Krinolinenträgerin die 4 Braten ausliefern. Die Krinolinen werden nunmehr in Kornenburg „Hühnerſteigen" genannt.

Ein neues Theaterſtück wurde mißfällig aufgenommen; bald pfiff man ohne Schonung. Ein Schauſpieler, der Liebling des Publikums, ſpielte eine Herren-Rolle und ſagte zu ſeinem Bedienten: „Geh', ſchließ' die Thüre, der Wind pfeift." Die Pfeifer lachten herzlich und das Spiel ging fort.

Eine Dame, die einen ſehr weiten Mund hatte, klagte über Ohrenſchmerz. „Sie werden ſich in's Ohr gebiſſen haben", ſagte eine andere Dame, „als Sie ſich geſtern in der Komödie über meinen Anzug faſt zu Tode lachen wollten."

„Wenn ſich Prügel ſchreiben ließen", ſchrieb ein Vater an ſeinen Sohn, „ſo ſollteſt Du mir gewiß dieſes mit dem Rücken leſen, Spitzbube!"

Räthſel.

Ich habe manchen lieben Sänger ſchon
Zur lichten Höh' gebracht,
Und durch der Harmonien Ton
Dein Leid zur Luſt gemacht.
Trenn' mir den Kopf, nimm mir den Fuß,
Wie ändert ſich das Ding!
Ein Jeder nun mich haſſen muß,
Wär' ich noch ſo gering.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Dienstag, 14. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

4.

Nach dem Abendessen rauchte Peter van der Beer in großer Gemächlichkeit sein Pfeifchen. Als aber nach Verlauf einer guten halben Stunde Wilhelm noch nicht wieder erschienen war, ging er hinab, in der sicheren Erwartung, ihn vor der Hausthüre anzutreffen. Dort war er nicht. Er vermuthete ihn bei seiner Frau und begab sich in deren Zimmer, aber Theodora hatte ihn nicht gesehen. Er stieg wiederum hinab, wo ihm Manuel begegnete. Der Neger hatte den Vermißten vor etwa dreißig Minuten aus der Vorderthüre des Hauses in den Garten treten sehen. Da nun Peter die Gewohnheiten seines Sohnes genau kannte und wußte, daß derselbe nach dem Abendessen einen Spaziergang zu machen pflegte, so schlug er den Weg nach der Veste ein, während er Manuel nach einer andern Richtung hin abschickte. Nach etwa einer halben Stunde stellten Herr und Diener sich wieder ein, aber beide hatten sich ein und dasselbe Ergebniß ihrer Forschungen, nämlich daß dieselben fruchtlos geblieben, mitzutheilen.

Van der Beer war darüber nicht wenig erschrocken. Er ließ die Diener des Hauses zusammenrufen, sandte sie, den einen hierhin, den andern dorthin ab; er selbst aber begab sich nochmals zur Veste. Nach Hause zurückgekehrt, hörte er, daß von seinem Sohne noch keine Nachrichten eingelaufen waren. Jetzt stand bei ihm der Glaube fest, daß demselben etwas Schlimmes zugestoßen seyn müsse, denn unmöglich konnte er annehmen, daß Wilhelm, ohne ein Wort zurücklzulassen, sich aus dem nächsten Umkreise der Stadt entfernt haben werde. Natürlich, daß sein erster Verdacht auf Geldorp fiel. Aber sollte des bösen Mannes Rachegefühl wohl so weit gehen, um es auf den Sohn mit zu übertragen? Indessen blieben seine Gedanken auf Geldorp haften; für den Augenblick wußte er keinen andern Schluß zu ziehen und so entschloß er sich, die Wohnung desselben aufzusuchen. Er fragte Manuel, ob er wisse, wo Geldorp wohne.

Der Neger, welchem Stadt und Umgegend genau bekannt waren, beantwortete diese Frage bejahend.

„Höre, Manuel," begann van der Beer, als er sich mit dem Neger auf der Straße befand, „kannst Du verschwiegen seyn?"

„Das kann ich," versetzte der Schwarze im Tone der Aufrichtigkeit.

„So wisse denn, daß ich Dich hauptsächlich Geldorp's wegen in meine Dienste genommen habe. Auch Geldorp hat vor längeren Jahren in meinen Diensten, und zwar als Buchhalter und Kassirer, gestanden, ich habe ihn aber arger Betrügereien wegen entlassen müssen. Um ihn jedoch nicht völlig sinken zu lassen, habe ich Anstand genommen, ihn deßhalb gerichtlich zu belangen, überhaupt die größte Nachsicht mit ihm gehabt. Dennoch, da ich gezwungen war, einen Freund vor ihm zu warnen, hat er mich als den Urheber seines Unglücks, weil er in Amsterdam kein ehrenvolles Unterkommen mehr finden konnte, beschuldigt und mir mündlich und brieflich Rache zugeschworen. Bald darauf habe ich ihn aus den Augen verloren, hier aber hat es das Schicksal gewollt, daß ich ihn wieder habe antreffen sollen. Tagelang hat er sich in der Nähe der Taverne herumgetrieben; unser Wirth versichert mir, daß er ein Schurke ist und sich keineswegs des besten Rufes zu erfreuen hat. Außerdem habe ich ihn mit meinem Sohne gehen sehen, den er über mehrere mich betreffende Dinge ausgeforscht hat. Jetzt, Manuel, weißt Du, wie ich zu Geldorp stehe. Er ist mein Todfeind. Um mich gegen ihn und seine Streiche zu sichern, denn ich halte ihn zu Allem fähig, habe ich mir einen treuen handfesten Diener zu verschaffen gesucht. Du bist mir

gut empfohlen worden und ich verspreche Dir hiermit feierlichst, daß ich außer der Miethe, welche ich für Dich der Kompagnie zahle, Dir Deine mir zu leistenden Dienste ansehnlich zu belohnen gesonnen bin. Verstanden, Manuel?"

„Von dem Letzteren ein anderes Mal," versetzte der Neger. „Klüger aber würden Sie gehandelt haben, wenn Sie mich schon früher in's Geheimniß gezogen hätten, was Sie mir soeben mitgetheilt, so würde ich Ihren Sohn nicht aus den Augen gelassen haben. Daß er sich in Ihres Feindes Gewalt befindet, scheint mir zweifellos. Geldorp ist ein grundschlechter Mensch und verkehrt nur mit dem Auswurf der hiesigen Einwohnerschaft. Vor einer bösen That schreckt er nicht zurück und er weiß seine Handlungen stets so einzurichten, daß ihm Keiner was anhaben kann."

„Aber unstreitig wird er doch den Beamten der Kolonie als ein sehr verdächtiger Mensch bekannt seyn?"

Der Neger schüttelte den Kopf. „Noch haben sie ihn frei gehen lassen müssen. Wie es scheint, so wird er von dem Gouverneur beschäftigt und dieser sieht über seine andern Streiche hinweg."

„Was!" rief Peter, dessen frühere Vermuthungen durch Manuels Aussagen bestärkt wurden; „also läßt der Gouverneur diesem Schurken zum Nachtheile anderer, ehrlicher Leute seinen Schutz angedeihen."

„Davon habe ich keine Beweise," versetzte der Schwarze. „Zudem steht es mir nicht an, von dem, was ich zufällig von den Angelegenheiten meiner Herrschaft erfahren, Etwas zu verrathen. Doch glaube ich Ihnen noch so viel sagen zu dürfen, daß, so lange es Geldorp noch gelingen wird, seine Handlungen nicht offenkundig werden zu lassen, keiner der Beamten sich die Mühe geben wird, sein Treiben in nähere Obacht zu nehmen."

„Welche Art von Geschäften betreibt er denn hier?"

„Er macht sehr beträchtliche Ankäufe in kostbarem Rauchwerk und sonstigen Waaren, welche er aus den Niederlassungen der Mohawker herholt und der Kompagnie wieder ablägt. Zuweilen auch —. Manuel stockte, fuhr aber bald wieder fort — bringt er Ladungen, deren Ursprung nicht so leicht zu erweisen seyn soll. Ferner habe ich gehört, daß die Bewohner der Massachussetts-Bai über einen holländischen Freibeuter klagen, der ihre Schiffe auf hoher See überfällt und hat sich deren Verdacht auf Geldorp geworfen. So oft sie sich nun mit ihren Beschwerden hieher wenden, wird ihnen jedes im Hafen liegende Schiff bereitwilligst gezeigt, da aber Geldorp seine Schaluppe den Augen der Neugierigen stets zu entziehen weiß, so helfen Klagen und Besichtigungen zu gar nichts."

„Dann wäre er ja ein Pirat?"

„Was ich von Geldorp weiß, habe ich Ihnen jetzt mitgetheilt. Wäre ich aber an seiner Stelle, da es ihm doch bekannt seyn muß, daß jeder überführte Seeräuber binnen achtundvierzig Stunden aufgeknüpft wird, so würde ich mein Testament schon längst gemacht haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Hütte.

(Schluß.)

Ich eilte zur Hinterthüre und legte mein Ohr daran, um zu horchen. Beide Böswichter befanden sich in der Werkstätte. Ich mühte mein Gedächtniß ab, mich darauf zu besinnen, was für Werkzeuge darin aufbewahrt wurden, und ob solche darunter waren, welche den Räubern von Nutzen seyn konnten; allein meine Aufregung war zu groß, um die Gedanken gehörig sammeln zu können. Nichts fiel mir ein als die große Steinsäge meines Vaters, welche viel zu schwer war, als daß sie auf dem Dache hätte benutzt werden können. Während ich noch auf diese Weise mein Gehirn vergeblich quälte, hörte ich die Männer irgend einen schweren Gegenstand aus der Werkstätte hervorziehen, und in demselben Augenblick besann ich mich, daß seit mehreren Jahren einige Balken darin lagen. Kaum hatte ich die Zeit, mich zu überzeugen, daß es wirklich ein solcher Balken war, was sie fortschleppten, als ich Dick zu Jerry sagen hörte: „Welche Thür?"

„Die Vorderthür," lautete die Antwort. „Halb ist sie schon gesprengt; jetzt können wir sie mit ein paar Stößen einwerfen."

Wären meine Sinne auch nicht so sehr durch die Gefahr geschärft gewesen, so würde ich dennoch aus diesen Worten leicht haben errathen können, daß der Balken als Rammе gegen die Thür benutzt werden sollte. Als diese Ueberzeugung sich mir aufdrängte, sank endlich mein Muth, denn die an der Thür errichtete Barrikade konnte gegen die Stöße, welche jetzt kommen mußten, keine Minute Stand halten.

„Jetzt kann ich nichts mehr thun, um das Haus zu vertheidigen," dachte ich bei mir, während meine Kniee zu zittern begannen und die Thränen mir endlich über die Wangen liefen. „Ich muß mich der Nacht und Dunkelheit anvertrauen und in der Flucht Rettung für mein Leben suchen, ehe es zu spät ist."

Schnell Mantel und Kappe ergreifend, war meine Hand bereits am Schloß der Hinterthür, als ein klägliches Miauen aus dem Schlafzimmer mich an die arme Katze erinnerte. Ich eilte hinein und nahm das Thier in die Schürze. Ehe ich noch wieder den Hausgang erreicht hatte, fiel schon der erste Stoß des Balkens auf die Vorderthür. Die obere Angel derselben gab nach und die Stühle mit der Kohlenpfanne, welche die oberste Spitze der Barrikade gebildet hatten, flogen donnernd auf den Fußboden; aber die untere Thürangel hielt noch fest und die Kommode mit dem Werkzeugkasten blieb unverrückt stehen.

„Noch einen Stoß," hörte ich die Bösewichter rufen, „und sie bricht zusammen!"

Gerade als sie den Anlauf dazu nahmen, öffnete ich die Hinterthür und floh, mit der Brieftasche und den Banknoten im Busen und den Theelöffeln in der Tasche, in die Nacht hinaus. Der Weg durch die mir bekannten Hindernisse des Hofes war leicht zu finden, und ehe noch der zweite Stoß fiel und ich das Krachen hörte, welches den Fall der Thür verkündete, hatte mich die Finsterniß der Moorgegend in ihren Schutz genommen.

Nach wenigen Minuten mußten sie meine Flucht mit dem Taschenbuche entdeckt haben, denn ich hörte in der Entfernung schreien und rufen, als wenn mich jemand verfolgte; allein ich eilte so schnell vorwärts, als mich meine Füße tragen wollten, und das Schreien verhallte bald. Es herrschte eine solche Finsterniß, daß es zwanzig Dieben nicht leichter geworden seyn würde, mich einzuholen, als zweien.

Wie lange es dauerte, bis ich das Farmhaus — den nächsten Zufluchtsort — erreichte, weiß ich nicht. Nur dessen erinnere ich mich, daß mir noch so viel Besinnung geblieben war, um den Wind stets im Rücken zu behalten, da ich gegen Abend desselben Tages, ehe es dunkel wurde, die Bemerkung gemacht hatte, daß er in gerader Richtung nach der Moorfarm blies. In jeder anderen Beziehung hatte ich durch die vorangegangenen Erlebnisse mein klares Bewußtseyn verloren. Wäre nach jener Wahrnehmung eine andere Richtung des Windes eingetreten, so würde ich den Weg verloren haben und wahrscheinlich auf dem Moor umgekommen seyn. Glücklicher Weise blies er noch wie vorher und ich erreichte das Farmhaus ohne Unfall, aber mit durchnäßten Kleidern und einem fieberhaft glühenden Kopfe.

Als ich an die Hofthür pochte, waren bereits alle Bewohner zu Bett gegangen, mit alleiniger Ausnahme des ältesten Sohnes, welcher noch seine Abendpfeife rauchte und die Zeitung las. Nachdem er geöffnet hatte, konnte ich nur noch wenige gebrochene Worte hervorbringen, um zu sagen, was geschehen war, und sank dann — zum ersten Male in meinem Leben — in völliger Ohnmacht zu Boden.

Dieser Ohnmacht folgte ein heftiges Nervenfieber. Als endlich die Besinnung wiederkehrte, fand ich mich in einem Bett des Farmhauses und sah meinen Vater, Mrs. Knifton und den Arzt um mich stehen. Die Katze schlief zu meinen Füßen und das gerettete Taschenbuch mit den Banknoten lag auf einem Tische an meiner Seite. Als mein Zustand sich besserte und ich genug meiner Kräfte gesammelt hatte, um Mittheilungen zu hören, gab es viele Neuigkeiten für mich. Der „schlaue Dick" und sein hübischer Gefährte saßen im Gefängniß und sahen jetzt ihrer sichern Verurtheilung zur Deportation bei den nächsten Assisen entgegen. Mr. Knifton und dessen Gattin waren von der Gefahr, die ich ausgestanden hatte und deren Veranlassung sie sich gewissermaßen zuschrieben, so ergriffen worden, daß sie meinen Vater bestimmten, seine einsam gelegene Wohnung aufzugeben und dagegen ein Häuschen auf ihrem eigenen Grund und Boden zinsfrei zu beziehen. Die geretteten Banknoten endlich hatten sie mir überwiesen, um an Stelle der von den Dieben zertrümmerten Mobilien neue zu kaufen.

Diese frohen Nachrichten beförderten meine Genesung dergestalt, daß ich bald im Stande war, die Begebenheiten jenes Abends umständlich zu erzählen. Alle hörten mir aufmerksam zu, aber niemand mit einer solchen Spannung, wie der älteste Sohn des Farmers. Mrs. Knifton bemerkte dies und machte, wenn ich allein mit ihr war, in ihrer heiteren Weise Scherze darüber. Ich achtete anfangs wenig darauf; aber als wir nach meiner völligen Wiederherstellung unser neues Häuschen bewohnten und der junge Farmer fast täglich uns besuchte und mir häufig außerhalb des Hauses zu begegnen wußte, begann ich, — von Eitelkeit eben so wenig frei wie andere junge Mädchen, — ernstlicher an Mrs. Knifton's Scherze zu denken. Um kurz zu seyn, eines Sonntags, als er mich auf dem Heimwege von der Kirche begleitete, verloren wir — wie, weiß ich selbst nicht, — den richtigen Weg, und ehe wir ihn wiederfinden konnten, hatte er sich erklärt und mich gebeten, sein Weib zu werden.

Die Verwandten des jungen Mannes boten zwar alles auf, um diese Verbindung zu hindern, indem sie die Tochter des armen Steinhauers nicht für eine geeignete Gattin eines wohlhabenden Farmers hielten; allein er bestand auf seinem Willen. Für alle Einwände und Vorstellungen hatte er nur folgende Antwort:

„Ein Mann, wenn er des Namens werth ist, heirathet nach seiner Neigung und folgt seinem eigenen

Digitized by Google

Urtheil. Meine Meinung ist, daß, wer sich eine Frau nimmt, ihr sein ganzes Lebensglück anvertrauen müsse. Dem jungen Mädchen, mit welchem ich mich zu verbinden wünsche, wurde ein geringes Gut zur Verwahrung übergeben, und sie hat es mit Gefahr ihres Lebens vertheidigt und erhalten. Dies gilt mir als ein Beweis, daß sie eines noch größeren Vertrauens würdig ist, und daß ich ohne Bedenken mein höchstes Gut in ihre Hände legen darf. Rang und Reichthum sind zwar schöne Dinge, aber die Gewißheit, ein gutes Weib zu gewinnen, ist mehr werth. Ich bin mündig, weiß was ich will, und habe fest beschlossen, des Steinhauers Tochter zu heirathen."

Und er that es. Ob ich mich seines Vertrauens würdig bewiesen habe, ist eine Frage, die nur mein Gatte beantworten kann.

Was ich von mir und meinen Erlebnissen erzählen wollte, ist in Vorstehendem enthalten. Ich weiß, daß das Interesse, welches mein gefährliches Abenteuer vielleicht erwecken konnte, mit der ungehinderten Flucht nach dem Farmhause aufgehört; allein ich konnte nicht umhin, das später Gesagte hinzuzufügen, weil meine Heirath die eigentliche Moral der Erzählung ist. Sie wurde die Grundlage meines bisherigen Glücks, und ich verdanke sie nur der gefahrvollen Nacht in der „schwarzen Hütte".

Mannigfaltiges.

Ein Privatschreiben aus Japan gibt einige ziemlich überraschende Aufschlüsse über die Art und Weise, wie man in jenem Lande eine Feuersbrunst löscht. Wenn es brennt, begeben sich alle Beamten in feierlichem Aufzug und in gemessenem Schritt an die Brandstätte. Sie ziehen für solche Gelegenheiten eigens verfertigte, prächtig mit Gold und Silber gestickte seidene Gewänder und bis zum Ellenbogen reichende weiße baumwollene Handschuhe an. Der Zug hält in einiger Entfernung von dem Feuer still und schaut in majestätischer Ruhe den Verheerungen des Elementes zu. Die einzigen Werkzeuge, mit denen man das Umsichgreifen des Feuers bekämpft, sind große papierne Fächer, mit welchen die japanischen Pompiers die Flamme unter lautem Geschrei auszufachen sich anstrengen.

Welcher ist es? Ein Pariser Millionär schrieb an Scribe: „Mein theurer Herr! Ich hege den großen Wunsch, mich mit Ihnen zu einer dramatischen Dichtung zu vereinigen. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, ein Lustspiel zu schreiben und mir erlauben, daß ich einige eigene Zeilen beifügen darf? Ich werde dann das Stück auf die prachtvollste und kostspieligste Weise aufführen lassen und wir wollen den Ruhm theilen." Hierauf antwortete Scribe: „Mein theurer Herr! Ich muß Ihren schmeichelhaften Antrag ablehnen, weil die Religion mich lehrt, daß man das Pferd und den Esel nicht in dasselbe Joch zusammenspannen soll." Auf dies entgegnete der Millionär: „Herr! Ich habe Ihren impertinenten Brief erhalten. Mit welchem Rechte können Sie mich ein Pferd nennen?"

Bei der am 24. April abgehaltenen eidgenössischen Inspektion des Reservebataillons Nro. 100 in Solothurn antwortete ein Soldat dem Oberst v. Reding auf die Frage: Was er als eidgenössischer Wehrmann dem Vaterlande schuldig sey? „No 14 Fränkli für e Habersack, Herr Oberst, sunst nüt."

Kleine Sprüchlein. Bei der Generalversammlung der nassauischen Gewerbevereine, welche kürzlich in Dillenburg stattfand und welche sehr glänzend ausgefallen seyn soll, machten die Sprüche der einzelnen Gewerbe großes Aufsehen.

Der Spruch der Bergleute lautete:

Gib gutes Eisen, Eisenstein,
Leg's, Herr, in feste Hände,
Wenn in das deutsche Land herein
Der Feind den Weg einst fände.

Als der Schreiner Sprüchlein las man Folgendes:

Wir leimen und einen
Im Großen und Kleinen.
Könnten doch auch zu festem Verband
Zusammen wir leimen das Vaterland!

Die Gerber führten sich ein durch die Worte:

Wir gerben das Leder,
Drum hüte ein Jeder,
Besonders der Feind,
Der am Rhein erscheint,
Sein eigenes Fell
Vor dem Gerbergesell.

Die Hutmacher meinten:

Unter einen Hut zu bringen
Alle, will mir nicht gelingen.

Auflösung des Räthsels in № 57:

Flügel. Lüge.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Freitag, 17. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Van der Veer enthielt sich nunmehr weiterer Fragen, da Geldorp's Hütte in Sicht war. Die Stackentpforte war nicht verschlossen, wohl aber die Thüre des Hauses, welche nach einigem Klopfen von Geldorp's Frau geöffnet wurde. Bei dem Anblick des riesigen Negers fuhr diese vor Schrecken zurück.

„Sie haben gar nichts zu befürchten, gute Frau," redete sie Peter an, da er die Ursache ihres Schreckens sogleich errathen hatte. „Nicht wahr, hier wohnt Kaspar Geldorp?"

„Zu dienen, mein Herr."

„Ist er zu Hause?"

„Bei einbrechendem Zwielichte ist er davongegangen. Ha! Sehe ich recht? Sind Sie nicht Herr van der Veer?" fragte sie mit allen Zeichen der Ueberraschung.

„Der bin ich. Aber wer sind Sie? Ja, ich glaube nicht zu irren, daß ich Sie unter dem Namen Katharina Tarek in Amsterdam gekannt habe. Damals waren Sie —"

„Jetzt bin ich Geldorp's Frau," unterbrach sie ihn.

„Also Geldorp's Frau! Dann werden Sie mir ohne Zweifel sagen können, was aus meinem Sohne geworden ist?"

„Aus Ihrem Sohne?" fragte Katharina. „Ich kenne ihn nicht, habe ihn hier noch nicht gesehen, kann daher auch nicht wissen, was aus ihm geworden ist."

„Seit einigen Stunden vermisse ich ihn und ich vermuthe, daß er mir absichtlich entführt worden ist. Aber ohne List und Gewaltthätigkeit kann es unmöglich geschehen seyn, — der Zweck meines Hierseyns ist nun der, Geldorp zu befragen, ob er irgend eine Kenntniß davon hat. Haben Sie ihn etwa davon sprechen hören?"

Katharina war so bewegt und zitterte so heftig, daß sie, obgleich sie die Augen auf van der Veer gerichtet hatte, auch kein Wort hervorbringen konnte.

„Katharina," hub Peter eindringlich wieder an, „können Sie mir Hilfe leisten, so lassen Sie mich nicht vergeblich suchen. Meine Frau beweint in diesem Augenblick den Verlust des geliebten Sohnes. Katharina, darf ich Sie an jene Zeit erinnern, wo Sie in Ihrer Hilflosigkeit und Verlassenheit an Theodora eine liebevolle Beschützerin gefunden? Katharina, wo habe ich meinen Sohn zu suchen?"

„Wirklich, in der That, das weiß ich nicht. Ich höre meinen Mann kommen. Sollte er eine Hand dabei im Spiele gehabt haben, oder wissen, wo er sich befindet, so will ich es aus ihm herauszubringen suchen. Aber jetzt Vorsicht!"

Geldorp trat mit zwei von seinen Leuten ein. Er schien zu stannen, zwei Fremde in seinem Hause zu sehen. Den Neger erkannte er jedoch zuerst.

„Was Teufel hast Du Mensch von Ebenholz hier zu suchen?" schrie er ihn an.

„Ich habe diesem Herrn da den Weg zu Eurer Wohnung gezeigt," versetzte Manuel ganz gelassen.

„Herrn? Was für einem Herrn?"

Jetzt war Geldorp seinem Besuche so nahe gekommen, um auch diesen zu erkennen. Im ersten Augenblick schien er unschlüssig zu seyn, was zu thun, doch hatte er seine Verlegenheit bald abgelegt und mit dreister Stirne sprach er: „Ei, Herr van der Veer! Das ist mir eine große Ehre. Von Ihrer Ankunft in der Kolonie habe ich bereits gehört und bin sogar schon mehrere Male versucht gewesen, Ihnen meine Aufwartung zu machen, habe aber die Zeit dazu noch nicht finden können. Jedoch habe ich dafür das Vergnügen gehabt, Ihren Sohn kennen zu lernen. Ein hübscher junger Mann!"

„Geldorp, gerade meines Sohnes wegen sehen Sie mich hier. Er ist verschwunden. Können Sie mir sagen, wo ich ihn zu suchen habe?"

„Van der Veer, ich Ihnen sagen, wo sich Ihr Sohn aufhält? Wirklich, Sie setzen mich in Erstaunen!“

„Haben Sie denn Wilhelm heute nicht gesehen?“

„Nein!“

„Geldorp, nicht ohne Ihre Mitwirkung ist mein Sohn verschwunden!“

„Halt! alter Mann! Das geht zu weit. Ich kann in der That viel ertragen, aber beleidigen lasse ich mich nicht.“

Van der Veer trat ernsten Gesichts ihm näher. „Jede absichtliche Beleidigung liegt mir fern,“ sprach er nachdrücklich; „doch weiß ich recht gut, was ich gesagt habe. Seit mehreren Tagen haben Sie meine Bewegungen und die meines Sohnes in genaue Obacht genommen, und ich habe sogleich eine üble Vorbedeutung daraus gezogen. Haben Sie etwa unsere Vergangenheit schon vergessen?“

„Viel weniger als Sie,“ heischte ihn Geldorp an. „Von Ihrem Sohne aber weiß ich gar nichts.“ Darauf öffnete er die Thür. „Mynheer van der Veer, die Thür habe ich für Sie geöffnet.“

Manuel drängte sich an die Seite seines Herrn und flüsterte ihm zu, daß es gerathen sey, davon zu gehen.

„So,“ sprach Geldorp zu dem Neger, dessen Bewegungen ihm nicht entgangen waren, „packet Euch Beide, denn Ihr schwarzer Teufel habt den alten Thoren hierher geführt.“ Darauf that er, indem er auf seine Frau zuging, als wolle er sich um seine Besucher nicht weiter bekümmern. Aber gleich darauf nahmen seine Gesichtszüge einen wahrhaft dämonischen Ausdruck an, und mit zornsprühenden Augen und dem Tone des Hasses in der Stimme rief er: „Peter van der Veer, erinnert Euch der Worte, welche ich schon vor Jahren gegen Euch geäußert habe. Ich habe sie so wenig vergessen, wie ich noch jetzt fest entschlossen bin, meinem damaligen Vorsatz gemäß zu handeln. Wollt Ihr Euch vor Schaden hüten, so macht, daß Ihr mit heiler Haut davon kommt.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

Als ich vor Jahren einen Winter in P . . ., einer größeren Stadt Mitteldeutschlands, verlebte, war Doktor Lindblatt, ein Bekannter aus früherer Zeit, beinahe der einzige Mensch, den ich zuweilen sah. Er funktionirte als Sekundärarzt im dortigen Irrenhause. Er hatte mich eingeladen, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, wo er alle Abende ungestört zu sprechen sey, aber ich unterließ es lange, denn die Entfernung von meinem Hotel war ziemlich bedeutend. Zuletzt besiegte ich doch meine leidige Bequemlichkeitsliebe und machte mich gegen Einbruch der Dämmerung auf den Weg, einestheils vom Wunsche getrieben, den Freund, anderntheils ein Institut, das mir noch neu war, zu sehen.

Der Weg war übrigens nichts weniger als angenehm. Das Irrenhaus liegt an der äußersten Grenze der großen und geräuschvollen Stadt, in einem öden und beinahe entvölkerten Viertel, auf einer die ganze Umgegend beherrschenden Hochebene. In der Nachbarschaft erheben sich in ihrer Bestimmung ihm verwandte Gebäude der sogen. öffentlichen Mildthätigkeit. Sonst gibt es fern und nahe nichts, als ein Durcheinander von verwahrlosten Bauplätzen, öden Gärten und häuserarmen Gassen. Gleich beim Eintritt in dies Bereich scheint eine Stimme zu rufen: Hier hört das Leben auf! Hier beginnt die Krankheit, der Tod und die Wissenschaft von Beiden: die Medizin. Ein ewiger Wind weht von den benachbarten Bergen herüber. Man begegnet in den breiten, öden Gassen kaum einem Menschen, höchstens fährt ein Fiaker heran, der einen Unglücklichen vor der Thür eines großen, düsterblickenden Hauses absetzt, oder es kommt eine Sänfte des Weges, die von zwei Menschen getragen, langsam in's Spital hinaufwandert. Nur aus einem Hause tönt regelmäßig Geräusch, glänzen Lichter. Ein lustiger Rundgesang erklingt. Ist es ein Wirthshaus? Nein! Nur die Werkstätte eines Sargschreiners. Es scheint dem Manne gut zu gehen in dieser Gegend.

Die Straßenbeleuchtung hatte mich auf meinem Gange schon lange verlassen, nun sagte mir auch das Pflaster Lebewohl und mein Weg ward ein gar unfreundliches Wandern, dem Winde entgegen, durch zugige Plätze und grundlose Pfützen. Endlich hatte ich ein altmodisches Gebäude von wunderlichem Aussehen vor mir. Es war drei Stockwerke hoch, mit vielen Fenstern, jedes mit weit vorgeschweiftem Eisengitter versehen. Vom alterthümlichen Dachwerke stieg ein hoher, fast nadelartiger Thurm empor; das Haus hatte das Gesicht eines Gefängnisses, aber der Wachtposten fehlte. Es war dies die Irrenanstalt. Ich stieg einige Steinstufen hinauf, die zum Portal führten und zog die Glocke, die gellend im Korridor wiederhallte. Ich durchschritt nun lange Gänge und kam in einen weiten Garten, dessen im englischen Styl angelegte, jetzt schneebedeckte Rasenplätze im Lichte des Mondes flimmerten. Hier erst bot sich dem Auge ein imposantes, von dem nach der Straße hin gehenden Flügel ganz getrenntes Gebäude dar, dessen hundert Fenster durch die Nacht

herüberleuchteten, ein wahrer Palast, dem gestörten Verstande gegenüber auferbaut.

Der Einlaß hier war wieder von Formalitäten begleitet. Stock und Regenschirm wurden zurückgehalten; dann erst durfte man die Treppen hinauf, die von Gas hell erleuchtet waren. Wieder gab's verschlossene Thüren, wieder mußte man klingeln, wieder rasselten die Schlüsselkunde, der Wächter erschien und man erhielt Eintritt in die gleichfalls erhellten Korridore.

In diesen wandelten noch, rastlos und unausgesetzt, die Irren umher, manche laut sprechend, geschwätzig, die meisten einsam ihren Weg zurücklegend und nur mit sich selbst beschäftigt. Die meistentheils höchst ausdrucksvollen Gesichter starrten den Fremden an, die Pantoffeln schlürften auf den sandbestreuten Quaderdielen; hier und da aus einer Zelle ließ sich ein Aechzen oder Toben vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Photographische Leiden.) Von keinem Menschen wird so „viel fürs Geld" verlangt, wie von ihm, an keiner Arbeit findet man so viel auszusetzen, als an der seinigen und doch kann er nicht mehr thun, als vorzügliche Apparate liefern und die Zeit der Sitzung genau abwägen, gerade die strengste Pflichterfüllung aber wird oft für ihn zu der Klippe, an welcher er scheitert. Der Photograph hat mit der schlimmsten Schattenseite im Menschen zu kämpfen: mit der Eitelkeit; je häßlicher ein Gesicht, je größer ist die Vorstellung, welcher dasselbe als Maske dient, von seiner Schönheit und das Publikum sieht sich enttäuscht und erschreckt der Wahrheit gegenüber, welche die Maschine auf das Papier bringt. Hier liegt die Kluft zwischen Photographie und Malerei: die Wiedergabe der vergeistigten, idealen Wesenheit der Züge ist der Triumph der Kunst, sie gibt auch ohne Farbe die Seele des Menschen in ihren Schöpfungen wieder; die Photographie dagegen gibt ein getreues Abbild des materiellen Gesichts, mehr kann sie nicht leisten. Was durch die sogenannte Retouche geschieht, ist selten eine Verbesserung. Das aber begreift die Menge nicht, sie will nicht nur gute, sondern auch schöne Bilder haben und da dies selbstverständlich nur selten möglich ist, so macht man den armen Photographen zum Sündenbock für die getäuschte Hoffnung. Alte Weiber wollen jung, schielende Männer geradblickend, Korpulente schlank, Spinneldürre gewichtig erscheinen. Der erste Gang zweier Verlobten gehört dem Photographen. In ihrem Leben fühlte sich die Braut nicht so selbstbewußt, so selig als heute, wo sie am Arme ihres Zukünftigen „abgenommen" werden soll; alle Freuden, alle Schmerzen, ja selbst der Umstand, daß sie längst zum „alten Register" gehört, sind vergessen in dem Augenblick, wo die Sitzung beginnt. Sie legt ihr Gesicht in die schönsten Falten, schlägt die Augen zum Himmel auf, und eben soll die Maschine zu arbeiten beginnen, da ruft sie schnell — „ach Gott, sieht man auch den Ringfinger meiner linken Hand?" — „Ja wohl — ruft der ängstliche Photograph — bitte nur still zu sitzen." Jetzt ist's geschehen. Mit stürmischer Ungeduld wird das Resultat erwartet, der Photograph zeigt die Glasplatte und hält einen dunklen Stoff dagegen, damit das negative Bild positiv erscheint. Da prangt das Gesicht der holdseligen Jungfrau, in dem Sonntagsgewande, welches sie ihm angelegt und welches von dem Alltagsgesichte natürlich sehr verschieden ist. „Gott, das soll ich seyn?" ruft sie aus. Der Photograph meint, das Bild sey vortrefflich, auf dem Papier machte sich das Alles anders. Man tröstet sich und geht, aber man holt bald das fertige Bild ab und ist nun erst recht untröstlich. „Ach, wenn ich so aussähe, hättest Du mich gewiß nicht gewählt, Gottlieb." „Ja, ein wenig ernst siehst Du aus," meint Er — „und ich mache ein Gesicht, als ob mir eine ganze Flotte untergegangen wäre!" Und nun beginnt der Handel. Vergebens versichert der Photograph, daß er feste Preise habe; aber man findet sich ja auch nicht ähnlich, man wünscht wenigstens eine Ermäßigung für den Rahmen und findet das Bild schließlich erbärmlich und unbrauchbar, wenn der Photograph Nichts herabläßt. Doch seine herrlichsten Genüsse bietet ihm erst die Photographie der lieben Kinder; versucht es nur, ihn glauben zu machen, daß „solchen das Himmelreich!" er wird Euch eines Besseren belehren. Mit der ganzen Fülle des Mutterstolzes kommt eine junge Frau mit drei Sprößlingen; alle sollen auf einem möglichst billigen Bilde zu Papa's Geburtstag „abgenommen" werden, aber das ist kein leichtes Spiel. Wilhelm ist vernünftig, der versteht es schon, aber Ernst versteht keinen Spaß und Editha ist furchtbar eigensinnig und fürchtet sich vor der — Kanonenmündung an dem Kasten. Die Scene beginnt mit einem Zank der drei kleinen Trabanten; Mutter bringt sie endlich mit Hilfe einiger Püffe für die Herren Jungen und einiger Süßigkeiten für Editha bis zur Maschine. Endlich sind sie gruppirt. „Paßt auf, Kinder," ruft der Photograph, dem der Angstschweiß von der Stirne träuft, „da kommt ein Vögelchen herausgeflogen, steht ganz still!" jetzt soll die Arbeit beginnen; „ganz

still stehen!“ ruft der Photograph — nur noch einen Augenblick! „Wo kommt denn der Vogel?“ ruft der verständige Wilhelm und alle Mühe war vergebens. Noch zwei, drei Mal wird das Experiment wiederholt: einmal springt Ernst von der Stellage, das andere Mal zeigt Editha dem ungeduldigen Photographen die Zunge, endlich kommt ein Bild zu Stande. Als es aber die Mutter in Empfang nehmen soll, weigert sie die Bezahlung. Das sollen meine drei Engel seyn? Die sehen ja aus wie die Paviane! Der Photograph indeß erkennt in diesem Ausspruch das höchste Lob für die Vortrefflichkeit seiner Maschine und sucht den beleidigten Mutterstolz zu beruhigen.

Vor Kurzem hat sich in der Gemeinde Zagickow (Bezirk Pilgram in Böhmen) nachstehender Vorfall zugetragen. Ein Rauchfangkehrer vernahm, als er eben mit dem Fegen eines Rauchfanges beschäftigt war, eine heimliche Verabredung zwischen einigen Männern bezüglich eines nächtlichen in der Scheuer eines einschichtig wohnenden Bauers zu verübenden Getreidediebstahls. Der redlich denkende schwarze Mann nahm hierauf vorsichtig und unbemerkt den Rückweg aus dem Rauchfang auf dieselbe Art, wie er in denselben eingestiegen. Obschon er an der Ausführung des Unternehmens nicht zweifelte, so war ihm doch der Umstand bedenklich, daß der Diebstahl von bemittelten, grundbesitzenden Leuten ausgeführt werden sollte, daher faßte er den Beschluß, mit der weitern Mittheilung des verbrecherischen Vorhabens vorsichtig zu Werke zu gehen und nur den betreffenden Bauer hievon in Kenntniß zu setzen. Dieses geschah. An dem bestimmten Tage verfügte sich der Rauchfangkehrer mit seinem jungen Burschen im gewöhnlichen schwarzen Kostüme mit berußtem Gesicht in den einschichtigen Bauernhof und machte den Bauer auf den bevorstehenden nächtlichen Besuch aufmerksam. Der erschrockene Landmann ersuchte die zwei schwarzen Männer, bei ihm zu übernachten und zur Vereitelung des räuberischen Vorhabens beizutragen. Der Kaminfeger wollte bei dieser Gelegenheit ein lustiges Stückchen ausführen und erklärte dem Bauer, er wolle diese Nacht mit seinem Burschen in der Scheuer verborgen zubringen, übrigens solle der Wirth sich mit seinem Gesinde zum Empfange der Diebe in Bereitschaft halten. Kaum war die Mitternachtsstunde herangerückt, so erschienen die Diebe, sechs Mann stark mit einem Einspänner, brachen das Thor auf und begannen alsbald die Säcke mit dem auf der Tenne gelagerten Getreide zu füllen. Während dieser Beschäftigung ließ der Kaminfeger seinen Burschen vom obern Theile der Scheuer an den in der Banse aufgeschichteten Getreidegarben unter großem Geschrei und Lärmen herabfahren und folgte dann auf gleiche Weise nach. Die unerwartete plötzliche Erscheinung zweier schwarzen Wesen verbreitete unter den Gaunern einen so großen Schrecken, daß zwei derselben augenblicklich zu Boden stürzten und die übrigen ängstlich davon liefen. Leider nahm der Scherz ein tragisches Ende, denn von den zwei in Ohnmacht Gefallenen konnte nur einer wieder zum Leben gebracht werden. Dieser Vorfall wurde sogleich dem Gerichte angezeigt und schwebt jetzt in der Verhandlung.

Der im Januar d. J. gezogene Haupttreffer der österreichischen Kreditlose ist nach Prag gefallen, und wurde der Gewinn von 250,000 Gulden am 30. April bei der Prager Filiale der Kreditanstalt erhoben. Der Besitzer des Looses, Hr. Chossiere, französischer Sprachlehrer in Prag, wollte dieser Tage das Loos, ohne zu ahnen, daß dasselbe so sehr vom Glücke begünstigt worden, bei einem Wiener Handlungshause verkaufen lassen und wurde erst durch dieses Haus darauf aufmerksam gemacht, daß dasselbe bereits mit dem Haupttreffer gezogen worden sey.

Eine große Wohlthat für die in Serbien Reisenden wird die soeben publizirte Verordnung über die Gasthäuser seyn. Jedes Gasthaus — und diese sind nach der Größe in drei Klassen eingetheilt — muß die nothwendigen Lokalitäten, reine Betten und Wäsche und gut bereitete Speisen und Getränke vorräthig haben. Die schon bestehenden Gasthäuser müssen diesen Anordnungen binnen vier Jahren entsprechen und werden im Unterlassungsfalle geschlossen.

In Wien sind die Beamten des k. k. Telegraphenamtes angewiesen, beim Eintritte in das Amtslokal die Stiefel auszuziehen und dafür Pantoffeln anzulegen. Diese Verfügung ist, wie die Wiener Blätter versichern, deßhalb erflossen, um den Beamten das Entfernen aus dem Telegraphenbureau während der Amtsstunden zu erschweren.

Mit Anfang des Monats April haben die Fischer der Bai von St. Brieuc zum ersten Male eine der seit 1857 von Herrn Coste angelegten künstlichen Austernbänke ausgebeutet. Innerhalb fünf Tagen lieferte diese eine Bank 4,500,000 Austern von ansehnlicher Größe, die an Ort und Stelle für 70,000 Fr. verkauft wurden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Sonntag, 19. Mai 1861.

Lenz und Erde als Wiedervermählte.

Nach der Fluren stillem düstern Träumen
Stieg herab, verklärt, aus lichten Räumen,
Schön der schmucke Lenz im Frühlingskleid,
Brachte wieder seiner Braut hienieden,
Seiner Erde seine ersten Blüthen,
Die er stets als Liebespfand ihr weiht. — —

Starr und schweigend lag die Holde traurig
In des Winters Fesseln, der so schaurig
Sie mit eis'gen Armen fest umschlang.
Regungslos verhüllt im weißen Schleier,
Harrte treulich sie, bis der Befreier
Siegreich dem Gewalt'gen sie entrang!

Zärtlich kosen wieder nun und scherzen
Beide lieblich sie nach Wunsch der Herzen,
Nach so langer Trennung schwerer Zeit!
Sanft ergühen ihre Rosenwangen,
Neu verjüngt, im heiligsten Verlangen,
Nach dem Urgesetz der Ewigkeit! — —

Und es ladet freundlich ein als Gäste
Uns das Brautpaar zum Vermählungsfeste
In den großen Tempel der Natur!
Lobgesang ertönt aus jeder Sphäre,
Reich geschmückt erglänzen die Altäre,
Festlich jubelt jede Kreatur!

Mild von oben strahlt des Himmels Segen,
Alles keimt und sprosst dem Licht entgegen,
Jedes Bächlein lacht im Sonnenschein!
Aller Blüthen reiche Knospen-Fülle
Sprengt, vom Lenz behaucht, die enge Hülle
Für ein künftig herrliches Gedeih'n! — —

Drum hinaus, hinaus zur Hochzeit Alle!
Hin in Gottes mächt'ge freie Halle,
Jeder Berg, er ist ein Hochaltar!
Laßt uns grüßen dort im grünen Haine,
Auf der Fluren Pracht im goldnen Scheine,
Das verklärte neuvermählte Paar!

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Van der Veer, dessen Gedächtnisse die Worte, auf welche Geldorp anspielte, keineswegs entfallen waren, hielt sich nun fester als je davon überzeugt, daß der Schurke ihm seinen Sohn entrissen, und ohne die Folgen zu bedenken, rief er im tiefsten Unwillen: „Elender! Ich kenne Euch. Ihr habt mir meinen Sohn gestohlen! Ihr habt —“

Geldorp, dessen Lippen ein schrecklicher Fluch entfuhr, sprang auf ihn zu und erhob die geballte Hand über Peters Kopf. Kein Zweifel, daß sie mit einer zerschmetternden Wucht niedergefallen wäre, wenn nicht Manuel den Wüthrich an der Schulter gepackt und zu Boden geschleudert hätte. Jetzt eilten die mit Geldorp gekommenen Männer herbei, um für ihren Anführer Partei zu nehmen; doch hätte dieser sich bereits wieder aufgerafft und ein Pistol auf Manuel angelegt. „Schwarzer Hund!“ schrie er, „da, dies ist für Dich!“

Allein der riesige Neger kam ihm zuvor, denn noch ehe Geldorp den Finger an den Drücker gelegt, hatte er ihm schon einen so derben Stoß versetzt, daß er wiederum kichelnd zu Boden stürzte. Hierauf nahm Manuel die beiden anderen Kerle vor, welche er mit der allerleichtesten Mühe in die entfernteste Ecke des Zimmers schleuderte. „Kommen Sie, Herr,“ sprach er zu van der Veer, „hier richten Sie doch nichts aus.“ Und ohne ihm einen Augenblick Zeit zum Nachdenken zu lassen, zog er ihn mit sich fort.

Als Geldorp wieder auf seinen Füßen stand, starrte er wild umher. „Wo sind die Hunde geblieben?“ keuchte er.

„Die haben sich aus dem Staube gemacht,“ sprach einer von den Andern, der soeben wieder zu Sinnen gekommen war.

„Wahrhaftig!“ rief Geldorp, „dieses Riesen Faust ist so stark, als wäre sie von Eisen. — Katharina,“ — indem er sich an seine Frau wandte — „was hat dieser Mann Dir gesagt? Hast Du . . .“

„Er hat mich gefragt, ob ich wüßte, wo sein Sohn geblieben sey,“ unterbrach sie ihn. „Weiter hat er mir nichts gesagt.“

„Weib,“ versetzte Geldorp, indem er sie mit einem durchbohrenden Blicke ansah, „ich hoffe doch, daß ich Dir trauen kann? Solltest Du es Dir aber je einfallen lassen, einen meiner Pläne durchkreuzen zu wollen, so könntest Du einst wünschen, nie gelebt zu haben. Merke Dir das. Du kennst mich doch?“

Katharina entbrtil sich auf diese im Zorne und der Wuth gesprochenen Worte Etwas zu entgegnen.

„Und Ihr da“ — Geldorp wandte sich an seine Gefährten — „habt Ihr die Gesichter Beider Euch so gemerkt, um sie wieder zu erkennen? Jetzt sind sie mehr als meine Feinde. Die eine angethane Beleidigung sollen sie mit dem Leben büßen. Das steht fest, unwiderruflich fest.“

Während dieser Zeit befanden sich Herr und Diener auf dem Rückweg zur Taverne. Der Neger sprach seine Meinung über Geldorp's bösen Charakter und seine eingewurzelte Schlechtigkeit viel dreister aus, als zuvor, wobei er seinem Herrn eindringlich anempfahl, sofern ihm sein Leben lieb sey, die Nähe desselben zu meiden.

„Ich mich vor diesem Freibeuter fürchten? Ja, ich werde thun, was die Vorsicht erheischt; doch hoffe ich, daß die Gesetze meines Vaterlandes und die der Kolonie mich schützen werden. Höchst unverantwortlich aber würden die hiesigen Behörden handeln, wenn sie die besseren Bürger zwängen, sich von hier wieder zurückzuziehen. Dies würde den Räubern und Mördern ein noch freieres Feld zu ihren ruchlosen Thaten öffnen heißen.“

„Das ist Alles recht gut und schön gesagt,“ bemerkte Manuel, „aber leider hat der Gouverneur es in manchen Dingen schon so weit kommen lassen und unter vielen der angesehensten Ansiedler herrscht genug Unzufriedenheit gegen ihn. Indeß kann es sehr wohl der Fall seyn, daß er nicht immer so frei handeln darf, wie er es wohl möchte. Freilich wird er gerechten Klagen Gehör geben; aber da Sie wissen, daß Sie es mit einem ausgemachten Schurken zu thun haben, so müssen Sie mit großer Umsicht handeln.“

In der Taverne hörte der betrübte Vater, daß auch nicht die geringste Spur von dem Verlorenen entdeckt worden sey. Man habe nach allen Richtungen hin gesucht, doch vergeblich. Bei eingetretener Dunkelheit sey ein Boot von Huggen's Werft abgefahren; vielleicht, daß er sich auf demselben eingeschifft habe.

Gebeugten Hauptes und ganz trostlos stand van der Veer da. Was nun zunächst beginnen? Der Eine rieth ihm diese, der Andere jene Schritte zu thun. Während er mit sich Berathung, welcher Rath zu befolgen, näherte sich ihm Theodora, um ihm die soeben erfolgte Ankunft eines Fremden zu melden. Mechanisch folgte er seiner Frau die Treppe hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Seltsame Welt! dachte ich. Hier wandeln gleichförmig in grauen Schlafröcken die verschiedenartigsten Götter und Götterſöhne, die Weissager, Könige und Propheten, und die in sich gebrochenen Unglücklichen, die nichts mehr besitzen als die Empfindung ihres Leids! Hier wandeln die Lear's, die Ophelien, die Lady Macbeth's der bürgerlichen Welt, denen das Leben Tragödien aufgespielt hat, die sie um den Verstand brachten! Hier spazieren — verhältnißmäßig frei — Mörder und Brandleger und jedes neue Verbrechen, das sie hier begehen könnten, würde nur mit dem Regenbade bestraft werden können. Man steht hier außerhalb der Gesellschaft, außerhalb der Justiz.

Und dabei welche Gegensätze! Der Eine lacht — ich hätte beinahe gesagt: wie verrückt — neben dem Andern, der verzweifelt. Die Kontraste des Lebens sind auf's Engste aneinander gerückt. Der Eine hört die Trommeln, die zu seiner Hinrichtung, der Andere vernimmt die Pauken, die zu seiner Krönung geschlagen werden — und Alles ist — ein wacher Traum der Sinne.

Nachdem ich zwei lange Korridore überschritten hatte, kam ich endlich an eine Thür, auf welcher „Wohnung des Sekundärarztes“ geschrieben stand. Ich trat ein. Lindblatt saß bei einer umschatteten Lampe, die alles Uebrige, den Studiertisch ausgenommen, dunkel ließ. Er hatte die Bücher und Papiere des Hauses vor sich und studierte. Er empfing mich auf seine gewohnte, freundlich stille, wohlwollende Weise. Sah man übrigens sein bleiches Gesicht mit dem mühsamen, schwermüthigen Lächeln genauer an, so hätte man befürchten können, daß dieser edle Mensch, der sich's zur Lebensaufgabe

gemacht hatte, für die Vernunft der Leute zu arbeiten, ſelbſt mit tief verhaltenen Schmerzen zu kämpfen habe, die vielleicht auch eines Arztes bedurft hätten.

Ich war kaum eine Viertelſtunde da, als ein Menſch in der Tracht des Hauſes bei Lindblatt eintrat. Es war ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, der mit gefalteten Händen und thränenden Augen den Arzt bei Seite nahm. Ich hörte, wie er ihn bat, die Todesſtrafe, die über ihn verhängt ſey, nicht länger zu verſchieben.

„Ich will keine Begnadigung," ſagte er, „ich könnte ſie nicht ertragen, ſie würde mich erdrücken. Schenken Sie mir bald den Tod, daß ich den Mord meiner beiden Kinder büße und ſühne!"

Freundlich ergriff der Doktor die Hand des Kranken, fühlte den Puls und legte dann ſeine Hand auf deſſen Stirn. Ich hörte, wie er murmelte: „Wieder Fieber — ſtarkes Fieber! Wieder eine Exacerbation!"

Dann begann er wieder mit leiſer eindringlicher Stimme dem Kranken zuzuſprechen, welcher, tief aufſeufzend, allgemach in ſeinen Klagen verſtummte, ſich verabſchiedete und langſam hinausging. Da bemerkte ich, daß er ein wenig hinke.

„Es gibt doch," ſagte Lindblatt, als wir wieder allein waren, „manches eigenthümliche Schickſal in dieſem Hauſe, manches Leben, das verdiente beſchrieben und geſchildert und der Welt da draußen erzählt zu werden! Selbſt dieſer Unglückliche da. Er hat freilich nur ſeine kurze, einfache Geſchichte, die unverbrämt kaum gefallen könnte. — Doch wollen Sie ſie hören?"

Ich antwortete, daß mich in dieſen Räumen, die der Aufenthalt ſolten beſucht, Alles intereſſire und Lindblatt begann: „Der lahme Jakob, den Sie da geſehen haben, iſt ein Taglöhner. Er bewohnte ein Häuschen an der Chauſſee unſeres Landes. Ein uneheliches Kind, hat er ſeinen Vater nie gekannt, aber ſeine Großeltern von mütterlicher Seite hatten ihn zu ſich genommen und erzogen ihn kümmerlich und unter mancher Mißhandlung.

Beten hatte ihn die Großmutter gelehrt, das Leſen wurde ihm von einem Winkelſchullehrer mangelhaft beigebracht. Kaum acht Jahre alt, kam er als Kuhhirt in Dienſt und leiſtete dieſen, bis er ganz herangewachſen war, bei verſchiedenen Leuten der unliegenden Ortſchaften.

Als er endlich bei einem Bauer als Knecht eintrat, verliebte er ſich in ſeine jetzige Frau, die dort als Magd im Dienſte war. Die Magd, älter als er, hatte ſich zweihundert Gulden erſpart. Jakob gefiel ihr; doch mußten die Beiden lange auf die Heirathe-Bewilligung warten.

Endlich kam dieſe, das Paar wurde getraut, der lahme Jakob kaufte ſich ein Häuschen an der Chauſſee, nahm ſeine Großeltern zu ſich und lebte als Taglöhner, indeß ſeine Frau, ſo gut es angehen wollte, durch Weben und Garnverkauf den kleinen Haushalt zu heben verſuchte.

Das Liebſte auf der Welt waren dem Jakob, der ſehr ſtill und eingezogen lebte, ſeine beiden Kinder. Es waren, er erzählt es noch heute — zwei Mädchen, mit Wangen wie Roſen und Lippen wie Kirſchen. Wenn er Abends von der Arbeit heimkam, war ihm nichts ſo ſüß, als beide Mädchen einander gegenüber auf ſeine Kniee zu ſetzen, ſie zu ſchaukeln und in ihrem Haar zu ſpielen. Um dieſer Kinderliebe wegen liebte ihn ſein Weib noch ein Mal ſo ſehr und vergaß, daß er der „Lahme" war.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Freiwilligen-Bewegung in England greift immer mehr um ſich; auch das ſchöne Geſchlecht nimmt daran Theil. Wie der „**Almanach illustré des Deux-Mondes**" erzählt, hat ſich in Hartlepool bereits ein Freiwilligenkorps von Scharfſchützinnen formirt, welches alle Woche regelmäßige Exerzitien und Schießübungen hält. Mr. Stephenſohn, Sergeant in Ihrer Majeſtät Dienſten und von der Regierung zur Inſtruktion der freiwilligen Artilleriekorps beſtellt, iſt auch der Lehrmeiſter dieſer Amazonenſchaar. Anfangs ging Alles gut; aber bald brachen furchtbare Zwiſtigkeiten in dem graziöſen Truppenkörper aus. Der Sergeant nämlich, welcher ein hübſcher Sergeant iſt, flößte dem Korporal, Miß Fanny H. . . . die heftigſte Leidenſchaft ein. Unglücklicher Weiſe war Miß Fanny nicht das einzige Mädchen in Uniform, deren Herz von der kriegeriſchen Haltung und männlichen Schönheit des Sergeanten Stephenſohn entflammt wurde. Es kam zu Erklärungen. Von Worten nahmen dieſe militäriſchen Damen ihre Zuflucht zu den Händen und 3 Duelle fanden an einem einzigen Tage ſtatt. Den neueſten Nachrichten zufolge iſt man noch nicht ganz einig darüber, ob man das Freikorps von Hartlepool auflöſen, oder nur die Brandfackel all dieſes Unheils, den ſchönen Stephenſohn, in ſein ehemaliges Regiment von Männern zurückverſetzen und ſeine Stelle bei den Damen durch irgend einen ehrbaren Invaliden ausfüllen ſoll.

Was ein Orden vermag! Vor einigen Wochen wurde in Paris einem sehr einflußvollen Beamten der Orden der Ehrenlegion verliehen. Er hatte diese Auszeichnung durch ehrenvolle Arbeiten verdient, und Jedermann wünschte ihm dazu Glück. Dieser achtbare Mann hatte sich im vorigen Jahre portraitiren lassen, und der Maler hatte ihm eine etwas ernste, besorgte Miene gegeben, doch im Uebrigen war sein Bild vollkommen getroffen. Unser neu Dekorirter hatte die Ansicht, daß der Orden sich an seinem Portrait sehr gut ausnehmen werde, und ging daher zu dem Maler, einem der geschicktesten Künstler in Paris, um ihn zu bitten, seinem Knopfloche die schmeichelhafte Zierde hinzuzufügen, die ihm bewilligt worden war. Der Maler verspricht es, und das Portrait wird ihm in seine Wohnung gebracht. Er malt sofort das Band und betrachtet dann das Bild und findet, daß er das Gesicht zu ernst, fast finster gemalt hat. Um die Aehnlichkeit zu vergrößern, hebt er mit ein Paar Pinselstrichen die Mundwinkel mehr hervor, verändert die von der Nase ausgehenden Linien ein wenig und gibt dem Gesichte ein halbes Lächeln, etwas Glückliches, Zufriedenes, und die Aehnlichkeit wird dadurch ganz vollkommen. Das Portrait wird an seinen Platz zurückgebracht, und das davon entzückte Original, das von den Veränderungen, welche der Maler daran vorgenommen, gar keine Ahnung hatte, zeigte es Jedermann und sagte: „Es ist sonderbar, es ist gar nicht zu glauben, aber dieses kleine Stückchen Band hat die Physiognomie meines Portraits ganz verändert und es ganz aufgeheitert. Es ist jetzt weit ähnlicher als früher."

Unbeabsichtigter Mord eines Kindes. Das 18 Wochen alte Kind eines in der Hamburger Altstadt wohnenden Cigarrenmachers lag in seiner Wiege im tiefen Schlummer. Das Unglück naht in tausendfältigen Gestalten, es wählt leblose Dinge zu Vollstreckern seiner unheimlichen Absichten, oder es macht lebendige Wesen zu Werkzeugen derselben. In diesem Falle war es die Hauskatze des Cigarrenmachers, ein harmloses und gutes Thier, sehr anhänglich an alle Personen der Familie, daher nicht beaufsichtigt, welche als Todesbote der Wiege nahte. Das Thier empfand den unglücklichen Hang, dort auch zu schlummern, wo das Kind lag. Es sprang auf die Wiege und legte sich nieder. Wahrscheinlich wegen der Wärme des Kindergesichtes hatte die Katze sich gerade auf demselben gebettet, so daß durch den schweren Thierleib die Respirationsorgane gänzlich geschlossen wurden. Als der Lehrling in's Zimmer trat, die Katze auf der Wiege erblickte und verscheuchte, war es zu spät, der Schlaf des Kindes war in einen ewigen umgewandelt.

Am 24. April haben die „Gentlemen vom Preis-Ring" in London den 25. Juni für den Faustkampf zwischen Hurst und Mace um den Kämpengürtel festgesetzt. Am Schluß des berühmten Turniers zwischen Heenan und Sayers wurde letzterer von Hurst gefordert, aber da die ihm geschenkte Leibrente ihn durch eine ihrer Bedingungen vom „Ring" ausschließt, nahm Paddog den Handschuh auf und wurde von Hurst zum Krüppel geschlagen. Inzwischen hat Mace, der sich seitdem an Bretise, einem kolossalen Borer in Birmingham, die Sporen verdient, den tapfern Hurst gefordert. Unter diesen Umständen soll die Aufregung der gentilen Boxerwelt wieder eine außerordentlich große seyn.

Der Bäckermeister N. in dem Städtchen X., ein sehr stattlicher und wohlhabender Mann, lebte mit dem Bürgermeister in einer fortwährenden Mißgunst. Als Letzterem eines Tages ein Magistratsschreiben an den Ersteren zur Unterschrift vorgelegt wurde, welches „An Herrn Bäckermeister N." adressirt war, machte der Bürgermeister seiner Mißgunst Luft und einen dicken Strich durch das Wort „Herr". Der Bäckermeister, beim Anblick der Adresse Feuer und Flamme, schritt auf's Rathhaus, um die Herren zur Rede darüber zu stellen. Sie könnten das „Herr" weglassen; aber erst hinschreiben und dann ausstreichen, — so ließe er sich nicht behandeln! — Der Bürgermeister, in ruhiger Würde, sagte: „das sey ganz egal, — wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dastehe." Der Bäckermeister ging nach Hause, setzte sich hin und schrieb die Antwort auf den Inhalt des Schreibens; dann adressirte er sie: „An den naseweisen Magistrat" und machte durch das Wort „nase" einen Strich. Der Bürgermeister, nun seinerseits Feuer und Flamme, forderte den frevelhaften Bäckermeister vor. „Meine Herren," sagte dieser gleichmüthig, „Sie haben es alle gehört, was der Herr Bürgermeister gesagt hat: wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dastände!"

Räthsel.

Knacke mir das Nüßchen:
„Ruhet drauf dein Füßchen,
Ist es ganz erquicklich;
Thust Du's, ist es schrecklich."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Dienstag, 21. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

5.

Etwa kurz vor Mitternacht legte das Kanot in einem in den Raritanstrom sich ergießenden Nebenflusse an. Wilhelm wurde ans Land gebracht, seiner sämmtlichen Fesseln entledigt, dafür aber von zwei Indianern in die Mitte genommen, auf einen durch den Urwald sich hinziehenden engen Pfad geführt, und ging jetzt die Reise zu Fuß eiligst weiter. Er schaute umher, ob er die Gegend kenne. Die Wipfel riesig großer Bäume wurden von den Strahlen des aufgehenden Mondes beleuchtet, weiter aber war nichts zu sehen. Er stellte seinen Führern mehrere Fragen, doch ließen sie dieselben unbeantwortet; stillschweigend, festen und sicheren Trittes verfolgten sie ihren Weg, wobei sie sich jeder Gewaltthätigkeit gegen ihn enthielten; auch war er zu seinem nicht geringen Erstaunen keinen Beschimpfungen oder Schmähungen ausgesetzt: nur daß sie ihn dann und wann zu einer noch größeren Eile antrieben.

Nachdem sie eine ziemlich weite Strecke zurückgelegt, erweiterte sich der Weg, der in ein umfangreiches, von mäßig hohen Bergen eingeschlossenes Thal einmündete. In dem Thale angekommen, ward er gewahr, daß er sich in einem indianischen Dorfe befand. Vor einer etwas abseits stehenden Hütte wurde Halt gemacht. Zwei der Indianer entfernten sich, die übrigen blieben bei ihm.

Der jetzt in ungetrübter Helle scheinende Mond erleichterte es ihm, die Oertlichkeit, in welche er wider seinen Willen gebracht war, sich etwas genauer anzuschauen. Das Thal ward von einem in anmuthigen Krümmungen sich dahin windenden sanft plätschernden Bach durchschnitten. An beiden Seiten zogen sich lange Kornfelder hin, und dem einen gegenüber standen die Hütten, etwa dreißig an der Zahl. Die Hütten bildeten einen Halbkreis; die Wände derselben bestanden aus dicht durch einander geflochtenen Zweigen und die Dächer waren mit Baumrinden bedeckt.

So weit war er in seiner Anschauung gekommen, als die beiden davongegangenen Indianer mit einem dritten wieder erschienen. Der Neuangekommene war nur halb bekleidet, aber ungeachtet seiner nachlässigen Kleidung vermuthete Wilhelm, daß es der Häuptling oder der oberste Sachem sey. Schon war er im Begriff, denselben anzureden, als dieser sich schnell umwandte und seinen Begleitern ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Der Gefangene wurde mit fortgeschleppt. Vor einer aus starken Baumzweigen erbauten Hütte blieben sie stehen und ihm wurde angedeutet, eine an dieselbe gelehnte Leiter — zwei Stangen, an welchen die Staffeln durch daran gebundene Zweige hergestellt waren — zu ersteigen. In der Mitte des Daches war eine etwa drei Fuß weite Oeffnung angebracht, in diese ward die nachgezogene Leiter hineingestellt und Wilhelm anbefohlen, sich mittelst derselben in das Innere der Hütte hinabzubegeben. Er zögerte und bat, daß man ihm sagen möge, was man mit ihm vorhabe. Statt einer Antwort legte ihm einer der Indianer die schwere Hand umfaßt auf die Schulter und mit stummer Geberde wies er auf die Oeffnung hin. Fürchtend, daß bei längerem Sträuben man ihn ohne weitere Umschweife gewaltsam hineinstoßen möchte, fügte sich Wilhelm seinen Gewaltigern. Unten angekommen, hielt er sich instinktmäßig an der Leiter fest, diese wurde aber so kräftig gerüttelt, daß er umfiel und auf den Rücken zu liegen kam. Im Nu ward die Leiter herausgezogen, die Oeffnung versperrt und auf dieselbe ein Stein oder sonst ein schwerer Gegenstand gelegt. Die schwärzeste Dunkelheit umgab ihn.

Von dem weiten Marsche ganz ermüdet und mit schmerzenden Gliedern, die engen Bande hatten ihn fast wund gedrückt, blieb er eine Zeitlang auf dem Boden unbeweglich liegen. Dann tappte er umher,

um eine etwas weichere Lagerstätte, als die feuchte und kalte Erde darbot, aufzusuchen. Seine Forschungen blieben jedoch fruchtlos, und wohl oder übel mußte er sich auf die nackte Erde wieder niederlegen. Doch währte es lange, ehe der Schlaf ihn heimsuchte und er in den Armen desselben seine gegenwärtige so trostlose und ungewisse Lage vergaß.

Bei seinem Erwachen drangen einzelne Lichtstrahlen hier und da durch die schmalen Spalten der Wände und des Daches. Nachdem er sich erhoben, war sein erster Antrieb der, sein Gefängniß einer genauen Prüfung zu unterziehen. Das Ergebniß derselben war jedoch nichts weniger als befriedigend und an ein Entkommen gar nicht zu denken. Die Wände der Hütte bestanden aus überaus starken und dicken, dicht neben einander in die Erde gerammten Eichenstämmen. Vor diesen waren an den äußeren Seiten Blöcke über einander geschichtet, und wurden diese durch senkrecht stehende Pfähle festgehalten. Die Größe im Innern betrug etwa fünfzehn Quadratfuß und die Höhe zwölf Fuß. Vergebens bemühte er sich, eine größere Spalte zu entdecken, um aus derselben einen Blick in die Umgebung der Hütte zu thun. Ganz entmuthigt sank er zu Boden nieder. Wahrlich, der angebrochene Tag war für ihn kein erfreulicher, und welch Schicksal stand ihm noch bevor?

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Indessen brachen schwere Wolken über das Haupt Jakobs herein. Ein Winter kam, ein langer harter Winter, in dem ihm alle Arbeit ausblieb, und mitten in dieser harten, schrecklichen Zeit wurde seinem Weibe alles Garn vom Boden gestohlen. Man kam nicht auf die Spur des Diebes, und der Verlust war für die Familie, die eben alle Hoffnungen auf den Verkauf des Garnes gestellt hatte, unersetzbar.

Von dieser Zeit an bemerkte das Weib eine tiefe Veränderung im Gemüthe ihres Mannes. Jakob war wohl nie heiter wie andere Burschen gewesen. Daran mochten wohl seine Geburt, die Mißhandlungen, die er früh erlitten, und seine Armuth schuld gewesen seyn; jetzt aber ging er immer düster und nachdenklich einher und sein Weib erhielt den Tag über kaum ein Wort von ihm. Immer noch zog er die Kinder an sich, tändelte mit ihnen, küßte sie — aber immer kamen ihm dabei Thränen in die Augen; und wenn er sie am meisten herzte, pflegte er sein Gesicht mit den Händen zu bedecken und in eine finstere Ecke des Zimmers oder aus dem Hause zu entfliehen.

Der lahme Jakob war nämlich schwermüthig und hatte in seiner schon umdüsterten Seele den Entschluß gefaßt, seine Kinder, seine beiden Lieblinge, umzubringen, um sie der Noth und den, wie er meinte, unvermeidlichen Qualen dieses Lebens zu entziehen.

Mit ungestümem Eifer suchte er nach Arbeit umher, brachte jeden Pfennig heim und rechnete dann wieder lange und lange. Die Frau, bekümmert, sprach ihm zu, munterte ihn auf, meinte, es würde Alles gut gehen; er aber erwiederte immer: „Und der Winter? — Es bleibt Nichts übrig, Ihr werdet betteln gehen müssen?“

Daß er heiterer werde, trieb ihn die Frau selbst an manchem Sonntagnachmittage in's Wirthshaus. Er ging hin, setzte sich auf ein Stündchen zu den Kartenspielern, trank wohl ein Glas Bier, blieb aber immer derselbe traurige Gast. Oft hörte man ihn seufzen: „Ach, es gibt keinen Himmel und keine Hölle! Stirbt ein Mensch, so ist's, als wäre ein Baum gefällt!“

Der Herbst kam heran, der lahme Jakob ward immer düsterer und schweigsamer. Was er in der Seele trug, welchen grausenhaften Vorsatz, welche Geburt der innigsten Liebe in einem zerstörten Hirne, — das ahnte Niemand, aber Jeder konnte erkennen, daß es ihm wie ein Stein auf der Brust lag.

Eines Abends ging er, um Arbeit zu suchen, in ein benachbartes Städtchen. Es sollte eine steinerne Brücke über ein Flüßchen gebaut werden. Die Mützen der Hand, wandte er sich an den dirigirenden Maurermeister. Dieser aber rief ihm schon von Weitem, noch ehe er seine Bitte vorgebracht, barsch und demüthigend zu: „Geht! geht nur wieder, wir brauchen keine Krüppel!“

Als Jakob in sein Haus eintrat, saß seine Frau schon mit den Großeltern und den Kindern um die Schüssel dampfenden Breies. Sie fragte ihn, ob er Arbeit habe. „Man braucht keinen Krüppel!“ erwiederte der lahme Jakob und setzte sich düster.

„Iß! iß! es wird sich schon morgen Etwas finden,“ sagte das Weib und schob ihm den Löffel zu. Er aber ließ den Kopf in die Hände fallen und sagte: „Weib, Weib! wie wird's mit den Kindern! Sie werden bald Nichts mehr haben. Besser, sie wären todt und begraben. Das Grab ist der Zufluchtsort der Unschuldigen, die auf der Erde Nichts besitzen!“

Und nachdem die Kleinen gegessen und ihr Nachtgebet hergesagt hatten, küßte er sie innig und blieb bis gegen Mitternacht in geheimnißvollem Schweigen sitzen.

Am andern Morgen stand die Frau auf, das Frühstück zu bereiten. Jakob rührte es nicht an.

Später schickte sie sich an, Erdäpfel auszugraben, und bat den Mann, sich nochmals nach Arbeit umzusehen. Ahnungslos verließ sie das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Cochinchinesische Familienliebe.) Ein englischer Seemann Edward Brown hat soeben ein interessantes Buch über seine Gefangenschaft unter chinesischen Seeräubern und auf der cochinchinesischen Küste veröffentlicht. Als Kapitän einer chinesischen Lorcha von Hongkong in die Hände der Seeräuber gefallen, rettete er sich durch Schwimmen auf das nächste Ufer, das zufällig ein cochinchinesisches war, und wurde von Mandarin zu Mandarin, von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, bis man ihn endlich nach Singapore entließ. In einem seiner Kerker traf er mit einem Cochinchinesen zusammen, der wegen Reisdiebstahls bis auf weiteren Befehl gefangen gehalten wurde. Der Mann saß ein Jahr lang, als er in Folge guten Benehmens die Erlaubniß erhielt, seine Familie zu sich zu nehmen. Diese bestand aus seiner Frau und drei Kindern von zwei bis sechs Jahren, zwei Mädchen und einem Knaben. Er war kaum ein halbes Jahr mit den Seinigen wieder vereinigt, als er das älteste Kind, ein Mädchen von 6 Jahren, für 50,000 Käsch, oder etwa 13 Dollars verkaufte. Wieder ein halbes Jahr später verkaufte er das zweite Kind, ein dreijähriges Mädchen, für 20,000 Käsch oder 5 Dollars. Ein Jahr verfloß, und nun kam die Reihe an den Knaben, der inzwischen 5 Jahre alt geworden war. Dieses Mal bestand der Kaufpreis in 17,000 Käsch, nicht viel mehr als 4 Dollars. Als Brown mit ihm zusammen traf, bot der Reisdieb eben seine Frau aus. Sie weinte bitterlich, als sie den Kaufliebhabern, 3 Männern von wildem Aeußern, vorgeführt wurde, und als ihr Mann einige Worte an sie richtete, wandte sie sich voll Verachtung von ihm ab. Die Unglückliche wurde mit 80,000 Käsch oder 20 Dollars bezahlt. Der unnatürliche Gatte und Vater verkaufte seine ganze Familie nicht aus bitterster Noth, um sich vom Hungertode zu retten, sondern um sein Gelüste nach Opium zu befriedigen.

Ein in Berlin als Geselle arbeitender junger Mann aus der Provinz machte vor längerer Zeit die Bekanntschaft eines Mädchens, die nach ihrer Angabe in einem vornehmen Hause diente. Das Mädchen duldete nie, daß der junge Mensch sie in ihrer Wohnung besuchte, sondern bewilligte ihm nur dann und wann des Abends am Brunnen Gehör, ließ sich auch einmal bewegen, mit ihm ein Vergnügungslokal zu besuchen. Die Schönheit des Mädchens sowohl wie ihr angenehmes Wesen fesselten den jungen Mann so, daß er ihr seine Hand anbot, welche denn auch nicht zurückgewiesen wurde. Der junge Mensch wurde aus Berlin abgerufen, da eine ihm zugefallene, ziemlich bedeutende Erbschaft seine Anwesenheit in der Heimath erforderte. Beim Abschied von seiner Geliebten tröstete er sie damit, daß er sie bald als seine Frau nachholen werde. Umstände verhinderten dies und statt sie selbst abzuholen, bat er sie schriftlich, da Alles zu ihrer Heirath vorbereitet sey, recht bald in seine Arme zu eilen. Längere Zeit blieb die Antwort aus; endlich aber schrieb das Mädchen, daß der Antrag, da sie ihren Dienst geändert hätte, ihr erst später zugekommen wäre, und so überraschend ihr derselbe auch gewesen, sie ihn doch als eine weise Schickung betrachten und daher mit allen Papieren versehen, an einem bestimmten Tage in seinem Wohnorte erscheinen wolle. Der junge Meister wunderte sich sehr über dieses Schreiben, da er seiner Geliebten vor der Abreise seine Gesinnungen deutlich kundgethan hatte. Sein Erstaunen wuchs jedoch, als die Erwartete ankam und er in ihr zwar ein recht hübsches aber ganz fremdes Mädchen erblickte. Er wollte sie nicht als die Rechte anerkennen, aber ihre Papiere bewiesen, daß es wirklich die Verschriebene sey. Sie klärte hierauf dem Erstaunten das Räthsel dahin auf, daß die Tochter ihrer frühern Herrschaft sich öfter Kleider von ihr geliehen habe, um sich „einen Spaß zu machen," und unter der Maske eines Dienstmädchens auf Abenteuer ausgegangen sey, zu denen auch die Liebschaft mit ihm wahrscheinlich gehöre. Die Enttäuschung war ihm zwar sehr schmerzlich, doch ließ er sich den Tausch dieser Person gegen die Verschriebene nach einiger Prüfungszeit gefallen, und, wie man hört, soll er bis jetzt keine Ursache gefunden haben, den Tausch zu bereuen.

Aus Pancsova (Banat. Militär-Greuze), 19. April, wird Folgendes berichtet: Ferdinand und Louise lieben sich, sie lieben sich grenzenlos, sie sind nur für einander geschaffen und können ohne einander nicht leben. Die beiderseitigen Eltern widersetzen sich hartnäckig ihrer Verbindung. Da beschließen sie, zu sterben; der Giftbecher soll sie für immer vereinen; die Sonne des nächsten Tages soll sie nicht mehr unter den Lebenden treffen und sie gelobten sich gegenseitig, um 4 Uhr des nächstfolgenden Morgens, jedes in seiner Behausung, die tödtliche Flüssigkeit zu trinken, für deren Herbei-

Digitized by Google

schaffung Ferdinand Sorge getragen. Um 4 Uhr des verhängnißvollen Morgens ist das Haus Ferdinand's allarmirt, der Arzt wird eilends herbeigerufen, Ferdinand hat Gift genommen! Er bekennt offenherzig alle Umstände und erklärt, daß in diesem Augenblicke auch Louise dem Tode nahe sey. Man eilt zu Louisen, um womöglich noch Unglück zu verhüten. Die Eltern werden aus dem Schlafe gepocht und stürzten entsetzt in das Schlafgemach der Tochter. Diese liegt regungslos; auf dem Nachttäfelchen steht ein Glas, halb angefüllt mit der verderblichen Limonade! — Die Mutter wirft sich auf ihr Kind mit Lust es an, ob es Gift genommen — Louise schlägt die Augen auf — keine Antwort — bebend wiederholt die Mutter ihre Frage: „Hast Du von dem Gifte genommen?“ Da lispelt Louise leise: „Na, ich hab' verschlafen.“ — So geschehen zu Pancseva am 15. April 1861. Ferdinand hat rechtzeitig das ihm vom Arzte gereichte Gegenmittel genommen und man sieht ihn schon wieder in seinem „Geschäft“.

Aus Goslar wird über eine Geistererscheinung geschrieben: Vor Kurzem starb auf dem Harze die Frau eines Bergmanns. Da der Bergmann des Nachts Dienst hatte, wollte er seine Kinder nicht allein lassen und ging deßhalb zu seiner Schwiegermutter und bat dieselbe, in seiner Wohnung zu schlafen, welches sie denn auch that. Gleich nach elf Uhr ging die Thüre der Schlafkammer auf und trat eine weiße Gestalt herein, welche erst an das Kinderbett und dann an das der Schwiegermutter ging und einem Jeden in das Gesicht faßte, worauf diese sich vor Schreck unter der Decke versteckten. Als sie dies am andern Tage erzählten, glaubte ihnen der Bergmann nicht und ging des Abends an seine gewöhnliche Beschäftigung. Nach elf Uhr kam jedoch der Geist wieder, machte sein altes Manöver und entfernte sich nach einiger Zeit. Jetzt beschloß der Mann, eine Nacht zu Hause zu bleiben, um zu sehen, wie der Geist aussähe. Als es elf geschlagen, öffnete sich die Kammerthür, eine weiße Gestalt trat ein, machte ihre Experimente erst bei den Kindern und der Schwiegermutter, dann aber auch bei dem Bergmanne, wovon dieser so erschrack, daß er nichts sagen konnte, sah aber noch wie der Geist an einen Koffer, in welchem Würste waren, ging und ihn öffnete; dies war ihm auffallend und er stand deßhalb, als der Geist sich entfernte, auf, folgte ihm und faßte ihn auf der Treppe, wo es sich denn herausstellte, daß der Hauswirth, um seinen Hunger zu stillen, die Rolle des Geistes übernommen hatte; der Bergmann jedoch starb schon am folgenden Tage in Folge des gehabten Schrecks.

Der größte Hammer in Europa und der schwerste ist dermalen in Essen in der Krupp'schen Eisenfabrik thätig. Er hat ein Gewicht von 400 Zentnern Zollgewicht und seine Schläge erschüttern die Erde dergestalt, daß die Quellen in seiner näheren Umgebung versiegen. Die Bewohner der Gegend leiten wenigstens das Versiegen der Quellen von diesen Schlägen ab und wollen den bekannten Hammerschwinger dafür verantwortlich machen. Somit wäre die Fabel von den „erderschütternden Cyklopen“ hier wenigstens zur Wahrheit geworden.

Die in Hamburg erscheinenden „Nachrichten“ theilen unter dem 15. April mit: Die Besucher des botanischen Gartens hatten am Sonnabend-Morgen voriger Woche einen seltenen Genuß; drei Vorstandsmitglieder des hiesigen Thierschutz-Vereins hatten sich daselbst mit einer Menge angekaufter Vögel: Lerchen, Stieglitze, Rothkehlchen u. s. w. eingefunden, und gaben diesen kleinen lieben Thierchen ihre Freiheit; das war ein freudiges Bild, wie die gefiederten Sänger ihrer Fesseln sich entbunden fühlten (denn vielen waren von den unbarmherzigen Vogelfängern noch die Flügel gebunden, welche erst mit einer Scheere gelöst wurden) und nun in den hellen Frühlingsmorgen hoch in die Luft emporflatterten.

An der Sonne beobachten die Astronomen gegenwärtig mehrere große Flecken und man will die Prophezeiung, die sich auf schon früher gemachte Beobachtungen derselben Art stützt, daran knüpfen, daß wir ein fruchtbares, mehr trockenes als nasses Jahr zu erwarten haben.

Launen des Glücks. Der „Bremer Kurier“ erzählt: „Am Sonnabend-Mittag nahm in einem öffentlichen Lokale ein junger Mann, dem Zureden eines Lotterie-Kollekteurs nachgebend, ein Loos für 25 Louisd'ors zur letzten Ziehung der Braunschweiger Lotterie. Im nächsten Augenblick erhielt derselbe eine telegraphische Depesche, daß er 61,000 L. gewonnen habe.“

Auflösung des Räthsels in No. 60:

Nasen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Freitag, 24. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Bis dahin war Wilhelm van der Veer noch von allen widrigen Schicksalsschlägen verschont geblieben. Das Unglück, welches uns schwache Sterbliche in der Regel häufiger heimzusuchen pflegt als das Glück, kannte er nur dem Namen nach. Sein Leben war in dem wohl geordneten elterlichen Hause ein ruhiges und genußreiches gewesen, weßhalb er das ihn jetzt so plötzlich betroffene Unglück um so tiefer fühlte. Er sann über die Erlebnisse der letzten Tage nach. Geldorp, darüber waltete bei ihm kein Zweifel ob, hatte den Plan zu seiner Gefangennehmung gelegt und ihn den Indianern ausgeliefert. Was hatte er gegen den Feind seines Vaters verschuldet? und was hatte er von den Wilden, in deren Gewalt er sich befand, zu erwarten? In seiner Verzweiflung beugte er das Haupt und an seine, aller Wahrscheinlichkeit nach um ihn tief bekümmerten Eltern denkend, entströmte seinen Augen eine heiße Thränenfluth. Ja, er weinte wie ein Kind, denn obwohl bereits in das Alter der Mannbarkeit getreten, war er, was seinen Mangel an Erfahrungen in der größeren Welt anbetrifft, doch noch ein Kind geblieben. Vermöge seiner vortrefflichen Eigenschaften war er bisher von Andern nur mit Liebe und Wohlwollen behandelt und er hatte geglaubt, daß Derjenige, der gegen seinen Nächsten aufrichtig und ehrlich handele und Gottes und der Menschen Gebote treu und gehorsam nachlebe, auf die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen einen gerechten Anspruch hätte. Dabei hatte er noch nie einen persönlichen Feind gehabt, seine billigen Wünsche waren stets befriedigt worden und er hatte jede ihm erwiesene Gefälligkeit mit dem größten Danke anerkannt. Jetzt aber war für ihn, der sich auch nicht das geringste Böse vorzuwerfen hatte, eine Zeit der Trübsal gekommen, und kein Wunder daher, wenn er, der noch keine Gelegenheit gehabt, die Schatten- oder Nachtseiten der menschlichen Natur kennen zu lernen, sich einer fast grenzenlosen Verzweiflung hingab.

Etwa nach Verlauf einer Stunde ward in seinem Gefängnisse plötzlich Licht. Durch die Oeffnung im Dache sank die Leiter wieder herab und gleich darauf standen zwei Indianer vor ihm, den einen glaubte er am gestrigen Abend schon in dem Kanot gesehen zu haben; der andere, ein Mann von mittlerem Alter, großen und kräftigen Wuchses und dabei, außer seinem bunt bemalten Gesichte, phantastisch gekleidet und herausgeputzt, entfaltete in seinem Wesen eine gewisse Würde. Nachdem dieser ihn eine Weile stillschweigend betrachtet, hub er also an: „Kind der Menschen mit den weißen Gesichtern, weißt Du, weßhalb man Dich hierher geführt hat?“

„Nein. Aber sicherlich nicht, um mir etwas zu Leide zu thun.“

„Finden wir in Dir einen Feigling?“

„Nein, keinen Feigling.“

„Dann sprich nichts von zu Leide thun, sondern höre. Noch sind nicht viele Sonnen gekommen und gegangen — der Mond ist seitdem noch nicht wieder voll gewesen, — als ein Krieger unseres Stammes, des der Raritaner, von der Hand eines Deines Volkes ohne alle Ursache, ohne alle Reizung den tödtlichen Streich erhalten. Seine alte Mutter erliegt fast dem Gram, und die, welche sein Weib werden sollte, seufzt und girrt wie ein Vogel, der seinen Genossen verloren hat. Die Herzen meines Volkes sind darüber mit Zorn erfüllt und wir haben im Rathe beschlossen, daß diese schmachvolle That gesühnt werden müsse. Du gehörst dem mörderischen, uns Gerechtigkeit versagenden Geschlechte der Weißen an und Dein Blut soll die uns angethane Schmach wieder abwaschen.“

Nachdem Wilhelm diese unheilvollen Worte vernommen, stand er wie versteinert da. Hatte er den

Indianer recht verstanden? Fragenden Auges blickte er das bemalte Antlitz desselben an.

„Was," hauchte er, „um mich zu morden —"

„Dich zu morden?" unterbrach ihn der Indianer. „Mordet das Gesetz Den, der ein schwarzes Verbrechen begangen? Nein, es übt nur Wiedervergeltung aus. Kann aber die Seele unsers gemordeten Bruders in den großen Jagdgründen des Jenseits bei seinen Gefährten in Ruhe weilen? Sollen wir den schmachvollen Mord eines raritanischen Kriegers ungerächt hingehen, diesen Schandflecken auf unserer Ehre haften lassen? Du mußt sterben!"

„Ich, der Keinem Eures Volkes je das geringste Leid angethan," versetzte Wilhelm, „ich, der, wenn ich Einen von Euch in Noth gefunden, ihm mit aller in meiner Macht stehenden Hilfe beigestanden, mit dem Hungrigen mein letztes Stück Brod getheilt haben würde, soll unschuldiger Weise dafür leiden, weil ein Ruchloser von meinem Volke einen Eurer Brüder erschlagen hat? Ist das Gerechtigkeit, seine That an einem völlig Schuldlosen heimzusuchen?"

„Wäre der Schuldige uns ausgeliefert, so würden wir uns für befriedigt halten; aber da man ihn uns vorenthält, so muß die Rache auf einen Andern fallen. Du mußt sterben!"

„Kennt Ihr denn kein Mitleid, kein Erbarmen? Mein Vater ehrt Euer Volk und meine Mutter hat durch die That bewiesen, daß sie in Ausübung der Pflichten der Menschlichkeit keinen Unterschied darin macht, ob der Hilfsbedürftige von weißer oder rother Farbe ist. Zwei kranken indianischen Frauen hat sie Schutz und Obdach gewährt, sie mit eigenen Händen gepflegt. Führt mich meinen Eltern wieder zu und Ihr werdet dafür belohnt werden. Ihr sollt sehen, daß wir Euch keine Feindschaft nachtragen. Ich weiß, daß ich von einem Feinde meiner Familie, von einem bösen Menschen, dessen Herz von Falschheit angefüllt ist, Euren Händen überliefert worden bin. Könnt Ihr unter solchen Umständen noch nach meinem Leben trachten?"

„Bist Du ein Weib?" fragte ihn der Indianer im Tone der Verachtung.

Wilhelm antwortete hierauf nichts. Das konnte er nicht. Er hatte gehofft, daß seine Worte das Herz des Wilden rühren würden, da er aber sah, daß seine Gefühle nur Verachtung erregten, zog er es vor, zu schweigen; allein damit war sein Schicksal besiegelt.

„Nur das Weib vergießt Angesichts von Gefahren Thränen," hub der Indianer wieder an, „und soll mein Volk Dich nicht verspotten und anspeien, so gib keine Zeichen von Schwäche von Dir. Nichts würde seine Freude mehr erhöhen, als wenn es ein erschrockenes, muthloses Schlachtopfer vor sich sähe."

Der arme Wilhelm! Wie bleich und niedergeschlagen er dastand. In dem Tone und dem Benehmen des Wilden lag Etwas, was ihm jede Aussicht auf Rettung benahm und er wagte nicht mehr, das Mitleid desselben anzurufen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Jakob, allein mit den Kindern, die auf der Truhe spielten, glaubte nun den Zeitpunkt gekommen, die That auszuführen. Er trug die Mädchen beide in's Bett, zerriß ein Tuch, das er von der Erde aufgriff — und erdrosselte beide!

Als es geschehen — und er beide regungslos vor sich sah, taumelte er auf und stieß einen schmerzlichen Schrei aus. Er hörte Jemand der Hütte sich nähern. Da packte ihn Angst und er eilte hinaus. Es war die Großmutter, an der er scheu vorüberschoß. Sie fragte ihn, wohin er gehe. Er blieb ihr die Antwort schuldig und jagte über die Felder.

Die Glocken läuteten eben mit hellem Klange Mittag, als Jakob die benachbarte Stadt erreichte. Es war Wochenmarkt, aus den Wirthshäusern tönte Lärm und Gesang, die Gassen standen voll Menschen und befrachteter Wagen. Jakob drängte sich durch und suchte den Weg auf's Amt, wo er seine That anzeigen wollte. Aber die Bureaus waren geschlossen, die Beamten nach Hause gegangen. Jakob setzte sich auf die Treppe und wartete.

Indeß lief der verstoffene Amtsdiener von Ort zu Ort und erzählte vom lahmen Jakob, der seine beiden Kinder umgebracht habe und fragte, ob ihn Niemand gesehen? Dort, wo er war, suchte ihn Keiner. Leute gingen vorüber, sahen ihn auf der Treppe sitzen und weinen, und fragten ihn, was ihm geschehen. Er gab keine Antwort. Erst als die Beamten kamen, stand er auf, trat ein und gab Alles zu Protokoll. Er ward festgenommen und in's Gefängniß gebracht.

Indessen hatte sich in der Hütte des lahmen Jakob gar Unerwartetes begeben. Die alte Großmutter war eingetreten und hatte die beiden Kinder ohne Lebenszeichen auf dem Bette gefunden. Sie schreit — die Mutter kommt, wirft sich trostlos und verzweifelnd über die Leichen — aber sieh!

Digitized by Google

streift nicht noch ein leiser Athem des ältern Mädchens ihre Wangen? Sie legt ihr Ohr an ihr Herz, — nein, es ist keine Täuschung — es klopft! noch ist das Leben nicht ganz entflohen! Sie reißt das Tuch ab, das noch immer den Hals des jüngern Mädchens umschlungen hält — da regt sich auch das Händchen des andern — es seufzt, es athmet auf! O Gott! Die Mutter hat beide Kinder wieder! Sie leben, sie leben beide wieder! Sie sind nicht todt, der Vater ist kein Mörder!

Zur selben Zeit, wo der Vater seine Schuld bekannte, lächelten die geretteten Kinder zum ersten Male!

Und bald erfährt man auch, wo der lahme Jakob ist, man erfährt, daß er sich selbst dem Gerichte übergeben. Die Mutter nimmt ihre Kinder, das eine auf den Arm, das andere an die Hand und eilte nach der Stadt. Da wird das Gefängniß aufgeschlossen, die Mutter tritt in das Gemach mit dem vergitterten Fenster, wo der lahme Jakob mit gefesselten Händen weint und brütet.

„Deine Kinder sind nicht todt! Ich bringe sie Dir! Sie leben — leben beide!“

Aber Jakob starrte Weib und Kinder theilnahmlos an, ohne sie zu erkennen und sagt mit strömenden Thränen: „Ich habe sie umgebracht, damit sie nicht mehr darben und frieren! Sie darben und frieren nicht mehr!“

Da sah man, daß der Unglückliche von Sinnen war — und sandte ihn in's Irrenhaus.

Seitdem sind Jahre vergangen. Fern im flachen Lande, an der Chaussee, steht noch des lahmen Jakob kleines Haus. Der Eilwagen, der aus der Hauptstadt kommt, fährt daran vorüber; die Kleinen, die im Garten gespielt haben, kommen hervorgelaufen, freuen sich an den Farben der Kutsche und am schmetternden Horne des Postillons. Sie klatschen mit den Händen und lachen. Aber der Vater lebt noch immer im Irrenhause, bleich und abgezehrt und ruft noch immer mit einem herzzerreißenden Ausdruck: „Beide hab' ich umgebracht! Beide!“

Er ist ein unheilbarer Kranker dieser Anstalt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Liebesnarrheiten.) In Paris zirkulirten folgende Geschichten: Vor Kurzem starb ein Mann in seinen besten Jahren, wohlhabend, geachtet, in jeder Beziehung der besten Gesellschaft angehörig. Erst vor wenigen Jahren hatte er nach einer vollständig durchgenossenen Jugend eine junge, liebenswürdige Frau geheirathet, welche leider bald nachher die Frühgeburt eines todten Kindes mit dem Leben bezahlte. Der Wittwer war untröstlich, allen Vernunftgründen seiner Freunde unzugänglich; auch die Zeit milderte nichts an der trüben Abgeschlossenheit, in welche er sich zurückzog und welcher er sich um so ungestörter hingeben konnte, als sein Reichthum ihn von allen ernsten Geschäften befreite. Der früher so gesunde Körper verfiel, ohne daß die Aerzte ein bestimmtes Leiden zu entdecken vermochten; trotz Reisen und anderen Zerstreuungen, zu denen seine Verwandten den gebeugten Wittwer endlich zu bewegen vermochten, stieg die körperliche Entkräftigung und geistige Verdüsterung immer mehr, bis schließlich eine rasch hereinbrechende Auszehrungskrankheit das trübe Lebenslicht auslöschte. Aber was fand man an der Leiche? Einen mumienartig zusammengeschrumpften Arm um ihren Hals geschlungen. Man konnte sich das Räthsel nicht lösen, empfing aber die Aufklärung durch die hinterlassenen Anordnungen des Verstorbenen über sein Begräbniß. Dieser widrige Todtenarm war der Arm seiner Frau, welchen er nach deren Hinscheiden selbst amputirt und einbalsamirt hatte und den er seitdem trug, so daß er gewissermaßen fortwährend in der Umarmung einer Leiche geruht hatte! Die andere Geschichte ist komischer, wenn auch kaum minder widerlich. Eine Dame, welche jetzt im Greisenalter steht, war vor vierzig Jahren jung, schön, geistvoll, liebenswürdig, mit zwanzig Jahren Wittwe und reich. Die elegante Männerwelt umschwärmte sie, aber sie wies lächelnd alle Huldigungen ab; nur ein junger Engländer interessirte sie einigermaßen. Man gelangte zu Erklärungen, und der Engländer schwur natürlich, Blut und Leben lassen zu wollen, wenn die Beherrscherin seines Herzens es befehle. „Nein, das ist zu viel oder nicht genug,“ entgegnete sie. „Sie bieten mir Ihr Leben an; aber Sie sollen mir blos den kleinen Finger Ihrer linken Hand, eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, als Pfand der Wahrheit Ihrer Worte geben.“ Der liebeglühende Engländer erhob sich aus seiner knieenden Stellung, grüßte sie mit vielsagendem Blick und — ging. Am andern Morgen brachte man in das Boudoir der reizenden Wittwe ein äußerst elegantes Kästchen. Darin ruhte auf schwarzem Sammtkissen sauber gebettet ein kleiner Finger, ganz frisch an der Wurzel abgeschnitten. Daneben lag ein Brief folgenden Inhalts: „Madame! Sie halten einen abgeschnittenen Finger für ein Liebespfand; hierbei folgt ein solches Pfand, damit Sie künftighin weder an der Hingebung der Männer im Allgemeinen, noch speziell an der meinigen zweifeln. Da ich aber eine Frau, welche sich solche Grausamkeiten vorzuwerfen hat, ohne innere Entrüstung nicht wiederzusehen vermöchte,

gestatten Sie mir wohl, daß ich nach England zurückkehre. Gestern liebte ich Sie, heute hasse ich Sie, beides sind blos verschiedene Kehrseiten eines und desselben Gefühls." Natürlich wurde die junge Wittwe ohnmächtig und man hatte viel Mühe, sie wieder zu sich zu bringen. Aber nunmehr liebte sie den jungen Engländer wirklich und trug ihre Trauer um ihn ungescheut zur Schau. Die betrauerte Reliquie ward sorgsam einbalsamirt, in einem Schränkchen von wohlriechendem Holz verschlossen und täglich durch Wittwenthränen betrachtet. So vergingen vierzig Jahre, in deren eleganter Einförmigkeit auch ein Diener grau und alt geworden war, welchen die Wittwe bald nach jenem Ereigniß engagirt hatte. Da eines Tages, als er irgend etwas besorgen sollte, bemerkte die Greisin, daß er blos vier Finger an der einen Hand habe. Sie fragte ihn wohlwollend danach; seine Geschichte brauchte blos kurz zu sehn. Vor vierzig Jahren hatte er seinen Platz als Kommissionär nahe bei dem Hotel genommen, konnte aber durchaus nichts verdienen und hungerte sehr. Da kam eines Abends ein reicher Herr, den er beschrieb und bot ihm eine Goldrolle für den kleinen Finger seiner linken Hand. Er zögerte, aber das Geld war zu lockend und ein Finger mehr oder weniger ist kein Unglück. So unterzog er sich der Operation, wurde gut gepflegt und stand erst wenige Tage wieder an seinem Posten, als er zum Bedienten bei der Wittwe genommen wurde. . . . . Und vierzig Jahre, Morgens und Abends hatte sie den fahlen Finger eines Eckenstehers auf den Knieen angebetet!

(Kampf eines russischen Bauern mit einem Bären.) Am 27. Februar d. J. wurde dem Schaffner des Gutsbesitzers Maruteseko im Gubernium Pskow aus dem Dorfe Lugi, Namens Terenz Feodorow, von Jägern angezeigt, daß man einen Bären aufgespürt habe und er eingeladen sey, am bezeichneten Orte sich einzustellen, nach dem er sich denn auch am folgenden Morgen hinbegab. Als er sich dem Bärenlager näherte, hörte er zwei Schüsse fallen und gleich darauf erblickte er die Jäger, welche eine Bärin mit 3 großen Jungen aus dem Lager aufgestört hatten. Die Thiere entflohen in den Wald. Nach einer kurzen Unterhaltung über die mißlungene Jagd schlug Terenz den Weg nach seiner Wohnung ein. Kaum jedoch hatte er eine halbe Werst zurückgelegt, als etwa zehn Schritte vor ihm ein Bär aus dem Walde hervorbrach. Terenz spannte den Hahn, legte an, aber das Gewehr versagte. Der Bär stürzte nun auf ihn los, schlug ihn im vollen Lauf mit den Tatzen dermaßen auf die Brust, indem er gleichzeitig seinen rechten Arm unterhalb des Ellbogens mit den Zähnen faßte, daß er Terenz rückwärts in den Schnee niederwarf. Doch im selben Augenblick sprang Terenz, sich mit der freien linken Hand helfend, wieder auf die Beine. Der Bär that dasselbe und richtet sich auf seinen Hinterbeinen auf, ließ die rechte Hand des Bauern los und faßte mit den Zähnen dessen bloße Faust der linken Hand, welche er auch während der ganzen Dauer des Kampfes nicht mehr aus dem Rachen ließ. Da standen sie nun einander Aug in Aug gegenüber in einer für Terenz höchst unvortheilhaften Stellung. Zwei von den Jagdgefährten befanden sich in diesem Augenblick in einer Entfernung von etwa dreißig Schritt von beiden Kämpfenden, wagten aber vor Schrecken nicht näher zu kommen, und den Bären durch einen Schuß niederzustrecken war unmöglich. Terenz dagegen verlor seine Geistesgegenwart nicht. Mit seinem freien Arm umfaßte er den Bären, stellte ihm ein russisches Bein und warf ihn auf den Rücken in den Schnee; da sich jedoch seine Faust im Rachen des Bären befand, so stürzte er selbst der Länge nach auf den Bären. In dieser für den Bären unvortheilhaften Lage versuchte die Bestie Terenz mit den Klauen der Hinterbeine zu zerreißen; allein es gelang diesem, die beiden Hintertatzen des Bären mit seinen Füßen dermaßen an den Boden zu drücken, daß sie dadurch außer Thätigkeit gesetzt wurden. Nun versetzte der Bär mit seiner linken Tatze dem Terenz eine solche Ohrfeige, daß er ihm die untere Lippe durchhieb und einen Zahn ausschlug. Aber auch in diesem kritischen Augenblick behielt Terenz seine Geistesgegenwart, denn auf dem Bären liegend und seine linke Faust im Rachen desselben, faßte er mit der rechten dessen eine Tatze und beg sie dergestalt unter seinen Leib, daß der Bär außer Stand gesetzt wurde, ihm weiteren Schaden zuzufügen und auf das Beißen der Faust sich beschränken mußte. Als Terenz so den Bären vollständig an den Boden gedrückt hatte; fing er an, zu rufen, daß man ihm ein Beil reiche, und als einer der Bauern dies gethan, schlug Terenz, immer auf dem Bären liegend, diesem mit dem Rücken des Beils den Hirnschädel ein. Terenz hatte vier Wunden an der linken Hand und eine aufgehauene Lippe aus diesem Ringkampf mit dem Bären davon getragen; er befindet sich im Uebrigen wohl, ist ein Mann von 30 Jahren, kräftig gebaut und etwa 2 russische Ellen neun Zoll groß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Sonntag, 26. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Die beiden Indianer traten nun zur Seite, besprachen sich in leisen Worten und stiegen dann die Leiter wieder hinauf. Waren sie von dem Geiste der Nächstenliebe beseelt? Hatten seine Worte auf ihre Gemüther Wirkung gethan? Nein, er hatte nichts mehr zu hoffen. In der nächsten Minute erschienen vor ihm vier andere Indianer. Ihre geschwärzten Gesichter waren mit rothen Kreisen bemalt. Wie grell diese rothen Kreise gegen die schwarze Unterlage abstach! Wie feurig ihre Augen aus diesem Schwarz und Roth leuchteten! Sie nahmen den Gefangenen zwischen sich und führten ihn der Leiter zu, die er schwankenden Schrittes erkletterte. Oben auf dem Dache angekommen, stand er still und ließ den Blick in die Ferne schweifen. Zu jeder andern Zeit würde ihm der Anblick der sich vor ihm ausbreitenden Landschaft einen hohen Genuß gewährt haben. Wie lieblich dieses von Bächen durchschnittene weite Thal; wie angenehm dem Ohr das Plätschern des über Fels und Stein dahinfließenden Wassers! Er sah die hohen Hügel, den dichten Wald, das so eigenthümlich in der Form eines Halbmondes erbaute Dorf, und auf einem freien Platz die sich hin und her bewegenden Bewohner desselben. Aber welch einen Gegenstand wird er dort gewahr, der ihm das Herz mit Grausen erfüllt? Nahe dem Mittelpunkt eines offenen Raumes und dem Dorfe gegenüber erhebt sich ein hoher, dicker und buntbemalter Pfahl, neben demselben liegt eine Menge von Reisigbündeln, und eine Anzahl rother Männer ist um den Pfahl versammelt. Gerade als er dieses Alles flüchtig überschaut, waren die vier Indianer ihm wieder zur Seite. Sie führten ihn an den Rand des Daches und zwar der Stelle zu, an welche sie die Leiter gestellt hatten. Zwei stiegen vor ihm hinab, dann mußte er folgen und die beiden andern schlossen den Zug. Unten angekommen, nahmen sie ihn zwischen sich, und jetzt ging es der Stelle zu, auf welcher sich der Pfahl erhob.

Bis dahin hatte er sich ganz ruhig verhalten und war mit Fügsamkeit jedem ihrer Winke nachgekommen. Aber mit Schrecken weilten seine Blicke auf dem Pfahle und den neben demselben aufgehäuft liegenden Holzbündeln.

Es waren die Vorbereitungen zu seinem Tode. Jetzt dachte er über den Charakter seiner Gewaltiger nochmals nach und seinem Gedächtnisse stellte sich Alles das lebhaft dar, was er über ihre Gewohnheiten und Geistesrichtungen gelesen und gehört hatte. Er wußte, daß sie eben so gefühllos als grausam waren, für andere Menschen auch nicht die geringsten Sympathien hatten und von den einmal gefaßten Racheplänen sich durch Nichts wieder abbringen ließen. Dieser Gedanke hatte durchaus nichts Trostvolles in sich; aber ein anderer Gedanke, und zwar der, ob denn ein Fluchtversuch so ganz unmöglich sey, stellte sich ihm auf dem Wege zum Scheiterhaufen dar. Vorsichtig schaute er umher. Dort in südlicher Richtung lag der Pfad, auf welchem er gestern gekommen war. Wäre er frei, das fühlte er, so lag seine Entweichung in dem Bereiche der Möglichkeit. Nur unter zwei Dingen — Tod oder Leben — hatte er zu wählen. Die Aussicht, sich das Leben zu erhalten, war freilich eine höchst unsichere; den Tod aber sah er vor sich. Warum nicht einen Fluchtversuch wagen? Mißlang derselbe, so wurde sein Schicksal dadurch doch um Nichts geändert.

Schon hörte er das gellende Geschrei und den lauten Jubel der Wilden. Es war der für ihn angestimmte Todtengesang. Und er, in der Blüthe seiner Jugend, voll Leben und Gesundheit, mit der Aussicht auf eine schöne Zukunft, er, der sich keines Verbrechens bewußt war, sollte in den unverdienten Tod gehen, und die seiner harrenden schrecklichen Todesqualen sollten seinen Peinigern zum Schauspiel

dienen? Nochmals richtete er seine Blicke auf den zu seiner Hinrichtung auserlesenen Platz und auf den ziemlich nahen Wald; nur wenige Schritte weiterhin lag der in denselben führende Pfad. Er beugte sein Haupt und seufzte tief. Die Indianer trieben ihn mit barschen Worten zu größerer Schnelligkeit an. Er bewegte sich weiter, aber that, als ob die Kräfte ihm schwänden. Diese List gelang. Seine Führer glaubten, daß die Furcht vor dem Tode ihn geschwächt habe, und ließen ihm zur Bewegung mehr Raum.

Wenige Schritte noch und der Pfad war erreicht. In einem stillen Gebete flehte er den Höchsten um Beistand an. Jetzt sammelte er all seine Kräfte, ließ das ganze Gewicht seines Körpers auf den Armen der ihn stützenden Indianer ruhen, schloß den Mund, und wie ein abgeschnellter Pfeil schoß er dahin. Wie auf den Flügeln des Windes getragen, richtete er, ohne sich umzublicken, seine Schritte dem Walde zu. Das infernalische Geschrei der ihm nachsetzenden Indianer diente jedoch nur dazu, daß er seinen Lauf wo möglich noch mehr beschleunigte.

6.

In wenigen Augenblicken hatte der Flüchtling den Wald erreicht und umaufhaltsam lief er auf dem durch denselben sich hinziehenden Pfade weiter. Sich gleich in dem Dickicht zu verbergen, hielt er nicht für gerathen, da er nur zu gut wußte, wie leicht es seinen Verfolgern war, die Spur von Fußtritten in diesen unbetretenen Wildnissen zu erspähen. Bald drang das Geschrei der Wilden aus einer größeren Ferne zu ihm. Durfte er sich jetzt der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang seiner Flucht hingeben? Er glaubte es. Aber er vergaß, daß er es mit einem Feinde zu thun hatte, dessen Kräfte noch dann in ungeschwächter Frische geblieben, wenn die seinigen schon längst erschöpft waren. Und dazu noch die Länge des zurücklegenden Weges!

Etwa eine Stunde lang mochte er gelaufen seyn, als er fühlte, daß seine Kräfte nachließen. Das Herz klopfte ihm hörbar und sein Athem war kurz und keuchend. Er war gezwungen, Halt zu machen und sich nach einer Lagerstätte umzusehen. Von seinen Verfolgern erblickte er keine; allein kurz zuvor hatte der Pfad eine Krümmung gemacht und so war ihm der gerade Rückblick versperrt. Er bog in das Dickicht ein und am Fuße eines hohen Baumes stürzte er ganz ermattet nieder. Ein in der Nähe desselben befindliches dichtes Erlengebüsch schien ihm ein besseres Versteck zu gewähren und er kroch in dasselbe hinein. Kaum hatte er sich darin verborgen, als er einen Trupp Indianer dahin ziehen hörte; sie schrieen und lärmten vor Wuth, blieben jedoch auf dem Pfade und nach und nach verhallte ihr Geschrei.

Eine neue Hoffnung belebte ihn, und unter dem Einflusse derselben faßte er den Entschluß, in den Wald tiefer einzudringen. Jetzt hörte er auch das sanfte Gemurmel eines Baches. Bald hatte er denselben erreicht. Mit welcher Freude sah er das klare Wasser dahinfließen! Gierig sogar seine trockenen Lippen dasselbe ein. Er trank, trank wieder; er fühlte sich gestärkt und erfrischt; ein neues Leben sprudelte in seinen Adern. Jetzt erinnerte er sich auch, daß die ein Wild verfolgenden Hunde die Spur desselben im Wasser verlieren. War es nicht angemessen, auch die seinige den Wilden abzuschneiden? Das Bett des Stromes bestand aus Sand und Kiefelsteinen; er stieg also dreist hinein und wadete darin so lange weiter, bis das Geschrei der rückkehrenden Indianer ihn daran mahnte, einen Platz zu suchen, der ihn den scharfen Blicken derselben entzog. Ein nahe am Ufer stehender hoher Eichbaum, dessen dichte Aeste, Zweige und dunkles Laub undurchdringlich schienen, bot ihm ein ziemlich sicheres Versteck dar. Schnell ergriff er einen tief herabhängenden Zweig, doch mit aller Vorsicht, damit sich keine Blätter von demselben lösten und mit der Gewandtheit eines geübten Turners schwang er sich an demselben hinauf. Oben, der Spitze zu, ließ er sich auf einen ziemlich starken und gekrümmten Ast nieder, und für den Augenblick war er in Sicherheit. Aber jetzt waren seine Kräfte aufs Neue erschöpft; die Anstrengung war eine sehr mühsame gewesen und er fühlte, daß wenn auch die nächste Minute ihm neue Gefahren, selbst den Tod bringen würde, er nicht im Stande wäre, sich denselben zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung.)

2.

Die Geschichte des lahmen Jakob erschien mir bei all' ihrer Einfachheit rührend und ich schwieg ergriffen.

Auch Lindblatt war verstummt und hatte sein Haupt sinnend geneigt. Plötzlich erhob er es wieder. „Hätt' ich doch," rief er, „nun beinahe vergessen, daß ich noch bei einem Kranken nachzusehen habe. Die eben erzählte Geschichte erinnert mich daran, denn zu ihr bildet gewissermaßen die Geschichte jenes andern Kranken ein düsteres Seitenstück. Kommen Sie, wir wollen zusammen noch eine Visite machen

ehe wir uns für den Rest des Abends auf diese Stube zurückziehen."

Dabei griff er nach den Schlüsseln und ging zur Thüre; ich folgte.

Aber kaum herausgetreten, umringte uns eine Schaar von Irrsinnigen. Jeder hatte Etwas zu sagen, zu berichten, zu fragen, jeder eine Klage anzubringen oder ein Leid zu klagen. Nur wenige blieben düster oder gleichgiltig und theilnahmlos seitwärts. Allen aber, die sich an den Arzt drängten, kam ein hagerer, bleicher, wollhaariger Jude zuvor. Beweglich wie ein Aal schlüpfte er durch die Patienten und hielt sich dann, um nicht fortgerissen zu werden, am Kleide des Arztes fest.

„Herr Doktor," sagte er rasch mit einer dünnen, schneidenden Stimme und in vorlautem, fast impertinentem Tone, „ich erlaube mir, meine Bitte um Verbesserung meiner Kost, Vermehrung, Kräftigung und erhöhte Mannigfaltigkeit meiner Nahrungs- und Erfrischungsmittel eindringlich zu wiederholen! Ich bin doch wahrlich keine Pflanze, auf die es nur zu regnen braucht, damit sie gedeihe; ich bedarf zur Erbauung meines Leibes als Mensch, Prophet und König vielfältige und feine Nahrungsmittel. Ich habe soeben eine Schrift verfertigt, in der ich Alles dieses darlege; ich erlaube mir —" dabei zog er ein Papier hervor — „sie Ihnen zu überreichen! Den Mangel an Poesie in meinem Konzepte möge Niemand tadeln; er ist eben durch den Abgang jener nothwendigsten aller Erfordernisse bedingt! Der Mensch ist, was er ißt; ich aber kann eben wegen Mangel jener Subsistenzmittel, die mein Organismus fordert, nichts Besseres leisten! Nun mögen Narren und Phantasten mich immerhin für ihres Gleichen halten; so lange ich durch bessere Nahrung nicht mehr für die Erbauung meines Leibes thun kann, muß ich mir gefallen lassen, daß mich schaale Köpfe für nichts mehr als einen Menschen halten! Ein kläglicher Zustand! Wie ich jetzt gehalten werde, kann jeder Tag, den ich erlebe, dem langen Tage der Juden gleichgestellt werden, und in Betracht, daß ich doch der eigentliche Jude des Jahrhunderts — ein Prophet und eine gesalbte Persönlichkeit bin —"

„Lassen Sie das gut seyn, Veit Taubeles," sagte der Doktor, „ich habe Eile und kann Sie in diesem Augenblick nicht weiter anhören."

„Ich weiß," fuhr der Jude fort, indem er sich nur noch fester an dem Rock des Arztes hielt, „ich weiß es mit Bestimmtheit, daß bereits in diesem Hause ein großer Koffer mit meiner dreifachen Equipirung und meiner dreifachen Löhnung als König, Priester und Prophet angekommen ist. Ich muß gegen dieses Zurückhalten mir eigenthümlich zukommender Effekten und die durch Nichts gerechtfertigte Beschlagnahme jener bedeutenden Geldsummen, die gewissermaßen drei Dotationen konstituiren, einen energischen Protest einlegen! Ich fordere von den an meine Adresse gekommenen Sachen zum Mindesten meine einfache Kleidung als Prophet. Der Mensch ist das, was er anhat und so lange es über mir verhängt bleibt, jeder Insignie meiner Würde beraubt einher zu gehen, beanspruche ich vergebens jenen Respekt, der mir zukommt, jene Würdigung und Anerkennung —"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

So lange nicht Pankraz, Servaz und Bonifaz, die drei gestrengen Herren, glücklich vorüber sind, will der alte Volksglaube auch dem Wetter noch nicht trauen. Diese drei Tage des sogenonnten Wonnemonates werden im südlichen Deutschland von den Bauern, Gärtnern und Winzern gleich sehr gefürchtet, und man athmet erst frei auf, wenn dieselben ohne Nachtheil für Garten und Feld in's Land gegangen sind. Professor Dove in Berlin hat ihrem Erscheinen eine besondere Beobachtung gewidmet, welcher wir folgende Resultate verdanken. Die Erscheinung ist auf das mittlere Europa beschränkt und rückt auf diese Weise von Norden nach Süden fort, so daß, während im nördlichen Deutschland der 11., 12. und 13. Mai, im südlichen der 12., 13. und 14. die gefürchteten Tage sind. Die nähere Beobachtung hat gezeigt, daß die Erscheinung genau sich darstellt, wie zu anderen Zeiten eintretende Unregelmäßigkeiten, nämlich als Rückwirkung eines lokalen kalten Gebietes auf ein daneben liegendes wärmeres, und daß man nur darum auf diesen Fall ein besonderes Gewicht legt, weil er gerade zur Blüthezeit eintritt. Ueberall tritt die Abkühlung mit nördlichen und östlichen Winden ein. In Schweden, im nördlichen Rußland und in Westpreußen ist die größte Kälte am 11., in Kurland, Ostpreußen und Pommern am 12., in Schlesien, der Mark, Sachsen bis zum Harz am 13., in Westphalen, am Rhein ꝛc. am 14., in Frankreich, wo die Erscheinung weit schwächer auftritt, am 15. und 16. Mai. In Spanien und Portugal ist sie nicht mehr zu bemerken. Die wahrscheinliche Ursache liegt nicht, wie Manche zu beweisen versucht haben, in dem Eisgange der Dwina, der im Durchschnitte erst auf den 14. Mai fällt, oder in ähnlichen Vorfällen, sondern weit eher in den folgenden. Um die Zeit der Nachtgleichen komm die in der Nähe des Aequators aufsteigende und

als oberer Passat den Polen zuströmende Luft in südlichen Europa an und veranlaßt am südlichen Abhange der Alpen die heftigsten Niederschläge. Erst nach einiger Zeit tritt dieser Luftstrom über die Alpen und veranlaßt dann, in Deutschland herniederströmend, unsere Sommerregen. Diese von oben herab kommenden feuchten Winde gehen unsern ersten kräftigen Regen voraus und kündigen sie an. Wenn nun bei rasch zunehmender Wärme im Frühling die nördlichen Gegenden, welche sich noch nicht ihrer Schneedecke entledigt haben, dadurch in bedeutenden Gegensatz zu denen treten, wo dies früher geschehen ist, und wo daher die ganze Menge der Wärme der Luft und dem Boden zu gut kommt, während die ersteren noch ein bedeutendes Quantum zum Schmelzen des Schnees nöthig haben, so wird das Bestreben der Ausgleichung nördliche Ströme hervorrufen, welche an ihrem weiteren Vordringen nach Süden durch den entgegenwehenden Passat verhindert, nun als östliche Winde ablenkend das mittlere Europa überstürmen.

Merkwürdiges Gedächtniß oder: So was kann nur in Amerika passiren.

Menschen haben vielerlei Arten von Gedächtniß. Während Mancher sich Zahlen und Daten für immer zu erinnern weiß, welche Andern in kurzer Zeit aus ihrem Gedächtniß entschwinden, haben Einzelne wieder die Fähigkeit, Begebenheiten, Personen, Ortsverhältnisse ꝛc. unauslöschlich in ihrer Erinnerung zu bewahren. Ein Beispiel seltener Gedächtnißstärke wird uns aus Zeitungen von New-Orleans berichtet.

Ein Beamter der Vereinigten Staaten-Armee traf kürzlich ein Individuum auf der Straße und grüßte mit den Worten:

Wie geht's, alter Freund, freut mich, Sie so wohl zu sehen. Es war damals eine schauderhafte Verlegenheit, in der wir uns befanden.

Mein Herr, sagte der Angeredete sehr ernst, ich muß bekennen, daß es mir auffällt —

Auffallen, entgegnete der Andere, Sie sind im Irrthum, Sie fielen nieder gerade in dem Augenblicke, als ich auffiog.

Sie sprechen in Räthseln, mein Herr, ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll, belieben Sie sich genauer zu erklären.

Ah, Sie haben wahrscheinlich vergessen. Natürlich. Wir hatten damals nur eine kurze Gelegenheit, uns kennen zu lernen.

Dann sind Sie vielleicht im Irrthum und halten mich für einen Andern.

Nicht im Geringsten, rief der Beamte. Waren Sie nicht vor 9 Jahren an Bord des Dampfers Dido, welcher nach Memphis fuhr?

Ich weiß, daß ich öfters nach Memphis gefahren bin, erinnere mich aber jenes bezeichneten Tages nicht so genau.

Erinnern Sie sich auch nicht, daß an jenem Tage die Maschine explodirte und der Dampfer in die Luft flog?

O ja. Ganz recht, jetzt fällt mir's ein, ich befand mich auf diesem Dampfer.

Und ich ebenfalls. Sie wurden hausboch in die Luft geschleudert und ich ebenfalls. Meine erste und einzige Gelegenheit, Sie zu sehen, fand gerade in diesem Momente statt. Eben als ich aufflog, kamen Sie herunter, und da wir uns dabei unsere Gesichter zuwandten, war ich im Stande, Ihre Physiognomie zu betrachten. Es war nur ein kurzer Augenblick, aber ich sah, daß Ihre Züge furchtbar von der Angst entstellt waren. Das hindert mich aber nicht, Sie heute noch wieder zu erkennen. Freut mich recht herzlich, daß wir Beide mit dem bloßen Schrecken davon gekommen sind.

Der Angeredete war stumm vor Erstaunen, was der Freunde erzählte, hatte sich wirklich so zugetragen. Erst als er sich von seiner Verwunderung erholt, reichte er dem Leidensgefährten die Hand und Beide wanderten in ein nahe gelegenes Wirthshaus, um eine Flasche Champagner auf die erneuerte Bekanntschaft zu trinken.

Ein Schulmeister, der es zu was gebracht hat, ist Herr Stewart in New-York. Arm wie eine Kirchenmaus langte er vor zwanzig Jahren in Amerika an. Jetzt — meldet ein New-Yorker Blatt — kommandirt er seine zwanzig Millionen Dollars, ist nächst Herrn Astor der reichste Mann der Stadt.

Logogryph.

Ich hebe zu den Wolken mich empor,
Und zeige dir des Abgrunds Tiefen,
Erfüll' mit Schreckgeist' dein Ohr,
Und lasse Thurmeshöh'n von meinem Geifer triefen;
Und doch trag' ich auf meinem Haupt
Dein Frühstück und dein Zuckerbrod,
Und was im Schmerz man heilsam glaubt,
Auch was dich schmücket, blank und roth.
Nimm mir den Kopf, so werd' ich still;
Man machet kurz und lang mich, wie man will,
Doch daß ich richtig sey,
Verbürgt die Polizei.
Und laß mich dann auch rückwärts geh'n,
Ich bleibe, wie ich bin, doch steh'n.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Dienstag, 28. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile waren die zurückkehrenden Indianer der Stelle nahe gekommen, von welcher ab Wilhelm sich in den Wald begeben hatte. Mit einem lauten Jubelgeschrei betraten sie die neuentdeckte Spur, auf der sie auch die Plätze fanden, die ihm zur Lagerstätte gedient hatten. In diesem Augenblick sah er, daß die Zweige eines nahe am Ufer stehenden Gebüsches sich bewegten. Ein Reh trat aus demselben hervor; die Wilden erhoben ein starkes Geschrei, und das darüber erschrockene Thier setzte in einem Sprunge über den Bach. Gleich darauf hatten auch die Indianer den Bach erreicht und Wilhelm sah mehrere in demselben waten. Plötzlich standen sie still; von einer namenlosen Angst befallen, wartete er die nächsten Bewegungen derselben ab. Die von dem Reh zurückgelassene Spur hatte nämlich ihre Aufmerksamkeit erregt; sie schlugen dieselbe nach einer kurzen Besprechung ein, die Nachkommenden, ohne sich weiter umzuschauen, thaten dasselbe, und somit war er für dies Mal der Furcht, entdeckt zu werden, ledig, wenngleich er das Rufen und Schreien der Wilden noch lange aus der Ferne herüberschallen hörte.

Erst nachdem es völlig still geworden, kam ihm der Muth wieder. Er kletterte von dem Baume, der ihm ein so sicheres Versteck gewährt, herab, labte sich nochmals an dem kühlen Wasser des Baches, worauf er, das Ohr auf die Erde haltend, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach Fußtritten oder einem sonstigen Geräusch lauschte. Außer dem Rauschen des Wassers, dem Rasseln der Blätter und dem Gezwitscher der Vögel war nichts zu vernehmen. In Etwas beruhigt, suchte er einige wilde Früchte, und diese gefunden, stillte er mit denselben den ihn verzehrenden Hunger.

Was nun beginnen? Sich in den Wald weiter hinein begeben? Die Furcht, sich darin zu verirren, hielt ihn davon ab. Gern hätte er gewußt, ob der Fluß auf einem kürzeren Weg zu erreichen wäre. Vielleicht, daß er, vom Glücke begünstigt, auf demselben ein Kanot fände. Ohne Weiteres würde er davon Besitz nehmen und sich darauf nach der Bai und von da weiter nach Staaten-Eiland hinschiffen, woselbst er sicher war, eine europäische Ansiedlung anzutreffen. In Gedanken weiter gehend, überlegte er mit sich, ob es gerathen sey, den Weg zum Flusse sogleich aufzusuchen, oder dazu die Nacht abzuwarten. Die Stelle, auf welcher er sich befand, bildete eine Lichtung von nur geringem Umfang, jedoch mit einzeln stehendem, aber dichtem Gebüsch bewachsen. Nochmals beugte er das Ohr zur Erde; von den Wilden war auch nicht das Geringste mehr zu hören.

„Sie müssen weiter gezogen seyn," sprach er zu sich selbst, „und werden glauben, daß ich mich in den Wald hinein begeben habe. Beeile ich mich, so kann ich vielleicht noch vor ihrer Rückkehr das Ufer des Flusses erreichen."

Dieser Gedanke leuchtete ihm so sehr ein, daß er demgemäß zu handeln entschlossen war. Nochmals blickte er auf den Bach, nochmals beugte er den Kopf, um zu horchen, dann erhob er den Fuß zum Fortschreiten. Aber fortschreiten sollte er nicht, da er an dem Fuße ein Hinderniß fühlte. Er sah zur Erde. Die gebräunte Hand eines Indianers hatte den Fuß ergriffen und schadenfroh grinzte der Wilde den arg getäuschten Jüngling an.

„Ohe, junger Fremdling, den Weg im Urwalde zu finden, verstehst Du noch nicht," rief der Rothe, indem er aufsprang, dabei aber seinen Fang nicht fahren ließ und im Nu ihn auch am Arme festhielt.

Der arme Wilhelm! Wiederum in Feindes Händen und kaum entronnen, dem Tode auf's Neue verfallen. O, wäre er doch auf dem Eichbaum bis zur Dunkel-

heit geblieben! Doch wozu jetzt seine Unvorsichtigkeit beklagen? Es war zu spät.

Der Indianer stieß zu zweien Malen ein lautes und gellendes Geschrei aus. Dasselbe ward durch dem ähnliche Töne erwiedert, der Wald schien sich plötzlich zu beleben, und gleich darauf sah sich Wilhelm von einer Bande von Rothhäuten umzingelt. Diese hatten ihre Maßregeln nur zu gut getroffen und er war in das ihm gestellte Netz richtig hineingerathen.

„Hegst Du etwa noch Hoffnung auf Flucht oder Rettung?" fragte ihn einer der Wilden.

„Keine," versetzte Wilhelm.

„Aber wie hat Dir denn der Gedanke zur Flucht kommen können? Daß Deine Kräfte dazu nicht ausreichen würden, haben wir schon im Voraus gewußt. Dieser kurze Aufschub, diese kleine Spanne von Freiheit war nur eine Täuschung. Deinem Schicksale kannst Du nicht entlaufen."

Mit welchen Gefühlen erblickte er das Dorf und den Scheiterhaufen wieder! Von allen Seiten eilten die Wilden jung und alt herbei. Der Ausbruch ihrer Freude über seine Wiederhabhaftwerdung machte sich auf allerlei Weise Luft. Sie stießen laute Jubeltöne aus, sie sangen, sprangen und führten die possierlichsten und dabei unschönsten Tänze auf.

Mit Riemen von ungegerbten Fellen ward Wilhelm an den Pfahl festgebunden. Er sah sich unter der Menge nach einem mitleidsvollen Gesichte um; keines, auf dem mildere Gefühle zu lesen waren, alle drückten Haß, Schadenfreude und Verachtung aus. Einer der Indianer trat auf ihn zu und sprach: „Höre, was der mächtige Outeewawa zu sagen hat."

Es ward still und der Häuptling der Raritaner sprach: „Brüder, Ihr alle erinnert Euch des edlen Mamageh. Ihr erinnert Euch, wie er die Siegeshymne singend mit den blutigen Skalps der von ihm erschlagenen Feinde aus dem Kriege heimkehrte. Er war einer von Jenen, die nie liebten und eheten. Da aber kam die schwarze Nacht, in welcher uns die Nachricht von seinem Tode gebracht wurde. Und wie ist er zu Tode gekommen? War es, als er seine Brüder in die Schlacht führte? War es, weil er der Ueberzahl der starken Krieger eines uns feindlichen Stammes erliegen mußte? War es, indem er den Bären erwürgte, oder der Wölfin in der Höhle die Stirn bot? Nein, es war, weil er dem Worte, der Ehre des weißen Mannes traute und sein gutes Herz an nichts Arges, sondern nur an Frieden und Freundschaft dachte. Eines Feiglings Hand hat ihm den tödtlichen Streich versetzt, die Hand eines weißen Mannes hat sich mit seinem Blute gefärbt. Habt Ihr nicht den ruhelosen Geist unseres Bruders nach Rache schreien hören?"

Ein lautes und grimmiges Geschrei drückte die Zustimmung der Indianer zu den Worten des Häuptlings aus.

„Aber wie lange Zeit ist verstrichen, während welcher keine That der Wiedervergeltung von uns verübt worden ist," hub der Sprecher wieder an. „Die Schande ist auf uns haften geblieben und das Andenken an unsern ermordeten Bruder ist ein getrübtes. Was! Soll der Tod eines raritanischen Kriegers ungerächt bleiben?"

Die mit den Geberden der Wuth und des Zornes gestellte Frage, fand in eben so schrecklichen Ausrufungen wie blutdürstigen Tönen ihre Beantwortung und die in den höchsten Grad der Aufregung versetzten Wilden verlangten, daß die Todesqualen ihres Schlachtopfers sogleich beginnen sollten. Allein Outeewawa hatte seine Rede noch nicht beendigt.

„Jetzt aber ist die Stunde gekommen," sprach er, „endlich kann ihm ein Sühnopfer gebracht werden und der Geist unsers Bruders wird Ruhe finden. Ein weißer Mann hat unsern Bruder erschlagen, ein weißer Mann muß dafür sterben."

Wiederum ein lautes Geschrei und die Reisigbündel wurden an den Pfahl getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung.)

„Sie sind heute von einer unausstehlichen Zudringlichkeit, Veit Taubeles," sagte der Doktor ernst, „und wenn Sie so fortfahren, so werde ich mich genöthigt sehen, Ihnen für morgen das Quantum der „Subsistenzmittel", die Ihnen in ganz gehörigem Maße gereicht werden, zu schmälern, statt es zu erhöhen."

Vor dem ernsten Ausdrucke, mit dem diese Worte gesprochen waren, wich der Wollhaarige plötzlich zurück, und sein rasches Geplauder war wie mit einem Messer abgeschnitten.

„Wenn Sie nicht auch solche Käuze hier hätten," sagte ich leise, indem wir weiter gingen, „es wäre wohl in diesen Räumen zu verzweifeln. Diese sind die Clowns, die Rüppel in dieser allgemeinen Tragödie."

„Leider nur für den flüchtigen Besucher solcher Anstalten, den Irrenarzt amüsiren sie nicht mehr," erwiederte der Freund.

„Hat dieser Mensch auch seine Historie?“ fragte ich weiter, denn ich hatte schon gemerkt, daß der Freund heute mittheilsamer als gewöhnlich sey.

„Nein, kaum,“ erwiederte Lindblatt. „Seltsamer Weise hat Veit Taubeles gar keine Geschichte; er ist einfach über den Talmud verrückt geworden. Allmälig entwickelte sich ein ungeheurer Stolz in seiner Brust, daß er so gelehrt und so nahe daran sey, ein Licht des Glaubens zu werden — er war durch seine Gelehrsamkeit die Freude und der Stolz seiner Verwandten geworden — da kontrastirte die hohe Stellung, die er ideel unter den Exegeten und Schriftgelehrten einnahm, gar zu grell mit dem Hunger, den er litt, dem zerrissenen Rocke, den er tragen mußte, und er ward Das, was er heute ist.“

„Da haben,“ fuhr er fort, „jene beiden hageren Gestalten, die dort mit aschgrauen, eingefallenen Wangen, finster neben einander hinschleichen, schon eine eigenthümliche Geschichte. Sie liefern auch den Beweis, wie der Irrsinnskeim in einer ganzen Familie liegen kann und oft nur auf einen Zufall wartet, um sich zu entwickeln. Sie sehen da zwei Brüder, Thomas und Adalbert Hyust. Ein altes Weib, das wir drüben auf der Abtheilung der Frauen antreffen können, gehört zu ihnen. Vor ungefähr vier Jahren, da der Winter gar zu lange dauerte, stahl Thomas, der jüngere Bruder, des Nachts etwas Holz im herrschaftlichen Walde. Aber der Waldwächter sah eine Gestalt im Mondscheine und folgte ihr, als sie mit einem Schlitten fortraunte, bis zum Hause, wo die beiden Brüder mit ihren Frauen und Kindern gemeinsam lebten. Man brach ein, die Holzbündel fanden sich in der Hausflur, der Diebstahl war unleugbar — da trat Adalbert, der ältere Bruder, hervor und nahm die That auf sich. Einerseits bewog ihn dazu die Liebe zum jüngeren Bruder, anderseits die Meinung, daß er als Bauer für den Holzfrevel nicht so hart gestraft werden würde, wie Thomas, der Taglöhner. Aber in diesem Punkte irrte er sich; das Strafmaß ward auf's Strengste gefällt und über die Lesung des Urtheils, das ihn wegen einiger Scheite Holz zu einer halbmonatlichen Gefängnißstrafe und 5 Gulden Kostenersatz verurtheilte, ward er wahnsinnig.

Diese Nachricht des Schreckens trifft den jüngern Bruder, als er eben Sonntags aus der Kirche heimkommt. Die Schmach und das Unglück, das seinen Bruder, der sich edelmüthig geopfert, unverschuldet getroffen, zerschmettert ihn. Er wird unruhig, verläßt Arbeit und Haushalt und — versinkt in Irrsinn, wie der Andere. Aber das Maß des Unglücks, das über das Haus beider Brüder hereinbrechen sollte, ist nicht voll. Ein Jahr darauf besucht die greise Mutter der Beiden ihre Söhne im Irrenhause. Zuerst will sie in den blassen, verstörten, verthierten Gestalten, die man ihr gegenüberstellt, ihre einst blühenden Söhne gar nicht mehr wiedererkennen — da entbindet mit einem Male die furchtbare Thatsache alle jene unheimlichen Mächte, die verschlossen und verborgen in der Natur dieser unglücklichen Familie geschlummert zu haben scheinen. Die alte Frau fängt an zu rasen .... Wir haben sie hier behalten müssen!“

„Genug, genug!“ rief ich. „Ich glaube kaum den Muth zu finden, mehr zu hören! O, in welchem Orte wohnen Sie hier, in welchem Orte!“

„Es ist in der That,“ erwiederte der Freund, „eine Art von Gehennah, ein Ort der Verdammten, und wie die Hölle des Dante hat er Kreise um Kreise, die immer düsterer und grauenvoller in die Tiefe hinabgehen.“

„Bleiben Sie,“ setzte er lächelnd hinzu und hielt die Hand fest, die ich ihm entziehen wollte, „ich bin Ihr Führer, Ihr Virgil. Wir sind übrigens an der Thür, zu der ich Sie geleiten wollte.“

Und der Schlüssel drehte sich im Schlosse.

3.

Das Zimmer, in das wir traten, war geräumig und reinlich und es glich allen übrigen, die ich bisher in diesem Hause gesehen. Auf einem Bette lag die abgezehrte Gestalt eines Mannes, der, fortwährend kurze, abgebrochene, durch die Schnelligkeit, mit der sie gesprochen wurden, größtentheils unverständliche Sätze vor sich hinplaudernd, sich rastlos aus einer Lage in die andere warf, als ob jedes seiner Glieder an einem Drahte auf- und abgezogen würde. Der Blick des Kranken, aus dunklen, eingefallenen Augen, war wild, starr auf einen Punkt an der Decke gerichtet, von Zeit zu Zeit holte er tief Athem und blieb ein paar Sekunden lang ruhig, dann begann er seine rastlose, unbegreifliche, erschreckende Arbeit mit dem Hin- und Herwerfen der Glieder von Neuem.

„Der Mann, den Sie da sehen,“ sagte der Freund, nachdem er den Unglücklichen eine Zeit lang beobachtet und dann dem Wärter, der im Hintergrunde des Zimmers stand, einige Aufträge gegeben, „der Mann, den Sie da sehen und der wohl mit schnellen Schritten seinem Ende entgegennaht, ist ein ehemaliger Fabrikant, der, nachdem er seine Fabrik anderen Händen übergeben hatte, nach Böhmen übersiedelte und sich in S . . . ., einem kleinen, hübsch gelegenen Grenzorte niederließ. Ein Wittwer, aber ohne Kinder, noch in den besten Jahren — so nennt man ja die Vierzig — boten sich ihm in seinem neuen Wohnorte zahlreiche Par-

tieen dar und er heirathete bald ein junges, kaum zwanzigjähriges Mädchen aus gutem Hause. Wir haben sie vor einigen Tagen hier gesehen. Ein zarteres, lieblicheres Geschöpf ist kaum denkbar.

Trotz des Abstandes der Jahre zwischen den beiden Gatten war die Ehe eine recht glückliche. Ein Knabe wurde Beiden geboren und nahm bald die ganze Sorge der jungen Mutter in Anspruch. Inzwischen hatte Oswald — so hieß unser Fabrikant — eine schöne, aus Feldern und Gärten bestehende Besitzung unfern der Stadt angekauft und verbrachte auf ihr die größte Zeit des Tages. Es entging der Frau nicht, daß allmälig eine Veränderung in seinem Charakter vorging. Von jeher zu heftigen Ausbrüchen seines Zornes geneigt, ward er allmälig immer reizbarer. Die sanfte Frau schob es auf die Rechnung seiner verschiedenartigen Unternehmungen, die natürlich mit Sorgen und Ungewißheit verbunden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Dem Briefe eines Reisenden aus Siam entnehmen wir Folgendes: „Vorige Woche wurde mir die große Ehre zu Theil, dem König von Siam vorgestellt zu werden. Das Innere seines Palastes läßt sehr viel zu wünschen übrig, es ist freilich ein großartiges Gebäude, doch das ist auch Alles; von Schönheit oder Einrichtung keine Spur; nichts wie zellenartige, schlecht möblirte Gemächer, die größtentheils dazu dienen, die 400 Frauen des Königs und eine große Menge seiner Kinder aufzubewahren. Will man nun noch ein Bild von seinem Aeußern haben, so denke man sich einfach einen nackten Indianer mit einer Schwimmhose oder, wie sie es hier nennen, einem Seiram, mit vielen Goldketten um Hals, Arme und Beine, dazu ein verrücktes Gesicht, und man hat das lebendige Bild eines siamesischen Königs. Bemerkenswerth ist übrigens die Kunstausstellung des Königs, worin sechs Elephanten von ausgezeichneter Schönheit, sonst ist Alles Lumperei in diesem Lande und nirgends habe ich die Einwohner so roh und unkultivirt als hier gefunden, weßhalb auch jeder Europäer, der sich Geschäfte halber hier aufhalten muß, mit Sehnsucht dem Augenblick entgegensieht, wo er das Land wieder verlassen kann."

In den Vereinigten Staalen ist kürzlich ein origineller Prozeß verhandelt worden. Ein Pastor im Westen hatte seit 10 Jahren die Manuskripte seiner Predigten bei der Feuerassekuranz „Aetna" versichert. Bei einem Brande, der in seinem Hause ausbrach, gingen diese Manuskripte zu Grunde. Die Assekuranz verweigerte die Entschädigung, da sie behauptete, daß derlei Objekte keinen Dollar werth seyen. Der Pastor klagte; seine Pfarrkinder sagten aus, die Predigten seyen sehr gern angehört worden, sie wären also werthvoll. Die Jury verurtheilte die Assekuranzgesellschaft zu einer Summe von 2000 Dollars für die verbrannten Manuskripte.

Selbst freudige Ueberraschungen können gefährlich werden. Ein junger Franzose war in Marseille in einer Kaufmannsfamilie erzogen worden und hatte sich in die älteste Tochter seiner Pflegeeltern verliebt. Es war durchaus nöthig, daß der junge Mann des Geschäfts wegen eine Reise nach Calcutta unternahm, jedoch wurde ihm der Schmerz des Abschiedes durch das Versprechen versüßt, daß er seine Geliebte bei seiner Rückkehr heirathen sollte. Er reiste ab; aber schon nach wenigen Wochen liefen Nachrichten ein, daß das Schiff, worauf er sich eingeschifft hatte, gescheitert und alle Passagiere auf demselben umgekommen wären. Als das junge Mädchen diese Nachricht hörte, bat sie ihre Eltern, in ein Kloster gehen zu dürfen, wo sie nach abgelaufenem Probejahr den Schleier nehmen wollte. Einige Monate von ihrem Novizial waren vorüber, als sie ihren Eltern mittheilte, daß sie das Kloster wieder verlassen wollte, weil sie jede Nacht im Traume ihren Bräutigam sehe, der ihr sagte, daß er nicht todt, sondern auf dem Rückwege zu ihr sey, und trotz der Bitten der Nonnen und der Aebtissin kehrte sie nach ihrem elterlichen Hause zurück, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurde. Ihre Eltern machten jedoch höchst geheimnißvolle Mienen und wie die Heimgekehrte die Thür eines Nebenzimmers öffnete, sank sie in die offenen Arme ihres Bräutigams. Als der junge Mann sie endlich aus seinen Armen losließ, sank sie nieder und — war todt. Die Ueberraschung war zu groß gewesen.

In der Nähe von Czegled in Ungarn wurde kürzlich auf der Eisenbahn ein Güterzug von Räubern angefallen. Durch falsche Nothsignale veranlaßten sie den Zug zum Anhalten, schwangen sich dann auf die Waggons und erzwangen von dem Zugspersonale die Auslieferung mehrerer Gegenstände.

Auflösung des Logogryphs in № 63:
Welle. Elle.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Freitag, 31. Mai 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Wilhelm, wenngleich ihm jeder Hoffnungsstrahl erloschen war, glaubte dennoch in einigen Worten sich vernehmen lassen zu müssen. Er blickte umher; vielleicht daß sich unter den Frauen diejenigen befanden, welche von seiner Mutter in ihrer Krankheit verpflegt worden waren.

„Gebet mir nur einen kurzen Augenblick Gehör," rief er. „Warum denn gerade mich tödten? Nicht das geringste Unrecht habe ich Euch zugefügt und Eurem Streite mit meinem Volke bin ich persönlich völlig fremd. Mein Vater, der erst vor Kurzem in dieses Land gekommen ist, hegt für alle seine Mitmenschen Liebe und Wohlwollen und meine Mutter ist von denselben Gefühlen beseelt. Schon hat sie mehreren der Indianer eine wirksame Hilfe angedeihen lassen; gern wird sie noch helfen, wo sie kann. Und mich, den Sohn solcher Eltern, wollet Ihr grausamer Weise morden? Lasset ab von diesem Beginnen, schenket mir mein Leben und nie werdet Ihr Ursache haben, diese That zu bereuen, vielmehr soll sie Euch noch belohnt werden."

„Das Blut unseres erschlagenen Bruders schreit nach Rache," versetzte der Häuptling. „Lasset uns zum Werke schreiten, Brüder; er ist uns überliefert worden und sein Tod wird den Mamageh's sühnen."

Die durch Wilhelms Fluchtversuch erbitterten Wilden waren jetzt mehr als je darauf bedacht, die ihm zugedachten Qualen noch zu vergrößern. Als der Häuptling das Wort dazu gegeben, schlossen sie um den Pfahl einen Kreis, worauf sie nach dem Takte eines die Ohren zerreißenden Gesanges einen durch die groteskesten und anmuthslosesten Sprünge sich auszeichnenden Tanz aufführten. Diesen beendigt, legte einer der Indianer einen Pfeil auf seinen Bogen und nahm den Kopf des Gefangenen zum Ziele. Der Bogen erhob sich immer mehr, Wilhelm sah das Auge des Schützen fest auf das seinige gerichtet. Er schloß die Augen. In der nächsten Sekunde hörte er ein schwirrendes Geräusch dicht neben seinem rechten Ohr. Als er die Augen wieder öffnete, sah er den auf ihn abgeschossenen Pfeil kaum einen Zoll von seinem Kopfe entfernt in dem Pfahle stecken. Seine Furcht erhöhte die Freude seiner Peiniger; sie brachen in ein lautes Gelächter aus und der Tanz begann auf's Neue.

Wilhelm, der sowohl in Büchern gelesen als von Reisenden, die davon Augenzeugen gewesen, hatte erzählen hören, mit welch' grausamer Freude die Wilden ihre Gefangenen langsam zu Tode folterten, wie sie Holzsplitter in das lebende Fleisch derselben steckten, deren Körper gliedweise zerschnitten oder zerstückelten und dergleichen Abscheulichkeiten mehr, fürchtete, daß ihm ein gleiches Schicksal vorbehalten sey. Er wünschte sich daher einen schnellen, aber möglichst schmerzlosen Tod. Ein zweiter Pfeil war während dem auf ihn abgeschossen und an der andern Seite seines Kopfes im Pfahle stecken geblieben. Natürlich, daß die Geschicklichkeit auch dieses Schützen durch Geschrei und Tanz ihre Anerkennung fand. Sobald er sich Gehör verschafft, sprach er: „Mächtiger Herrscher dieses Stammes, hört mich nochmals an; doch werde ich Euch um mein Leben nicht mehr bitten."

Der Häuptling trat näher und Wilhelm fuhr fort: „Ihr habt meinen Tod beschlossen und ich befinde mich in Eurer Gewalt. Warum aber mir, der ich noch jung an Jahren und in Ruhe und Frieden auferzogen bin, Qualen bereiten, welche kaum der rothe Mann auszuhalten im Stande ist? Warum mir nicht den Todesschlag mit einem Male versetzen? Ich bitte Euch, treibt kein Spiel mehr mit mir und lasset mich so bald als möglich sterben."

Diese Bitte sollte ihre Willfahrung finden, wenngleich mehrere der Wilden nicht damit zufrieden schienen. Der Häuptling ließ nun das Holz herbei-

tragen, daſſelbe bis an die Bruſt des Gefangenen aufſtapeln und den Scheiterhaufen anzünden. Der Anblick der auflodernden Flammen erfreute die Wilden und weithin erſchallte ihr Jubelgeſchrei.

7.

Schon erhob ſich der dem Scheiterhaufen entſteigende dichte Rauch kräuſelnd in die Lüfte, ſchon umleckten die Flammen das an den Pfahl gebundene beklagenswerthe und ſchuldloſe Schlachtopfer, als plötzlich der Kreis der um daſſelbe herumtanzenden Rothhäute von einer eiligſt herbei ſpringenden jungen Indianerin durchbrochen wurde. „Haltet ein!“ rief ſie Denen zu, welche dem Feuer neue Nahrung zu geben im Begriffe waren, indem ſie die bereits brennenden Reiſigbündel mit eigenen Händen von dem Pfahle entfernte.

Die über dieſe ſo unerwartete Störung erſtaunten Indianer hörten zu tanzen auf, die älteſten Krieger erhoben ein mißbilligendes Gemurmel und der Häuptling trat auf das Mädchen zu, welches, ohne ſich irre machen zu laſſen, dem Feuer Einhalt zu thun fortfuhr. Mit ernſter Stimme ſprach er: „Sonnenſtrahl, was ſoll das? Wie haben wir das zu deuten?“

„Daß der Fremdling nicht ſterben ſoll,“ antwortete ſie.

„Nicht ſterben ſoll?“ wiederholte der Häuptling. „Verſtehe ich Dich recht, Sonnenſtrahl? Weißt Du denn nicht, daß dieſes weiße Geſicht uns als Sühnopfer für den unſchuldig getödteten Mamageh dient?“

„Das weiß ich; aber deßhalb ſoll der weiße Jüngling doch nicht ſterben. Mamageh's Mutter iſt entſchloſſen, ihn an Sohnes Statt anzunehmen.“

„Das geht nicht an, er muß ſterben,“ ſprach der Häuptling.

„Ja, er muß ſterben!“ wiederholten die Krieger.

„Höret mich an,“ ſprach die junge Wilde, nachdem ſie das brennende Holz von dem Pfahle ſo weit entfernt halte, daß es Wilhelm keinen Schaden mehr zufügen konnte. „Höret mich an, Ihr Krieger, und vernehmet, was ich Euch zu ſagen habe. Beſteht Ihr darauf, dieſen Jüngling ſterben zu laſſen, ſo werde ich Euerm Lager auf immer den Rücken wenden, oder, ſofern Ihr mich daran zu verhindern ſuchen werdet, mir ſelbſt das Leben nehmen. Er hat Euch nicht das geringſte Unrecht gethan, weßhalb er das ihm zugedachte Schickſal nicht verdient. Führt Ihr Euren Willen aber dennoch aus, ſo wird der große Geiſt Euch dafür heimſuchen. Ich weiß, was ich ſage, ich ſpreche nicht aus eigener, ſondern aus höherer Eingebung. Wehe, wenn Ihr Euch an dem Leben des unſchuldigen Fremdlings vergreift!“

Die dreiſte und ernſte Sprache dieſes ſchwachen Mädchens erregte Beſtürzung und Erſtaunen. Zuerſt blickten die Krieger die Sprecherin an, dann den Häuptling, zuletzt weilten ihre fragenden Blicke auf den eigenen Reihen. Doch ließ ihnen das Mädchen zur Sammlung keine Zeit. „Seht,“ begann ſie wieder, „da kommt die gute Namakewa, um Euch ſelber zu verkünden, daß ſie den Jüngling ſtatt des verlorenen Sohnes zu ſich nehmen will.“

„Aber er gehört ja unſerm Volke nicht an,“ rief der Häuptling. „Wie kann ſie das Kind der blaſſen Geſichter an Sohnes Statt annehmen?“

„Wie kann ſie das?“ ſchrieen die Krieger.

„Mit eben demſelben Rechte, als Ihr über das Leben des Unſchuldigen gebieten wollet. Nennet mir doch das uns von unſern Vätern überkommene Geſetz, welches dem Wunſche Namakewa's entgegen wäre?“

Dieſe Frage machte Alle ſprachlos.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhauſe.

(Fortſetzung.)

In dieſer Zeit kam im Städtchen eine Familie an, die vor Jahren mit Oswald bekannt geweſen war. Es fiel der Frau auf, daß der Mann die Nachricht ihrer Ankunft mit Unwillen und wie mit einer Art geheimer Angſt aufnahm. Doch da war nicht auszuweichen. Die Neuangekommenen beſuchten Oswald, erneuerten die alte Bekanntſchaft und die beiden Frauen, von beinahe gleichem Alter, ſchloſſen ſich aneinander an. Die Frau bemerkte nicht, daß Oswald ihre Gänge zu ihrer neuen Freundin, die auch ihre Nachbarin werde, ungern ſah und ſie jedes Mal prüfend betrachtete, wenn ſie wieder von einem Beſuche nach Hauſe zurückkehrte.

Und doch hatte es die junge Frau nicht ſelten nöthig, ihr Herz bei einer theilnehmenden Freundin auszuſchütten! Sie war oft ſehr traurig darüber, daß ihr Mann ſein Söhnchen, das der Mutter Glück und Freude war, nicht ſo zu lieben ſchien, wie es dies nach ihrer Anſicht verdiente. Ja, Oswald ſchienen jedes Mal düſtere, unheimliche Gedanken zu überkommen, wenn er — was übrigens ſelten geſchah — das Kind zwiſchen die Kniee nahm und ihm in die Augen blickte. „Kein Knabe,“ ſagte er einmal, „hätteſt Du werden ſollen! Du wirſt als ſolcher mein Gemüth erben, und Alles,

was in mir düster und schrecklich ist, wird in Dir doppelt schrecklich erscheinen!"

Dies war wohl nur ein müßiger Einfall, aber die Frau konnte nicht umhin, sich über diesen Ausspruch viele Wochen zu ängstigen und ihn auf die verschiedenste Art zu deuten.

Allmälig ward Oswald immer finsterer und schweigsamer. Einmal, nachdem er spät zum Nachtessen nach Hause gekommen war, und was ihm vorgesetzt wurde, ohne ein Wort zu reden, verzehrt hatte, ließ er den nun fünfjährigen Knaben an sich heran kommen und sah ihm lange in die Augen.

„Wenn Du mir doch nicht so gleichst!" sagte er. „Aber Du hast meine schwarzen Augen, jeden Zug von mir und mein schwarzes Haar. Du bist wie jener Andere —"

„Wie welcher Andere?" fragte die besorgte Mutter.

„Du weißt," sagte Oswald, „daß ich aus meiner ersten Ehe auch einen Sohn hatte. Er starb — ungefähr im Alter unseres Arthur."

„Arthur ist das gesündeste Kind!" rief die Mutter.

„Was weiß man davon?" entgegnete der Vater. „Die Kinder erben unsere Krankheiten, Keime körperlicher und geistiger Uebel, die in uns liegen. Besser, sie geboren werden, besser, früh sterben, als mit jeder Minute, die man lebt, dem Tage entgegengehen, wo nach einem dunklen Beschlusse das Unheil in uns zum Ausbruche kommen muß."

„Aber welcher schreckliche Gedanke! Wie kommst Du darauf?"

Oswald schwieg.

So aufgeregt war die arme Frau nach diesen Reden Oswald's, daß sie, wie an den Stuhl gebunden, sitzen blieb, nachdem sich dieser bereits, um schlafen zu gehen, entfernt hatte. Lange starrte sie wie fassungslos auf den Boden, suchte nach einem Schlüssel dieser seltsamen Worte und fand ihn nicht. Endlich raffte sie sich auf und führte mit leisen Schritten ihren Knaben in das nebenanstoßende Gemach, wo er unfern der Betten der beiden Gatten seine kleine Ruhestätte hatte.

Oswald lag bereits in tiefem Schlafe.

Doch die Frau fühlte, daß sie noch nicht würde schlafen können. Sie ging in das Sitzzimmer zurück, öffnete das Bureau, zog ein Blatt Papier hervor und begann einen Brief an ihre Mutter. Der Vater, ein Beamter, war seit einem Jahre ungefähr nach Galizien versetzt worden.

Es gibt wohl kaum etwas Unheimlicheres, als das herausgepreßte, angstvolle Aufschreien eines Menschen aus dem Schlafe. Nicht mit Unrecht weist es der Volksglaube Denen an, die mit dem Geheimnisse eines Verbrechens behaftet sind. Wo diese mißtönenden Laute, von den Lippen eines Schlafenden unheimlich geformt, die Stille der Nacht zerreißen, in der bisher nur der Pendel der Uhr gleichförmig hin- und hergegangen, erschrickt der Wachende und glaubt einen Ton aus einem andern Lebenskreise zu vernehmen. Drei Mal ertönte ein solcher angstvoller Ruf aus dem nebenanliegenden Zimmer, dann hörte die Frau, wie sich Oswald, tief aufseufzend, herumwarf und weiter schlummerte.

Immer noch schrieb sie. Da hörte sie plötzlich, daß ihr Mann sich aus dem Bette erhoben hat und — als ob er Etwas suche — rasch im Zimmer einhergeht. Dann ist es still. Sie öffnet, das Licht in der Hand haltend, die Thür, und — muß sich krampfhaft an dem Thürflügel halten, um nicht zusammenzubrechen. Mit stieren, aber gleichsam erstarrten Augen — mit einem Antlitz, auf dem jeder Zug Entsetzen und Verwilderung malt — ein Messer in der Hand, steht der Vater vor dem schlummernden Knaben — schon im Begriffe, ihm das Eisen durch die Brust zu stoßen. „Oswald!" ruft die Mutter mit einem Schrei — da scheint er aus einem Traume zu sich zu kommen — das Messer fällt aus seiner Hand — und, wie um nicht umzusinken, krallt er sich an der Mauer fest.

„Die schwarze Frau!" — ruft er noch — das Uebrige erstirbt in tonlosem Lallen.

Am andern Tage besucht Frau Oswald ihre Nachbarin. Ihre Thränen, die sich nicht dämmen lassen wollen, verrathen bald, wie es ihr um's Herz ist. Endlich sagt sie, daß sie um den Gemüthszustand ihres Mannes sehr besorgt sey und doch Niemanden Alles, was sie bedränge, mittheilen könne.

Die Nachbarin schweigt eine Zeit lang und beginnt dann zögernd: „Vielleicht ist es meine Pflicht, Ihnen über den Zustand Ihres Mannes, der Ihnen so viel Sorge gibt, Etwas mitzutheilen."

„Reden Sie, reden Sie!" —

„Aber Sie müssen nicht zu sehr erschrecken —"

Die Frau erblaßt und sagt mit bebenden Lippen: „Nein, nein!"

„Ihr Mann," sagte die Nachbarin, „war einmal geisteskrank. Er wurde in's Irrenhaus gebracht —"

Sie zögerte wieder, da sie ihre Freundin blaß wie die Wand werden sah.

„Man glaubte nicht, daß er jemals wiederhergestellt und wieder frei werden würde. Er hatte nämlich in seinem Irrsinne eine gräßliche That ausgeübt. — Er hatte den Sohn, den er aus erster Ehe hatte, in einem Anfalle von Raserei umgebracht."

Der Knabe Arthur spielte zu den Füßen der Frau Oswald. Mit einer wilden Handbewegung

riß sie ihn zu sich, daß er erstaunt zu seiner Mutter hinaufsah.

„Ja, ja," fuhr die Nachbarin fort, „er hat seinen Sohn umgebracht, ein Kind von fünf Jahren. Er schnitt ihm die Kehle durch, Gott weiß, in welchem Wahne! Als man ihn einzog, sagte er, eine schwarz verhangene Frauengestalt sey immerfort vor ihm hergegangen und habe ihn zur That getrieben. Er solle sein Kind davor bewahren, einst in Irrsinn zu verfallen, wie er selbst. Was lebt nicht unerklärlich in dem Kopfe eines solchen Menschen —"

Die Frau begann am ganzen Leibe zu zittern, denn sie erinnerte sich, daß ihr Mann auch dies Mal wieder von einer schwarz verhüllten Frau gesprochen habe.

Man kann sich denken, in welcher Gemüthsverfassung die Arme nach Hause ging und die nächste Zeit verlebte. Tag und Nacht zitterte sie für das Leben ihres Lieblings, Tag und Nacht klopfte ihr Herz in krampfhafter Spannung, Tag und Nacht belauschte sie das Gemüthsleben ihres Gatten. Endlich faßte sie den Entschluß, sich von ihrem Kinde zu trennen und es der Obhut der Großeltern zu übergeben. Oswald willigte ein, und der Knabe schien der Gefahr entrückt, die ihn — vielleicht schon lange — unheimlich umschwebt hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Folgende Stücke werden gegenwärtig in den nachbenannten Ländern am häufigsten aufgeführt: in Frankreich: Er mischt sich in Alles; üble Laune; der Neffe als Onkel; Dietrich Menschenschreck (von Holberg); so fängt man die Füchse, und andere ähnliche Stücke. In England: Die Mitschuldigen. In Italien an verschiedenen Orten Verschiedenes, als: Der Schauspieler wider Willen; die bezähmte Widerspenstige; der glückliche Schiffbruch; der Lorbeerkranz; die honette Ambition (von Holberg); der Poltergeist und Anderes. In der Türkei: Der Hofmeister in tausend Aengsten; Armuth und Edelsinn. In Dänemark: Die feindlichen Brüder. In Nordamerika: Dasselbe Stück und das getheilte Herz. In Russisch-Polen: Die unterbrochene Whist-Partie.

Der französische Dichter Méry war einer der frostigsten Menschen. Als einmal anhaltende Kälte eintrat, schloß er sich in seinem Zimmer ein und schrieb seinen Freunden, daß er gefährlich krank sey. Alle eilen herbei und finden den befreundeten Dichter ueben einem Höllenfeuer in wollenen Decken vergraben auf dem Sopha liegen. „Was fehlt Ihnen denn eigentlich?" fragt man den Dichter. „Ach," antwortete Méry mit zitternder Stimme, „ich habe den — Winter!"

(Das heißt Nervenschwäche.) Die Herzogin Decazes, die Gräfin Saint Agne und die Marquise Armagnac saßen unlängst in Paris beim Thee und kam das Gespräch auf körperliche Zartheit und Nervenschwäche. „Ich ging," erzählte die Herzogin, „an einem kühlen Maimorgen in meinem Garten in Negligé und Pantoffeln spazieren. Da fiel mir ein Rosenblatt auf den Fuß und ich mußte an den Folgen davon ein ganzes Vierteljahr hinken." — „Das ist noch gar nichts", entgegnete die Gräfin, „mein Kammermädchen ließ einmal aus Nachlässigkeit eine Falte im Bettuche, das von feinster holländischer Leinwand war. Unglücklicher Weise kam ich auf die Falte zu liegen, wodurch ich mir drei Rippen dermaßen beschädigte, daß der Wundarzt vollauf zu thun hatte und mich die einzige Falte auf fünfzehnhundert Franken zu stehen kam." — „Das ist Unglück," bestätigte die Marquise, „kann aber gegen das Mißgeschick, welches ich in Folge meiner Nervenschwäche zu erdulden hatte und noch habe, nicht in Betracht kommen. Ich hatte meinem Friseur es zu einer Hauptbedingung gemacht, mein Haar stets so zu scheiteln, daß auf der einen Seite so viel Haare wie auf der andern zu liegen kämen. Eines Tages aber begeht der Unglückselige die Unverantwortlichkeit und legt auf die linke Seite drei Haare mehr. Hierdurch wird mein Kopf so auf die linke Seite geneigt, daß, wie Sie sich selbst noch überzeugen können, ich ihn bis auf diese Stunde nicht wieder in die richtige Stellung habe bringen können. Hat solcher Friseur nicht die Galeere verdient?"

Landwirthschaftliches.

Als milchbeförderndes Mittel wird empfohlen, Kühen, welche in der Milch nachlassen, 3 Loth gepulverten Fenchel und 3 Loth gepulverten Dillsamen in $^1/_2$ Maß lauwarmem Wasser oder Milch nüchtern oder auf das Futter zu geben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Sonntag, 2. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Mächtiger Ouheewawa," begann die Mutter des Erschlagenen, „gib mir den Jüngling der blassen Gesichter heraus, damit er mir die Stelle des verlorenen Sohnes vertrete. Gib ihn mir, ich verlange ihn, ich habe ein Recht auf ihn."

„Alte, bethörte Frau, was muß ich von Dir hören?" rief der in Wuth gerathene Sachem. „Nie würdest Du ein solches Begehren aus eigenem Antriebe gestellt haben, wenn nicht Sonnenstrahl Dich darauf gebracht hätte."

„Wer mich darauf gebracht hat, kann Dir einerlei seyn," versetzte die Frau. „Du kennst das Gesetz unserer Väter, und vor all' diesen Tapferen und unter den Augen des großen Geistes beanspruche ich mein Recht. Ich erkläre hiermit, daß ich den Fremdling an Sohnes Statt angenommen habe."

Ouheewawa trat in die Reihen der Krieger. Einer mit grauem Haar näherte sich ihm und sprach: „Mächtiger Sachem, dem Gesetze darfst Du Dich nicht entziehen; der Jüngling der Weißen muß Namakewa ausgeliefert werden."

„Gut. Sey dem so," versetzte der verdrossene Sachem, „obgleich ein Weißer noch nie in unserer Mitte als Bruder gelebt hat."

Damit wandte er sich zur Seite. Jetzt aber drängte sich Kargewawagus oder Rothschuh schnell an ihn heran.

„Haupt der Raritaner," flüsterte er ihm zu, „wie aber dem weißen Manne Wort halten? Ich habe sein Geld angenommen und ihm den Untergang seines Feindes beschworen."

„Dann muß Dein weißer Freund zu dem Glauben gebracht werden, daß der Jüngling hingeopfert sey," erwiederte der Sachem.

„Junger Mann," sprach nun der Sachem zu Wilhelm, indem er sich dem Pfahle näherte, „Du hast gesehen, was sich hier zugetragen hat. Wisse aber, daß das Haupt der Raritaner sich nicht dem Willen seines Volkes unterwirft, wohl aber dem Gesetze gehorsamlich nachlebt. Die Mutter des Getödteten verlangt Dich zu eigen und Du bist ihr zugesprochen. Doch kann Dir Dein Leben nur bedingungsweise erhalten bleiben. Feierlich hast Du mir anzugeloben, daß Du uns nicht wieder verlassen und in unserer Mitte so lange weilen willst, als dies Namakewa's Wille ist. Bist Du geneigt, mir dies eidlich zu erhärten, so ist Dir Dein Leben geschenkt."

Wilhelm fragte sich innerlich, ob er es in seinem Gewissen verantworten könne, seine Eltern auf immer zu verlassen. „Ich verspreche Euch," versetzte er, nachdem er zu einem Entschlusse gekommen war, „bei der Frau, welche mich zu eigen verlangt, so lange zu verbleiben, bis sie mir die Erlaubniß zum Fortgehen aus eigenem Antriebe ertheilt haben wird."

„Das genügt," versetzte der Sachem, wahrscheinlich in dem Glauben, daß Namakewa ihn freiwillig nie wieder ziehen lassen werde.

Der größere Theil der Wilden schien mit diesem Abkommen ganz zufrieden zu seyn, die Uebrigen aber stießen im Fortgehen laute Verwünschungen aus; indessen blieb dies von dem Häuptling unbeachtet.

Jetzt löste Namakewa mit Sonnenstrahl's Hilfe dem Freigegebenen die Fesseln. Als er seine Glieder wieder frei bewegen konnte, da blickte er seiner Befreierin ins Angesicht und Worte der Dankbarkeit aussprechend kniete er vor ihr nieder. Aber von einer ihn plötzlich anwandelnden Schwäche bewältigt fiel er bestimmungslos zu Boden. Die eben so ergreifenden als fremdartigen Auftritte, welche er im Verlaufe verhältnißmäßig weniger Stunden zu erleben gehabt hatte, die Kraftanstrengungen zur Flucht und das so eben beendete Gottesgericht, dies Alles war für einen Körper wie der seinige, für ein Gemüth so weich wie das seinige zu viel gewesen, und so

lag er schwach und kraftlos auf derselben Stelle, auf welcher er dem Tode hatte geweihet werden sollen.

Als er die Augen wieder öffnete, befand er sich in einer indianischen Hütte und auf einem Lager von feinem und weichem Moose liegend. Es war heller Tag, weßhalb er glaubte, nicht lange geschlafen zu haben. Neben ihm saß dasselbe Mädchen, welches ihn dem Feuertode entrissen hatte. Da sie sich ganz ruhig verhielt, so benutzte er diese Gelegenheit, sie sich etwas näher zu betrachten. Mit einem hohen und zierlichen Wuchse war ihr Gliederbau von einer vollkommenen Regelrechtigkeit; der Ausdruck ihrer wirklich schönen und edlen Gesichtszüge, gehoben durch den lebhaften Blick eines großen und hellbraunen Augenpaares, zeugte von Verstand und Herzensgüte, und schwarzes lockiges Haar bedeckte Nacken und Schultern in üppiger Fülle. Zwar war ihre zarte und weiche Haut von eben so dunkler Farbe wie die der andern Frauen ihres Volkes, doch that das ihrer Schönheit eben keinen Abbruch; denn wäre ihre Haut eine rein weiße gewesen, kein Zweifel, daß sie für eine geborene Europäerin hätte gelten können. Und nun dieser ruhige und würdevolle Anstand, diese aus ihrem Gesichte sprechende Lauterkeit der Gefühle und Gedanken: Alles dieses erhöhte den über ihr ganzes Wesen ausgegossenen, so zu sagen mystischen Zauber. Ihr Alter schätzte er auf etwa neunzehn Jahre, und als er sie mit gefalteten Händen — diese waren auffallender Weise ziemlich weiß — sinnenden Augen und etwas vorgebogenem Kopfe neben sich sitzen sah, glaubte er eine solch vollkommene weibliche Schönheit zuvor noch nicht erblickt zu haben. Zugegeben, daß er in den für sie gehegten Gefühlen der Dankbarkeit auch ihre Schönheit überschätzte, so hätte er doch da keine hindichten können, wo sie in Wirklichkeit nicht vorhanden war.

Als Wilhelm sich zu bewegen begann, erhob sie das Haupt.

„Ist Dir Dein langer Schlaf gut bekommen?“ fragte sie in der Sprache der Weißen, die in ihrem Munde, ungeachtet der darin wahrzunehmenden fremdartigen Beimischung, doch ungemein lieblich klang. „Die Sonne ist jetzt auf der Hälfte ihres Weges zum Zenith, und seit gestern hast Du die Augen nicht wieder geöffnet.“

„Also wirklich so lange?“

„Du warst sehr ermattet. Fühlst Du Dich jetzt wohler?“

„Noch schwach, aber nicht krank.“

Als er so sprach, durchlief seinen Körper ein kalter Schauer. Er hatte soeben an die ausgestandenen Gräuelscenen gedacht. Bei seinem Erwachen, und das Mädchen an seiner Seite erblickend, hatte ihm zwar dunkel vorgeschwebt, daß sie die Retterin seines Lebens sey; in diesem Augenblick aber stand die Vergangenheit wieder deutlich vor ihm, und lebhaft erinnerte er sich der Ereignisse des gestrigen Tages. Das Bild des um ihn brennenden Scheiterhaufens zog an seinem innern Auge vorüber, eben so das unerwartete Erscheinen der jungen Indianerin im Augenblicke der höchsten Noth, wie sie mit eigenen Händen das brennende Holz von seinem Körper entfernte und dem wilden Haufen mit Kühnheit entgegen trat. Alles dieses hatte er im Geiste nochmals durchlebt.

„Jetzt bin ich in Sicherheit,“ murmelte er.

„Und hast Nichts mehr zu befürchten,“ sprach sie.

„Du, ein schwaches Mädchen, hast die Dreistigkeit gehabt, mich den Händen dieser wüthenden, rachesüchtigen Männer zu entziehen?“

„Zu gelegener Zeit werde ich Dir Alles erklären,“ versetzte sie mit Bescheidenheit. „So viel jedoch für jetzt, daß ohne die Mitwirkung der guten Namakewa Deine Rettung mir schwerlich gelungen seyn würde. Jetzt befindest Du Dich unter ihrem Dache. Hier kommt sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Schluß.)

Jahre vergingen. In Oswald's Gemüth schien nach einer Periode krampfhafter Aufregung wieder eine Zeit der Ruhe, vielleicht der Abspannung eingetreten zu seyn. Er ward fügsam und gab in Allem nach. Ueber jene Nacht und seinen frühern Zustand bewahrte er ein gleichsam schamhaftes Stillschweigen. Da stellte sich im Herzen der Frau allmälig das Gefühl des Vertrauens ein, die Hoffnung, daß milde Geisterhände die schlummernden wilden Elemente in der Brust ihres Gatten für immer beruhigt hätten. Das Ereigniß jener schrecklichen Nacht trat wie ein böser Traum in den Hintergrund der Seele zurück, dorthin, wo alle unsere überwundenen Schmerzen ruhen, wo unsere Todten schlafen ....

Der kleine Arthur war nun schon drei Jahre abwesend. Da erwachte in der Brust der Mutter der ungestüme Wunsch, ihn wiederzusehen. Das Weihnachtsfest stand vor der Thür. Die Nachbarin, die um Rath befragt wurde, ob man wohl den Kleinen herüber holen dürfe, sagte nicht Ja, noch Nein, äußerte Bedenken und überließ es endlich der Mutter selbst, Alles zu entscheiden. Aber der

Drang der Frau, ihr Kind wenigſtens auf einige Tage wieder bei ſich zu haben, überwog Alles. Ein Brief wurde geſchrieben, der Kleine aus dem Penſionat, in das er getreten war, abgeholt. Und bald lag er an der Bruſt ſeiner Mutter.

Der Weihnachtsabend kam heran, und die Mutter hatte Alles zu einem Feſte für ihren Liebling bereitet. Auch der Vater, der beim Anblick des Kindes wiederum ſtumm geworden, als ob alte Erinnerungen jählings über ihn hereinbrächen, hatte zu vielfachen Geſchenken beigeſteuert.

In ihrer überſchwänglichen Freude, ihr Kind wieder bei ſich zu haben, wollte die Frau auch einen Theil ihres Glücks auf andere ihr im Leben fernſtehende Menſchen ausſchütten. Im Dachſtübchen des Hauſes, das Oswald gehörte, wohnte ein kleiner buckeliger Schneider mit einer Frau und fünf Kindern. Frau Oswald bedachte ſie reichlich mit warmen Kleidern für den Winter und ſogar mit einem Weihnachtsbaume, einem verjüngten Abbilde des Baumes, den ſie für ihren Sohn aufgeſtellt. Die Kinder des Schneiders tanzten um ihn her, ſprachen aber wieder von Zeit zu Zeit von den noch weit reicheren Geſchenken, die der glückliche kleine Arthur im erſten Stockwerke erhalten habe, und die er ihnen vielleicht morgen zeigen würde.

So kam die Nacht heran über das Haus und über alle ſchneebedeckten Dächer. Die ſchweren Glocken hatten ſchon lange ausgetönt von ihrem lauten Jubel zur Feier der Chriſtnacht, und es ward Alles ſtill.

Der Nachtwächter hatte eben Morgens um 3 Uhr die Stunde abgeblaſen, als er eine halb angekleidete Magd aus Oswald's Hauſe jählings herausſtürzen und ihm entgegen rennen ſah.

„Helft! Helft! Unſer Herr ermordet ſein Kind!“ ſchrie ſie ihm entgegen.

Der kleine buckelige Schneider war, da er Arbeit hatte, erſt um 1 Uhr zu Bette gegangen; jetzt hörte er den Lärm, ſprang auf, öffnete das Fenſter und forſchte hinaus.

Da hörte er die Frau Oswald rufen: „Um unſers Herrn Chriſti Willen, Du haſt das Kind erſchlagen!“

Der Schneider erſchrack.

„Kinder,“ ſagte er zu ſeiner Frau und den Kleinen, die ſich um ihn geſammelt hatten, „ich will lieber gar nicht wiſſen, was da unten eigentlich geſchieht. Sperren wir die Thür.“

Da hörte er aber, daß ſchon die Nachbarn und der Nachtwächter herbeieilten, und das gab ihm wieder Muth. Er ging die Stiege hinab und trat auf die Schaubühne der Begebenheiten.

Da lag der Knabe todt und ſchon verblutet auf den Dielen. Daneben lag eine blutige Art. Mitten im Zimmer aber ſtand der fürchterliche Vater, ſtarrte mit ſeinen verglaſten Augen in die Oede und rief: „Ich mußte es thun, — die ſchwarze Frau ging vor mir her und hat mir's geboten.“

Sie ſehen, in welchem Zuſtande er ſich ſeit dieſem Tage befindet.

Lindblatt war mit ſeiner Erzählung zu Ende. Noch waren wir im Zimmer des Kranken. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß er, der ſchon ſeit mehreren Tagen bewußtlos war, nicht ſeine eigene Geſchichte hat mit anhören können. Inzwiſchen hatten ſich ſeine Delirien ſehr geſteigert. Seine Bewegungen wurden ungeſtümer, ſein haſtiges Sprechen immer unverſtändlicher, bis es zu einem dumpfen, monotonen Murmeln herabſank.

„Er überlebt die heutige Nacht nicht!“ ſagte der Freund. „Wärter, wechſeln Sie das Eis auf ſeiner Stirn! Die Arznei wird bei Seite geſtellt! Deſto fleißiger reichen Sie dem Kranken das Getränk.“

Dann gingen wir — als ob wir den Unglücklichen noch ſtören könnten — unwillkürlich mit leiſen Schritten hinaus.

Wieder im Zimmer des Freundes angelangt, konnte ich lange auf keinen Geſprächſtoff kommen, der die ſoeben erhaltenen Bilder und Eindrücke verwiſcht hätte. Erſt als der Theekeſſel ſeinen leiſen Sang anſtimmte, die Cigarren angeſteckt wurden, der Freund aus dem Schranke das kryſtallene Gefäß mit Rum hervorholte und davon ziemlich viel in unſere Taſſen goß, wurde mir behaglicher zu Muthe, und ich begann von der fröhlichen Sommerreiſe zu erzählen, die mich endlich hierher in dies Winterquartier gebracht.

Es war Mitternacht geworden, ohne daß ich es merkte.

Eben wollte ich mich erheben und meinen Rückweg durch die freudloſe Winternacht antreten, als ſich die Thür leiſe öffnete und der Wärter, den wir bei Oswald gelaſſen hatten, vor uns erſchien.

„Sogleich!“ ſagte der Doktor und griff nach ſeiner Hauskappe. „Gehen wir,“ fügte er hinzu, indem er ſich an mich wandte, „noch ein Mal auf Nummer 44. Es iſt wohl das letzte Mal.“

Wir traten abermals in die vorhin beſchriebene Zelle.

Oswald lag ruhig und abgeſpannt da. Nur zuweilen entſchlüpfte ihm eine automatiſche Bewegung, die er mit einem unverſtändlichen Lispeln begleitete. Seine Mienen waren friedlich und drückten eine gewiſſe Selbſtbefriedigung aus.

„Ich befinde mich außerordentlich wohl,“ ſagte er endlich mit leiſer Stimme. — „So leicht iſt

Alles an mir — ich bin wie neu geboren!"

Langsam stemmte er sich auf eine Hand auf und streckte den Kopf nach dem Arzte zu, vertraulich, als wolle er ihm eine freudige Botschaft mittheilen.

„Herr Doktor! Nicht wahr, Sie hätten nicht geglaubt, daß ich so gesund werden kann, wie ich heute bin?"

Er fuhr mit wichtiger Miene fort: „Vor einer halben Stunde, um Mitternacht, auf den Schlag, hab' ich die schwarze Frau wieder gesehen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und schien so mild und versöhnt! Sie hatte meine zwei Kinder auf den Armen — meine zwei Knaben — und die sahen so blühend aus — und so geputzt — ach, so geputzt! — sogar ein heller Glanz, wie ein Heiligenschein, umgab ihre Köpfchen — aber —"

Da verdüsterte sich sein Gesicht.

„Die schwarze Frau kommt wieder — sie tritt zwischen Sie —"

Er sagte es kaum — hatte kaum den Finger erhoben, mit dem er in den leeren Raum hineinzeigte — da wurde er wieder starr vor Entsetzen, nur die Augen, die stark hervorgetreten waren, bewegten sich hin und her, als ob sie Jemandem, der in der Stube herumwandle, festgebannt folgten.

„Sie kommt immer näher" — rief er — „immer näher." — Wir wichen, wie von geisterhafter Furcht gepackt, zurück.

Ein Schrei! — Er sank zurück und war todt!

Mannigfaltiges.

Nirgend wird für die zoologischen Gärten und ähnliche Anlagen mehr gethan als in Paris. Mr. Geoffroy St. Hilaire, Direktor aller dortigen zoologischen Anstalten, schreibt, daß die zoologische **Société d'Acclimation**, welche im Jahre 1854 ihren Garten im Bois-de-Boulogne gründete, jetzt 2400 Mitglieder zählt, unter ihnen 22 Souveräne. Die Zahl der täglichen Besucher stieg bis auf 17,000. Jetzt ist auch die Herstellung des ungeheuern, „**immense**," Wintergartens vollendet, und der damit beauftragte Mr. Linden, welcher unter andern Gelegenheiten auch vierzehn Jahre lang auf seinen Reisen durch Amerika die seltensten Erfahrungen gesammelt und durch seine zahlreichen Entdeckungen jedem Botaniker bekannt ist und täglich genannt wird, ist noch jetzt mit dem Bau der Gewächshäuser emsig beschäftigt. Ein großes Gewächshaus hält 70 und 26 Metres im Innern und 12 Metres im Innern in der Höhe. An dieses schließen noch sechs andere Gewächshäuser sich an. Ein großer Theil der Vegetation in diesen Häusern ist der Erziehung der ostindischen Seidenraupen und ihrer schönen großen Schmetterlinge, wie auch mehrer andern schönen Insekten gewidmet, so daß auch tropische Prachtschmetterlinge vielleicht bald die Blüthen und Blätter beleben. In andern Räumen befinden sich gefiederte Sänger und Schmuckvögel, welche in friedlicher Berührung zu leben gewohnt sind, während man die Papageien und andere den Pflanzen Verderben bringende Gäste abgeschlossen oder gefesselt hält.

Die „Wiener Presse" schreibt: Die ungesetzlichen Verwendungen der Krinoline fangen nachgerade an, in einer Weise überhand zu nehmen, welche geeignet erscheinen, die Oktroyirung einiger speziel auf diesen Modeartikel Bezug nehmenden Paragraphen der Zoll- und Monopolsordnung zu veranlassen. So versuchte vor mehreren Tagen wieder eine Dame bei der Matzleinsdorfer Linie ein Spanferkel unter den bergenden Reifen ihrer Krinoline unversteuert einzuschwärzen. Aber die Nemesis ereilte die Frevlerin gerade vor dem dort befindlichen Hause der Finanzwache. Es riß nämlich das Band, an welchem der todte Frischling hing, und dieser kollerte neben der höchlichst Ueberraschten auf das Pflaster. Natürlicherweise nahm nun das unerbittliche Gesetz seinen Lauf, und der Preis des Bratens wurde von Seite der Finanzwache entsprechend geregelt.

England kleidet sich in Stahl und Eisen. Außer den gepanzerten Kriegsschiffen wird man vielleicht nächstens ganze Schaaren gepanzerter ehrbarer Spießbürger erblicken. Zum wenigsten hat ein großes Handlungshaus in Manchester, dem friedlichen Manchester, angezeigt, daß es elastische Vatermörder, Manchetten und Vorhemdchen aus weiß emaillirtem Stahl liefere. Da spreche man noch von französischen Rüstungen.

Räthsel.

Ich dringe in die Wette,
Doch bleib' ich stets bei dir.
Ich kämpfe nicht im Streite,
Und du schenkst Waffen mir.
Werth und theuer bin ich meinem Herrn,
Und doch verrathe ich ihn gern.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Dienstag, 4. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Namakeiwa war eine Frau von bereits sechzig und einigen Jahren, jedoch noch ganz rüstig und kräftig und freundlichen Gesichts. Sie schien erfreut zu seyn, ihren neuen Sohn nicht mehr schlafend, sondern wachend wiederzusehen.

Das Mädchen erhob sich. „Du siehest," sprach sie zu der Alten, „daß er den Gebrauch seiner Sinne wieder erlangt hat; hoffentlich wirst Du ihn auch bald wieder zu Kräften bringen. Jetzt überlasse ich Dir ihn allein."

„Werde ich Dich wiedersehen?" fragte Wilhelm die davongehende junge Indianerin.

„Gewiß werde ich wiederkommen," war ihre Antwort.

Namakeiwa, beiläufig bemerkt eine der geschicktesten Heilfrauen des Stammes, befastete seine Stirn; sie fand sie hart, trocken und heiß. Hierauf beschäftigte sie sich mit der Bereitung eines medizinischen Trankes. Aus einem Bündel getrockneter Kräuter und Wurzeln wählte sie mehrere aus. Diese legte sie in ein irdenes Gefäß, goß Wasser darauf und setzte sie zum Feuer. Nach etwa zehn Minuten klärte sie die Flüssigkeit in ein als Becher dienendes Büffelhorn ab und gab sie dem Patienten zu trinken. Diese kunstlose, aber desto naturgemäßere Arznei hatte einen scharfen und bittern, doch aromatischen Geschmack, deren Wirkung von dem Kranken schon nach wenigen Minuten gefühlt wurde. Eine angenehme Wärme durchdrang seinen Körper, er gerieth in einen gelinden Schweiß, und um ihn vor einer Erkältung zu schützen, bedeckte ihn seine Pflegerin mit einigen Bärenfellen, wobei sie ihm die größte Ruhe anempfahl.

„Es war ein sehr harter Schlag," begann die alte Indianerin, nachdem sie sich an der Seite ihres Schützlings niedergelassen, „als mir der Tod meines Sohnes Mamageh verkündet ward, und ich hatte keinen sehnlicheren Wunsch als den, seinen Tod gerächt zu sehen. Groß war daher meine Freude, als ich erfuhr, daß ein Sühnopfer für ihn eingebracht wäre, und zu einem nicht geringen Verdrusse gereichte es mir, als es hieß, daß Du entflohen seyest, obwohl ich mir gleich dachte, daß Du nicht entkommen würdest. Da wurdest Du wieder zurückgeführt, und auch ich ging hin, Dich zu sehen. Ich hörte, wie Du um Dein Leben batest, hoffte aber doch, daß man Dich tödten würde, denn ich dachte an meinen verlorenen Sohn. Sonnenstrahl, welche sich mit unter den Frauen befand, schien von Deinen Worten gerührt zu seyn, denn sie zitterte sichtbar. Da fiel ihr Blick auf mich, und mich zur Seite ziehend, sprach sie zu mir, daß sie entschlossen sey Dich zu retten, und ich ihr dabei helfen müsse. Sie sagte, daß Du noch ein Jüngling seyest, Dir kein Verbrechen zur Last gelegt werden könne, daß Du Eltern hättest, die Deinen Tod beweinen und beklagen würden, und während sie so eindringlich zu Deinen Gunsten sprach, da fühlte ich, daß nach und nach andere Gefühle in mir wach wurden. Sie stellte mir vor, wie gut es wäre, wenn ich Dich an die Stelle meines verlorenen Sohnes annähme, und drang darauf, daß ich dies Begehr dem Sachem vortrüge. Ich vermochte nicht, mich ihrem Drängen zu entziehen, und erklärte mich zuletzt bereit, mich ihrem Willen zu fügen. Da umarmte sie mich und lief auf den brennenden Scheiterhaufen zu. Was sich dort zugetragen, hast Du mit Deinen eigenen Augen angesehen, und weßhalb Du Dich hier befindest, weißt Du. Ich aber habe dem Sachem durch einen feierlichen Eid angelobt müssen, Dich wie meinen Sohn zu halten und für Dich verantwortlich zu seyn. Damit aber vertraue ich zu Dir, daß Du mich auch, ohne meine ausdrückliche Einwilligung dazu erlangt zu haben, nicht verlassen wirst."

„Das verspreche ich Dir," rief Wilhelm. „Und doch," fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „möchte ich gern meine Eltern wissen lassen, daß ich mich in Sicherheit befinde. Sie werden in großer Angst um mich seyn, vielleicht gar meinen Tod beweinen."

„Mein Sohn, ich habe gehört, daß die weißen Gesichter durch gemalte oder geschriebene Zeichen sich entfernten Personen verständlich machen können. Ist diese Kunst vielleicht auch Dir bekannt?"

„Das ist sie. Also darf ich meinen Eltern schreiben?"

„Das darfst Du. Theile ihnen mit, daß Du Dich einer guten Behandlung zu erfreuen hast, aber wo Du Dich befindest, dürfen sie nicht wissen. Auch dürfen sie Keinem in der Stadt sagen, daß Du noch am Leben bist. Jedoch von dem, was Du geschrieben, mußt Du mich genau unterrichten."

Wilhelm versprach diesem nachzukommen.

„Und nun, mein Sohn, wie nennt man Dich?"

„Ich heiße Wilhelm — Wilhelm van der Veer."

Wilhelm ist ein schöner Name. Ich werde ihn Sonnenstrahl mittheilen. Die andern Namen gefallen mir nicht."

„Des guten und schönen Mädchens Name ist also Sonnenstrahl?"

„So haben wir sie stets genannt."

„Wer ist sie, und wer sind ihre Eltern?"

„Sie ist unsers Häuptlings Schwester, ihre Geburt aber eine geheimnißvolle. Als Fawankewa, die Mutter des Sachem, sechzig Jahre zählte, sandte der große Geist einen Manittou in ihren Wigwam und es ward ein lebendes Kind daraus. Eine Erscheinung aber eröffnete ihr, daß dieses Manittou-Mädchen über böse Geister große Gewalt haben werde, und daß sie da nicht hinkommen würden, wo sie sich befinde. Und noch mehr verkündete ihr diese Erscheinung. Dieses Mädchen würde den Kriegern eine Quelle großer Macht seyn; denn wenn sie auf den Kriegspfad gingen und sich ihre Waffen von ihr einsegnen ließen, würden sie immer siegreich kämpfen. Nach dem Tode des alten Sachem ward sein Sohn, der tapfere Onheewawa, zum Häuptling erwählt und Fawankewa angewiesen, das Kind Sonnenstrahl zu nennen, denn sie ist ein Kind des großen Sternes im Süden, wo die wonnige Heimath der guten Geister ist. Und Sonnenstrahl ist unter uns aufgewachsen, und sie ist schön geworden, wie Du selbst gesehen, und sie ist eben so gut als schön. Die Karitaner aber verehren und lieben sie, weil sie wissen, daß sie ein Kind des großen Sternes im Süden und andern Mädchen unseres Stammes gar nicht gleich ist. Noch nie hat unser Volk sich eines Mädchens solcher Schönheit zu berühmen gehabt. Ja, wir beten sie an, denn ihre Seele enthält einen Theil des großen Geistes, welcher durch sie auf die Erde herabgestiegen ist und also die Form des Fleisches angenommen hat. Natürlich, daß auch Du sie lieben und verehren wirst; denn gewiß, hätte sie ihre hilfreiche Hand Dir nicht gereicht, daß Du jetzt ein Haufen Asche wärest."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochzeit in Paris.

In der deutschen Kolonie einer östlichen Vorstadt von Paris ereignete sich kürzlich folgender komische Vorfall:

Ein Arzt, Namens X . . ., der nur in einer Heirath das Mittel zu finden hoffte, sich in den Besitz eines Vermögens zu setzen, lernte bei einem Konzerte die Tochter des Fabrikanten Y . . . kennen, der die Schwäche besitzt, sich gerne für wohlhabender auszugeben, als er wirklich ist und da Herr X . . . hier seine längst gehegten Wünsche zu realisiren glaubte, so bewarb er sich um die Hand des Mädchens, die ihm auch von Vater und Tochter freudig gewährt wurde.

Der Tag zur Hochzeit wird bestimmt und da Herr Y . . . in diesem Feste eine günstige Gelegenheit sieht, die Welt im Glauben an seinen Reichthum zu bekräftigen, so wird eine für seine Tochter äußerst kostbare Ausstattung angeschafft und selbe durch 8 Tage zur Besichtigung öffentlich ausgestellt, dem Schwiegersohne jedoch nur eine Mitgift von 15,000 Franken zugesichert, welche er am Morgen des Hochzeitstages bekommen sollte.

Diese Vermählung erregte eine ungeheure Sensation in dem betreffenden Quartiere und Viele beneideten den glücklichen Arzt, von dem man glaubte, daß er ein fürstliches Vermögen bekommen werde. Andere aber, die Herrn Y . . . schon längst seiner Prahlerei wegen nicht sehr zugethan waren, machten den Bräutigam aufmerksam, daß sein zukünftiger Schwiegervater ein schlauer Fuchs und lange nicht so wohlhabend sey, als dieser die Welt glauben machen will und er deßhalb auf seiner Hut seyn möge, um nicht eine Braut ohne Vermögen zu bekommen.

Herr X . . . glaubte wohl nicht sehr hieran, aber er nahm sich dennoch vor, nur mit Klugheit zu Werke zu gehen.

So rückte der bestimmte Hochzeitstag heran. Eine lange Reihe prachtvoller Wagen stand bereits vor der Fabrik des Herrn Y . . . und in den Salons

desselben bewegte sich eine bunte Menge reichgeputzter Damen und Herren. Die Beglückwünschungen waren längst vorüber, die bestimmte Stunde der Trauung bereits abgelaufen, aber — der Bräutigam fehlte noch. Die Braut wurde in ihrer ängstlichen Aufregung bald blaß, bald roth; der Vater sah mit jeder Minute mißmuthiger auf die Uhr und die Mutter mit sehnsüchtigen Blicken zum Fenster hinaus, die Gäste zischelten sich Verschiedenes in die Ohren und manches Mädchen lachte boshaft im Geheimen.

Es schlug 12 Uhr und da die Trauung auf 11 Uhr angesetzt war, so entschloß sich Herr Y . . ., mit dem Zeugen der Braut selbst zu Herrn X . . . zu fahren, um nachzusehen, was diesen veranlassen konnte, so lange zu zögern.

Nach wenigen Minuten traten die beiden Herren bei dem Bräutigam ein und waren wie vom Schlage gerührt, denselben im Schlafrocke und mit einem Buche in der Hand auf seinem Sopha liegen und lesen zu sehen.

„Ha, was machen Sie denn?" rief Herr Y . . . dem jungen Arzt höchst aufgebracht entgegen. „Wissen Sie denn nicht, daß Sie um 11 Uhr hätten zur Trauung kommen sollen?"

„Zur Trauung? Heute?" sagte dieser befremdet, aber anscheinend ganz ruhig. „Dies muß ein Irrthum seyn, denn Sie selbst bestimmten, daß ich am Morgen dieses Tages von Ihnen 15,000 Franken zu bekommen habe; da dies bis jetzt nicht der Fall gewesen, so kann auch von der Trauung keine Rede seyn."

Das Gesicht des Herrn von Y . . . wurde vor Zorn und Scham zinnoberroth; er suchte aber seinen Unmuth zu unterdrücken, um sein Haus und seine Familie vor der Schande zu bewahren, aus der Heirath seiner Tochter im letzten Momente Nichts werden zu sehen.

Herr Y . . . hatte sein ganzes verfügbares Vermögen bei sich und dieses bestand in 6000 Franken; der Zeuge seiner Tochter gab ebenfalls 2000 Fr. dazu, aber der hartnäckige Bräutigam ließ sich noch immer nicht bestimmen, zur Trauung zu gehen, sondern beharrte auf dem Empfang der ganzen Summe, um, wie er sagte, später den Frieden der Familie nicht zu stören und keine Unannehmlichkeiten zu haben.

Herr Y . . . mußte sich bequemen, schnell zu einigen Freunden zu gehen, um sich den fehlenden Betrag zu borgen, und erst, als er die vollen 15,000 Franken seinem Schwiegersohne übergeben hatte, warf dieser seinen Schlafrock ab und stand nun höchst elegant in schwarzer Toilette vor seinem Schwiegervater, dem er nun mit außerordentlicher Höflichkeit folgte.

Als sie im Kreise der geladenen Hochzeitsgäste anlangten, herrschte hier bereits eine peinliche Stimmung. Die Braut weinte und die Anwesenden befanden sich in der größten Verlegenheit; das Erscheinen des Bräutigams aber verursachte sogleich eine freudige Bewegung, da sich dieser mit dem boshaften Witze entschuldigte: „Verzeihen Sie, meine Herrschaften, mein spätes Erscheinen, aber ich bin Arzt und mußte noch vorher einen alten Herrn schröpfen."

Nun beeilte man sich, so schnell wie möglich auf die Mairie und in die Kirche zu kommen. Braut und Bräutigam standen bereits vor dem Altar und der Priester liest die übliche Formel; er fragt die Braut, ob sie ihrem Manne für immer angehören, Leid und Freud' mit ihm tragen und ihm unterthänig seyn wolle. Und diese antwortet schüchtern und mit leiser Stimme: „Ja!"

Hierauf richtete der Priester an den Bräutigam die bedungenen Fragen und als dieser ebenfalls aufgefordert wird, zu antworten, greift er an seine Brusttasche und da er in derselben die bewußten 15,000 Franken fühlt, sagt er mit lauter und vernehmlicher Stimme: „Ja!"

Die Vermählung wurde beendigt — wie wird die Ehe werden?

Mannigfaltiges.

Der zum Robbengeschlechte gehörende Seehund ist unter den Bewohnern des Meeres das einzige Geschöpf, das sich förmlich zähmen läßt, sich an den Menschen gewöhnt und ihm seine Treue wie unser Hund bewahrt. Seit mehreren Jahren befindet sich im zoologischen Garten in Amsterdam ein Paar solcher Seehunde, die in einem Wasserbecken leben, das mit Seewasser versorgt wird und worin das Weibchen schon zweimal Junge zur Welt gebracht hat. Diese Seehunde erfreuen sich vor allen Bewohnern dieses zoologischen Gartens, welcher dem Pariser noch vorzuziehen ist, der größten Beliebtheit von Seiten aller Besucher desselben. Diese Seehunde im Amsterdamer Garten unterscheiden nicht blos die Stimmen der Wärter, denen ihre Pflege anvertraut ist, sondern sie erkennen sogar das Geräusch der Schritte des Direktors des Gartens von weitem. Sobald sie ihn kommen hören, stoßen sie einen leisen Ton aus und stürzen sich ihm dann entgegen, um ihm ihre Anhänglichkeit zu bezeigen. Ueberdies haben sie auch Freunde, welche der Anstalt fremd sind. Die Bewohner Amsterdams wetteifern miteinander, ihnen frische Fische und Leckerbissen zu bringen, und jeden Morgen sieht man an dem Wasserbehältniß, worin die Seehunde sich befinden, einen Greis er-

ſcheinen, der von einem kleinen Mädchen und einem nur eine Fauſt großen Hunde aus Havannah begleitet iſt. Kaum dort angekommen, ſpringt das Kind, das die Ermächtigung dazu erhalten hat, über das Gitter und geſellt ſich mit dem Hunde zu den beiden Seehunden. Dieſe beeilen ſich aus dem Waſſer herauszukommen und ihren Freunden entgegen zu kriechen — gehen können die Seehunde leider nicht, da ihre Vorderfüße bis zur Wurzel, die Hinterfüße faſt bis zur Ferſe in der Haut ſtecken —, mit denen ſie ſich dann auf dem Sande ergötzen und in der verſchiedensten Art ſpielen. Man rollt ſich auf dem Sande, ſpielt ſich gegenſeitig Poſſen, doch beſonders theilt man ſich geſchwiſterlich in den Vorrath von Obſt, Kuchen, Backwerk und Waffeln, mit welchem das Körbchen des Mädchens gefüllt iſt. Eines Tages ereignete es ſich, daß der kleine Hund, welcher nicht am wenigſten munter und fröhlich iſt, während er auf den Rücken eines der Seehunde ſpringen wollte, über den Kopf des Thieres ſtürzte und in das drei Fuß tiefe Waſſer des Baſſins hineinfiel. Das arme Thier hielt ſich nur einen Augenblick auf der Oberfläche und verſchwand dann in der Tiefe. Sofort ließen die beiden Seehunde die ſanften flötenartigen Töne, die ihnen eigenthümlich ſind, hören und ſtürzten ſich, ſo ſchnell ſie es vermochten, in's Waſſer. Bald nachher erſchien das Männchen wieder und hielt in ſeiner Schnauze ganz behutſam den kleinen Hund, den es auf den Schooß des kleinen Mädchens in die Sonne legte. Dann bewachten alle Drei mit großer Aengſtlichkeit die Bewegung des Verunglückten, bis ſie ſahen, daß er ſeine Pfoten wieder bewegte, die Augen öffnete und wieder zu laufen anfing. Nun herrſchte eine allgemeine Fröhlichkeit, und die Spiele begannen von neuem, als habe ſich gar kein Unfall ereignet.

(Der Wachsſtrauch.) Die Natur arbeitet dem Menſchen immer mehr in die Hände und ſcheint nun auch die Bienen penſioniren zu wollen. Der Wachsſtrauch wurde entdeckt. Dr. Scherzer berichtet, bei ſeinen Ausflügen in's Innere der Kaptolonie einem Strauche begegnet zu ſeyn, der Beachtung verdient. **Myrica cordifolia** liefert eine Beere, die eine ſo reiche Quantität von vegetabiliſchem Wachs enthält, daß ſich ſchon lange die Küſtenbewohner Wachskerzen daraus gießen. Dieſer Strauch gedeiht auf dem ſandigen Boden, der Küſte entlang, zwiſchen Tafelbai und Faſelbai. Dr. Scherzer nennt ihn den Pionier für alle andern Gewächſe, denn erſt nachdem dieſer wildwachſende Strauch einige Jahre Wurzel gefaßt und den Boden zum Stehen gebracht und befruchtet hat, ſiedeln ſich andere Pflanzenfamilien an. Der Wachsſtrauch blüht im November und trägt kleine dunkle Beeren im März oder April. Drei Büſchel Samen geben, wenn der Saune ganz reif iſt, 9—10 Pfund Wachs. Je älter der Same, deſto ausgiebiger iſt er; die Gewinnung deſſelben iſt ſehr einfach. Die Samenkörner werden in einen Kübel mit heißem Waſſer geſchüttet, worauf ſich das Waſſer auflöst und nach oben tritt, ſo daß man nur abzuſchöpfen braucht. Da die Ernte des Wachsſtrauches in der Kapkolonie in den Monat März oder April fällt, alſo in den Winter des Kap, ſo, meint Dr. Scherzer, ſollte man in Dalmatien und andern Theilen der Küſte Iſtriens die Ausſaat im März oder April, die Ernte im September geſchehen laſſen. Man könnte jedenfalls den Verſuch der Ausſaat im März machen, ſie aber auch im September wiederholen. Beſondere Rückſichten ſind beim Säen nicht zu beobachten. Die Hauptbedingung iſt ſaudiger, trockener Boden. Man hat bisher auf dieſen wildwachſenden Strauch noch keine Kultur angewandt, wiewohl ſeine Ertragsfähigkeit eine ſehr zu beachtende ſcheint.

(Unterbayern. Der ärztliche Rath.) Ein Stammgaſt: „Was hat denn heut' d'Frau Wirthin, warum denn gar ſo kreuzfuchtig, iſt Ihnen denn 'was paſſirt?“ — Wirthin: „Nu, ich meinet ſcho, aber ich mag's gar nit erzählen, weil ich z'erſt weiß, daß Sie Ihne g'rad ſo ärgern werden wie ich.“ — Ein anderer Stammgaſt; „Nun 'raus damit, es wird wohl nit gar ſo ſchrecklich ſeyn!“ — Wirthin: „Nit? nun, woll'n ſehn! Denken's Ihnen nur, kommt mir heut' zufällig der Doktor in Weg; ich frag' ihn ganz unſchuldig, ob er nit ein Mittel wüßt', daß ich ein biſſel magerer werden thät, weil mich mein' Dicken gar ſo genirt, was er mir für eine Antwort geben hat?“ — „Warten's nur,“ hat er g'ſagt, „bis d'Gwerbfreiheit kimmt, nachher werden's ſchon von ſelbſt magerer werden.“

Dieſer Tage wurde in Paris ein handſchriftliches Meßbuch aus dem 15. Jahrhundert verſteigert. Es ſtammte aus der alten Abtei von Saint Loe in Rouen und enthielt 58 Miniaturen und 1100 Briefe, welche merkwürdig gezeichnet und ausgemalt waren. Der Verſteigerungspreis war 24,850 Franks.

Auflöſung des Räthſels in № 66:

Auge.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Freitag, 7. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

8.

Der Fremde, der Peter van der Veer an dem Abend, an welchem sein Sohn ihm entführt worden, zu besuchen gekommen, war ein ehemaliger Kaufmann, mit Namen Hendrick Huybert, zu dem er in früheren Jahren als Mitglied der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft in Geschäftsverbindungen gestanden hatte. Später hatte ihr geschäftlicher Verkehr durch verschiedene Umstände eine Unterbrechung erlitten, und obwohl Beide sich verheirathet und seitdem nicht wiedergesehen hatten, so war dadurch doch ihrer Freundschaft kein Abbruch geschehen und sie hatten mit einander häufig Briefe gewechselt.

Nachdem Peter van der Veer den Freund seiner Frau vorgestellt, erkundigte er sich nach der Ursache, welche auch ihn veranlaßt habe, in diese neue Welt zu kommen.

„Die mich in Rotterdam nach dem Tode meiner heißgeliebten Frau umgebende Leere, das Gefühl der Unbehaglichkeit, besonders aber die stete Erinnerung an ein früheres, freilich schon längst entschwundenes Glück, ich meine nämlich den unersetzlichen Verlust eines einzigen Sohnes, hatten auf mein Gemüth so nachtheilig eingewirkt, daß mir die Aerzte sowohl einen Wechsel der Luft als der Stätte dringend anriethen. Diesem Rathe habe ich Folge geleistet und vor einigen Jahren bin ich hierher gekommen, um meinem Kummer durch den Anblick neuer Gegenstände und durch die Betreibung täglicher Arbeiten eine Ableitung zu verschaffen, und wenngleich das Verlorene unwiederbringlich dahin ist, so gewährt mir doch das hiesige Leben wenigstens einige Zerstreuung."

„Ach!" rief van der Veer, der durch die von seinem Freunde erlebten Schicksale an den eignen so herben Verlust erinnert wurde, „welch eine traurige Erfahrung ich schon nach einem so kurzen Aufenthalte in diesem Lande habe machen müssen! Seit einigen Stunden vermissen wir unsern Sohn und ich habe gegründete Ursache zu glauben, daß er uns von der Hand eines unversöhnlichen Feindes, der sich von meiner hiesigen Anwesenheit Kenntniß zu verschaffen gewußt hat, entrissen worden ist."

„Wie so?" fragte Huybert theilnahmsvoll. „Lassen Sie mich doch das Nähere davon wissen."

Van der Veer theilte ihm das Vorgefallene und seine Vermuthungen ziemlich ausführlich mit.

„Vielleicht," meinte Huybert, nachdem van der Veer seine Erzählung beendigt, „stehen die Sachen doch nicht ganz so schlimm, wie Sie denken. Möglich, daß Ihr Sohn seinen Spaziergang etwas zu weit ausgedehnt und sich in der ihm noch unbekannten Gegend verirrt hat. Hoffentlich werden Sie ihn bald ganz gesund und unversehrt wiederkehren sehen."

„Hendrick, wie gern ich Ihren Worten Glauben schenkte! Aber diesen Kaspar Geldorp, auf welchem mein Verdacht ruht, kennen Sie nicht. Er hegt gegen mich die tödtlichste Feindschaft, und sollte er sich vorgenommen haben, mich meuchlings zu morden, so würde er sich von einem solchen Vorhaben durch Nichts abhalten lassen. Jetzt scheint er es darauf abgesehen zu haben, unsere letzten Lebenstage zu freudenlosen, zu kummervollen zu machen."

„Aber was hat denn den Grund zu einer so bittern Feindschaft gelegt?"

„Das will ich Ihnen offenbaren, Hendrick, obgleich ich diesen Gegenstand höchst ungern berühre. Vor längeren Jahren stand Geldorp als Buchhalter und Kassirer in meinem Geschäft und ich glaubte anfangs alle Ursache zu haben, mit ihm zufrieden zu seyn, da er sich durch Fleiß, Umsicht, Ehrlichkeit und Pünktlichkeit auszeichnete. Aber plötzlich schlug er um. Bald fehlten mir kleinere oder größere Summen, die nur er und kein anderer entwendet haben konnte. Ich überwachte ihn daher und erhielt durch eigenen

Augenschein den Beweis, daß er nicht nur meine Kasse angriff, sondern auch das gestohlene Geld mit dem gemeinsten Gesindel und mit gesunkenen Frauenzimmern in einer übel berüchtigten Kneipe verpraßte. Welch' eine Entdeckung! Um ihm jedoch seine Zukunft nicht ganz zu verderben, entließ ich ihn mit einer eindringlichen Ermahnung, sich zu bessern, aus meinen Diensten. Kurze Zeit darauf erschien bei mir ein sehr angesehener Kaufmann, der sich nach Geldorp's Charakter ꝛc. erkundigte. Auf's Gewissen befragt, vermochte ich nicht ihm ein gutes Zeugniß zu ertheilen. Die nachgesuchte Stelle erhielt er nicht und sein guter Ruf ging in der Stadt unter. Jetzt aber sollte das Schlimmste kommen. Eines Tages wurde ich von einem der ersten Handelsherren des Platzes schriftlich ersucht, mich, sobald es meine Zeit erlaube, zu ihm zu begeben, da er mich in einer für ihn sehr wichtigen Angelegenheit in Rath zu nehmen wünsche. Noch selbigen Tages kam ich seinem Ersuchen nach und ich erfuhr von ihm, daß Geldorp sich um die Hand seiner Tochter bewerbe. Da jedoch über den jungen Mann verschiedene Gerüchte umliefen und ich ihm als Derjenige bezeichnet sey, der darüber die verlässigste Auskunft geben könne, so bitte er mich dringend, — das zukünftige Wohl oder Wehe seines einzigen Kindes ständen auf dem Spiele — ihm die reine Wahrheit zu sagen. Ich überlegte, was zu thun. Die Verbindung eines unschuldigen und sittenreinen jungen Mädchens mit einem Betrüger und Wüstlinge wie Geldorp gut zu heißen, wäre also der unverantwortlichste Mißbrauch eines mir in gutem Glauben geschenkten Vertrauens gewesen. Ich theilte daher dem Vater die von mir an Geldorp gemachten Erfahrungen mit, enthielt mich aber dabei jeder Uebertreibung und überließ es ihm, die Folgerungen daraus selber zu ziehen. Geldorp wurde mit seiner Bewerbung zurückgewiesen. Später lernte ich die Tochter kennen. Um es kurz zu machen, ich verliebte mich in sie, erhielt nach kurzer Bewerbung von ihr das Jawort und von dem Vater die Einwilligung zu unserer Verheirathung. Das schöne junge Mädchen wurde also mein Weib, sie ist es noch, sie ist — meine da sitzende geliebte Theodora.

(Fortsetzung folgt.)

Der Föhn.

Es wurde mehrfach berührt, daß die Hauptursache der in so erschreckender Kürze erfolgten weiten Ausdehnung des Brandes in Glarus der in jener Nacht wüthende Föhnwind war. Recht anschaulich berichtet über die Herrschaft dieses Windes im Alpengebiete Fr. v. Tschudi in seinem Thierleben der Alpenwelt Folgendes: „Im ganzen Bergrevier der Schweiz ist mit Ausnahme weniger Gebiete kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung als der Föhn, im Tessin Fogn genannt. Er ist nicht ein Lokal-, sondern ein allgemeiner, europäischer oder vielmehr afrikanischer Wind. Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Polareisgebiete, die der feuchten, regenbringenden Westwinde der atlantische Ozean, so sind die der oft glühend heißen Südwinde (Föhn) die brennenden Sandwüsten Afrikas. Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen; aber sie verstärken dieselben in der That. Ist der heiße Luftstrom über den Alpen angelangt, so möchte er wohl über diese und ihre Thäler hoch hingehen; aber die Kälte des Schnees kühlt einen Theil seiner Randwellen ab, so daß er sofort schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Dies ist dann um so mehr der Fall, wenn die Gletscher am källtesten sind und die Thalluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf eine gewaltsame Weise vor sich gehen muß. Darum ist der Föhn nach genauen Beobachtungen im Winter und Anfangs Frühlings in den Bergthälern am häufigsten; sowie die Sonnenwärme die Thäler aber erwärmt, so haust er noch in den kältern Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger als am Tage auf. Die atmosphärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, sehr buntes Schleiergewölke, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am starkgerötheten Himmel bleich und glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurtinten. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelnen kältern Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen röthlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher erscheinen; der Hintergrund nimmt eine bläulich violette Färbung an. Von fernher ertönt das Rauschen der obern Wälder; die Bergbäche tosen mit größerer Schmelzwasserfülle weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo er ungeheure Schneefelder bestreicht, erst kalt und rauh sind, kündet sich der angelangte Föhn an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluthen in's Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen auf, die 2 bis 3 Tage mit abwechselnder Gewalt die

Region beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche auffüllen, Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. In den Thaltheilen, die der südlichen Bergmauer zunächst liegen, wüthet er gewöhnlich am heftigsten; denn dort brechen die warmen Luftfluthen am regellosesten und gewaltigsten herein. Auch die thierischen Organismen leiden unter dem Einflusse dieses Windes, der mit seiner trockenwarmen Strömung die Sehnen erst überreizt, dann aber erschlafft. Unruhig ziehen die Gemsen sich auf die Nordseite des Berges oder in tiefe Felsenkessel. Kühe, Pferde, Ziegen suchen mit Mißbehagen nach frischer Luft, während der Föhn ihnen Nachdn und Lunge austrocknet. Kein Vogel ist im Walde und Felde zu erblicken. Die Menschen theilen das allgemeine Unbehagen, das beengend auf Nerven und Sehnen wirkt und dem Gemüthe eine lastende Bangigkeit aufdrängt. Gleichzeitig wird sorgsam das Feuer des Herdes oder Ofens gelöscht. In vielen Thälern ziehen die „Feuerwachen" rasch von Haus zu Haus, um sich von jenem Auslöschen zu überzeugen, da bei der Ausdörrung alles Holzwerkes durch den Wind ein einziger verwahrloster Funke großes Brandunglück stiften kann."

Der Arzt.

„Der Herr Graf läßt Sie ersuchen — seine einzige Tochter ist bedenklich krank!"

„Ich werde alsbald erscheinen," entgegnete Hartwald dem Boten, ordnete seine Toilette und griff nach dem Hut und Stock.

„Blicken Sie der Komtesse nicht zu tief in's Auge," rief die alte Haushälterin dem forteilenden Doktor nach, „Emiliens Schönheit soll schon so manchem unbewachten Herzen verderblich geworden seyn."

Im gräflichen Hause herrschte die größte Bestürzung. Die Dienerschaft rannte planlos hin und wieder.

„O, seyen Sie willkommen, Herr Doktor — ich begrüße Sie wie einen Engel — retten Sie mein Kind!"

Emilie lag in tiefster Erschöpfung dahin, nachdem kurz zuvor eine heftige Aufregung gewaltet hatte.

Hartwald prüfte mit Sorgfalt den Zustand der Leidenden.

„Allerdings sehr bedrohlich, Herr Graf — ein Nervenfieber — doch — ich will versuchen!"

„Nehmen Sie die Versicherung meines innigsten Dankes entgegen. — Es gilt ja nicht das Leben meiner Emilie allein, es steht auch mein Leben und das Leben meines künftigen Schwiegersohnes in Frage, die jungen Leute lieben sich so sehr; o dulden Sie nicht, daß der Brautkranz nur die Schläfe einer Todten schmücke."

Hartwald lächelte und gelobte redlichstes Bestreben.

Wochen vergingen. Emilie wurde schwächer und schwächer.

„Endlich," rief der Doktor mit freudestrahlendem Blicke; „die Krisis ist überwunden, die Gefahr beseitigt!"

Der Graf jubelte.

Die Genesung schritt langsam vor.

Hartwald war oft gezwungen, seine Visiten länger hinauszudehnen, als durch die Nothwendigkeit sich geboten wies.

Der Graf hielt ihn theils mit Aeußerungen des Dankes, theils mit Kundgabe von Ansichten und Entwürfen auf, welche auf die bevorstehende Hochzeitsfeier Bezug nahmen.

Auch Emilie hat nicht selten den Retter ihres Lebens, mit der Zeit des Besuches nicht allzu sehr zu kargen, sie ersuche ihn, nicht blos als Arzt, sondern auch als Freund des Hauses sich betrachten zu wollen.

„Du hattest Recht, Martha," äußerte Hartwald eines Tages gegen seine betagte Haushälterin, „Du hattest Recht, mich vor dem Sirenenblicke Emiliens zu warnen."

Darnach lehnte er sich in einen hohen Armstuhl und blickte in Gedanken verloren vor sich hin.

Die Stunde hatte geschlagen, in welcher Hartwald's Wirksamkeit als Arzt im gräflichen Hause abgeschlossen war.

„Ihnen gebührt der Ehrenplatz bei meiner Hochzeitsfeier," sprach Emilie in allem Zauber jungfräulicher Anmuth und Milde, „nur Ihre Aufopferung und Ihre Kunst läßt mich den schönen Tag begrüßen. Ich erwarte Sie mit Zuversicht."

Der Arzt verbeugte sich, drückte einen glühenden Kuß auf die dargebotene Hand und rief mit gepreßter Stimme: „Werden Sie recht glücklich!"

Abermals vergingen Tage und Wochen.

Als jedoch des Grafen Schloßkaplan Emiliens Hand in die ihres Bräutigams legte und des Himmels Segen für das junge Gattenpaar erflehte, da scholl im benachbarten Marienthurme der schrille Ton eines Zügenglöckleins, das dem armen Doktor Hartwald galt, der in besten Mannesjahren, erschöpft von den Qualen eines heftigen Nervenfiebers, seine Augen schloß.

Mannigfaltiges.

Statistische Mittheilungen im „Lahore Chroniele“ zeigen, daß die reißenden Thiere in Indien mehr Menschenleben kosten, als man gewöhnlich glaubt. Ohne weiter in die Details der vorliegenden Tabellen einzugehen, sey nur erwähnt, daß während der beiden letzten Jahre in den Dschungeln des Pendschab nicht weniger denn 999 Kinder von Raubthieren, und zwar die meisten darunter von Wölfen, getödtet worden sind. Die Anzahl der erlegten Raubthiere war trotz der namhaften Regierungs-Prämien nicht sehr groß. Es waren i. J. 1859 getödtet worden: 12 Tiger, 192 Leoparden, 187 Bären, 1174 Wölfe und 2 Hyänen; zusammen 1567. Und im vorigen Jahre: 35 Tiger, 163 Leoparden, 350 Bären, 2080 Wölfe und 30 Hyänen; zusammen 2658 Bestien. Von den Wölfen, die den meisten Schaden anrichten, waren im Distrikt von Lahore vergangenes Jahr 132 erlegt worden, ohne daß durch sie Jemand früher angegriffen worden wäre. Dagegen waren in derselben Zeit in Sealcote 135 Kinder von Wölfen zerrissen worden, ohne daß man ihrer mehr denn 28 erlegen konnte.

Demnächst wird ein neuer Schach-Wettkampf zwischen Europa und Amerika in Szene gehen. Ein junger Wiener von 22 bis 23 Jahren, Hr. Kohtisch, kam, nachdem er als unbekannter Dilettant in Paris die Herren Horwitz und Anderson im Schachspiel geschlagen, nach London und besiegte dort nach einander alle Herren der Kunst: Löwenthal, Staunton, Bryan u. A., so daß ihm Europa keinen ebenbürtigen Kämpfer mehr entgegenzustellen hat. Die einzige Größe, die ihm zu besiegen noch übrig bleibt, ist der Amerikaner Morphy, den er denn auch, wie der „A. Z.“ aus London berichtet wird, in aller Form herausgefordert hat. Der Kampf soll im Laufe dieses Sommers stattfinden und die bereits eingegangenen Wetten sollen sich auf eine ungeheure Summe belaufen.

Eine russische Dame, die zu einem Diner bei Talleyrand, als er Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, eingeladen wurde, war durch ein unerwartetes Ereigniß genöthigt, eine ganze Stunde später zu kommen. Die hungrigen Gäste murrten und sahen nach der Uhr. Als die Dame endlich eintrat, sagte Jemand zu seinem Nachbar in griechischer Sprache: „Wenn eine Dame weder jung noch schön ist, so sollte sie wenigstens zu rechter Zeit kommen.“ Die Dame, sich schnell umdrehend, erwiederte in derselben Sprache: „Wenn eine Dame das Unglück hat, mit ungeschliffenen Menschen zu speisen, so kommt sie immer noch zu früh.“

(Geschmuggelte Shawls.) Auf dem Pariser Zollamte ist man gegenwärtig mit einem großartigen Verkaufe indischer Shawls und anderer kostbarer Stoffe beschäftigt. Dieselben sollten an der nordöstlichen Grenze Frankreichs auf einem anscheinend mit Holzklötzen beladenen Wagen, die jedoch ausgehöhlt und mit obigem reichen Inhalte angefüllt waren, hereingeschmuggelt werden; die Zollbeamten entdeckten aber die List und lieferten den ganzen Fang an das Zollamt ab. Derselbe wird auf 100,000 Fr. geschätzt.

In einem Hause in der Untergasse in Wien, das vor Kurzem von einer Feuersbrunst heimgesucht wurde, hatte man zufällig eine Katze eingemauert. Nach 12 Tagen enger Haft wurde sie endlich befreit. Sie hatte in der ganzen Zeit weder Speise noch Trank gesehen, und war so abgemagert und ermattet, daß sie sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Der Zufall wollte, daß man ihre Pfote bemerkte, mit der sie oberhalb des Gesimses ein Loch ausgekratzt hatte. Dieses Loch wurde erweitert und das Rettungswerk vollbracht.

Ein Wiener, der dieser Tage einen Ausflug nach Ungarn machte, erzählt: In Palota, einer Station von Pesth, sah ich etwas, was mich und die andern Passagiere höchlichst ergötzte. Es war ein „Pudel als Postmeister“. Ein schöner großer Pudel stand nämlich, als der Zug anlangte, unweit vom Bahngeleise auf den Hinterfüßen, während er mit den Vorderfüßen die gewöhnliche bittende Stellung der Hunde einnahm. Plötzlich wurde ihm von Postwagen herab ein Packet mit Briefen zugeworfen, das der Pudel geschickt auffing und sich damit zu seinem Chef in die Kanzleistube begab. Dieser Pudel kommt, wie mir der Kondukteur versicherte, jedesmal pünktlich zum Postzuge, um in der geschilderten Weise die Briefe in Empfang zu nehmen.

Der gelehrte Lalande saß einst zwischen Frau v. Staël, die häßlich war, aber Anspruch auf Schönheit machte, und der wirklich schönen Madame Recamier. Im Glauben, Beiden etwas Artiges zu sagen, rief er aus: „Wie glücklich sitze ich hier zwischen Geist und Schönheit!“ Schnell fügte Frau v. Staël hinzu: „Ohne eines von beiden zu besitzen.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Sonntag, 9. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Kurz nach meiner Verheirathung überraschte mich Geldorp eines Tages in meiner Arbeitsstube, in welcher ich mich zufällig ganz allein befand. Mit den heftigsten und leidenschaftlichsten Worten beschuldigte er mich zweier Dinge. Das erste, daß ich seinen guten Ruf untergraben, und das zweite, daß ich ihm das Mädchen, welches er geliebt, durch Hinterlist abspenstig gemacht hätte. Vergebens bemühte ich mich, ihm begreiflich zu machen, daß ich meine Frau erst nachdem er von dem Vater eine abschlägige Antwort erhalten, gesehen und kennen gelernt hätte. Dann hielt ich ihm vor, wie er meine Ermahnungen leichtsinniger Weise in den Wind geschlagen und ich ihn dann erst hätte fallen lassen, als mir die untrüglichsten Beweise seiner Unverbesserlichkeit geworden wären. Er wollte jedoch Nichts von mir hören, sondern stellte es als unwiderlegbare Thatsachen hin, daß Theodora seine Geliebte gewesen, daß ich ihn bei ihrem Vater angeschwärzt und mich dann selbst um sie beworben hätte. Ich entgegnete ihm, daß ich mich in dieser Sache als ein Ehrenmann benommen und, auf's Gewissen über ihn befragt, ihm ein solches Zeugniß ertheilt hätte, welches ich vor Gott und Menschen verantworten könne, wobei ich außerdem noch gesucht, ihm so wenig als möglich zu schaden. Im Uebrigen habe er die Schuld davon nicht mir, sondern lediglich seinem eigenen Lebenswandel zuzuschreiben. Er verhöhnte mich auf die frechste Weise und stieß die furchtbarsten Drohungen aus. Die Ruhe und Kälte, mit welcher ich ihn anhörte, erbitterten ihn immer mehr. Zuletzt, in der höchsten Aufregung, schwur er, daß er eine solche Rache an mir nehmen würde, um den Tag zu verwünschen, der uns zusammengeführt habe. — Und dieser Mensch ist jetzt hier. Seiner Schlechtigkeiten wegen hat er das Vaterland meiden müssen und unsere Wege haben uns beide hierher gebracht. Schon hat er die Ausführung seiner Rache begonnen und nur Gott allein weiß, wie sie enden wird."

Diesen Worten folgte ein langes Stillschweigen.

Nachdem Huybert über das Vernommene nachgedacht, sprach er: „Aber wollen Sie denn diesem elenden Menschen, von dem auch ich nichts Gutes gehört, namentlich daß er Freibeuterei treiben soll, diese That so hingehen lassen? Warum nicht dem Gouverneur oder dem Gerichte davon Anzeige machen? Ich, an Ihrer Stelle, würde auf dessen sofortige Verhaftung dringen."

„An Alles dies habe ich bereits gedacht, verspreche mir aber davon nur wenig Erfolg. Wie es mir scheint, so wird Geldorp's Treiben von dem Gouverneur begünstigt, und erhebe ich gegen ihn eine förmliche Klage auf Menschenraub, nur auf den bloßen Verdacht hin und ohne dafür überführende Beweise beizubringen, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß ich der unterliegende Theil seyn werde, mein rücksichtsloser Gegner wird aber darin einen Anlaß mehr finden, seine gegen mich begonnenen Verfolgungen auf allerlei Weise fortzusetzen."

„Leider muß ich dem beistimmen," versetzte Huybert; „die Verwaltung der Kolonie läßt noch Vieles zu wünschen übrig. Indeß wird sich doch wohl noch ein Mittel finden lassen, dem Schurken beizukommen; jedenfalls aber dürfen Sie die Sache nicht als verloren aufgeben. Mittlerweile habe ich Ihnen einen andern Vorschlag zu machen. Ich bin nämlich Eigenthümer einer sehr schön belegenen Ansiedlung in Pavonia, und außer mancherlei anderen Annehmlichkeiten kann ich mich eines großen und behaglich eingerichteten Wohnhauses berühmen, in welchem ich mich jedoch sehr einsam fühle. Da Sie nun, so viel ich vernommen, noch keine Ländereien angekauft haben, so wollte ich mir erlauben, Ihnen die Gastfreundschaft in meiner Besitzung hiermit anzubieten. Kommen Sie Beide mit mir; ich nehme

den aufrichtigsten Antheil an dem Sie betroffenen so beklagenswerthen Schicksale, und während Sie mir Gesellschaft leisten, sinnen wir darüber nach, wie gegen Ihren Feind zu verfahren ist. So lange Sie noch keinen eigenen Hausstand begründet haben, bleiben Sie bei mir."

„Unter diesen Umständen die Gegend, in welcher mein Sohn verloren gegangen ist, verlassen?"

„Die zunächst erforderlichen Schritte können Sie noch hier thun. Morgen mit dem Frühesten schicken Sie Ihre Boten wieder aus, und dann tragen Sie Ihre Angelegenheiten dem Gouverneur vor. Es ist seine Pflicht, Ihnen beizustehen, und ich zweifle nicht, daß er Ihnen alle mögliche Hilfe angedeihen lassen wird."

Nachdem van der Veer das Anerbieten seines Freundes angenommen, begab er sich nochmals in das Schenkzimmer der Taverne. Das unerhörte Ereigniß hatte eine Menge von neugierigen Gästen herbeigelockt, welche dasselbe lebhaft besprachen; keiner aber hatte über das Verbleiben des jungen Mannes irgend Etwas in Erfahrung gebracht.

Folgenden Morgens ging van der Veer, von Huybert begleitet, nach der Veste, wo er dem Gouverneur und dem Sekretär die Sache auseinandersetzte und dabei den Antrag stellte, daß auch von Seiten der Verwaltung die nöthigen Nachforschungen nach dem Vermißten ohne weiteren Zeitverlust angestellt werden möchten. Der Gouverneur fragte ihn, wie er (van der Veer) zu der Annahme gekommen, daß Geldorp der Anstifter der Entführung seines Sohnes sey?

Van der Veer theilte ihm hierauf in einigen Worten das mit, was dem geneigten Leser aus der zwischen den beiden Freunden Abends zuvor gepflogenen Unterhaltung bekannt geworden ist. Der Gouverneur konnte nicht umhin, zuzugeben, daß Geldorp dabei in einem verdächtigen Lichte erscheine. Er wolle die Sache in nähere Ueberlegung ziehen.

„Aber warum nicht gleich einige von Ihren Leuten zur Aufsuchung meines Sohnes aussenden?" fragte van der Veer.

„Wohin denn?"

„Nun, mein Herr, Sie werden doch besser als ich davon unterrichtet seyn, wo die Indianer hausen? Ohne allen Zweifel wird er zu den Rothhäuten gebracht seyn. Indeß mag sein gegenwärtiger Aufenthalt seyn, wo er wolle, so glaube ich doch zu Ihrem Pflichtgefühle vertrauen zu können, daß Sie Ihr ganzes Ansehen und Ihre ganze Macht aufbieten werden, um denselben ausfindig zu machen. Bin ich doch ein holländischer Bürger und als solcher berechtigt, auf den Schutz der Kolonialregierung Anspruch zu machen. Zudem erkläre ich mich hiermit bereit, sämmtliche Kosten allein zu tragen."

Also in die Enge getrieben, ließ der Gouverneur die zu der Wiederauffindung des Verschwundenen erforderlichen Maßregeln ungesäumt treffen, und während dreier Tage wurden die angestellten Nachforschungen mit dem größten Eifer betrieben, leider jedoch ohne allen und den geringsten Erfolg. Die Beamten berichteten dem Gouverneur, daß an dem Abende, seit welchem der junge van der Veer vermißt werde, nur ein einziges Boot von Huggen's Werft abgefahren sey. Wem dasselbe angehöre, sey nicht zu ermitteln gewesen. Hinsichtlich der Indianer, so wären an jenem Tage wohl mehr als hundert in der Stadt gewesen, doch hätten dieselben sich schon wieder früh auf den Rückweg gemacht. Von den Rothhäuten seyen die Mohawker am meisten zu fürchten, auf den Raritanern aber könne gar kein Argwohn haften. Diese lebten mit den Weißen im friedlichsten Einvernehmen; außerdem wären mit dem Krieger Rothschuh ihrer nur sechs dagewesen, welche aber schon lange vor dem Einbruch der Dunkelheit die Stadt wieder verlassen hätten.

Es kann auffällig erscheinen, daß die Raritaner als mit den Weißen im Einverständnisse lebend geschildert wurden, während diese doch über die Ungerechtigkeit der Kolonialregierung gegen sie sich lebhaft beschwerten, und daß Niemand auf den Gedanken gekommen war, wie sie (die Raritaner) die Stadt nur zum Scheine so früh verlassen haben und unter dem Schutze der Finsterniß wieder zurückgekehrt seyn konnten, um die That in desto größerer Sicherheit auszuführen. Aber gleichwohl war dem so.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Natur.

Die Bienenkönigin ist bekanntlich natur- und gesetzmäßig Oberhaupt aller derer, welche innerhalb des Stockes summen und kriechen, und fehlt sie, so wird ein dem Larvenzustand bald entschlüpfendes Mitglied der Königsfamilie, anscheinend ohne Zwischenregierung, auf den Thron erhoben. Wenn keine Biene von Geblüt vorhanden ist, so erzwingen oder pflanzen die konstitutionellen Bienen, aus Schrecken vor der Anarchie, ein neues Oberhaupt für den Bienenstaat. Sie begeben sich zu einer Zelle, die ein noch nicht ausgebrütetes Arbeitsbienenei, oder noch sonderbarer, eine nicht mehr als 3 Tage alte Larve (die Zeit, in welcher unter gewöhnlichen Umständen ihre Nahrung geändert werden würde) ent-

hält und ändern plötzlich die Bedingungen jugendlichen Lebens derselben, so daß sie sich in eine Königin verwandelt. Sie bewirken dies durch Erweiterung der Arbeitsbienenzelle auf Kosten der Vernichtung der umliegenden, durch unbarmherziges Hinschlachten der Inwohner, und dann bilden sie durch die Vereinigung der zuvor zerstörten horizontalen Zellen eine einzige vertikale Wiege, in welcher die Thronerbin, oder vielmehr das bereits regierende Wiegenkind verschanzt ist. Sie füttern die junge Larve unausgesetzt freigebig mit Königspastete während der ganzen ersten Zeit ihres Lebens und behandeln sie in jeder Hinsicht als die Erbin des Thrones, den sie dann zu gehöriger Zeit, muthmaßlich inmitten des Billigungsgesummse des ganzen Bienenstocks, besteigt. Es gibt in der ganzen Geschichte eines Bienenstocks kaum etwas Staunenswertheres als diese Erscheinung, allein sie wird von zuverlässigen Beobachtern verbürgt.

Fassen wir jedoch die Geschichte der Bienen in ihrem gewöhnlichen Verlaufe, wenn keine erzwungene oder beschleunigte Thronnachfolge vorhanden ist, in's Auge. Die Pflicht der Königin besteht darin, Eier zu legen. Auf ihrem Zuge von Zelle zu Zelle zum Zwecke der Eierlegung wird sie von vier bis zwölf Arbeitsbienen begleitet, welche sie mit Honig versorgen, und welche alle ihre Bewegungen bewachend, Sorge tragen, daß sie nur Ein Ei in jede Zelle legt. Sollte sie mehr niederlegen, so entfernen sie alle bis auf Eines, und legen dieselben anderswohin. Gewöhnlich legt sie zwei bis sechs Eier nacheinander und ruht dann eine Weile und kann so ungefähr 200 Eier täglich legen. Die Gesammtzahl der von einer einzigen Königin in einer Jahreszeit gelegten Eier wird verschiedentlich geschätzt von 50,000 bis 100,000. Nehmen wir an, das Frühjahr sey schon ziemlich vorgerückt und die Königin habe im Monat Mai zwischen 10 bis 11,000 Eier gelegt, bestehend aus Arbeitsbienen- und Drohnen-Eiern, dann bauen die Arbeitsbienen ein halbes Dutzend königlicher Zellen, und Ihre Majestät schreitet sogleich dazu, die nothwendigen Eier in dieselben niederzulegen. Wenn der gewöhnliche Termin von sechzehn Tagen verflossen ist, erhalten die Wächter einer der königlichen Zellen durch die Bewegung innerhalb derselben die Andeutung, daß der neue Monarch im Begriff ist, zum Vorschein zu kommen. Schnell fliegt die Kunde von Biene zu Biene und schnell schaaren sie sich um die Zelle zur Bewillkommnung des königlichen Fremdlings. Auch die Königin-Mutter kommt herau, begleitet von ihrer Leibwache. Hier aber haben wir als getreue Geschichtsschreiber eines schmerzlichen Ereignisses Erwähnung zu thun, das Illusionen menschlicher Liebe bei diesen niedrigen Geschöpfen zerstört. Die Königin-Mutter kommt nicht, um ihr Kind zu begrüßen, sondern — wir sagen es mit Leidwesen — um es zu bekämpfen. Dieser unmütterlichen und mörderischen Absicht stemmen sich die Arbeitsbienen, welche sich um die königliche Zelle versammelt haben, entgegen. Sie decken den Eingang, sperren die junge Königin von der Mutter, verstopfen, wenn nöthig, die Oeffnung der Zelle mit Wachs, bis die alte Königin sich zurückzieht, und nähren die junge während ihrer Gefangenschaft mit Honig. Sollte man da nicht meinen, daß alle bösen Leidenschaften in den Bienenstock gekrochen sind und Wohnung gefunden haben in der Brust einer Mutter?

Thatsache ist es, daß in den Bienenstöcken wie im menschlichen Gemeinwesen, zwei Cäsaren nicht gleichzeitig herrschen können, Viktor Emanuel und Garibaldi können nicht zusammen in italienischen Herzen regieren; darum muß Garibaldi in seine Zelle auf Caprera eingesperrt werden, und es ist gut, daß er dies weiß, obgleich er diese Lehre wahrscheinlich von keinem Bienenstock geschöpft. Um indessen wieder auf unsere Bienen zu kommen, so müssen wir bemerken, daß sich der Groll der alten Königin nicht legt. Wenn sie sieht, daß ihre Abkömmlingin und Nebenbuhlerin außer ihrem Bereich ist, so zieht sie in einen Zustande großer Aufregung im Stock umher, und hört auf, Eier zu legen. Gutes entspringt oftmals aus der Eifersucht und den dunkeln Leidenschaften der Menschen, und also gewiß aus eben diesen Gründen bei der Bienenkönigin, die keine verwittwete Königin-Mutter, sondern eine regierende Königin seyn will, und da keine zwei Czarinnen in einem und demselben Stocke hausen können, so muß nothwendig eine derselben weichen.

Die eingesperrte und gut genährte jugendliche weiß Besseres zu thun, als ihre Zelle zu verlassen; die Aufgabe des Weichens fällt ihrer Mutter zu, die denn auch nicht zögert, und unverzüglich ihr Reich verläßt, und zwar, wenn sie in einem vollen Stock ist, in Begleitung von ungefähr tausend Drohnen, welche, wie man sagt, die Wegweiser machen, und von zehntausend Arbeitsbienen. Man weiß, daß diese Thierchen eine Art Wandertrieb besitzen und kennt die Zeit, in welcher sie zu schwärmen im Begriff sind, daher hält man einen leeren Bienenkorb bereit, der, wie in Australien oder Neuseeland, den Einwanderern offen steht, welche keine Zeit mit fruchtlosem Bedauern verlieren und keine sehnsüchtigen Blicke zurückwerfen, sondern sogleich Wachszellen zu bauen anfangen und ihrem eigenen

Berufe nachgehen, während die Königin ihre Eierlegungsarbeit alsbald wieder aufnimmt. Auf so eigenthümliche Art werden die neuen Bienenkörbe in Besitz genommen, und so seltsame Ereignisse kommen in dem alten Stocke vor, um zur Kolonisation des neuen zu führen.

Hat aber nach dieser Auswanderung aus der alten Heimath innerhalb des Stocks nun Alles ein friedliches Aussehen? Schauet einige Minuten hinein, und sehet, was vorgeht. Man sollte meinen, die so wachsam geschützte junge Königin, deren Reich noch auf so schwachen Füßen ruht, werde sich durch Barmherzigkeit auszeichnen; allein dem ist nicht so — sie geht mit Mordgedanken um. Um ihre Herrschaft doppelt sicher zu machen, begibt sie sich, sobald sie allein gehen kann, zu den Zellen, welche ihre jüngern Schwestern enthalten, und sticht sie, mit einer ihrer Bienenmutter würdigen Barbarei, alle zu Tode. Es muß, wie es scheint, unbestrittene Souveränetät im Stocke herrschen, und sie muß auf Kosten vieler Leben gesichert werden. Tadelt ihr darob die Königin-Mutter und die Königin-Tochter? Würden sie nicht, wenn sie menschliche Geschichte lesen könnten, den Vorwurf, mit einigen Parallelen erschwert, auf euch zurückschleudern?

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Garibaldi vor Gericht.) „Garibaldi, meine Herrschaften, für 1 Fr. aus echtem Florentiner Bronze — so kaufen sie doch!“ So rief auf einem Pariser Boulevard ein 14jähriger Junge, und in der That sind 20 Sous für den Befreier von Italien so ein Spottpreis, daß der Verfertiger dieser Statuen keinen besondern Profit haben kann — es wäre denn, daß bei diesen 20 Sous — 1 Frank Reinertrag wäre. So reflektirte auch ein vorübergehender Sergeant de Ville, ging auf den jugendlichen Verkäufer los und fragte ihn nach der „Herkunft“ seines Helden. Der Junge erklärte, Bildhauerlehrling zu seyn und die Büste von seinem Meister als Belohnung für seine guten Dienstleistungen erhalten zu haben. Von dem Argus-Sergeant aufgefordert, ihn zu seinem Meister zu führen, machte er zwar nicht die Miene, als wäre er dazu nicht geneigt, doch scheint ihm, kaum daß er einige Schritte an der Seite des Mannes der öffentlichen Aufsicht gewandelt war, dessen Nähe unheimlich geworden und er ergriff angesichts des Helden von Caprera — den er fest an sein Herz drückte — die Flucht. Allein der Nemesis, die diesmal nicht hinkte, sondern sehr gut zu Fuße war, sollte er nun doch nicht entgehen, und schon des andern Tages stand er in Folge seines Geständnisses, die Büste dem Meister entwendet zu haben, vor Gericht. Mitten auf dem Tische stand das **corpus delicti** — das erhabene Antlitz Garibaldi's ruhig, engelmild.“ Nachdem der Meister vernommen ist, welcher erklärt, daß er die Statue als vollkommen werthlos betrachte, wird zum Verhör des Angeklagten geschritten. Präs.: Sie gestehen also, die Büste gestohlen zu haben? Angekl.: Ich habe den Garibaldi nicht gestohlen, ich habe ihn selbst gemacht, und zwar aus Stückchen Zink, die zu gar nichts Anderem taugten. — Präs.: Aber Sie haben ja in der Voruntersuchung den Diebstahl eingestanden. — Angekl.: Da meinte ich nur die Metallsplitter, nicht den Garibaldi. Präs. (zum Meister): Glauben Sie, daß er diese Statuette selbst gemacht hat? — Zeuge: Es ist möglich. — Angekl.: O gewiß; wenn Sie wollen, so mache ich gleich noch einige Garibaldi und den Papst und Viktor Emanuel dazu! — Präs.: Aber Sie haben nicht das Recht, über Ihre Zeit willkürlich zu verfügen. — Angekl.: Ich habe das Ding in einem freien Augenblicke gemacht. — Der Gerichtshof spricht den kecken Garibaldi-Erzeuger frei.

Jüngst traten zu Bordeaux 2 seingekleidete Damen in einen Buchladen und wünschten 6 Exemplare eines Buches zu kaufen, das nicht nur nicht vorräthig, sondern auch dem Buchhändler nicht bekannt war. Dieser versprach, das Geforderte in 5 Tagen von Paris zu verschreiben, und erbat sich die Adresse der Damen. Ganz dasselbe Stück spielte an demselben Tage in allen andern Buchläden von Bordeaux; in manchen wurden sogar zwanzig Exemplare bestellt. Nach fünf Tagen kamen die Bücher von Paris, vierhundert Exemplare, richtig an, aber die Damen waren spurlos geworden. Offenbar hatten sie dem ganz obskuren Buche nur einen hübschen Absatz verschaffen wollen.

In Berlin wurde die Statue Beuth's, des Förderers der Gewerbe, enthüllt. Als der König sich nahte, warf sich die reitende Schutzmannschaft ungestüm auf die Menge, um Platz zu machen. Da rief der König mit lauter Stimme: Erhitzen Sie sich nicht; die Herren werden mir schon da, wohin ich gehen will, Platz machen! — Die Menge brach in lauten Beifall aus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Dienstag, 11. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Am Abend des vierten Tages gab van der Veer alle Hoffnung auf, daß die Nachforschungen, sowie sie bisher betrieben waren, zu irgend einem glücklichen Ergebnisse führen würden. Er traf daher die zu einer kürzeren oder längeren Abwesenheit von Neu-Amsterdam erforderlichen Anstalten, und nachdem er seinen Wirth davon unterrichtet, wohin er die über seinen Sohn eingehenden Nachrichten zu senden habe, trat er mit Theodora und seinem Freunde die Reise nach der Niederlassung des letzteren an.

Die Landungsstelle der von Pavonia kommenden Boote lag unfern der von Geldorp bewohnten Hütte. Van der Veer konnte nicht umhin, als er derselben ansichtig wurde, Huybert zu bemerken: „Das ist des Schurken Wohnung.“

„Und da ist er in eigener Person,“ versetzte dieser. „Er steht hinter der Thüre und wird uns wahrscheinlich bemerkt haben.“

Manuel, welcher mit Edgar, dem Neger des Herrn Huybert, das Boot zu rudern hatte, blickte ebenfalls nach Geldorp's Hütte hin. „Kommt er mir je wieder in den Weg, so soll er sein Lebtag daran zu denken haben,“ murmelte er halblaut vor sich hin. —

Van der Veer fand die Besitzung seines Freundes äußerst reizend gelegen. Der Garten war mit Geschmack angelegt, die wohlbestellten Felder versprachen eine reiche Ernte und das ziemlich geräumige Haus, obgleich es allen europäischen Prunkes entbehrte, war bei der darin herrschenden Sauberkeit höchst behaglich und wohnlich eingerichtet. Dasselbe war mit Glasfenstern versehen, eine Annehmlichkeit, die van der Veer an vielen andern Wohngebäuden vermißt hatte. Zu erwähnen haben wir noch, daß um das Haus eine breite, reichlichen Schatten spendende Veranda lief, an deren Pfeilern Weinreben und andere Schlingpflanzen sich anmuthsvoll hinaufrankten. Das Gesinde bestand aus sechs Sklaven, nämlich einer bejahrten Schwarzen, Hagar mit Namen und Edgar's Mutter, welche die Dienste der Haushälterin und Köchin versah, und außer Edgar noch vier starken Negern, denen die Feld- und sonstigen Arbeiten zugewiesen waren.

„Wie glücklich würde ich mich hier fühlen,“ rief van der Veer schweren Herzens, „wenn ich von dem meinen armen Jungen überkommenen Schicksal nur einige Kunde hätte!“

Und Theodora sprach mit thränenden Augen: „Möge der Höchste über seine Tage wachen, sofern er noch am Leben geblieben!“

„Vertrauen wir zu Gott!“ rief Huybert, „und lassen Sie uns den Muth nicht verlieren! Wer weiß, welche Nachrichten uns schon die nächste Zukunft bringen wird.“

9.

Eines Abends saßen Edgar und Manuel in der Nähe des Hauses, sich von den guten Eigenschaften ihrer vortrefflichen Herren unterhaltend, als ein Indianer auf sie zutrat und die Frage an sie richtete, ob Mynheer van der Veer da wohne?

„Wünschet Ihr meinen Herrn etwa zu sehen?“ fragte ihn Manuel.

„Daß ich ihn sehe, ist eben nicht nöthig,“ versetzte der Indianer. „Ich habe für ihn einen Brief, welcher ihm sicher zu Händen kommen muß.“

„Wer seyd Ihr und woher kommt Ihr?“

„Das kann Euch völlig einerlei seyn,“ antwortete der Wilde. „Ueberge bet Eurem Herrn dieses Schreiben und laßt mich meines Weges ungestört weiter ziehen.“

Damit warf der Indianer dem Neger den Brief zu. Im nächsten Augenblick war er in der Dunkelheit verschwunden, und obgleich Manuel und Edgar ihm sofort nachsetzten, vermochten sie doch nicht seine Spuren zu entdecken.

Währenddem ſaß Huybert mit ſeinen Gäſten in einem der nach Norden gelegenen kühleren Zimmer ſeines Hauſes. Natürlich, daß die Unterhaltung den Vermißten zum Gegenſtande hatte. Noch immer waren keine Nachrichten von ihm eingelaufen.

„Gegen alle Hoffnung anzuhoffen," bemerkte Huybert, „gewährt der Seele weder Ruhe noch Troſt. Indeß ſcheint es mir, als ob Sie der Verzweiflung noch nicht Raum zu geben hätten, da alle Mittel noch nicht erſchöpft ſind. Sollte aber —"

In dieſem Augenblick erſchien Manuel, welcher ſeinem Herrn die ihm von dem Indianer übergebene Sendſchrift übergab und ihm dabei auseinanderſetzte, auf welche Weiſe ſie in ſeine Hände gekommen war. Die Hülle des Schreibens beſtand aus zwei Stückchen zarter Baumrinde, welche mit einer aus Baſt gedrehten Schnur zuſammengehalten wurden. Eine Aufſchrift war jedoch nicht darauf befindlich. Mit zitternden Händen zerriß van der Veer die Schnur. Sein Auge fiel auf zwei Blättchen Papier, welche nicht nur aus ſeines Sohnes Taſchenbuche geriſſen zu ſeyn ſchienen, ſondern auch — nein, es war kein Irrthum — von ſeiner eigenen Hand mit Bleiſtift beſchrieben waren.

„Von Wilhelm!" rief er freudig überraſcht.

„Dann iſt er ja noch am Leben!" jauchzte Theodora. „Lies doch!"

Van der Veer las wie folgt:

„Innigſt geliebte Eltern!

„Mit Freuden mache ich von einer ſich mir dargebotenen Gelegenheit, Ihnen ſchriftlich Nachrichten von mir mitzutheilen, Gebrauch. Ich befinde mich in vollkommener Sicherheit, darf aber jetzt zu Ihnen noch nicht zurückkehren. Wie ich unter die Indianer gerathen bin, werden Sie erſt in einer ſpäteren, hoffentlich nicht zu fernen Zeit von mir erfahren können. Die Indianer, in deren Hände ich durch Liſt gerathen bin, hatten eigentlich die Abſicht, mich als ein Sühnopfer für einen von einem Weißen umgebrachten Wilden dem Tode zu weihen, und ſchon war der Scheiterhaufen, auf welchem ich hingeopfert werden ſollte, angezündet, als ich von einer edlen, hochherzigen jungen Indianerin dem Tode entriſſen wurde. Aber das Leben iſt mir nur bedingungsweiſe geſchenkt worden; ich habe nämlich angeloben müſſen, meinen jetzigen Aufenthaltsort, ohne die ausdrückliche Erlaubniß dazu erhalten zu haben, nicht zu verlaſſen. Indeſſen lebe ich der Hoffnung, meines Wortes früher oder ſpäter entbunden zu werden. Die mir bis jetzt widerfahrene Behandlung iſt eine menſchenfreundliche, und da ich mich des Wohlwollens meiner Retterin und Beſchützerin zu erfreuen habe, ſo iſt für mein Leben nichts zu befürchten. Da ich das, was ich ſchreibe, meinen Hütern buchſtäblich mitzutheilen habe, ſo darf ich Ihnen die Gegend, in welcher ich jetzt weile, nicht näher bezeichnen. Ich kann mich daher nicht ſo deutlich ausſprechen, wie ich es wünſchte, wage daher auch nicht, den Namen des Mannes, der mir die Schlinge gelegt, hier niederzuſchreiben. Möglich, daß dieſe Blätter durch eine Unvorſichtigkeit des Boten nicht an ihre rechte Beſtimmung gelangen. Wer aber unſer Feind iſt, werden Sie ſchon errathen haben. Auch erheiſcht es die Vorſicht, daß Sie, ſo lange ich mich noch unter den Wilden befinde, nichts gegen ihn unternehmen. Ohne allen Zweifel wird er mich nicht mehr unter den Lebenden wähnen. In einer ſpäteren Zeit ſoll er ſeiner Strafe ſicherlich nicht entrinnen. Mit der Verſicherung, daß ich ſicher aufgehoben bin und nichts Böſes mehr zu befürchten habe, verbleibe ich Ihr Sie liebender und gehorſamer Sohn."

„Jetzt fort mit aller Trauer!" rief Huybert freudeſtrahlenden Geſichts. „Der Verlorene iſt noch am Leben!"

„Gott ſey gelobt und geprieſen!" rief der Vater mit leichterem Herzen.

„Amen!" ſprach Theodora mit Thränen der Freude in den Augen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Natur.

(Schluß.)

Es kann im Verlauf der Dinge geſchehen, daß zwei junge Königinnen gleichzeitig aus ihren reſpektiven Zellen hervorkommen. Das ſcheint die alte Königin in Furcht zu verſetzen und ſie von ihrem Kindsmordsvorhaben abzubringen, weßhalb ſie dann ſogleich mit ihrem Dienerſchwarm von hinnen zieht. Nun könnte es ſcheinen, als ob alles Unſchuld und Betriebſamkeit im Stocke ſey. Vergeſſet aber nicht, daß zwei Königinnen beiſammen ſind — ein Umſtand, der ebenſo ſchlimm iſt, wie zwei von verſchiedenem Alter. Der Unterſchied liegt zwiſchen Furcht und Eiferſucht. Wiederum können keine zwei Czarinnen vorhanden ſeyn. Wie ſoll dieſer Uebelſtand beſeitigt werden? Keine von beiden wird hinausgehen, oder ruhig bleiben. Es erübrigt ihnen alſo nichts, als der Kampf. Bei dem Menſchengeſchlechte kämpft das Volk, und die Herrſcher führen den Oberbefehl; unter Bienen dagegen kämpfen die Herrſcher,

Digitized by Google

und das Volk schaut zu. Wäre es bei uns so, die Kriege würden auf der ganzen Erde vielleicht aufhören. Allein wir müssen bei den Bienen und ihren Schlachten bleiben. Diejenigen, welche nach dem Schwärmen zurückbleiben, theilen sich in zwei Partheien, die sich gegenseitig um ihre Königin aufstellen, und den Boden des Stockes zum Schlachtfelde machen.

Werfet nun einen Blick auf die Heere, wie sie sich nähern, um einander in's Auge zu fassen, aber nicht um zu kämpfen. Ein Einzelkampf zwischen den Herrschern ist die Losung des Tages, und die versammelten Heerschaaren sind blos betheiligte Zuschauer, welche mit untergeschlagenen Vorderbeinen dasitzen. Die Nebenbuhler-Königinnen treten vor und fallen mit unlenksamer Wuth über einander her. Sie packen sich mit ihren Kinnladen am Halse, an Kopf und Beinen. Durch reißend schnelle Flügelschwingungen suchen sie sich gegenseitig außer Fassung zu bringen. Sie stoßen ihre Köpfe zusammen, halten sich mit ihren Beinen fest und suchen einander auf jede mögliche Weise zu stechen. Sie entblößen ihre Stacheln wie Schwerter und suchen die verwundbaren Theile zwischen den Ringen des Körpers, am Halse, oder an dem die Brust und den Unterleib verbindenden zusammengezogenen Theil zu erreichen. Dies ist ein Zweikampf auf Leben und Tod — ein tödtliches Schwertspiel. Nicht ein Zuckzuer zieht sein Bein hervor. Ein allgemeines Gesimme bezeugt die Aufregung, oder vielleicht eine allgemeine Stille. Endlich wird der verhängnißvolle Streich gegeben, das Schwert dringt zwischen den Ringen hindurch und in die Lebenstheile ein. Jetzt bebt die Durchbohrte zurück, strauchelt und fällt, schließt nach einer oder zwei krampfhaften Zuckungen auf ewig die Augen.

Der Mensch ist in seinen Versuchen zur Schaffung der vollkommensten Linse unbewußt zu einer Nachahmung des Bienenauges gelangt. Sein Streben ging dahin, die Abirrung des Lichts zu verhindern, welche verursachte, daß seine Linsen den Gegenstand, den er seiner Erforschung unterziehen wollte, färbten und verzogen, und er erreichte diesen Endzweck dadurch, daß er zusammengesetzte Linsen von ungleichen Dichtigkeiten anwendete. Als er nach langem Studium eine achromatische Linse zu Stande gebracht, hatte er nur dasselbe erreicht, was die kleine Biene schon besaß. Und wie sonderbar ist der Gedanke, daß der Mensch durch den Gebrauch seiner eigenen achromatischen Linse zuerst genau die der Biene wahrnahm! Das kleine Insekt hatte sie vielleicht Tausende von Jahren hindurch schon gebraucht, ehedenn der Mensch die Erde betrat. Durch ihre wundervollen Linsen und zahlreichen Facetten gewinnt die Biene Licht in den dunkeln Blumenkelchen. In diese Blüthenhöhlungen bringt sie, sozusagen, Tausende von Lichtsammlern und Strahlenbrechern, die im Stande sind, ein einzelnes Gemälde mittelst einer großen Anzahl kleinerer Bilder zu schaffen. In den dunkeln Bienenkorb trägt sie denselben optischen Apparat hinein, und fängt damit auch den geringsten Lichtstrahl auf. Wenn, wie man behauptet, Bienen stets im Dunkeln arbeiten, so darf man wohl fragen: hat denn nicht jede von ihnen drei- bis viertausend Erleuchter? und wenn wir die vielen Tausende derselben in's Auge fassen, die alle durch den ganzen Bienenkorb hindurch in optischer Thätigkeit sind, wie kann man sagen, daß diese Geschöpfe im Dunkeln arbeiten?

Die letzte Fee.

Aus dem Französischen des Jules Sandeau, übersetzt von Maria Bianca de C. *)

Kaum hatte ich mein fünfzehntes Jahr erreicht, als sie mir zum ersten Male erschien. Es war an einem schönen Maiabend. Ich war allein vor die Stadt hinausgewandert, durchstreifte ziellos und träumend die Felder, traurig, ohne zu wissen weßhalb; seit langer Zeit fühlte ich so im Herzen und liebte die Einsamkeit.

Ich sah die Sonne in ein Meer von Purpur und Gold niedertauchen; von den Hügeln die Schatten herunterglleiten und sich dann in die Ebene verbreiten, die Sterne wurden einer nach dem andern auf dem blauen Zelt des Himmels angezündet, an dem Ufer des Teiches sangen die Laubfrösche, in langen Zwischenräumen ertönte der liebliche Schlag der Nachtigall, ich hörte das Säuseln der Blätter, hörte sogar Rieth und Binsen sich unter dem Hauche des Windes mit leisem bangen Geflüster biegen. Der Mond, der in seiner ganzen Gluth am Horizont aufzustiegen, ruhte nun silbern und friedlich auf den Wolken und ließ seine bleichen Strahlen auf die Nacht herabströmen; die Lüfte wehten lau und duftend, längs dem blüthenvollen Hag vernahm ich das Gezwitscher der jungen Vögel, die sich in ihren Moosnestern liebkosten.

Weiter, immer weiter wandelte ich, und meine Seele öffnete sich allen diesen Melodien, allen diesen balsamischen Düften, als ich auf einmal einen Schwarm junger Mädchen gewahrte, die einander bei der Hand hielten und singend nach der Stadt zurückkehrten, sie sangen vereint den Frühling und die Liebe, in der Stille der schlummernden Felder erklangen ihre reinen Stimmen wie das ferne Brausen eines

*) Eine Dame aus den höhern Ständen Frankreichs, die, eine Verehrerin der deutschen Literatur, sich selbst in derselben versucht.

Waſſerfalls. Ich verbarg mich hinter einem Schlehdorn, und ſah ſie vorüberſchweben den weißen Schatten gleich, die Nachts rings um See und Bach ihre leichten Tänze bilden und beim erſten Schimmer des Morgens verwehen. Das Licht der Sterne ließ mich ihre blonden oder braunen Köpfchen unterſcheiden, ich hörte das Rauſchen ihrer Kleider und athmete in langen Zügen den geheimnißvollen Duft dieſer Holdgeſtalten ein, der mich ſüß berauſchte.

Als ſie ſich entfernt hatten, fühlte ich mich von einer unbekannten Sehnſucht ergriffen, ſetzte mich auf einen Hügel am Rande der Wieſen, die ſich zu meinen Füßen wie ein Ozean ausdehnten, bedeckte meine brennende Stirn mit beiden Händen und blieb in tiefen Träumen verſunken; umſonſt ſuchte ich die leiſe Stimme und die Regungen meines Herzens mir klar zu machen.

Was ich empfand, kann ich nicht beſchreiben, meine ſchwerbeklommene Bruſt wollte zerſpringen, es war als ob ſich in ihr eine verborgene Quelle einer eingehemmten Fluth nach Außen zu ergießen ſtrebte. Helle Thränen entrannen meinen Augen und erquickten mein Herz mit unſäglicher Wolluſt.

Wie lange dieſer Zuſtand dauerte, weiß ich nicht. Als ich aufblickte, ſtand eine himmliſche Geſtalt vor mir, die mich mild lächelnd anſah; ein lilienweißes Gewand floß in anmuthsvollen Falten ihren ſchönen Leib herunter, und ließ auf dem Raſen, den ſie kaum berührte, ihre Marmorfüße gewahr werden; ihr goldenes Haar umwallte frei ihren Nacken; den Blumen gleich, die ihr Haupt bekränzten, blühten ihre Wangen, aus dem roſigen Alabaſter ihres Angeſichts ſtrahlten ihre Augen, wie zwei Veilchen, dem Schnee entſproſſen, beim erſten Ruf des Lenzes; ihre Arme waren ohne Schmuck , die eine Hand ruhte an ihrem Buſen, während mir die andere eine freundliche Einladung zuwinkte.

Stumm und unbeweglich betrachtete ich ſie, ſie mußte dem Paradies entſtiegen ſeyn, denn ihre Schönheit hatte nichts mit der Schönheit der Töchter der Erde gemein; der Luftkreis, der ſie umgab, hüllte ſie ein wie ein Lichtgewand.

Wer biſt Du? rief ich, indem ich die Arme nach ihr ausſtreckte.

Freund, antwortete ſie und ihre Stimme war milder als der Abendwind, ich bin die Fee, welche der König der Genien bei Deiner Geburt an Deinem Buſen einſchläferte; dieſen Morgen noch ſchlummerte ich da, und erwache nun beim erſten Seufzer Deines Herzens. Mein Leben iſt aus Deinem Leben gewoben, ich bin Deine Schweſter und werde Deine Begleiterin ſeyn bis zum Tage, wo ich, von Dir getrennt wie eine welke Blume von ihrem Stengel, Dich auf der Mitte des Weges verlaſſen muß, den wir zur Hälfte miteinander gewandelt; dieſer Tag iſt nicht fern, theurer Freund, die Roſe, die nur flüchtige Augenblicke blüht, iſt das Bild meines Schickſals. Um mich zu lieben, warte nicht, bis Du mich verloren, denn Deine Thränen könnten mich nicht mehr in's Leben zurückrufen, wenn ich dahin eile; meine Hand hält weder einen magiſchen Zweig noch Zauberſtab und ich beſitze keinen andern Schmuck als die in mein Haar geflochtenen Blumen, ich überhäufe Dich aber mit mehr Schätzen, als je eine wohlthätige Fee über eine königliche Wiege ſtreute; eine Krone will ich Dir auf die Stirne ſetzen, die ſelbſt Könige mit der ihrigen vertauſchen würden. Wenige Fürſten ſollen in ihren Paläſten ein Gefolge dem Deinen gleich haben. Unſichtbar begleite ich Dich und bleibe ſtets an Deiner Seite, überall wirſt Du meine Einwirkung fühlen, ich will den Pfad verſchönern, auf welchem Du wandeln mußt, Nachts umduftete ich Dein Lager, und in der ganzen Natur wird meine Seele Dir bei Deinem Erwachen entgegen lächeln; herrliche Feſttage werden wir feiern. Dieſe Gaben, die ich Dir bringe, lerne ihren Werth erkennen, ergreife ſie, ehe ſie Dir entſchlüpfen, bewahre ſie für den andern Theil des Weges, den Du allein zu vollenden haſt; ich habe es Dir geſagt, nur wenig Zeit iſt mir vergönnt zu leben, es ſteht aber in Deiner Gewalt, mein ſchwaches, koſtbares Daſeyn zu verlängern; ich gleiche jenen ſeltenen Blumen, die man vor der Gluth der Sonne und vor dem kalten Regen ſchützen muß; zart ſind meine Füße, ſchone ſie; die Blüthe meiner Wangen iſt vergänglicher als die der wilden Reben, ein einziger Tag kann ſie abſtreifen! ſetze mich nicht verſengenden Strahlen aus, führe mich unter ſchattige Lauben. Mache, daß kein Gefühl der Reue den ſchon ſo bitteren Gram vermehre, den Du empfinden mußt, wenn Du mich verlierſt, möge die Erinnerung an mich Dir ſüß ſeyn, möge ich Dein Herz mit einem milden Schimmer erhellen, wenn ich längſt aufgehört, Dein Leben zu lichten und zu erwärmen.

Mit dieſen Worten neigte ſie ihr blondes Haupt zu mir nieder wie ein ſchützender Engel, der ſich über eine Wiege beugt und ich fühlte meine Stirn von ihren Lippen berührt, die friſcher, duftender waren, als der Balſam, der am Rande der Quelle blüht. Ich breitete die Arme aus ſie zu umfangen, aber die weiße Erſcheinung war wie ein Traum verſchwunden.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Freitag, 14. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Früh am folgenden Morgen fuhr ein schmales Boot in eine von dichtem Gebüsch umgebene, unfern der Huybert'schen Ansiedlung belegene kleine Bucht ein. Zwei Männer sprangen ans Ufer. Der eine war Geldorp, der andere Hans Schaick, des Freibeuters rechte Hand, sein Gefährte und Steuermann zur See, und sein Genosse in allen seinen strafwürdigen Unternehmen zu Lande. Nachdem sie den Nachen in dem Gebüsch versteckt hatten, schlugen sie eine aus der Zeit der Indianer herstammende Fährte ein. „Wo mag denn der Pfad liegen, auf welchem er seine Morgenspaziergänge zu machen pflegt?“ fragte Geldorp, wobei er seine Blicke umherschweifen ließ. „Ah! Ich entsinne mich. Mein Späher sprach von einer Gruppe hoher Nußbäume.“

„Die erhebt sich an jener Seite,“ bemerkte Schaick, „dort am Saume des Urwaldes.“

Vorsichtig am Rande der mit großen Kornstanden bestandenen Felder dahinschleichend, hatte das Paar die fragliche Stelle bald erreicht und sie suchten nun ein Versteck, von welchem aus die von dem Hause herkommenden Personen erblickt werden konnten. Nach Verlauf von etwa zehn Minuten sahen sie van der Veer, von seinem treuen Manuel begleitet, sich der Baumgruppe nähern.

„Der verwünschte Neger ist schon wieder bei ihm,“ flüsterte Geldorp. „Thut nichts; seine Tage sind so gut wie abgezählt. Ha! da kommt ja Huybert auch angelaufen. Schon gut; mir einerlei, wie Viele ihrer zusammen sind, mir kommt es für jetzt nur darauf an, sein Gesicht zu sehen, um zu wissen, wie er seinen Verlust erträgt.“

Die beiden Freunde begannen ihren Spaziergang.

„Habe ich recht gehört, so hat er eben aus Herzensgrund gelacht,“ bemerkte Schaick. „Das ist eben kein Zeichen von Niedergeschlagenheit.“

„Wartet nur, bis er näher heran gekommen ist; vielleicht, daß er über irgend einen unvermutheten Anblick hat lachen müssen.“

Nach etwa fünf Minuten hatten die beiden Freunde sich der Baumgruppe genähert. Van der Veer sah ganz frah und unbefangen aus. „Wie ist das zu deuten?“ fragte sich Geldorp. „Als er die Nachricht von dem Verschwinden seines Sohnes erhielt, war er vor Traurigkeit fast wahnsinnig.“

Neben dem Fußpfade lag ein alter Baumstamm, auf welchen van der Veer und Huybert sich setzten. Manuel ließ sich zu ihren Füßen auf den Rasen nieder. Die beiden Horcher, etwa nur zehn bis zwölf Schritte von ihnen entfernt, waren auf diese Weise im Stande, jedes gesprochene Wort zu hören.

„Nein, lieber Peter,“ begann Huybert, „da müssen Sie noch viel früher aufstehen, wenn Sie glauben, sich unbemerkt davon schleichen zu können. Aber was hat sie denn dazu veranlaßt?“

„Ich fühle mich heute so ungewöhnlich heiter gestimmt, daß ich es im Bette nicht mehr habe aushalten können,“ versetzte van der Veer. „Auch Theodora ist schon auf, aber die Feuchtigkeit des Grases hat sie abgehalten, mit mir zu gehen.“

„Die Gesellschaft Ihrer Frau würde mir sehr angenehm gewesen seyn,“ versetzte Huybert. „Ohne Schmeichelei, lieber Freund, an Ihrer Gattin besitzen Sie einen unbezahlbaren Schatz.“

„Das ist Wahrheit. Ohne sie würde mir das Leben nicht halb so werth seyn. Sie ist der Born all meiner Freuden.“

„Der Verlust einer Lebensgefährtin, besonders wenn sie eine fühlende, treue und sorgsame Gattin und Mutter gewesen, ist ein unersetzlicher. Wie freudenleer mir jetzt die Zukunft erscheint! Freund, noch blutet mir das Herz, wenn ich an die Zeit zurück denke, wo ich ein glücklicher Gatte und Vater war. Möge Ihnen ein Schicksal wie das meinige nicht vorbehalten seyn!“

„Das iſt mein tägliches Gebet zu Gott. Nach meiner Gattin Tode möchte ich allein nicht länger mehr hienieden weilen. Theodora's Gedanken ſtimmen in dieſem Punkte mit den meinigen ganz überein, und oft hat ſie mir geſtanden, wie dankbar ſie dem Höchſten, daß er ſie nicht das Weib jenes Kaspar Geldorp habe werden laſſen. Ebenſo habe auch ich unzählige Male Gelegenheit gehabt, Gott zu danken, daß er ſie vor dieſem Schickſal gnädiglich behütet hat. Ha! welch ein merkwürdiges Geräuſch?“

„Das ſind Kaninchen, von denen dieſer Theil des Holzes ganz voll iſt. Ich habe hier Fallen aufſtellen laſſen, vielleicht, daß ſich ſo deren eines darin feſtgelaufen hat.“

„Ein ganz eigenthümlicher Ton,“ bemerkte van der Veer. „Doch werde ich mich mit der Zeit an dieſe Töne ſchon gewöhnen. Das Leben im Urwalde habe ich noch nicht kennen gelernt.“

„Müſſen aber bald anfangen, es kennen zu lernen, wenn Sie hier zu bleiben beabſichtigen. Indeſſen machen wir uns wieder auf den Weg. Ihre Frau, die heute ſo früh aufgeſtanden, dürfen wir auf das Frühſtück nicht zu lange warten laſſen.“

Die Freunde erhoben ſich und gingen weiter.

„Was mag ihn denn wohl in eine ſo frohe Stimmung verſetzt haben?“ fragte Geldorp.

„Und er hat darum nicht ſchlafen können,“ bemerkte Schaick.

„Möchte wohl wiſſen, was ihm Angenehmes begegnet iſt,“ hub Geldorp an. „Einerlei, Hans, wie und was mein Feind von mir denkt, habt Ihr aus ſeinen Worten vernommen. Seinem Freunde Huybert hat er ſein Herz ganz offenbart, aber zu gleicher Zeit hat er auch mich die zarteſte und empfindlichſte Stelle darin erblicken laſſen. An dieſer Stelle muß er getroffen werden, und wenn ich ihn da nicht treffe, bin ich ein Lügner!“

10.

Eines Morgens ſah Wilhelm den Boten, welchem er die mit Vorſicht abgefaßten Zeilen zur Uebergabe an ſeine Eltern anvertraut hatte, mit großer Freude auf ſich zukommen. Seine ſeit vier Tagen wegen der ſichern Beſtellung des Briefes gehegte Ungewißheit ſollte ſich jetzt endlich in Gewißheit umwandeln.

„Deinen Brief habe ich abgegeben,“ redete ihn der Indianer an. Dieſes war der Neffe des Häuptlings, Mamawikoe mit Namen, der in den Augen der jungen Raritanerinnen für einen der ſchönſten Jünglinge des Stammes galt.

„Und Du glaubſt, daß er zu Handen meines Vaters gekommen iſt?“

„Davon halte ich mich feſt überzeugt. Dein Vater wohnt aber nicht mehr in dem großen Dorfe der Weißen, ſondern in dem Wigwam eines Mannes Deines Volkes jenſeits des Cohotatea (Hudſonfluß), den ſie Huybert nennen. Seine Hütte iſt von vielen Kornfeldern umgeben.“

Wilhelm fühlte ſein Herz durch dieſe Nachricht unendlich erleichtert. Seine Eltern hatten alſo in ihrer jetzigen des Troſtes ſo bedürftigen Lage einen Zufluchtsort und die Theilnahme eines Freundes gefunden, deſſen Namen er von ſeinem Vater oft hatte nennen hören. „Aber wem haſt Du denn den Brief gegeben?“ fragte er.

„Einem großen ſchwarzen Neger.“

„Das iſt meines Vaters Diener, Manuel. Wie mir ſcheint, haſt Du Dich Deines Auftrags mit Klugheit entledigt. Mamawikoe, jetzt bin ich außer Stande, Dich für dieſen Dienſt auf eine angemeſſene Weiſe zu belohnen, hoffentlich aber wird ſich ſpäter eine Gelegenheit dazu finden.“

„Vielleicht,“ verſetzte der junge Wilde, auf deſſen Geſicht ein Zug von Traurigkeit ſichtbar wurde.

Ein fröhlicher Geſang wurde hörbar. Sonnenſtrahl trat auf ſie zu. Nachdem ſie Mamawikoe flüchtig die Hand gereicht, begrüßte ſie den Gefangenen mit großer Freundlichkeit. Der Indianer warf einen wehmüthigen Blick auf Sonnenſtrahl und begab ſich dann ſchnellen Schrittes hinweg.

„Fühlſt Du Dich heute zu einem Spaziergange ſtark genug?“ redete Sonnenſtrahl ihren Schützling an. „Ich möchte Dir ſo gern einige Fragen ſtellen.“

„Mit Vergnügen werde ich mit Dir gehen und Deine Fragen nach beſtem Wiſſen zu beantworten ſuchen,“ verſetzte Wilhelm.

Sie gingen. Jenſeits des Baches führte der Pfad zu einem geräumigen Thale, in welchem die hohen Bäume nur in einzelnen Gruppen ſtanden, und deſſen Boden von Geſtrüpp und Unterholz ganz frei war. Die in dieſer Einſamkeit herrſchende hehre Stille wurde nur durch das Gezwitſcher der Vögel unterbrochen und die Wohlgerüche der im friſchen Morgenthau glänzenden Waldblumen wirkten auf die Sinne wohlthätig ein; der Anblick des Ganzen aber hatte etwas Erhabenes, Feierliches.

(Fortſetzung folgt.)

Die letzte Fee.

(Schluß.)

War es nicht ein Traum geweſen? Ich durchſtreifte auf's neue raſtlos die Felder einem Wahnſinnigen gleich und warf mich dann ermattet auf den Raſen hin, den ich mit heißen Thränen benetzte;

ich drückte den schlanken Stamm der Birken an meine Brust, und es war mir, als ob sie unter meiner stürmischen Umarmung erbebten. Sehnend blickte ich zu den Sternen und sprach zu ihnen, sprach zu den Blumen, zu den Bäumen. In mir fühlte ich das Leben überströmen und sich über die ganze Natur verbreiten, der Damm war hinweggerissen. Ich lachte und weinte zugleich; vor mir lag ein Meer namenloser Seligkeit.

Als es zu dämmern anfing, glaubte ich das Erwachen der Schöpfung zum ersten Male zu schauen, mit Freuden und Stolz athmete ich die reine Luft, ich glaubte einen Augenblick, daß sich meine Seele dem Körper entfessele, um frei durch den Raum zu fliegen, in den milden Düften, welche die aufgehende Sonne von den Hügeln trennte. Von der Höhe des Berges, den ich erreicht hatte, maß ich den Hügel mit einem siegenden Blick. Es schien mir, als wäre die Erde mir eben erschaffen worden und ich wäre der Gebieter der Welt.

Ich war nicht dreißig Jahre alt, als sie mir zum zweiten Male erschien. Es war an einem schönen Oktoberabend. Ich war allein vor die Stadt hinausgewandert, durchstreifte ziellos die Felder, unglücklich ohne zu wissen weßhalb; seit langer Zeit fühlte ich so im Herzen und suchte die Einsamkeit ohne sie zu lieben.

Der Himmel war umwölkt. Mit unheimlichem Stöhnen riß ein kalter Nordwind die letzten Blätter der Bäume fort. Der Haag hatte nur seine Beeren als Schmuck, ein klägliches Bellen, das aus einem entfernten Pachthaus ertönte, eine leichte bläuliche Rauchsäule, die sich zwischen den Aesten erhob, verriethen allein das Leben in diesen trostlosen Feldern, von Zweig zu Zweig flogen aufgescheuchte Vögel, ein Geschwader von Kranichen durchzog die graue Abendluft.

Weiter, immer weiter wandelte ich, meine Seele theilte die Trauer der Natur. Lange schon war ich, wie sie, von der kalten Wehmuth angegriffen, die das Ende der schönen Tage begleitet. Am Fuße eines entblätterten Busches gelagert, sah ich zwei alte Frauen mit langsamen Schritten vorübergehen, unter einem Bündel Reiser gebeugt, Wintervorrath, den sie in ihre Hütten trugen.

Wunderbare Erinnerung! Von derselben Stelle, wo ich in dieser Stunde stand, hatte ich längst an einem schönen Maiabend einen Schwarm junger Mädchen vorbeischweben sehen, die einander bei der Hand hielten und vereint sangen; ich war da sechzehn Jahre alt und der Busch war voll Blüthen.

Ich verbarg meine Stirn in meinen Händen und dachte zurück an die Tage, die zwischen dem schönen Maiabend und diesen düsteren Herbststunden lagen. Es überkam mich ein schmerzliches Gefühl.

Als ich aufstand, gewahrte ich einige Schritte vor mir eine blasse Gestalt, die mich traurig ansah. Sie war so verändert, daß ich sie kaum mehr erkannte. Verschwunden war der Lichtkreis, der sie bei ihrer ersten Erscheinung umgab, ihr zerrissenes Gewand entblößte ihre schöne Wunde, ihre Füße bluteten, kraftlos hingen ihre Arme an ihrem abgezehrten Leib herunter, verdunkelt war der Glanz ihrer Augen, ihre bleichen Wangen trugen die Spur vieler Thränen. Die Unglückliche konnte sich kaum aufrecht halten, sie neigte sich gegen die Erde wie eine welke Lilie auf ihrem geknickten Stengel.

„Was willst Du mir?“ fragte ich.

„Freund, die Stunde ist gekommen, wo wir uns trennen müssen; ehe ich Dich auf immer verlasse, will ich Dir ein ewiges Lebewohl sagen,“ seufzte sie und ihre Stimme war trauriger als der Herbstwind.

„Fort, fort von mir,“ rief ich aus, „trugvolle Fee, was hast Du für mich gethan? Wo sind die Güter, die Du mir versprochen? Ich habe sie vergebens auf meinem Wege gesucht. Wo sind die Schätze, mit denen Du mich überhäufen solltest? Ich habe nur Armuth gefunden. Was ist geworden aus der Krone, die Du mir auf die Stirn setzen wolltest? Eine Dornenkrone habe ich getragen. Wo ist das glänzende Gefolge, von dem Du sprachst? Die Verzweiflung und die Einsamkeit habe ich als Begleiter gekannt. Du redest von Trennung. Wenn Du nicht der Genius des Schmerzes bist, so weiß ich nicht, was zwischen uns seyn kann. Ach, wenn es wahr ist, daß Du nie von meiner Seite gewichen und daß ich überall Deinen Einfluß gefühlt, geh' und sey verflucht, denn Du mußt der Geist des Bösen seyn.“

„Ich bin weder der Geist des Bösen noch der Genius des Schmerzes,“ antwortete sie, „es ist aber dar Loos der Menschen, mich nur dann zu kennen, nachdem sie mich verloren, und den Werth meiner Gaben zu verstehen, wenn es zu spät ist, sie zu genießen. Freund, sowie Deine Brüder warst auch Du undankbar! Du klagst mich an, ich bemitleide Dich. Jetzt wirst Du mich kennen und wirst dann wünschen, die Lebenstage, welche Gott Dir noch bewahrt, hinzugeben für die Seligkeit, mich nur einmal noch zu sehen, wie Du zum erstenmal gesehen. Du forderst die Schätze, die ich Dir verheißen? Ich habe sie mit vollen Händen auf Deinen Weg gestreut, Du aber hast sie verschmäht. Eine Krone hatte ich Dir versprochen und habe Dein Haupt mit der Frische und dem Glanz eines

Frühlingsmorgens geſchmückt. Als Gefolge gab ich Dir Liebe und Glauben, Wahn und Hoffnung; ich habe Deine Armuth ſo ſüß, ſo ſchön gemacht, daß die Großen und Reichen gerne ihre Paläſte und ihren Reichthum gegen ſie vertauſcht hätten; Deine Einſamkeit belebte ich mit holden Träumen, Deine Verzweiflung haſt Du geliebt; ich habe Dich mit Deinen Thränen berauſcht und es wird nun Dein größtes Elend ſeyn, keine mehr weinen zu können. Ueberall erwachte um Dich Sympathie und Wohlwollen, jeder Blick, der Dir begegnete, war voll Liebe, jede Hand, die die Deinige berührte, war eine brüderliche Hand, der Himmel lächelte Dir zu, die Erde blühte unter Deinen Schritten. Jetzt iſt es an Dir, zu antworten, was haſt Du mit meinen Gaben gethan? Von den Freuden, mit denen ich Deinen Pfad beſät, welche ſind Dir geblieben, wenn Du ſie nicht zu genießen, noch zu erhalten gewußt? Mich ſollſt Du nicht anklagen!"

Bei dieſen Worten entfiel ein Schleier meinen Augen, ich wurde von Entſetzen ergriffen, als ich in mein Herz ſah.

„Bleibe, ach bleibe," rief ich mit flehender Stimme, „gib mir die Güter zurück, die ich verkannt. Meine Augen öffnen ſich dem wahren Licht, gib mir wieder Liebe und Wahn, Glaube und Hoffnung; einen Tag allein laß mich lieben, eine Stunde allein laß mich glauben und ich werde Dich ſterbend noch ſegnen."

„Ach", antwortete ſie, „ich ſterbe. Siehſt Du es nicht, blicke mich an, ich habe viel gelitten und bin nicht mehr der Schatten meines früheren Selbſt. Seit langem verzehrt mich ein unbekanntes Uebel, ein brennender Hauch hat in meinem Buſen die Quellen des Lebens verſiegt, mein Blut gelangt nicht mehr zu meinem Herzen, berühre meine Hände, Du wirſt die Kälte des Todes fühlen. Wenn Du es gewollt, hätte ich noch viele lange Tage vor mir, Du Grauſamer tödteſt mich vor der Zeit. Dir zu folgen habe ich meine Kräfte erſchöpft und meine Füße verwundet. Umſonſt flehte ich um Gnade. Du riefſt immer: komm! und ich kam athemlos, ermattet, die Dornen des Weges haben mein Kleid zerriſſen, die Gluth der Mittagsſonne brannte meine Stirn, Du vergönnteſt mir kaum, die losgewordene Schleife meines Gürtels wieder feſt zu knüpfen und die entfallenen Blumen in meinen ſchon welken Kranz einzuflechten. Wenn wir ein verborgenes, duftendes Aſyl fanden, ſagte ich Dir umſonſt: hier wohnt das Glück, laß uns hier, theurer Freund, unſere Hütte bauen. Du wollteſt immer vorwärts und zogſt mich immer nach Dir — durch wüſte Haiden. Keine Schmach haſt Du mir erſpart, vor keinem Sturm haſt Du mich beſchützt. Oft ſank ich nieder müde und muthlos und beſchloß Dich zu verlaſſen, allein ich liebte Dich und wenn Du, erſtaunt, mich nicht mehr an Deiner Seite zu ſehen, Dich umwandteſt und mich wieder zu Dir riefeſt, folgte ich Dir auf's Neue. Jetzt ſind meine Kräfte dahin, das Licht meiner Augen iſt erloſchen, meine Glieder erſtarren. Schließe mich in Deine Arme, in Deinem Herzen habe ich zu leben angefangen, auf Deinem Herzen will ich ſterben."

„Du darfſt nicht ſterben," rief ich, indem ich die Arme öffnete, ſie zu empfangen, „aber ſprich, wunderſames Weſen, wer biſt Du?"

„Ich bin nicht mehr," ſagte ſie, „ich war Deine Jugend."

Bei dieſen Worten ſuchte ich ſie zu ergreifen, aber ſie war ſchon verſchwunden und ich gewahrte an der Stelle, wo ſie geweſen, nur einige fahle Blumen, die aus ihrem Kranz gefallen. Ich hob ſie alle auf, nicht eine hatte ihren Duft bewahrt.

Mannigfaltiges.

Ein ſehr zweckmäßiges Geſetz, welches wohl der Auffriſchung bedürfte, wurde im Jahre 1770 von dem engliſchen Parlament zum Schutz der Männer erlaſſen. Durch daſſelbe wurde beſtimmt: „daß alle Frauen, was immer ihr Alter, Rang, Gewerbe oder Grad ſeyn möge, ob Jungfrauen, Mädchen oder Wittwen, die nach Erlaſſung dieſes Geſetzes irgend welche Ihrer Majeſtät männliche Unterthanen betrügen und zur Ehe verführen würden durch Parfümerien, Schminke, kosmetiſche Waſchwaſſer, künſtliche Zähne, falſches Haar, ſpaniſche Wolle, Eiſen, eiſerne Schnürbrüſte, ausgeſtopfte Hüften und hohe Hacken — dieſelbe Strafe erleiden ſollen, welche gegen Hexerei oder ähnliche Verbrechen beſtimmt iſt, und die unter ſolchen Umſtänden geſchloſſenen Ehen ſollen, nach Ueberführung der ſchuldigen Partei, null und ungiltig ſeyn."

In Wien findet das Pferdefleiſch als reſtaurationsmäßiges Nahrungsmittel immer mehr Boden. Schon jetzt ſollen jährlich gegen 500 Pferde zum Fleiſchverkaufe geſchlachtet werden.

Wenn ein Mann unrecht gehabt hat, ſo geſteht er es ein; eine Frau nie — ſie hat ſich blos „geirrt".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Sonntag, 16. Juni 1861.

Die deutsche Linde.

Der Eiche mögt ihr Lieder bringen —
Dem heil'gen Baum der Kelten-Zeit —
Ich will die deutsche Linde singen!
Sie ist der Baum, für uns geweiht.

Wo in der Freiheit alten Tagen
Die Deutschen schaarten sich zum Thing,
Da mußten rings die Linden ragen
In hundertjährig grünem Ring.

Die Linden, wo im Drachenblute
Held Siegfried sich gebadet hat,
Beklagen ihn, dem Mördermuthe
Verrathnen durch ein Lindenblatt.

Doch fröhlich auch die Linden sehen
In deutschen Dörfern Tanz und Spiel;
Auf deutscher Städte Wällen stehen
Zur hohen Wacht der Linden viel'.

Wo der Entsagung Seufzer trauern,
Wo des Genusses Schwindel lebt —
Aus Klosterhöfen, Schlossesmauern —
Gar manche Linde sich erhebt.

Die Linde schützt mit ihren Zweigen
Kapellen und der Gräber Ort;
Sie rauscht, wo frische Bronnen steigen
Und Vöglein singen ohne Wort

Für jede Pflege uns belohnen
Die deutschen Linden treu und bald;
Sie wolle nur bei Menschen wohnen
Und nicht im einsam stillen Wald.

Und wenn der Lenz die Blüthendüfte
Aus Rosen und aus Reben gießt,
Nicht süßer würzet er die Lüfte,
Als holder Duft aus Linden fließt.

O linder Baum, geliebte Linde,
Die in den deutschen Gauen blüht,
Dich preis' ich, weil in dir ich finde
Des Deutschen Wesen und Gemüth.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Wilhelm," begann das Mädchen, „mich dünkt, daß auch Du in den Wissenschaften Deines Volkes, wovon ich so viel habe sprechen hören, bewandert seyn mußt?"

„Schönes Kind," versetzte er, „fast meine ganze Zeit ist der Erwerbung nützlicher und angenehmer Kenntnisse gewidmet gewesen. Mein Vater, selbst ein sehr unterrichteter Mann und dazu im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, hat mich von jeher angetrieben, meinen Verstand auszubilden und mir des Lebens Weisheit, welche von klugen Männern in belehrenden Büchern niedergelegt ist, zu eigen zu machen."

„Das habe ich mir gedacht," sprach die Indianerin. Nach einigem Stillschweigen hub sie wieder an: „Schon seit Langem habe ich gewünscht, von der Religion der Weißen und dem Gotte, den sie anbeten, etwas Näheres zu erfahren. Eure Religion habe ich jedoch nicht nach den Handlungen Deines Volkes, welches in so großer Zahl zu uns gekommen ist, beurtheilt, denn unter demselben gibt es Gute und Böse, eben so wie bei uns, sondern nach den Worten eines bejahrten Fremdlings, der sich für einen Priester oder Diener des großen Geistes ausgab und der sein eignes Volk gelehrt, wo es den rechten Pfad, nämlich den, der zum Guten führt, zu suchen hat. Der arme Mann ist in unserem Dorfe gestorben und ich habe mich mit unter Denen befunden, welche an seinem Sterbelager gestanden. Als er befragt wurde, was mit seinem Körper geschehen solle und

wie er beerdigt seyn wolle, hat er geantwortet, daß es ihm völlig gleichgiltig sey, wo er seine irdische Ruhestätte finde. Er kehre zu seinem großen Gotte, dem Vater aller Menschen, heim; dort seyen alle seine Kinder um ihn versammelt, und sie lebten in Freude und Seligkeit ewiglich. Sein Ende war ein ruhiges und heiteres, und als ich ihn so zufrieden sterben sah, da fühlte ich, daß sich in meinem Innern ein Sehnen nach dem Glauben regte, der seiner Seele zum Trost gereichte. Ich fühlte, daß meine Kenntniß von dem großen Geiste, der uns in die Welt erschaffen hat, nur eine sehr geringe ist, und jetzt wollte ich Dich fragen, ob Du nicht gewillt bist, mich über die Grundsätze Deiner Religion zu belehren?"

Wilhelm war über den Ernst der Worte des jungen Mädchens tief bewegt. Er erblickte vor sich ein lernbegieriges Naturkind, das nach Aufklärung trachtete und zwar über Dinge, welche den tugendhaften Menschen das Höchste, das Heiligste sind. Konnte er sich ihr gegenüber den Pflichten eines Lehrers entziehen? Nein. Aber welch eine Verantwortlichkeit nahm er damit auf sich! Die in dem Christenthume enthaltenen großen und unvergänglichen Wahrheiten kannte er zwar; aber war es räthlich, sie in einem der Glaubensbekenntnisse der verschiedenen Sekten zu unterrichten! Indeß war er nach kurzer aber reiflicher Erwägung entschlossen, sie in die unumstößlichen Grundlehren des reinen Christenthums einzuweihen, und später, wenn ihr Verstand dieselben erfaßt haben würde, ihr die Dogmen jeder Kirche und die verschiedenen Formen der Gottesverehrung näher auseinanderzusetzen. Er begann nun seinen Unterricht damit, ihr eine klare Kenntniß von Gott als dem höchsten Wesen, welches er ihr als den Schöpfer, Erhalter und Herrscher des unermeßlichen Weltalls darstellte, beizubringen. Dann sprach er von Gott als dem Vater aller Menschen und von Christus, seinem Sohne, der auf die Welt gekommen, um die in Sünden und Abgötterei untergegangene Menschheit wieder aufzurichten und derselben die einzig wahren Begriffe von der höchsten Gottheit durch Lehre und Beispiel verständlich zu machen, und nachdem Christus sie auf den rechten Glaubenspfad wieder zurückgeführt, wie sie sich vor neuen Irrwegen zu bewahren hätte. Er sprach von dem Sühntode unseres Heilands, wie er sogar am Kreuze seine Mörder noch gesegnet habe. Als er ihr ferner Christi Leben von der Friedseligkeit, von der Nächstenliebe und dem Satze „Gott ist die Liebe" zu erklären sich bemühte, da ward sein Mund immer beredter, und das Mädchen lauschte seinen Worten mit einem heiligen Entzücken. Ihr war Alles neu, aber jedes seiner Worte fand in ihrer Seele einen Wiederhall, denn ihr Herz hatte an den kalten und rohen Begriffen, welche ihr Volk von Religion hegte, keine Befriedigung gefunden, und schon lange waren ihr dieser blutige Ritus, diese Menschenopfer und abergläubigen Gebräuche ein Gräuel gewesen. Die Glaubenssätze von einer die ganze Menschheit umfassenden Brüderschaft, von der unendlichen Liebe Gottes, von einem beseligenden Jenseits nach diesem irdischen Leben sprachen ihr Gemüth ganz besonders an und erfüllten ihre Seele mit dankbaren Empfindungen, und als Wilhelms Lippen verstummten, da waren auch ihm die Augen naß, denn auch er war von dem Vorgetragenen tief ergriffen.

Nachdem er sich von seiner Aufregung wieder erholt, fragte er: „Sonnenstrahl, was sagst Du zu den Lehren des Christenthums? Habe ich sie Dir in Etwas deutlich gemacht?"

„Ohne darüber näher nachgedacht zu haben, kann ich mich noch nicht darüber aussprechen," versetzte sie.

„Dann ist Dir das Ganze wohl nicht verständlich, vielleicht mit Deinen bisherigen Ansichten von Religion nicht vereinbar?"

„Beurtheile mich nicht falsch. In dem, was ich so eben vernommen, liegt etwas Großes, Erhabenes und auch Liebreiches, ja für die Menschheit fast zu viel," versetzte sie mit einem gewissen Eifer. „O, dieser Glaube ist ein schöner, aber für ein schwaches Gemüth wie das meinige, das diese großen Dinge zum ersten Male gehört und sogleich erfassen soll, ist es schwer, sich von der Wahrheit der Grundsätze desselben zu überzeugen. Ich fürchte, daß ich es nicht vermag."

„Keine Furcht, liebes Kind, daß dieser Glaube nicht auf den von mir nur unvollständig hervorgehobenen ewigen Wahrheiten begründet wäre, Du ihn nicht erfassen und der Wohlthaten desselben nicht theilhaftig werden könntest," entgegnete Wilhelm in einem ernsten Tone. „Die so nahe liegenden Beweise von des Allmächtigen Weisheit, Liebe und Güte gehen an dem unbelehrten, in die wahre Religion nicht eingeweiheten Menschen lediglich deßhalb unbeachtet vorüber, weil er sie als etwas Gewohntes mit Gleichgiltigkeit betrachtet, weil er die Grundregeln der göttlichen Ordnung, auf welchen das Weltall beruhet, nicht kennen gelernt. Ersteige nur eines frühen Morgens den Gipfel des nächsten hohen Berges und betrachte den Sonnenaufgang. Blicke dann um Dich her, und Du wirst einen Theil der großen Werke Gottes zu Deinen Füßen ausgebreitet finden. Die Sonne erhebt sich und begleitet den Menschen in den der Arbeit gewidmeten Stunden. Dieser blendend glänzende Feuerball erwärmt die Erde,

gibt dem Baume, dem Korn, der Blume neue Triebkräfte, läßt die Früchte reifen und erheitert alle lebenden Geschöpfe. Sind die Stunden der Arbeit vorüber, und erheischen Mensch, Thier und Pflanze der Erfrischung, dann nimmt die Hitze des Tages allmälig ab und ein kühlender, erquickender Thau läßt sich auf die Erde hernieder. Schon dieses einzige Beispiel genügt, um uns jeden Zweifel über die Allgüte Dessen zu benehmen, der diesen Wechsel von Licht und Schatten, von Tag und Nacht zum Besten des Menschen angeordnet hat. Ja, zum Besten des Menschen, denn das Leben des Thieres und das Wachsthum der Pflanzen, Alles ist von Ihm zum Nutzen des Menschen bestimmt."

„Ja, darin liegt eine unverkennbare, eine einleuchtende Wahrheit," sprach Sonnenstrahl in einem andachtsvollen Tone. „Ja, ich will, ich muß mich zu diesem Glauben bekehren, ohne den ich, das fühle ich schon jetzt, nicht mehr zufrieden seyn würde."

Und so sprachen sie weiter, während die Sonne ihren Lauf am Himmel fortsetzte, aber sie achteten der ihnen so schnell dahin ziehenden Stunden nicht. Das Mädchen war gedankenvoll, allein das Herz war ihr leicht und die Seele frei geworden. Nach dem Dorfe zurückgekehrt, standen sie vor Namakewa's Hütte still.

„Diesen Unterricht mußt Du mit mir fortsetzen," sprach Sonnenstrahl; „denn noch habe ich viel zu lernen und der Fragen Dir noch viele zu stellen."

Mit Freuden erklärte sich Wilhelm bereit, ihren Wünschen nachzukommen und sie über die Lehren des Christenthums, so gut er es vermöge, weiter aufzuklären. Hierauf trennten sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wichtigkeit der Kochkunst.

Der Weg zum Herzen führt bei dem Kinde durch den Gaumen; in der Ehe knüpft sich an eine gleiche Bedingung der häusliche Friede, oder zum mindesten doch des Gatten gute Laune. Unschmackhafte Speisen, eine Schüssel, die uns nicht zusagt, haben auf die Stimmung einen nicht hinwegzuleugnenden Einfluß.

Ein wesentlicher Theil der Mädchen-Erziehung sollte daher in der Bereitung der Speisen bestehen; die Gastronomie sollte der Astronomie vorangestellt werden. „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist," das ist ein Sprichwort, das wir, seiner tiefliegenden psychologischen Wahrheit halber, unter allen Völkern und in allen Sprachen wiederfinden. „Sage mir, wie Du speisest, und ich will darnach Deinen Charakter beurtheilen," dieser Spruch würde sicher nicht minder maßgebend in unserer guten Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts seyn.

Unbedingt läßt sich über den Sinn einer Frau, den Grad ihrer Bildung, wie Herz und Kopf bei ihr zu einander stehen, ein richtiges, nie fehlendes Urtheil fällen, sobald man Zeuge ist, wie sie, bei Anordnung ihres Tisches, den Geschmack ihres Gatten berücksichtigt.

Wenig darf man bei einer Speise hinzuthun oder hinweglassen, um einen Leckerbissen daraus werden zu sehen; dieses Wenige aber ist es ja gerade, diese kleinen Gaben, welche, in Frauenhand gelegt, das Glück ihrer Umgebungen schaffen, und den häuslichen Kreis mit tausend Blumen schmücken, die alle durch ihre Vorsorglichkeit erblühen.

Man schreibt jetzt so Vieles über die Nahrungslehre. Moleschott, Nußdorf und so manche gelehrte Reformatoren der Küche sind erstanden, und haben ganze Werke an das Licht gefördert; nur leider! lesen Jene diese Bücher nicht, welche einzig Nutzen daraus zu ziehen vermöchten; sie bleiben in Männerhänden und die Frauen kochen, wie es der Zufall will. Kein Mädchen wird vor ihrer Verheirathung einen wissenschaftlichen Lehrkursus darin durchmachen, keine es glauben, daß eine Bedingung ihres künftigen Glückes auf ihrer Kenntniß der Nahrungslehre und den Geheimnissen der Küche beruhe. Und doch ist dem ganz ernstlich so.

Der physische Mensch ist nun einmal der Träger des geistigen, und wird seine Basis nie aus den Augen verlieren dürfen, ohne zu seiner eigenen Zerstörung beizutragen.

Wenn schöne Frauen ihren Männern zurufen: „Mein Lieber! so sey doch nicht so materiell!" so ändert das nichts an der Sache. Sie tadeln den Andern zur Beschönigung ihrer eigenen Unwissenheit; denn die reizenden Hälften möchten gern in allen Stücken vollkommen seyn, ohne daß es ihnen viel Mühe koste.

Als unsere Eltermutter noch im Paradiese lebte, da freilich war die Küche noch sehr einfach und die Bekleidung ihres Adam machte der Guten nicht zu viel Sorge. Die Wäsche war ganz Nebensache. Seit sie ihm den Apfel reichte, mußte sie spinnen und weben und schaffen, und muß es noch heute, wenn sie es redlich meint mit Mann und Kind. Er erwirbt und sie erspart.

Wie viel eine Frau einbringen kann durch Benutzung auch des Kleinsten, durch Verwerthung auch des Unbedeutendsten, das zeigt uns der Wohlstand solcher Familien, denen eine tüchtige Wirthin vor-

steht. Aber Gedanken gehören dazu, Verstand, Einsicht. Man glaube nur nicht, es sey so leicht, aus nichts Etwas zu schaffen, weil Gott die Welt auf diese Art gemacht, ohne daß wir ihn arbeiten sahen.

Wenn auf dem Tische die herrlichste Wildsuppe dampft, so fragt der Essende nicht, wie sie gekocht wurde: die Hausfrau aber weiß, daß sie das Knochengerippe des Hasen dazu benutzte, den die Familie am Sonntage mit so vielem Appetit verspeist und als einen „überwundenen Standpunkt" in sich zurückgelegt hat. Sie lächelt in sich hinein, aber sie verräth ihre Kunst nicht. Auf diese Weise reproduzirt sie täglich ein Etwas in ihrer Küche durch kluge Eintheilung und Wiederbenutzung des Vorhandenen, und ihre Freude ist groß, wenn sie die behaglichen Mienen ihrer Tischgenossen ansieht, und dabei ihrer Wirthschaftskasse gedenkt, in der stets ein kleines Plus vorräthig ist.

Nothwendigkeit lehrt Vieles; Uebung macht den Meister groß. Dennoch sind die Gaben der Menschen verschieden und nicht jeder Frau ist so viel Verstand verliehen, um aus sich selbst heraus eine kluge, sparsame, bedachtsame Wirthin zu werden; darum ist es Gefahr bringend, im Allgemeinen die Mädchen ihrem Schicksale zu überlassen, ihre eigenen Lehrmeisterinnen zu seyn; denn nur sehr wenige von ihnen sind so hoch begabt, es werden zu können, der größere Theil hat eine Antipathie gegen alle Zahlen, es fällt ihnen das Rechnen schwer, sie müssen durch Anweisung, Uebung und sorgfältige Lehre auf diesen Standpunkt geführt werden.

Institute, in denen Mädchen nach dieser Richtung hin ausgebildet würden, in denen sie erlernten, mit Kleinem haushalten, das „Soll und Haben" verglichen und den Männern eine Behaglichkeit verschaffen, wie sie nicht bei ihrem Wirthshausleben zu finden im Stande sind, würden mehr zu ihrem wirklichen Glücke beitragen, als so manche andere Studien, deren Werth für sie nicht da ist, die ihre Eitelkeit nur fördern helfen, und ihrem Nebenmenschen weder zur Freude, noch zum Nutzen gereichen.

Junge Männer, welche jetzt an keine Ehe denken noch denken dürfen, weil ihr Einkommen zu gering ist, um den verwöhnten Damen unserer Zeit den von ihnen beanspruchten Luxus zu bieten, würden gern einem Mädchen ihre Hand reichen, dessen Kenntnisse und Geschicklichkeiten ihnen eine sichere Garantie böten, mit ihrer Einnahme für ihre beiderseitigen Bedürfnisse ausreichen zu können und dabei doch noch an so manchen Annehmlichkeiten des Lebens zu gewinnen, denn ein „häuslicher Heerd" ist Goldes werth, das ist eine bekannte Sache, und welcher Mann suchte nicht gern diesen Hort gegen die Außenwelt, die Kälte der Freunde, das Unbehagen einer einsamen Garçon-Wohnung zu gewinnen?

Leider aber, so sehr auch jedes verständige Elternpaar in Bezug auf seine Töchter den stillen Wunsch hegt, sie möchten eines Tages als Gattinnen den ihnen von der Natur bestimmten Wirkungskreis finden, so zielt doch in der Erziehung nichts darauf hin, sie auf diesen Beruf in zweckmäßiger Weise vorzubereiten und die zunehmende Ehelosigkeit der Männer, die namenlose Zahl unverheiratheter, unbeschäftigter, und darum auch unbefriedigter Mädchen ist die traurige Folge ihrer nichtindustriellen Ausbildung, ihrer Unkenntniß der Nahrungslehre und der edlen Kochkunst; ihrer mangelhaften Erziehung für den Haushalt! denn kein anderes Talent bedarf so sorgfältiger Ausbildung und keins einer so frühen Gewöhnung, als das, mit Einsicht zu sparen und zu schaffen und die Oekonomie der großen Mutter Natur in der Verwerthung auch des Geringsten nachzuahmen.

Mannigfaltiges.

New-Yorker Blätter bringen folgende Anzeige: „**Dr.** Zachary bietet dem Vaterlande seine Dienste an und benachrichtigt daher alle Freiwilligen der Regimenter von New-York, daß, wenn sie sich in seiner Wohnung, Nr. 67 Broadway, zwischen 4 und 9 Uhr Nachmittags einfinden, er sie unentgeltlich von ihren Leichdörnen und Hühneraugen befreien wird." —Wenn die Bundesarmee in ihrem Marsche aufgehalten wird, so ist gewiß **Dr.** Zachary daran nicht schuld.

Dem neuesten Census zufolge scheint Madrid die glücklichste Stadt zu seyn, in welcher die Damen das höchste Lebensalter erreichen. Die genannte Stadt zählt gegenwärtig nicht weniger als 18 Frauen, welche das hundertste Jahr überschritten haben. Eine zählt 117, die zweite 111, die dritte 108 Jahre; zwei sind 102 und sechs 101 Jahr alt, während sieben eben 100 Jahr vollendet haben.

Viele Leute ahnen nicht, daß sie, wenn sie Karrikaturen ansehen, vor einem Spiegel stehen.

Charade für Kinder.

Du liefest hin es so wie her:
Ein Frauenname — gar nicht schwer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Dienstag, 18. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

In geringer Entfernung von dem Wigwam der alten Indianerin stand Mamawikoe, der sich die Sprechenden genau betrachtete. Als Sonnenstrahl sich von dem weißen Jüngling verabschiedet hatte, sah er ihr lange nach, dann beugte er das Haupt, rieb sich die Stirn, als wolle er seine Gedanken sammeln, und die Hände auf die Brust stemmend, entfernte er sich langsamen Schrittes. Augenscheinlich nagte ein tiefes Weh an seinem Herzen.

Mehrere Tage hindurch kam Sonnenstrahl jeden Morgen, um Wilhelm zu einem belehrenden Spaziergange abzuholen. Auf ihre mannigfachen Fragen, die mit ihrer wachsenden Wißbegierde bedeutungsvoller wurden, hatte er stets eine ihrem Fassungsvermögen, und dieses war kein geringes, angemessene Antwort. So wie er ihr die Hauptstücke der christlichen Religion erklärte, theilte er ihr gleichzeitig auch die Gründe mit, auf welchen sein Glaube und seine Hoffnungen beruhten. — Nach Verlauf einer verhältnißmäßig kurzen Zeit war ihr Alles klar geworden, und mit einem tiefen Ernste trat sie zum Christenthume über. Dieses Werk vollbracht, richtete sie ihre Lernbegierde noch auf manche andere Dinge; namentlich waren es die Sitten und Gebräuche der Weißen in dem Vaterlande derselben, welche sie sehr interessirten.

„Also ist das Weib unter Deinem Volke allgemein geachtet, ist seine Stellung von der, die es bei uns einnimmt, so unendlich verschieden?“ fragte sie Wilhelm, nachdem er ihr von den gesellschaftlichen Gewohnheiten der Europäer das Hauptsächlichste mitgetheilt hatte.

„Diese bevorzugte Stellung verdient das Weib mit großem Rechte,“ versetzte Wilhelm, „und die Geschichte des Christenthums hat der Gründe dafür mehrere aufzuweisen. Da, wo wir das Weib erniedrigt sehen, herrscht die Rohheit vor, und die einer so großen Entwickelung fähige menschliche Natur befindet sich dort noch auf einer sehr niedrigen Stufe, von der des Thieres nur wenig verschieden. Ein Weib nährte und pflegte den Heiland in seiner Kindheit, ein Weib harrte am längsten am Fuße seines Kreuzes aus, um über seinen Tod zu weinen, und einem Weibe gab er sich nach seiner Auferstehung zuerst zu erkennen. In dem für alles Gute und Erhabene so empfänglichen Gemüthe des Weibes faßten seine Lehren zuerst Wurzel, und die Männer, welche seine glorreichen Lehrsätze weiter verbreiteten, konnten nicht vergessen, wie viel sie der innigen Liebe und der zarten Sorgfalt des Weibes zu verdanken haben. Schon in unserer ersten Lebensstunde wachet die mütterliche Liebe über uns, in den Jahren der Kindheit ist sie sowohl unser Schutz als unsere Führerin, in der aufbrausenden Jugend gewährt sie uns Trost und Frieden, und in den ersten Jahren der Mannheit, in welchen des Lebens Kämpfe all unsere Kraft, all unsern Thatenmuth erheischen, richtet sich der Geist des Mannes in den Stunden der Trübsal und der Widerwärtigkeit an der hingebenden Liebe und Treue des Weibes wieder auf, stärkt er sich zu neuen Thaten. Was wäre der Mann ohne diese sanfte, beseligende, heilige Liebe des Weibes? Zum Thiere würde er herabsinken. Gesegnet sey daher das Licht, welches das Christenthum für die Frau hat aufgehen lassen, denn das Christenthum hat sie gelehrt, diese Liebe weiter auszubilden, und durch das Christenthum liebt sie den Mann, der sie mit gleicher Treue und Hingebung wieder liebt.“

Mit einer alles Andere um sich vergessenden Aufmerksamkeit hatte das reine Naturkind Wilhelms Worte in ihre Seele aufgenommen, und als er seine ergreifende Rede beendigt hatte, weilte ihr Blick noch lange auf seinem Antlitz, und der Wechsel ihrer Gesichtszüge zeigte, daß ihre Gedanken mit der ihr gewordenen Offenbarung beschäftigt waren.

„Haſt Du eine Schweſter?“ fragte ſie nach einem langen Stillſchweigen.

„Nein, weder eine Schweſter noch einen Bruder.“

„Haſt Du Deine Liebe ſchon einem ſchönen Mädchen Deines Volkes zugeſagt?“

„Nein, Sonnenſtrahl. Noch habe ich kein Mädchen meines Volkes mit derartigen Gefühlen betrachtet, auch noch nicht an die Wahl einer Lebensgefährtin gedacht.“

* * *

Folgenden Morgens fand ſich Sonnenſtrahl zu Wilhelms nicht geringer Betrübniß nicht wieder bei ihm ein. Nachdem er lange auf ſie vergeblich gewartet, trat er den Weg nach dem lieblichen Thale allein an. Aber daſſelbe hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn; er fühlte ſich einſam und mißgeſtimmt. Er gedachte der jungen Indianerin, deren Geſellſchaft, abgeſehen von allen andern Rückſichten, ihm Stunden einer wahren Glückſeligkeit gewährt hatte. Er hatte einen Blick in ihr Gemüth gethan und daſſelbe rein und unverdorben gefunden. Er wußte, daß ihre Seele den Geiſt des wahren Chriſtenthums ſich zu eigen gemacht hatte und daß ihre Beſtrebungen auf die Erkenntniß der Wahrheit und Tugend gerichtet waren. „Gewiß,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſie iſt der Liebe eines guten Herzens würdig und wird für den, der ſie einſt beſitzt, einer jener ſeltenen Schätze ſeyn, die nur wenigen Sterblichen zu Theil werden.“

An dieſem Tage ſuchte er zeitig ſein Lager auf. Bald war er in Träume verſunken und in dieſelben miſchte ſich Sonnenſtrahls liebliches Bild. Er träumte, daß ſie ſein Weib geworden, ſeine Seele war darüber voll Freude; als er aber erwachte, da erinnerte er ſich, daß er ſie Tags vorher nicht geſehen. Er ſchlief wieder ein, wiederum ſah er die reizende Indianerin vor ſich; er fragte, ob ſie die Seine ſeyn wolle, und als ſie ſeine Frage mit einem verſchämten Ja beantwortete, ſchloß er ſie in ſeine Arme und unerſchöpflich waren ſeine Betheuerungen, daß er nie aufhören werde, ſie als ſein köſtlichſtes Gut zu ſchätzen und zu lieben. Aber horch, ein lautes Geräuſch drang an ſein Ohr.

(Fortſetzung folgt.)

Wakefield.

Eine Skizze, nach N. Hawthorne.

Ich entſinne mich, vor längerer Zeit in einem alten Journale eine als wahr mitgetheilte Erzählung geleſen zu haben, welche einen Mann ſchildert, — wir wollen ihn Wakefield nennen, — der ſich viele Jahre lang von ſeiner Frau entfernte.

Die Handlung iſt, ſo abgeriſſen hingeſtellt, keine ungewöhnliche, und ohne Hervorhebung der begleitenden Umſtände auch nicht als ſchlecht oder unſinnig zu verdammen; in Verbindung mit ihnen aber erſcheint ſie ohne Zweifel als das ſonderbarſte Beiſpiel ehelicher Vernachläſſigung und als die eigenthümlichſte Grille, die ſich in der Liſte menſchlicher Sonderbarkeiten auffinden läßt.

Das Ehepaar lebte in London. Der Mann nahm unter dem Vorwande, daß er eine Reiſe machen wolle, eine Wohnung in der ſeinem Hauſe zunächſt belegenen Straße, und lebte dort, ungeſehen von ſeiner Frau und ſeinen Freunden und ohne den entfernteſten Grund zu einer ſolchen Verbannung, länger als 20 Jahre. Während dieſer Zeit ſah er ſein Haus täglich, häufig ſogar ſeine Frau; und nachdem dieſe Kluft in ſeinem ehelichen Glücke ſo lange beſtanden hatte, — nachdem ſein Tod bereits als gewiß angenommen, ſein Nachlaß geordnet worden, ſein Name dem Gedächtniß der Freunde entſchwunden war, und ſeine Frau ſich ſchon lange an ihren herbſtlichen Wittwenſtand gewöhnt hatte, — öffnete er eines Abends ruhig die Thür ſeines ehemaligen Wohnzimmers, als wenn er nur einen Tag abweſend geweſen wäre, und wurde wieder ein liebevoller Gatte bis an ſeinen Tod.

Dieſe Umriſſe ſind Alles, was ich behalten habe, allein ſie ſind genügend, der Handlung den Charakter der reinſten Originalität zu verleihen, ohne früheres oder ſpäteres Beiſpiel ähnlicher Art, und ſo beſchaffen, daß allgemeine Theilnahme dadurch erweckt wird. Wir hegen, jeder von ſich ſelbſt, die Ueberzeugung, einer ſolchen Thorheit unfähig zu ſeyn, aber trauen ſie Anderen zu. Oft habe ich, mit ſtets neuer Verwunderung, daran gedacht, oft hat die Figur des Sonderlings vor meinem Geiſte geſtanden, und nie konnte ich mich des Gefühls erwehren, daß die Erzählung wahr ſeyn müſſe.

Wenn irgend ein Gegenſtand unſeren Geiſt ſo gewaltſam ergreift, ſo iſt die Zeit, darüber nachzudenken, wohl angewendet. Will der Leſer ſeinen eigenen Gedanken darüber folgen, ſo mag er es thun; zieht er aber vor, mit mir durch die zwanzig Jahre von Wakefield's Grille zu wandern, ſo ſoll er mir willkommen ſeyn, indem ich hoffe, einen durchgehenden Gedanken, eine Moral darin zu finden, die ſich in ein Schlußwort zuſammenziehen läßt. Jedes Nachdenken hat ſeinen Nutzen, und jedes auffallende Ereigniß ſeine Moral.

Was für ein Mann war Wakefield? Wir können hierin ganz unſerer eigenen Idee folgen. Er ſtand

im mittleren Alter. Seine eheliche Liebe, welche nie leidenschaftlich gewesen war, hatte sich zu einem ruhigen, zur Gewohnheit gewordenen Gefühle abgekühlt; und von allen Ehegatten würde er, vermöge einer gewissen Trägheit, die sein Herz in fortwährender Ruhe erhielt, für den beständigsten gehalten worden seyn. Er besaß natürlichen Verstand, aber ohne praktische Anwendung; denn sein Geist hing nur langen und trägen Betrachtungen nach, die keinen Zweck hatten, oder nicht die Kraft, ihn zu erreichen und seine Gedanken waren selten so energisch, daß sie sich in Worte faßten. Einbildungskraft in der eigentlichen Bedeutung des Wortes hatte gar keinen Theil an Wakefield's Naturgaben. Mit einem zwar kalten, aber weder verderbten noch unbeständigen Herzen und einem Geiste, der nie am Fieber aufrührerischer Gedanken litt oder sich von einem Streben nach Originalität verleiten ließ, — wer hätte ahnen können, daß unser Freund sich das Recht auf einen der vordersten Plätze unter allen Denjenigen erwerben würde, welche jemals exzentrische Handlungen begangen haben? Wären seine Bekannten gefragt worden, wer in London am wenigsten geeignet sey, heute etwas zu thun, wovon morgen noch gesprochen werden könne, so würden sie an Wakefield gedacht haben.

Nur das Weib seines Busens hätte vielleicht gezweifelt. Ohne seinen Charakter genau geprüft zu haben, wußte sie, daß sich eine stille Sehnsucht in seinen trägen Geist eingenistet hatte, welcher zugleich eine gewisse Eitelkeit, — seine unliebenswürdigste Eigenschaft, — und eine Neigung zur List besaß, die sich jedoch selten auf andere Weise als durch Aufbewahrung geringfügiger, bedeutungsloser Geheimnisse geäußert hatte.

Wir wollen uns jetzt denken, Wakefield nimmt Abschied von seiner Frau. Es geschieht in der Dämmerung eines Oktoberabends. Seine Ausrüstung zur Reise besteht in einem dicken, wollenen Ueberrock, dem mit Wachsleinwand überzogenen Hute, hohen Stulpenstiefeln, nebst einem Regenschirme in der einen und einer kleinen Reisetasche in der andern Hand. Er sagt seiner Frau, daß er mit der Post auf das Land reisen wolle. Sie hätte gern nach der Länge seiner Reise, ihrem Zwecke und der Zeit seiner wahrscheinlichen Rückkehr gefragt; allein aus Nachgiebigkeit gegen seine harmlose Neigung zur Geheimnißkrämerei drückt sie dies nur durch einen Blick aus. Er bemerkt, daß sie ihn nicht mit der nächsten Post erwarten, auch nicht unruhig werden dürfe, wenn er drei oder vier Tage länger ausbleibe, aber verspricht, am nächsten Samstage zum Abendessen zurück zu seyn. Wohl zu beachten ist, daß er selbst keine Ahnung von dem hat, was ihm bevorsteht. Er streckt seine Hand aus, in welche sie die ihrige legt; Beide reichen sich den Abschiedskuß in der ruhigen Weise zehnjähriger Eheleute, und fort geht Wakefield mit dem Entschlusse, seine Frau durch eine beinahe vollwöchentliche Abwesenheit in Angst und Unruhe zu versetzen. Nachdem er das Zimmer bereits verlassen hat, öffnet sich die Thür noch einmal, und das lächelnde Gesicht ihres Mannes blickt herein, welches gleich darauf wieder verschwindet. Für jetzt beachtet sie diesen unwesentlichen Umstand nicht weiter; aber viel später, nachdem sie bereits länger Wittwe als Gattin gewesen war, kehrt dieses Lächeln in ihr Gedächtniß zurück und schimmert durch alle Erinnerungen an Wakefield's Züge hindurch. Oft ihren Gedanken nachhängend, umgibt sie dieses Lächeln mit allerhand schrecklichen Phantasien; zum Beispiel, sie denkt sich ihn im Sarge liegend und sieht diesen Abschiedsblick noch auf seinen bleichen Zügen eingefroren; oder sie träumt von ihm im Himmel, wo selbst sein seliger Geist noch dieses ruhige, listige Lächeln trägt. Allein, als er schon von allen Anderen als todt aufgegeben war, zweifelte sie noch immer zuweilen um seiner selbst willen daran, daß sie sich wirklich im Wittwenstande befinde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Raffinement einzelner Lotterie-Kollekteure, erzählt der „Kour. a. d. Weser", geht in der That weit und man muß staunen darüber, welche Mühe und Sorgfalt diese Leute anwenden, um das Publikum zum Spielen zu veranlassen und dadurch einige Loose abzusetzen. So hat ein Lotterie-Kollekteur in Hamburg hier seinen Agenten, der ihm über alle Familienereignisse respektabler Leute genauen Bericht erstattet; tritt nun ein freudiges Ereigniß in der Familie ein, z. B. eine Verlobung, Hochzeit, Geburt oder Konfirmation, so nimmt der Hamburger Kollekteur eines seiner für alle diese Fälle sauber gedruckten Formulare zur Hand, fügt demselben einen Plan zu der von ihm kollektirten Lotterie bei und sendet es unter zierlicher Adresse dem glücklichen Gatten oder Vater. Bedenkt man nun, welche Kosten dem spekulativen Manne durch dieses Manöver erwachsen, da er doch sehr oft vergeblich seine Briefe versendet, so kann man sich einen Begriff von der Ergiebigkeit des Spielgeschäftes machen. Der Kuriosität wegen theilen wir nachstehend ein solches spekulatives Gratu-

lationsbriefchen wörtlich mit, wie wir daſſelbe kürzlich empfangen:

Hamburg, im Mai 1861.

P. P.

In froher Veranlaſſung der glücklichen Geburt Ihres geliebten Töchterchens erlauben wir uns, dazu freundlichſt zu gratuliren und wünſchen recht viel Glück. Wir ſind zugleich ſo frei, Sie zum Glücksverſuch durch beifolgende Offerte mit der Deviſe:

Weiſen Sie Fortuna nicht zurück,
Ihr liebes Töchterchen bringt Ihnen Glück,

freundlichſt einzuladen und wünſchen, daß Ihnen der höchſte Gewinn beſcheert werde. Der berühmte Schriftſteller Hackländer ſagt in ſeinem Werke „Der Augenblick des Glücks," daß gewöhnlich ein günſtiger Augenblick die wahre Urſache iſt, um für immer glücklich zu werden. Möge daher durch die Veranlaſſung dieſer Glücksofferte der günſtige Augenblick des Glücks herbeigeführt werden und Fortuna Ihnen den höchſten Gewinn dieſer Lotterie für Ihr geliebtes Töchterchen beſcheeren.

In Erwartung Ihres geehrten Auftrages zeichnet

Hochachtungsvoll

per Adolph M. . . . . .

Wegen muthwilligen Abſchneidens von Haarlocken wird in nächſter Woche eine Klage bei der Hamburger Prätur angeſtellt werden, da zwiſchen den Parteien ein Vergleich auf Privatweg nicht zu erzielen war. Die näheren Umſtände ſind folgende. Die Tochter eines dortigen Kaufmanns, der in ziemlich gedrückten Verhältniſſen lebt, ſuchte als Schneider ihrer Familie einen Nebenerwerb zu verſchaffen, und machte häufig Einkäufe in einem Modewaarengeſchäfte der Altſtadt. Ein dort angeſtellter Kommis, der Sohn reicher Eltern, bat das junge Mädchen mehrmals im Scherz, ihm eine ihrer ſchönen Haarlocken zu ſchenken. Als ſie Anfangs v. M. wieder in den Laden trat, machte er ſich den Spaß, ihr mit der Scheere zu drohen und nach ihrem Haar zu ſchneiden. Unglücklicherweiſe — mindeſtens ſtellte ſich der junge Mann die Sache ſo harmlos dar — gerieth die Scheere bei dieſem Spiel wirklich dem Mädchen ins Haar, und zwei große Locken fielen zur Erde. Der erzürnte Vater verlangt einen Schadenerſatz von 1500 MB. Um die Sache, wo möglich, in Güte beizulegen, erbot ſich der Kommis, welcher ſeinen Muthwillen ernſtlich bereut, 400 MB. zu zahlen, — aber vergebens, der Kaufmann beſtand auf ſeiner Forderung, und ſo werden nun die Gerichte den Werth der Locken abzuſchätzen haben.

(Verehrer, Begehrer und Ernährer.) Im Durchſchnitt wollen die Mädchen nichts, als Verehrer; die Mütter nichts, als Begehrer; die Väter endlich wollen nichts, als Ernährer; und es bedarf eines Umlaufs von einigen Kometen, bis Verehrer, Begehrer und Ernährer in Eine Perſon, **id est** Mannsperſon zuſammenfallen. Von 100 Männern, die ein Mädchen umgaukeln, ſind 98 Verehrer, $1^1/_2$ Begehrer und ein halber Ernährer! Es iſt aber auch leicht, unſere Mädchen zu verehren, noch leichter, ſie zu begehren, aber es iſt verdammt ſchwer, ſie zu ernähren! — Denn wenn wir ſie verehren, ſo verehren wir ſie allein; wenn wir ſie begehren, ſo begehren wir ſie allein; wenn wir ſie aber ernähren, ſo ernähren wir Schuſter und Schneider und Juwelier und Putzhandlung, und noch einige Handlungen, die gar nicht zu den guten Handlungen gerechnet werden! Unſere Mädchen verehren ſich ſelbſt zu viel, als daß wir ſie noch verehren ſollten; und ſie ernähren zu viel Modehändlerinnen, als daß man ſie ſelbſt ernähren könnte. Die Verehrungsmittel ſind ſo wohlfeil, und die Ernährungsmittel ſind ſo theuer! — Verehren können wir die Frauenzimmer auf dieſelbe Weiſe, aber ernähren müſſen wir ſie alle Augenblicke anders, wie es eben die Mode will; deßhalb bleibt das Verehren ſtets modern, aber das Ernähren kommt ganz aus der Mode!

Hr. Dieterici, Direktor des ſtatiſtiſchen Bureau's in Berlin, berechnet die gegenwärtige Bevölkerung der Erde auf 1249 Millionen, und veranſchlagt die kaukaſiſche Race auf 300 Mill., die mongoliſche auf 552 Mill., die äthiopiſche (Neger) auf 196 Mill., die amerikaniſche (Indianer) auf 1 Mill., die malayiſche auf 200 Mill. Nach den Hauptreligionen vertheilt er die Geſammtbevölkerung der Erde in 335 Mill. Chriſten, 5 Mill. Juden, 600 Mill. Bekenner der aſiatiſchen Religionen, 160 Mill. Mohamedaner, und 149 Mill. Heiden.

Wittwe. Ach gnädigſter Herr, mein Mann iſt doch bei dem Baue Ihres Hauſes umgekommen und hat mich mit 8 unverſorgten Kindern hilflos zurückgelaſſen. Banquier. Die Anforderungen, die das Proletariat an uns ſtellt, häufen ſich täglich mehr, man muß ein Rothſchild ſeyn, um allen genügen zu können. Ihr Mann iſt, wenn ich nicht irre, des Morgens um 8 Uhr vom Gerüſte gefallen, ich werde Ihr jetzt den ganzen Taglohn auszahlen laſſen. Damit wird Sie doch zufrieden ſeyn?

Auflöſung der Charade für Kinder in Nro. 72:
Anna.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Freitag, 21. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

11.

Neugierig, die Ursache dieses am frühen Morgen stattfindenden Aufruhrs zu erfahren, sprang er schnell auf. Mamawikoe, der hastigen Schrittes daher kam, erklärte ihm in kurzen Worten, daß das Dorf von einer Anzahl Bären umringt sey, und da diese Thiere bereits großes Unheil angerichtet hätten, so beabsichtige man, Jagd auf sie zu machen. Gern hätte er sich den Kriegern angeschlossen, allein da ihm eine Einladung, an ihren Jagden Theil zu nehmen, bis jetzt noch nicht geworden, so sträubte sich sein Stolz, ihnen seine Dienste unaufgefordert anzubieten.

Sonnenstrahl erschien auch an diesem Morgen nicht. Die Zeit wurde ihm lang, weßhalb er sich zu seinen gewohnten Spaziergängen anschickte.

„Wohin gehst Du?" fragte ihn Namakewa.

„Nach dem Thale."

„Dann rathe ich Dir, nicht unbewaffnet zu gehen; leicht könnte Dir eines von den aufgescheuchten Thieren begegnen."

Wilhelm glaubte diesen Rath nicht unbeachtet lassen zu dürfen, weßhalb er das lange Jagdmesser, welches dem Sohn der Wittwe angehört, zu sich nahm.

Die Schönheiten des Thales hatten auch diesmal ohne Sonnenstrahls Anwesenheit in demselben keinen Reiz für ihn, weßhalb er, Zerstreuung suchend, willens war, den steilen Gipfel eines der höchsten, das Thal einschließenden Berge zu erklettern. Er hatte gehört, daß von da ab die ganze umliegende Gegend zu überschauen sey, und wie gern hätte er einen, wenn auch nur kurzen Blick auf Neu-Amsterdam gethan!

Welch ein erhabener Anblick, als er sich nach einem zweistündigen mühseligen Marsche auf der Spitze des Berges befand! Zu seinen Füßen dehnte sich in westlicher Richtung der unermeßliche Wald, von Hügeln und Thälern unterbrochen, in unabsehbare Ferne aus. Hier und da schlängelte sich ein Fluß, einem hell glänzenden Bande gleich, dahin, oder lag ein Landsee in tiefer Wildniß versteckt. Nach Osten streckte sich der Wald bis zum Ozean hin, dessen blaue Fläche er durch die Oeffnung von Long-Eiland und Sandy-Hook erkennen konnte. Den Blick nordwärts gerichtet, sah er das Indianerdorf, dessen Hütten wie Bienenstöcke neben einander standen. Das Gefühl der gänzlichen Verlassenheit ergriff ihn mächtig. Wie erging es seinen um ihn trauernden Eltern? Würde es ihm vergönnt seyn, sie bald wiederzusehen?

Doch es war an der Zeit, sich wieder auf den Rückweg nach dem Indianerdorfe zu machen. Vorsichtig stieg er den Berg wieder hinab. Plötzlich hörte er einen lauten Schrei. Dem Tone nach war es der eines Indianers. Er blieb stehen und horchte. Umherblickend bemerkte er eine Hochebene, die beim Hinaufsteigen er nicht gesehen zu haben vermeinte. Ein zweiter Schrei. Derselbe drückte sowohl Furcht als Schmerz aus.

Ohne sich weiter zu bedenken, eilte er der Richtung zu, aus welcher diese Nothrufe herübertönten. Dort angekommen, stellte sich seinen Blicken ein Grausen erregendes Schauspiel dar. Ein junger Indianer, im Todeskampfe begriffen, lag zu Boden und unfern von demselben sah er Ouheewawa, den Häuptling, von zwei Bären, von denen jedoch noch keiner verwundet war, umringt. Der kräftige Indianer, anscheinend waffenlos, hielt seinen furchtbaren Gegnern die geballten Fäuste entgegen. Dies schien der einzige Widerstand zu seyn, den er ihnen entgegenzusetzen hatte. Einen Augenblick mehr und auch er hatte das Schicksal seines verscheidenden Jagdgefährten zu theilen. Wilhelms edle Gefühle regten sich: er sammelte seine Kräfte zum Kampfe, und

der Feigheit fremd, fühlte er in sich den Muth, es mit den wilden Bestien aufzunehmen. Jetzt war die Zeit da, die in seinen Erholungsstunden getriebenen gymnastischen Uebungen in Anwendung zu bringen. Sein Messer ziehend, maß er mit den Augen die ihn von den Thieren trennende Entfernung und ersah die Stelle, von wo er dem einen derselben den tödtlichen Streich beizubringen hatte. In diesem Augenblicke ward der Häuptling seine Anwesenheit gewahr. Dieser war im Begriffe ihn anzurufen, doch gab ihm Wilhelm noch rechtzeitig einen Wink, sich ruhig zu verhalten. Ouheewawa, der die Natur der Bestien kannte, unterdrückte daher den auf seinen Lippen schwebenden Laut.

Schon hatte der eine der Bären des Häuptlings Jagdhemd mit den Zähnen erfaßt. Wilhelm sprang vorwärts, und schnell und sicher zielend grub er die Klinge des langen Messers mit unbeirrter Hand zwischen den Schultern durch in das Herz des lauernden Thieres. Es stieß einen lauten Schrei aus, erhob sich, blieb aber vor seinem Gegner stehen. Wahrscheinlich, daß es einen Sprung auf ihn beabsichtigte, aber gleich darauf sank es zuckend zusammen. Wilhelm, mit großer Geistesgegenwart, warf sich ebenfalls nieder, jedoch auf den Rücken, nur daß er den Kopf um einige Zoll empor hielt. Der zweite Bär rührte sich nicht von der Stelle. Indeß blieb er in dieser zuwartenden Stellung nur wenige Sekunden und laut grunzend sprang das Thier auf den Liegenden ein. Dieser hatte den Blick unverwandt auf die Augen seines zottigen Gegners gerichtet. Schon stand der Bär mit geöffnetem Rachen und ausgespreizten Tatzen über seinem anscheinend wehrlosen Gegner, als dieser sich plötzlich halb aufrichtete und, vom Glücke wiederum begünstigt, ihm das Messer tief in die Brusthöhle hineinbohrte. Schnell war er wieder auf den Beinen, aber das tödtlich verwundete Thier rollte kraftlos auf der Erde umher und nach wenigen Minuten hauchte es den letzten Athem aus.

Nun, nachdem alle Gefahr vorüber war, näherte sich Wilhelm dem Häuptlinge. „Bist Du verwundet?“ fragte er ihn.

„Eben nicht gefährlich. Nur bin ich etwas betäubt, da ich einen tüchtigen Stoß am Kopfe bekommen habe. Wo ist Mamawikoe?“

„Wie!“ rief Wilhelm, indem er an der Seite des Verwundeten niederkniete und eine der Hände desselben in die seinige nahm. Der arme junge Mann war von den grausamen Thieren auf die gräßlichste Weise zerfetzt und augenscheinlich lag er in den letzten Zügen. „Wollte Gott, daß ich früher gekommen wäre!“ rief Wilhelm.

„Wo sind die Bären?“ fragte der Wilde mit schwacher Stimme.

„Beide sind von meiner Hand gefallen.“

„Beide Bären hast Du getödtet? Bist also nicht feig, sondern ein starker, tapferer Krieger?“

So sprechend suchte er den Kopf aufzurichten, aber die Kraft fehlte ihm dazu. Nachdem er Wilhelm einige Augenblicke gebrochenen Auges angeschaut, flüsterte er: „Ich fühle, daß ich zu meinen Vätern in den großen Jagdgründen des Südens gehe. Sonnenstrahl wird ohne Beschützer seyn. — Willst Du sie nicht verlassen? — Mein weißer Bruder, ich weiß, daß sie Dich liebt und das hat mir weh gethan. Aber das ist jetzt vorbei. — Sey freundlich gegen sie. — Sag' ihr, daß Mamawikoe ihrer in seiner Todesstunde gedacht habe. — Wo ist mein tapferer Oheim? Haben die Bären auch ihn gemordet?“

Ouheewawa trat auf den Sterbenden zu. „Armer Knabe, mußt schon sterben, und noch so jung!“ sprach er gerührt.

„Ich sterbe, großer Sachem. Die Bären haben meinem Leben ein Ende gemacht — aber mein weißer Bruder hat mich gerächt. Gib ihm die beiden Felle; wenn er sie später ansieht, wird er sich meiner dabei erinnern. Reicht mir die Hände.“ Mit Sonnenstrahls Namen auf den Lippen verschied er.

„Obwohl noch jung,“ sprach der Häuptling, „war er doch schon einer der Tapfersten der Tapfern. Aus mehr denn zwölf Schlachten ist er unverwundet heimgekehrt und der Skalp eines Dalawarenhäuptlings schmückt als Siegeszeichen seine Hütte.“

(Fortsetzung folgt.)

Wakefield.

(Fortsetzung.)

Wir müssen jetzt die Straße hinab hinter ihm her eilen, ehe er seine Individualität verliert und sich mit der großen Masse des Londoner Lebens verschmilzt; denn vergeblich würde es seyn, ihn dort zu suchen. Wir wollen deßhalb dicht hinter seinen Fersen folgen, bis er nach vielen nnnützen Wendungen und Umwegen behaglich am Feuer eines kleinen Zimmers sitzt, welches er vorher für sich gemiethet hat. Er befindet sich in der seinem Wohnhause zunächst belegenen Straße und am Ende seiner Reise. Kaum kann er an sein Glück glauben, unbemerkt bis hierher gekommen zu seyn; denn es fällt ihm ein, daß er an einer Stelle, unter dem Brennpunkte

einer hellleuchtenden Laterne, von der Volksmenge aufgehalten worden war, daß er eilende Schritte hinter sich vernommen, und eine Stimme, wie es ihm schien, aus einiger Entfernung seinen Namen gerufen hatte. Ohne Zweifel dachte er, hatten mehrere geschäftige Fremde ihn beobachtet und seiner Frau die ganze Sache hinterbracht. Armer Wakefield, Du kennst nicht Deine eigene Unbedeutendheit! Kein menschliches Auge, als das meinige ist Dir gefolgt. Geh' ruhig zu Bett, thörichter Mann, und morgen, wenn Du weise seyn willst, kehre wieder nach Hause zu Deiner Frau zurück, gestehe ihr Alles und halte Dich selbst nicht eine einzige Woche von ihrem keuschen Busen entfernt!

Seinen Scherz, oder wie er es sonst nennen wollte, beinahe bereuend, legt Wakefield sich zeitig nieder und streckt, aus dem ersten Schlafe erwachend, seine Arme in die weite und ungewohnte Wüste seines Bettes aus. „Nein," denkt er, die Decken um sich hüllend, — „ich will keine zweite Nacht allein schlafen."

Am nächsten Morgen steht er früher als gewöhnlich auf und beginnt darüber nachzudenken, was er eigentlich thun soll. So zerstreut und unstät sind seine Gedanken, daß er außer Stande ist, sich die Absicht gehörig klar zu machen, welche ihn bei diesem sonderbaren Schritte geleitet hat. Das Unbestimmte des ganzen Unternehmens und die fast krampfhafte Anstrengung, mit der er sich in die Ausführung desselben gestürzt hat, sind in gleichem Grade charakteristisch für einen Menschen von schwachem Geiste. Wakefield prüft jedoch seine Gedanken und findet, daß er außerordentlich neugierig ist zu erfahren, wie die Sachen zu Hause fortgehen, wie sein braves Weib ihren einwöchentlichen Wittwenstand ertragen, und, mit einem Worte, wie der kleine Kreis von Wesen und Verhältnissen, deren Mittelpunkt er bisher bildete, von seiner Entfernung berührt werden würde. Eine klägliche Eitelkeit liegt also der ganzen Sache am nächsten zu Grunde. Allein wie soll er seine Neugierde befriedigen?

Dadurch gewiß nicht, daß er in der neuen, bequemen Wohnung sitzen bleibt, wo er, obgleich nur in der nächsten Straße, von seinem Hause dennoch eben so entfernt ist, als wenn die Post ihn die ganze Nacht durch das Land gefahren hätte; zeigte er sich aber jetzt schon wieder, so wäre der ganze Plan zerstört.

Während sein armes Gehirn sich hoffnungslos in dieser Verlegenheit abmüht, wagt er sich endlich hervor, halb entschlossen, am oberen Ende seiner Straße vorüber zu gehen und einen hastigen Blick auf die verlassene Wohnung zu werfen. Die Gewohnheit jedoch, — denn er ist ein Gewohnheitsmensch, nimmt ihn bei der Hand und führt ihn, seiner unbewußt, bis an die Hausthür, wo er, gerade im kritischen Augenblicke, durch das Scharren seines Fußes auf dem Thürtritt erwacht. Wakefield, wohin willst Du gehen?

In diesem Momente befand sich sein Schicksal auf dem Wendepunkte. Das Loos, wozu ihn dieser erste Rückschritt verurtheilte, wenig ahnend, flieht er athmend und mit vorher nie empfundener Angst davon, und wagt kaum an der entfernten Straßenecke seinen Kopf umzuwenden.

Ist es möglich, daß ihn Niemand gesehen habe? Wird nicht der ganze Haushalt, — seine ehrbare Frau, die schlanke Magd und der kleine Laufbursche, — durch die Straßen Londons hinter ihm her schreien und den flüchtigen Hausherrn verfolgen? Wunderbares Entkommen! Er sammelt Muth, still zu stehen und rückwärts nach seinem Hause zu schauen, und fühlt sich betroffen, indem er eine Veränderung an dem ihm vertrauten Gebäude wahrzunehmen glaubt, wie es jedem erscheint, der nach Monaten oder Jahren einen ihm früher bekannten Gegenstand wiedersieht.

In gewöhnlichen Fällen wird dieser nicht zu beschreibende Eindruck durch die Vergleichung und den Kontrast zwischen unserer unvollkommenen Erinnerung und der Wirklichkeit erzeugt; allein bei Wakefield hatte der Zauber einer einzigen Nacht eine solche Veränderung erzeugt, weil während dieses kurzen Zeitraums eine große geistige Umwandlung mit ihm vorgegangen war. Dieser Umstand blieb ihm jedoch ein Geheimniß. Ehe er den Ort, an dem er stand, verließ, gewahrte er einen Augenblick lang seine Frau, welche an dem Vorderfenster vorüberging und ihr Gesicht nach dem oberen Ende der Straße gerichtet hielt. Der listige Einfaltspinsel, gejagt von der Idee, daß ihr Auge unter Tausenden solcher sterblichen Atome gerade ihn entdeckt haben müsse, macht sich auf die Ferse und ist hoch erfreut, obgleich ihm das Gehirn schwindelt, als er sich endlich wieder am Kohlenfeuer seiner neuen Wohnung befindet.

So viel über den Anfang dieser langen Posse. Nachdem erst die Idee bei dem Manne Eingang gefunden hat und sein träges Temperament in Bewegung gesetzt worden ist, entwickelt sich die ganze Sache auf natürlichem Wege von selbst. Man kann sich ihn vorstellen, wie er in Folge reiflichen Nachdenkens eine Perücke von röthlichem Haar kauft und verschiedene Röcke, deren Schnitt von seiner gewöhnlichen Tracht abweichend ist, aus dem Sacke eines Trödeljuden entnimmt. Jetzt ist es vollbracht; Wakefield ist ein anderer Mensch. Nachdem das neue System einmal hergestellt worden ist, würde eine rückgängige Bewegung zu dem alten, beinahe

Digitized by Google

eben so schwierig seyn, wie der erste Schritt, der ihn in diese beispiellose Lage versetzt hat. Ueberdies ist er aus übler Laune, die seinem Temperamente zuweilen eigen und jetzt durch die Idee veranlaßt worden ist, daß seine Frau beim Abschiede nur sehr wenig Gefühl verrathen habe, hartnäckig geworden. Er beschließt, nicht eher zurückzukehren, als bis sie halb todt vor Angst seyn werde. Zwei- oder dreimal ist sie an ihm vorüber gekommen, jedes Mal mit einem schwereren Schritte, einer bläßeren Wange und einer trüberen Stirn, und in der dritten Woche seiner Abwesenheit sieht er einen Unglücksboten in der Gestalt einer Krankenfrau in das Haus gehen. Am nächsten Tage ist der Thürklopfer umwickelt. Gegen Abend fährt der Wagen eines Arztes vor und setzt seine feierliche Last an Wakefield's Thür ab, aus der sie nach einem viertelstündigen Besuche, vielleicht als Vorbote eines Leichenbegängnisses wieder hervortritt. Geliebtes Weib! Wird sie sterben? In diesem Augenblicke regt sich in Wakefield eine Art von Energie; aber dennoch bleibt er ihrem Bett fern und sucht sich damit zu beruhigen, daß sie unter solchen Umständen nicht gestört werden dürfe. Wenn etwas Anderes ihn abhält, so ist er sich dessen nicht bewußt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Mitglied des Provinzial-Landstandes von Maryland in Nordamerika erzählte folgende Anekdote: Neulich machte ich mit einigen Freunden einen Ausflug in die Nähe der Ortschaft Bath. Dort fand ich einen einzigen Arbeiter an einer Kapelle beschäftigt. Er hatte die Hemdärmel hoch aufgeschürzt, und sein Gesicht war mit Schweiß und Staub bedeckt. Aus Neugierde ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein und sagte: „Um Vergebung, Meister, wer ist denn der Baumeister dieses Gotteshauses?“ Der Arbeiter antwortete: „Ich, mein Freund.“ Ich fragte weiter: „Wer ist der Maurer?“ Die Antwort war: „Ich.“ „Wer ist denn der Pfarrer?“ „Ich.“ „Wer seyd denn eigentlich aber Ihr?“ „Ich bin der Bischof.“ Der also Angeredete war Dr. Chan, Bischof von Natchez in Nordamerika.

Auf dem Balle des **Chateau des fleurs** zu Paris erschoß sich vor einigen Tagen ein junger Mann. Er schoß mit der Pistole neun Mal nach der Scheibe, die zehnte Kugel jagte er sich selbst durch den Kopf. In der Tasche seines Paletots fand man einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Ich heiße Louis Tramentano, Baron v. Santa Croce. Ich tödte mich, weil ich lebensatt bin.“ Er war ein verabschiedeter garibaldischer Offizier, der den süditalienischen Feldzug mit großer Auszeichnung mitgemacht hatte.

In Folgendem theilen wir unsern Lesern den Text des Liedes (vom herzogl. koburg. geh. Sekretär Hrn. v. Meyern) mit, welches vom Herzog Ernst von Coburg in Musik gesetzt und dem in Nürnberg stattfindenden deutschen Sängerfeste gewidmet ist:

Altes Banner deutscher Größe,
Fühlst du deines Ruhmes Blöße?
Trägst du Flore, Trikolore?
Warum schlägt der Aar,
Der einst Herrscher war,
Trauernd dich um sein Gefieder?
Lebe, fliege, kämpfe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrscherpracht!

Kennst du nicht den Ruf, den schönen,
Dich dem Ruhme zu versöhnen?
Warum starren deine Farben?
Sank dein Vaterland
Nicht durch Zwietracht Hand
In das Reich der Träume nieder?
Eintracht, Eintracht schaffe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrscherpracht!

Fühlst du nicht mit sel'gem Lauschen
Bei dem Worte schon entrauschen
Deine Flore, Trikolore?
Breitet nicht der Aar
Ueber unsrer Schaar
Neuverjüngt schon sein Gefieder?
Lebe, fliege, kämpfe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrscherpracht!

Vor einigen Jahren herrschte eine sonderbare Krankheit, eine Art Veitstanz, in Morzine im obern Chablais unter den Kindern. Diese Krankheit ist bis heute nicht ganz erloschen. Nach neuesten Nachrichten ist nun eine ähnliche Epidemie in einem Kloster in Chambery ausgebrochen, wo junge Damen aus der Aristokratie erzogen werden. Einige der Befallenen sollen bereits gestorben seyn. Man hat selbst Aerzte aus Lyon berufen. Das Volk nennt die Krankheit Dämonomanie.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Sonntag, 23. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Nachdem sie eine Weile in Gedanken versunken neben dem Dahingeschiedenen gestanden, mahnte Wilhelm den Häuptling an den Rückweg. Den Leichnam trug er alsdann in ein Gebüsch, später könne derselbe von seinen Freunden zum Begräbnisse abgeholt werden, wie er bemerkte. Oubeewawa war damit zufrieden. Indessen waren diesem die Kräfte noch nicht wiedergekommen; er klagte über heftige Kopfschmerzen, auch war ihm der eine Fuß verstaucht, weßhalb ihm Wilhelm seinen Arm zur Stütze anbot.

Unterwegs theilte der Häuptling seinem Begleiter die Einzelnheiten des Jagdzuges mit. Nachdem die Krieger die Fährte des Wildes gefunden, hatten sie sich getheilt. Ouheewawa, von Mamawikoe begleitet, hatte sich zwei große Thiere ausersehen, von denen sie eines eingeholt und erlegt hätten. Dann wären sie auf die beiden weiblichen Bären gestoßen. Diese hätten sich sogleich zur Wehr gesetzt, und wäre Mamawikoe so schnell auf sie zugeeilt, daß er darüber seine Flinte abzuschießen vergessen. „Ich sprang ungesäumt zu seinem Beistand hervor," fuhr Ouheewawa fort, „wurde aber von dem zweiten Bären selbst angegriffen. Unglücklicher Weise versagte mein Gewehr den Schuß, wahrscheinlich, daß die an den Blättern hängende Feuchtigkeit sich dem Pulver mitgetheilt hat. Auf die Pfanne neues Pulver zu schütten, dazu fehlte es mir an Zeit, weßhalb ich, den Lauf in die Hand nehmend, mit dem Kolben auf das Thier losschlug; aber der Bär entriß mir mit seiner starken Tatze das Gewehr; ich zog daher das Messer, das Unglück jedoch wollte, daß es meinen Händen entfiel. Das Thier drang auf mich ein, mein Körper verlor den Halt, ich fiel nieder, stieß mit dem Kopfe auf einen Stein und verstauchte mir den Fuß. Als ich mich wieder aufrichtete, erblickte ich Dich.

Das Uebrige weißt Du. Daß Du mir Hilfe zu leisten bereit warst, erkannte ich sogleich. Indessen hätte ich Dir, einem Weißen, nie so große Kraft, einen solchen Muth und eine solche Körpergewandtheit, wie Du entwickelt hast, zugetraut. Ja, Du bist ganz dazu geeignet, unter den Kriegern der Raritaner einen Platz einzunehmen, und sicherlich hat aus Sonnenstrahl der große Geist gesprochen, als sie sich Deiner Hinrichtung widersetzte."

Als sie das Dorf erreicht hatten, erzählte der Häuptling den Kriegern das schreckliche Abenteuer, in welchem Mamawikoe den Tod gefunden. Die Wilden erhoben ein lautes Geschrei und eilten davon, um die Leiche des Gefallenen und die getödteten Bären heimzuholen.

12.

Mamawikoe's Leichnam wurde in die von ihm früher bewohnte Hütte gebracht und daselbst zur Schau ausgestellt, die erschlagenen Bären aber wurden zerschnitten, die Fleischstücke vertheilt und die mit besonderer Sorgfalt abgezogenen Felle für den tapferen Sieger zurückgelegt. Sie waren von ungewöhnlicher Größe, weßhalb Wilhelm um deren Besitz von manchem beneidet wurde; doch war es nur einer, der sie ihm gern vorenthalten hätte: Rothschuh, einer ihrer Anführer im Kriege.

Während zweier Tage und Nächte drang aus Mamawikoe's Hütte das von seinen Freunden ihm zu Ehren angestimmte klägliche und ohrenzerreißende Wehgeschrei. Am Morgen des dritten Tages wurde ihm seine Grabstätte bereitet, worauf die Beerdigungsfeierlichkeiten ihren Anfang nahmen. Der Todte wurde in seine besten Kleidungsstücke gehüllt, ihm sein kostbarster Kriegsschmuck angelegt und er unter Begleitung der ganzen Einwohnerschaft zu Grabe getragen, in welches er in sitzender Stellung gelegt wurde. Um in dieser Lage zu bleiben, wurde er

mit dem Rücken an einen großen Stein gelehnt. Hierauf wurden seine Waffen, ein Kessel, ein Napf, ein Messer und ein Löffel mit in die Grube hinein gethan. In seiner rechten Hand hielt er drei Schnüre Muschelgeld, um davon die Kosten der Reise seines Geistes durch das dunkle Thal nach den im Süden belegenen großen Jagdgründen zu bestreiten. Die ihm mitgegebenen Nahrungsmittel sollten ihm zur Stärkung und die Waffen zur Vertheidigung gegen Feinde oder wilde Thiere dienen.

Dies geschehen, ward die Gruft vermittelst einiger Reihen dicht neben einander gesteckten Stäbe verbarrikadirt, dann mit Rasen bedeckt und schließlich, um dieselbe Menschen und Thieren unzugänglich zu machen, mit starken, tief in die Erde gerammten Pfählen umzingelt. Damit war der Platz vor jeder Entweihung gesichert und in den Augen von Freund und Feind ein geheiligter.

An dem der Beerdigung folgenden Tage berief der Häuptling die Männer seines Stammes zu einer Versammlung, in welcher er denselben die von dem weißen Jünglinge verrichteten Heldenthaten ausführlich schilderte. Seine mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehörte Rede schloß er also:

„Nochmals werdet Ihr die Güte des großen Geistes, der uns davon durch Sonnenstrahl so viele Beweise gegeben, erkennen, denn hätte sie durch seine Eingebung den weißen Fremdling dem Tode nicht entrissen, so wäre er nicht nur hingeopfert, sondern Ihr würdet jetzt den Tod Eures Sachems zu beklagen haben. Der weiße Jüngling hat sich die gerechtesten Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erworben. Eben so edel als tapfer hat er mit Gefahr des eignen Lebens mich der tödtlichen Wuth zweier Bären entzogen. Tapfere und edle Krieger, Eurem Schutze und Eurer Freundschaft sey er damit empfohlen. Von diesem Augenblicke an erkläre ich ihn für einen unserer Brüder und Krieger, und damit erfreue er sich einer eben solchen Freiheit wie wir sie genießen. Ich hab's gesprochen, so sey es!"

Ein lautes Freudengeschrei folgte dieser Rede. Die Aeltesten des Stammes drängten sich an den neuen Bruder heran und drückten ihm die Hände. Er aber fühlte, daß sein Leben von nun an unter den Wilden gesichert sey.

Seit Mamawikoe's Tode waren sechs Tage verstrichen, ohne daß Wilhelm eine Gelegenheit gehabt, Sonnenstrahl zu Gesicht zu bekommen. Auf seinem gewohnten Wege nach dem Thale fand er sie am siebenten Tage am Ufer des Baches sitzen. Sie lächelte ihn freundlich an und reichte ihm ihre Hand entgegen. „Du bist schon früh auf," redete sie ihn nach der ersten Begrüßung an.

„Fast hatte ich die Hoffnung aufgegeben, Dich je wieder zu sehen," versetzte er, „weßhalb ich heute daran gedacht habe, Namakewa zu bitten, mir zu erlauben, zu meinen Eltern zurückzukehren."

„Du wolltest uns verlassen?"

„Ohne Deine Gegenwart ist der Aufenthalt hier für mich ohne all und jeden Reiz."

„Wilhelm," sprach sie nach einigem Stillschweigen, „ich sehe ein, daß ich Dir alles offenbaren muß. Du hast ein gutes und edles Herz. Du wirst daher von meinem Vertrauen keinen Mißbrauch machen. Was mein Ausbleiben anbetrifft, so konnte ich während der der allgemeinen Trauer um den dahingeschiedenen Krieger gewidmeten Tage anständigerweise nicht ausgehen. Zudem war Mamawikoe mir mit aufrichtiger Liebe zugethan, und ich, nun, ich hatte ihm einige Hoffnung gemacht, einst die Seinige werden zu wollen."

„Daß der Verstorbene Dich treu geliebt, weiß ich, denn seine letzten Worte hatten nur Dich zum Gegenstande."

„Der arme Mensch! — Ich weiß mir die Empfindungen nicht zu erklären, die sich meines Herzens plötzlich bemächtigten, als ich Dich am Scheiterhaufen erblickte. Ich stand ganz verwirrt da. Schon zu mehreren Malen habe ich Gefangene hinrichten sehen, aber ihre Leiden hatten mich nicht so gerührt, wie Deine Angst, wie Deine zu Herzen sprechende Stimme. Ein unnennbares Gefühl trieb mich an, Dich zu retten, und demnächst handelte ich. Später bat ich Dich, mein Lehrer zu seyn. Du kamst meinen Wünschen bereitwilligst nach. Während Du mich nun in die Geheimnisse des Christenthums einweihetest und mir dadurch ein nie geahntes Glück bereitetest, da ging Mamawikoe's Zufriedenheit unter. Seine stillen, nicht in Worten ausgedrückten Vorwürfe konnte ich nicht länger ertragen. Ich entschloß mich daher, Dich zu meiden. Jetzt aber haben die Dinge sich geändert. Mamawikoe ist todt, die Trauerzeit um ihn ist vorüber, ich bin aufs neue Herrin meiner Handlungen, und so bin ich wieder bei Dir."

„Dies mir mit Offenheit abgelegte Geständniß weiß ich zu schätzen," hub jetzt Wilhelm an. „Aber der Ruhe meines Herzens wegen muß ich wissen, ob unser Umgang noch länger fortbestehen kann. Von Deinem Ausspruche wird mein Schicksal abhängen. In dem Verkehre mit Dir habe ich über das meiner wartende Loos zu grübeln, über meine Eltern, denen ich entrissen bin, zu trauern vergessen, denn in mein Herz, das bisher nur Gefühle der Freundschaft und der Kindesliebe gekannt, ist eine Liebe eingezogen, eine Liebe, welche die ganze Kraft meiner Seele verzehrt, und meine Hoffnungen sind auf eine neue Sphäre geleitet. Durch Deine Abwesenheit

bin ich die Beute einer tiefen Schwermuth geworden. Dieſer Zuſtand iſt auf die Dauer ein unerträglicher, da ich nicht weiß, ob ich Gegenliebe gefunden. Um nun allem Drangſal ein Ende zu machen, iſt es mein feſter Entſchluß — —"

„Halt," unterbrach ihn Sonnenſtrahl, „keinen Entſchluß übereilt. Ja, Mamawikoe hat recht geſehen, daß ich Liebe zu Dir gefaßt habe. Aber Du, ein Sohn der Weißen, kannſt Du Dir eine Wilde, eine Indianerin zum Weibe erwählen? Mein Volk iſt nicht das Deinige und meine Farbe iſt nicht die einer Europäerin."

(Fortſetzung folgt.)

Wakefield.

(Schluß.)

Nach einigen Wochen nähert ſie ſich der Geneſung wieder. Die Kriſis iſt vorüber, ihr Herz vielleicht traurig, aber ruhig, und mag er nun zurückkehren, wann er wolle, es wird nie wieder fieberhaft für ihn ſchlagen. Solche Gedanken ſchimmern durch den Nebel in Wakefield's Geiſte und laſſen ihn ſich deſſen dunkel bewußt werden, daß eine beinahe unüberſteigliche Kluft ihn von ſeiner früheren Wohnung trenne. „Sie iſt nur in der nächſten Straße!" ſagte er zuweilen. Thor! ſie iſt in einer anderen Welt! Bisher hat er ſeine Rückkehr von einem Tage zum andern verſchoben; von jetzt an läßt er den Zeitpunkt unbeſtimmt: nicht morgen, — vielleicht nächſte Woche, — ſo bald als möglich. Armer Mann! Die Todten haben beinahe eben ſo viel Ausſicht, ihre irdiſchen Wohnungen wieder zu ſehen, wie der in Selbſtverbannung lebende Wakefield.

Ein über unſere Kräfte hinausgehender Einfluß legt ſeine ſtarke Hand auf jede unſerer Thaten und verwebt deren Folgen in ein eiſernes Netz von Nothwendigkeit. Wakefield war feſtgebannt. Wir müſſen ihn etwa zehn Jahre lang allein laſſen und ihm Zeit gönnen, ſein Haus zu umſpuken und ſeinem unglücklichen Weibe mit all der Zuneigung, deren ſein Herz fähig iſt, treu zu bleiben, während ſein Bild in dem ihrigen langſam verbleicht. Uebrigens hat er ſchon lange die Erkenntniß alles Sonderbaren in ſeiner Handlungsweiſe verloren.

Jetzt eine Szene! Im Gewühle einer Straße Londons gewahren wir einen Mann, der ſich bereits dem Alter nähert. Er hat keine ſcharf hervortretenden Züge, welche den Beobachter anziehen könnten; aber ſeine ganze äußere Erſcheinung trägt das Gepräge eines ungewöhnlichen Schickſals, wenigſtens für diejenigen, die es zu leſen verſtehen. Er iſt mager, und ſeine ſchmale, niedrige Stirn iſt tief gefurcht, während die kleinen, glanzloſen Augen oft furchtſam umherirren, aber noch öfter nach innen zu blicken ſcheinen. Er läßt den Kopf ſinken, und ſeine Haltung iſt vornübergebeugt, als wollte er der Welt abſichtlich nicht ſeine Vorderſeite zeigen. Man beobachte ihn lange genug, um das zu bemerken, was wir beſchrieben haben, und wird zugeſtehen müſſen, daß Umſtände, die oft merkwürdige Menſchen aus der gewöhnlichen Werkſtatt der Natur hervorgehen laſſen, einen ſolchen auch hier erzeugt haben.

Dann wollen wir ihn auf dem Seitenwege langſam hinwanken laſſen und unſere Augen auf die entgegengeſetzte Richtung wenden, wo eine ſtattliche Frau von vorgerückten Jahren, mit einem Gebetbuche in der Hand, auf dem Wege nach der Kirche begriffen iſt. Sie hat die ruhige Miene einer reſignirten Wittwe, deren Gram entweder verſchwunden oder ein ſo weſentlicher Theil ihres Herzens geworden iſt, daß Freude für ſie ein ſchlechter Tauſch dagegen ſeyn würde. Gerade in dem Augenblicke, als der magere Mann und die ſtattliche Frau an einander vorübergehen, findet eine Hemmung auf dem Wege ſtatt und bringt dieſe beiden Figuren in unmittelbare Berührung. Ihre Hände begegnen ſich; der Druck der Volksmenge preßt ihren Buſen an ſeine Schulter, und ſie ſtehen von Angeſicht zu Angeſicht, ſich gegenſeitig in die Augen ſtarrend, einander gegenüber. Auf dieſe Weiſe begegnet Wakefield ſeinem Weibe nach zehnjähriger Trennung.

Das Gedränge verliert ſich und führt ſie wieder von einander fort. Die ehrbare Wittwe nimmt ihren vorigen Schritt wieder an und begibt ſich weiter nach der Kirche; allein im Portale bleibt ſie einen Augenblick ſtehen und wirft einen unruhigen Blick die Straße hinunter. Dann tritt ſie ein und öffnet das Gebetbuch.

Und der Mann? — Er ſtürzt mit ſo wildem Geſichte, daß ſelbſt das geſchäftige und ſelbſtſüchtige London ſtill ſteht und ihm verwundert nachſtarrt, nach ſeiner Wohnung, verriegelt die Thür und wirft ſich auf das Bett.

Die ſchlummernden Gefühle früherer Jahre brechen wieder hervor und leihen ſeinem ſchwachen Geiſte von ihrer eigenen Kraft eine kurze Energie; die ganze Verlaſſenheit ſeines elenden Lebens wird ihm in einem Blicke offenbart, und er ruft leidenſchaftlich: „Wakefield! Wakefield! Du biſt wahnſinnig!"

Vielleicht war er es. Die ſonderbare Lage hatte ihn dergeſtalt in ihre zwängenden Formen gepreßt, daß er in den Beziehungen zu ſeinen Mitmenſchen und den Geſchäften des Lebens kaum als im vollen

Besitze seiner Geisteskräfte erachtet werden konnte. Er hatte sich mehr durch Zufall als durch eigene Bemühung von der Welt getrennt, war verschwunden, und hatte seinen Platz und seine Vorrechte bei den Lebenden aufgegeben, ohne unter die Todten aufgenommen worden zu seyn.

Das Leben eines Einsiedlers war mit dem seinigen nicht zu vergleichen. Er lebte im Geräusch einer Stadt, wie früher; aber die Menge floß an ihm vorüber und sah ihn nicht; er war, so zu sagen, stets an der Seite seines Weibes und Herdes, ohne je die Liebe der Einen und die Wärme des Andern empfinden zu dürfen.

Es war Wakefield's beispielloses Schicksal, seinen Antheil an den menschlichen Sympathien bewahrt zu haben und noch in menschliche Interessen verwickelt zu seyn, während er seinen gegenseitigen Einfluß auf dieselben gänzlich verloren hatte. Allein so verändert er auch war, so wurde er sich dessen doch selten bewußt; er hielt sich immer noch für denselben Menschen, wenn auch dann und wann einen Augenblick lang ein Strahl der Wahrheit auf ihn fiel, und er fuhr fort zu sagen: „ich werde bald zurückkehren!“ ohne zu bedenken, daß er so schon seit zwanzig Jahren gesprochen hatte.

Ohne Zweifel erschienen ihm auch diese zwanzig Jahre, im Rückblick darauf, kaum länger als die Wochen, auf die er Anfangs seine Abwesenheit hatte beschränken wollen. Die ganze Sache kam ihm vor wie eine kleine Episode in den Hauptgeschäften des Lebens; und wenn er es nach einiger Zeit für angemessen halten sollte, wieder in das Wohnzimmer seiner Frau zu treten, so konnte seiner Meinung nach kein Zweifel obwalten, daß sie vor Freude in die Hände klatschen werde. — Welcher Irrthum! — Wenn die Zeit auf das Aufhören unserer Lieblingsthorheiten warten wollte, so würden wir jung bleiben — bis zum Tage des jüngsten Gerichts.

Eines Abends, im zwanzigsten Jahre seines Verschwindens, machte Wakefield den gewohnten Spaziergang nach der Gegend jener Wohnung, die er noch immer die seinige nannte. Es war ein stürmischer Herbstabend mit häufigen Regengüssen, die auf das Straßenpflaster niederschlugen und wieder verschwanden, ehe noch ein Mensch den Regenschirm öffnen konnte. Während er in der Nähe des Hauses still stand, gewahrte er durch die Fenster des Wohnzimmers im zweiten Stockwerke den Schein und das tanzende Licht eines behaglichen Feuers. An der Decke des Zimmers erschien der riesige Schatten seiner guten Frau; ihre Haube, Nase und Kinn und die breite Brust bildeten eine sonderbare Karrikatur, welche mit dem aufflackernden und niedersinkenden Feuerschein beinahe zu lustig für den Schatten einer ältlichen Wittwe tanzte. In diesem Augenblick strömte wieder ein Regenguß nieder und wurde durch den unmanierlichen Wind gerade in Wakefield's Gesicht und Brust getrieben. Er fühlte sich ganz durchdrungen von der herbstlichen Kälte. Sollte er hier naß und frierend stehen, wenn sein eigener Herd ein gutes Feuer hatte, ihn zu wärmen, und seine Frau den grauen Hausrock und die Beinkleider herbeizuholen bereit war, die sie ohne Zweifel in dem Wandschranke ihres gemeinschaftlichen Schlafzimmers sorgsam aufbewahrte? Nein, Wakefield war kein solcher Narr. Er stieg die Treppe hinauf, — schweren Trittes! — denn zwanzig Jahre, seitdem er sie zum letzten Male hinunter gestiegen war, hatten seine Beine steif werden lassen, — aber er wußte es nicht. Halt, Wakefield! Willst Du die einzige Heimath suchen, die Dir noch bleibt, — so geh' in Dein Grab! Die Thür öffnet sich, und während er hinein geht, heften wir noch einen Blick auf sein Gesicht und gewahren jenes listige Lächeln, welches der Vorbote des kleinen Spasses war, den er seitdem auf Kosten seines armen, unglücklichen Weibes gespielt hat. Wohl, eine schöne, gute Nacht, Wakefield!

Dieses glückliche Ereigniß, — wenn es so zu nennen ist, konnte nur in einem unbewachten Augenblicke eintreten. Wir wollen unserem Freunde nicht über die Schwelle folgen. Er hat uns viel Stoff zum Nachdenken gegeben, woran sich ein Theil in die Form einer Moral fassen läßt.

Unter der scheinbaren Verwirrung dieser geheimnißvollen Welt sind wir Individuen so genau in ein System, und die Systeme zu einem Ganzen in einander gefügt, daß ein Mensch, der nur einen Augenblick aus ihnen heraus und auf die Seite tritt, sich der Gefahr aussetzt, seinen Platz darin für immer zu verlieren. Wie Wakefield kann er gleichsam der Ausgestoßene des ganzen Universums werden.

Mannigfaltiges.

Ein Vater ließ, ohne selbst gebildet zu seyn, seine Kinder, der jetzigen Zeit angemessen, in Künsten und Wissenschaften unterrichten. Eine seiner Töchter beschäftigte sich sehr eifrig mit Geographie, und da der Herr Papa diese Liebhaberei durchaus nicht begreifen konnte, fragte er sie eines Tages: „Aber, liebes Kind, was thust Du mit so viel Geographie; Du kannst ja doch nicht Postillon werden!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Dienstag, 25. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Die Farbe Deiner Haut und der Zufall, der Dich das Kind indianischer Eltern hat werden lassen, sind auf meine Liebe ohne allen Einfluß," entgegnete Wilhelm. „Die Thatsache, daß zwischen Menschen äußere Unterschiede stattfinden, und daß mein Herz darüber hinwegsieht, muß Dir den Beweis liefern, daß diese Unterschiede für mich nicht vorhanden sind. Die wahre Liebe wurzelt in etwas Tieferem als in äußeren Gestalten oder Formen. Natürlich, daß ein abschreckendes Aeußere die Liebe abwehren kann, aber ist sie einmal erwacht, so hängt die Fortdauer derselben lediglich von den inneren Eigenschaften der Erwählten ab. Doch dieses alles bei Seite gesetzt, so braucht Deine Schönheit mit der meiner Landsmänninnen keinen Vergleich zu scheuen. Ja, Sonnenstrahl, Du bist eben so schön wie liebenswürdig. Ich könnte Dich auch bei weniger Schönheit geliebt haben, aber die Wahrheit zu gestehen, Du gefällst mir gerade so, wie Du bist, und was schön ist, gefällt allgemein. Der Mann von Geschmack sucht sich die lieblichste Blume aus, und unter zweien von gleichem Wohlgeruche fällt seine Wahl stets auf die schönste. Ist dem nicht auch so bei den Frauen?"

„Ja, Wilhelm, dem ist so. Aber unstreitig gibt es unter Deinem Volke der schönen Mädchen viele. Deine Liebe zu mir, einem einfachen, mit der gesitteten Welt ganz unbekannten Naturkinde könnte einst, wenn auch erst in späteren Jahren erkalten und dies würde mich unsäglich elend machen. Lieber bleibe ich in meinen Urwäldern zurück als — —"

„Sonnenstrahl!" rief Wilhelm, sie mit einer Umarmung unterbrechend, „Gott, der in unsere Herzen schauet und dem all unsere Gedanken unverborgen sind, ist Zeuge, daß in meinen Worten Wahrheit und keine Falschheit ist. All mein Streben wird auf die Förderung Deines Glücks unablässig gerichtet seyn. Jedes Wölkchen, welches sich an Deinem Horizonte erhebt, um Deine Glückseligkeit zu verdunkeln, werde ich, sofern es in meiner Macht steht, zu zerstreuen suchen. Den rauhen Pfad unserer irdischen Pilgerschaft werde ich in einen ebenen und blumigen umzuwandeln mich bestreben und es Dir an einer kräftigen Stütze während der Dauer unseres Lebens nie fehlen lassen. Ja, auf diese Weise wird, sofern es des Höchsten Wille ist, unser Leben ein zufriedenes, ein genußreiches, ein glückliches seyn. Nie sollst Du bereuen, mir in eine Dir neue Welt gefolgt zu seyn, und der Gedanke, daß meine Liebe zu Dir einst erkalten könnte, nie in Dir wieder aufkommen. Sprich, habe ich Dich beruhigt?"

Das Mädchen legte ihr Haupt auf des Geliebten Brust und sprach: „Ich bin die Deine auf immer. Nimm mich, wie ich bin, und vergiß nie, daß ich Deine Betheurungen angehört, daß ich Dir mein ungetheiltes Herz im vollsten Vertrauen gegeben habe, und daß ich Dir bis ans Ende meiner Tage in Treue und Aufrichtigkeit zugethan seyn werde. O, jetzt bin ich wahrhaft glücklich!"

Auf dem Rückwege nach dem Dorfe trat ihnen Rothschuh plötzlich entgegen. Nachdem er auf Wilhelm einen Blick des Grimmes geworfen, entfernte er sich wieder, ohne ein Wort geäußert zu haben.

„Was hat dies zu bedeuten?" fragte er die an seinem Arme zitternde Geliebte.

„Wir haben ihn zu meiden," versetzte sie. „Er ist ein böser Mensch und hat mich einst mit Liebesanträgen verfolgt. Jetzt, wo Mamawikoe nicht mehr am Leben ist, glaubt er vielleicht mit seinen Bewerbungen hervortreten zu dürfen. Sollte er mich aber zu sehr beunruhigen, so werde ich den Schutz des Häuptlings gegen ihn anrufen."

„So lange ich noch unter Deinem Volke weile, werde ich Dich zu beschützen wissen," versetzte Wilhelm. „Von ihm sollst Du nichts zu befürchten haben."

Den Bewohnern der auf Pavonia entstandenen neuen Ansiedlung verging die Zeit, Dank den Bestrebungen Huybert's, seinen Gästen so viel als thunlich Zerstreuungen zu verschaffen, auf eine ziemlich angenehme Weise.

Eines Tages, als Huybert mit seinen Freunden Geschäfte halber die Stadt besucht und sie an Gelderp's Hütte vorbeigehend sich nach dem Landungsplatze der Pavonia'schen Böte wieder begaben, begegnete ihnen des Freibeuters Frau. Sich gegen van der Veer stumm verneigend, fiel ihr Blick auf Huybert. Dieser schien durch diese Bewegung die Fassung verloren zu haben. Gleich darauf trat er auf sie zu und in großer Aufregung sprach er zu ihr:

„Täuschen mich meine Sinne nicht? Nein, da kann kein Irrthum obwalten, mag auch die Zwischenzeit eine noch so lange seyn, Sie sind Katharina Tronk."

„Ja," versetzte sie, „die bin ich. Indeß ist der gegenwärtige Augenblick zu einer Aufklärung nicht der geeignete, weßhalb ich Sie dringend bitte, jetzt keine Fragen an mich zu richten. Zu einer gelegeneren Zeit sehen wir uns wohl wieder. Dann sollen Sie alles wissen."

„Ums Himmels willen, Katharina, keinen Aufschub; ich beschwöre Sie — —"

„Bitte, machen Sie doch hier kein Aufsehen. Verlassen Sie sich darauf, daß ich Ihnen alles mittheilen werde; doch unter der Bedingung, daß Sie keine Schritte thun mich aufzusuchen. Ein solches Beginnen könnte Ihnen nur Gefahren bereiten. Mein Mann —" sie entfernte sich schnell.

„Ihr Mann?" fragte Huybert verwunderungsvoll.

„Ist mein ärgster Feind, der saubere Kaspar Gelderp," ergänzte van der Veer.

„Haben Sie die Frau denn auch schon früher gekannt?"

„Vor etwa neunzehn oder zwanzig Jahren in Amsterdam," bemerkte Theodora. „Damals habe ich sie in dem allerhilflosesten Zustande zu mir genommen. Sie war krank und obdachlos."

„Zu Hause werde ich Sie bitten, mir alles ausführlich zu erzählen," versetzte Huybert. „Doch jetzt schnell ins Boot, wenn uns die Dunkelheit unterwegs nicht überraschen soll. Der Anblick dieser Frau hat mich ganz entmuthigt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Labretescher Hof,

½ Stunde südwestlich von Erbach, am Scheidgraben, wird nicht „Lapertescher", „Lappentascher" oder sonstwie falsch geschrieben, als käme der Name z. B. von Plappertasche. Er verdankt seinen Namen dem französischen Gouverneur zu Homburg, **Marquis de la Bretèche**, der hier seinen Landsitz aufschlug, um mit seinem hölzernen Beine auszuruhen.

Dieser La Breteche war ein Edelmann aus der Bretagne, ging unter der Regierung Ludwigs XIV. nach Madagascar (Insel im indischen Ocean [Afrika]), ward 1671 an la Case's Stelle zum Generalmajor ernannt und kam in den Kriegen, welche die Einwohner wegen der großen Bedrückungen der Franzosen führten, um's Leben.

In Folge des Nymweger Friedens vom 5. September 1679 und zur Sicherung der Reunionen ließ nämlich Frankreich die Veste Homburg von Kur-Trier unter gegründeten und ungegründeten Vorwänden zurückfordern. Sie zu widerlegen war für den Kurfürsten eine leichtere Aufgabe, als der französischen Heeresmacht zu widerstehen. Diese besetzte unterm 23. August desselben Jahrs Bitsch und Homburg zugleich, da jenes ohne dieses sich nicht wohl vertheidigen ließ. Homburg erhielt als französischen Gouverneur den obgedachten **Marquis de la Bretèche.** Die alte Bergveste wurde mit neuen Werken wohl versehen und unter derselben das niedliche und feste Städtchen Neu-Homburg angelegt. Frankreichs Absicht war, sich in diesem Bezirke (zwischen Rhein, Mosel und Saar) festmöglich zu behaupten. Der Ryswicker Friedensschluß vom 30. Oktober 1697 gab jedoch die Homburg dem schon 1670 durch Frankreich seiner Länder entsetzten Herzoge von Lothringen wieder. Am Ende gelang es dem Herzoge von Zweibrücken, diese Herrschaft, welche in dem Bezirke des Oberamts Zweibrücken eingeschlossen war, für beständig einzutauschen (1755). **Sch.**

Mannigfaltiges.

(Rechenschaftsbericht einer Mutter an ihre Tochter.) „Mein theures Kind," sprach Frau v. Klugsinn zu ihrer einzigen Tochter, „Du feierst heute Deinen dreißigsten Geburtstag noch ledig im elterlichen Hause und könntest denken, es sey Gleichgiltigkeit von mir, Deine Versorgung durch ein eheliches Glück nicht schon längst bewerkstelligt zu haben. Ich finde mich deßhalb veranlaßt, Dir, mein gutes Kind, einen Rechenschaftsbericht über alle jene Herren abzulegen, die um Deine Hand schon anhielten und bei welchen ich immer triftige Gründe hatte, ihnen dieselbe zu verweigern. Du wirst daraus ersehen, daß Du Dich Deines ledigen Standes nicht zu schämen hast

und ich nur immer zu Deinem Vortheile handelte. In Deinem zwanzigſten Jahre bewarb ſich ein Offizier um Deine Hand. Es iſt natürlich, daß ich meiner Tochter keinen Mann gebe, der ein Kommando führt, indem, meinem Erachten nach, das Weib daſſelbe führen muß. Ich war alſo gezwungen ihn abzuweiſen. Zu einundzwanzig Jahren hielt ein Schauſpieler um Dich an. Denke, ein Schauſpieler, der das ganze Jahr ſo viele Rollen inne hat, nur keine Geldrollen. Er verſicherte mich zwar, daß er in gutem Kredit ſtünde. Ich ſagte, ich werde mich darum erkundigen. Zufällig ging ich Abends in das Theater. Jener Schauſpieler gab den Franz Moor, da hörte ich, wie er ſagte: „Die unendliche Erbarmung würde bankerott werden, wenn ſie für meine Schulden all' gut ſagen wollte." Dieſe Worte ſprach er ſo herzlich, daß er ſie nothwendig aus dem Leben gegriffen haben mußte und ich ſchrieb ihm deßhalb ſogleich: „Mit der Heirath iſt's nichts." Im zweiundzwanzigſten Jahre wollte Dich ein Papierſpekulant heirathen. Mein Kind! haſt Du den Bauer als Millionär geſehen? Da ſagt der Vater, als man beanfragte, er ſolle einem Fiſcher ſeine Tochter zur Frau geben: „Was, einem Fiſcher, ſo ein unſicheres Metier? bis er einen Fiſch fängt, kommen ihm hundert aus." Kannſt Du, dieſen Spruch beherzigend, verlangen, daß ich Dir einen Papierſpekulanten zum Manne gebe? Ein junger Arzt hielt in Deinem dreiundzwanzigſten Jahre um Dich an; hältſt Du mich aber für ſolch' eine Rabenmutter, daß ich Dich unter die Hände eines jungen Arztes geben würde? Es war ein Oppoſitionsheld, ein wahrer Jakobiner, welcher, als Du vierundzwanzig Jahre zähltteſt, um Dich warb. Du kannſt Dir denken, liebe Tochter! daß dieſer Liberale meine Einwilligung nicht erhielt, denn ſolch' ein Mann liebt Lieber-ale (lieber-alle) mehr als ſeine Frau. Fünfundzwanzig warſt Du alt, als ein Juwelier Dich heirathen wollte. Jedoch meine Maxime iſt, ein Mann darf nur einen Juwel beſitzen und der muß ſeine Frau ſeyn. So wie er mehrere beſitzt, iſt das Intereſſe getheilt. Wer immer mit Juwelen umgeht, iſt bei der Erlangung von neuen nicht überraſcht. Ich konnte mich deßhalb nicht entſchließen, Dich von einem Manne faſſen zu laſſen, welcher früher ſchon viel gefaßt hatte. Ein Doktor der Philoſophie, dieſer hielt in Deinem ſechsundzwanzigſten Jahre um Deine Hand an, aber ich konnte mir ja gar nicht denken, daß der Mann ſeine Sache gut verſtehe, denn wenn er ein Philoſoph geweſen wäre, hätte er ja nicht heirathen wollen. Du zähltteſt ſiebenundzwanzig, als ein berühmter Porzellan-Händler Dich zu gewinnen ſuchte. Doch ſolch' einem gefährlichen Manne konnte ich meine Tochter nicht geben. Ein Porzellanhändler! wie leicht wird ſo ein Mann zum Verbrecher und Du dürfteſt mit ihm büßen. Ein Poet beſang Dich in Deinem achtundzwanzigſten Jahre und hielt in einer ſehr romantiſchen Sprache förmlich um Dich an. Bei dieſer Gelegenheit zitirte er jedoch beſtändig fremde Dichter. Als ich ihn fragte, warum er das thue, antwortete er: „weil er auch ſehr oft zitirt werde." Dieſes war genug, um ihn abzuweiſen. Ein Uhrenfabrikant, ein Mann, der mir recht gefiel, wollte Dich in Deinem neunundzwanzigſten Jahre heirathen, ich hätte bei ihm nichts zu riskiren gehabt, weil ich wußte, wie es mit ihm an der Zeit war. Aber bei Deinem Alter ſollte er nicht wiſſen, wie viel es bei Dir geſchlagen hat und ſo mußte ich die Sache zu meinem Leidweſen wieder ablaufen laſſen. Dreißig biſt Du nun und heute hat ein Alterthumsforſcher um Dich angehalten. Ich wies ihn ebenfalls zurück. Es wäre eine Blamage für Dich geweſen, wenn die Leute geſagt hätten: „Der Mann hat ſich eine Frau erforſcht." Sey deßhalb ruhig, mein Kind! es iſt wahr, Du biſt volle dreißig alt, aber tröſte Dich, Du entfernſt Dich alle Tage mehr davon.

(Ein neues Gewerbe.) Einer meiner Freunde, ein Journaliſt, machte voriges Jahr bei einem Beſuche in Paris in einer Reſtauration in der Nähe der Stadt die Bekanntſchaft eines hübſchen jungen Mädchens, das für eine Arbeiterin ungewöhnlich intelligent und fein ſchien. Im Verlaufe dieſes Geſpräches mit ihr erfuhr er von ihr gleichwohl, ſie ſey eine Arbeiterin, und erhielt auf die Frage: was für eine Beſchäftigung ſie betreibe, die Antwort: „Ich bin eine **avanceuse d'ouvrages** (Fortſetzerin von Arbeiten)." „Was iſt denn das, wenn ich bitten darf?" fragte ſie der Deutſche. „Je nun, mein Herr", war die Antwort, „Sie wiſſen ohne Zweifel, daß es eine Menge von Damen gibt, welche alle Arten von feineren weiblichen Arbeiten beginnen: Häkeln, Stramminnähen, Perlenſticken u. dgl. m., woran ſie Abends arbeiten, wenn der Mann in ſeinen Klub, ſein Kaffeehaus, in's Theater, in die Oper oder an irgend einen andern Ort geht, wohin ihn ſeine Gattin zufällig nicht begleiten kann oder darf. Nun hat die Dame vielleicht ebenfalls irgend einen Ausgang vor oder eine Verabredung getroffen, welche ſie aus dem Hauſe führt, ſobald der Herr Gemahl den Rücken gewandt hat. Ihre Arbeit wird dann mir gebracht oder ich hole ſie ab und beſorge ſie, und bringe ſie am andern Morgen in aller Frühe zurück. Nach dem Frühſtücke zeigt dann Madame triumphirend dem Herrn Gemahl, wie gewaltig viel

Digitized by Google

ſie am vorigen Abend gearbeitet habe, und Monſieur lobt dann ihren Fleiß, und hat nicht die entfernteſte Ahnung davon, daß Madame ſich einen vergnügten Abend gemacht hat, und daß die ſichtlichen Fortſchritte der feinen Arbeit von andern Händen herrühren." „Und Ihre Beſchäftigung iſt wohl eine ſehr einträgliche?" fragte der Deutſche. „Oh, ich bin zufrieden," erwiederte die Arbeiterin mit einem ſelbſtgefälligen Blicke auf ihre einfache, aber hübſche und geſchmackvolle Toilette, „ich habe eine ziemlich große Kundſchaft und ſtehe mich ganz gut dabei."

Im Jardin des Plantes macht gegenwärtig ein prächtiger Tiger vom Senegal Furore, der das Eigenthümliche an ſich hat, daß er fortwährend ſeinen urſprüngtichen Tigergrimm offenbart. Der Wärter ſetzt demſelben alle Tage, außer einer Portion Schlachtfleiſch, einige lebendige Hühner und Kaninchen vor, die der gefangene Bewohner der Wälder auch ohne Weiteres durch den gewattigen Rachen in ſeinen Magen ſpazieren läßt. Man denke ſich nun das Erſtaunen des Wärters, als er vorige Woche ſeinen Schutzbefohlenen wieder fütterte, und derſetbe eine kleine ſchwarze Henne nicht nur ungeſchoren ließ, ſondern auch mit Vergnügen deren Sprüngen und Fluchtverſuchen zuzuſehen ſchien. Seitdem iſt das kleine ſchwarze Huhn auch ganz dreiſt und zutraulich geworden. Trotz dem ſchrecklichen Gebrüll ſeines reißenden Wirthes pickt der kleine Gaſt ganz gemüthlich die ihm hingeworfenen Getreidekörner auf, ſpaziert ruhig an Letzterem vorbei oder wohl gar zwiſchen deſſen vier Tatzen hindurch, und benutzt ſogar von Zeit zu Zeit den Kopf deſſelben, um kühne Sprung- und Flugübungen anzuſtellen. Seine Majeſtät Tigris aber ſchauen großmüthigſt zu, und ſcheinen ſich wirklich in den kleinen ſchwarzen Springinsfeld verliebt zu haben.

Als unter dem König Ludwig XIV. Lille belagert wurde, redete ein Offizier den Kriegszahlmeiſter Heron an, als dieſer eben aus ſeiner Wohnung trat, und bat ihn um ſeinen rückſtändigen Sold. Heron zog ein paar Thaler aus der Taſche, zeigte ſie dem Offizier und ſagte: „Sehen Sie, das iſt jetzt unſere ganze Kriegskaſſe." Der Offizier fand ſich durch dieſe Lüge beleidigt, und da er mit der Bewachung der Kriegskaſſe beauftragt war, ſo befaht er der Schildwache von ſeiner Kompagnie, die vor Heron's Wohnung ſtand, dem Zahtmeiſter überall nachzufotgen, weil er nun die Kriegskaſſe bei ſich trüge. Die Schildwache gehorchte, folgte dem Zahlmeiſter durch die ganze Stadt nach, und dieſer fand für's Beſte, den Offizier ſo geſchwind als möglich zu befriedigen.

(Eine ungtückliche Jagd.) Am 15. Februar war der Notar Henry zu Alligny mit Fromageot, Maire von Semuy, auf der Jagd; das Gewehr des Letzteren entlud ſich durch einen unglücklichen Zufall, und der ganze Schuß ging in das Bein ſeines Freundes. Die Wunde machte eine Amputation nothwendig, an welcher der Notar ſtarb. Die Wittwe wurde bei dem Gericht zu Bouziers gegen den Maire klaghaft. Das Urtheil, das am 23. April gefällt wurde, lautet gegen ihn wegen unvorſichtiger Tödtung auf 600 Frs. Entſchädigung. Das aber iſt nicht Alles; er hat der Wittwe Henry 25,000 Frs., dem minderjährigen Kinde eine jährtiche Penſion von 600 Frs. bis zum zehnten, von 1000 Frs. bis zum achtzehnten, und 1800 Frs. bis zum fünfundzwanzigſten Jahre, und endlich 40,000 Frs. zu zahlen, wenn es majorenn erklärt iſt. Letztere Summe wird an deſſen Nachfolger verſchrieben, wenn dieſer Sohn vor dem fünfundzwanzigſten Lebensjahre ſtirbt.

Zu Prag fand am 5. d. M. eine eigenthümliche Explosion ſtatt. Auf einem Faſſe, in dem ſich einmal Spiritus befunden, das aber zur Zeit leer war, ſaßen einige Knaben und rieben an dem oberen Deckel Zündhölzchen, als plötzlich dieſer Deckel mit einem ungemein ſtarken Knall in die Höhe flog und die Knaben mitriß. Einer derſelben wurde ſchwer verletzt und mußte ſofort in das Spital geſchafft werden. Die Explosion war eine ſo ſtarke, daß an einem in der Nähe befindlichen Fenſter alle Scheiben zertrümmert wurden und der Spund des Faſſes in der Decke einer Mauer, unter welcher es ſtand, ſtecken btieb.

Gemeinnütziges.

Das Wochenblatt für Land- und Forſtwirthe theilt aus dem mediziniſchen Korreſpondenzblatt folgendes Mittel gegen Phosphorbrandmale mit. Man tauche die Hand in eine verdünnte Löſung von Javellſcher Lauge (unterchloridſaurem Natron), um deren raſch oxydirende Kraft zu benützen, wetcher man etwas Magneſia zugefügt hatte. Schmerz, Dampfentwickelung und Phosphorescenz verſchwinden dadurch binnen 5 Minuten. Es wird beigefügt, daß man ſich in ähnlichen Fällen, weil ohne Zweifel mit demſelben günſtigen Erfolg, des überall leicht zu habenden Chlorkalks, in Waſſer getöst, bedienen könne.

Redaktion, Druck und Vertag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Freitag, 28. Juni 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Während der Ueberfahrt beobachtete Huybert Stillschweigen. Eben so auch in seinem Hause, als sie dort angekommen waren.

„Das Benehmen unseres Freundes kommt mir etwas sonderbar vor," redete Theodora ihren Gatten an, als beide sich in ihrem Schlafzimmer befanden. „Welche Erinnerungen die Frau des Freibeuters in ihm wohl erweckt haben mag?"

„Auch mir ist der Grund seiner Verstimmung ganz räthselhaft," entgegnete van der Veer. „So viel ist aber ausgemacht, daß er in Amsterdam sich nie eine längere Zeit aufgehalten hat."

„Katharina Tronk auch nicht," bemerkte Theodora; „denn als ich ihr in unserem Hause ein Obdach gewährte, sagte sie mir, daß sie in Amsterdam völlig fremd sey. Auch wollte sie mir nicht gestehen, woher sie gekommen, und da ich ihr ansah, daß meine Fragen sie beunruhigten, so habe ich sie über diesen Punkt nicht weiter befragen mögen. Vielleicht, daß sie vordem in Rotterdam gelebt hat."

„Sehr wahrscheinlich. In Rotterdam muß er sie gekannt haben."

„Darin stimme ich Dir bei. Uebrigens muß Katharina, nachdem sie unser Haus verlassen, sich gleich darauf mit Geldorp verheirathet und das Paar sich hierher begeben haben."

„Merkwürdig," sprach van der Veer gedankenvoll, „daß unseres Freundes Begegnung mit dieser Frau auf ihn von eben derselben Wirkung ist, wie die des Mannes auf mich. Wer weiß, zu welchen Entwicklungen das noch führen kann."

„Sonderbare Dinge haben sich schon oft ereignet und können sich wieder ereignen," meinte Theodora.

Ehe sich das würdige Ehepaar zur Ruhe begab, flehte es den Höchsten in einem inbrünstigen Gebete an, daß er über die Sicherheit des Sohnes noch ferner wachen und ihnen denselben bald wieder zuführen möge. Sodann verrichteten beide noch ein anderes Gebet, eines, welches sie dem Allmächtigen täglich vortrugen, und dessen Veranlassung dem Leser später mitgetheilt werden wird.

Huybert verharrte in seiner Schweigsamkeit den ganzen folgenden Tag hindurch. Erst gegen Abend, als Wirth und Gäste sich zufällig unter den schattigen Bäumen des Gartens trafen, wurde er wieder gesprächig.

„Ich kann mir leicht denken," hub er an, „daß Ihnen mein Benehmen wunderlich vorkommen wird. Leider bin ich noch nicht im Stande, ihnen darüber eine aufklärende Mittheilung zu machen, da ich mir einst selbst feierlichst angelobt habe, über einen gewissen Umstand, der durch die Begegnung mit jener Frau meinem Geiste jetzt lebhaft wieder vorschwebt, so lange Stillschweigen zu beobachten, bis er mir völlig aufgeklärt seyn werde. Durch jene Frau gedenke ich aber den gewünschten Aufschluß zu erhalten. Gott gebe, daß dem so sey, und dann sollen auch Sie alles wissen."

Hier schwieg Huybert. Nach einigem Nachdenken begann er wieder: „Dabei ist es mir aufgefallen, daß die Ursache meiner Unruhe zu der Ihrigen in einiger Beziehung steht, und ich muthmaße, daß zwischen Ihnen und Geldorp noch etwas vorgefallen seyn muß, von dem Sie mir jetzt noch nichts mitgetheilt haben; indeß beabsichtige ich nicht, Sie dieserhalb auszuforschen; doch möchte ich Sie bitten, mich von dem zu unterrichten, was Sie über Geldorp's Frau erfahren haben."

„Das ist nur sehr wenig. In der That habe ich dem, was ich Ihnen über diese Frau gesagt, fast nichts hinzuzufügen. Als ich sie zum ersten Male sah, hatte sie meine Frau von der Straße in unser Haus schaffen lassen. Das war im Winter; gegen den Frühling hatte sie uns wieder verlassen. Um diese Zeit muß sie Geldorp's Bekanntschaft

gemacht haben; daß sie Geldorp's Frau geworden, habe ich erst hier von ihr selbst erfahren."

„Habe ich recht verstanden, so haben Sie an dem Abend, an welchem Ihre Frau sie von der Straße aufnahm, sie zum ersten Male gesehen. Von welchem Orte war sie gekommen?"

„Das wollte sie nicht sagen."

„Ha! Das ist ein Zeichen ihrer Schuld!" rief Huybert. „Sie muß von Rotterdam gekommen seyn. War sie allein?"

„Ja."

„Ganz allein? Hatte sie denn gar nichts bei sich? Kein Bündel, keinen Hund — kein Kind, oder sonst etwas?"

„Gar nichts; weder Kleidung noch Wäsche."

„Und auch von ihren früheren Verhältnissen hat sie Ihnen nichts offenbart?"

„Nur so viel, daß sie von einem Treulosen, dem sie Alles geopfert, in Schimpf und Schande verlassen wäre und als eine Waise sich ohne alle Stütze in der weiten Welt ganz allein befinde."

„Das ist die Wahrheit;" rief Huybert. „Sie ist schmählich hintergangen worden, und das durch falsche Gerüchte. Bis dahin ist ihre Aufführung ganz tadellos gewesen. Doch werde ich sie wiedersehen. Ja, wiedersehen muß ich sie!"

* * *

Es war nahe vor Mitternacht, als van der Veer durch den Ruf: „Feuer! Feuer!" aus seinem tiefen Schlafe geweckt wurde. Schnell aufspringend, sah er den Widerschein der hellen Flammen an den Fenstern seines Zimmers glänzen, und nachdem er Theodora geweckt, begann er sich eiligst anzukleiden.

„Es ist nicht im Hause," bemerkte Theodora, als sie aus dem Fenster blickte, „sondern in dem Schoppen hinter der großen Scheune. Nur schnell, Peter, und hilf mit löschen, damit die Scheune kein Feuer fängt."

Daß das Wohnhaus nicht in unmittelbarer Gefahr schwebte, gereichte Peter zu einiger Beruhigung; indeß beschleunigte er doch seinen Anzug. Gerade als er aus dem Hause trat, kam Huybert auf ihn zu. „Wo ist das Feuer?" fragte dieser.

„In dem Schoppen hinter der Scheune."

„Die sorglosen Neger mit ihren verwünschten Tabakspfeifen!" rief er. Bei dem Brunnen angekommen, fanden sie Manuel und die übrigen Neger mit der Füllung der eiligst herbeigeschafften Eimer schon beschäftigt. Beide Männer nahmen einige Eimer zur Hand und liefen damit zum Feuer.

Der brennende Schoppen stand an der Seite des Viehhofes und diente den Kühen bei schlechtem Wetter zum Obdach. Abends war er der Sammelplatz der Sklaven, wo sie, ihr Pfeifchen rauchend, sich von ihren Angelegenheiten gemüthlich unterhielten. Huybert fand, daß das Feuer erst wenige Fortschritte gemacht hatte. Das in einer der Ecken aufgehäuft liegende Stroh war freilich von den Flammen schon verzehrt, allein die dicken Balken leisteten dem sonst so schnell zerstörenden Elemente noch einigen Widerstand. Nach Verlauf einer halben Stunde war das Feuer gelöscht und damit alle Gefahr vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Rechnung.

Der Herzog von Rovigo (Savary) gehörte zu den Vertrauten des Kaisers Napoleon I. und war vor Vielen tief in dessen politische Geheimnisse eingeweiht. Rovigo's Denkwürdigkeiten zählen zu den interessantesten Geschichtsquellen der Kaiserzeit und enthalten Lehren, welche die Gegenwart nicht genug beherzigen kann. Ueber den Zustand Frankreichs nach dem Frieden von Tilsit heißt es u. A. im dritten Bande: Ganz Paris war im Festkleide, ungeheure Geldsummen, die von den Brandschatzungen in Preußen herrührten, waren eingegangen, welche in Verbindung mit denjenigen, welche zum Unterhalt der Armee hätten abgesandt werden sollen, aber nicht abgeschickt wurden, überall einen bisher ungekannten Wohlstand verbreiteten ꝛc. Folgende Rechnung ist zur Erklärung des Gesagten beigefügt: Stand der Brandschatzungen verschiedener Art, welche den im Feldzuge (1806—7) eroberten Ländern auferlegt wurden. Beigetrieben zum 31. Oktober 1808. Außerordentliche Kriegskontributionen 311,661,982 Fr. 75 C. Ordentliche Auflagen 76,676,960 Fr. 66 C. Wegnahme öffentlicher Kassen 16,171,587 Fr. 62 C. Verkäufe (natürlich aus geraubtem Gute) 66,842,119 Fr. 50 C. Total 471,352,650 Fr. 53 C. Weiter Beizutreibendes: (Bis zur Zahlung blieb die französische Armee in Preußen und auf dessen Kosten stehen, d. h. 18 Monate nach dem Frieden von Tilsit, „um auszuruhen", wie Napoleon sagte.) Königreich Westphalen. Kriegskontributionen 7,065,437 Fr. 63 C. Gewöhnliche Auflagen 6,917,692 Fr. 61 C. Danzig. Kriegskontributionen 1,229,643 Fr. 14 C. Zinsen aus Obligationen 2,446,369 Fr. 16 C. Grafschaft Hanau 2428 Fr. 58 C. Bayreuth. Kriegskontributionen 1628 Fr. 53 C. Für die Domänen nach Vertrag vom 15. Oktober 15,000,000 Fr. Lieferungen für die Armee 2,000,000 Fr. Schwedisch Pommern. Kriegs-

kontributionen 1,728,559 Fr. 97 C. Hanseſtädte, dergleichen 3,000,000 Fr. Zuſ. 39,391,755 Fr. 62 C. Ungefähre Schätzung der Lieferungen, welche dem Feinde abgenommen, oder durch das Land gemacht wurden, und welche nicht in den Kontributionen begriffen ſind: Lebensmittel 55,333,926 Fr. 44 C., für die Hoſpitäler 18,177,957 Fr. 50 C., Bekleidungsgegenſtände 7,636,950 Fr. 43 C., Pferde 6,840,920 Fr., 3000 Baumſtämme für die Artillerie à 75 Fr., 225,000, und aus den Vorräthen der Bergwerke 812,706 Fr. 8 C., 1,037,706 Fr. 8 C., Brennholz zu Berlin 1,373,935 Fr. 49 C., Porzellan 65,860 Fr. In den Münzen vergeſtudene Metalle 16,256 Fr., zuſ. 90,483,511 Fr. 94 C.; Hauptſumme 601,227,922 Fr. 9 C. Vorſtehendes enthält nur die offizielle Beute; was den einzelnen Bewohnern des unglücklichen Landes noch von den Soldaten geraubt wurde, iſt nicht darin begriffen. Auf ähnliche Weiſe wurde in Oeſterreich, Italien, den Niederlanden gehauſt. Die Nutzanwendung mag ſich der geneigte Leſer ſelbſt machen!

Mannigfaltiges.

Am 17. April gab ein Herr Gottſchalk in Havanna ein merkwürdiges Concert, in welchem — nach Angabe des „Hamburger Korreſpondenten“ 40 Pianiſten und 450 andere Inſtrumentiſten mitwirkten. Der Concertgeber trug mehrere ſeiner Klavierkompoſitionen vor und eine Semorita Erminia Carrere aus Neu-Orleans ſang die Fantaſie von Roſellen über die „Sonnambula“. Eine romantiſche Symphonie: „die Nacht der Tropen,“ kam mit Tambourins und 6 Harmonieflöten, eine Gottſchalk'ſche Fantaſie auf weſtindiſche Weiſen durch 40 Pianiſten, dann ein Triumphmarſch mit 80 Trompeten und Trommeln zu Gehör! Gottſchalk wollte erſt ſeine Fantaſie durch 80 Pianos ausführen laſſen, aber die Polizei widerſetzte ſich dieſem Vorhaben!

Das wunderlichſte Spekulationsunternehmen, wenn es nicht ein äußerſt einfacher Puff iſt, wird ſoeben vom Lyoner „Progrès“ angekündigt, nämlich Omnibusfahrten im Luftballon nach dem Gipfel des Montblanc. Der Ballon, welcher im Carmounythal aufſteigen ſoll, wird angeblich an einem langen Seil einer Dampfmaſchine befeſtigt, womit er, gleichzeitig beſchwert und dirigirt, nach dem Montblanegipfel hingezogen wird. Die Sache klingt über alle Begriffe humbughaft! Aber glauben wir einmal daran, ſtellen wir uns auf den Gipfel des Montblanc — wie kommen wir denn wieder herunter, außer auf dem gewöhnlichen jedoch für gewöhnliche Leute einigermaßen ungewöhnlichen Wege, welchen bisher die Montblanefteiger verfolgten? Oder iſt unten wieder eine dirigirende Dampfmaſchine, die den Luftballon herunterholt?

Die engliſchen Zeitungen bringen Cavour's Tod auf Rechnung des Ungeſchicks der italieniſchen Aerzte und enthalten allerlei Bemerkungen über deren verfehlte Kuren. In einer Zuſchrift über daſſelbe Thema, die man im „Morning Herald“ findet, heißt es: Ein ſehr wohlbekannter engliſcher Biſchof erzählt oft von ſeinen Reiſen in Italien, und wie er in einem Dorf am Simplon das Fieber bekam und nach einem Aderlaß aufgegeben wurde. Glücklicherweiſe ſandte er ein Blatt Papier, auf dem er ſeine Krankheit angab und jeden etwa vorkommenden Engländer um Hilfe erſuchte, nach der nächſten Stadt und ließ es dort im Hotel anſchlagen. Wer kommt zufällig des Weges mit Alpenſtock und Torniſter? Ein Arzt aus London, und zwar einer der erſten im Fieberfach. Er eilt in das Dorf und findet den armen engliſchen Geiſtlichen bewußtlos, beinahe verblutet, phantaſirend und faſt im Verſcheiden. Starke Fleiſchbrühe (beef tea) und Franzbranntwein waren die erſten Arzneien, die der Kranke bekam, die Lancette wurde in den nächſten Bach geworfen und ſo der (jetzige) Biſchof gerettet.

Der in Leipzig lebende blinde Dichter Theodor Apel hat die von ihm ſeit längerer Zeit gehegte Idee, den denkwürdigen Boden der Leipziger Völkerſchlacht durch Merkſteine zu bezeichnen, welche die von den beiden feindlichen Heeresmaſſen am 16. Oktober 1813 und die folgenden Tage eingenommenen Stellungen angeben und fixiren ſollen, jetzt zur Ausführung zu bringen begonnen. Er hat zunächſt zwei große Sandſteine auf ſeine Koſten behauen und aufſtellen laſſen; der erſte zeigt die Stellung an, welche am 16. Oktober der Marſchall Viktor mit dem zweiten Korps der franzöſiſchen Armee einnahm; der zweite gilt dem Prinzen Eugen von Würtemberg und ſeinem aus Ruſſen und Preußen zuſammengeſetzten Korps. Man hofft die Vollendung der Markirung bis zum fünfzigjährigen Gedenktage der großen Schlacht, 1872, zu erreichen.

Die koloſſalen Prellereien, deren ſich manche Gaſtwirthe, namentlich an ſolchen Punkten, ſchuldig machen, an denen der Reiſende zum Anhalten genöthigt iſt und wo dem Wirthe keine Konkurrenz droht, iſt bekannt genug. Wer jemals im bayeriſchen Oberlande reiſte, wird ſich auch des früheren Gaſtgebers und

Posthalters zu Mittenwald nächst dem Scharnitzpasse als einer in dieser Beziehung gefürchteten Persönlichkeit erinnern. Die Lektion, welche ihm König Ludwig von Bayern angedeihen ließ, ist aber zu originell, um nicht mitgetheilt zu werden. Der kunstsinnige Fürst hatte bei einer Durchreise durch Mittenwald beim Herrn Postmeister während des Pferdewechsels eine Tasse Kaffee getrunken und diesen höchst mäßigen Genuß mit 18 Gulden bezahlen müssen. Seitdem war manches Jahr vergangen. Als aber der König einmal wieder durch Mittenwald kam und die Pferde wechseln ließ, bemerkte der pflichtschuldigst am Thore stehende Postmeister, der das Frühstück schon bereit hielt, zu seinem Entsetzen, daß der König sich seinen Kaffee selbst im Reisewagen bereitete. An den Schlag tretend, frug der Herr Postmeister unterthänigst an, ob Se. Maj. vielleicht etwas zu wünschen geruhte, erhielt jedoch die bisterisch wohlverdiente Antwort: „Nein, lieber Postmeister, Ihr Kaffee ist mir zu theuer!“ Und König Ludwig fuhr weiter, während der verblüffte Postmeister noch immer gleich einer Salzsäule dastand.

Man liest in der „Guienne“ von Bordeaux: Die Gerichtsbehörde hat dieser Tage das ganze Waarenlager einer Weinfabrik wegnehmen lassen. Die Analyse ergab, daß die als Wein verkaufte Flüssigkeit auch nicht die geringste Spur eines von Trauben herrührenden Stoffes enthielt, sondern einzig aus chemischen Substanzen bestand, welche ihr den Anschein und Geschmack des Weines gaben.

(Der Stadt-Komet.) „Deine Herrschaft und Du,“ schrieb im Sommer 1811 von Paris aus eine Mutter an ihre Tochter, „habt Eure Zeit, auf das Land zu gehen, sehr schlecht gewählt; man zeigt hier seit einigen Tagen einen prächtigen Kometen; ich bin schon drei Mal auf dem **Pont des arts** gewesen, um ihn zu sehen, und da mir Jedermann sagt, daß so Etwas nur alle tausend Jahre vorkommt, so thut es mir sehr leid, daß Du eine so schöne Gelegenheit versäumt hast.“

(Amerikanischer Patriotismus.) Als ein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes meinerseits ersuche ich die verehrliche Redaktion der „N.-Y. Staats-Ztg.“ ergebenst, bekannt machen zu wollen: „daß ich es mir zur Ehre anrechnen werde, meine Dienste den Frauen der in's Feld gerückten Krieger unentgeltlich widmen zu dürfen.“ Hochachtungsvoll R. Gregor, appr. Geburtshelferin 276 Atlantic, zwischen Boerum und Smith St.

In Wien wird Kinderspielzeug aus wollenem Strumpfgewebe gefertigt. Da sieht man größere und kleinere Vögel, Schmetterlinge, Puppen, Bälle, Klappen ꝛc., Alles aus Strumpfgewebe in bunten Farben und für kleine Kinder berechnet. Sie sind nicht nur geschmackvoll und dauerhaft, sondern auch praktisch, weil die Kinder sich nicht verletzen können.

(Die Krebse im Briefe.) Ein Bauer sollte einem Advokaten Krebse bringen. Der Bauer war erschöpft und setzte sich auf einem Rasenplatze nieder. Er schlief ein und sein Korb lag neben ihm. Wie erschrack er, als er erwachte! Die Gefangenen hatten den Korb indessen geöffnet und sich frei gemacht. Mit großer Herzensangst trug er den Brief ohne die Krebse zu dem Advokaten. Dieser las und las wieder und sagte endlich zu dem Bauer: „Aber mein Freund, hier sind ja Krebse in dem Briefe!“ — „Gottlob,“ sagte der Bauer, aus seiner Angst erlöset, „Gottlob, daß sie in dem Briefe sind! Aus dem Korb waren sie mir, bei meiner armen Seele, allesammt fortgelaufen!“

Der Sohn eines Bauers wurde zum Soldaten ausgehoben und sollte nach wenigen Tagen schon den Marsch in's Feld antreten. Beim Abschiede versprach er seinem Vater, einen feindlichen Kopf mitzubringen, wenn er aus dem Feldzuge wieder heimkehren würde, der Vater ermahnte ihn weinend und sprach: „Lieber Sohn! Du wirst mir auch ohne Kopf willkommen seyn, wenn Dir nur sonst nichts fehlt.“

Interessant ist eine Notiz, die wir im „Schwäb. Merk.“ finden. Daruach steht fest, daß die Administration des Bades Homburg für Notizen und Inserate in die deutsche Presse über 30,000 fl. jährlich verausgabt; für die ausländische, namentlich russische und französische Presse, soll die Summe fast noch einmal so groß seyn.

In England wurden in den ersten 4 Monaten dieses Jahres 63,554,640 Eier eingeführt; es ist dies eine Vermehrung um 13 Millionen im Vergleich zu derselben Periode vorigen Jahres.

Ein Fabrikant in Manchester hat eine Prämie von 10,000 L. ausgesetzt für den Erfinder einer neuen Farbe, welche in der Sonne nicht erblaßt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No 78. Sonntag, 30. Juni 1861.

Aesthetisches Leben.

Schön ist das Fest des Lenzes,
Doch ach! es währt nur kurze Zeit.
Hast du ein Lied', bekränz' es,
Wenn Flora Rosen streut.

Liebe, o blühende Schöne!
Dein Reiz gibt dem Daseyn nur Werth;
Dem Dichter bist du Hippokrene,
Dem Krieger die Schneide am Schwert.
Du lindrest der Leidenden Leiden
Und würzest des Glücklichen Glück;
Mögst du aus dem Herzen nie scheiden,
Dein Gründer ruf' nie dich zurück.
Geliebte, die treu sich ergeben,
Genießt euch! — ein Frühling blüht nur;
Entflieht er, so schwindet das Leben,
Die Reize der blumigen Spur.

Schon ist das Fest des Lenzes,
Wo Cupido mit Bachus minnt.
Hast du ein Glas, kredenz' es,
So lang das Fäßchen rinnt.

Rebensaft, Tödter der Sorgen!
Wie schmeckst du so lieblich und gut,
Kredenzt mir mein Liebchen am Morgen
Ein Gläschen der goldenen Fluth.
Dem Kuß gibt er Süße und Weihe;
Sagt! labet ein wäßriger Kuß?
Gott — daß er die Herzen erfreue,
Gab Durstenden Wein zum Genuß.
Geträumt muß das Noah wohl haben,
Als er Gott, dem Herrn, hat geklagt:
»Das Wasser kann mich nicht mehr laben.«
Ein Hoch sey ihm darum gebracht.

Schön ist das Fest des Lenzes,
Bekränzt sich Lied' beim Becherklang;
Viel schöner noch ergänzt es
Harmonischer Gesang.

Gesang, du Zauberstrom, strömest
Begeisternd zum Himmel hinein,
Weckst schlafende Geister und nehmest
Sie mit dir die himmlische Bahn.
Den süßen, melodischen Tönen
Lauscht jedes tiefgefühlende Herz;
Sie trocknen des Weinenden Thränen,
Versenken in Lethe den Schmerz.
O faßt uns als Sänger umschlingen!
Aufmunterung wohnet im Lied'.
Laßt lieben uns, trinken und singen,
So lange der Frühling uns blüht.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Huybert wandte sich jetzt an seine Neger. „Da seht Ihr," sprach er in einem ernsten Tone, „was Ihr durch Eure Fahrlässigkeit angerichtet habt. Das kommt von Eurem steten Rauchen her, und es ist noch ein Wunder, daß sich das Feuer den übrigen Gebäuden nicht mitgetheilt hat. Hätten wir jetzt Ostwind, so wäre alles unrettbar verloren gewesen."

„Aber wir sind gestern Abend gar nicht hier gewesen," versetzte Edgar bescheidentlich.

„Nein, das sind wir nicht," fügte ein Anderer hinzu.

„Wir wissen, daß Sie es nicht gern sehen, daß wir hier rauchen."

„Wie!" rief Huybert. „Keiner von Euch ist hier gewesen? Wie kann denn das Feuer entstanden seyn?"

„Nur durch menschliche Hände, da wir auch kein Gewitter gehabt haben," bemerkte Manuel.

„Dann müßte es ja absichtlich angelegt seyn," rief van der Veer.

„Unmöglich!“ versetzte Huybert.

„Und doch kann es nicht anders seyn,“ sprach Manuel in einem zuversichtlichen Tone.

„Entweder rührt es von den Indianern her,“ sprach van der Veer, „oder —“

„Sollte es aus Bosheit angelegt seyn,“ unterbrach ihn Manuel, „so würde man das Wohnhaus auch angesteckt haben.“

„Dann lasset uns schnell im Hause nachsehen,“ rief van der Veer.

Alle begaben sich dorthin. Die Vorderthür stand sperrweit offen und Huybert stieß in der Vorhalle auf einen Gegenstand, der ihm ein menschlicher Körper zu seyn schien. Man zündete Licht an, und der auf dem Boden liegende Gegenstand war Hagar, die alte Negerin, an Händen und Füßen gebunden und den Mund mit einem Tuche verstopft. Nachdem sie von ihren Fesseln befreit war, erzählte sie, was sie gesehen hätte.

Sobald sie den Feuerlärm gehört, sey sie schnell herunter gekommen, um den Hausherrn zu wecken, hätte diesen aber mit Herrn van der Veer aus dem Hause gehen sehen. Dann hätte sie sich zu der Frau van der Veer begeben wollen; aber zwei Männer wären ihr entgegen getreten, welche sie sogleich überwältigt und gebunden hätten. Die Männer wären dann die Treppe hinauf gesprungen und sie hätte einen lauten Schrei gehört. Bald darauf wären die Männer wieder heruntergekommen und an ihrer Seite vorbeigegangen, aber in der Dunkelheit hätte sie nichts erkennen können.

Van der Veer, ohne das Ende von Hagar's Erzählung anzuhören, flog die Treppe hinauf. In der Kammer fand er eine brennende Lampe, aber seine Frau war darin nicht zu erblicken. Er lief in die Stube, auch diese war leer. Laut rief er sie bei Namen; keine Antwort. Theodora war verschwunden.

14.

Seit jenem Morgen, an welchem Geldorp das Gespräch der beiden Freunde unter den Nußbäumen behorcht, hatte er unabläßig darüber nachgesonnen, wie er der seinem Feinde geschwornen Rache die Krone aufzusetzen habe. Nachdem er mit seinen Plänen endlich in's Reine gekommen, und ihm den letzten aber fürchterlichsten Schlag zu versetzen bereit war, zog er seine Genossen Haus Schaick und Martin Kieffer, deren Mithilfe er dabei nicht entrathen konnte, mit in's Geheimniß. Auch dem Indianer Rothschuh hatte er eine Rolle dabei zugedacht. Sehen wir uns den Anfang des Drama's mit an.

Versetzen wir uns eines Morgens, kurz nach Sonnenaufgang, in die Gegend der Mündung des Raritanflusses in den Hudsonstrom, und nehmen wir an, daß wir den Blicken Neugieriger durch den dunklen Schatten einer dichten Gruppe hoher Eichbäume entzogen sind. Im Vordergrunde sehen wir 2 in einem lebhaften Gespräche begriffene Personen. Es sind Geldorp und Rothschuh. Etwas weiterhin, am Ufer des Flusses, stehen 2 andere Männer, Schaick und Kieffer, des Winkes ihres Anführers zum Beginn irgend welchen Unternehmens gewärtig. Endlich ist die Unterredung der beiden Ersteren beendigt, und der Indianer schlägt den in den Wald hineinführenden Pfad ein. Ein paar neue und blanke Pistolen zieren seinen Gürtel, und in der Hand trägt er eine große irdene Flasche. Dies ist der ihm gewordene Preis für die seinem weißen Bruder zugesagte Hilfe in der Verübung eines schurkischen, das Tageslicht scheuenden Streiches. Der Thor! Der Inhalt der Flasche, das den Rothhäuten so verderbliche Feuerwasser, hilft ihm dem eigenen Verderben zueilen. Und die Pistolen? Nun, damit will er den Untergang Anderer bereiten. In diesem Augenblicke aber frohlockt er über den Besitz dieser in seinen Augen so kostbaren Schätze.

Ein Wechsel der Scene. Nachdem Geldorp sich der Dienste des Indianers versichert, steigt er mit seinen beiden Gefährten ins Boot, um sich nach seiner uns bekannten Behausung zu begeben. Katharina ist übler Stimmung und beobachtet Stillschweigen.

„Was ist denn mit Dir vorgegangen?“ fragt er sie. „Warum diese Schweigsamkeit?“

Katharina antwortet hierauf nichts.

„Weib!“ ruft er, „verschone mich mit Deinen Launen. Ist jemand hier gewesen?“

„Seit Du fort gewesen, hat niemand dieses Haus betreten. Wer könnte es denn wohl der Mühe werth halten, mich hier aufzusuchen?“

„Vielleicht der Herr Peter van der Veer? Laß Dir gesagt seyn, daß dieser Mann bald andere Sachen zu denken haben wird. Ich beabsichtige nämlich, ihm eine Arbeit zu verschaffen, welche ihm aufs Neue eine Gelegenheit gibt, dieses Land von allen Seiten kennen zu lernen. Ha, ha!“

Hätte Geldorp gewußt, mit welchen Gedanken das Gemüth seiner Frau beschäftigt war, sein spöttisches Lächeln würde er unstreitig unterlassen haben. Katharina hatte unwillkürlich jener Zeiten gedacht, wo sie ihn noch nicht gekannt und Theodora van der Veer ihr in ihrer Verlassenheit als ein Engel des Trostes erschienen war. Freilich war seitdem schon manches Jahr verstrichen, allein die Erinnerung an ihre Wohlthäterin war in ihrem Herzen noch nicht erloschen. Geldorp aber glaubte, daß seine Frau in steter Furcht vor ihm lebe, und fern lag ihm der Gedanke,

Digitized by Google

daß sie zu einer Durchkreuzung oder Verhinderung seiner Pläne je etwas unternehmen werde.

„Ihm eine Arbeit verschaffen, welche ihm aufs Neue Gelegenheit geben wird, dieses Land von allen Seiten kennen zu lernen!“ sprach Katharina sinnend vor sich hin, als Geldorp sich wieder entfernt hatte.

„Was will er damit sagen? — Den Sohn hat er dem armen Manne bereits entführt, wahrscheinlich wird er es jetzt auf die Frau abgesehen haben. — Sollte er wirklich etwas gegen sie auszuführen beabsichtigen? — Möge er sich davor hüten. Rührt er eine Hand gegen sie, dann wird er an mir keine gehorsame und kriechende Sklavin mehr finden. — Theodora, du bist mir eine Fremdin in der Noth gewesen. Kann ich dir helfen, so soll es geschehen.“

* * *

Mittlerweile hatte Geldorp mit Martin und Hans den Fluß bereits überschifft, und er schlug hierauf mit diesen den nach Huybert's Ansiedlung führenden Weg ein. Dort suchten sie ein Versteck, von welchem aus sie die Bewegungen der Bewohner des Hauses genau beobachten konnten. Nachdem es Nacht geworden und Geldorp alle im ersten tiefen Schlafe versunken glaubte, schlich er sich mit seinen Gefährten nach dem Schoppen und steckte das darin befindliche Stroh in Brand.

Alles ging nach Wunsch. Er sah die Neger des Kolonats nach der Brandstätte eilen, zählte sie, und nachdem er sich vergewissert, daß auch die beiden weißen Männer nicht zurückgeblieben waren, betrat er mit Martin das Haus. Hans mußte zur Wache draußen bleiben. Die alte Hagar ward auf die bereits erzählte Weise unschädlich gemacht, darauf drangen sie in die Schlafkammer der Gatten. Theodora, welche sich soeben angekleidet, stieß bei dem Anblick der beiden auf sie zustürzenden Männer einen lauten Schreckensschrei aus, aber im Nu war sie geknebelt und an Händen und Füßen gebunden. Einer der Männer nahm sie in seine Arme, und fort ging es, über Stock und Stein, durch Wald und Gebüsch nach dem Ufer zu, wo sie in das daselbst befindliche Boot getragen wurde. Nach einer etwa anderthalbstündigen Fahrt bog das Boot in eine schmale und geschützte Meeresbucht ein, in welcher eine Schaluppe vor Anker lag. Theodora wurde in die Kajüte der Schaluppe getragen und ihr dann die Fesseln abgenommen.

„Weißt Du, Theodora von der Beer, wer ich bin?“ redete Geldorp sie im Tone des Spottes und des Zornes an.

Die arme Gefangene, welche bereits geahnt, in wessen Gewalt sie sich befand, wurde jetzt zu ihrem nicht geringen Schrecken gewahr, daß sie sich nicht geirrt hatte.

„Kaspar Geldorp,“ hauchte sie kaum hörbar.

„Hast mich also nicht vergessen und mein Gesicht wieder erkannt? Ja, freilich bin ich im Aeußern sehr verändert, denn die Zeit hat ihre Spuren sichtbar an mir zurückgelassen, aber im Innern bin ich noch immer derselbe. Sieh' meine gefurchte Stirne und Wangen und mein schon stark gebleichtes Haar. Freuet mich aber, Dich so wohl erhalten wieder zu finden.“

„Geldorp, wie habe ich diese mir widerfahrende Behandlung zu erklären?“

„Wenn Du noch nichts errathen, so will ich Deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen. Rache ist's!“

„Haben Sie denn der Rache noch nicht genug gehabt?“

„Erst in diesem Augenblick ist sie der Erfüllung nahe. Wirf doch nur einen Blick in die Vergangenheit, und Du mußt Dich erinnern, daß Du mir auf den Besitz Deiner Hand einst Hoffnung machtest, denn Du verschmähtest meine Bewerbung nicht und hörtest meine heißen Liebeserklärungen mit einem aufmunternden und freundlichen Lächeln an. Das war eine schöne Zeit. Da aber kam der Verleumder. Er zerstörte mein Glück und baute auf den Trümmern meiner Niederlage seinen Siegestempel. Damit nicht zufrieden — hatte er doch schon Dich und Deinen leichtgläubigen Vater bethört — verbreitete er über meine Aufführung die Ungenhaftesten Gerüchte, in Folge deren ich von der Gesellschaft ausgestoßen wurde, so daß man mit den Fingern auf mich zeigte, mich als einen Gegenstand der Verachtung, als einen gänzlich verdorbenen Menschen betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Beethoven und die Mondscheinsonate.

Von Ernst Hellmuth.

Beethoven wurde 1770 zu Bonn in einem Hause der Rheingasse geboren und wohnte später in einer Gasse unweit des Römerplatzes. Schon mit dreizehn Jahren komponirte er und ehe er zwanzig Jahre alt war, hatte er schon weit und breit stille Verehrer, die das Genie des unerreichten Tonsetzers erkannten und ahnten. Aber ehe er Bonn verließ, um 1792 mit dem Charakter eines Hoforganisten nach Wien zu gehen, lebte er in der drückendsten Armuth. Es fehlte ihm oft am Unentbehrlichsten und aus einer gewissen Scham, auch aus frühzeitig ihn überkommener Misanthropie, pflegte er nur Nachts seine Spaziergänge zu machen. Bei Tag saß er an dem alten Klavier, von dem er sich trotz aller Noth nicht zu trennen vermochte und phantasirte, oder er schrieb

Gedanken nieder. Er hatte auch zuweilen Augenblicke von Glückseligkeit, denn er besaß noch sein Gehör und konnte sich an den Tönen der Musik ergötzen. Auf seinen nächtlichen Promenaden pflegte ihn gemeinhin ein Musikus zu begleiten, der einzige intime Freund Beethovens in jener Zeit und ein Verehrer desselben. Der Musikus hat lange gelebt, länger als Beethoven. Aus seinen Mittheilungen ist die interessante Geschichte des Ursprungs der Mondscheinsonate (Cis-Moll) bekannt geworden.

An einem wundervollen Winterabende holte der Musikus seinen jungen Freund zu der gewöhnlichen Promenade ab. Der Vollmond schien in das ärmliche Zimmer Beethovens, der am offenen Fenster saß, das Gesicht in beide Hände gestützt und bei der starken Kälte am ganzen Leibe zitternd.

„Nun Ludwig," redete ihn der Musikus an und schreckte durch einen leichten Schlag auf die Schulter den in Träumerei verlorenen Jüngling auf. „Was ist Dir? Weßhalb wieder so niedergeschlagen?"

Beethoven stand auf und entgegnete heftig:

„Ich hasse die Welt, ja ich hasse mich selbst! Niemand versteht und kümmert sich um mich. Mein Gott, das ist unerträglich und ich wünschte, es wäre vorbei mit mir, aus für immer! Ich möchte ruhig in den Fluthen des Rheins da drüben schlummern und wahrhaftig! es kostet mir Mühe, der Versuchung zu widerstehen."

Dabei zeigte er nach dem spiegelglatten, gefrornen Wasser des Rheins, der im vollen Mondlichte wie Silber glänzte. Sein Begleiter ließ ungestört dies übervolle Herz sich entladen und lange wechselten beide, auch als sie durch die Straßen der Stadt schritten, kein Wort mit einander.

Plötzlich in der Nähe des Koblenzerthores, vor einem alten, winzigen Hause, hielt Beethoven seinen Gang auf.

„Horch!" sagte er; „was ist da für Musik?"

Er horchte aufmerksam auf die schrillen Töne eines allerschwachen Flügels. Es war eine klagende Melodie, die aus dem Zimmer zur Erde tönte, mit unendlicher Innigkeit auf einem schlechten Instrument gespielt.

Beethovens Auge leuchtete auf.

„Das ist von mir!" rief er dem gleichfalls lauschenden Musikus zu. „Hörst Du? das ist meine F-Dur-Symphonie, und vortrefflich, vortrefflich gespielt!"

Er horchte von Neuem — plötzlich brach das Spiel ab und es wurde ganz still im Zimmer. Nach einer Weile hörte man erst durch die Fensterläden ein erstickendes Schluchzen und eine Mädchenstimme sagen:

„Ich kann nicht fortfahren! ich kann diesen Abend nicht weiter spielen, Franz!"

„Und weßhalb nicht, Schwester?"

„Ich weiß es selbst nicht. Aber das war so schön, so aufregend, daß ich nicht mehr kann. Ach was gäbe ich nicht, wenn ich einmal einem Concerte beiwohnen könnte!"

„Das kostet Geld," entgegnete die Stimme eines jungen Mannes. „Wir sind arm, sehr arm, und es wird immer schlechter, nun der Krieg vor der Thür ist. Laß also die Gedanken — es thut nicht gut."

„Wahr, wahr, Franz! Und doch, warum soll ich nicht, da ich einmal schöne Musik hören möchte?"

Es klang wie eine Klage, wie Resignation.

Beethoven blickte mit seinen schönen, seelenvollen, jetzt leuchtenden Augen den Musikus an.

„Gehen wir hinein," murmelte er. „Ich werde ihr etwas vorspielen, um ihren Wunsch zu erfüllen."

In sichtlicher Erregung ging er durch die dunkle Hausflur und suchte die Thür zu dem Zimmer, aus dem er soeben den sonderlichen Dialog vernommen. Die Thür war nicht verschlossen und Beethoven wartete keine Antwort auf sein hastiges Klopfen ab, sondern er trat mit seinem Begleiter schnell in das Zimmer. Es war ein Gemach von ärmlicher Einrichtung, sehr schwach durch einen brennenden Lichtstumpf erhellt. Ein junger Mann saß an einem rauhen Holztisch und arbeitete an einem Stiefel; unstreitig — die Werkzeuge lehrten es — war er Schuhmacher. Unweit von ihm im Schatten saß ein junges Mädchen, den Arm auf den alten Flügel gestützt, traurig noch erregt. Eine Fülle herrlich blonder Haare fiel auf ihre Schultern herab; ihre ganze Erscheinung hatte etwas Poetisches.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

„Die „Fr. Familienblätter" bringen folgendes Scherzgedicht:

Gesteigerte Liebe.

Zwanzigtausend Gulden: — Ach, ich liebe Dich!
Dreißigtausend Gulden: — Du entzückest mich!
Vierzigtausend Gulden: — Bin vor Liebe stumm!
Fünfzigtausend Gulden: — Ich — Ich falle um!

Ein vom Hofe mit Gunstbezeugungen überhäufter Edelmann rühmte sich, daß er darum keinen Schritt gethan habe. — „Mylord hat Recht," sagte eine Dame, „kriechen heißt nicht gehen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Dienstag, 2. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Geldorp, Sie selbst müssen sich gestehen, daß Ihr Mund Lügen geäußert hat. Peter van der Veer, den Sie betrogen und hintergangen, dessen Vertrauen Sie auf eine unerhörte Weise gemißbraucht, hat Ihren Untergang nicht bereitet, vielmehr Sie noch zu retten gesucht, und erst nachdem ihm durch eigenen Augenschein die Ueberzeugung geworden, daß Sie nicht mehr zu bessern waren, hat er Sie aus seinem Dienste entlassen. Ja, es ist wahr, daß Sie mir Ihre Liebe einst gestanden haben; allein meinem Vater waren die über Sie verbreiteten Gerüchte zu Ohren gekommen, er unterrichtete mich davon, und ich bat ihn, daß er sich von dem Grund oder Ungrund derselben überzeugen möge. Peter van der Veer war ihm als derjenige bezeichnet, der ihn davon am zuverlässigsten unterrichten könne. Er ließ ihn daher zu sich kommen. Der gutmüthige junge Mann suchte jedoch die ihm gestellten Fragen zu umgehen. Erst als mein Vater ihm als letztes Mittel zu Gemüthe geführt, daß von seinen Worten das zukünftige Glück seines eigenen Kindes abhänge, verstand er sich dazu, ihm die Wahrheit zu gestehen. Nachdem ich nun von Ihrem wahren Charakter Kenntniß erhalten, da wandte ich mich im tiefsten Abscheu von Ihnen ab, denn einem Diebe und Wüstlinge konnte ich meine Liebe nicht schenken."

„Und hattest nichts Eiligeres zu thun, als Dich meinem Verleumder zuzuwenden und Dich mit ihm zu verheirathen," fügte Geldorp hinzu.

„Nicht so übereilt als Sie zu folgern scheinen. Erst nachdem Sie mit Ihrer Bewerbung von meinem Vater zurückgewiesen waren, machte ich seine Bekanntschaft, und erst als ich die Reinheit seines Charakters kennen gelernt, erwachte meine Liebe zu ihm. So ist der wahre Stand der Dinge."

„Nichts desto weniger bin ich gesonnen, meinem mir feierlichst angelobten Racheschwur nachzuleben, und wenn ich Dir gestattet habe, diese Geschichte mir auf Deine Weise vorzutragen, so ist es nur geschehen, um zu hören, wie Du Dich rein zu brennen versuchen würdest. Peter van der Veer ist der Urheber meines Unglücks, er hat durch seine falschen Verleumdungen mein Mißgeschick verschuldet, und jetzt ist die Zeit gekommen, wo er dafür zu büßen hat. O, ich weiß, daß ich ihn durch das, was ich gethan, an seiner verwundbarsten, empfindlichsten Stelle getroffen habe. Deinem ehelichen Glücke mit ihm werde ich ein Ende machen, denn was ich mit Dir noch weiter vorhabe, wirst Du leicht errathen können."

Theodora's Gesicht bedeckte sich mit einer tödtlichen Blässe. Der moralische Muth, der sie bis dahin aufrecht erhalten, verließ sie, denn in des Flibustiers Tone lag etwas, das für den Ernst seines bösen Willens sprach.

„Geldorp, wie habe ich Ihre Worte zu deuten?" fragte sie mit leiser Stimme.

„Ganz nach dem Sinne, der darin enthalten ist."

„Sie werden doch nicht —"

„Genug für diese Nacht und den morgenden Tag. Morgen Abend siehst Du mich wieder." Damit ging er.

15.

Erst gegen Morgen schlossen sich die Augen der armen Frau zum Schlafe. Als sie gegen Mittag wieder erwachte, fand sie auf einem der Tische einige kalte Speisen und eine mit frischem Wasser angefüllte Kanne. Nachdem sie mit Mäßigkeit etwas genossen, ließ sie sich auf einen der niedrigen Stühle nieder, um sich mit ihren Gedanken zu beschäftigen. Furcht und Angst wohnten in ihrem Gemüthe und langsam schritten ihr die langen Nachmittagsstunden dahin. Mit eintretender Dunkelheit erschien Geldorp vor ihr. Der Ausdruck seines dämonischen Gesichtes

zeugte von einer innern Zufriedenheit, ja er begrüßte sein Schlachtopfer mit einem Lächeln.

„Wohlan, Theodora," sprach er, „Du siehst, daß ich mein Versprechen halte; noch mehr, ich werde Dich von hier hinwegführen."

„Und wohin wird das seyn?"

„Das wirst Du sehen. Der für Dich auserwählte Auserth-Ilvort hat sogar etwas Romantisches, Poetisches und Malerisches an sich, und wird Dir daher gewiß gefallen."

Theodora stand nicht an, sich dem Willen ihres Gewaltigers, so lange es nicht vom Schlimmen zum Schlimmsten kam, zu fügen. Selbst wenn er ihr ein persönliches Leid anzuthun beabsichtige, so war diese enge Kajüte eben so gut dazu geeignet, wie jeder andere Ort, und durch einen unnützen Widerstand ihn zu Gewaltthätigkeiten verleiten, das verbot ihr die Klugheit.

Theodora ward in ein Boot hinabgelassen und trat letzteres seine Fahrt, von zwei Ruderern geleitet, sofort an. Nach Verlauf von etwa zwei Stunden wurde das Boot an das Ufer einer kleinen Bucht, in welche sich ein mäßig breiter Strom ergoß und die den Indianern als ein Hafenplatz für ihre Kanots diente, zum Stillstand gebracht. Geldorp sprang an's Land und ließ Theodora unter der Hut seiner Gefährten zurück. Dem westlichen Ufer entlang gehend, hielt er bei einem hohen Ulmenbaume an. Rothschuh trat ihm entgegen.

„Seyd Ihr endlich da?" fragte ihn der Wilde.

„Wir hatten ja verabredet, uns hier zu treffen."

„Das wohl, aber es gibt der weißen Männer viele, die ihr Versprechen nicht immer halten. Doch kommt es jetzt nicht darauf an. Habt Ihr die Frau mitgebracht?"

„Gewiß. Sie befindet sich, gehörig bewacht, in meinem Boote."

„Aber warum sie nicht gleich in das Land der Geister schicken?"

„Das würde meinen Zwecken nur wenig entsprechen," versetzte Geldorp kopfschüttelnd. „Ihr Rothhäute wißt nicht, was Rache ist; wenigstens habt Ihr nicht die rechten Begriffe davon. Welch eine Befriedigung liegt denn in der Tödtung eines Feindes? Nein, ich muß ihn in meiner Macht haben, muß ihn mitunter sehen, um mich an seiner Todesangst zu weiden. Ihr habt mir ja von einer wunderbaren Höhle eine glänzende Beschreibung gemacht."

„Diese Höhle hat mich auf einer Bärenjagd der Zufall entdecken lassen, und außer mir kennt sie keiner von meinem Stamme."

„Gerade dort wünsche ich die Frau untergebracht zu wissen."

„Ich werde Dir den Weg dahin zeigen. Doch können wir einen Theil des Weges in Deinem Boot zurücklegen."

Man denke sich Theodora's neuen Schrecken, als sie den kräftigen Indianer zu Gesicht bekam. Welch ein Schicksal stand ihr, der wehrlosen, schwachen Frau, in den Händen Geldorp's und eines grausamen Wilden bevor?

(Fortsetzung folgt.)

Beethoven und die Mondscheinsonate.

(Schluß.)

Als die beiden jungen Männer eintraten, erhoben sich die Geschwister mit sichtlicher Erschrockenheit.

Beethoven entschuldigte sich sofort.

„Verzeihung," sagte er, jetzt etwas verlegen, „ich hörte hier Musik und da ich selbst Musiker bin ....."

Er zögerte, weiter zu sprechen, denn er bemerkte, daß das junge Mädchen erröthete.

„Auch, ich gestehe es gern," fuhr er fort, „vernahm ich einzelne Worte. Sie wünschen einmal Musik zu hören... Nun was meinen Sie, soll ich Ihnen etwas vorspielen?"

Das Mädchen sowohl als der Schuhmacher waren durch das Anerbieten so betroffen, daß sie keine augenblickliche Entgegnung fanden. Franz, der Schuster, ließ nur durch einen halb mißtrauischen, halb ironischen Zug um den Mund errathen, was er dachte. Endlich antwortete er:

„Ich danke Ihnen. Unser Flügel ist zu schlecht, als daß jemand Anderer denn meine Schwester darauf spielen könnte. Auch haben wir keine Noten."

„Wie? Keine Noten?" rief Beethoven in Erstaunen und ohne die Ironie des jungen Mannes zu beachten. „Und Sie mein Fräulein ....."

Er konnte nicht weiter sprechen, denn nachdem er einige Schritte gegen das junge Mädchen gemacht, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß es blind war.

„Verzeihung! Verzeihung!" stammelte er. „Ich konnte nicht glauben, daß Sie aus dem Gedächtniß spielen."

„Und doch ist's so," entgegnete sie sanft; „ich habe diese Komposition öfter von einer Dame in Bingen spielen hören, bei der ich einige Zeit verlebte."

„Und haben Sie noch andere Musik gehört?"

„Niemals, außer der auf den Straßen."

Beethoven erwiederte nichts weiter. Er setzte sich ungenirt an den Flügel und ließ einige Akkorde vernehmen. Die Akkorde schwollen mehr und mehr

zu symphoniſchen Weiſen an und das Klavier ſchien unter den Händen des Meiſters die urſprüngliche, reine Harmonie wieder zu finden. Beethoven vertiefte ſich allmälig tiefer in ſein Spiel, das kühner und kühner den herrlichſten Phantaſien Ausdruck gab, bald ſtürmiſch wie Verzweiflung tönte, bald klagend, hinſterbend, ſich auflöſend in zarteſten Tönen.

Unwillkürlich erlagen Alle dem ſüßen Bann dieſes phantaſtiſchen Spiels. Der Schuhmacher ſah erſtaunt auf den Fremdling; die Schweſter war wie in Andacht verſunken und hatte die Hände gegen ihre Bruſt gedrückt, als wenn ſie den Schlag des Herzens dämpfen wolle. Selbſt der Muſikus lauſchte entzückt dem Spiel des Fremdes. Es ſchien, als wähne jener von einem lieblichen Traume umfangen zu ſeyn und Angſt zu haben, daraus zu erwachen.

Plötzlich flackerte der Lichtſtumpf roth und kniſternd auf, dann erloſch er. Tiefe Dunkelheit herrſchte in dem Zimmer; aber Beethoven hielt deßhalb ſein Spiel keinen Augenblick an: er war in andern Regionen, im lichten Gebiet der Poeſie.

Der Schuhmacher war leiſe auf den Zehen vom Tiſch zum Fenſter geſchlichen, um die Läden zu öffnen und durch den einfallenden Mondſchein das Gemach zu erhellen. Voll und prächtig ſtrömte das Silberlicht herein und gerade auf die Taſten des Flügels. Dieſer Umſtand ſchien den Ideengang Beethoven's zu unterbrechen; denn er hörte auf, neigte ſeinen Kopf herab, legte ſeine Hände auf die Kniee und verſank in tiefes Sinnen.

Franz trat endlich auf ihn zu und ſagte zu ihm mit einem Ausdruck von Bewunderung, der ſehr gegen ſeine frühere Ironie abſtach:

„Wer ſind Sie?"

Beethoven erhob ſein Haupt und ließ einen Blick der Zerſtreutheit über den Frager gleiten. Dann lächelte er mit ſeinem einzigen Lächeln.

„Hören Sie!" antwortete er und ſogleich ſpielte er ein paar Paſſagen der F-Dur Symphonie.

Ein Schrei des Entzückens tönte von den Lippen des Mädchens, das auf ihn zuſtürzte und rief:

„Sie ſind Beethoven! O noch einmal! O ſpielen Sie noch einmal!"

Der Tondichter neigte bejahend ſein Haupt und ſagte:

„Ich werde eine Sonate improviſiren."

Und er betrachtete einige Augenblicke den geſtirnten, blau durch das Silberlicht herniederblickenden Himmel; dann legten ſich ſeine Finger auf die Taſten und er begann ſeine Phantaſie. Tief, traurig und doch unendlich lieblich entſtieg die Harmonie dem Inſtrumente; es ſchien, als webten die Mondſtrahlen auf dem Klavier ſich mit den Tönen in Eins. Eine Paſſage von leichter, faſt übermüthiger Färbung folgte, wie ein Tanz neckiſcher Elfen um Mitternacht auf dem Raſen oder auf einem öden Eiland inmitten der brennenden See. Auszitterten, ausklagten dann die Töne, ängſtlich, beängſtigend — ein ſchriller, geiſterhafter Akkord, dann ſprang Beethoven auf, ergriff ſeinen Hut und ſagte Adieu.

„Und kommen Sie wieder?" fragten die Geſchwiſter zuſammen.

Beethoven betrachtete faſt zärtlich das blinde Mädchen.

„Ja, ja," erwiederte er haſtig, ich werde wiederkommen, ich komme wieder!"

Schon war er aus der Thür.

„Nun raſch nach Hauſe," ſagte er auf der Straße zu dem ihm gefolgten Muſikus; „nur ſchnell, damit ich die Sonate niederſchreiben kann, ehe ſie meinem Gedächtniß entſchwindet."

In wenigen Minuten war er wieder in ſeinem kalten, armſeligen Zimmer; und wie er gekommen, noch den Hut auf dem Kopf, ſchrieb er die Sonate Cis-Moll, die Mondſcheinſonate. Es war Morgen, als er ſie fertig hatte und ſein Bett aufſuchte.

Den Schuhmacher aber und ſeine erblindete Schweſter beſuchte er trotz ſeines Verſprechens nicht wieder.

Mannigfaltiges.

(Die Photographie im Kriege.) Die Photographie war bei der Kriegsführung der letzten Jahre ſehr wirkſam betheiligt; ohne ſie wären z. B. während des Einfalls des Königs von Sardinien in den Kirchenſtaat die Sardinier ohne die nöthigſten Landkarten in den Feldzug gegangen. Kurz vor Abgang der Expedition in den Kirchenſtaat ſtellte es ſich erſt heraus, daß es an den nöthigen genauen Karten über dieſen Staat fehle; der Generalſtab des Feldherrn beſaß nur eine einzige gute öſterreichiſche Generalſtabskarte; man brauchte mehrere. Aber wie ſollte dieſe Karte in der kürzeſten Zeit vervielfältigt werden? Lithographie und Kupferſtich halten viel zu lange auf. Nach langem Suchen fand ſich ein franzöſiſcher Photograph, Langer in Turin, der ſich verbindlich machte, die Sache zu Stande zu bringen. Allein der photographiſche Apparat geſtattete nicht, ein ganzes Blatt auf einmal herzuſtellen, man mußte die Karten in kleineren Stücken, in Sechsteln aufnehmen. Es wurden ſomit 1152 photographiſche Operationen nöthig. Kaum war nun die Sache fertig, ſo konnte der Angriff auf den Kirchenſtaat

auf Grund des zu Stande gekommenen Kartenwerkes beginnen, indem man die nothwendigen zwölf Exemplare mitnahm. — Auch der Kaiser Napoleon bediente sich der Photographen während des Krieges in Oberitalien gegen die Oesterreicher zur Herstellung eines photographischen Albums ganz eigenthümlicher Art; man findet darin Schlachtfelder mit Trümmern und Leichen bedeckt. Jetzt soll den Franzosen aber die Photographie nicht blos das Vergnügen süßer Schlachtenreminiscenzen gewähren, vielmehr soll diese Kunst vom Hofphotographen Disderi, der die kaiserliche Familie schon in hundert Situationen photographirte, zur helfenden Dienerin des Schlachtengottes gemacht werden. Er hat in einer dem Kaiser überreichten Eingabe den Beweis geführt, daß man während einer Schlacht auf der ganzen Linie mit Hilfe zahlreicher photographischer Aufnahmen die feindliche Stellung jeden Augenblick zu Papier bringen könne und daß es hierdurch gelinge, dem Leiter der Schlacht durch fortwährende, von jedem Punkte auslaufende Uebersendung solcher Bilder stets eine genauere Beschreibung der feindlichen Schaaren und ihrer Bewegungen zu liefern, als die blos mündlichen oder schriftlichen, nicht illustrirten Berichte der Adjutanten. Es soll somit im Heere selbst ein Photographenkorps gebildet werden; dieses soll unter einem Chef stehen und bei jedem Regimente muß sich mindestens ein Photograph befinden. Die Einrichtung eines Mannes zum Photographen für militärische Zwecke soll nach Disderi nur zwei Monate dauern; er will sich anheischig machen, in zwei bis drei Monaten das Photographenkorps angelernt und gebildet zu haben. Bei der leidenschaftlichen Schnelligkeit, mit welcher Napoleon Neuerungen in die Militärpraxis einführt, sobald sie einige Vortheile versprechen, ist anzunehmen, daß in Kurzem das französische Heer mit einer organisirten Photographentruppe versehen ist, deren einzelne Mitglieder sich unter den verschiedenen Regimentern befinden.

Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, der vorletzte Kurfürst von Mainz, wurde von einem Geheimenrath um ein erledigtes Amt für seinen Sohn angegangen. Der Bittsteller trug seinen Wunsch dem Kurfürsten in einer Privataudienz vor und auf der Stelle empfing er die genehmigende Zusage. Unter tausend Reverenzen, so erzählt der rheinische Antiquarius, steuerte der beglückte Vater der Doppelthüre zu, und beinahe hatte er die Schwelle erreicht, da wurde er gebannt durch des Kurfürsten Ruf. „Es wird doch nicht gehen," hebt dieser an, „ich höre so viel von einem N. N., der ein Erzdummkopf seyn soll; ist Er das, oder sein Sohn?" „Ew. Kurfürstliche Gnaden wollen verzeihen, das bin ich," erwiederte der Vater. „Schön, da soll der Bursche das Amt haben."

Thomas Mayal soll, englischen Blättern zufolge, eine von hinten zu ladende gezogene Kanone erfunden haben, die ganz und gar durch Dampfkraft geladen, gereinigt und abgefeuert wird und mit großer Schnelligkeit arbeitet. Es wäre gut, wenn mit der Zeit selbständige Maschinen zu Felde zögen und sich mit den Maschinen des Feindes schlügen!

Trost für schlechte Dichter! Bisher war jede Gattung Makulatur unbrauchbares Papier; in neuester Zeit wurde die Wiederbenutzung der Makulatur möglich gemacht. Zwei Engländer, Evans und Lambert, haben ein Verfahren gefunden, die Druckschwärze (die bisher die Wiederbenutzung der Makulatur verhinderte) aus dem Papier auf chemisch-mechanischem Wege zu entfernen und das letztere zur Erzeugung eines neuen, festen, weißen Papiers zu verwenden. Das Verfahren ist in englischen Fabriken bereits eingeführt und in mehreren derselben sind befriedigende Versuche in größtem Maße gemacht worden.

Neulich fand im Dome zu Berlin unter großem Zulaufe des Publikums die Trauung eines Negers mit einer jungen hübschen Berlinerin, Tochter einer anständigen Familie, statt, wobei als Zeuge auch ein Neger anwesend war. Die Heirath soll aus Inklination geschehen seyn.

In Lemberg ist der interessante Fall vorgekommen, daß ein Beamter durch einen Pudel und einen Kanarienvogel in den Besitz eines Kapitals von 7000 fl. gekommen ist. Ein in Berlin vor Kurzem verstorbener Sonderling hatte testamentarisch die Pflege seiner beiden Lieblinge seinem in Lemberg wohnhaften Verwandten zur Pflicht gemacht und für den Pudel 6000 fl., für den Vogel 1000 fl. vermacht mit der Klausel, daß nur in dem Falle, wenn seine Lieblinge ohne legitime Nachkommen das Zeitliche segnen sollten, der Verwandte sie zu beerben habe. Es ist dies keine Fabel, sondern eine wirkliche, bei den dortigen Gerichten bekannte Begebenheit. Die Luftveränderung scheint indeß den kleinen Berliner Kapitalisten nicht sehr dienlich gewesen zu seyn, denn kurz nach ihrer Uebersiedlung nach Lemberg haben sie ihr Leben beschlossen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Freitag, 5. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

An einer flachen, sandigen und baumlosen Stelle des Ufers ward das Boot, nach einer Fahrt von etwa einer Stunde, angelegt und die Gefangene ans Land gebracht. Der Indianer, ohne sich weiter umzublicken, ging voran. Geldorp und Theodora folgten ihm. Der eingeschlagene Pfad war kein betretener, aber der Wilde schritt zwischen den hohen Bäumen mit einer Sicherheit dahin, die einen Irrthum seinerseits nicht denkbar werden ließ. Immer ging es weiter; die Richtung war dem Nordwesten zu. Eine vor den Wanderern sich ausbreitende Ebene erweiterte sich, jedoch blieben die Umrisse des Urwaldes noch ziemlich sichtbar. Bald darauf befanden sie sich wiederum unter hohen Bäumen und eine mit Erlengebüsch und wildem Weine dicht bewachsene Felswand bot sich ihren Augen dar. An einer Stelle, wo das von den nahen Bergen herabströmende Regenwasser und der im Frühjahre schmelzende Schnee sich einen Durchgang dem Flusse zu gebahnt hatten, stand Rothschuh still. Hier hob er die Zweige des wilden Weines in die Höhe und ließ Geldorp und Theodora darunter hindurch treten. Sie befanden sich in einem engen und kurzen, durch irgend ein Naturereigniß entstandenen Engpaß. Nur wenige Schritte weiter und Rothschuh schob mit aller Kraft ein Felsstück zur Seite.

„Jetzt Dein Licht herbei," sprach er zu Geldorp. „Da drinnen kannst Du Deine Gefangene in Sicherheit bringen."

Geldorp brachte eine brennende Diebslaterne zum Vorschein und Theodora an der Hand nehmend, betrat er mit ihr eine Höhle. Dieselbe war von einer ziemlichen Tiefe und Breite. Die Decke war rauh und hing an einigen Stellen bis auf sechs Fuß herab, während an andern die Höhe wohl das Dreifache betrug. In einer Ecke erblickte Geldorp ein von Zweigen, trockenem Laub und Moos hergerichtetes Lager; dahin führte er das Opfer seiner Rache.

„Diesen schauerlichen Ort haben Sie zu meinem neuen Gefängnisse ausersehen?" fragte Theodora, als sie sich darin umgesehen.

„Gefällt er Dir etwa nicht?" versetzte der Freibeuter mit einem höhnischen Lächeln.

„Barmherzigkeit!" rief die arme Frau händeringend.

„Meine Barmherzigkeit rufst Du an? Hast Du nicht meine Liebe verschmäht, als ich vor Dir auf den Knieen liegend Dich flehentlich bat, das mir früher dargebrachte Gelübde der Treue nicht wieder zurückzunehmen?"

„Geldorp," erwiederte Theodora, „wie können Sie so sprechen? Nie ist es zwischen uns zu Gelübden der Treue gekommen. Als Sie mir Ihre Liebe gestanden, war ich ein junges, unerfahrenes Mädchen, und habe Ihnen auf den Besitz meiner Hand weder durch That noch Wort je Hoffnung gemacht. Das können Sie nur gewissenhafterweise nicht ableugnen. Sie haben eine Gattin gefunden und ich einen Gatten. Wir stehen uns daher völlig fremd einander gegenüber. Und jetzt suchen Sie an mir Rache, für welche nicht einmal ein Schatten von Grund vorhanden ist. Ich beschwöre Sie —"

„Deine Worte kannst Du sparen," unterbrach sie Geldorp, „und Dein Flehen bleibt auf mich ohne allen Eindruck. Hier mußt Du bleiben."

„Hier werde ich dem Hungertode erliegen."

„Das nicht. Rothschuh wird Dir das Nöthige bringen."

„Geldorp, Gnade! Ist denn Ihr Herz dem Mitleide gänzlich verschlossen? Es wäre eine unerhörte Grausamkeit, wenn Sie mich hier allein zurückließen."

Ohne auf Theodora's Flehen zu hören, löschte Geldorp das Licht seiner Lampe aus und verließ die Höhle. Theodora ließ sich an Geist und Körper erschöpft auf dem für sie bereiteten Lager nieder.

Digitized by Google

Peter van der Beer's Zustand war dem eines Menschen gleich, der sich plötzlich des Gebrauches seiner Vernunft beraubt sieht. Hilf- und rathlos saß er in der Wohnstube seines Wirthes, die Augen starr auf den Boden gerichtet, während sein schwer gedrücktes Herz sich ab und an durch einen tiefen Seufzer Luft machte. Manuel trat geräuschlos ins Zimmer und mitleidigen Gesichts blickte er seinen Herrn an. „Mein guter Herr," begann er, „noch wird Hilfe möglich seyn. Weisen Sie meinen guten Willen und den der Andern nicht zurück, und lassen Sie sich von der Verzweiflung nicht ganz bewältigen."

„Ich nicht verzweifeln, Manuel? Den Umfang meines Verlustes kann keiner ermessen. Mein Sohn und mein Weib sind mir beide entrissen. O, dieser Geldorp! Er hat das Herz eines Teufels und scheint über die Macht eines Teufels gebieten zu können. Die Kolonie ist ganz von Indianern umzingelt und diese sind durch einige Maß Rum zu irgend welcher Gewaltthat gegen die Weißen, welche sie als Eindringlinge betrachten, zu erkaufen. Wie kann unter diesen Umständen mir noch zu helfen seyn?"

„Dennoch kann meine Herrin wieder aufgefunden werden. Ich bin hier, um Ihnen zu sagen, daß die Sklaven Ihres Wirthes mit seiner Genehmigung bereit sind, nach der guten Frau, überall wo sie nur zu vermuthen ist, Nachforschungen anzustellen. Den anzustellenden Feldzugsplan haben wir schon besprochen."

„Möge Gott seinen Segen dazu geben. Gehet und thut, was Ihr könnt. Huybert hat mir versprochen, mich zu dem Gouverneur zu begleiten. Nehmet eines der Böte, es sind ja mehrere da. Huybert und ich werden uns schon selbst hinüber rudern."

Nachdem Manuel mit den Huybert'schen Sklaven ein Boot bestiegen, schickten sich van der Beer und Huybert zu der Fahrt nach der Stadt an. Der alten Hagar und dem sechsten Sklaven wurde die Bewachung des Hauses anvertraut.

Der Gouverneur hörte van der Beer's Vortrag mit ziemlicher Gleichgiltigkeit an. Auch war er nicht geneigt, die beantragte sofortige Einziehung Geldorp's zu verfügen. Ein genügender Grund sey dazu nicht vorhanden; höchstens könne man ihn wegen dieser That in Verdacht haben, und da van der Beer noch kein grundbesitzendes Mitglied der Kolonie sey, so müsse er Anstand nehmen, dem an ihn gestellten Ansuchen zu willfahren.

Huybert, den die von dem Gouverneur an den Tag gelegte Kälte und Gleichgiltigkeit im höchsten Grade erbitterte, trat jetzt vor. „Ich bitte Folgendes zu Protokoll zu nehmen," rief er. Der Regierungssekretär nahm die Feder zur Hand und schrieb, wie Huybert ihm vorsagte, nieder: „Ich, Hendrik Huybert, ein freier und angesessener Bürger der Kolonie Neu-Niederland, klage den Einwohner Kaspar Geldorp von Neu-Amsterdam hiemit an, daß derselbe hinterlistiger- und verbrecherischerweise die Ehefrau des augenblicklich bei mir wohnenden Kaufmanns van der Beer aus Amsterdam in der gestrigen Nacht aus meiner Behausung entführt hat, und behaupte fernerweit, daß besagter Kaspar Geldorp dieselbe gegen den Frieden und die Gesetze der Kolonie widerrechtlich in Gefangenschaft hält."

Nun wurde ein Haftbefehl gegen Geldorp ausgefertigt und derselbe den Unterbeamten der Kolonie zur schnellsten Ausführung übergeben.

Mittlerweile waren die Neger den Tag über ihrerseits nicht unthätig geblieben. Ohne Aufsehen zu erregen, hatten sie bei Geldorp's Nachbarn über das Thun und Treiben desselben am gestrigen Tage Erkundigungen einzuziehen gesucht und zuletzt von einem Fischer erfahren, daß er abends zuvor mit einigen von seinen Leuten in der Richtung auf Pavonia zu gefahren sey. Dies war wenigstens etwas, worauf sich Vermuthungen gründen ließen. Manuel meinte nach einigem Nachdenken, daß der Flibustier die geraubte Frau nach seinem Schiffe gebracht haben könne, weßhalb er vorschlug, zwörderst die Ankerstelle desselben, welche sich aller Wahrscheinlichkeit nach innerhalb des Saudy-Hook befinden werde, ausfindig zu machen. Dahin ging's nun ohne weitern Aufschub, und wurden die Bucht, einige Engen und selbst mehrere Flüsse, jedoch ohne allen und jeden Erfolg, durchforscht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gorilla.

Seitdem vor etwa zehn Jahren das Hippopotamus mit seiner „Hippopotamissus" Tausende und aber Tausende von Besuchern in den Londoner zoologischen Garten gezogen, hat kein Vierfüßler ein ähnliches Glück gemacht bei dem englischen Publikum, als der „Gorilla". Er ist in kürzester Frist der Löwe des Tages geworden, in welcher Eigenschaft wir ihn im „Punsch" abgebildet und durch verschiedene Gedichte und Wortspiele gefeiert finden. Seltsamerweise werden indessen alle diese Aufmerksamkeiten nur einem Bilde und verschiedenen Skeletten bezeigt, und hat das Thier selbst noch kein Weißer von Angesicht zu Angesicht erblickt, mit alleiniger Ausnahme des Mannes, dessen soeben erschienenes Reisewerk: „Ex-

plorations and Adventures in Equatorial Africa" das allgemeinste Aufsehen erregt. Der Verfasser ist ein Amerikaner, Paul Du Chaillu, von französischer Herkunft, wie schon sein Name verräth, dessen Vater als Kaufmann an der afrikanischen Küste etablirt gewesen, und der selbst im Jahre 1856 dorthin zurückkehrte und in den nächsten vier Jahren bis 1859 verschiedene Ausflüge in das Innere unternahm und Gegenden besuchte, in die bislang noch nie ein Weißer gekommen war. Wie sein Körper frühzeitig an das Klima gewöhnt worden, so besaß er auch durch seine Kenntniß der in jenen Gegenden gesprochenen Negerdialekte, einen großen Vortheil vor vielen andern Reisenden, da zumal im Verkehr mit Negern ein Dolmetsch wenig zuverlässig ist.

Nach diesen Vorbemerkungen mögen hier zunächst einige Notizen über den Gorilla folgen. Nachdem verschiedene Reisende von den Zeiten des Karthagers Hanno an die abenteuerlichen Erzählungen von einer menschenähnlichen Affenart mit nach Hause gebracht und man später den Chimpansen dafür gehalten, setzte erst 1847 ein zufällig aufgefundener Schädel eines Gorilla die Existenz einer ganz neuen Spezies außer allen Zweifel. Die von Missionären nach Amerika gesendeten Skelette wurden von Dr. Womann und Dr. Savage in dem „Boston Journal of Natural History" beschrieben und dem Thiere der von Hanno zuerst gegebene Name beigelegt. Aber noch hatte kein Weißer ihn lebend gesehen, viel weniger ihn gejagt, und dieser Umstand, sowie die fabelhaften Erzählungen der Neger, weckten in Du Chaillu den Wunsch, ihn in seinem Vaterlande aufzusuchen. „Während keine Beschreibung das Schreckliche seines Aussehens, die Wildheit seines Angriffs oder die dämonische Bosheit seiner Natur übertreffen kann, beruht es doch auf Fabel, wenn von ihm erzählt wird, daß er, in Bäumen am Wege versteckt, die Vorübergehenden mit seinen Krallen zu sich hinaufziehe und sie erdrossele; daß er den Elephanten angreife und mit Stöcken zu Tode peitsche; daß er Frauen aus den Dörfern entführe, sich ein Nest auf den Bäumen baue und auf dessen Dache sitze, und heerdenweise zusammenlebe."

Der Gorilla lebt in den einsamsten und dunkelsten Theilen des dichten afrikanischen Jungles, doch auf den mit großen Felsblöcken übersäeten Ebenen. Es ist ein nomadisches Thier und hält sich selten zwei Tage hinter einander an ein und demselben Orte auf; dazu nöthigt ihn schon die Rücksicht auf seinen Unterhalt, da er sehr viel, wenn auch nur Vegetabilien, gewisse Beeren, Blätter, Zuckerrohr und das Mark von einzelnen Bäumen frißt. Er schläft auf der Erde, meist unter Bäumen (weßhalb manche Stellen des Rückens haarlos sind), welche nur von den Jungen zum Schutze vor wilden Thieren erstiegen werden. Er lebt nicht in Heerden zusammen; meistens ist ein Männchen in der Nähe des Weibchens; sie sind sehr scheu und wissen dem Jäger sehr wohl auszuweichen, so daß Tage verstreichen, ohne daß man einen erblickt, obschon sie in nächster Nähe sind. Werden sie aber überrascht, so eilt das Weibchen wohl mit lautem Geschrei davon, das Männchen dagegen bleibt ruhig sitzen. Langsam und mit wüthenden Geberden erhebt er sich, blickt mit scheußlich boshaften Augen den Gegner an, beginnt seine mächtige Brust mit den Armen zu schlagen, hebt den Kopf empor und stößt ein furchtbares Gebrüll aus. Dies beginnt mit einem lauten Bellen, wie von einem wüthenden Hunde, worauf ein gedehntes, aus tiefer Kehle kommendes, rollendes Brüllen über eine Minute lang erfolgt, das wie ein dumpfer Donner klingt. Du Chaillu behauptet, dies sogar auf eine Entfernung von 3 englischen Meilen gehört zu haben. (!) Dann nähert er sich langsam; da seine Hinterbeine den gewaltigen Körper nicht recht zu stützen vermögen, so ist sein Gang mehr ein Watscheln, wobei er die langen Arme hin- und herschwenkt und zugleich durch Aufziehen der Lippen die langen Fangzähne und die mächtigen Kinnladen zeigt. Ein erfahrener Jäger wartet ruhig, bis das Thier auf vierzehn bis achtzehn Schritt herangekommen ist; erst dann feuert er, denn im Falle, daß er fehlt, ist er unrettbar verloren. An Fortlaufen ist nicht zu denken, und ein Schlag von jener gewaltigen Tatze mit ihren Nägeln — und der Leib ist aufgeschlitzt, der Brustkasten zerschlagen oder der Schädel zerschmettert; die Wucht seiner muskulösen Arme ist furchtbar und die Kraft seiner Zähne so gewaltig, daß er mit einem Bisse eine Flinte, die er einem Neger weggerissen, vollständig verbogen hatte.

Gewöhnlich geht der Gorilla indessen auf allen Vieren, wobei durch die Länge der Arme Kopf und Brust bedeutend in die Höhe treten. Er setzt die Hinterbeine weit nach vorne, und da er stets Arm und Bein derselben Seite zugleich bewegt, so entsteht dadurch ein eigenthümliches Watscheln; gleichwohl läuft er sehr rasch. Auf der Flucht springt das Junge der Mutter um den Hals und hält sich mit den Beinen fest.

Das Thier ist äußerst bösartig und scheint völlig unbezähmbar zu seyn; selbst bei solchen, die ganz jung gefangen worden, waren alle Versuche, sie mit Gewalt oder Güte zu zähmen, ganz erfolglos, und in der Regel starben sie schon nach kurzer Zeit. Ein Junges, das etwa drei Jahre alt und nur $2^1/_2$ Fuß groß war, konnte von vier starken Männern

kaum gehalten werden, und biß ſelbſt dann noch wüthend um ſich und verwundete einen der Männer; mehrfach durchbrach es einen Käfig von ſtarkem Bambus, rief durch ſeine Flucht einen paniſchen Schrecken in der Anſiedlung hervor, und vermochte nur mit großer Mühe wieder eingefangen zu werden. Es legte eine ſolche Bosheit an den Tag, daß es in demſelben Augenblicke, wo es die Hand nach der dargereichten Speiſe ausſtreckte und den Geber unverwandt anſah, mit der Tatze des Hinterbeines einen heftigen Schlag nach demſelben auszuführen pflegte. Sein Tod erfolgte nicht durch Krankheit, ſondern durch beſtändige Aufregung, in die es durch die Haft und den Anblick ſeiner menſchlichen Hüter verſetzt wurde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Kürzlich nahm mich, erzählt der Feuilletoniſt der „Inv. belge", ein Freund mit ſich in eine Soirée, wo ich nach ſeiner Verſicherung einen Künſtler hören ſollte, welcher zugleich ein großer Myſtifikateur iſt. Da ich ſehr begierig war, dieſen Künſtler kennen zu lernen, welchen außer mir ſchon alle Welt gehört hatte, ließ ich mich hinführen. Man ſollte ſoupiren, und der Künſtler hatte verſprochen, zu erſcheinen. Er kam. Bei Tiſch ſetzte er mich jedoch nicht in Erſtaunen. Die Geſchichten, welche er erzählte, waren amüſant, aber nicht geradezu neu. Gemach! Nach Tiſch, flüſterte mir der Hausherr zu. Ich wartete. Endlich erhebt man ſich, man begibt ſich in den Salon, und nach einer hergebrachten halbſtündigen Unterhaltung verlangt der Künſtler ſein Inſtrument. Denken Sie ſich meine Freude! Man bringt es. Er nimmt es. Er dreht es hin und her, reibt es, bläst hinein, endlich ſetzt er es an den Mund. Was werde ich hören? Die Thür des Salons öffnet ſich. Ein Diener bringt ein Theebrett, auf welchem ſich Gläſer mit Waſſer befinden. Zwei oder drei Perſonen nehmen davon und rühren den Zucker um. Der große Künſtler blickt umher und fragt, ob man wünſcht, daß er eine kleine Geſchichte erzähle. Allgemeine Zuſtimmung. Er beginnt: Als Kaiſer Alexander 1815 nach Paris kam, fragte ihn Hr. von Talleyrand, was er am liebſten in Paris ſehen möchte. — Garat möchte ich ſehen, den großen Garat, den, welchen man den Proteus des Geſanges genannt hat, antwortete der Selbſtherrſcher aller Reuſſen; ihn möchte ich ſehen, und vor Allem wünſchte ich, daß er eine jener Romanzen ſinge, welche er auf eine ſo wundervolle Weiſe ſingen ſoll, ſey es Beliſar, oder „**je t'aime tant,**" oder „**Vous qui portez un coeur sensible,**" kurz, was er will. — Sire, erwiederte Talleyrand, Garat wird die Ehre haben, vor Eurer Majeſtät nicht was er will, ſondern was Ew. Majeſtät wollen, zu ſingen. Der Kaiſer dankt. Man ladet Garat ein. Er kommt. Der Selbſtherrſcher aller Reuſſen richtet einige Komplimente an ihn, und man macht ſich zurecht, den großen Sänger zu hören. Schon ſteht das Piano bereit. Garat hält ſein Papier in der Hand und will jene anbetungswürdige Klage „**Vous qui savez ce qu'on endure**" ſingen, als er plötzlich neben ſich ein unangenehmes Klinkern vernimmt. Es war der Kaiſer, welcher mit dem Löffel auf den Boden ſeines Glaſes ſtieß, um den Zucker zu zerſtoßen. Garat rollte ſeine Noten zuſammen, machte dem Kaiſer eine tiefe Verbeugung, ſagte: „Sire, ich bin nicht gewohnt, in den Kaffeehäuſern zu ſingen," und ging ab. — Während der Künſtler dieſes Geſchichtchen erzählte, packte er ſein Inſtrument zuſammen, nahm es unter den Arm, als er fertig war, grüßte und ſagte: „Ich auch nicht." So verließ er uns.

Blondin iſt am 6. Juni im Kryſtallpalaſte zum zweiten Male aufgetreten. Da das Wetter ſchlecht war und der Glaube, daß er den Hals brechen werde, durch die Sicherheit ſeines erſten Auftretens ſtark erſchüttert iſt, fanden ſich nicht übermäßig viele Neugierige ein. Die Vorſtellung war im übrigen noch kunſtvoller als die erſte, in ſo fern er mitten auf dem Seile einen ſchweren Kochapparat aufſtellte, Feuer machte und Omeletten zubereitete. Man hat von dieſem halsbrecheriſchen Kunſtſtück ſchon aus Amerika gehört.

Mispeln aus Japan, ſchöne, goldgelbe, ſaftige Früchte von der Größe eines mittleren Apfels werden gegenwärtig bei einigen Südfrüchtehändlern in Wien zum Verkaufe ausgeboten. Dieſelben haben einen Seeweg von mehr als 3600 geographiſchen Meilen zurückgelegt, um die Gaumen der Feinſchmecker noch in vollkommen friſchem Zuſtande zu ergötzen.

Von den neuerdings verſandten Gewinnen der Schillerlotterie ſind 3 an Soldaten der Garniſon in Dresden gekommen, nämlich ein aus Rußland eingeſandter Malachitſchmuck, die neue Göthe-Ausgabe in 30 Bänden und ein Ring mit Haaren von Theodor Körner. Der letztere iſt für einen deutſchen Kriegsmann, wenn er „der Rechte" iſt, gewiß ein paſſender Gewinn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Sonntag, 7. Juli 1861.

Klagen eines Bauernburschen über die Crinoline.

Mein Schatz war sonst wie ein Zephyr!
So flüchtig wie ein Reh,
Jetzt dünkt er mich ein Murmelthier
Vom Kopf bis zu der Zeh,
Das plump sich schaukelt auf dem Bein,
Sich wälzet schwer dahin;
Soll an dem Allem Schuld wohl seyn,
Weil trägt er Crinolin?

Mein Schatz war sonst so zierlich nett
Als wie ein Fisch im Teich,
Jetzt dünkt er mich ein Klumpen Fett,
An hundert Zentner reich,
Der eingefaßt in einen Ring
Sich schleppt die Straßen hin.
Ach Gott! schafft solch ein Zwitterding
Die eitle Crinolin?

Mein Schatz, der Anmuth immer hatte
Und trug den Körper leicht,
Der gleicht nun einer dicken Ratte,
Die mühsam einher schleicht;
Das müht sich wie ein Luftballon,
Der aufwärts nicht kann zieh'n,
Und wer es sieht, der ruft mit Hohn:
Das macht die Crinolin!

Mein Schatz, im Leibchen leicht geschürzt,
Schwebt' sonst wie eine Fee,
Jetzt rauscht er, wie wenn niederstürzt
Die Windsbraut von der Höh;
Jüngst schaut ich mich erschrocken um,
Beinah' wollt ich entflieh'n —
Jedoch er sprach: »sey nicht so dumm,
Es ist die Crinolin.«

Ach Gott! wenn fort das Ding so geht,
Sterb' ich vor Ueberdruß,
Was Mode ist, sagt man, vergeht, —
Zu lang währt mir der Stuß,
Als sey das Weibervolk behext,
So wahr ich Michel bin;
Ich wollt', wo aller Pfeffer wächst,
Wär' jede Crinolin!

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Nach Sonnenuntergang legten die von ihrer Kreuzfahrt zurückgekehrten Neger ihr Boot der Veste gegenüber an. Bald darauf sahen sie Geldorp's Hausthür sich öffnen und aus derselben 4 Personen heraustreten. Zu bemerken ist noch, daß kurz zuvor die erste Mondsichel am Firmament erschienen war, und da sämmtliche Schwarze dieselbe an ihrer linken Seite erblickt hatten, so hielten sie dies in ihrem Aberglauben für ein Zeichen der übelsten Vorbedeutung hinsichtlich des Gelingens ihres Unternehmens.

„Ha!" flüsterte Manuel, „da ist ja auch der Schurke Pedro Gostra. Nehmen wir uns vor ihm in Acht; ich kenne ihn, da ich mit ihm gearbeitet habe. Ei, ei, Geldorp ist ja auch dabei. Laufet nur nicht davon. Besteigen sie ihr Boot, so thun wir dasselbe und folgen ihnen nach."

Geldorp schiffte sich mit seinen Gefährten ein, Pedro Gostra aber ging schnell auf die Neger zu.

„Holla!" rief er, indem er die Kette des Bootes der Neger ergriff, „dies ist Eigenthum der Kompagnie."

„Laß die Kette fahren," versetzte Manuel, „das Boot gehört dem Herrn Hendrick Huybert," und dabei stieß er den Zudringlichen zur Seite. Was aber der riesenstarke Neger nur für einen sanften Stoß gehalten, genügte, um Pedro zu Falle zu bringen.

Dieſer jedoch, indem er ſich ſchnell wieder aufraffte, zog ein Meſſer hervor und ſprang damit auf Manuel, der ihm ſchon wieder den Rücken zugewandt hatte, ein. Edgar, der die Klinge in der aufgehobenen Hand des Meuchlers blinken ſah, und befürchtete, daß er ſie ſchon in dem nächſten Augenblicke in den Nacken ſeines Freundes bohren werde, zog, ohne ſich weiter zu bedenken, ſein in der Bruſttaſche ſteckendes Piſtol hervor, legte es auf den Kopf Pedro's an, drückte ab, und zerſchmetterten Gehirns lag dieſer zu Boden.

„O weh!" rief Manuel, „was haſt Du gethan? Das kann für uns von ſehr ſchlimmen Folgen ſeyn. Du hätteſt ihm nur das Meſſer aus der Hand zu ſchlagen brauchen und dann würde ich ihn ſchon vollends unſchädlich gemacht haben."

„Aber welch ſchlimme Folgen haben wir denn zu befürchten?" fragte Edgar.

„Dein gut gemeintes aber voreiliges und unbeſonnenes Handeln wird ohne Zweifel ein Mord genannt werden. Gewiß, ein Mord. Denn wie können wir den Beamten begreiflich machen, daß wir ſechs gegen einen Mann nicht hätten aufkommen können? Sehet, da kommen ſie ſchon. Höret, Keiner verräth, was Edgar gethan. Einer ſtehet für Alle und Alle ſtehen für Einen."

Der Schuß war ſowohl von Geldorp als in der Veſte gehört worden, und er und die Beamten trafen bei den ſechs Negern faſt gleichzeitig zuſammen.

„Was iſt hier vorgefallen?" fragte einer der erſteren.

Geldorp ſchnitt den Negern das Wort ab. „Sie haben den armen Pedro Goſtra erſchoſſen," ſprach er, indem er auf die Leiche deſſelben hinwies. „Die Thäter ſind die Sklaven des Herrn Hendrick Huybert. Im Uebrigen iſt mir die Sache leicht erklärlich. Dies Boot gehört der Kompagnie. Ich weiß, daß es vor einiger Zeit geſtohlen worden iſt, und wunderte mich, es hier wieder zu ſehen. Als ich Pedro aufmerkſam gemacht, iſt er hingegangen, um ſich des Bootes zu bemächtigen, und jetzt ſehen Sie, wie der arme Teufel dabei gefahren iſt."

Die Neger wurden alsbald verhaftet, in die Veſte abgeführt und dem Gerichtsfiskal, dem Gouverneur und dem Sekretär von dem an Pedro Goſtra verübten Morde Kenntniß gegeben.

Noch an demſelben Abend fand das Verhör der Beſchuldigten in Gegenwart der eben genannten und einiger anderer hohen Kolonialbeamten ſtatt. Es iſt beſchloſſen worden, jeden derſelben einzeln zu vernehmen. Geldorp hatte ſich dabei die Rolle des hauptſächlichſten der Zeugen zugetheilt.

„Beiläufig bemerkt," ſprach der Gouverneur zu Geldorp, „Sie werden doch nicht die Frau des Herrn Peter van der Veer entführt haben? Das wäre ein erſchrecklich thörichter Streich. Aber der verlaſſene Gatte hat Sie des Raubes angeklagt und iſt demgemäß ein Haftbefehl gegen Sie ausgefertigt. Natürlich kann von der Ausführung deſſelben jetzt nicht mehr die Rede ſeyn."

„Ich bitte, Eurer Exzellenz verſichern zu dürfen, daß van der Veer ſich dieſerhalb in einem ſchrecklichen Irrthume befindet. Er muß wahnſinnig geworden ſeyn. Nicht genug, daß er behauptet, ich hätte ihm ſeinen Jungen entwandt, ſoll ich ihm nun auch noch ſein Weib geſtohlen haben. Wahrhaftig, Exzellenz, ich habe an einer Frau ſchon genug."

„Doch ſpricht van der Veer zur Begründung ſeiner Anklage, daß zwiſchen Ihnen beiden ſchon von langer Zeit her eine arge Feindſchaft herrſche."

„Ja, vor längerer Zeit haben wir in Amſterdam 'mal eine Zwiſtigkeit gehabt, die iſt aber von mir ſchon längſt vergeſſen."

„Bei alldem iſt es doch ebenſo unerklärlich wie auffallend, daß ihm Weib und Kind geſtohlen ſind," bemerkte der Gouverneur.

„Die Sache wird ſich in der Zeit wohl von ſelbſt aufklären. Die Indianer —"

„Sehr wahrſcheinlich," fiel der Gouverneur ein, wobei er ſich dem Fiskal zuwandte. „Wollen Sie nicht mit der Vernehmung der Neger beginnen?"

17.

Das Verhör begann mit Manuel.

„Ich ſtand mit meinem Gefährten am Ufer neben unſerem Boote," ſprach er, „als Goſtra erſchien, die Kette deſſelben ergriff und uns erklärte, es gehöre der Kompagnie. Ich entgegnete ihm, daß er die Kette fahren zu laſſen hätte, er befände ſich in einem Irrthume, und ſtieß ihn dabei zur Seite. Gerade als ich die Kette losgebunden, hörte ich den Knall einer Piſtole und mich umſehend, gewahrte ich, daß Goſtra tödtlich getroffen auf dem Boden lag."

„Wer von Euch hat das Piſtol abgefeuert?" fragte der Fiskal.

„Das weiß ich nicht; fünf Männer ſtanden hinter mir."

„Weſſen Eigenthum iſt denn das fragliche Boot?" fragte der Fiskal.

„Das des Herrn Hendrick Huybert."

„Und was hattet Ihr denn damit zu ſchaffen?"

„Wo möglich den jetzigen Aufenthaltsort der geraubten Frau van der Veer auszuforſchen."

Manuel wurde abgeführt und Edgar trat jetzt ein. Dieser sagte aus, wie er gesehen, daß Pedro Gastro ein Messer in der Hand gehabt und mit demselben Manuel, der ihm den Rücken zugewandt hatte, einen Stich habe versetzen wollen. Indeß wurde Pedro daran verhindert, da in diesem Augenblick ein Pistolenschuß ihn niedergestreckt habe.

Die Aussagen der übrigen Sklaven, Kato, Simon, Kongo und Antonio, welche alle einzeln hereingerufen wurden, stimmten mit der Edgar's im wesentlichen überein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gorilla.

(Schluß.)

Daß der Gorilla sich beim Angriffe irgend welcher Waffen bediene, gehört in das Reich der Fabeln; er bedarf derselben auch nicht, da seine Arme vollständig ausreichen, mit denen er Baumstämme von 6 Zoll Durchmesser abzubrechen vermag. An Größe sind die ausgewachsenen Gorilla's sehr verschieden; unter den mitgebrachten Exemplaren befinden sich welche von 5 Fuß 2 Zoll bis zu 5 Fuß 8 Zoll, doch gibt es noch größere. Das Weibchen ist viel kleiner, weniger stark und von leichterem Bau; ein von Chaillu geschossenes Weibchen maß 4 Fuß 6 Zoll.

Die Haut des Gorilla ist ein dunkles Schwarz, doch tritt sie nur im Gesichte, auf der Brust und an den Flächen der Hand zu Tage, sonst ist er überall mit eisengrauem Haar bedeckt, das an den Armen dunkler und viel länger, bisweilen über 2 Zoll lang ist. Den Kopf bedeckt bis zum Nacken ein kurzes röthlichbraunes Haar. Die Brust ist blos und nur bei Jungen mit dünnem Haar bewachsen. Die Augen liegen tief eingesunken und die gewaltige hervorstehende knochige Stirn verleiht dem Ausdrucke des ganzen Gesichts etwas ungemein Wildes. Das Maul ist weit, die Lippen scharf geschnitten, doch ohne alles Roth, die Kinnlade stark und mit mächtigen Zähnen besetzt, die er nebst dem rothen Innern des Rachens dem Gegner zeigt. Der Hals fehlt fast ganz, so daß der Kopf in den Schultern zu stecken scheint; Augenbranen und Augenwimpern sind dünn, die Augen weit auseinander, die mit den Augen fast in gleicher Linie liegenden Ohren etwas kleiner, im übrigen den menschlichen sehr ähnlich, die Nase flach, doch etwas vorspringend durch ein Nasenbein, was ihm die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen verleiht.

Der Körper ist etwas gebeugt, die Brust mächtig (bei einigen maß sie 62 Zoll), die Schultern äußerst breit, die Arme sehr lang und bis zu den Knieen hinabhängend (bei einem alten Thiere betrug die Entfernung von einer Hand zur andern 9 Fuß), während die Beine verhältnißmäßig kurz sind. Die Hände sind von gewaltiger Größe, stark, kurz und dick; der Umfang des Mittelfingers am ersten Gelenk beträgt oft 6 Zoll, die Haut ist dick und schwielig und oben mit Haar bedeckt, das auf den Fingern ganz dünn und spärlich wird, die Nägel kurz, dick und stark abgenützt, die ganze Hand fast eben so breit wie lang. Der Fuß ist verhältnißmäßig breiter als beim Menschen und verschieden von sonstigen Affen länger als die Hand, von dunkelschwarzer Farbe, schwielig, zum Klettern wenig geeignet, während die dicken und beweglichen Zehen zum Packen und Festhalten vortrefflich sind.

Das wären so ziemlich die Hauptmerkmale des Gorilla, der nach den sorgfältigen Untersuchungen von Dr. Wyman in Boston, Professer Duvernoy und St. Hilaire in Paris und Professor Richard Deven in London in seinem Körperbau die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen hat.

Das Fleisch ist dunkelroth und zäh und wird von den Negern im Innern gern gegessen. Gleichwohl jagen sie den Gorilla nur selten, weil er nur mit Flinten geschossen werden kann, die im Innern selten sind, und weil die Jagd mit zu großen Gefahren verbunden ist.

Ein Beispiel davon erzählt Dr. Chaillu aus seiner eigenen Erfahrung.

„Unsere kleine Jagdgesellschaft hatte sich etwa eine Stunde getrennt, als Gumbo (mein schwarzer Begleiter) und ich in großer Entfernung von uns einen Schuß hörten und gleich darauf einen zweiten. Wir waren schon auf dem Wege dahin und hofften einen Gorilla getödtet zu finden, als der Wald von dem furchtbarsten Gebrüll zu ertönen begann. Voller Furcht eilten wir vorwärts: da lag der arme Bursche, der allein gegangen war, in einer Blutlache auf der Erde; seine Eingeweide quollen zu dem aufgerissenen Bauche hervor. Neben ihm lag seine Flinte mit gebrochenem Schaft und zerbogenem Lauf, der deutlich die Spuren von den Zähnen des Gorilla an sich trug. Nachdem wir den Verwundeten (er starb am folgenden Tage) durch etwas Brandy wieder zu sich gebracht hatten, erzählte er sein Abenteuer. Er hatte sich plötzlich dem Gorilla gegenüber gesehen, der sehr wüthend war und sofort auf ihn losging; da es an einer sehr dunklen Stelle des Waldes war, schoß er auf eine Entfernung von nur 24 Fuß fehl, streifte das Thier nur leicht, und ehe er wieder zu

laden und anzulegen vermochte, war er zu Boden geworfen und mit einem Schlage verstümmelt. Nachdem der Gorilla seine Wuth noch an der Flinte ausgelassen, verschwand er im Dunkel des Waldes, und alle Nachforschungen in der Gegend waren vergebens. Wir trugen den armen Burschen ins Lager, wo er den Hergang noch einmal erzählen mußte, und seine Landsleute erklärten sofort, es sey kein gewöhnlicher Gorilla gewesen, sondern ein böser Mensch, der in einen Gorilla verwandelt sey. Solch einem Wesen könne niemand entkommen, sagten sie, und es könne selbst von den muthigsten Jägern nicht getödtet werden. Diese fatalistische Anschauungsweise und Vorstellung von einer Seelenwanderung wird fast stets in ähnlichen Fällen vorgebracht, wahrscheinlich um den Muth ihrer Jäger aufrechtzuerhalten, auf die ein solcher Unfall einen sehr niederschlagenden Eindruck macht."

Mannigfaltiges.

Der berühmte englische General Elliot ritt eines Tages, bei der Belagerung von Gibraltar, als die Festung gerade heftig beschossen wurde, selbst umher, die Posten zu besichtigen, und traf bei dieser Gelegenheit einen hannover'schen Soldaten an, der weder sein Gewehr ergriff, noch dasselbe präsentirte, sondern unbeweglich wie eine Bildsäule dastand. „Kennst Du mich nicht, mein Sohn!" redete der General den Soldaten an, „oder warum beobachtest Du sonst Deine Pflicht nicht?" Der Soldat erwiederte mit aller Fassung: „Ich kenne Ew. Excellenz und meine Pflicht sehr gut; aber soeben sind mir die Finger der rechten Hand zerschossen worden, und ich bin daher außer Stande, meiner Pflicht nachzukommen." — „Warum gehst Du denn nicht, um Dich verbinden zu lassen?" entgegnete der General mitleidsvoll. „Weil es in meinem Vaterlande nicht erlaubt ist, seinen Posten eher zu verlassen, als bis man abgelöst wird." Der General flüsterte leise in sich hinein: „Wo solche Wächter an den Grenzsteinen eines Landes stehen, da lasse jeder Feind seine Nase weg," stieg dann mit sichtbarer Rührung augenblicklich vom Pferde und sagte zu dem Braven: „Gib mir Dein Gewehr und Deine Patrontasche, ich will Dich ablösen, damit Du Dich verbinden lassen kannst." Der Soldat gehorchte, ging aber zuerst in die nächste Wache, zeigte an, daß der General auf seinem Posten stehe, bat, man möge denselben ablösen, und ließ dann erst seine verstümmelte Hand verbinden. Da er zu ferneren Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig war, wurde er verabschiedet und erhielt bei seinem Abgange von dem General, der den Vorfall unverzüglich nach London berichtet hatte, ein ansehnliches Geschenk. Als nun die Invaliden und mit ihnen auch unser Hannoveraner in London ankamen, verlangte König Georg III. den braven Hannoveraner zu sehen. Als er ihm vorgeführt wurde, beschenkte er ihn wahrhaft königlich und verlieh ihm zugleich eine Fähndrichsstelle unter den hannover'schen Landtruppen.

(Ein gewagter Sprung nach einem Kuß.) Das 8. Ohio-Regiment, erzählt das Milwaukische Blatt „Wisc.-B. und Volksfr.", wurde kürzlich von Cleveland nach Columbus beordert. Kapt. Buckey hatte seine Frau durch den Telegraphen benachrichtigt, den Zug in Crestline zu erwarten, und hier stand die Frau in voller Erwartung an dem Stationsgebäude, aber — der Zug durfte nicht anhalten. Kapt. B., der indessen seine Frau auf der Plattform stehen sah, sprang vom Zuge, umfing sie mit seinen Armen, küßte sie und sprang wieder auf den letzten Wagen des dahinbrausenden Zuges zurück. Der Sprung war gewiß eines Kusses werth und wir dürfen auch nicht zweifeln, wenigstens in diesem Falle, daß der Kuß solches Sprunges werth war.

(Die Frau des Putiphar.) Wie die „deutsche Pariser Zeitung" berichtet, soll ein gegenwärtig in Paris sich aufhaltender deutscher Gelehrter unter den kürzlich eingetroffenen Statuen diejenige von Putiphar's Weib entdeckt haben. Es soll dies aus einer von ihm entzifferten Inschrift hervorgehen. Nach den Aussagen unseres Gelehrten soll es sehr begreiflich seyn, daß der junge Joseph sich zu einer raschen Flucht entschloß.

Aus dem Lande meldet die „Rh.-Lhn.-Ztg." folgendes Kuriosum: Ein Viehhändler, als Zeuge befragt, was er über den Werth einer Kuh angeben könne, antwortete dem Richter: „So viel ich, da ich grad' unter dem Rindvieh groß geworden bin, davon verstehe, hatte die Kuh einen Werth von 40 bis 44 Thaler."

Am 5. Juni wurde in Altdorf die von Zürich den Urner Schützen geschenkte große Tellsstatue auf einfachem Piedestal aufgestellt. Die kolossale Statue befindet sich genau an der geschichtlichen Stelle des ehemaligen Tellbrunnens, auf gute Bogenschußweite bis zum Platze, wo Geßler's Hut aufgesteckt war, und wo sowohl zum Andenken Tell's als der Sieger von Morgarten ein hoher Thurm stehl.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Dienstag, 9. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Als das Verhör beendigt war, beriethen sich die Beamten, wie nun weiter zu verfahren. Ein derartiger Fall war ihnen in der Praxis noch nicht vorgekommen. Das **corpus delicti** war vorhanden und der Tod des Negers Pedro wurde einem wohl überlegten Morde zugeschrieben. Von einer Selbstvertheidigung oder Nothwehr konnte gar keine Rede seyn, denn Einer, wenn auch mit einem Messer bewaffnet, vermochte gegen sechs Personen nichts auszurichten.

Nach fernerer Berathung ward beschlossen, die Neger am folgenden Morgen einem nochmaligen Verhöre vor offenem Gericht zu unterziehen, welcher Verhandlung van der Veer und Huybert, nach gehöriger Vorladung, mit beiwohnen sollten.

Die Gerichtssitzung, zu welcher van der Veer und Huybert sich eingefunden, ward schon zu früher Morgenzeit eröffnet, jedoch lieferte die Vernehmung der Neger kein neues Ergebniß. Sie verharrten bei ihren früheren Aussagen.

Der Fiskal gab sich einem langen Nachdenken hin. Dann flüsterte er dem Gouverneur etwas zu. Dieser machte ein Zeichen der Bejahung, worauf beide, leise sprechend, mit den beisitzenden Richtern eine Berathung pflogen. Jetzt wurden die Gefangenen, bis auf Manuel, entlassen. Zu diesem sprach der Mann des Rechts in einem barschen Tone: „Der Gerichtshof hat beschlossen, die peinliche Frage, das heißt die Tortur, auf Dich in Anwendung zu bringen."

Ein Schauder durchfuhr die starken Gliedmassen des riesigen Negers, denn schon zu mehreren Malen hatte er die Folter bei Anderen anwenden sehen.

Der Beschuldigte ward nämlich zwischen zwei in dem Saale befindliche Pfeiler gestellt, hatte die Arme weit auszustrecken, und wurden ihm dann die an Ketten hängenden Daumschrauben angelegt. Letztere waren von dreifacher Wirkung, nämlich sie quetschten die Fäuste, bogen die Daumen zurück und die stumpfen Schrauben drangen in die Wurzel der Nägel ein. Nachdem Manuel die Folterwerkzeuge angelegt und diese auf ein Zeichen des Fiskals in Thätigkeit gebracht waren, fragte derselbe: „Nun, wer ist der Mörder?"

Keine Antwort.

Erst als der Neger die Qualen der Folter zum dritten Male erduldet hatte und einsah, daß man ihm bei fernerem Stillschweigen die Hände gänzlich zerquetschen oder die Knochen brechen würde, entschloß er sich in seinem unerträglichen Schmerze, den Mund zu öffnen. Aber lieber sterben, als seine Kameraden verrathen, rief er: „Ich bin der Mörder! Ich habe Pedro Gastro erschossen!"

Sofort ward der seiner Qualen enthoben und abgeführt.

„Sollte es nicht ein durch die Schmerzen erpreßtes Geständniß seyn?" fragte der Gouverneur die Richter. „Vielleicht, daß er seines Nutzens und Werthes wegen auf eine Begnadigung hofft. Lassen Sie uns daher noch einen der Anderen vornehmen und sehen, ob er Manuels Geständniß bestätigt."

Diesem wurde beigestimmt und Edgar herbeigeführt. Schon bei dem zweiten Drucke der Daumschrauben brach er zusammen. „Ich will's bekennen!" stöhnte er.

„Wer ist der Thäter?"

„Ich und kein Anderer! Von meiner Hand ist Pedro gefallen!" Es war in Wirklichkeit seine Absicht, der Wahrheit die Ehre zu geben und dadurch seinen unschuldigen Gefährten Qualen zu ersparen.

Allein die Richter nahmen sein Geständniß mit eben so viel Mißtrauen als Verdruß entgegen. Kato wurde nun vorgefordert.

„Ich will alles gestehen!" rief dieser, nachdem er die Tortur zu dreien Malen erduldet.

„Willst Du auch die Wahrheit sagen?"

„Das will ich."

„Wer hat Pedro Gastro erschossen?"

„Ich!"

Nach etwa fünf Minuten ſtand Simon zwiſchen den Pfeilern. Zu zweien Malen hatte er den furchtbaren Druck der Schrauben erduldet: „Genug!“ ſchrie er, „ich hab's gethan; ich bin der Mörder.“

„Kerl, Du haſt gelogen!“ ſchrie der Fiskal.

Kongo, der älteſte von Huybert's Sklaven, rief bei ſeinem Hereintreten: „Gnade! Verſchonen Sie mich mit jenen ſchrecklichen Dingen. Auch ohne Tortur bin ich bereit, alles zu geſtehen. Möge Gott mir armen Sünder dies Verbrechen verzeihen, ich bin der Thäter.“

„Nein, dies geht doch gar zu weit,“ ſchrie der mit den Füßen ſtampfende Gouverneur, und befahl, daß der ſechste vorgenommen werde.

Zu Antonio ſprach der Gouverneur, der in ſeinem Eifer anſtatt des Fiskals das Wort genommen, wie er ſo lange gefoltert werden würde, bis man der Wahrheit auf den Grund gekommen ſey. „Alſo ohne weitere Umſchweife geſagt, wer die That verübt hat,“ ſchloß er. „Einer von Euch muß es doch geweſen ſeyn.“

„Ja, einer von uns iſt es geweſen, hochmögender Herr, und dieſer Eine bin ich. Meine Kameraden ſind edle Seelen und haben mich retten wollen. Möchten ſie doch mit weiteren Strafen verſchont bleiben. Ich bin bereit, für meine That zu büßen.“

„Nein,“ rief der Gouverneur, „dies geht über meine Faſſungskraft. Und doch muß einer der verfluchten Hunde die Wahrheit geſagt haben.“

„Aber welcher?“ fragte der Sekretär.

„Wahrhaftig,“ ſprach der Fiskal, „der Streich dieſer Schurken will mir wohl gefallen. Ein merkwürdiges Zuſammenhalten!“

„Aber ſoll denn das Verbrechen unbeſtraft bleiben?“ fragte Kieft. „Strafe muß ſeyn, oder keiner in der Kolonie wird ſeines Lebens mehr ſicher ſeyn.“

„Bedenken Sie, meine Herren,“ bemerkte der Sekretär, „daß wenn wir ſie alle baumeln laſſen, fünftauſend Gulden ſo gut wie auf die Straße geworfen ſind.“

„Zehntauſend Gulden!“ rief der Fiskal. „Rechnen Sie nur dreiſt das Doppelte. Geſunde und ſtarke Neger ſtehen augenblicklich ſehr hoch im Preiſe.“

„Ich hab's!“ rief der Gouverneur. „Die Schurken haben ſich ein und alle zu der That bekannt, und doch kann ſie nur von einem verrichtet ſeyn. Das Loos ſoll entſcheiden. Wen es trifft, der muß ſterben.

(Fortſetzung folgt.)

Eine beſiegte Liebe.

Nach dem Engliſchen von A. G.

Stephan Parkhurſt war von längeren Reiſen durch die alte Welt in die neue zurückgekehrt. Er und die Geſpielin ſeiner Knabenjahre, Margaret Weſton, hatten ſich wiedergeſehen. Mit unbekümmter und doch unruhiger Sehnſucht hatte ſie ſeit Monaten, ſeit ſie wußte, daß er bald heimkommen ſollte, dieſem Zeitpunkte entgegengeblickt. Was ſie erwartete und erhoffte, ſie hatte es nimmer gewußt und wußte es auch jetzt nicht. Aber als ſie Abends, ihrem Vater und der jungen Schweſter gegenüberſitzend, zuhörte, wie dieſe die verſchiedenen Vorfälle der großen Geſellſchaft, an der ſie alle Theil genommen und in der das Zuſammentreffen ſtattgefunden, beſprochen, blieb ſie ſchweigſam und traurig, und ein drückendes Gefühl bitterer Täuſchung belaſtete ihr Herz.

Die Schlafgemächer der beiden Schweſtern ſtoßen an einander. Luey, kaum der Kindheit entwachſen, entſchlummerte leicht und ſchnell, lange bevor Margaret mit müder Hand die ſchweren, dunkeln Flechten gelöst hatte, welche heute ihrer ſchmerzenden Stirne eine faſt unerträgliche Bürde däuchten. Und als dies geſchehen, ſetzte ſie ſich, wie ſeit Jahren ihre Gewohnheit war, in die trauliche Kaminecke, um ihren Gedanken nachzuhängen, — Gedanken, die nicht immer ſüß und ruhig waren, wie der Schlaf der jüngeren Schweſter auf ihrem blüthenweißen Lager. Doch noch niemals waren ſie ſo bitter, wie in dieſer Nacht.

Und ſo ſaß Margaret, ihre Geſtalt von dunkelrothen Gewändern umfloſſen, das ſchwarze Haar aufgelöst und tief niederwallend; und während ſie, die Hände über dem Knie gefaltet, ſtarr in die verlöſchende Gluth blickte, gedachte ſie des Jugendgeſpielen und ihres Abſchiedes, bevor er zu langer Trennung von dannen ging.

Damals war ſie noch ein Schulmädchen und Stephan kaum mehr als ein Knabe, der eben die Studien des College beendet und nun mit Eltern und Schweſtern auf Reiſen ging. Er kam zur Schule, in der Margaret erzogen wurde, um Abſchied zu nehmen; und die Vorſteherin, Madame Colonna, obſchon ſonſt ſehr ſtreng, gab diesmal nach und geſtattete es, daß der Sohn des alten Nachbars und vertrauten Freundes von Margaret's Eltern das Mädchen noch einmal ſehen durfte.

Als ſie in das Sprachzimmer trat, fand ſie ihn vor einem Bilde der heiligen Cäcilia ſtehend, welches der Gegenſtand ihrer eigenen begeiſterten Bewunderung war. Er ſelbſt erſchien ihr ſo hübſch und

Digitized by Google

männlich, und traurige Demüthigung beschlich sie, als ihr Blick von ungefähr in den Spiegel fiel. Das Abbild eines hochaufgeschossenen Schulmädchens trat ihr daraus entgegen, mit dünnen, eckigen Gliedmassen, ungelenken Bewegungen, braunen, langfingerigen Händen, die überall im Wege waren; ein dunkles Antlitz, von unkleidsam geordneten, dicken schwarzen Haaren umrahmt, und Augen viel zu groß für das unfertige Kindergesicht, und im Ausdrucke entweder frechend, oder voll träumerischer Traurigkeit.

In Bewußtseyn, daß ihre Erscheinung keineswegs einnehmend war, erröthete sie in peinlicher Verwirrung, als der schlanke, hübsche Jüngling sich umwandte und mit anmuthiger Verbeugung und ruhiger, selbstbewußter Miene auf sie zutrat.

Stephan hatte Margaret immer „seine kleine Frau" genannt, seit sie in der Kinderstube mit einander spielten und sich entzweiten und wieder „gut" wurden. Aber sie hatte ihn während der letzten zwei Jahre nur selten gesehen, und empfand nun etwas wie Scheu und Ueberraschung über seine elegante Haltung und durchaus gehobene Erscheinung.

Auch er mochte wohl einige Veränderung bei dem Mädchen wahrnehmen, doch gab er dies nicht zu erkennen. Er ergriff ihre beiden Hände, blickte ihr freundlich in die Augen, und mit leichtem Zögern, wie es ihren vorgeschrittenen Lebensjahren geziemte, beugte er sich nieder und küßte sie.

Dieser Kuß brachte Alles wieder in Ordnung. Beide vergaßen jede Veränderung, setzten sich neben einander, nannten sich wie in alten Zeiten „Stephan" und „Margaret", und plauderten zwanglos wohl eine volle Stunde. Dann stand er auf, um zu gehen.

„Ich werde Dir oft schreiben, Maggy," sagte er, „denn ich will, daß Du den vollsten Antheil an meinen Reisen hast. Du weißt, Du sollst Alles mit mir theilen; Du bist ja „meine kleine Frau," obwohl Du schon fast zu groß geworden bist, um das Beiwort zu verdienen. Ich wollte, wir wären alt genug, um uns zu heirathen, damit wir die Reise zusammen machen könnten. Aber wir können sie wiederholen, wenn Du wirklich meine Frau seyn wirst. Wie glücklich wird es mich dann machen, meiner Maggy alles Große und Schöne zu zeigen, das ich jetzt zum ersten Male in der alten Welt sehen soll."

„Aber denkst Du, Du wirst mich gern zur Frau nehmen?" konnte Margaret sich nicht enthalten zu fragen, denn sie hatte jetzt noch mehr denn je das bittere Bewußtseyn, nicht schön zu seyn, da sie ihn so hübsch und blühend vor sich sah. „Ich bin häßlich und ungeschickt," fuhr sie fort; „Madame Colonna meint wohl, mein Aussehen möchte sich noch bessern; aber ich werde immer nur, wenn überhaupt, durch meine geistigen Gaben gefallen können."

Thränen traten in ihre Augen, — es war ihr, als müsse sie laut aufweinen, weil sie sich unschön wußte und weil Stephan weggehen sollte, aber sie bezwang sich mit gewaltiger Anstrengung.

Stephan blickte in ihr verstörtes Gesicht und sein Lächeln traf ihr Auge.

„Für mich bist Du das schönste Mädchen auf der Welt, Maggy," entgegnete er, „und ich verstehe mich darauf, denn ich sah manches hübsche Gesicht, während ich im College war. Und Du mußt meine Frau werden. Denke daran, und laß es Dir ja nicht einfallen, mit diesen prächtigen Augen einen andern armen Burschen zu bezaubern, oder gar einen Andern zu lieben. Du bist mein, Liebling, nicht wahr?"

„Ja, Stephan," antwortete sie, „ich bin Dein, wenn immer Du willst."

Er umarmte sie, küßte sie zwei, drei Mal auf Stirn, Wange und Mund, und so schieden sie.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Lustspiel aus dem Leben.) Das Haus eines Kaufmanns in Pöseldorf, der bereits häufig seine Frau mit den Anfällen einer thörichten Eifersucht geplagt hatte, ward unlängst der Schauplatz einer häuslichen Szene, bei welcher der Zufall die Karten fast seltsamer mischte, als man es dem Lustspieldichter auf den weltbedeutenden Brettern gestatten wird. Die Frau jenes Kaufmanns, — nennen wir denselben Othello, — hatte seit einiger Zeit ein Dienstmädchen, das den gleichen Namen wie ihre Herrin führte, und diesen bei Antritt ihrer Kondition mit einem andern vertauschen mußte. Othello hatte nichts von der Umtaufung des Mädchens erfahren, das mit einem jungen Manne in Kiel versprochen war, und demselben von Zeit zu Zeit ein Billet-doux schreiben ließ, da sie selber sich nicht auf die edle Schreibekunst verstand. Vor circa drei Wochen ließ sie sich einen Brief an ihren Bräutigam aufsetzen, worin sie demselben ihren Besuch in Kiel „zur Besprechung ihrer Herzensangelegenheit" ankündigte. Die Epistel schloß mit den Worten: „Der Herr tritt am Sonntagmorgen eine Geschäftsreise an, — noch am selben Tage, mein Heißgeliebter, eile ich in Deine Arme!" Nachdem die Herrin, welche dem Mädchen die Erlaubniß zur Reise ertheilt hatte, auf deren Bitte die Adresse auf den Brief geschrieben, gestattete sie Jener, denselben auf die Post zu tragen. Das Mädchen, welches noch mehrere

Bestellungen in der Stadt, unter andern auch im Komptoir ihres Herrn auszurichten hatte, verspätete sich, und bat den Laufburschen des Geschäfts, den Brief für sie zu besorgen. Um ganz sicher zu seyn, daß er dies nicht vernachlässige, gab sie an, ihre Herrin habe ihr das Schreiben mitgegeben. Als der Bursche dasselbe später mit verschiedenen Geschäftsbriefen auf die Post tragen wollte, erkannte der Kaufmann die Handschrift seiner Frau, riß das Couvert auf, und las die liebeglühenden Zeilen, welche nur mit einem Vornamen, — dem gleichen, den seine Gemahlin trug, — unterzeichnet waren. Außer sich vor Wuth, stürzte er nach Hause, machte seinem Herzen in den beleidigendsten Vorwürfen Luft, wollte keine Erklärung seiner betroffenen Frau anhören, sondern begab sich zu seinem Anwalt, um denselben zur Einleitung einer Scheidungsklage zu veranlassen. Zufällig suchte die tiefgekränkte Frau am nächsten Morgen denselben Anwalt auf, dem es, nachdem er die wahre Sachlage erfahren, natürlich leicht gelang, den erzürnten Othello über die Grundlosigkeit seines Verdachtes aufzuklären und eine Versöhnung der erbitterten Gemüther herbeizuführen.

Der Professor Babbage in London ließ vor einiger Zeit vier deutsche Knaben, welche vor seinem Hause Musik machten und auf seine Aufforderung sich nicht entfernt hatten, von dem Zuchtpolizeigericht in Marylebone zu einem Monat Gefängniß verurtheilen. Die Sache machte Aufsehen und wurde der Gegenstand einer, wiewohl erfolglosen, Interpellation im Unterhause. Schließlich wurde eine Deputation an den Minister des Innern abgeschickt, die aber ohne alle Hoffnung zurückkehrte. Ein anderes Mittel ist nun gegen Professor Babbage in Anwendung gebracht. Er hat jetzt Nichts zu thun, als all die Drehorgeln wegzuschicken, welche vor seinem Hause erscheinen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde erscheint eine neue, und die einzige Abwechslung in diesem hartnäckigen Concert soll durch das gelegentliche Auftreten eines hochtändischen Dudelsackpfeifers hervorgebracht werden. Niemand weiß, woher all diese fahrenden Musikanten kommen, wer sie schickt, wer sie bezahlt. Sie sind indeß da. Dazu kommt noch, daß sich der Nachbarschaft eine sehr bedenkliche Musikleidenschaft bemächtigt hat, und daß Drehorgeln vor Häuser ziehen, von denen sie Babbage nicht fortjagen kann. An alle Straßenecken des Kirchspiels ist am 30. Mai ein Riesenplakat mit der Ueberschrift: „Macht gegen Recht" angeschlagen worden, welches die Bewohner auf den Abend jenes Tages zu einem Entrüstungsmeeting nach dem Gemeindehause eingeladen hat. Babbage wird ohne Zweifel aus Marylebone hinausgespielt werden.

Am 18. Juni, als am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, wurde auf einer kleinen Insel des Medway-Flusses, nicht weit von Chatham, von zwei professionellen Borern um die Championship und den großen Ehrengürtel der englischen Borerei gekämpft, der seit dem berühmten Kampfe zwischen Heenan und Sayers zu vergeben war. Der Kampf war einer der außerordentlichsten in den Annalen der Borerei. Hurst und Mace sind die Namen der Mächtigen, die um den Gürtel rangen — jener, ein Mann von herkulischer Stärke, 6' 4" hoch, von erschreckender ausgebildeter Muskulatur, ein Riese, der mit einem einzigen Schlage, wenn nicht einen Ochsen, so doch einen Menschen fällen kann, aber sonst kein Borer von Talent und Geschick; dieser, im Vergleiche zu ihm, ein schwächliches Individuum, blos 5' 8" hoch, dabei aber wohl geformt und in allen Künsten des edlen Faustkampfes wohl bewandert. Der Kampf dauerte 50 Minuten, es wurden wohl ein Dutzend Gänge gemacht, und, um kurz zu seyn, der Riese wurde geblendet, jämmerlich zerschlagen und so fürchterlich zugerichtet, daß der Rasen von seinem Blute getränkt wurde, während sein Gegner auch nicht einen einzigen Stoß erhielt. Mace ist somit Borerkönig und trägt den Ehrengürtel, bis ein Anderer ihn ihm entreißt.

Gott vertheilt gnädig seine Gaben, singt Correntin in Dinorah. In der Lotterie der bei Kroll in Berlin ausgestellten national-ökonomischen Gegenstände gewann der König eine Küchenwaage und ein Dutzend Küchenmesser, die Königin u. A. ein Paar Hühner, der Kronprinz einen eisernen Bouillontopf, eine Schneidermamsell einen schwarzbraunen Zuchthengst (den sie sofort an einen Gutsbesitzer für 100 Friedrichsd'or verkaufte), ein Literat eine Wurststopfmaschine und ein Stutzer einen mit Bienen dicht besetzten Bienenstock.

(Unglücksfälle auf Eisenbahnen.) Aus den offiziellen Rapporten der englischen, französischen und preußischen Regierungen über den Verkehr der Eisenbahnreisenden geht hervor, daß ein Todter auf 4 Millionen 500,000 und ein Verwundeter auf 381,000 Reisende kommt. Analoge Berechnungen über die Reisenden mit Postwagen von 1846 bis 1856 ergeben einen Todten auf 355,463 und einen Verwundeten auf 29,872 Reisende. Auf der Achse ist also zwölfmal mehr Gefahr, als auf der Eisenbahn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Freitag, 12. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Dieser Vorschlag fand die Billigung der Uebrigen. Sechs Papierstreifen, von denen einer mit dem Worte „schuldig" beschrieben war, wurden in ein Buch gelegt, und zwar so, daß die Enden der Streifen leicht gefaßt werden konnten. Die Neger wurden sodann von der Entschließung des Gerichtshofes in Kenntniß gesetzt. Einen Einwand dagegen zu erheben wagten sie nicht.

Vier Neger zogen ein weißes Stück Papier hervor. Jetzt war die Reihe an Edgar. Zitternd näherte er sich dem gefürchteten Buch, war ihm, dem wirklichen Thäter, von der blinden Gerechtigkeit das unheilvolle Papier mit dem Worte „schuldig" darauf vorbehalten? Nur zwei Streifen waren noch vorhanden. Nein, nicht gezögert: lieber sein Leben zwanzigmal aufopfern, als den Unschuldigen, zu dessen Rettung er freilich die übereilte That begangen, den unverdienten Tod erdulden lassen.

„Zieh!" rief der Sekretär.

„Und daß ein Ende damit wird;" fügte der Gouverneur hinzu.

Der arme Teufel warf auf den Freund einen flehenden Blick, gleichsam als wolle er sich dessen Verzeihung erbitten, falls er das unglücksschwere Papier für ihn (Manuel) in dem Buche zurückließ. Er zog. Der Papierstreifen war ein unbeschriebener.

Manuel trat mit seiner gewohnten unverwüstlichen Gemüthsruhe hervor und hielt den für ihn zurückgebliebenen Streifen in die Höhe. Deutlich war auf demselben das Wort „schuldig" zu lesen.

Ein Gemurmel ward im Saale hörbar. „Manuel!" rief van der Veer in höchster Aufregung. „Du wärest wirklich schuldig?"

„Das bin ich," versetzte er mit lauter und fester Stimme.

„Nein, nein!" schrie Edgar, indem er sich vor den Richtern auf die Kniee warf, „ums Himmelswillen nur einen Augenblick Gehör!"

„Schweig, schwarzer Hund!" donnerte ihm der Gouverneur zu. „Unsere Geduld ist zu Ende. Zu dreien Malen haben wir Eure Lügen anhören müssen. Durch Euren komplottmäßigen Widerstand habt Ihr uns gezwungen, die Tortur anzuwenden und das Loos entscheiden zu lassen. Still, sage ich, und kein Wort mehr!"

Nach einer kurzen Berathung des Gerichts sprach der Vorsitzende desselben das Urtheil über Manuel aus. Es lautete auf Tod am Galgen, — die Hinrichtung wurde auf den folgenden Morgen um neun Uhr festgesetzt.

Nachdem Manuel abgeführt war, hob der Fiskal die Sitzung auf, und wenn auch von den Zuhörern Stillschweigen beobachtet wurde, so war es doch den meisten nicht undeutlich anzusehen, daß sie dem eingehaltenen Verfahren des Gerichts, welches die Anwendung so eigenthümlicher Mittel erheischt hatte, so wie dem Urtheile selbst ihre Billigung versagten.

18.

Ein wonniger Morgen. Der Himmel war wolkenlos, die Atmosphäre rein, die Sonne schien freundlich herab, und von der andern Seite des Flusses wehte ein sanfter, mit süßen Wohlgerüchen geschwängerter Wind herüber. Kein Wunder daher, wenn das Gedränge in den Straßen der jungen Stadt und auf dem zu der Veste führenden Wege ein ungewöhnliches war, da innerhalb der Palliſaden und der Mauern der Veste die Hinrichtung Manuels vor sich gehen sollte. Anstatt des bei solchen Veranlassungen gewöhnlichen Lärmens, Schreiens und Drängens verhielt sich die Menge ganz ruhig. Sie vertheilte sich in Gruppen, in welchen mit verschiedenen Zeichen des Unwillens und der Unzufriedenheit gesprochen wurde. Eine in dem Hofe der Veste

abgefeuerte Kanone gab das Zeichen zum Beginn der Hinrichtung. Die Thür des Wachthauses wurde geöffnet und Manuel, von vier Wächtern begleitet, trat aus derselben hervor. Die Wächter, obgleich Männer von einer anständigen Größe, erschienen an der Seite des armen Sünders fast wie Kinder, und es machte einen sonderbaren Eindruck auf die Zuschauer, wie ein riesig großer und dabei kräftig gebauter Mensch sich so ganz ruhig zu Tode führen ließ. Jedermann hielt sich fest überzeugt, daß, wenn es sein ernster Wille gewesen wäre, er sich ihrer Hut mit leichter Mühe hätte entziehen können.

Der Galgen bestand aus zwei starken, etwa fünfzehn Fuß hohen, vermittelst eines Querriegels zusammengehaltenen Pfählen. An dem Riegel hingen zwei in einander geschlungene Halfter. Ein Halfter war für den schweren Körper des Verbrechers nicht stark genug befunden worden; weßhalb man geglaubt hatte, deren zwei nehmen zu müssen. An den Querbalken war eine Leiter gelehnt, eine zweite an einen der Pfähle. Die erste sollte der Hinzurichtende besteigen, die zweite der Nachrichter, welcher ihm eine Mütze über den Kopf zu ziehen und die Doppelschlingen um den Hals zu legen hatte.

Der am Fuße des Galgens mit seinen Helfershelfern stehende Henkersmann erwartete das Zeichen des Fiskals. Dies wurde gegeben. Der Neger erstieg die eine Leiter, der Nachrichter die andere, und nachdem er ihm den Halfter um den Hals geschlungen, wurde ihm die Leiter unter den Füßen schnell weggezogen. Der Galgen erzitterte in seinen Grundfesten, als der Riese daran baumelte.

Doch siehe da, die eine Schlinge zerreißt, indessen hängt der schwere Körper noch an der zweiten, aber schon in dem nächsten Augenblick reißt auch diese und der Erhängte fällt zur Erde.

Eine schauerliche Stille herrscht unter der von Furcht und Grauen ergriffenen Menge. Der herabgestürzte Neger richtet sich auf die Kniee und verbleibt in dieser Stellung. Alle sehen den kommenden Dingen entgegen.

„Schaffet neue und stärkere Seile herbei!“ wurde von jemand gerufen.

Es war Geldorp, der diese Worte gesprochen.

„Ja, neue und stärkere!“ wiederholte der Gouverneur.

Jetzt aber tritt der ehrwürdige Prediger des Evangeliums, Everardus Boyardus, an des Schlachtopfers Seite, und demselben seine Hände auf den Kopf legend, spricht er in lauten und ernsten Tönen: „Dies ist Gottes Werk! Daß dieses Zeichen nicht unbeachtet bleibe!“

„Dies ist Gottes Werk!“ rufen die dem Galgen am nächsten Stehenden und die Worte gehen von Mund zu Mund, und die Menge wird mit jedem Augenblicke unruhiger und der Ruf immer lauter.

„Zum zweiten Male ihn aufknüpfen zu lassen, dürfen wir wohl nicht?“ fragte der Gouverneur leise sprechend den Fiskal.

„Das Volk wird es nicht zugeben.“

„Also ihn laufen lassen?“

„Je eher, desto besser.“

Der Gouverneur entschloß sich nun, die Begnadigung des Negers auf der Stelle zu verkünden. Er trat vor und rief: „Bürger! Diesem Zeichen gemäß soll gehandelt werden. Manuel de Reus ist hiermit begnadigt.“

Aus Hunderten von Kehlen erschallte ein lautes und anhaltendes Freudengeschrei. Ein Beweis, daß das Volk den Verurtheilten nicht für schuldig gehalten.

(Leser, der eben erzählte Auftritt ist kein Gebilde unserer Einbildungskraft. Der von sechs Sklaven begangene Mord, das Verhör, die Tortur, das Geständniß aller, des angeklagten Verbrechens schuldig zu seyn, die Wahl des Schlachtopfers durch das Loos, „welches auf Manuel de Reus den Riesen“ gefallen, sein Sturz auf die Erde durch das Zerreißen der Schlingen, und wie er dem ihm zugedachten Schicksale durch Begnadigung entgangen, alles ist Wirklichkeit und diese Begebenheit in O'Callaghan's Geschichte von Neu-Niederland zu lesen.)

(Fortsetzung folgt.)

Eine besiegte Liebe.

(Fortsetzung.)

Vier Jahre vergingen. Jetzt hatten sie sich wieder gesehen, in veränderter Umgebung, in veränderter Weise.

Während des ersten Jahres seiner Abwesenheit hatte Stephan einige Mal geschrieben. Dann hatten die Briefe aufgehört. Sie dachte, sie sey von ihm vergessen, oder er wolle ihre Vertraulichkeit erkalten lassen, — sie war aber nicht im Stande gewesen, ihn im Herzen aufzugeben.

All dies überdachte Margaret, wie sie einsam in stiller Nacht am Kamin saß; und eine zornige Aufwallung befiel sie, als sie es sich eingestehen mußte, daß sie diesen schönen, kaltsinnigen Mann liebte; ihn, der nach langen Jahren weiter Trennung sie jetzt kaum freundlicher als ein Fremder begrüßt und ihrer kindischen Bekanntschaft nur flüchtig mit einigen scherzenden Worten erwähnt hatte.

„Nimmer will ich wieder mit Freundlichkeit sein gedenken," sprach sie zu sich, als sie endlich die Ruhestätte aufsuchte; „ich will ihm zeigen, daß unschön, wie ich ihm erscheinen mag, ich mehr Macht als die meisten Frauen besitze, über die Bewunderung seines flatterhaften und falschen Geschlechtes zu gebieten. Ich besitze Reize dauernder als äußere Schönheit, — er soll es erkennen und fühlen."

Margaret's Mutter war früh gestorben, und das Mädchen befand sich ohne Vertraute, ohne den wohlthuenden Rath und Zuspruch eines älteren weiblichen Wesens. Sie war ohne Leitung ihren eigenen Empfindungen überlassen; und das Leid, welches für sie daraus entstehen mußte, konnte keine milde Hand von ihr fern halten.

Sie und Stephan begegneten sich fast täglich. Seine Schwestern waren ihre nächsten Freundinnen und der Gesellschaftskreis der beiden Familien war stets derselbe gewesen. In kurzer Zeit hatte das Zusammenleben früherer Tage wieder begonnen; er kam und ging zu allen Stunden ohne Ceremonie und Zwang, und that dies Alles in so natürlicher Weise, daß man ihn gewähren lassen mußte.

Aber niemals mehr nannte er Margaret „seine kleine Frau," auch spielte er niemals auf die alten Zeiten an, als er ihr diesen Titel gegeben, er schien sich dessen nicht mehr zu erinnern. Er behandelte sie und ihre Schwester Luci, welche, als er von Hause weg in's College zog, noch ein ganz kleines, von ihm unbeachtetes Kind gewesen, genau in derselben Weise.

Margaret würde sich schon durch diese Gleichgiltigkeit verletzt gefühlt haben, wenn er auch nur ein Fremder gewesen wäre; denn ihre geistigen Gaben waren entwickelt bis zu einem Grade, wie es selten bei Frauen der Fall zu seyn pflegt, und sie war es gewohnt, durch den Reiz ihrer Unterhaltung anzuziehen und zu fesseln. Es war daher fast mehr als sie zu ertragen vermochte, zu finden, daß Stephan, der weitgereiste und vielseitig gebildete junge Mann, mit demselben scheinbaren Wohlgefallen den unbedeutenden Worten ihrer Schwester, wie ihrer eigenen geistreichen Konversation zuzuhören pflegte.

Hatte sie sich deßhalb so lange vor jeder wärmeren Regung behütet, war sie deßhalb für die Laute, welche das Herz der Jugend so süß erzittern machen, taub geblieben?

Dies war also der Lohn ihres Harrens, ihres Betens und Sehnens! Fast hätte sie auf Lucy eifersüchtig werden können; allein sie liebte sie innig und wahr.

Aeußerlich war sie nie so heiter und strahlend gewesen, als während dieser Zeit quälender Ungewißheit und banger Zweifel. Ihr inneres Leid ließ ihr nur zu deutlich die Ausdehnung ihrer Zuneigung für Stephan ermessen. Allein mit der Stärke einer stolzen und mächtigen Natur beschloß sie, daß das Geheimniß dieser bewältigenden, unerwiederten Liebe auf immer in ihrer Brust verschlossen bleiben solle.

Sie tanzte und lächelte und willigte sogar ein, obwohl mit tiefinnerem Widerstreben, die Hauptrolle bei der Privataufführung eines Lustspiels zu übernehmen, welches sie selbst geschrieben hatte.

Indeß ihr Benehmen, welches gesellschaftliche Erfolge sicher und würdevoll gemacht hatten, wurde durch den bittern, äußerlich verhehlten Kampf ihres Herzens herb und ungleich. Diese an sich natürliche Folge übte auf Stephan ihren Einfluß: er fühlte sich zurückgestoßen, und je mehr ihre Nähe ihm widerstrebend wurde, desto häufiger flüchtete er sich an die Seite ihrer harmlosen Schwester, deren Sanftmuth und liebliches Lächeln ihn immer wunderbar beruhigte, wenn Margaret's Sarkasmen ihn im Innersten verletzt hatten.

Wie oft, wenn sie dies schwer empfand, stürzte sie fort in die Einsamkeit ihres Gemaches, um unter heißen Thränen die Thorheit zu büßen, die sie doch nicht unterdrücken konnte. Die Pfeile ihres scharfen Witzes, die sie gegen Stephan richtete, wendeten sich gegen ihre eigene Brust und durchwühlten dieselbe schmerzlich, lange noch nachdem ihre Wirkung zu empfinden aufgehört hatte.

Endlich kam es zu einer Krisis. Ein schleichendes Fieber, durch lange Qual und Aufregung veranlaßt, bannte Margaret während mehrerer Tage in ihr Zimmer. Hier rief sie den Stolz zur Hilfe herbei, und glaubte, sie habe die Liebe besiegt, welche, weil unerwiedert, sie nur elend und in den Augen derer, welche das Daseyn derselben vermuthen möchten, lächerlich machen konnte. Sie sah Stephan nicht mehr, und allmälig ward sie ruhiger, wie sie wähnte, und stolz auf ihre Macht, eine Leidenschaft ersticken zu können, um deretwillen, weil sie sie so lange hoffnungslos gehegt, sie sich fast verachtete.

Nach und nach genas sie, und Lucy konnte in ihrer Pflege nachlassen. So war Margaret viel allein mit ihren Büchern und ihrer Feder.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die bayerische Bierbrauerei.) Bayern diesseits des Rheins baut in einem Mittelsjahre in runder

Summe 2,150,000 Scheffel Gerste; davon wird jährlich (wenigstens bis zum Jahre 1847) über 1,200,000 Scheffel nebst 50,000 Centner Hopfen zum Brauen von 8,400,000 Eimern Bier verwendet. Den Scheffel Gerste nur zu 10 fl. und den Centner Hopfen zu 50 fl. (er kostete in den letzten Jahren 2—300 fl.) angenommen, kostet also das Material schon 15 Mill. Gulden. Die Interessen für Gebäude und Grundkapital der Brauer, die Auslagen für Fabrikation belaufen sich auf $12^1/_2$ Mill. fl. Der Malzaufschlag des Staates zu 1 kr. per Maß beträgt 6 Mill. und der Lokalmalzaufschlag in den meisten Orten von 1—2 Pfennig ungefähr 2 Mill. fl. Den Bayern kostet also ihr Bier alljährlich 35 Mill. fl., d. h. so viel als die ganzen Staatseinnahmen betragen. Nimmt man aber die Maß Bier zu 6 kr. an (wie in den letzten 10 Jahren durchschnittlich), so bezahlen die Bayern 50 Mill. fl. jährlich für ihr Nationalgetränk. Im Jahre 1847 betrug die Zahl der Brauereien 4858, das von ihnen jährlich verwendete Quantum an Malz 1,200,000 Scheffel und das daraus erzeugte Bier 8,400,000 Eimer. Die bedeutendsten Brauereien hat München, die Zahl derselben nimmt aber jährlich ab, dagegen vergrößern die noch bestehenden ihr Geschäft. Die Ursache der Abnahme liegt darin, daß bei großartigem Betriebe mit Maschinen und Dampfkraft viel besser produzirt wird und die kleinen Brauer mit diesen Anstalten nicht mehr konkurriren können. Der großartigen Brauereien, die alle neuesten Erfindungen der Technik für sich benutzen, gab es von 1856 —57 in München 12; von den 947,240 Eimern Bier, die in diesem Zeitraume in München gebraut wurden, erzeugten sie, ausschließlich des königlichen Brauhauses, allein 753,764 Eimer. Der Matador von allen ist Gabriel Sedlmayr, Bräuwirth zum Spaten, der für sich allein 128,909 Eimer produzirte; doch kommt der Löwenbräu Ludwig Brey mit 127,827 Eimern ihm fast gleich. Die beiden nächstfolgenden sind die Brauereien zum Leist und zum Hacker mit 70—80,000 Eimern. Nächst München sind die bedeutensten Brauereien in Landshut, Regensburg, Bayreuth, Hof, Tölz, Planegg, die v. Eichthal'sche in Ebersberg, die v. Thüngen'sche in Thüngen und die v. Hirsch'sche in Rottendorf, letztere beide in Unterfranken, die Kehlheimer und Farnbacher Weißbierfabrikation, sodann solche, die großentheils für die Ausfuhr arbeiten, in Erlangen Heinrich Henninger, in Kitzingen Thomas Ehemann, in Nürnberg Georg Reif und in Kulmbach 6—8 Brauer. — Die Ausfuhr, obgleich im Zunehmen begriffen, betrug im Jahr 1856 nur 165,236 Eimer oder nicht ganz 2 Proz. des gebrauten Bieres. Den größten Export hat Nürnberg mit über 38,000, Kitzingen mit 25,000, Hof mit 9000 Eimern, München versendete 3000 Eimer. In den letzten Jahren versendete die Pschorr'sche Bierbrauerei auf Bestellung große Massen in Flaschen nach Brasilien, wobei das Bier die schwere Prüfung bestehen mußte, die Linie zu passiren. Im ganzen Königreich kommen auf den Kopf, Weiber, Kinder und Säuglinge eingerechnet, jährlich im Durchschnitt 2 Eimer 12 Maß, in Oberbayern 3 E. 75 M., in München 7 E. 10 M. und wenn man da die Fremden und die nächste Umgebung in Abzug bringt, immer noch nahe an 5 Eimer. Die Nichtbayern spotten über diesen Durst und meinen, er müsse Verdummung herbeiführen; wenn sie aber selbst nach Bayern kommen, scheinen sie die Furcht vor Verdummung zu verlieren und trinken wacker mit den Eingebornen um die Wette.

Ein Erdbebenanzeiger! Die Japanesen sind kluge Leute. Sie haben entdeckt, daß wenige Stunden vor jedem Erdbeben der Magnet auf kurze Zeit seine Kraft verliert. Sie haben, hierauf fußend, ein Gerüst gebaut, das einen Hufeisenmagnet trägt, unter dem sich ein Becher von Glockenmetall befindet. An der Armatur hängt ein Gewicht. Steht nun ein Erdbeben bevor, so fällt, da der Magnet seine Kraft verliert, das Gewicht herab auf den Becher und gibt ein Allarmzeichen. Alles verläßt nun sofort die Häuser, um sich während des Erdbebens im Freien zu unterhalten.

Die Direktion der österreichischen Staatsbahn hat neuerdings auf der Strecke zwischen Brünn und Prag eine praktische Maßregel in's Leben treten lassen. Auf der genannten Strecke sind nämlich nunmehr weibliche Bahnwächter angestellt, d. h. die Weiber der Bahnwächter müssen den Signaldienst ꝛc. anstatt ihrer Männer versehen. Der Gatte wird dagegen bei'm Oberbau als Arbeiter u. dgl. verwendet. Für diese Extraleistungen erhält jeder verheirathete Bahnwächter monatlich eine Zulage von 9 fl.

Das letzte große Berliner Loos fiel zu einem Theile nach Neuß und zwar zu Gunsten eines israelitischen Händlers. In seiner großen Freude ließ derselbe gleich mehrere Malter Roggen und Waizen zu Brod verbacken und an die Armen vertheilen. Außerdem machte er einen Strich durch Forderungen von über 800 Thlr., welche ihm kleine Leute an Spezereiwaaren schuldeten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Sonntag, 14. Juli 1861.

E Antwort

vunem Bauremeede uff das Gedicht in № 81:

„Klagen eines Bauernburschen über die Crinoline."

Do hann' ich leicht im Wocheblaad
E Klagelied gelese;
E Unsinn is's, der helle Staat,
Der Michel is's geweese!
Wer dem so Zeig hat ingeschwätzt,
Der hört mit alle Hunn gehetzt.

Ich hann d'r nur drei Reef im Rock,
Ich will dersch grad verrothe,
Do sinn ich wie e Rosestock,
Geputzt no neischter Mode!
Un das nennt er e Zwitterding!
Och Michel, das is gar gering.

Jetzt sieht m'r erscht, wie nett ich sinn,
Brauch' mich aach net se schleppe,
Ich schweb' d'r dorch die Stroße hin,
Un flieh' enuff die Treppe;
Un der sahr: »Ratt un Luftballon«!
Wart, Michelche, du kriescht dei Lohn!

Schaff du d'r so e annri an,
E dinner langer Fetze,
Die kannst de als e Vogelscheech
In's Erbseschtück noch setze.
Mei Crinolin, die loß ich nit,
Jetzt, Dichter-Michel, sinn mer litt.

Du dauerscht mich, drum hör' e Roth:
Loß ab vun denn Geschichte,
Die Meede kenne all dei Noth,
Die belse d'r vum Dichte.
Sie mache sunscht, weil du so dumm,
Drei Reef um deine Kopp erum.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Geldorp war der Einzige, der mit der Wendung der Dinge sich unzufrieden erklärte. Er wollte beschwören, daß irgend jemand die Halfter beschädigt und so das Zerreißen derselben veranlaßt habe. Allein diese Behauptung war schon deßhalb eine unhaltbare, da die Seile seit der letzten Hinrichtung sich in der Behausung des Fiskals befunden hatten und daher von den Händen eines Fremden nicht berührt seyn konnten. Indessen war er bald gezwungen, seinen Mund zu halten; er sah, wie das Volk ihn mit verdrießlichen Blicken betrachtete, und er hatte seine Gründe, es zu einem offenen Bruche mit demselben nicht kommen zu lassen.

Van der Veer eilte vor Freude auf den Gerettelen zu. „Noch eins, ehe Sie sprechen," begann der Gouverneur. „Höre, Manuel, Du bist freilich begnadigt, doch hast Du, ehe Du auf freie Füße trittst, mir anzugeloben, daß Du den menschlichen und göttlichen Gesetzen stets nachzuleben gesonnen bist, und Dich daneben einer guten Aufführung zu befleißigen. Wo nicht, so trittst Du von jetzt an in den Dienst der Kompagnie zurück."

„Hochwürdender Herr," versetzte Manuel mit halb erstickter Stimme, „Sie sollen nie die geringste Ursache haben, mit mir wieder unzufrieden zu seyn."

„Gut. Für jetzt magst Du bei dem Herrn van der Veer verbleiben."

Ohne das Wort an van der Veer zu richten, ging der Gouverneur davon.

Welch ein Jubel, als Hymbert mit seinen fünf Sklaven sich dem gleichsam vom Tode Erstandenen näherte. Hymbert drückte ihm herzlich die Hand und übergab ihn der Pflege seiner Neger. Der arme Teufel bedurfte nach überstandenem Gottesgerichte in der That der Ruhe und Pflege.

„Da gehen ja Geldorp und der Gouverneur Seite an Seite," sprach Huybert zu van der Veer. „Der gegen ihn erlassene Haftbefehl scheint mir ohne Wirksamkeit bleiben zu sollen. Was meinen Sie, wenn wir diese Gelegenheit zu einer Unterredung mit Geldorp's Frau benutzen?"

* * *

Die zwischen Huybert und der Frau des Freibeuters gepflogene Unterredung lieferte für ersteren durchaus kein befriedigendes Ergebniß. Jedoch versprach sie ihm, wie sie schon früher gethan, daß, sobald der rechtzeitige Augenblick dazu gekommen, sie ihm den gewünschten Aufschluß ertheilen werde.

Ihr Benehmen gegen van der Veer war indessen ein ganz anderes. Theilnahmsvoll hörte sie die Erzählung der letzten Begebenheiten an, und als er seine Worte beendigt, versprach sie ihm, sofern eine Gelegenheit sich dazu darbieten sollte, ihre Mitwirkung zur Auskundschaftung des gegenwärtigen Aufenthaltsortes seiner Frau und seines Sohnes. Doch verlangte sie dafür Aufschluß über das frühere Verhältniß Geldorp's zu ihm, und darüber, ob Geldorp mit Theodora wirklich vertobt gewesen sey.

„Jetzt ist mir Alles klar!" rief sie, nachdem van der Veer sie über diese beiden Punkte völlig aufgeklärt hatte. „Geldorp kann Sie auch nicht des geringsten Unrechts beschuldigen. O, könnte ich Ihnen beiden schon jetzt meine Hilfe angedeihen lassen! — Aber meine Lage ist eine verzweifelte. Darf ich an meinem Gatten zur Verrätherin werden?"

19.

„Weißt Du wohl, Wilhelm," so redete Sonnenstrahl eines Morgens den Geliebten auf ihren Spaziergängen an, „daß in unserm gegenwärtigen Glücke mein sonst so heiteres Gemüth von einer schwarzen Wolke mitunter umdüstert wird?"

„Wie so?" fragte Wilhelm.

„Ja, es ist eine Wolke, oder — wie soll ich es nennen — eine unerklärbare Traurigkeit, die mir der Vorbote einer nicht ungetrübten Zukunft zu seyn scheint."

„Sprich Dich doch etwas näher darüber aus, liebes Kind."

„Wohlan denn. Betrachte ich mir die jungen Männer unsers Stammes, so finde ich auch nicht Einen darunter, zu dem ich Liebe fassen könnte. Auch die jungen Mädchen wollen mir nicht mehr gefallen."

„Und doch gehört Sonnenstrahl diesen Naturkindern mit an."

„Das ist's gerade. Ich gehöre ihnen mit an, bin in den Augen der Weißen eine Wilde, und dennoch hast Du mir Deine Liebe geschenkt."

„Weil Du ein ganz anderes Wesen bist, ihnen gar nicht ähnelst!"

„Ist doch meine Haut von derselben Farbe!"

„Das ist aber auch die eine und einzige Aehnlichkeit. Zwischen Deinem und meinem Volke bildet nur die Hautfarbe einen Unterschied, und zwar den äußern; in sonstiger Hinsicht und namentlich was geistige Fähigkeiten anbetrifft, sind sie sich beide gleich."

„Dank Deinem Unterrichte bin ich zur Erkenntniß mancher Wahrheit gekommen. Mein Volk, so befürchte ich, wird noch lange in seiner jetzigen Unwissenheit verbleiben, und leider hat der Indianer im Verkehr mit den Weißen auch die Laster derselben angenommen. Zudem ist der Weiße darüber aus, die Rothhäute aus ihrer Heimath zu vertreiben."

„Aber sind die Indianer für das von ihnen abgetretene Land nicht bezahlt worden?" fragte Wilhelm.

„Für das schöne Eiland der einst so mächtigen Manhattan sind diesem Stamme einige wenige Geldstücke, die ihnen jedoch nicht mehr werth waren als eben so viele Steine, geworden. Ehe der weiße Mann kam, kannte der Indianer seine jetzigen Bedürfnisse nicht. Du hast mir von Deinem Vaterlande jenseits des großen Oceans erzählt; ist es sehr bevölkert?"

„Es zählt der Bewohner gar viele."

„Dann wird die Zeit nicht mehr fern seyn, wo der Weiße den Indianer aus seinen Wäldern vollends vertrieben haben wird. Ich sehe, wohin des Schicksals Finger zeigt. Als ich im Beginn des Frühlings an dem Ufer des Flusses dort unten stand und den durch den warmen Regen aufgelösten Schnee von den Bergen in Fluthen herabstürzen sah, da wendeten sich diese Fluthen einem dicht daranstoßenden Kornfelde zu. Ich erkannte, daß der Strom die Erde von dem Felde abspülen werde, denn der Lauf desselben war ein unaufhaltsamer geworden. Eben so steht es mit dem Lauf der einströmenden Einwanderer auf unser Volk, welches demselben keinen Widerstand zu bieten vermag. Mit jedem Neumonde kommt ein Schiff mit neuen Fremden an. In dem gegen die aufgehende Sonne sich erhebenden Lande, dort wo die Pequoden, die Narragansetten und die Pekanoketten wohnen, treiben die blassen Gesichter die Rothhäute vor sich her. Der Strom schwillt an, die Fluth wird eine reißende — —" Sonnenstrahl erhob sich und die Züge ihres schönen Gesichts schienen von einem prophetischen Geist belebt zu werden. — „Ich sehe sie ihre Wigwams verlassen, eine lange Reihe; Männer und Frauen, Mädchen und Kinder, ziehen gesenkten Hauptes der untergehenden Sonne zu, um sich in noch tieferen Wildnissen als diese hier zu verbergen, in Gegenden, in welche noch kein menschlicher Fuß-

tritt gedrungen. Aber auch dort ist ihres Bleibens nicht, wiederum haben sie neue Jagdgründe aufzusuchen und mit jedem Jahre wird ihre Zahl eine geringere. Ist dies das Schicksal der Unwissenheit? O Gott, verleihe meinem Volke die Macht der Aufgeklärten, erhöhet, aber auch gemäßigt durch den Geist dessen, der den Menschen Deine Religion offenbarte, und zu der auch ich mich jetzt bekenne!"

Wilhelm fühlte, daß die von der jungen Indianerin mit der Begeisterung der Weissagung gesprochenen Worte Wahrheit enthielten. „Sonnenstrahl, Du hassest mein Volk," sprach er.

„Wie Du doch meinen Worten einen ganz andern Sinn unterschiebst," versetzte sie kopfschüttelnd. „Meine Traurigkeit liefert gerade den Beweis, daß ich es mehr liebe als mein eigenes. Hat sich doch mein Herz dem Fremdlinge zugewandt."

„Und ist dies die Wolke, von der Du vorhin sprachst?"

„Nein, meine Gedanken haben sich von der ersten Richtung abgewandt."

„Nun, so öffne mir Dein Herz. Diese Wolke, ich muß wissen, welcher Art sie ist."

„Mir ist es, als ob Du in naher oder ferner Zeit wünschen könntest, meine Haut möchte eine eben so weiße seyn, wie die der Mädchen Deines Volkes. Da aber dieser Wunsch ein vergeblicher ist, so fürchte ich, daß Du meiner überdrüssig werden, Dich meiner schämen, und die Liebe vergessen könntest, welche ihren Grund in der Dankbarkeit findet, die Du mir für die Rettung Deines Lebens schuldig zu seyn glaubst."

„Mädchen!" rief Wilhelm mit Gefühl, „wisse, daß ich mich selbst geprüft habe, und zwar mit Aufrichtigkeit und ohne alle Leidenschaft. Dabei habe ich die Schönheit Deiner Formen und Deines Gesichts zu vergessen gesucht, nur an die Farbe Deiner Haut, aber auch an den Werth Deines reinen Gemüths und Deines reinen Herzens gedacht. Und das Ergebniß meiner Prüfung ist zu Deinen Gunsten ausgefallen. Mädchen, nochmals gelobe ich Dir vor Gott dem Allwissenden, den ich zum Zeugen nehme, feierlichst an, daß meine Liebe zu Dir eine stets unveränderliche bleiben soll, daß ich mit Treue und Hingebung für Dein zeitliches Wohl sorgen werde, und zwar bis zu der hoffentlich noch fernen Zeit, wo wir nach des Höchsten Willen unsere Pilgerfahrt hienieden werden beendet haben."

Thränen der Wonne entströmten Sonnenstrahls Augen und mit einer nie gekannten Seligkeit hing sie an der Brust dessen, der sie so unendlich liebte. Nun war ihr Gemüth von allen Zweifeln frei, und wenn ihr später der Gedanke an ihre dunkle Haut wiederkam, so richteten die von Wilhelm in jener glücklichen Stunde gesprochenen, ihr unvergeßlich gebliebenen Worte ihr sinkendes Gemüth wieder auf, eben so wie der Anblick des Regenbogens den Kindern Gottes die trostvolle Gewißheit brachte, daß die Erde von einer zweiten Sündfluth nicht wieder heimgesucht werden würde.

„Noch gibt es einen Umstand, liebes Kind," hub Wilhelm nach einem langen Stillschweigen wieder an, „über den ich gern einige Aufklärung hätte. Dieser betrifft nämlich Deine Geburt, von der mir Namakewa eine höchst eigenthümliche Geschichte erzählt hat. Unstreitig ist sie auch Dir bekannt. Welches sind Deine eigenen Ansichten darüber?"

„Natürlich, daß meine Ansichten darüber jetzt, wo meine Geistesrichtung durch Deine Lehren eine ganz andere geworden ist, nicht mehr dieselben seyn können. Vor Deiner Ankunft in unserem Lager habe ich mich für ein übermenschliches Wesen, für ein Kind höherer Geburt gehalten, da Fawankewa, meine Mutter und die Wittwe des früheren Häuptlings, welche bereits über achtzig Jahre zählt, fortwährend behaupteten, daß ich ihr von dem großen Geiste gebracht worden sey."

„Aber die Krieger behaupten, daß sie in ihren Kämpfen durch Deinen Segen stets siegreich gefochten haben."

„Einst habe ich dies selbst geglaubt und es für eine Wirkung der mir innewohnenden geheimnißvollen Macht gehalten; jetzt aber urtheile ich darüber ganz anders. Mein Volk ist durch seinen Glauben stark gewesen; eben so wie ein blinder Eifer für seine Sache jedes Hinderniß mit einer gewissen Leichtigkeit zu beseitigen weiß. Die Naritaner, überzeugt, daß durch meinen Segen der große Geist mit an ihrer Seite focht, achteten keiner Gefahr, und siegten da, wo unter gewöhnlichen Umständen sie feiglings davongelaufen wären."

„Ich verstehe. Haben die Krieger noch immer diesen Glauben an Dich?"

„Die meisten, ja. Aber die, welche mit den Weißen häufig verkehren, hegen schon einige Zweifel darüber. So z. B. Rothschuh. Sieh, da kommt er gerade auf uns zu."

Rothschuh blieb stehen und betrachtete das liebende Paar mit auffallend unfreundlichen Blicken. Als sie an ihm vorüber waren, verschwand er wieder im Gebüsch.

„Was bedeutet das?" fragte Wilhelm. „Schon zu mehreren Malen ist er uns in den Weg getreten. Sucht er etwa Streit mit mir? Er wird seinen Mann an mir finden."

„Reize ihn ja nicht," bat Sonnenstrahl. „Er ist ein böser Mensch und voll Tücke und Hinterlist."

„Würde Dein Bruder, der Häuptling, Dich gegen ihn in Schutz nehmen, sofern er Dich wieder mit Heirathsanträgen belästigte?“

„Ob mein Bruder, so bin ich dessen nicht so ganz sicher, jedenfalls aber meine Mutter, welche bei unserm Volke in großem Ansehen steht.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine besiegte Liebe.

(Schluß.)

Ach, sie lernte ihre eigene Schwäche erst kennen, als Lucy eines Abends zu ihr kam, und bei ihr niederkniend, während die blonden Locken ihr Erröthen verschleierten, mit bebender Stimme bekannte, daß Stephan sie liebte und daß sie versprochen, seine Gattin zu werden.

Mit gewaltiger Anstrengung bekämpfte die Unglückliche den Drang ihres Innern, der sie antrieb, die Schwester, die ihr sonst so theuer, von sich zu stoßen. Sie horchte schweigend, entzog nicht einmal der Sprechenden die Hand, blieb standhaft bis sie Alles gehört. Dann küßte sie die Stirne des jungen Mädchens und wünschte ihr Glück.

Aber mehr vermochte sie nicht. Sie gab Müdigkeit vor und bat Lucy, sie allein zu lassen. Diese gehorchte, obgleich mit verwundertem Zögern. Die Wahrheit freilich ahnte sie nicht; sie wußte, daß die Schwester sie zärtlich liebte, und beschuldigte sie auch diesmal nur der „Sonderbarkeit“, ein Ruf, der allen hervorragenden Charakteren anhängt. Lucy wähnte nimmer, daß, während sie sich, selig im Gefühl, geliebt zu werden, wo sie liebte, zur Ruhe niederlegte, Margaret Qualen erduldete, welche jenes Glück an Stärke und Ausdehnung noch übertrafen.

Allein die Verschmähte kämpfte den Kampf und ging als Siegerin daraus hervor. Die Leidenschaft, die mit ihr aufgewachsen, die sie selbst mit den besten Trieben ihres Herzens genährt und großgezogen, mußte vor der edlen Festigkeit ihres Willens weichen.

Am nächsten Tage fühlte sie sich zu unwohl, um bei den Andern zu erscheinen, aber sie schickte Stephan eine freundliche Botschaft; und als sie endlich wieder im Stande war, sich dem Familienkreise anzuschließen, konnte sie ihm ruhig in's Auge blicken, und die leise Trauer, die noch auf ihrem Wesen lastete, ließ sich leicht als Schwäche nach der Krankheit deuten. Niemals kam er zu der Muthmaßung, daß das Verlöbniß ihrer Kinderjahre ihrem Herzen einen lebhafteren Eindruck zurückgelassen, als es bei ihm der Fall gewesen war.

Unerschütterlich und Tag um Tag grub sie mit eigenen Händen das Grab dieser treuen, dem Hinsterben geweihten Liebe. Tief sargte sie sie ein, und schloß die heilige Stätte, und schrieb keinen Namen auf den Leichenstein. Sie bethätigte es als eine Wahrheit, daß mit starkem Willen und des Himmels Beistand jede irdische Leidenschaft sich besiegen läßt. Und als sie neben Lucy am Altare stand, die Neuvermählte küßte und dem jungen Gatten die Hand reichte, da fühlte sie, daß fortan er ihr ein Bruder sey, daß ihre Liebe zu ihm von aller Qual der Leidenschaft geläutert.

Aus Leid und Sieg ging sie gebessert hervor. Unter dem segensreichen Einfluß des Kummers beugte sich ihre stolze Seele, und sie ward demüthig und liebenswerth. Die einst so eifrig gesuchte Bewunderung der Welt hatte den Reiz für sie verloren, und ihre Freunde flüsterten sich zu, daß Margaret Weston seit der Heirath ihrer Schwester so weiblich geworden, wie diese.

Ein höheres Lob konnte ihr nicht werden. Sie war zufrieden mit diesem Ausspruche und fand ihr Glück darin, durch die Entfaltung der sanfteren Tugenden und Eigenschaften des Weibes zu gefallen und Liebe zu verdienen. Und so erschien denn auch für sie der Tag, an dem sie es im Herzen dem Gatten ihrer Schwester dankte, daß er, kindliche Versprechungen vergessend, ihr Hand und Seele frei ließ, das größere Glück der Liebe eines Mannes anzunehmen, der ihre Neigungen und Charakterrichtung mitzuempfinden und besser zu würdigen befähigt war, als der Gegenstand ihrer Kindeszärtlichkeit es je vermocht hätte.

Mannigfaltiges.

(Was ein Pariser Gasthof einbringt.) Das große Hôtel Louvre in Paris, das für Rechnung der Gesellschaft des „Kredit mobilier“ erbaut ist und auch für dieselbe verwaltet wird, hat im Jahre 1860 1,114,940 Fr. 43 Ct. ertragen. Außerdem wurden noch 296,400 Fr. durch Vermiethung der Kaufläden gewonnen, so daß die Gesammteinkünfte des Hotels nahe an anderthalb Millionen betrugen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Dienstag, 16. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

20.

Eines Tages, Wilhelm war gerade mit Namakewa in einem eifrigen Gespräche über seine Freilassung und seine Liebe zu Sonnenstrahl begriffen, wurden beide zu der Hütte der alten Fawankewa eiligst beschieden. Sie begaben sich dorthin.

Die alte Indianerin lag im Sterben. Sonnenstrahl und ihr Sohn, der Häuptling, standen an ihrem Lager und die Aeltesten und die angesehensten drei Krieger waren am Eingange der Hütte versammelt. Als die Sterbende die Anwesenheit des weißen Mannes gewahrte, winkte sie ihm zu sich; Sonnenstrahl und der Häuptling begaben sich zu den Uebrigen.

„Wilhelm," sprach sie mit leiser Stimme, „ich fühle, daß die Hand des Todes auf mir ruhet. Sonnenstrahl hat mir gestanden, daß Du sie liebst und ihr versprochen hast, sie zu Deinem Weibe zu machen. Dieses Geständniß hat mich gar nicht überrascht, vielmehr habe ich vorhergesehen, daß es so kommen würde. Freilich hat sie eine dunkle Haut, aber dafür ist sie schön und liebenswürdig. Während meines Lebens hätte ich mich von ihr nicht trennen können; jetzt aber, wo ich mich meinem Ende nahe fühle, bin ich dem nicht mehr entgegen, und ich habe ihr gestattet, mit Dir zu gehen, sobald man Dir erlaubt haben wird, unser Dorf zu verlassen. Macht Dir diese Erklärung Freude?"

Wilhelm drückte die matte Hand der Alten an seine Lippen und rief: „Habet Dank, gute Frau, nie werde ich —"

„Pst!" flüsterte Fawankewa, „die an der Thüre dort dürfen nichts hören. Ich halte mich von Deiner Aufrichtigkeit überzeugt, aber für jetzt noch Verschwiegenheit. Rufe Namakewa zu mir."

Namakewa, die geschickteste der Heilfrauen des Stammes, fragte, welche Art von Arznei die Kranke einzunehmen wünsche.

„Keine," versetzte diese. „Du hast gethan, was Deine Wissenschaft vermochte. Nochmals, vergiß nicht, was ich Deinem Ohre einst anvertraut habe."

Nachdem ihr Namakewa dies versprochen, trat sie zurück.

„Edle Krieger und Söhne," redete jetzt die Sterbende die von ihr herbeigewinkten Krieger und Aeltesten des Stammes an, „ehe ich dieses Leben verlasse, wünschte ich noch einige Worte der Ermahnung an euch zu richten. Noch kann ich mich der Zeit erinnern, wo die Jagdgründe unseres Volkes von den weißen Gesichtern noch unbetreten waren. Wir lebten glücklich und zufrieden, und die Männer standen fest wie die Bäume des Waldes, welche dem Unwetter und den Stürmen Trotz bieten, und die aufgehende Sonne fand sie bereit und willig, Gutes zu thun. Aber jetzt hat sich bei meinem Volke manches geändert."

„Fluch den Weißen!" rief Rothschuh.

„Still. Nicht die Schuld der Weißen ist es, daß dieser Wechsel über Euch gekommen ist; es ist vielmehr die Schuld derer, welche die Laster derselben angenommen haben. Ihr hättet das verwünschte Feuerwasser, welches die blassen Gesichter Euch gebracht, verschmähen sollen."

„Wir haben von bösen Geistern gehört," fuhr sie nach einer Pause fort, „welche in dunkler Nacht auf dem Sturme dahin fahren, welche den Wirbelwind zum Wagen haben und die den krachenden Donner und die zuckenden Blitze, vor welchen wir uns so sehr fürchten, auf uns herabschleudern. Aber was ist deren Macht, verglichen mit der des Zerstörers, der in dem Feuerwasser der Weißen verborgen ist? Ich habe diese Macht wohl erkannt. Ich kenne die Natur meines Volkes, weiß, wie sehr es die Aufregung liebt und wie gierig es nach dem greift, was seinen Leidenschaften zusagt. Der flüssige Teufel

verschafft ihm diese Aufregung und der Thor erliegt ihm. Wollet Ihr Männer seyn, so meidet die Lockungen des Versuchers. Wollet Ihr einst in Ruhe und Ehren sterben, so nehmet es nie wieder an Eure Lippen. Blicket auf den von den Bergen herabsprudelnden Bach, der unten angekommen zu einem Strome wird, dann zwischen grünen und buschigen Ufern seinen Lauf fröhlich fortsetzt, dessen Gewässer hie und da Teiche bilden, auf deren glatter Fläche sich die nächsten Gegenstände abspiegeln und sogar beim Hinabschauen Euch Eure eigne Gestalt wieder zeigt. Nun, des Waldes Bäche, Teiche und Quellen enthalten in verschwenderischer Fülle das von dem großen Geiste für Euch bereitete Getränk. Es ist ein wohlschmeckendes, erfrischt die matten Glieder; und der Genuß desselben ist nie ein schädlicher. Daran habt ihr Euch zu halten. Was aber enthält das verfluchte Feuerwasser? Den Tod! Der Genuß desselben bringt Krankheit, Wahnsinn und Schlechtigkeit mit sich. Es ist ein höllisches Gebräu. Habe ich nicht gesehen, daß unter dem Einflusse desselben des Sohnes Hand sich gegen den eigenen Vater erhoben? Habe ich nicht gesehen, wie der tapfere Krieger unter der Wirkung desselben matt und kraftlos zur Erde gesunken und so der leichte Raub seiner Feinde und der der wilden Thiere geworden ist? Habe ich nicht gesehen, wie der weise Mann, dessen Kopf der Sitz kluger Gedanken war, nach dem Genusse desselben zum Narren, zum Wahnsinnigen geworden ist? Ja, das habe ich gesehen und noch mehr. Ich habe sehen müssen, welch reißende Fortschritte dieses Uebel unter Euch gemacht hat. Ich sage Euch, der weiße Mann kennt die Macht desselben, denn er nimmt es nur mit Mäßigkeit zu sich, Ihr aber seyd darauf versessen und trinkt es im Uebermaß.

„Meine Söhne, ich sterbe und werde die heutige Sonne nicht untergehen sehen. Ich liebe Euch und möchte Euch glücklich wissen. Als ich noch jung war, zählte ich der Hütten der Raritaner viele, und die Krieger standen fest wie die Bäume des Waldes. Jetzt faßt dieses Thal unsere sämmtlichen Wigwams. Ich schließe mit dem lebhaften Wunsche, daß Ihr zu den einfachen Sitten Eurer Voreltern zurückkehren möchtet. Ich — Sonnenstrahl!"

Die Gerufene trat hervor.

„Sonnenstrahl, der guten Namakewa habe ich mein Herz offenbart. Sie weiß alles. Sie hat die Nacht über an meinem Lager gewacht. Oheewawa!"

Der Häuptling neigte sein Haupt zu der Sterbenden nieder.

„Mein edler Sohn, ich habe frei und dreist gesprochen. Vergiß meine Worte nicht. Bleibe Deiner Schwester gewogen. Auch gegen Wilhelm mußt Du brüderlich gesinnt bleiben. Er ist ein Fremdling unter Euch und seinen Eltern gewaltsamer Weise entrissen worden. Der große Geist — er nähert sich — ich sehe ihn — ich höre die Stimmen meiner Väter — die Sonne scheint heller — ich" — Ihr Gesicht verklärte sich, ihr Athem stockte, und die Aelteste der Raritaner war die Jüngste im Reiche der Geister.

Während einiger Augenblicke herrschte in der Hütte die tiefste Stille, dann aber stieß Namakewa einen lauten, wilden Schrei aus. Die draußen stehenden Frauen stürzten jetzt herein und das von denselben erhobene Geheul war ein wahrhaft betäubendes. Wilhelm entfernte sich langsamen Schrittes. An der Thüre begegnete ihm Rothschuh. „Eine weiße Schlange in dem Neste des schönsten Vogels! Schlangen müssen sterben!" raunte er ihm ins Ohr.

21.

Die zu Ehren der alten Häuptlingswittwe stattgefundenen Trauer- und Begräbnißfeierlichkeiten waren nach fünf Tagen beendigt, am sechsten Tage fand sich Sonnenstrahl bei Namakewa ein, die sie um Aufnahme in ihre Hütte bat. Nach Fawankewa's Tode hatte sie in ihres Bruders Wigwam zu bleiben deßhalb nicht für räthlich gefunden, weil Rothschuh sich ihr oft zu nähern gesucht und des Häuptlings Ohr für sich einzunehmen gewußt hatte.

Wilhelm, der die Gesellschaft der Geliebten seit Tagen hatte entbehren müssen, schlug ihr vor, das schöne Abendwetter zu einem Gange nach Fawankewa's Grabe zu benutzen; er habe ihr so manches mitzutheilen, sie um so vieles zu befragen. Sonnenstrahl kam Wilhelms Wunsch bereitwilligst nach. Während sie gingen, theilte er ihr mit, wie er den Entschluß gefaßt, Namakewa nochmals um seine Freilassung zu bitten, und stellte er Sonnenstrahl die Frage: ob sie geneigt sey, ihm nach den Niederlassungen der Weißen zu folgen, und ob der Häuptling ihr wohl gestatten werde, daß sie mit ihm die Wigwams der Raritaner verlasse?

Sonnenstrahl antwortete auf diese Fragen, daß ihr zukünftiges Schicksal in seinen (Wilhelms) Händen liege, daß sie ihm mit Freuden überall hin folgen werde: doch glaube sie, daß der Häuptling ihr die Erlaubniß, das Lager der Indianer zu verlassen, schwerlich ertheilen werde. Sie werde ihre Flucht durch List zu bewerkstelligen haben.

„Aber wird man Dich von den Weißen nicht wieder zurückverlangen?" fragte Wilhelm.

„Das könnte wohl der Fall seyn, namentlich auf Rothschuh's Betreiben. Indessen hoffe ich dabei auf Deinen und Deines Volkes Schutz."

„Der ſoll Dir gewährt ſeyn!“ rief Wilhelm mit Begeiſterung. „Keine Macht ſoll Dich mir wieder entreißen, und Rothſchuh's Liſt und Tücke verlache ich.“

Wie weit Rothſchuh's Tücke gegen ihn gehen würde, das ſollte er nur zu bald erleben.

Erſt in ſpäter Stunde, und in völliger Dunkelheit kehrten die Liebenden wieder heim. Namakewa hatte Sonnenſtrahl's Schlafſtätte neben der ihrigen bereitet, die Wilhelms befand ſich dicht am Eingang der Hütte. Sonnenſtrahl's Anweſenheit hatte dieſe Aenderung erheiſcht.

Wilhelms Schlaf ward von ſchweren und ängſtlichen Träumen heimgeſucht. Er befand ſich auf einem hohen Eichbaume, den er, von zwei Bären verfolgt, in aller Eile erklettert hatte. Er blickte hinab. Die Thiere waren verſchwunden, aber ſtatt ihrer ſah er Rothſchuh, der den Baum zu erklettern ſich anſchickte. Am Fuße des Baumes ſtand ein zweiter Indianer, bewaffnet mit einem Meſſer und einer Flinte. Wie ſich ſeinen Verfolgern entziehen? Sprang er hinab, ſo fiel er in die Gewalt des einen, blieb er auf dem Baume, ſo ward er die Beute des andern. Schon ſtreckte Rothſchuh die Hand nach ihm aus und ergriff ihn; er wurde fortgeriſſen, er fühlte, daß er getragen wurde und ſich in einer kühlen Luft befand. War dies noch ein Traum? Er öffnete die Augen: die ſchwärzeſte Finſterniß umgab ihn. Er wollte den Mund öffnen, fragen, rufen, ſchreien, aber auch nicht den leiſeſten Laut vermochte er von ſich zu geben; Mund, Augen, Hände und Füße waren geknebelt und gebunden. In weſſen Gewalt befand er ſich und wohin wurde er getragen?

Nachdem eine ziemlich weite Strecke zurückgelegt ſeyn mußte, wurde er auf den Boden gelegt und ihm die Binde von den Augen genommen. Rothſchuh und ein zweiter Indianer ſtanden ihm zur Seite.

„Die weiße Schlange iſt aus dem Neſte des ſchönen Vogels vertrieben,“ redete Rothſchuh ihn an.

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Was ich damit ſagen will? Iſt denn Dein Verſtand ſo ſtumpf, daß Du es nicht ſchon begriffen?“ Dabei zog er einen Knäuel Riemen von ungegerbtem Leder hervor und der zweite Indianer richtete den Gebundenen mit dem Rücken an einen Hickorybaum. „Hier iſt die weiße Schlange ſicher aufgehoben.“

„Willſt Du mich morden?“ ſchrie Wilhelm.

„Das nicht, da ich meinem Häuptling habe verſprechen müſſen, mich an Deinem Leben nicht zu vergreifen. Aber wenn auch keiner unſeres Stammes ſeinem Worte untreu wird, ſo hindert ihn das doch nicht, Mittel zu ſuchen, welche das Werk der Rache für ihn thun. Zudem iſt einer Deines Volkes in dem Glauben, daß Du das Land der Geiſter bereits beſchritten, und ich möchte ihn in ſeinem Glauben durch die That beſtärkt wiſſen. Indeſſen, wie ich Dir angedeutet, iſt es nicht meine Abſicht, das dem Sachem gegebene Wort zu brechen. Der Deiner wartende Todesſtreich wird Dir alſo nicht von meiner Hand verſetzt werden.“

„In dem Namen des großen Geiſtes, den Du verehrſt und der auch mein Gott iſt, bitte ich Dich, von Deinem Vorhaben abzulaſſen und mein Leben zu ſchonen.“

„Schweig, weiße Schlange,“ verſetzte der Indianer, indem er einen zweiten Riemen um die Arme des Gefangenen ſchlang, „ich habe Dein Treiben unter den Raritanern lange genug beachtet. Der ſchönſte Vogel iſt Dir nicht beſtimmt.“

„Sonnenſtrahl wird niemals einwilligen, Dir ihre Hand zu reichen. Sie hält Dich in Abſcheu, ſie —“

Ein ihm um die Bruſt geſchlungener und feſt angezogener Riemen raubte ihm für den Augenblick den Gebrauch der Stimme.

„Warum ſprichſt Du denn nicht weiter?“ fragte ihn der Wilde mit einem höhniſchen Lächeln. „Laß Dir geſagt ſeyn, daß das Mädchen mein Weib werden wird. Weigern kann und darf ſie ſich nicht. Kann ein Kind ſich gegen den Wolf wehren? — Fertig! Jetzt magſt Du aus vollem Halſe nach Hilfe ſchreien. Ob man Dich hören wird, das iſt eine andere Frage. Das Tageslicht, ſollte es Dir wieder ſcheinen, wird Dir ſchon zeigen, wo Du Dich befindeſt. Noch ganz kürzlich hat eine Heerde Wölfe ihre Beute an dieſer Stelle verzehrt. Der Weg nach ihren Höhlen geht hier gerade durch.“

„Barmherzigkeit!“ Dies Wort ſtieß der Unglückliche in einem flehenden Tone aus ſeiner gepreßten Bruſt heraus. Die Indianer entfernten ſich. Er verſuchte an ſeinen Banden zu rütteln. Vergebliche Mühe. Die geringſte Bewegung war eine äußerſt ſchmerzvolle, denn die ſcharfen, harten und unbiegſamen Riemen drangen ihm durch ſeine Bekleidung ins Fleiſch. Ein Zerreißen der Bande, ſelbſt wenn er die Stärke eines Rieſen beſeſſen, war daher nicht denkbar.

Kein Stern war am Himmelszelte mehr zu erblicken; oben und unten die ſchwärzeſte Finſterniß. Alles war ſtill um ihn her; nur daß der Wind in immer kürzer werdenden Zwiſchenräumen lauter und lauter durch die Zweige der gigantiſchen Bäume des Waldes fuhr. Horch! Iſt dies das Geheul der ſich nähernden Wölfe? Ein kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn. Horch! Das Geräuſch wiederholte ſich, und wieder hört er es und immer ſchrecklicher ſchallt es durch den finſtern Wald. Aber unmöglich können dies

Töne lebender Wesen seyn. Nein, er hat sich nicht geirrt, es sind die dumpf verhallenden Donnerschläge eines heranziehenden Gewitters.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Schauspieler-Eitelkeit.) Frederick Lemaitre, nächst Talma der größte Schauspieler des neueren Frankreichs, konnte es nicht ertragen, daß neben ihm ein anderer auch nur das geringste Beifallzeichen erhielt. In irgend einem Melodrama erschien er mit dem Leichname seines jüngeren Bruders auf den Armen. Der ganz untergeordnete Schauspieler, der diese Rolle gab, ahmte die starre Unbeweglichkeit des Todes so vorzüglich nach, daß das überraschte Publikum sich kein Gewissen daraus machte, eine der schönsten Tiraden des großen Künstlers zu unterbrechen, um dem kleinen Todten seine volle Zufriedenheit zu bezeigen. „In der That," dachte Frederick, „ein frecher Bube, sich auf meinen Armen so applaudiren zu lassen!" Dabei beugt er sich über ihn, und während er in seiner Rolle fortfährt, bläst er in die Nasenlöcher des Todten; der rührt sich nicht. Da, in einem Anfalle von Verzweiflung, immer ganz im Geiste der Rolle, reißt Frederick dem Todten eine Hand voll Haare aus; keine Bewegung. Endlich scheint der große Bruder seinem Schmerze zu erliegen, öffnet die Arme und läßt den Leichnam fallen, der heldenmüthig sich die Seite auf den Brettern aufschlägt, ohne zu mucksen. Das war wundervoll. Das Publikum zittert, die Bravo's werden rasend und der große Schauspieler geht wüthend ab. Während der schlaflosen Nacht verfällt er nach langem Brüten endlich auf ein weniger grausames, aber unfehlbares Mittel. Als er am nächsten Abend den Bruder wieder an die Lampen trägt, kitzelt er ihn ganz unmerklich unter den Armen und auf den Fußsohlen. Das hält der unglückliche Todte nicht aus, er wacht auf, bricht in lautes Lachen aus, springt zu Boden und — wird ausgepfiffen. Lemaitre hat seinen Zweck erreicht, die Bravo's der Zuschauer gehörten ihm jetzt allein.

Durch Mißbrauch gestempelten Briefpapiers ist kürzlich ein namhafter Betrug verübt worden. Ein junger Mann, der längere Zeit in einem Geschäfte der Katharinenstraße in Hamburg placirt war, wurde nämlich seines lockern Lebenswandels halber vor mehreren Wochen aus seiner Stellung entlassen. Fast ohne Mittel begab er sich nach Paris, und dort gelang es ihm, indem er bei der angeblichen Etablirung eines eigenen Geschäftes sich auf das Hamburger Haus bezog, für circa 12,000 Frs. Waaren zu erschwindeln, mit denen er sich alsbald aus dem Staube machte. Eine Anfrage bei der Hamburger Firma hat herausgestellt, daß der junge Industieritter sich die Empfehlungen, welche einen so bedeutenden Betrug ermöglichten, selbst ausgeschrieben und sich dazu gestempelter Briefbogen bedient hat, die mit der Namensschiffre seines früheren Prinzipals versehen waren.

Der Bareblee.

Gedicht und Komposition zu vier Männerstimmen von Ludwig Schandein.

Wollt körzlich uf die Kerwe geh',
Fangt's richtig a' se rehne,
Do dut m'r mirem Bareblee
So 'n Märelche begehne:
Rehe-rehe Troppe —
Die Mädcher muß m'r foppe!

Lieb Mädche, därf ich unnerfeh',
Es dut dich net verdriesse?
„Nenette — fahl's — na — meinetweh' —
Es dut so runner schieße!"
Rehe-rehe Rinne —
Die Mädcher muß m'r sinne!

Des Bareblee, is ebbes fe',
Han trucke fascht se' Farem;
Ich denk, es dät doch besser geh',
Du hänkst dich immel' Arem?
Rehe-rehe Rehre —
Die Mädcher muß m'r fehre!

Die Sunn die scheint schun aus der Heh,
Noch hänkemer sesamme:
Zwe Herzer un E' Bareblee,
E' Faier un zwe Flamme:
Rehe-rehe Rose —
Das Faier muß m'r blose!

O Bareblee, o Bareblee,
Du Mövel lieb und daier,
Dun owe wehrsch du Reh' un Schnee,
Un unne scheersch du 's Faier:
Un Reh' un Schnee un Schlose
Dun 's Faier net ausblose! —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Freitag, 19. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

22.

Mit welch dankbaren Gefühlen hörte der Beklagenswerthe den über seinem Haupte ertönenden Donner an! Er glaubte Gottes Stimme darin zu erkennen und sein geängstigtes Gemüth wendete sich dem Höchsten zu, den er anflehete, ihm eine zeitige Rettung zu senden; sollte jedoch dies seine letzte Stunde seyn — und die Gewißheit, daß sie es war, vermochte er nicht wegzuleugnen; — so bat er, daß Er seine Seele zum Tode stärken und sein Verscheiden zu einem schmerzlosen machen möge. Jetzt hört er das unheimliche Gekrächze mehrerer von dem hehren Naturereignisse aufgescheuchten Raubvögel. Er blickt umher, täuscht ihn seine Einbildungskraft nicht, so sind die Augen eines dieser befiederten Waldbewohner wie zwei glühende Kugeln auf ihn gerichtet. Hat das Thier seine Beute schon gewittert? Ist ihm demnoch ein langsamer und schmerzvoller Tod vorbehalten? Plötzlich erhellt sich der Himmel: es ist der erste Blitzstraht, dem ein furchtbarer Donnerschlag unmittelbar folgte, und mit verstärktem, aber desto widerlicherem Geschrei suchen die Thiere mit schwerem Flügelschlag das Weite. Dicke und schwere Regentropfen fallen auf die Blätter der Bäume; ein zweiter Blitzstrahl erhellt die Gegend, er schauet umher und wird gewahr, daß dieselbe eine lange und tiefe Schlucht bildet.

Eine ganze Weile hindurch fängt das dichte Laubwerk den Regen auf, aber nach und nach dringt er durch, und zuletzt ergießt sich das Wasser stromweise auf seinen Kopf und seine Schultern. Bald ist er bis auf die Haut durchnäßt, ein eisiges Fröstеln durchfährt seinen Körper, durch die gezwungene Regungslosigkeit und das stete Verbleiben in ein und derselben Stellung erstarren ihm die unter dem Drucke der fest angezogenen Riemen angeschwollenen Glieder. Noch immer diese furchtbaren, im wunderlichsten Zickzack sich schlängelnden Blitze, diese schrecklichen Donnerschläge und der in Fluthen auf ihn herabfallende Regen.

Wie dem armen Dulder dieser Zustand von Minute zu Minute unerträglicher wird! Bald weilen seine Gedanken bei der Geliebten, bald bei den theuren Eltern, welche er nie wiedersehen soll, und die von der ihm bereiteten martervollen Todesart keine Ahnung haben. In Gedanken versunken, sucht er zur Erleichterung seiner Schmerzen seinem Körper unwillkürlich eine andere Stellung zu geben, und — welch freudige Entdeckung! die Stärke der Riemen scheint geschwächt zu seyn.

Ja, ja, so ist's. Der Regen hat die aus rohen Thierhäuten geschnittenen Riemen weich und geschmeidig gemacht. Mit all der ihm noch beiwohnenden Kraft reißt und zerrt er an seinen Banden, und siehe, was vorhin von einer eisernen Härte gewesen, ist jetzt von einer schlaffen Weichheit. Nochmals rafft er seine, durch die Hoffnung schon wieder erstarkten Kräfte zusammen. Die Riemen geben immer mehr nach. Er reibt die um seine Füße geschlungenen Riemen an der rauhen Rinde des Baumes und sie zerreißen. Ein wilder Freudenruf entquillt seiner Brust. Jetzt ist der übrige Theil der Arbeit ein verhältnißmäßig leichter, und gleich darauf steht er entfesselt, baudentos da. Darf er seinen Sinnen trauen? Ist er wirklich gerettet? Ist es keine Täuschung? Nein, mit Leichtigkeit kann er seine Glieder bewegen wie er will. Von dem Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott ergriffen, fällt er auf die Kniee, und in einem inbrünstigen Gebete bringt er dem Höchsten Lob und Preis für die ihm angediehene Rettung dar. Sein Gebet beendigt, überlegt er mit sich, welchen Weg jetzt einzuschlagen. Noch haben der Regen und das Gewitter nicht nachgelassen. Von Nässe und Kälte fast erstarrt, will er zuvörderst

gegen das Unwetter ein Obdach aufſuchen. Der Regen hat die Schlucht mit Waſſer angefüllt, und er hält es für räthlich, dem Laufe des ſich bildenden Stromes zu folgen; aller Wahrſcheinlichkeit nach bahnt ſich das Waſſer einen Weg dem großen Raritanfluſſe zu. In der Finſterniß tappend, tritt er ſeine Wanderung an. Der Blitz zeigt ihm, welche Hinderniſſe, als umgeſtürzte Bäume und einzelne große Felsſtücke, er zu umgehen hat. Endlich glaubt er ſich am Saume des Waldes zu befinden, denn er ſieht im Leuchten des Blitzes eine Ebene vor ſich und zu ſeiner Linken erhebt ſich hinter einigen Bäumen eine mit Schlingpflanzen dicht überzogene Felswand vor ſich. Dort dürfte er ein Obdach gegen den Regen finden. Als er die Felswand erreicht, hebt er eine Maſſe in einander verwachſener Zweige wilden Weines in die Höhe. Iſt es Einbildung oder Wirklichkeit, er glaubt in dem Geſtein die Oeffnung einer Höhle erblickt zu haben. Er wartet auf den nächſten Blitzſtrahl; ja, es iſt eine Höhle. Aber war es räthlich, ſich in dieſelbe hineinzubegeben? Konnte ſie nicht das Lager eines Raubthieres ſeyn? Noch immer wüthete das Unwetter mit aller Macht; er bedurfte eines Obdachs, er tritt hinein, bleibt aber vorſichtshalber am Eingange ſtehen. Drinnen regt es ſich, er hört ein leiſes Geräuſch, er glaubt im Dunkel eine Geſtalt zu erblicken; er erſchrickt, doch bleibt er, es kann ja ein Gebilde ſeiner Einbildungskraft geweſen ſeyn.

„Wer iſt da?“ ruft eine aus dem Innern dringende Stimme. Eine menſchliche Stimme in dieſer Wildniß? Ueberraſchung und Staunen binden ihm die Zunge.

„Wer iſt da?“ ruft es zum zweiten Male. Der Ton der Stimme iſt ein weicher, zitternder, ja furchtſamer. Er faßt wieder Muth; der Fragende ſcheint es nicht auf eine Feindſeligkeit abgeſehen zu haben.

„Ein verirrter Wanderer, der hier ein Obdach ſucht,“ entgegnete er zwar laut, doch mit einem eigenthümlichen Gefühle, da eine Unterredung mit einem Unſichtbaren und noch dazu in dieſer Urwildniß immerhin etwas Unheimliches an ſich hat.

„Laß mich den Ton Deiner Stimme nochmals hören. In welcher Abſicht biſt Du hier?“

„In keiner böſen. Wie geſagt, um mich gegen den Regen zu ſchützen.“

„Barmherziger Gott! Wilhelm! Mein Kind, mein Sohn!“ Er fühlte ſich von zwei weichen Armen umfaßt.

„Mutter! Mutter! Müſſen wir hier uns wiederfinden? O die wunderbaren Wege der Vorſehung!“

23.

Nachdem Mutter und Sohn ſich eine Zeitlang den freudigſten Gefühlen über ihre unter ſo ſeltſamen Umſtänden ſtattgehabte Wiedervereinigung hingegeben, kam es zu Fragen und Aufklärungen. Theodora war die erſte, welche dem Sohne den Grund zu ihrer unfreiwilligen Anweſenheit in dieſer ſchauerlichen Einöde, und welch ſchurkiſchen Streich Geldorp ihr und ihrem Gatten dabei wiederum geſpielt habe, mittheilte.

Hierauf kam die Reihe an Wilhelm. Mit welcher Aufmerkſamkeit die Mutter den Worten des Sohnes lauſchte!

„Alſo Deine Lebensretterin iſt eine Wilde?“ fragte ſie, als Wilhelm ſeinen Vortrag beendet hatte.

„Ja, eine Wilde, doch iſt ſie von großer, faſt regelrechter Schönheit.“

„Aber die Farbe ihrer Haut?“

„Ebenſo roth wie die der indianiſchen Frauen. Vielleicht ein wenig heller, jedoch iſt der Unterſchied ein kaum bemerkbarer. Im Uebrigen ſteht mein Entſchluß feſt, ſie, ehe wir den Rückweg nach den Anſiedelungen der Europäer antreten, aus dem Lager der Raritaner abzuholen. Vor den Tücken Rothſchuh's muß ſie ſicher geſtellt werden. Ueberdies iſt es auch ihr Wunſch, nachdem ſie eine Chriſtin geworden, bei den Indianern nicht länger zu verbleiben. Zu welcher Zeit hat ſich Rothſchuh hier gewöhnlich eingefunden?“

„In der Regel Vormittags. Morgen glaube ich ihn erwarten zu können.“

„Um ſo wahrſcheinlicher,“ bemerkte Wilhelm, „als er ſich ohne Zweifel mit dem Früheſten aufmachen wird, um zu ſehen, was aus mir geworden iſt.“

Hierauf drang Theodora in ihn, da ſeine Kräfte der Erſchöpfung nahe ſeyn mußten und der morgende Tag vorausſichtlich neue Anſtrengungen erheiſche, ſich ſchlafen zu legen. Sie überließ ihm ihr Lager, und nachdem ſie ihn und ſich dem Schutze Gottes empfohlen hatte, legte auch ſie ſich nieder.

(Fortſetzung folgt.)

Sind Kometen gefährlich?

Nach Speidel im „Vaterland“.

Eine wohl aufzuwerfende Frage, von deren thatſächlicher Beantwortung möglicherweiſe das Schickſal unſeres alten Planeten ſammt ſeiner vieltauſendjährigen Geſchichte abhängen kann. So oft ein Komet über unſern Geſichtskreis heraufſteigt und das Firmament uns zu Häupten mit ſeinem Beſen kehrt, ſieht das Volk in dieſer merkwürdigen Lichterſcheinung ein vorbedeutſames Zeichen künftigen Unheils, gleichſam „Baſſermann'ſche Geſtalten“ des Himmels, kosmiſche Proletarier und Strolche, welche böſen

Ereigniſſen vorangehen, und Krieg, Hungersnoth und Peſtilenz verkündigen.

> Am Himmel geſchehen Zeichen und Wunder,
> Und aus den Wolken, blutigroth,
> Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
> Den Kometen ſteckt er, wie eine Ruthe,
> Drohend am Himmelsfenſter aus —

ſo predigt, ganz im populären Sinne, der prächtige Kapuziner in „Wallenſteins Lager“. Was ſagt nun die Wiſſenſchaft zu ſolchen volksthümlichen Befürchtungen? Man könnte vermuthen, daß ſie, wie ſie ſonſt pflegt, über die Vorurtheile der Maſſe mit Verachtung hinwegſehen würde. Dem iſt nicht ganz ſo.

Sind dem Volke die Schwanzſterne unheimliche Fragezeichen, ſo ſind ſie andererſeits ironiſche Ausrufungszeichen, welche der Himmel wie ein boshafter Kritiker hinter das unzulängliche Wiſſen der Sternkundigen geſetzt hat. Zwar bedeutet den Aſtronomen ein Komet nicht etwa Krieg, Hungersnoth oder ſonſt ein partielles Unglück; aber ſie ſehen in ihm die Möglichkeit einer Weltkalamität. Nicht blos einzelne Land- und Völkerſchaften ſtehen auf dem Spiel, ſondern der Beſtand unſerer Erde und Alles deſſen, was darauf keucht und fleugt.

Sachkundige behaupten, es ſey wahrſcheinlich, daß in den Jahren 1819 und 1823 unſere Atmoſphäre mit dem Dunſte der Kometenſchweife gemiſcht war. Wie aber, wenn einer von jenen ewigen Juden des Himmels einmal die Laune hätte, nicht blos ſeine Viſitenkarten abzugeben, ſondern uns einen perſönlichen Beſuch abzuſtatten? Wohl iſt nicht anzunehmen, daß die Erde bei einem ſolchen Zuſammenſtoß zertrümmert und ſtückweiſe in den unendlichen Weltraum hinausgeſchleudert würde, denn ſelbſt die gewaltigen Kometen, die man bis heute kennt, ſind zu ſeichte Windbeutel, um eine ſo kräftige Wirkung hervorzubringen. Aber muthmaßlich einen Stoß bekäme die Erde, an den ſie einige Zeit denken würde. Es könnte dann wieder wie vor Uralters geſchehen, daß die Erdachſe ihre Richtung plötzlich änderte und die ganze Erdoberfläche dadurch ein neues, überraſchendes Anſehen bekäme.

Sind Kometen gefährlich? Nur geringe Angſt brauchen uns Kometen einzuflößen, welche, gleich denjenigen von Anno 1811 und 1680, zu ihrem Lauf um die Sonne 3000 bis 9000 Jahre brauchen. Es gibt aber andere, welche in etlichen Jahren damit fertig ſind und obendrein die Erdbahn ſchneiden. Von dieſen Burſchen kann uns oder unſern Kindern möglicherweiſe Gefahr drohen. Wo es ſich, wie hier, um eine ernſte Sache handelt, treten wir mit unſerer Meinung zurück und überlaſſen das Wort einem Manne, der keineswegs im Rufe wiſſenſchaftlichen Aberglaubens ſteht. Es iſt Alexander v. Humboldt, welcher ſich im erſten Bande des Kosmos (Seite 113 und 118) über Kometengefahr folgendermaßen ausſpricht:

Biela's Komet hat eine Umlaufszeit von 6¾ Jahren. Er hat das erſte ſichere Beiſpiel eines unſere Erdbahn ſchneidenden Kometen dargeboten. Die Bahn des Biela'ſchen Kometen iſt daher eine Bahn, die Gefahr bringen kann, wenn man jedes außerordentliche, in hiſtoriſchen Zeiten noch nicht erlebte und in ſeinen Folgen nicht mit Gewißheit zu beſtimmende Naturphänomen gefahrbringend nennen ſoll. Kleine Maſſen, mit ungeheurer Geſchwindigkeit begabt, können allerdings eine beträchtliche Kraft ausüben ... Man muß den Durchgang von Biela's Kometen durch unſere Erdbahn nicht mit dem Zuſammentreffen mit der Erde oder ſeiner Nähe zu derſelben verwechſeln. Als am 29. Oktober 1832 der Durchgang erfolgte, brauchte die Erde noch immer einen vollen Monat, um an den Durchſchnittspunkt beider Bahnen zu gelangen. Die zwei Kometen von kurzer Umlaufszeit ſchneiden ſich auch unter einander in ihren Bahnen, und man hat mit Recht bemerkt, daß bei den vielen Störungen, welche ſo kleine Weltkörper von den Planeten erleiden, ſie möglicherweiſe, wenn die Begegnung ſich um die Mitte des Oktobers ereignen ſollte, dem Erdbewohner das wunderbare kosmiſche Schauſpiel des Kampfes, das heißt einer wechſelſeitigen Durchdringung, oder einer Agglutination, oder einer Zerſtörung durch erſchöpfende Ausſtrömung gewähren könnten. Solcher Ereigniſſe, Folgen der Ablenkung durch ſtörende Maſſen oder ſich primitiv kreuzender Bahnen, mag es ſeit Millionen von Jahren in der Unermeßlichkeit ätheriſcher Räume viele gegeben haben, — iſolirte Begebenheiten ſo wenig allgemein wirkend oder weltumgeſtaltend, als es in den engen irdiſchen Kreiſen der Ausbruch oder Einſturz eines Vulkanes ſind.

Seitdem wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, einige gründliche neben vielen unklaren Halbkenntniſſen, in größere Kreiſe des geſelligen Lebens eingedrungen ſind, haben die Beſorgniſſe vor den wenigſtens möglichen Uebeln, mit denen die Kometenwelt uns bedroht, an Gewicht zugenommen. Die Richtung dieſer Beſorgniſſe iſt eine beſtimmtere geworden. Die Gewißheit, daß es innerhalb der bekannten Planetenbahnen wiederkehrende, unſere Regionen in kurzen Zeitabſchnitten heimſuchende Kometen gibt; die beträchtlichen Störungen, welche Jupiter und Saturn in den Bahnen

hervorbringen, wodurch unschädlich scheinende in gefahrbringende Weltkörper verwandelt werden können; die unsere Erdbahn scheidende Bahn von Biela's Kometen; der kosmische Nebel, der als wiederstrebendes, hemmendes Fluidum alle Bahnen zu verengen strebt; die individuelle Verschiedenheit der Kometenkörper, welche beträchtliche Abstufungen in der Quantität der Masse des Kernes vermuthen läßt, ersetzen durch Mannigfaltigkeit der Motive reichlich, was die frühreren Jahrhunderte in der vagen Furcht vor brennenden Schwertern, vor einem durch Haarsterne zu erregenden allgemeinen Weltbrande zusammenfaßten.

Da die Beruhigungsgründe, welche der Wahrscheinlichkeitsrechnung entnommen werden, allein auf die denkende Betrachtung, auf den Verstand, nicht auf die dumpfe Stimmung der Gemüther und auf die Einbildungskraft wirken, so hat man der neueren Wissenschaft nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß sie Besorgnisse zu zerstören bemüht ist, die sie selbst erregt hat. Es liegt tief in der trüben Natur des Menschen, in einer ernsterfüllten Ansicht der Dinge, daß das Unerwartete, Außerordentliche nur Furcht, nicht Freude und Hoffnung erregt. Die Wundergestalt eines großen Kometen, sein matter Nebelschimmer, sein plötzliches Auftreten am Himmelsgewölbe sind unter allen Erdzonen und dem Volkssinne fast immer als eine neue, grauenvolle, der alten Verkettung des Bestehenden feindliche Macht erschienen. Da das Phänomen nur an eine kurze Dauer gebunden ist, so entsteht der Glaube, es müsse sich in den Weltbegebenheiten, den gleichzeitigen oder den nächstfolgenden, abspiegeln. Die Verkettung dieser Weltbegebenheiten bietet dann leicht etwas dar, was man als das verkündete Unheil betrachten kann. Nur in unserer Zeit hat sich seltsamerweise eine andere und heiterere Richtung des Volkssinnes offenbart. Es ist in den deutschen Gauen, in den anmuthigen Thälern des Rheines und der Mosel einem jener lange geschmähten Weltkörper etwas Heilbringendes, ein wohlthätiger Einfluß auf das Gedeihen des Weinstocks, zugeschrieben worden. Entgegengesetzte Erfahrungen, an denen es in unserer kometenreichen Zeit nicht mangelt, haben den Glauben an jene meteorologische Mythe, an das Daseyn wärmestrahlender Irrsterne nicht erschüttern können.

Mannigfaltiges.

Ein Polizeibeamter, welcher die Pässe in einem Wirthshause revidirte, fragte einen reisenden Schauspieler: wie er heiße. „Ich bin der **Dr.** Faust," war die scherzhafte Antwort. „Das paßt sich ganz charmant," erwiederte der beleidigte Polizist, „denn ich bin der Teufel, der ihn holt." Und er arretirte den Spaßmacher, dessen Paß nicht in Ordnung war.

Kaufmännische Fragen und Antworten.

Was ist die erste Pflicht eines Kaufmannes?
Stets die höchsten Interessen zu nehmen und zu vertheidigen.
Wie muß ein Kaufmann politisch gesinnt seyn?
Loyal. Er muß den Sovereign höher schätzen als den Thaler.
Muß der Kaufmann stets den kürzesten Weg einschlagen?
Ja, aber wenn er einen **Zoll** umgehen kann, darf er den längsten Weg nicht scheuen.
Welchen Satz muß der Kaufmann stets im Auge haben?
Den Umsatz.
Muß der Kaufmann feindlich gesinnt seyn?
Ja, er muß immer etwas herausschlagen.
Gilt beim Kaufmann der Grundsatz: Was Einem recht, ist dem Andern billig?
Nein, was ihm billig ist, soll dem Andern theuer seyn.
Was hat der Handelsstand mit dem Militär gemein?
Daß das „**Kommis-Brod**" oft sehr sauer ist.
Wie soll der Kaufmann rechnen?
Stets so, daß er nicht in die Brüche kommt.
Wie soll der Kaufmann über stehende Heere denken?
Ihm soll lieber eine gute Kompagnie seyn, als ein ganzes Heer.

In Berlin ist ein neuer Schwindel erfunden, die Waare an den Mann zu bringen. Die Seifenfabrik von Conrad u. Simon ließ vier Dienstmänner (Eckensteher) je in einer Hülle, worauf die Artikel angepriesen sind, durch die Straßen der Stadt wandern. Ein Zugführer hält den Zug in Ordnung und nimmt Aufträge entgegen.

Aus **Trier** schreibt der „A. Anzeiger", daß dort wie in andern Städten Hutmacher, Schuhmacher und Schneider Abonnements auf Instandhaltung der Kleider eingerichtet haben, Schuhmacher gegen ein Abonnement von 15 Thaler den ganzen Jahresbedarf an Schuhwerk liefern, das niemals geflickt seyn darf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Sonntag, 21. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Als Wilhelm nach einem kurzen und erquickenden Schlafe die Augen wieder öffnete, fiel sein erster Blick auf die Mutter. Diese war bereits wach und mit der Bereitung eines sehr einfachen Frühstücks, bestehend aus Brod, getrocknetem Fleisch und Wasser, beschäftigt. Er erhob sich und ward zu seiner Freude gewahr, daß er des Gebrauches seiner Glieder, wenngleich ihnen noch einige Steifigkeit geblieben, wieder völlig Herr war. Jetzt trat er ins Freie. Der Regen und der Sturm hatten zu wüthen aufgehört, der Himmel war wolkenlos und die kurz zuvor aufgegangene Sonne beschien die Spitzen der Bäume. Der Stand der Dinge draußen war also ein ziemlich günstiger.

Nach eingenommenem Frühstück beriethen sich Mutter und Sohn über die zunächst zu thuenden Schritte. Wo aber für den Tag bis zum Abend einen sichern Zufluchtsort finden, da sich Wilhelm in dem Dorfe der Raritaner am Tage zu zeigen nicht für räthlich fand? „Auch unterliegt es keinem Zweifel," fuhr er fort, „daß, sobald Rothschuh gesehen, daß ich dem Tode entronnen bin, er sich sofort hierher begeben wird. Findet er, daß auch Du fort bist, so sucht er unsere Spuren auf; diese einmal entdeckt, holt er uns sicherlich wieder ein, und ein wohlgezielter Pfeil oder eine Kugel thut das Uebrige. Ich schlage daher vor, seine Ankunft hier ruhig abzuwarten."

„Und Du wolltest —?" Theodora konnte vor Angst nicht weiter sprechen.

„Habe ich nicht mit diesen Händen zwei Bären erschlagen?"

„Aber ist Deine Kraft jetzt nach den schrecklichen Erlebnissen und Strapatzen der gestrigen Nacht noch eine ungeschwächte?"

„Das Leben meiner theuren Mutter steht auf dem Spiele. Konnte ich aus Mitleid mit einem rothen Manne es mit zwei wilden Thieren aufnehmen, um wie viel leichter werde ich mit einem einzigen Feinde fertig werden, zumal wenn ich dadurch Dein und mein Leben sichere."

„Mein guter, hochherziger Sohn!" rief Theodora, indem sie ihn umarmte. „Aber ist es dennoch nicht zu gewagt, Dich diesem grausamen Indianer offen gegenüber zu stellen?"

„Das würde es. Dir und mir bin ich schuldig, mit Vorsicht zu Werke zu schreiten. Den Anspruch auf einen ehrlichen Zweikampf hat er durch seine Bosheit und Tücke verwirkt. Ich werde ihn daher durch einen unvermutheten Ueberfall auf eine kürzere oder längere Zeit in einen Zustand versetzen, der ihn verhindert, von seinen riesigen Kräften Gebrauch zu machen. Jetzt gehe ich, mir eine Waffe zu holen, eine hölzerne Keule, oder mit einem andern Worte einen tüchtigen Knüppel. Damit versetze ich ihm einen Schlag auf seinen dicken Schädel, welcher eine anhaltende Betäubung zur Folge haben muß."

Unfern des Eingangs bildete der Felsen einen Winkel, der zum Schwingen einer Keule Spielraum genug darbot, und überdies noch dem Angreifenden den Vortheil des hellen Lichtes gewährte, dagegen ihn aber dem Blicke seines Feindes, wenigstens bei dem Eintritte desselben, entzog. In diesen Winkel stellte sich Wilhelm, als draußen die Fußtritte Rothschuh's hörbar wurden. Mit einem furchtbaren Fluche kam er heran. Dann beschattete er sich mit der Hand die Augen, beugte den Kopf, stand still und lauschte. Wilhelm erhob die Keule, nahm sein Ziel, und mit einem flüchtigen Gedanken an seine Mutter, an Sonnenstrahl und an die eigene Lage ließ er sie mit voller Wucht auf den Schädel des Wilden herabfallen. Er hatte sich auf einen zweiten Schlag vorbereitet, aber Rothschuh war so wirksam getroffen, daß er ganz besinnungslos zu Boden stürzte.

„Hast Du etwas, womit ihm die Hände und Füße gebunden werden können?" fragte Wilhelm seine

Mutter. Theodora brachte die von Geldorp vielleicht absichtlich zurückgelassenen Seile herbei, welche an ihrer eignen Person zu Fesseln gedient hatten. Die legte Wilhelm dem Indianer so fest und dabei so kunstvoll an, daß sie ohne große Mühe und einen beträchtlichen Zeitverlust nicht wieder zu lösen waren.

„Er ist doch nicht getödtet?“ fragte Theodora.

„Durchaus nicht,“ versetzte Wilhelm. „Sein harter Schädel ist nicht im Geringsten verletzt, auch wird er in verhältnißmäßig kurzer Zeit bald wieder zur Besinnung kommen.“

So sprechend nahm er die in der Höhle befindlichen Nahrungsmittel zu sich und rasch führte er seine Mutter ins Freie.

„Welchen Weges ziehen wir nun?“ fragte Theodora.

„Dem Dorfe der Raritaner zu,“ versetzte Wilhelm. „In der Nähe desselben machen wir Halt und nach eingetretener Dunkelheit schleiche ich hinein, um Sonnenstrahl zu holen. Wir dürfen ja das gute Mädchen, dem ich mein Leben verdanke, bei den Wilden nicht zurücklassen.“

„Nein, nein!“ rief Theodora. „Ich sehne mich darnach, sie zu sehen. Du aber mußt wissen, ob Du Dich dort ohne Gefahr wieder zeigen darfst.“

„Deßhalb keine Furcht. Der zwischen mir und dem obersten Sachem bestandene Vertrag ist durch Rothschuh's Verrath und Bosheit gebrochen. Das Schlimmste, was mir widerfahren könnte, ist, daß man mich wieder festnähme. Mein Leben würde aber dadurch nicht gefährdet seyn.“ —

Der zu dem Dorfe der Raritaner führende Pfad wurde von Wilhelm bald gefunden. Ueberdies war ihm die Gegend nicht ganz unbekannt, und schon nach einem Marsche von nur wenigen Stunden befanden sie sich in der Nähe des Lagers. Unter einem schattigen Baume nahmen sie ihr sehr frugales Mittagsbrod ein, und als sie dies verzehrt, schlug Wilhelm seiner Mutter vor, die Zeit bis zum Abend daselbst zu verweilen. Zudem war ihn plötzlich eine Schlafsucht überkommen. Hatte er doch während der letzten achtzehn Stunden die furchtbarsten Strapatzen erlitten und nachher nur wenige Stunden der Ruhe gepflegt.

„Ich sehe,“ versetzte Theodora, „mit welcher Mühe Du wider den Schlaf ankämpfst. Schlafe nur ruhig ein. In Deiner Kindheit habe ich Deinen Schlaf oft überwacht, auch jetzt will ich Dir eine sorgsame Mutter seyn.“

Der Ermüdete schloß die Augen und bald lag er in Morpheus Armen, nein, nicht in denen des Schlummergottes allein, sondern auch in denen seiner Mutter, welche seinen Kopf auf ihren Schooß sanft gebettet hatte, und deren Blicke auf seinem Gesichte mit Zärtlichkeit hafteten. Des Schläfers Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

„Er träumet,“ sprach sie leise vor sich hin; „vielleicht daß er von mir, von seinem Vater, auch wohl von Sonnenstrahl träumt. Großer Gott!“ rief sie plötzlich auffahrend; „bis zu diesem Augenblicke habe ich noch gar nicht daran gedacht. Des Himmels Fügungen sind wunderbar. Wilhelm, solltest Du —? Könnte dies möglich seyn?“

Die durch ihre Gedanken aufgeregte Frau stützte ihren Kopf auf einen kleinen mit Moos bewachsenen Hügel und schloß die Augen, jedoch nicht um zu schlafen, sondern um so ungestörter nachdenken zu können. —

Als Wilhelm wieder erwachte, es war schon nach Sonnenuntergang, beredete er seine Mutter, auf ihrer Ruhestelle so lange zu weilen, bis er Sonnenstrahl aus dem Raritanerdorfe geholt haben würde. Seine Abwesenheit werde hoffentlich nur von kurzer Dauer seyn.

In den Hütten der Indianer sah er Feuer, außerhalb derselben aber war keiner von den Bewohnern zu erblicken. Dreisten und schnellen Schrittes näherte er sich nun Namakewa's Wigwam, welchen er alsbald betrat. Die beiden Bewohnerinnen desselben saßen am Feuer und waren in einem eifrigen Gespräch begriffen: Sonnenstrahl, die seine Gegenwart zuerst wahrgenommen, sprang mit einem Freudenschrei auf und warf sich in seine ihr entgegen gehaltenen Arme. Namakewa hieß ihn nicht minder herzlich willkommen und bestürmte ihn mit Fragen über seine ihnen allen unerklärbare Abwesenheit. Wilhelm theilte ihr die Ursache derselben und seine übrigen Erlebnisse in gedrängter Kürze mit.

„Du hast also den gefürchteten Krieger an Händen und Füßen gebunden in jener Höhle zurückgelassen?“ fragte ihn Namakewa verwunderungsvoll.

„Und derartig gebunden und gefesselt, daß er ohne die Hilfe anderer sich nie wieder wird frei bewegen können,“ versetzte er.

„Mag er für jetzt bleiben, wo er ist,“ bemerkte Namakewa. „Vielleicht daß ich dem Häuptling morgen davon Kenntniß gebe.“

„Dies zu thun, darum bitte ich Dich ernstlich,“ sprach Wilhelm. „Zwar ist er mein Feind und er hat mir nach dem Leben getrachtet, doch möchte ich die Beruhigung haben, zu wissen, daß er nicht den Hungertod gestorben ist. Sodann ist der Grund meiner Anwesenheit hier der, Sonnenstrahl abzuholen, damit sie sich mit mir und meiner Mutter nach den Niederlassungen der Weißen begebe. An mein dem Häuptlinge gegebenes Wort halte ich mich, nach dem,

was vorgefallen, nicht länger mehr gebunden. Laß mich daher mit Sonnenstrahl ziehen und wenn Du meinem Glücke die Krone aufsetzen willst, so ziehe mit uns."

„Leider kann ich Dir und Sonnenstrahl nicht folgen," versetzte Namakewa. „Mit Sonnenstrahl ist es ein anderes. Hier hält sie nichts mehr zurück."

„Wie soll ich aber das erfahren, was meine Mutter Dir auf ihrem Sterbebette über mich mitgetheilt hat?" fragte Sonnenstrahl.

„Weil es Dir für jetzt noch verschwiegen bleiben muß."

„Dieser Umstand von Ungewißheit wird meinem Glücke Abbruch thun."

„Nicht doch. Die alte Fawankewa hat mir mit weiser Vorsicht ihre Befehle ertheilt. Hast Du erst unter den Weißen so lange gelebt, daß Du keinen Wunsch mehr hegst, in die Heimath Deiner Kindheit und Jugend zurückzukehren, dann ist die Zeit der Offenbarung gekommen. Bis dahin fasse Dich in Geduld. Und nun mit der Abreise nicht länger mehr gezögert!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

Aus „Zwischen Jura und Alpen."

1.

Finden.

Auf der Höhe der Staffelegg, jenem bekannten und schönen Jurapasse, über den die Heerstraße vom Rheine durch das Frickthal herauf nach dem Aarthale führt, steht ein steinerner Brunnen und daneben eine breite Steinbank, von menschenfreundlichem Sinne hier in der Einsamkeit so recht „dem Wanderer zur süßen Rast" errichtet. Es ist eine jener anmuthigen Stellen, wie sie der Jura mit seinen heimlich verschlungenen Thälern, mit seinen einsamen Berghöfen und den laubwaldbewachsenen Höhen so vielfach darbietet. Rückwärts verschwindet die Fernsicht auf die duftigen Bergzüge des Schwarzwaldes hinter dem Felsengrate und vorwärts scheint die Straße nur in einen engen, waldbewachsenen Bergkessel hinabzugleiten; aber darüber weg geht der Blick nach freundlichen Thalgeländen, die, mit weißen Wohnungen schimmernd, sich weiterhin wieder zwischen waldig aufsteigenden Höhen verlieren. Ueber die letztern herein schauen in mächtigem Umkreise die Schneegebirge.

Aber die Menschen, die heute des Weges kommen, kümmern sich wenig um die anmuthige Schönheit ihrer Straße. Hie und da tritt einer an den Brunnen heran, um sich das heiße Gesicht zu kühlen oder auch vorsichtig einen Schluck klaren Bergwassers zu trinken; dann geht es wieder rasch thalwärts. Von unten herauf zieht es den Felswänden entlang wie das verworrene Echo eines fernen Rottenfeuers, dessen Einförmigkeit dann und wann durch den donnernden Schlag einer Kanone unterbrochen wird. Der schwere Knall bricht tosend durch das stille Gebirge aufwärts und verdoppelt die Schritte des Dahineilenden, indem er ihnen verkündet, daß sie schon wieder um einen Auftritt des schönen Festes ab kurz gekommen. Es ist nämlich ein blühender Julitag des Jahres 1849 und drunten in Aarau feiert das Schweizervolk sein großes Schützenfest.

Der Tag neigt sich allmälig dem Abend entgegen und auf der Bergstraße ist es stiller geworden. Wer heute zum Feste gewollt, ist schon dahingegangen und hat im hochgehenden Strome der Freude noch nicht an die Heimkehr gedacht; dem jungen Manne aber, der auf der Höhe der Straße erscheint, muß diese stille Einsamkeit besser behagen, als der laute Festlärm und trotz seiner halb militärischen Kleidung denkt er nicht daran, den Stutzen heute noch zum frohen Waffenspiele zu tragen. Er schaut lange rückwärts, wo die letzten Höhen des Schwarzwaldes im Abendschein emporlauchten und sein Blick senkt sich trüb und trüber, bis eine Thräne über die bärtige Wange herabrollt. Dann wendet er sich müden Schrittes vorwärts. Die fernen Häupter der Alpen haben sich mit der Rosengluth des Abends angethan, als müßten sie ob der Festfreude ihres glücklichen Volkes ebenfalls im besten Festschmucke erscheinen.

„Wie viel Leid dorten," sagte der Wanderer, mit der Hand rückwärts deutend, „und wie viel Freude hier — o Gott, hast Du nicht alle Menschen zur Freude, nicht alle Völker zu Glück und Freiheit geschaffen?"

Er war langsam niedersteigend an den Brunnen gekommen und schaute eine Weile sinnend den schmalen Weg empor, der sich hier mit der Straße abzweigt und zu einem der stillen Höfe führt, die weiterhin im Gebirge verborgen liegen; dann beugte er das Gesicht zu einem erfrischenden Trunke nieder, schwankte aber plötzlich mit einem lauten Ausrufe des Schmerzes auf die Steinbank zurück.

„Mein Gott, nun hat sich der Verband gelöst," seufzte der Einsame, indem er hastig sein grünes Oberkleid aufzuknöpfen suchte; aber kaum hatte er dasselbe mit der Rechten ein wenig über die linke Schulter zurückgeschoben, als ihm schon ein dunkler Blutstrom die Hand herabfloß. Jede Bemühung, den losgegangenen Verband wieder festzuziehen, blieb

nutzlos. Die linke Hand war nicht im Stande, der rechten zu Hilfe zu kommen und wie oft sie auch den Versuch machte, sich emporzuheben, um das andere Ende der breiten Binde zu fassen, sie sank jedesmal gelähmt auf die Bank herab, während ein unwillkürliches Zucken des immer bleicher werdenden Gesichtes den schmerzlichen Kampf verrieth, der hilflos hier gekämpft wurde. Der Verwundete legte sich endlich in eine liegende Stellung zurück und versuchte die Blutung mit stiller Ergebung dadurch zu hemmen, daß er ein Sacktuch gegen die Wunde preßte. Vor seinen Augen begann es dunkler zu werden; war es die der Ohnmacht nahende Erschöpfung der sonst so kräftigen Natur, oder waren es die heraufsteigenden Schatten des Abends, der Verlassene war selbst nicht mehr im Stande, es zu unterscheiden. Auf der gegenüberstehenden Felswand fingen sich die Gebüsche an zu bewegen, zuerst leise, als ob ein Abendwind über sie hinginge; dann aber senkten sich die dunkeln Kuppeln tiefer, als müßten sie in der Erde versinken, um sogleich wieder hoch in den erbleichenden Abendhimmel emporzusteigen. — „So muß ich hilflos hier mein Ziel finden," ging es durch die einschlummernde Seele des Verwundeten; — „sey es denn." Und langsam aber unaufhaltsam sanken die schweren Lider über die Augen herab, auf die sich dumpfe Finsterniß ergoß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Epilepsie in Folge frühen Tabakrauchens.) Bei dem Mißbrauche, der jetzt sehr häufig von ganz jungen Leuten mit dem Tabak getrieben wird, dürfte nachstehendes Faktum, welches wir dem Werke „**The Tabacco, question de Sir Charles Hastings**" entnehmen, wohl zu würdigen seyn. Den heftigsten Fall von Epilepsie, der mir überhaupt vorkam, sagt der Verfasser, beobachtete ich bei einem zwölfjährigen Knaben, der damals schon seit zwei Jahren stark rauchte. Er fröhnte dieser Leidenschaft selbst dann noch, als sich bereits die ersten Symptome seines Nervenleidens zeigten. Bevor man von dieser schädlichen Gewohnheit Kenntniß hatte, wurde Patient mit einer Menge von Heilmitteln erfolglos behandelt; nur nachdem man ihn gezwungen hatte, das Rauchen ganz aufzugeben, gelang es, seine epileptischen Anfälle zum Schwinden zu bringen.

Die Wiener Blätter schreiben aus Wien vom 3. Juni: Die Freudenau im Prater war gestern und vorgestern der Schauplatz eines höchst merkwürdigen Wettrittes. Graf Szirmay hatte sich dem Grafen Wilczek gegenüber anheischig gemacht, auf einem Pferde binnen 40 Stunden 40 deutsche Meilen zurücklegen. Sonnabend früh begann der kühne Reiter sein Unternehmen und Sonnabend um halb 8 Uhr war der Wettritt entschieden. Der Reiter hatte seine Wette gewonnen. Schon mehrere Stunden früher war der Sieg gewiß und das Pferd ging fast nur noch im Schritte. Eine große Anzahl von Equipagen und Reitern war auf dem Schauplatze des Rittes anwesend. Aus Steiermark allein waren 20 Kavallerieoffiziere gekommen, um den Wettritt anzusehen. Der Wettpreis betrug dem Vernehmen nach 1000 fl.

Aufzählung derjenigen Eigenschaften und Wirkungen, die ein gutes Bier haben muß: 1) es ist von schöner goldbrauner Farbe und ist glänzend klar und rein; 2) es schäumt in kleinen Perlen (weder mit dicken noch mit großäugigem Schaum) und hält diesen Schaum lange Zeit; 3) es schmeckt angenehm, geistig erfrischend und stärkend, eine feine Süße und Bittere sind von einer kaum merkbaren pikanten Säure (Kohlensäure) so überzogen, daß alle drei bemerkbar, aber keine hervorragend ist; 4) es reizt jederzeit wieder zum Trinken (eine allerdings etwas bedenkliche Eigenschaft); 5) es bringt Wärme in den Körper und erheitert den Geist; 6) es stärkt, kräftigt und nährt. Eigenthümlich ist es, daß der Geschmack vor 58 Jahren hierin schon ganz derselbe war, wie heut zu Tage. Eine Verordnung vom Jahre 1803 setzt fast dieselben Eigenschaften für ein gutes Bier fest.

Räthsel.

Nennt mir das Ding — ihr kennt es alle —
Es gibt sich kund in jedem Stand,
Bringt Ruf und Ehre oft zum Falle;
Der Lüge ist es nah verwandt.

Kein Blut vergießt's und schlägt doch tiefe Wunden;
Es raubet stets, wenn auch nicht Gut und Geld,
Gewiß ward in der Hölle es erfunden,
Da immer es nur nach dem Guten stellt.

Die größten Zwiste hat's gegründet
Und wo das Gute wird verpönt,
Ist's, wo ihr stets bereit es findet,
D'rum Fluch dem Menschen, der ihm fröhnt!

A. Kurz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Dienstag, 23. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Die Vorkehrungen Sonnenstrahl's zur Abreise waren bald getroffen. Namakewa gab ihren Schützlingen das Geleite bis an den Saum des Waldes. „Hier muß geschieden seyn," sprach sie mit fester Stimme. „Sonnenstrahl, der Abschied von Dir wird mir schwer. Indessen gedenke ich Dich bald wiederzusehen, denn ich muß mich persönlich davon überzeugen, ob Du Dich unter den Weißen wirst zufrieden und glücklich finden können. Wilhelm, nimm Rothschuh's Kanot. Als Sieger über ihn gehört es jetzt Dir an. Du wirst es leicht erkennen, denn an der Spitze desselben ist der Kopf eines Bären befestigt. Den Weg zum Flusse habe ich Dir nicht näher zu beschreiben. Lebet wohl und möge der große Geist Euch in seinen Schutz nehmen!"

Kaum hatte die Alte diese Worte gesprochen, als sie den Augen des jungen Paares schon entschwunden war. Wilhelm nahm Sonnenstrahl's Arm in den seinigen, und stillschweigend weitergehend richtete er seine Schritte dem Orte zu, wo Theodora seiner harrte. Dieser war bald erreicht, und die Mutter stieß einen Freudenschrei aus, als sie den Sohn unversehrt wieder vor sich sah.

„Dies ist Sonnenstrahl, Mutter," sprach Wilhelm, „die Retterin meines Lebens und für die mein Herz mehr als Dankbarkeit empfindet."

Theodora ergriff die von der jungen Indianerin ihr dargebotene Hand und mit Thränen in den Augen rief sie: „Kind, sey mir willkommen; mein mütterliches Herz schlägt Dir mit Wohlwollen entgegen. Daß ich meinen Sohn lebend wiedergefunden, verdanke ich Dir. Du bist in seiner Gefangenschaft seine Freude, sein Trost gewesen, von jetzt an bist Du meine Tochter, ein Glied meiner Familie. Im zu Liebe hast Du Dein Volk verlassen, und ich flehe den Himmel an, daß er Dich diesen Schritt nie bereuen lassen möge."

Sonnenstrahl, sowohl von diesen freundlichen und herzlichen Worten, wie von der süßen und wohlklingenden Stimme der Sprecherin tief ergriffen, warf sich in Theodora's Arme. „Ich fühle," entgegnete sie, „daß in Deinen Worten Aufrichtigkeit und Wahrheit liegen. Ja, ich will Dir eine Tochter seyn und nach Kräften will ich mich bemühen, mich Deiner Liebe und Deines Wohlwollens würdig zu erweisen."

Wilhelm, in seiner Freude über die dem guten Indianerkind von seiner Mutter gewordene liebevolle Aufnahme, vergaß jedoch darüber nicht, was ihnen Allen zu thun oblag, nämlich den Weg zu den Niederlassungen der Weißen schleunigst anzutreten, weßhalb er zur Eile antrieb. Den kleinen Hafenplatz der Böte der Wilden und Rothschuh's Kanot hatte er bald gefunden. Sie schifften sich ein; die Fahrt war eine verhältnißmäßig mühelose und schnelle, da die Ebbe das kleine Fahrzeug mit Leichtigkeit mit sich fortriß.

25.

Peter van der Veer, nun auch von der geliebten Gattin getrennt, hatte mittlerweile Tage des Kummers und der Trauer verlebt. Alle von ihm mit Hilfe der Kolonialregierung und den Negern angestellten Nachforschungen waren ohne all und jeden Erfolg geblieben, das Land war in allen Richtungen weithin erspähet, bei der weißen und der rothen Einwohnerschaft über das Verbleiben oder den muthmaßlichen Aufenthalt der entführten Frau Erkundigungen eingezogen, aber auch nicht die geringste Spur von ihr entdeckt worden.

„Alles verloren!" rief van der Veer verzweiflungsvoll am Abend eines Tages, an welchem er, mit Hynbert von einer fehlgeschlagenen Entdeckungsreise heimgekehrt, in Trostlosigkeit versunken still vor sich hinbrütete. „Weib und Kind mir entrissen! Warum

bin ich noch am Leben? Geldorp, warum hast Du Dein Werk nicht vollends zu Ende gebracht?“

Huybert blickte ihn mitleidig an. Worte des Trostes hatte er schon genug an ihn verschwendet und vermochte der Hoffnung auf eine Wendung des Schicksals seines Freundes selbst nicht mehr Raum zu geben.

„Unter solch herben Prüfungen ist es wirklich schwer, den Glauben an die Gerechtigkeit Gottes nicht zu verlieren,“ hub van der Veer wieder an. „Ist es mit derselben wohl vereinbar, daß er mir ein solches tiefes Weh bereitet? Zwar sind wir Alle Kinder der Sünde und auch ich kann mich in meinem früheren Glücke wohl mancher Unterlassungssünde schuldig gemacht haben, aber die mir in meinen alten Tagen zugesandten Leiden zu ertragen, das geht über meine Kräfte.“

„Peter,“ versetzte Huybert, „nicht gemurrt! Den Glauben an Gottes Gerechtigkeit und Liebe dürfen wir nie aufgeben. Wir haben uns unter des Allmächtigen Hand, selbst wenn sie sehr schwer auf uns liegt, ohne Murren zu beugen, uns gegen seinen Willen nicht aufzulehnen und uns über das uns beschiedene Schicksal in Klagen nicht zu ergehen. Peter, auch in mir sehen Sie einen Menschen, der die ihm zugesandten Leiden schon seit Jahren mit Geduld und Ergebung erträgt.“

„Sie, Hendrick —?“

„Peter, davon ein anderes Mal. Nur so viel für jetzt, daß ich seit Langem unter einem dem Ihrigen ähnlichen Schicksale seufze, aber an Gottes allwaltender Güte und Weisheit habe ich nie gezweifelt. Eine schwarze Nacht, welcher kein heller Morgen folgte, ist nicht denkbar. Indessen ist die schwarze Nacht weder Ihnen noch mir gekommen. Wir beide gehen einem schönen Morgen entgegen; das Alter nähert sich uns, und nach einigen hienieden noch verlebten Jahren werden wir in ein Reich einziehen, wo die Tage der Freude von düstern Wolken nicht mehr werden getrübt werden.“

„Hendrick,“ rief van der Veer, „ich fühle, daß Ihre Worte Wahrheit enthalten. Wären mir alle Hoffnungen auf eine Wiedervereinigung mit meinem Weibe und meinem Kinde abgestorben, so würde ich mich mit Ergebung in mein Schicksal finden. Aber glauben Sie mir, dieser Zustand der Ungewißheit ist fast schwerer zu ertragen, als die traurigste Gewißheit selbst.“

Huybert schüttelte das Haupt. Die Möglichkeit des Wiederfindens des Verlorenen war freilich noch vorhanden, aber zu gleicher Zeit auch sehr zweifelhaft, weßhalb er Anstand nahm, sich darüber weiter zu äußern. Er holte eine Bibel herbei. „Lassen Sie uns einige Kapitel in dem Buche der Bücher lesen,“ wobei er die Psalmen Davids aufschlug und einige derselben mit eindringlicher Stimme vorlas. Die eigenthümliche Sprache und der in dieser erhabenen Poesie liegende Rhythmus, der aus jedem Worte des Sängers sprechende unbedingte Glaube, so wie das hingebende Vertrauen desselben zu seinem Schöpfer verfehlten ihre Wirkung auf den des Trostes so sehr bedürftigen Gatten und Vater nicht, und als Huybert zu lesen aufgehört hatte, da rief er mit Inbrunst „Amen!“

Unter dem Eindruck der mit Andacht angehörten Worte des Psalmisten begab sich van der Veer zur Ruhe. Aber die Ruhe und der Schlaf wollten ihm nicht kommen. Er beschäftigte sich mit seinen Gedanken, bildete Pläne für die Zukunft und warf Rückblicke in die Vergangenheit. Schon begann das Tageslicht wieder zu leuchten, aber noch immer lag er schlaflos da. Jetzt hört er eilige Fußtritte auf der Treppe, sie nähern sich seiner Kammer. Er springt vom Bette auf, um zu sehen, ob dem Hause seines Freundes wieder eine Gefahr drohe, aber schon öffnet sich die Thür, und mit dem Ausrufe: „Peter, mein theurer Gatte!“ stürzt sich Theodora in seine Arme.

„Du, Theodora? Mein geliebtes Weib!“

„Dir wiedergegeben mit Deinem Sohne Wilhelm!“

„Wilhelm wäre auch hier?“

„Gewiß. Er ist es, der mich aus Geldorp's Macht befreiet hat und jetzt befindet er sich in diesem Hause.“

Schleunigst kleidete er sich an und begab sich mit Theodora in das untere Wohnzimmer, wo Huybert ihn mit den Worten anredete: „Hier ist Ihr Sohn und diese junge Indianerin ist die Retterin seines Lebens. Zweifeln Sie noch an Gottes Gerechtigkeit?“

„Gott hat an mir mehr gethan, als ich verdiene,“ versetzte er gebeugten Hauptes. „Aber es war kein Mißtrauen zu Ihm, sondern die Verzweiflung, deren Raub ich gewesen bin, hatte aus mir gesprochen.“

„Lasset uns die Aufklärungen bis zum morgenden, schon anbrechenden Tage verschieben,“ bemerkte Huybert. „Die Heimgekehrten bedürfen nach so vielen ausgestandenen Mühseligkeiten nothwendigerweise der Ruhe. Also bis morgen.“

Van der Veer stimmte diesem Vorschlag bei, wiewohl er sich mit seinem Sohne noch gern unterhalten hätte. Sonnenstrahl wurde der Pflege der alten Hagar übergeben und Wilhelm in eines der Zimmer des gastlichen Hauses geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung.)

Allzulange konnte indeß diese tödtliche Finsterniß nicht gedauert haben; allgemach kam durch dieselbe ein ferner, bleicher Schimmer gegangen, der sich immer heller ausbreitete, und als endlich die Augen sich wieder öffneten, schauten sie in purpurne Abendwolken, die über die stillen Höhen hereinschwammen. Aber vor dem hellen Lichte schwebte noch ein dunkler Schatten, und als die wiedererwachenden Augen klarer geworden, schauten sie in zwei andere von feinen Wimpern überdachte Augen, die mitleidsvoll und bekümmert herniederblickten.

„Gott sey Dank, er erwacht wieder, Vetter," sagte eine weiche Mädchenstimme, „bringt nur schnell noch ein wenig Wasser herbei."

Alsbald beugte sich ein zweites Gesicht über den Erwachenden herein und er fühlte eine frische Kühlung über seine heiße Stirne herabrinnen.

„Wie geht's Euch?" fragte eine tiefe Männerstimme.

„Gott's Dank . . . besser," antwortete der Verwundete; „ich muß ohnmächtig geworden seyn."

„Das ist sich auch nicht zu verwundern," gab der Andere zurück, „wenn man mit einem solchen Loche im Leibe herumläuft, wie Ihr da. Das hat gewiß eine Preußenkugel gemacht?" —

Der Gefragte nickte schmerzlich und führte seine rechte Hand langsam nach der linken Schulter empor; der Verband war wieder fest angezogen und die Blutung gehemmt.

„Ich hab' Euerer Hilfe wohl mein Leben zu danken," fuhr er, sich mühsam erhebend, fort, „Gott lohn' es Euch, Ihr guten Leute."

„Nun, da braucht's keine besondere Güte, wenn's so aussieht," sagte der Mann, „aber wo wollt Ihr denn eigentlich hin, wenn ich Euch fragen darf?"

„Ich gedachte heute noch bis Aarau zu gehen."

„Das wird schwer halten," meinte der Andere; „und," fügte das Mädchen leise bei, „drunten ist doch schon Alles von Menschen überfüllt. Ich mach' ihm gerne Platz im Hinterstübchen, Vetter." Sie schaute dabei dem Manne bittend in's Gesicht und dieser sagte nach einigem Besinnen: „Nun ja, wenn's Euch recht ist, so könnt Ihr mit uns heimkommen."

„Noch einmal, Gott lohn' es Euch," erwiederte der Verwundete gerührt, „meine Kraft reicht freilich nicht mehr weit."

„Ist auch nicht nöthig, wenigstens für heute," gab der Mann zurück, „wir sind bald daheim." Damit legte er seinen linken Arm unter der rechten Schulter des Fremden durch und begann ihn vorsichtigen Schrittes den schmalen Nebenweg hinanzuführen. Das Mädchen schritt gesenkten Blickes voraus und schob im Gehen sorgfältig jeden Stein bei Seite, der im Wege lag. Als es zurückblickte, rief es ängstlich: „Ach Gott, Vater, seht, wie er wieder bleich wird." — „Ja", sagte der Mann, „geh Du schnell voraus, sag's der Mutter und macht das Bett bereit; 's wird nöthig seyn." —

Sie war allerdings nöthig, diese getroffene Vorsicht. Das Haus lag, durch den vorspringenden Waldrand gegen die Straße verdeckt, kaum einige hundert Schritte entfernt, einsam und still, wie zum verborgenen Asyle eines Flüchtigen ausersehen; aber noch war dasselbe nicht erreicht, als der Verwundete seinem Begleiter auf's Neue bewußtlos in die Arme sank. Die erschöpfte Natur hatte ihre Rechte trotz allen Widerstandes des Geistes geltend gemacht. —

Am folgenden Morgen, als die Sonne kaum über die grünen Höhen hereingebrochen war, zogen schon ganze Haufen der zersprengten badischen Armee die Bergstraße herab. Mit Hoffnung und Rache im Herzen eilten sie zu dem festfeiernden Schweizervolke, um bei ihm Klage zu führen und Vergeltung zu fordern an den Unterdrückern ihrer Heimath und ihrer Bestrebungen. Unterdessen lag ihr Unglücksgefährte, der als der Erste zu gleichem Zwecke die Straße gekommen, drüben in dem stillen Hause am Waldrande; aber war es das Gefühl der körperlichen Erschöpfung, die vor der Hand an kein Verfolgen früherer Plane denken ließ, oder war es noch mehr der süße Hauch des Friedens, der hier oben die Einsamkeit durchwehte — der Flüchtling, der gestern nur an Blut und Wunden gedacht, saß heute wie ein harmloses Kind am Fenster eines kleinen Hinterstübchens und schaute sinnend auf die thauglänzende Bergwiese hinaus. Im ganzen Hause war's still wie in einer Kirche und nur hie und da ließ sich von der nahen Küche her der leisefschlürfende Schritt des freundlichen Mütterchens hören; die übrigen Hausgenossen waren schon mit dem ersten Morgengrauen auf das Feld gegangen. Unter dem Fenster des Hinterstübchens zog sich eine mit Brettern belegte Holzbeige durch; auf diesem erhabenen Postamente hatte sich eine große, glänzendschwarze Katze aufgepflanzt, die bald gravitätisch auf- und niederschritt, bald wieder sich zierlich hinsetzte und nachdenklich in den blühenden Morgen hinausschaute. Dabei unterließ sie jedoch trotz ihrer scheinbaren Unbefangenheit nicht, jeden Augenblick seitwärts hinaufzublinzeln, wo unter dem vorspringenden Dache die Schwalben ihr geschwätziges und geschäftiges Wesen trieben. Offenbar ging ihre Morgenandacht mit dem Plane um, wie sie den leichtbeschwingten Gästen unbeachtet und ohne Verdacht zu erregen einen Besuch abstatten

könne. — So ist es, dachte der stille Beobachter hinter dem Fenster, die Natur liegt im ewigen Kampfe, ohne sich einen Augenblick um ihren Frieden bringen zu lassen. Nur der Mensch muß mit dem Kampfe den Frieden begraben. — — Muß er? — Die Natur kennt keine Klage; noch im Vergehen hat das Untergegangene den Zweck seines Daseyns erfüllt und über den Gräbern gehen die üppigsten Rosenbüsche auf. Warum will sich der Mensch die einfachste und unabänderlichste Weisheit nicht genügen lassen? —

Dieses stille Sinnen wurde durch einen glockenhellen Ruf: „Base, Base!“ unterbrochen, dem durch den Gang herein rasche, elastische Mädchenschritte folgten. „Bist Du da, Vreneli?“ fragte die Stimme der alten Frau und alsbald begann ein leises Geflüster, von dem der unwillkürlich Horchende nur verstehen konnte, daß es sich um Frage und Antwort über sein Befinden drehte. — „Meine Samaritanerin,“ sagte er und wollte schon einen mühsamen Versuch machen, nach der Thüre zu gehen, als das Mädchen mit einem kupfernen Waschgeschirr unter dem Arme hinter dem Hause erschien. Es nickte, nach dem Fenster blickend, erröthend einen Gruß herein; aber der Gegrüßte vergaß fast die Erwiederung und mußte betroffen der Gestalt nachschauen, die schlank und leicht zum Brunnen hinabschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das größte Manufakturwaarengeschäft der Welt ist wohl das kürzlich von Claflin, Mellen und Comp. auf den West-Broadwey, der Church- und Wathstreet in New-York eröffnete Verkaufslokal. Die Front desselben mißt 375 Fuß; es ist 80 Fuß tief, und die Höhe beträgt, außer den Kellern und Souterrains, 5 Stockwerke. Durch das Ganze führt eine 20 Schuh breite Straße, auf der die zu versendenden Waaren mittelst kolossaler Winden, die mit allen fünf Stockwerken in Verbindung stehen, auf Karren und Wagen geladen werden. Jedes Stockwerk hat seine besondere Bestimmung, und ist zu einer Niederlage für eine besondere Waarenbranche eingerichtet. Das Gebäude hat nicht weniger als 700,000 D. gekostet. 200 Kommis und Verkäufer sind darin angestellt; die Zahl der Portiers beläuft sich auf 400 Mann. Erwähnt werden muß noch, daß die Herren Claflin, Mellen und Comp. den größten Geldschrank in New-York besitzen. Deren Vermögen schätzt man heute auf ca. 4 Mill. D. Das ist am Ende nicht kolossal, aber sehr kolossal, wenn man bedenkt, daß die Herren ihr Geschäft erst vor siebzehn Jahren mit einem Kapital von weniger als 50,000 D. eröffnet haben.

In „Zingg's Hotel“ in Hamburg ist ein Regenschirmhalter aufgestellt, dem die Gäste den Regenschirm in sichere Verwahrung geben können, indem durch einen sehr sinnreichen und zugleich einfachen Mechanismus mittelst eines Druckes mit dem Finger der Schirm fest verschlossen ist. Der Schlüssel trägt dieselbe Nummer wie der Behälter des Schirms und wird von dem Eigenthümer desselben mitgenommen. Will dieser seinen Schirm wieder haben, so steckt er den Schlüssel auf, drückt an eine Feder, worauf sich sogleich der Behälter öffnet und der Schlüssel durch die mechanische Vorrichtung in dem Schlosse zurückgehalten wird, bis man zur weiteren Aufbewahrung eines Schirmes das Schloß in Bewegung setzt. Diese Regenschirmhalter sind eine amerikanische Erfindung, durchweg aus Gußeisen und von äußerst eleganter Form. Der Preis eines solchen Halters für 12 Schirme beträgt 50 bis 60 Mk. Crt.

Der Präfekt des Vogesen-Departements hat jüngst ein scharfes Edikt gegen die Trunkenheit erlassen und darin namentlich die Wirthe, in deren Lokale solche vorkommen würde, mit strengen Strafen bedroht. Ein vorsichtiger und gewissenhafter Wirth in Mericourt ist daher auf den Gedanken gekommen, diejenigen seiner Gäste, welche den Verdacht eines kleinen Haarbeutels auf sich geladen haben, folgenden zwei Nüchternheitsproben zu unterwerfen, die er für untrüglich erklärt: Erstlich müssen sie, ohne zu stottern, ein fünf- oder sechssilbiges Wort aussprechen und sodann eine Minute lang unbeweglich auf Einem Beine stehen. Wer sich dessen weigert oder die Probe nicht besteht, wird sofort vor die Thüre gesetzt.

Ein marktschreiender Modewaarenhändler schrieb stets über seine Annoncen: „So Etwas kommt nicht wieder!“ Eines Morgens fand er seinen Laden erbrochen, die Kasse geleert und in dem leeren Kasten nur ein Stück aus dem Intelligenzblatte, mit dem Anfang seiner eigenen Annoncen: „So Etwas kommt nicht wieder!“

Auflösung des Räthsels in № 87:

Verleumdung.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Freitag, 26. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag des folgenden Tages hatte Huybert all seine Gäste in dem behaglich eingerichteten Wohnzimmer seines freundlichen Landhauses versammelt. Er selbst, sonst so ernst und still, besonders seit seiner ersten Begegnung mit Geldorp's Frau, war heiterer Stimmung, und nachdem seine Blicke auf der wieder vereinten Familie und auf Sonnenstrahl mit Wohlwollen geweilt, forderte er zuerst Theodora und dann Wilhelm auf, ihre Erlebnisse ihnen ausführlich mitzutheilen. Beide kamen dieser Aufforderung bereitwilligst nach. Dem Leser sind die wunderbaren Abenteuer der Mutter und des Sohnes bereits bekannt und da die Vorträge etwas Neues nicht enthielten, so können wir uns einer Wiederholung derselben füglich enthalten.

„Geldorp soll eine Seereise unternommen haben," bemerkte Huybert; „wenigstens wird dies allgemein und auch von dem Gouverneur behauptet. Hoffentlich kehrt der Bösewicht bald zurück, dann aber soll er der Strafe nicht entgehen. Ich werde meine Maßregeln schon darnach treffen."

Hierauf ward die Unterhaltung eine allgemeine; Wilhelm und Sonnenstrahl betheiligten sich jedoch nur wenig daran, sie besprachen sich von andern, ihnen näher liegenden Dingen, weßhalb sie auch nicht bemerkten, daß plötzlich die drei älteren Personen Stillschweigen beobachteten und in Gedanken versunken zu seyn schienen. Wilhelm nahm die Geliebte an der Hand, führte sie seinen Eltern zu und bat sie um ihren Segen zu seiner Verbindung mit ihr. „Wilhelm, wozu diese Eile?" fragte Theodora mit einer auffallenden Unruhe. „Nicht, daß ich gegen Sonnenstrahl etwas einzuwenden hätte — dabei umarmte sie sie zärtlichst — und daß ich Deinem Glücke entgegen wäre, aber im Schooße der Vergangenheit liegt noch so manches, das ich zuvörderst aufgeklärt zu sehen wünsche. Befrage mich deßhalb nicht, da ich Dir schon jetzt eine befriedigende Aufklärung nicht zu geben vermag. Kinder, gewährt mir diesen Aufschub; ich fühle, daß es zum Besten unser aller seyn wird."

Wilhelm stand ganz verwirrt da. Dann auf seine Mutter und Sonnenstrahl blickend, sprach er: „Mutter, weßhalb meinem Glück noch eingebildete Hindernisse in den Weg legen? Vor Gott und aller Welt erkläre ich hiermit feierlichst, daß ich meiner Lebensretterin meine Hand und mein Herz zugesagt habe; sie ist in dem Besitz der edelsten Eigenschaften, ihre geistige Ausbildung läßt nichts zu wünschen übrig, und was sie sonst noch zu lernen hat, wird sie bei ihrer leichten Fassungskraft sich bald zu eigen machen können. Wozu nun dieser Aufschub?"

„Von Sonnenstrahls vortrefflichen Eigenschaften hatte ich mich völlig überzeugt," versetzte Theodora, indem sie sich anstrengte, ruhig zu scheinen; „aber dennoch habe ich für meinen Wunsch triftige Gründe. Kind", sprach sie zu Sonnenstrahl, „sey versichert, daß ich Dir stets eine wahre Mutter seyn werde; nenne mich fortan bei diesem Namen, und ich werde den Höchsten täglich anflehen, Dich stets an meiner Seite zu lassen."

„Wilhelm!" rief Sonnenstrahl, durch Theodora's liebevolle Worte bis zu Thränen gerührt, „daß der Wille unserer Mutter geschehe, laß uns gehorsame Kinder seyn!"

26.

Die alte Hagar, welche an der jungen Indianerin ein großes Wohlgefallen gefunden hatte, trug mit Freuden ihr Theil dazu bei, sie zu einer tüchtigen Hausfrau heranzubilden. Sie weihete sie daher nicht nur in die Geheimnisse der Küche ein, sondern unterrichtete sie auch noch in manch andern nützlichen Dingen, vorzüglich aber suchte sie in ihr einen Sinn

für Ordnung und Reinlichkeit zu erwecken, zu welch letzterem Zwecke ſie ſie antrieb, täglich frühmorgens ein Bad in einem durch den Wald fließenden Strom zu nehmen, eine Gewöhnung, welche die alte Negerin ſchon ſeit längerer Zeit angenommen, und die, wie ſie behauptete, auf ihre Geſundheit von den wohlthätigſten Folgen ſey.

Eines Morgens am Frühſtückstiſche — es waren ſeit der Rückkehr Theodora's und Wilhelms ſchon mehrere Wochen verfloſſen — ſchien Huybert die junge Indianerin mit einem ganz beſondern Intereſſe zu betrachten. Sonnenſtrahl, welcher dies nicht entgangen war, ſchlug verſchämt die Augen nieder. „Was iſt denn mit unſerer jungen Freundin vorgegangen?“ fragte er. „Ihr Geſicht — —“

„Ihr Geſicht,“ unterbrach ihn Wilhelm, „was wollen Sie damit? Sie machen das arme Ding ja ganz verlegen.“

„Ihre Geſichtsfarbe ſcheint mir um vieles heller geworden zu ſeyn,“ hub Huybert wieder an. „Wie iſt das gekommen?“

Alle blickten Sonnenſtrahl an. In der That war Sonnenſtrahls Haut auffallend hell und rein geworden, jedoch war ihr ein etwas dunkler Anſtrich noch geblieben. „Mutter!“ rief Wilhelm, „was iſt Dir?“ Theodora, welche ihre Blicke ebenfalls auf Sonnenſtrahl gerichtet hatte, war ohnmächtig zu Boden geſunken. Alle ſprangen ihr bei; die ſie angewandelte Schwäche aber war eine ſo anhaltende, daß ſie in ihr Schlafzimmer gebracht werden mußte.

Gegen Mittag war Theodora ſo ziemlich wieder hergeſtellt; doch war von dieſer Zeit an deutlich an ihr wahrzunehmen, daß ſie ſowohl körperlich als geiſtig litt. Auch van der Beer war ſtill und ſchweigſam geworden und ſchien ihm das öftere Zuſammenſeyn der Liebenden gar nicht recht zu ſeyn. Huybert hatte die frühere Verſchloſſenheit wieder angenommen und brachte ganze Stunden in ſeinem Zimmer oder im Walde zu. Unter ſolchen Umſtänden iſt es leicht denkbar, daß Wilhelm ſich äußerſt unglücklich fühlte. Wie aber dem abhelfen? Zuletzt kam er auf den Gedanken, Namakeka zu ſich beſcheiden zu laſſen. Ihr war das über Sonnenſtrahls Geburt ſchwebende Geheimniß bekannt. Weßhalb die Zeit der Aufklärung noch weiter hinausſchieben? Er beauftragte Manuel, die alte Indianerin aus dem Lager der Raritaner herbeizuholen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortſetzung.)

Vom geſtrigen Abend her war ihm Alles nur wie ein dunkles, halbverwehtes Traumbild in Erinnerung geblieben. Deutlich wußte er, daß ſein erſter wiedererwachender Blick in ein Paar mitleidiger, blauer Augen geſchaut hatte; aber daß dieſe Augen aus einem Geſichtchen hervorleuchten, das ihm jetzt wie aus Elfenbein und Morgenroth gebildet erſchien, das hatte er nicht gewußt. „Ja, Elfenbein, vom Morgenroth angehaucht,“ ſagte er unwillkürlich vor ſich hin, nach der Geſtalt hinabſchauend, die nun drunten am Brunnen ſtand, „und über die Stirn herein ergießt ſich eine Fluth lichten Mondſcheines.“

Aber auf dieſen Mondſchein erhob jetzt das Mädchen mit kräftigen Armen den gefüllten Waſſerkeſſel, um an der andern Seite des Hauſes herauf nach der Küche zu gehen. Den jungen Mann verdroß dieſes plötzliche Verſchwinden ein wenig; dann aber tippte er mit dem Zeigefinger bedächtig gegen die hohe, bleiche Stirn und rief lächelnd; „Guſtav Kühne, Guſtav Kühne, ſeit wann biſt Du ein Poete geworden?“

Trotz des leiſen Selbſtſpottes, der in dieſen Worten lag, horchte der neugebackene Dichter mit aufmerkſamem Ohre auf die leichten, gleichmäßigen Schritte, die ſich der Küche näherten. Jetzt traten ſie herein, ein leiſes Rauſchen und gewiß — das auf die Bank niedergeſtellte Waſſergeſchier hatte einen wunderſam lieblichen Ton von ſich gegeben, der die geſchmeidige Bewegung des Herabhebens unwillkürlich vor Augen führte. Wiederum ein angelegentliches Geflüſter, aus dem ſich jedoch bei aller Aufmerkſamkeit Nichts entnehmen ließ, als das Bild des kleinen friſchen Mundes, der ebenſo leiſe zu flüſtern verſtand und der tiefe Blick der blauen Augen, der die geliſpelten Worte begleiten mußte. Dann rauſchte es wieder den Gang entlang, es waren die bekannten Schritte und Guſtav lehnte ſein Geſicht raſch gegen die Fenſterſcheiben, um nach dem Brunnen hinabzuſchauen. Aber der blanke Strahl ſprudelte unbeirrt von der Röhre in den mit Moos bewachſenen ſchmalen Trog hernieder, als woll' er in Ewigkeit nie mehr von einem unterſtellten Gefäßchen aufgefangen werden.

Dem in ſeiner Erwartung getäuſchten Beobachter kam das gleichmäßige Sprudeln des Brunnens bald zu langweilig vor und er entſchloß ſich, wenn auch mit langſamem Zögern, den Blick wieder den frühern Gegenſtänden ſeiner Unterhaltung zuzuwenden. Da ſaß die Katze noch immer mit wankelloſer Beharrlichkeit; ſie leckte ſich das Pfötchen, wuſch ſich damit und blinzelte darüber weg nach den Schwalben empor; aber das wurde denn doch nachgerade lang-

weilig. Man hatte ihre tückischen Absichten längst durchschaut, was sollte bei den immer wiederkehrenden Manövern weiter herauskommen — saßen ja die Schwalben sicher hoch unter'm Dache droben. Diese freilich zwitscherten und kicherten, als hätten sie sich wunderwas zu erzählen vom lustigen Mückenfange, vom pfeilschnellen Durchschneiden der blauen Lüfte und all' dem süßen Sommerspiele: aber das war Alles schon so gewesen, seit die Schwalben Mücken fangen und sich des Sommers freuen. Der Gelangweilte erhob sich und ging mühsam nach der Küche hinüber, aus der sich hie und da wieder die leiseschlurfenden Schritte des Mütterchens hören ließen.

„Ach herrje," rief dieses, als es seinen Gast erblickte, „Ihr hättet nur mit dem Stock klopfen dürfen, wenn Ihr etwas wünscht. Das Gehen thut Euch sicher nicht gut, wie bleich Ihr seyd."

„Na, ich bedarf auch Nichts, Mütterchen," lautete die Antwort, „ich meinte blos, Euere Leute wären heimgekommen, die ich grüßen wollte."

„Nein, denkt, nur das Breneli war auf einen Augenblick da. Es hat ihm draußen keine Ruhe gelassen, Euretwegen. Ihr habt eben heute früh noch geschlafen, als sie fortgingen."

„Ich mach' Euch allen recht viele Sorge und Mühe, gute Mutter?"

„O nein, nun gar nicht," meinte die freundliche Alte. „Freilich gestern Nacht, als Ihr auf einmal so im Fiebern sprachet, da war's uns Allen bange und Breneli konnte nicht aus dem Weinen heraus. Ihr waret aber auch gar bleich und elend."

„Ist das Breneli Euere Tochter?" —

„Nein, wir haben schon lange kein Kind mehr; es ist ein armes Verwandtes von meinem Manne her."

„Ich will mich ein wenig hinaus an die Sonne setzen," sagte Gustav, „das wird mir gut thun." Als er durch den schmalen Hausgang schritt, bückte er sich nach einer Kornblume, die vor ihm lag. „Die hat Breneli mit heimgebracht," sagte er, nachdenklich in den blauen Kelch schauend, „wie weiß es, daß ich diese Blumen vor allen andern lieb habe!"

Wieder über sich selbst lächelnd, suchte er sich vor dem Hause ein sonniges Plätzchen, von dem er nach dem schmalen Seitenthälchen hinunterschauen konnte. In einem gelben Gerstenacker bückte sich zu fleißiger Arbeit eine kleine Schnitterschaar, zwischen der sich manchmal eine Mädchengestalt erhob, die nach dem Hause emporzuschauen schien. — Es gibt keine äußerliche Arbeit, die den Menschen mit wohlthätigerer Freude erfüllt, als das Schneiden des goldenen Halmes, das Zusammenbinden der schweren Garbe, die das Brod in's Haus trägt. Es ist, als ob der Segen der stillschaffenden Natur mit in die Seele hineinzöge, die unwillkürlich bei der gewonnenen Frucht an den Samen und dabei wieder an jenen großen Erntetag denken muß, der allem irdischen Samen verkündet ist. Als daher von unten herauf das Lied erklang:

Des Schnitters Tag ist lang und schwül,
Doch freudig ist sein Muth;
Das Auge sieht der Garben viel,
Den Schöpfer treu und gut —

da mußte auch, wie auf ein leises Geheiß, die sonore Stimme des stillen Zuschauers einfallen und durch sein Herz zog es wie der versöhnende Klang einer Osterglocke.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Abenteurer.) Fröhlich und wohlgemuth, zwei Hemden in einem Schnupftuche, dazu zwei Taschentücher, ein Brevier und einen Beutel, der mit dem Reisegepäck in vollkommener Harmonie stand, wanderte, 20 Jahre alt, ein Jüngling, strotzend von Gesundheit, raschen Schrittes, singend und pfeifend auf der Straße von Avignon nach Paris, voll Hoffnung, hier sein Glück zu machen. Bald gesellte sich ihm ein anderer Wanderer gleichen Alters, mit eben so leichtem Gepäck, nur blasser und magerer von Gesicht bei, der gleichen Weg beabsichtigte und gleiche Hoffnung nährte.

„Ich will nur Eins; ich wünsche nur Eins!" sagte der neue Ankömmling, als sich die Herzen etwas gegenseitig geöffnet hatten, ohne daß Einer des Andern Name und Gewerbe kannte. „Ich will nur Eins: beim ersten Todesfalle eines Prinzen oder einer Prinzessin aus der königlichen Familie das Seciren des Kadavers besorgen zu können."

„Ach, der Herr ist ein Arzt, ein Chirurg?" rief jetzt der erste Wanderer, den wir trafen.

„Ich bin ein Doktor, mein Bester."

Vor einem solchen zog natürlich der Andere höflich den Hut ab. „Was mich betrifft," setzte er aber auch hinzu, „so geht mein Ehrgeiz nicht über den Ihrigen. Ich wünschte nur, für den Prinzen oder die Prinzessin, welche Sie seciren wollen, die Leichenpredigt zu halten."

„Ah, der Herr ist also ein Geistlicher?" rief der Andere, nun ebenfalls höflich den Hut abziehend.

Jetzt öffneten sich die Herzen immer mehr, jetzt vertraute der Eine unverhohlen seine Pläne dem Andern. Paris lag vor ihnen. Sie mietheten sich gemeinschaftlich im fünften Stockwerke eines Hauses

ein und jeder verfolgte eifrig seinen Pfad, nebenbei des Andern gedenkend. Das Glück und der feste Wille, etwas werden zu wollen, begünstigte Beide. Es starb eine junge Prinzessin, die Tochter des Dauphins und der junge Geistliche hielt ihr, von seinen Gönnern empfohlen, in der That die Leichenrede. Es war Maury, der nachher berühmte Kardinal, geboren 1746, der unter Napoleon selbst auf die päpstliche Krone dachte, gestorben 1817. Der Arzt balsamirte nicht minder das Prinzeßlein ein. Er war der nachher so berühmte Leibarzt des Königs, Portal, der bis zur Revolution mit drei anderen Aerzten in Paris das Privilegium zu haben schien, die vornehme Welt in den Himmel zu fördern oder auf Erden festzuhalten, seinen Kindern aber eine Rente von 25,000 Thalern anbot.

In den brasilischen Bergwerken hat man kürzlich eine merkwürdige Substanz gefunden: man nennt sie Carbonado oder amorphen Diamant; sie ist eine Art Zwischenstufe zwischen Diamant und Holzkohle, und besitzt die Härte des ersteren neben dem schwarzen gleichförmigen Charakter der letzteren. Eine genaue Untersuchung zeigt merkwürdige Spuren eines Ueberganges von dem einen Zustand in den anderen, und man glaubt, daß eine fernere Untersuchung dieser Substanz zu etwas besserer Einsicht, als wir sie gegenwärtig besitzen, in Betreff der chemischen Beschaffenheit der Veränderung führen werde. Man hat kürzlich eine sehr merkwürdige Entdeckung gemacht, daß nämlich das chemische Element Boron, die Basis der gemeinen Substanz Borax, sich durch ein eigenthümliches Verfahren in durchsichtigen Krystallen herstellen läßt, welche die hohe Refraktionskraft des Diamantes und eine eben so große, wo nicht größere Härte, besitzen. Bis jetzt sind die erzeugten Krystalle noch zu klein gewesen, um im Handelsverkehr Werth zu haben; allein es ist sehr möglich, daß sich die Entdeckung später als von sehr großem Belang erweisen wird.

In Paris, Rue Clichy, hatte der Thierarzt Sanfourche ein Hundelazareth gegründet, welches von den Hundebesitzern, da es recht gut eingerichtet ist, lebhaft benützt wird. Jüngst kam eine alte Dame aus der Provinz mit ihrem kranken Königsbündchen an und besichtigte, bevor sie den Patienten übergab, das ganze Haus von oben bis unten. Als es aber zum Scheiden kam, konnte sie sich nicht entschließen, sich von dem Lieblinge ihres Herzens zu trennen. Sie wollte durchaus die erste Etage und die zur Promenade der rekonvaleszirenden Hunde bestimmte Terrasse für sich miethen und bot dafür eine fabelhafte Summe. Als ihr dies abgeschlagen wurde, bekam sie Krämpfe vor Aufregung und man mußte fast die Autorität der Behörde in Anspruch nehmen, um sie von dem Versuche abzubringen, sich gewaltsam in dem Hause zu installiren. Von Thränen fast erstickt, wurde sie endlich in einem Wagen fortgebracht.

Ein Londoner Arzt, Namens White, hat einen Taucherapparat konstruirt, mit dem die Admiralität in Portsmouth mehrere Versuche anstellen ließ, die sehr befriedigend ausgefallen seyn sollen. Die Stelle der alten Taucherglocke und der bisher gebräuchlichen schwerfälligen Taucherarmatur vertritt ein Cylinder von leichter Konstruktion. In diesem befindet sich der Leib des Tauchers; sein Kopf steckt in einer am oberen Ende des Cylinders befestigten, mit Gläsern versehenen Kautschukhaube, und an den Seiten sind Aermeln aus Kautschuk angebracht, in die der Taucher seine Hände steckt. Auf diese Weise wird es ihm möglich, unter Wasser leichter zu arbeiten als in der bisher gebräuchlichen schweren Rüstung, namentlich soll sich der Apparat vortrefflich zum Reinigen von Schiffskielen eignen. Zwei Kautschukröhren, die bis über den Wasserspiegel reichen, führen ihm atmosphärische Luft zu und entfernen die ausgeathmete. Sie sind auch als Sprachrohr zu gebrauchen, mittelst welcher der Taucher im Verkehr mit der Oberwelt bleibt. Ein anderer wichtiger Vorzug dieser Vorrichtung besteht in seiner Wohlfeilheit.

Ein dreistes Mittel zur Bezahlung ihrer Schulden ergriff die Frau eines Kaufmanns in Hamburg, welche einen weit über ihre Verhältnisse hinausgehenden Luxus trieb, und nun hart von einem Gläubiger bedrängt ward. Statt ihrem Manne ihr Vergehen zu bekennen und dessen Hilfe in Anspruch zu nehmen, veranstaltete sie unter der Hand eine Kollekte für eine in Amerika lebende Hamburgerin, die wegen unglücklicher Verhältnisse gern hierher zurückkehren wolle, aber nicht das Geld zur Ueberfahrt besitze. Die Unwahrheit dieser Angaben kam jedoch dadurch ans Licht, daß ein Verwandter der betreffenden Persönlichkeit von der Geldsammlung erfuhr, und die leichtsinnige Kaufmannsfrau konnte sich noch glücklich schätzen, durch Zurückgabe der erbeuteten Summen unangenehmeren Konflikten zu entgehen.

Redaktion, Druk und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Sonntag, 28. Juli 1861.

Trau! Schau! Wem?

Trau', o Mensch, auf dich allein,
Nicht auf And'rer Schmeichelei'n.
Selbstvertrauen führt zu Thaten! —
O! wie schlimm ist der berathen,
Der auf Menschenhilfe baut
Und auf Freundschaft eitel traut;
Selbstvertrauen soll uns leiten
Auf des Lebens stürm'scher Fahrt;
Mit ihm ist in allen Leiden
Muth und Seelenkraft gepaart.

Schau nur stets mit klarem Blick
Auf's Vergangene zurück;
Und die Lehre wird dir werden:
Daß der Mensch allhier auf Erden
Nur an sich gewiesen ist.
Wer die Hand dir schmeichelnd küßt,
Freund dir ist, so lange helle
Dir des Glückes Stern noch blinkt:
O wie weichet der so schnelle,
Wenn er einmal untersinkt.

Wem? — so frag' ich — darfst du trau'n
Und auf wessen Rede bau'n,
Wenn die schnöde Ichsucht immer
Auf des Andern Glückes Trümmer
Sieht das Seinige erblüh'n? —
Doch, die Menschen d'rum nicht flieh'n,
Laß sie heucheln und dir rathen —
Denk': daß es nur Menschen sind —
Doch, verlaß' dich nicht auf Thaten,
Und — vertrau' auf dich allein.

A. Kurz.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Eines Abends, Huybert hatte sich am Morgen dieses Tages nach Neu-Amsterdam begeben, erschienen Manuel und Namakewa zu Wilhelms großer Freude in der Huybert'schen Ansiedlung. Nachdem er sie seinen Eltern vorgestellt hatte, überreichte sie ihm die von ihm zurückgelassenen Bärenfelle. „Es sind Deine Siegeszeichen", sprach sie, „Merkmale Deiner Tapferkeit und, wie ich glaube, wohl werth, von Dir als eine Erinnerung an Deinen Aufenthalt unter meinem Volke aufgehoben zu werden. Aber wo ist denn Sonnenstrahl?"

„Hier, gute Namakewa", rief diese. „Bin ich denn so unkenntlich geworden?"

„Du wärest Sonnenstrahl? Doch worüber wundere ich mich? Ich hätte es schon im voraus wissen sollen. Wie ist's? Willst Du mit mir in die Wälder, in welchen Du Deine Kindheit und Jugend verlebt, zurückkehren?"

„Nein, lieber sterben!"

„Dann dürfte es wohl an der Zeit seyn, daß ich Dir das Deine Abkunft betreffende Geheimniß enthülle."

„Sprich, Namakewa, sprich!" riefen Sonnenstrahl und Wilhelm zugleich.

„Wohlan. Jetzt mögen wohl achtzehn oder neunzehn Sommer dahin seyn, als ein weißer Mann mit einem Kinde, einem etwa einjährigen Mädchen, sich heimlich in unserm Lager einfand und sich an Appewan, den Häuptling und Gatten Fawankewa's, wandte. Er sagte ihm, daß des Kindes Eltern todt seyen, und da er sein eigenes Volk hasse, wünsche und wolle er nicht, daß das Kind unter demselben aufwachse und die Laster desselben kennen lerne. Das Kind solle die Erziehung einer Indianerin erhalten. Um nun Appewan und Fawankewa seinen Wünschen zugänglich zu machen, machte er ihnen einige kostbare

Geschenke, wofür er aber die unverbrüchlichste Zusage verlangte, daß Niemand, weder von seinem noch unserm Volke, je erfahre, welcher Abkunft das Kind sey. Nachdem er sich überzeugt, daß das ihm gegebene Wort gehalten werden würde, entfernte er sich ebenso heimlich, wie er gekommen war.

Appewan und seine Squaw (Frau), von den geschenkten Sachen verblendet — er hatte eine Flinte und ein blankes Messer, sie eine schöne, wie Gold aussehende Kette und noch andere Kostbarkeiten bekommen — beriethen sich alsbald, wie nun zu verfahren. Das Kind hing liebevoll an Fawankewa's Halse, ihr Herz schlug der armen verlassenen Waise entgegen; sie war daher entschlossen, daß ihm kein Leid geschehen solle. Sie bereitete aus mehreren Kräutern eine ätzende Flüssigkeit, in welcher das Kind gewaschen und gebadet wurde. Nachdem die Haut desselben unsere Farbe angenommen, zeigte es Appewan dem versammelten Volke, dem er sagte, daß es ihm von dem großen Geiste zugesandt sey; es sey ein Manitu in Fleisch und Blut, der mit Liebe und Achtung behandelt werden müsse, wofür er aber den Kriegern Segen bringen werde. Der Aberglaube unsers Volkes ist nur zu bekannt, und es war damals noch um vieles leichtgläubiger als jetzt. Zwar wunderten sich die Krieger, daß der große Geist ein Mädchen zu ihrem Schutzgeiste ausersehen habe; doch wurden ihre Zweifel über dessen Wunderthätigkeit bald beseitigt. Kurze Zeit darauf war es zwischen den Raritanern und den Hackingsacken zu Feindseligkeiten gekommen. Ehe unsere Krieger in die Schlacht zogen, trat Appewan mit dem begabten Kinde in deren Mitte und legte die kleinen Hände desselben auf den Kopf jedes Einzelnen. Diese Berührung erfüllte die Tapfern mit Muth, sie gingen dem Feinde kühn entgegen, und obgleich derselbe ihnen an Zahl um das Zweifache überlegen war, so fochten sie dennoch mit einer solchen Unerschrockenheit, daß der Sieg sich bald auf ihre Seite neigte, und als die Gegner erfuhren, daß die Raritaner sich unter dem Schutze eines Geistes befänden, da flohen sie in Furcht und Schrecken davon, und von diesem Tage an war des kleinen Manitu's wunderbare und wohlthätige Macht eine eben so unbestrittene wie einflußreiche.

„Fawankewa fuhr indessen fort, dem Kind, welchem sie den Namen Sonnenstrahl beigelegt hatte, täglich ein Kräuterbad zu geben, und als es größer geworden, gab sie ihm zu verstehen, daß dies zu seiner Gesundheit und Reinigung diene. Das Wasser hatte die Eigenschaft, die Farbe zu befestigen und zu erhöhen; das Kind aber hat nie eine Ahnung davon gehabt, daß seine Hautfarbe eine künstliche war."

„Jetzt kann ich mir erklären, weßhalb Fawankewa mir so dringend anempfohlen, das Baden in diesem gefärbten Wasser nie zu unterlassen," bemerkte Sonnenstrahl.

„Seit Deiner Abwesenheit von den Raritanern," hub Namakewa wieder an, „hat aber die ursprüngliche Reinheit Deiner Haut sich dennoch wieder eingestellt."

„Weiter, weiter," sprach Theodora in höchster Aufregung. „Hat man nie erfahren, von wem das Kind den Indianern zugeführt worden ist?"

In diesem Augenblick erschien Manuel, der seinem Herrn mittheilte, daß Geldorp's Schaluppe von Jemand in der Umgegend der Stadt gesehen worden sey.

„Dann werden wir seine Rückkehr nach der Stadt jeden Augenblick erwarten können," bemerkte van der Beer. „Manuel, jetzt ist's an Dir, die Bewegungen des Schurken in genaue Obacht zu nehmen."

„Diesmal soll er uns nicht entgehen!" versetzte Manuel. „Schritt für Schritt soll er von mir und von des Herrn Huybert Sklaven überwacht werden."

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung.)

Am Mittag kamen die Leute zum Essen heim. Voran gradauf die noch immer kräftige Gestalt des Vetters, der dem Gaste mit freundlichem Gruße entgegentrat. — „Wie geht's Euch, Mann, Ihr seht noch ein wenig bleich aus."

„Recht gut," erwiederte der Flüchtling; „Ihr habt mir den Verband wieder so fest und sicher angelegt, als ob Ihr Euer Leben lang dabei gewesen wärel."

„Oh, oh," machte der Vetter, mit den Augen zwinkernd, „wird wohl seyn, daß ich auch schon dabei war; habe solche Denkzettel schon mehr gesehen und selbst erhalten. Thut aber nichts, so lang' es nur in's Fleisch geht und die Knochen ruhig läßt."

Vreneli war unterdessen schon um die Ecke in's Haus geschlüpft und der Flüchtling, der einen alten Soldaten vor sich sah, hätte gerne das wie und wann erfahren; der Vetter aber sagte, sich nach dem Brunnen wendend: „Auf den Abend, Freund, auf den Abend. Wir Leute haben's nach dem Sprichwort: zuerst die Last und dann die Rast."

Damit ging er und der Fremde war billig genug, dieses kurz abgebrochene Wesen nicht als Unhöflichkeit zu nehmen. „Soldatenart," dachte er, „umkehrt . . .

marsch. Aber Breneli muß ich doch jetzt gleich meinen Dank abstatten."

Mit dieser Absicht ging er der Hausthüre zu, als Breneli eben aus derselben trat und die Leute mit heller Stimme zum Essen zusammenrief. — „Das wird mir hoffentlich auch gelten?" fragte der Flüchtling näher tretend.

„Diesmal nicht," erwiederte das Mädchen, „die Base wird Euch gleich rufen." Damit trat es wieder in's Haus zurück und ließ den betroffenen Fremden vor der Schwelle stehen.

„Das ist doch etwas stark," sagte dieser vor sich hin und plötzlich kam ein Gefühl der Vereinsamung über ihn. Er blieb sinnend vor dem Hause stehen, während die Schnitter, ihre frischgewaschenen Hände zum Trocknen auf- und niederschlenkernd, einer nach dem Andern hineintraten. „Das ist es," dachte er, über die fernen Höhen hinblickend, „diese Menschen auf ihrer einsamen Scholle empfinden wohl ein augenblickliches Mitleid für einen großen, in die Augen springenden Körperschmerz eines Andern; ist aber der vorüber, so ist auch das Mitleid plötzlich verraucht. War das letztere doch mehr nur ein Erschrecken der eigenen Natur, als eine bewußte Empfindung allgemeiner Menschenliebe." —

Diese unfreundlichen Betrachtungen unterbrach noch zu rechter Zeit die freundliche Stimme der Base, die ihn nun ebenfalls zum Essen rief. Gustav folgte schmollend und halb widerwillig, konnte sich aber doch eines freundlichen Behagens nicht erwehren, als er in sein Stübchen trat und sein kleines Mittagsmahl zierlich auf schneeweißem Linnen aufgestellt erblickte.

„Ei," rief er verwundert, die Gerichte näher betrachtend, „das wäre für ein Herrenschloß gut genug!"

„Macht nur keine Komplimente," erwiederte die Base, über das bereits empfangene aber gleichwohl sichtlich befriedigt, „mein Mann hat heute früh die jungen Wildtauben da im Walde geholt, wo er das Nest wußte. Er sagt, so etwas werd' Euch in Euerm Zustande gut thun. Wohl bekomm' es."

Die Base ging und Gustav ließ sich den Appetit durch den Zweifel, ob der Vetter die richtige Diät ebenso gut verstehe, wie das Bandanlegen, wenig anfechten, stärker wohl beschäftigte ihn die Ungewißheit, wie er die Leute anzusehen habe. „Sorgt die treue Seele da schon vor ihrer schweren Tagesarbeit für Dich, den Fremden, und Breneli . . . nun, warte noch ein wenig, Herr Gustavus; soviel einmal ist gewiß, schön ist's, wie eine Maienrose!"

Die Selbstmahnung gegen vorschnelles Urtheil war wohl abermals nöthig, als der Flüchtling, noch kaum mit seinem kleinen Mahle fertig, schon wieder Vetter und Breneli sammt den Schnittern den Berg hinunter steigen sah, ohne daß sie ihm ein einziges Abschiedswörtchen gesagt hatten. Bald darauf trat die Base herein und sagte, sie gehe nun den Nachmittag ebenfalls zum Schneiden, ob der Herr vielleicht das Haus hüten wolle?

Dieses Ehrenamt war nicht abzulehnen, aber der Fremde wunderte sich doch, als er nach einer Weile aus seinem Stübchen trat und weder Tisch noch Schrank verschlossen sah. „Wie ein Schelm seh' ich wohl nicht aus," dachte er . . . „aber was hättest Du unter solchen Umständen einem dieser Menschen gegenüber gethan?" — Er nahm, in die Wohnstube getreten, die große Bibel vom Fenstergesimse herunter und begann zu lesen. Noch nie war ihm die Poesie des alten Bundes in so erhabener Weise entgegengetreten und noch wandelte er mit der Aehrenleserin Ruth auf dem Felde des reichen Boas herum, als bereits die Sonne sich über dem Walde herabgeneigt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die guten Folgen der Frömmigkeit sind gewiß schon oft genug anerkannt, indeß pflegen sie doch nicht häufig so eklatant hervorzutreten, als dies kürzlich in einem Falle in Wien geschehen ist. Ein Geschäftsmann, der vor einiger Zeit im Hause einer kinderlosen und auch einer Verwandtschaft entbehrenden Wittwe eine Wohnung bezog, wurde um dieselbe Zeit von einem viel intensiveren Lichte der Erkenntniß erfüllt, als ihm früher zu Theil geworden war, und er ging nun täglich sehr eifrig jenen andächtigen Verrichtungen nach, zu denen ihm früher im Drange der Geschäfte gewöhnlich die nöthige Zeit gefehlt hatte. Einige Nachbarn kamen auf die Meinung, der Betreffende suche neben dem Wege zum Himmel auch noch den zum Herzen der sehr frommen Wittwe: allein letztere scheint diese Absicht nicht getheilt zu haben, da sie sich kürzlich in ein besseres Jenseits hinübertragen ließ, zuvor aber noch ihr schönes, diesseitiges Zinshaus und 20,000 irdische Gulden ihrem Miether unter der Bemerkung im Testamente vermachte, „daß er bei seiner Frömmigkeit gewiß den besten Gebrauch von diesen Erdgütern zu machen wissen werde."

(Lebenskraft der Pferde.) Man hat kürzlich in Frankreich einige Versuche angestellt, zu erfahren, wie lange Pferde unter besonderen Umständen, z. B. in belagerten Festungen, ohne Futter würden leben

können. Man hat dadurch folgende Resultate erlangt: Ein Pferd kann 25 Tage ohne feste Nahrung leben, wenn es nichts als Wasser trinkt. Es kann nur 5 Tage leben, wenn es feste Nahrung, aber nichts zu trinken hat. Hat es 10 Tage lang festes Futter, aber ungenügend Wasser erhalten, so ist der Magen abgenutzt. Die Fakta zeigen die Wichtigkeit des Wassers in der Erhaltung der Pferde und wie dieselben danach verlangen müssen. Ein Pferd, dem man 3 Tage kein Wasser gegeben hatte, trank elf Gallonen (gegen neunzig Schoppen) in drei Minuten.

Eine junge Dame in Leipzig, welche erst kurze Zeit Unterricht im Gesange bei einem bekannten Musiklehrer genommen hatte, ersuchte vor einigen Wochen den Letzteren, ihr Meyerbeer's berühmte „Gnaden-Arie" einzustudiren. Die Lehrer der schönen Künste sind in der Regel darauf angewiesen, den Wünschen ihrer Zöglinge nach Möglichkeit zu entsprechen und so war er auch in diesem Falle, obwohl gegen seine Ueberzeugung, bereit, das Verlangen der Schülerin zu erfüllen. Die täglichen stundenlangen Uebungen der Anfängerin fielen jedoch so überaus kläglich aus, daß die nachbarlichen Bewohner, aus Furcht, das Gehör zu verlieren, jedesmal beim Beginn derselben die Fenster verschlossen und, so weit es ging, in den äußersten Winkel ihrer Wohnungen flüchteten. — Ein, dem Lehrer gegenüber wohnender, Kammermusiker beschloß daher, dieser, die Umgebung belästigenden Eitelkeit der Sängerin ein Ziel zu setzen. Als nämlich die junge Dame am nächsten Tage wiederum ihre ohr- und herzzerreißenden Studien begann, stellte er sich an das geöffnete Fenster seines Zimmers und geigte nunmehr die Melodie der genannten Arie so vortrefflich und seelenvoll herunter, daß die stümperhafte Nachtigall erröthend schwieg, und nachdem sich diese Scene am andern Tage auf kurze Zeit wiederholte, wohl von der fixen Idee zurückgekommen ist, schon jetzt eine ausgezeichnete Sängerin zu seyn.

Wien, 11. Juli. Die „Presse" schreibt: Cigarrenrauchende Damen gehören, wenn auch das duftige Kraut der Havanna und der, lichtbraunen Seidenfäden ähnliche, feinste „Türkische" sich in den Boudoirs schon viele Freundinnen erworben hat, doch auf der offenen Straße noch zu den Seltenheiten, weßhalb zwei reichgeputzte Schönheiten, die Mittwoch Morgens längere Zeit rauchend auf dem Wasserglacis promenirten, großes Aufsehen „unter den Philistern" erregten. Auch im Volksprater trafen wir vorgestern einen Mädchenkopf unter einem ungarischen Hute, der mit der Konsumirung einer Cuba beschäftigt war. Von einem Blasgewerden bei dieser Funktion konnte natürlich keine Rede seyn, da das Roth auf den Wangen der Betreffenden mit dem innern Organismus in keiner Verbindung stand.

„Was hat denn heute der Herr Pfarrer gepredigt?" fragte ein Mann seine Frau, welche aus der Kirche zurückkehrte. — „Man soll mit Allem zufrieden seyn, nie wider Gott murren und sein Kreuz geduldig auf den Schultern tragen." — „Ei, wie fein," sagte der Mann, „daß ihr Weiber dann nicht zu Fuß gehen dürftet."

Vierfylbige Charade.

1. und 2. Sylbe.

Als eintrat ich in's Leben,
Ward Freiheit mir gegeben,
Zu leben in der Welt.
Ich kenne keine Sorgen,
Bin immerhin geborgen,
Auch ohne Gut und Geld.

Auch brauch' ich keinen Schneider,
Trag' dennoch schöne Kleider;
Bin voller Fröhlichkeit.
Ich und mein nettes Liedchen,
Wir singen manches Liedchen
In trauter Einigkeit.

3. und 4. Sylbe

Ein Stand, an dessen Blätter
Manch' hoher Standsvertreter
Gleichsam als Raupe nagt;
Den man nicht kann entbehren
Und deßhalb sollte ehren,
Statt daß man ihn mißacht'.

Jedoch in neuern Zeiten
Es läßt sich nicht bestreiten —
Wird doch sein Werth erkannt.
Man hat es eingesehen,
Wenn er nicht wärd' bestehen,
Wär' elend jedes Land.

Das Ganze ein Behrängniß
Und gar noch ein Gefängniß
Für's erste Sylbenpaar.
Umringt mit Eisenstäben,
Muß es gefangen leben
Und trauern immerdar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Dienstag, 30. Juli 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

27.

„Um's Himmels willen, gute Frau," rief Theodora, „lasset mich jetzt wissen, wer das Kind in Euer Lager gebracht hat. Habt Ihr den Namen des Fremden je nennen hören?"

„Sein Name ist nicht allein mir, sondern auch Euch bekannt. Es ist Kaspar Geldorp. Seit jener Zeit hat er mit unserem Volke in steterem Verkehr gestanden."

Van der Veer stieß einen tiefen Seufzer aus und schlug die Hände zusammen. Theodora sank besinnungslos auf ihren Sitz zurück. Nachdem sie sich in etwas wieder erholt, fragte sie:

„Habt Ihr Eurer Erzählung nichts weiter hinzuzufügen? Ist das alles, was Ihr wißt?"

Namakewa antwortete: „Die Kleidungsstücke, in welche das Kind gehüllt war, als es Fawankewa gebracht wurde, sind von ihr sorgsam aufgehoben. Hier sind sie. Ich habe sie von ihr erhalten, um sie Sonnenstrahl einst auszuliefern."

„Gebet sie mir! Lasset sie mich sehen!" rief Theodora, indem sie Sonnenstrahl das kleine Bündel aus den Händen riß und mit Schnelligkeit öffnete. Ein kleines seidnes Kleidchen, dessen Farbe bereits sehr verschossen war, ein Röckchen von feiner Wolle und ein Hemdchen mit den Buchstaben O. V. gezeichnet, waren darin enthalten.

„Wie seyd Ihr zu diesen Sachen gekommen?" fragte sie.

„Es ist die Kleidung des weißen Kindes, welches von Geldorp unserm Häuptlinge gebracht worden ist."

„Und was ist aus dem Kinde geworden?"

„Frau," sprach Namakewa im Tone des Unwillens, „glaubt Ihr etwa, daß ich die Unwahrheit gesprochen?"

„Nein, nein!" rief Theodora. „Peter, geliebter Mann, wozu noch weiter fragen? Wozu noch weiter beten? Aus der Finsterniß hat uns der Allmächtige in ein glorreiches Licht geführt, hat uns nach jahrelang still genährtem Kummer den Genuß einer überschwänglichen Freude bereitet! Namakewa, Wilhelm, Sonnenstrahl! Das mir die Brust erdrückende Geheimniß kann ich Euch jetzt offenbaren. Meine Olivia, unsere Tochter, ist uns von Geldorp, als sie noch ein Säugling war, gestohlen worden. Er hatte geschworen, daß wir in unserer Ehe keine glückliche Stunde verleben sollten, und die erste That seiner Rache war die, uns unseres theuersten Schatzes zu berauben. Daß er und kein anderer diese That verrichtet, darüber hegten wir von vorn herein keine Zweifel. Allein er hatte sich unsern Nachforschungen entzogen, und da wir überdies keine Beweise vorzubringen vermochten, so beschlossen wir, gegen diesen herben Verlust im Stillen anzukämpfen. Der Allbarmherzige sey gelobt! Nach so langen Jahren hat er uns die Verlorne zurückgegeben und die Freude ist in mein Herz wieder eingezogen. Sonnenstrahl, Olivia! An meine Brust, Du wiedergefundener Schatz!"

Sonnenstrahl, welche das eigene Herz schon gesagt, die in der Tiefe ihrer Seele gefühlt hatte, daß das, was sie so eben vernommen, auf Wahrheit beruhe, stürzte sich in die Arme der Mutter.

„Armer Wilhelm!" sprach van der Veer gefühlvoll, „daß Du anstatt einer Fremden uns die Tochter zugeführt, davon hast Du Dir nichts träumen lassen."

Aber Wilhelm war im Zimmer nicht mehr zu erblicken.

„Wo mag er sich denn hingegeben haben?" fragte Theodora ganz besorgt.

„Ich will gehen, ihn zu suchen," sprach Sonnenstrahl.

„Thue das, gutes Kind," rief Theodora ihrer rasch davon eilenden Tochter zu, „und bringe ihn uns wieder."

Von einem der draußen stehenden Roger erfuhr Sonnenstrahl, daß Wilhelm die Richtung nach den Nußbäumen hin eingeschlagen habe. Dort fand sie ihn, der tiefsten Verzweiflung hingegeben, auf der feuchten Erde liegend.

„Wilhelm," sprach sie zu ihm, indem sie sich an seiner Seite niederließ, „ich bin gekommen, Dir Trost zu bringen, vielleicht ich selber, in meinem neuen Glücke, des Trostes noch bedarf. Was das Schicksal mir mit der einen Hand gegeben, hat es mir mit der andern genommen."

„Du sprichst noch von Trost? Meine schönsten Hoffnungen sind unwiderbringlich dahin! O, wäre ich doch damals des Todes Opfer geworden, als Du mich dem Scheiterhaufen entrissest!"

„Wilhelm," versetzte sie, „wer hat mich in der von unserm Heilande gelehrten Religion unterrichtet? Wer hat mich gelehrt, auf Gott zu vertrauen? Wer hat mir durch Beispiele bewiesen, daß Gott alles zu unserem Besten eingerichtet hat und daß wir uns seinen Fügungen gehorsamlich zu unterwerfen haben? Auch in meiner Brust ist der Kummer eingezogen, — indessen murre ich nicht, gebe ich mich nicht der Verzweiflung hin. Hiemit verspreche ich, Dir fortan eine Schwester im wahren Sinne des Wortes seyn zu wollen. Sey Du mir ein guter lieber Bruder."

„O, wie aus Deinem Munde die Worte Bruder und Schwester so widerlich klingen! O, daß ich Dich nie gesehen hätte!"

„Wilhelm! Wilhelm! Möge der Himmel Dir diese in der Verzweiflung gesprochenen Worte verzeihen! Bedenke, wie wunderbar der Allwaltende alles geleitet. Du und ich der Macht eines rohen Volkes entrissen, die Gattin durch Dich dem Gatten wieder zugeführt, und die längst verloren geglaubte Tochter ebenfalls durch Dich den Eltern wieder zurückgegeben, — ist darin nicht der Finger einer allweisen Vorsehung zu erkennen? Die Zeit, welche so manche Wunden heilt, wird auch uns an die neue, geschwisterliche Liebe gewöhnen. Komm, laß uns zu unsern Eltern zurückkehren, welche Deine Abwesenheit mit Unruhe bemerkt haben, auf daß sie von Deinem Kummer an diesem Abend nichts gewahr werden und ihre Freude über ihr neues Glück eine ungetrübte sey. Sey mir zu Liebe ruhig und gefaßt, und daß auf Deiner Stirne sich keine Wolke der Unzufriedenheit zeige!"

Der arme Wilhelm! Er erhob sich und schwankenden Schrittes, das Herz voll Wehmuth, ließ er sich von Sonnenstrahl zurückführen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung.)

Nach dem Abendessen waren die Schnitter fortgegangen und der Flüchtling saß mit dem Vater und Vreneli auf der kleinen Bank neben dem Hause. Ueber dem stillen Walde floß goldener Abendschein und aus dem nahen Gebüsche ließen Amsel und Drossel sich immer leiser hören. Der Fremde hatte bereits erzählt, daß er Baumeister wäre, von dem gewaltigen Sturme, der über seine Heimath gegangen, mit erfaßt und nun von demselben mit tausend Andern in die Fremde verschlagen worden sey. „Ich habe noch nie ein schmerzlicheres Gefühl gekannt, als das jetzt, keine Heimath zu haben," schloß er mit bewegter Stimme.

Der Vetter wurde von der Base hereingerufen und die zwei Andern saßen allein neben einander. Der Flüchtling schaute sinnend auf das Gesicht Vreneli's, das vom Abendschein angehaucht sich still zur Erde senkte, bis endlich eine Thräne unter den langen Wimpern hervorglitt.

„Was hast Du?" fragte er mit weicher Stimme.

„Ich dachte daran, daß ich eigentlich keine Heimath habe."

„Hast Du keine Eltern mehr, gutes Kind?"

„Nein," sagte es, die Hand über die Augen legend, „sie sind beide schon lange unter'm Boden."

„Dann sind wir Bruder und Schwester," sprach er, des Mädchens Hand erfassend, „ich habe auch weder Vater noch Mutter mehr; und uns Beiden bleibt nur der Vater alles Lebens übrig."

Vreneli schaute ihm mit wehmüthigem Lächeln in's Gesicht. — „Ach ja, wenn ich könnte Euere Schwester seyn," sagte es, „da wollt' ich recht froh und glücklich werden."

„Aber bist Du denn das nicht jetzt schon?" fragte er leise.

„Nicht mehr, nein, nicht mehr."

Gustav fühlte sich von dem wehmüthigen Klange dieser Stimme wunderbar ergriffen und er mußte sich mit Gewalt vor einer Frage hüten, die ihn sogleich in das volle Vertrauen des einfachen Kindes geführt hätte. Die schnelle Hingebung desselben kam ihm seltsam vor gegen das fast barsche Benehmen von heute und er sagte daher: „Ich habe vor einer Stunde noch nicht geglaubt, daß Du mich zum Bruder haben möchtest."

Vreneli lächelte. „Ich hab' es wohl gedacht," meinte es treuherzig, während seine Hand fortwährend unbefangen in derjenigen des jungen Mannes ruhte, „aber daß ich heute Mittag so kurz war, hat einen andern Grund." Gustav schwieg einen Augenblick.

Er empfand ein geheimes Bangen vor dem Vertrauen, das ihm wieder entgegentrat und doch trieb ihn eine lebhafte Unruhe, in das Geheimniß dieses einfachen Lebens eingeweiht zu werden.

„Ihr waret aber auch gar kurz und fast unfreundlich," sagte er, „und doch wollt' ich Euch nur danken für die mir erwiesene Theilnahme."

„Warum nennt Ihr mich auf einmal „Ihr"?" fragte Breneli aufschauend.

„Du nennst mich ja auch so," antwortete Gustav, der recht gut wußte, daß er den richtigen Grund damit nicht genannt.

„Ja, das ist was ganz anderes," meinte Breneli, „aber ich will's Euch nur gleich sagen, was es war, s'ist auch für ein ander Mal gut. Der große Mann, der uns schneiden hilft, hatte mich vorher schon geneckt, daß ich Euretwegen nach Hause gegangen sey."

„Und warum denn das?" fragte Gustav.

Das Mädchen zögerte einen Augenblick, dann sagte es leise: „Er will mich eben heirathen."

„Dich heirathen!" —

„Ja gewiß, aber sprecht nicht so laut. Er hilft uns jetzt auch nur schneiden, damit mich dann der Vetter ihm wieder zur Hilfe schicke."

„Wer, ist er denn, dieser Mann?" fragte Gustav mit unwillkürlicher Bekommenheit.

„Es ist unser nächster Nachbar, da gleich hinter der Waldecke. Seine Frau ist ihm vor noch nicht einem Jahre gestorben; aber," fügte es leiser hinzu, „sie ist gerne gestorben, obwohl sie die Sache gut hatten."

Gustav schwieg und schaute lange sinnend auf das wehmüthige Mädchengesicht, das nachdenklich in den Schooß blickte. — „Aber was kümmern Euch solche Dinge," sagte Breneli leise; „ich hab's Euch auch blos gesagt, damit Ihr mich nicht für unfreundlich haltet."

„Blos deßwegen?" fragte der junge Mann langsam, indem er sich herabbeugte und dem Mädchen in die Augen schaute, „blos deßwegen, Breneli?"

Breneli's feines Gesicht erblühte wie ein in der Morgensonne aufbrechender Rosenbusch. „Gewiß, ich weiß nichts Anderes," sagte es, seine leise zitternde Hand zurückziehend. —

Um die Hausecke herum kam die Base mit dem Vetter gegangen und dieser meinte, es wäre gut, wenn der junge Herr nun in's Bett ginge; die Abendluft da droben sey wohl zu kühl für ihn. Der Flüchtling hatte vorhin anfragen wollen, ob er im Hause bleiben könne bis zu seiner gänzlichen Herstellung oder bis überhaupt die dunkle Lage seiner nächsten Zukunft sich etwas aufgeklärt hätte; jetzt unterließ er diese Frage und schickte sich sogleich an, dem sorglichen Rathe seines Hauswirthes Folge zu leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Gerichtsreferat im „Manchester Exam." enthält Folgendes: Ein gewisser Thomas Grün war zu 20 Tagen Gefängniß verurtheilt, weil er einem früher wegen einer Schuld gegen ihn erlassenen Erkenntnisse nicht nachgekommen war, schien aber weder Lust zu haben, Schulden zu bezahlen, noch zu sitzen. Endlich wurde er gefaßt und in das Gefängniß gebracht. Der Gefangenwärter meinte, daß ein Bad das Nervensystem des Eingebrachten sehr stärken werde . . . es wurde auf seinen Wink sofort ein Bad bereitet. In der Badestube angekommen, befahl der Aufseher dem „Mr. Grün", sich zu entkleiden, wogegen der „Mr." gewichtige Einwendung machte. Der Aufseher wollte sich Gehorsam verschaffen und legte zuletzt Hand an den Gefangenen, indem er ihm auf die höfliche Weise, wie man sie von den Gefangenwärtern auf der ganzen Erde kennt, half: erst riß er ihm den Rock ab, dann die Weste — als aber beide Stücke auf der Erde lagen, trat eine feierliche Pause ein. Mr. Grün gab nämlich eine Erklärung ab, welche den Schließer entwaffnete. Das übrige Aufsichtspersonal wurde herbeigerufen und es war richtig — Mr. Thomas Grün war eine Dame! Es entstand nun bei den feinfühlenden Gefängnißwärtern sogleich Bedenken darüber, ob sie die „Dame" im Gefängniß behalten dürften. Der Gerichtshof verfügte ein sofortiges scharfes Verhör und schickte dann sogleich Mr. Thomas Grün nach Hause zu der „geliebten Hausfrau". Die „Dame" Grün gab zu Protokoll: daß sie als ganz junges Mädchen in Dienst bei einer Dame, welche gern einen kleinen Pagen als Bedienten gehabt hätte, gekommen, daher als Knabe gekleidet worden sey, später die bequeme Mannstracht beibehalten habe, sodann — als sie endlich den Dienst bei der Dame verlassen — als „Mr. Grün" in einer Fabrik gearbeitet und sich dabei ganz gut gestanden habe. Später, als sie sich bei ihrem Alleinseyn gelangweilt, habe sie sich verheirathet. Nach der Aussage der Nachbarn soll diese Ehe eine sehr glückliche gewesen seyn!

Wenn vor zehn Jahren — sagt die „New-Yorker H.-Z." — Jemand prophezeit hätte, daß der Postverkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Europa dereinst hauptsächlich durch deutsche Dampfer unter-

halten werden würde, so hätte man solchen Propheten für's Irrenhaus reif gehalten. In der That war die Briefbeförderung mit den beiden Reichsschneckendampfern „Hansa“ und „Germania“, seligen Andenkens, eine so langwierige, daß man jede Hoffnung aufgeben mußte, je deutsche Dampfer ersten Ranges in amerikanischen Häfen zu sehen. Und dennoch ist es jetzt dahin gekommen, daß die Sonnabendpost fast regelmäßig durch deutsche Dampfer befördert wird, welche an Schnelligkeit und Sicherheit selbst den besten amerikanischen und englischen Postdampfern nicht nachstehen, ja diese sogar theilweise übertreffen. Welcher Deutsche wird jetzt, seit jede 8 Tage ein deutscher Postdampfer ersten Ranges nach Europa abgeht, noch eine andere Dampferlinie benutzen!

Unter die Notizen, welche die Novarafahrer in Rio de Janeiro sammelten, gehört auch eine merkwürdige Krankengeschichte. Vier Jahre lang war ein fünfzigjähriger Mann Namens Mariano Machado in den Spitälern an der Elephantiasis gelegen und von seinem grauenhaften Leiden so lebensüberdrüssig geworden, daß er sich entschloß, als Heilmittel den Stich einer Klapperschlange zu versuchen, da in ganz Südamerika der Aberglaube herrscht, daß ein solcher giftige Biß gegen die Elephantenkrankheit helfe. Vergeblich warnten die Aerzte den Patienten, er beharrte auf seinem Vorsatz und ließ eine Urkunde anfertigen, daß es sein fester und freier Wille gewesen sey, die gefährliche Kur zu versuchen. Er trat dann in den Käfig einer Klapperschlange und ergriff das Thier, welches ihm jedoch, als ob es ihm selbst vor dem Bresthaften geekelt hätte, zu entschlüpfen suchte, und ihn erst, nachdem er es gedrückt und gequetscht hatte, in die Hand stach. Mehrere Aerzte wachten am Bette des Patienten und wendeten auch, als die Sache schlimm wurde, Gegengifte an, aber vergeblich; denn nach 24 Stunden war Mariano todt, und die Wissenschaft um eine negative Erkenntniß reicher.

Es wird erzählt, daß die Damen von Troja (einer nordamerikanischen Stadt) ganz etwas Neues auf ihren Märkten erfunden haben. Eine Anzahl hübscher Mädchen setzt sich hin und erlaubt Herren, sie zu küssen, für 12½ Cents der Kuß. Ein Mädchen brachte 62 Dollars an einem Abend zusammen, und ein Herr verausgabte 11 Dollars. Das Geld ist für die im Felde Kämpfenden bestimmt.

Mehrfache in England angestellte Versuche, den neuesten Kometen photographisch aufzunehmen, sind mißglückt, obwohl man ihn über 2 Minuten auf die Platte wirken ließ, und die Fixsterne in seiner Nähe sich deutlich abspiegelten. Donati's Komet, der im Jahre 1858 erschien, ergab nach sieben Sekunden ein gutes photographisches Bild.

Das größte Buch, das je gedruckt worden, befindet sich in einem Exemplare in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien. Es hat den Titel „Pantheon der Helden Englands“ und ist jede Seite 4 Klafter hoch und 2 Klafter breit. Die Buchstaben haben die Höhe eines halben Schuhes. Das Buch wurde auf einer Londoner Dampfpresse gedruckt und die Stelle der Druckerschwärze vertrat Goldfirniß. Es sind von diesem typographischen Riesen nur 100 Exemplare für die bedeutendsten Sammlungen abgezogen worden.

(Der angehende Oekonom.) In einer Gemeinde, in welcher der Pfuhlständer ein geschätztes Möbel ist, saß ein dreijähriges Bübchen bei Tisch und schöpfte mehrmal mit dem Löffel Sauce über seine Kartoffeln. „Na, Peter, sag, was machst Du dann?“ fragte ihn der Vater. „Ich puhl mein Grumbeere,“ antwortete das Kind.

Das Erscheinen von Flecken auf der Sonne, mit welchen der Erdmagnetismus so innig verbunden ist, vermehrt sich und nimmt wieder ab in regelmäßigen Perioden von 11 Jahren und 40 Tagen.

Ein sehr beliebter Komiker, der ein großes Vermögen besaß, lag auf dem Todtenbette, seine Freunde umstanden laut schluchzend die Lagerstätte. „Tröstet Euch,“ sagte der Kranke, „denn Ihr werdet nicht so lange über mich weinen, als Ihr gelacht habt.“

Die durch die menschliche Stimme erzeugten Schwingungen in der Luft lassen sich unter gewissen Bedingungen in dem Grade steigern, daß sie ein Glas zu zerbrechen im Stande sind.

Ein Zufluß von Luft, welcher einem Gasbrenner mittelst einer Röhre zugeführt wird, vermehrt die leuchtende Kraft der Flamme in einem beträchtlichen Grade.

Deutsche Aerzte behaupten, daß von 20 Todesfällen junger Leute von 18 bis 28 Jahren 10 ihren Grund im übermäßigen Rauchen hätten.

Auflösung der viersylbigen Charade in № 90:
Vogelbauer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Freitag, 2. August 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

28.

Tags darauf kehrte Huybert von Neu-Amsterdam schon in früher Morgenstunde wieder heim. Doch mußte ihm dort etwas ganz Außerordentliches begegnet seyn, da er sich in einem solchen Zustande von Aufgeregtheit und Verwirrung befand, daß er die Gäste seines Hauses kaum begrüßte und sich ihrer Gegenwart wieder entziehen zu wollen schien. Hieran wurde er jedoch von van der Veer verhindert, der ihm Sonnenstrahl, unter Mittheilung der von Namakewa Abends zuvor gemachten Offenbarungen, als seine Tochter, welche er verloren, ja längst todt geglaubt, vorstellte.

„Wie aber kommt es," fragte Huybert, „daß Sie mir von Ihrer verloren gegangenen Tochter früher mit keinem Worte Erwähnung gethan haben? Wie habe ich mir das zu erklären?"

„Dieser Gegenstand ist uns stets ein so peinlicher gewesen, daß wir beschlossen hatten, nie davon zu sprechen, und hätte die Verlorene sich nicht wiedergefunden, so würden wir das Geheimniß mit zu Grabe genommen haben."

„Fern sey es von mir, Sie dieserhalb tadeln zu wollen," versetzte Huybert, „da ich aus eigner Erfahrung weiß, wie überaus schmerzlich es ist, von in der Vergangenheit liegenden Dingen, die uns die ausgestandenen Leiden stets wieder neu auffrischen, zu sprechen. Doch hören Sie. Auch ich bin nahe daran, etwas in Erfahrung zu bringen, nach dessen Wissenschaft ich mich schon seit Jahren gesehnt habe. Gestern erfuhr ich in Amsterdam, daß Geldorp wieder zurück sey. Sofort begab ich mich nach seiner Wohnung, wo ich seine Frau in Thränen gebadet antraf. Bei meinem Anblick suchte sie mir ihre Unruhe zu verbergen; ich aber, ihre weiche Stimmung benutzend, bat sie bei allem, was ihr heilig und theuer sey, das in ihrem Besitze befindliche Geheimniß, von welchem die Ruhe und das Glück meiner noch wenigen Lebensjahre abhängen, mir nicht länger mehr vorzuenthalten. Meine Worte mußten ihr Herz gerührt haben; ich sah, wie sie mit sich kämpfte, denn nach einer langen Pause sprach sie: „Herr Huybert, der Elende, den ich Gatte zu nennen gezwungen bin, ist soeben hier gewesen. Wiederum hat er mich der Untreue und der Falschheit beschuldigt. Sehen Sie, diese Beule auf der Stirn? Dieselbe rührt von ihm her, sie ist eines der Zeichen seiner Rohheit. Schon früher hat er mich zu mehreren Malen mißhandelt. Aber nicht länger mehr bin ich gewillt, eine solche Behandlung von ihm zu ertragen. Das Maß ist zum Ueberlaufen voll und die Stunde der Trennung von ihm ist gekommen. Morgen früh, so sagte er mir, will er Herrn van der Veer sehen und sich an seinem Elende weiden. Daß aber Theodora, welche er noch immer in seiner Gewalt zu haben glaubt, wieder auf freien Füßen ist, und Wilhelm, den er schon längst todt wähnt, sich aus seiner Gefangenschaft befreiet hat, davon weiß er noch nichts. Gott gebe, daß er es heute Abend in der Stadt nicht erfahre! Meine Absicht ist nun die, mich morgen früh ebenfalls nach Ihrem Hause zu begeben, ihn dort in seiner ganzen Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit bloszustellen und Ihnen, da ich bei dieser Gelegenheit noch mehreres zu offenbaren habe, auch Ihr Geheimniß mitzutheilen. Kann ich dabei auf Ihren Schutz rechnen? Wollen Sie mich seiner Rache entziehen? fragte sie mich. Natürlich, daß ich ihr diese Versicherung bereitwilligst ertheilte und sie in ihrem Entschlusse zu bestärken suchte."

„Aber wie hat sie von der Rückkehr meiner Frau und meines Sohnes Kenntniß erhalten?" fragte van der Veer.

„Da fällt mir ein," versetzte Huybert, „daß ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich mit Geldorp's Frau schon vor längerer Zeit eine Unterredung gehabt

habe, bei welcher Veranlassung ich sie um Theodora's Schicksal aufs tiefste bekümmert fand, und um sie zu beruhigen, theilte ich ihr mit, daß Mutter und Sohn sich wieder in Sicherheit bei uns befänden. Im Uebrigen scheint es mir, als ob sie der Raub heftiger Gewissensbisse sey; jedenfalls aber halte ich mich davon fest überzeugt, daß sie ihren Vorsatz, sich von ihrem Gatten zu trennen, zu verwirklichen suchen wird."

Nachdem Manuel angewiesen war, sich der Person Geldorp's, sobald sich derselbe blicken lasse, zu versichern, und dabei, wenn nöthig, sich der Hilfe der andern Sklaven zu bedienen, setzten sich die Hausgenossen an den Frühstückstisch. Wilhelm hatte sich auf dringendes Bitten Sonnenstrahls ebenfalls eingestellt, doch war es ihm nicht möglich, sich in seiner gewohnten Unbefangenheit zu zeigen. Indessen blieb sein verstörtes Wesen von den Andern unbemerkt, da die Aufmerksamkeit Aller lediglich auf Geldorp's Erscheinen gerichtet war.

Nur kurze Zeit hatte die Gesellschaft am Tische gesessen, als Manuel die Annäherung Geldorp's, der sich von Schaick begleiten ließ, meldete.

Van der Veer, welcher den gefürchteten Freibeuter ohne Beisein der Uebrigen zu sprechen wünschte, ließ diese in ein Nebenzimmer treten; nur Manuel behielt er bei sich, jedoch hatte sich dieser hinter einen Wandschirm zu stellen, um nicht sogleich gesehen zu werden.

Kaum waren diese Anordnungen getroffen, als Geldorp von der alten Hagar in das Speisezimmer geführt wurde.

„Ah, mein Herr van der Veer, wie geht es Ihnen?" redete er diesen mit der Miene der Schadenfreude auf seinem abschreckenden Gesichte an.

„Wie es mir geht? Was geht Sie das an? Doch ist mir Ihr Besuch recht lieb," versetzte van der Veer in einem ernsten Tone.

„Haben Sie Nachrichten von Ihrer Frau?"

„Wozu diese Frage?"

„Weil ich mich für sie interessire."

„Dann sind Sie ohne Zweifel gekommen, mir zu sagen, wo sie sich gegenwärtig befindet?"

„Ich hätte von dem gegenwärtigen Aufenthalte Ihrer Frau Kenntniß? Doch davon abgesehen, so gereicht mir Ihr jetziger Gemüthszustand zu einer großen Genugthuung. Es ist mir gerade so, als ob ich Ihnen Theodora mit eigenen Händen entrissen hätte, und hierin finde ich eine Art Sättigung meiner Rache."

„Schurke!" rief van der Veer, der seiner Gefühle nicht mehr Herr war. „Wozu noch dieser Spott? Meinen Sie, daß Ihre Handlungen mir ein Geheimniß wären? Ich kann Ihnen durch lebende Zeugen den Beweis führen, daß Sie nicht nur meine Frau, sondern auch meinen Sohn entführt haben."

„Diese Zeugen möchte ich wohl sehen."

Van der Veer öffnete die Thüre des Nebenzimmers — Theodora und Wilhelm standen an der Schwelle desselben.

„Tod und Teufel!" rief Geldorp, der zu entfliehen sich anschickte.

Aber hieran ward er durch Manuel verhindert, der ihm mit seiner starken Faust einen so derben Schlag auf die Stirn versetzte, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. In diesem Zustand ward er gebunden und auf eine Ruhebank gelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung)

2.

Scheiden.

Gustav war des Glaubens, daß das Leben nicht als ein Spiel betrachtet, sondern als ernste besonnene Arbeit genommen werden müsse; d'rum schenkte er sich selbst jederzeit gerne klaren Wein ein und trachtete, sein Empfinden mit seinem Wollen in Einklang zu setzen. So saß er auch diesen Abend noch im Hinterstübchen, als der schweigende Schlaf schon lange über das Haus gezogen war. Draußen störte kein Laut den stillen Mondschein, der über Wald und Wiese herabfloß und um so deutlicher konnten die Stimmen gehört werden, die im eigenen Innern sprachen. Es ist immer ein verhängnißvolles Geschäft, wenn der Mensch über diese Stimmen zu Gericht sitzt und wer diese Heiligkeit recht empfindet, wählt daher zu demselben auch gerne die Nacht mit ihrer ernsten Schweigsamkeit.

Gustav war bei dieser Heerschau seiner Empfindungen bald im Klaren, daß Vreneli einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er versuchte wohl mit leisem Selbstspotte an diesen Eindruck heranzutreten, denselben als bloße Dankbarkeit oder als Folge seiner körperlichen Erschöpfung, seiner augenblicklich vereinsamten und dunkeln Lage zu deuten; so viel blieb sich immer gleich: sein Herz schlug unwillkürlich wärmer und unruhiger, wenn das reine, demüthig schöne Mädchenbild vor sein inneres Auge trat. Er verglich dieses Bild mit den glänzenden Erscheinungen, die schon über seinen Lebensweg geschritten und blitzende Streiflichter auf denselben geworfen hatten; aber diese Streiflichter huschten unaufhaltsam vorüber wie Sternschnuppen, während der eine Stern ruhig stehen

blieb und sein träumerisches Licht tief in das Herz hinabsenkte. Gustav ließ diesen Eindruck allmälig unangefochten mit seiner ganzen lieblichen Kraft auf sich einwirken und es war ihm, als läge sein Herz von einer blühenden, erquickenden Morgensonne übergossen. Dann erhob er sich endlich und sagte fest vor sich hin: „Nun weißt Du, woran Du bist; Du hast kein Recht, einen Schatten auf dieses reine Licht zu werfen."

Mit dem einmal gefaßten Beschlusse glaubte er seiner Unruhe Meister zu seyn und legte sich nieder, aber trotz aller Ermüdung wollte der ersehnte Schlaf nicht herankommen, oder wenn er auf Augenblicke kam, kam er mit Träumen gegangen, die das wache Sinnen und Empfinden in ergreifenden Bildern fortspannen. Gustav lag an einer nackten Felsenwand; hinter ihm war der schmale Steig verschwunden und vor ihm schoß ein schwindlichter Abgrund in grauenvolle Nacht hinunter, aber eine brennende Gluth umfloß ihn, während er kein Glied zu rühren im Stande war, um nach der Quelle hinzugehen, die ihm aus nahem, schattigen Gebüsche entgegensprudelte. Hitze und Durst wurden durch das kühle Rauschen zu tödtlicher Qual gesteigert und dem Verschmachtenden war's, als hätte er da schon Tage lang gelegen, ohne daß die Sonne von ihrer Stellung gewichen, ohne daß ein Abend mit seiner Kühlung herangekommen wäre. Da endlich tauchte in dem blendenden Lichte ein Schatten empor, eine unsichtbare Hand führte ein Schaale an seine Lippen und eine freundliche Stimme sprach: „Trinke!" Es war die Stimme Vreneli's, das sich mit bekümmertem Gesichte über ihn hereinbeugte. Er erwachte mit heißer Stirn und schaute hastig um sich; das Gesicht war verschwunden, aber durch das Fenster herein floß heller Mondschein und durch die nächtliche Stille erklang das Rauschen des Brunnens bald in dumpferem Falle, bald in dünnen, klingenden Silbertönen. „Das ist der ganze Traum," dachte der Erwachte, „ein vor Ermüdung heißer Kopf, der Mondschein über dem kaum geschlossenen Auge und vor dem wachen Ohre das Sprudeln des Brunnens. Daß Felsen und Vreneli dabei seyn müssen — nun ja," sagte er, leise über seine traumdeutende Weisheit lächelnd, „wir wollen nochmals probiren." Er schloß die Augen, um sich von einem neuen Traumbilde quälen und trösten zu lassen.

Die Deutung desselben machte sich indessen nicht so bequem, wie das erste Mal und der Schlaflose war noch immer mit derselben beschäftigt, als bereits das erste Morgengrauen aufdämmerte. Er horchte aufmerksam auf die Schritte, die sich bald im Hause hören ließen und konnte den geheimen Wunsch nicht unterdrücken, die Leute möchten sich, wie gestern, alsbald wieder auf's Feld begeben. Dann verging wenigstens noch ein Tag, bevor er seinen gefaßten Entschluß ausführen mußte und die Ruhe, der stille Friede hieroben in der Einsamkeit thaten ihm ja doch so wohl, der an Leib und Seele gleich müde war; aber es war nicht der schlurfende Schritt der Base, es war der leichte, elastische Takt, der dem Ohre des Horchenden schon so tief eingeprägt war. Ob die Thüre sich wohl öffnen und das morgenfrische Gesicht mit freundlichem Gruße hereinblicken wird? — Die Thüre öffnete sich nicht und vor derselben blieb es stille, wie athemloses Horchen; dann endlich ging es wieder davon, leise, leise, wie es herangekommen war.

„Auf," sagte Gustav sich ermannend, „die Pflicht verträgt kein trügerisches Faulbett." Er erhob sich rasch und stand nach kurzer Weile angekleidet vor der Hausthüre, als Vreneli eben vom Brunnen heraufkam.

„Es freut mich, daß ich Dir zuerst begegne," sagte er, dem Mädchen die Hand entgegenstreckend, „das wird mir Glück auf den Weg bedeuten."

„Ja? wo wollt Ihr denn hin?" fragte es, ihn groß anschauend.

„Wohin eben der Wind einen Heimathlosen verschlagen kann, wer weiß es, für heute einmal nach Aarau."

„Ich hab' es wohl gedacht," sagte Vreneli, die Augen niederschlagend, „es werde Euch bald zu langweilig seyn bei uns da droben."

„Wenn es nur das wäre," erwiederte Gustav wärmer als er beabsichtigte, „dann würde ich mein Leben lang hier bleiben, liebes Kind."

„Ei was, auch schon aus den Federn," rief die kräftige Stimme des Vetters, der von der andern Seite des Hauses herabkam, „Ihr seht ja ganz feldmäßig aus, Mann!" —

Vreneli ging schweigend hinein und Gustav kündigte dem Vetter sein Vorhaben an. — „Das müßt Ihr am Besten wissen," sagte der Mann treuherzig, „sonst hättet Ihr wohl noch bei uns bleiben können. Immerhin, wenn's Euch gefällt, wißt Ihr nun den Weg."

Der Flüchtling dankte mit herzlichen Worten und wollte dann, wenn auch etwas zögernd, dem Hauswirth ein Goldstück in die Hand drücken. „Nur zum Andenken," sagte er freundlich.

„Nichts für ungut," erwiederte der Vetter trocken, das Geld mit einer raschen Bewegung zurückschiebend, „aber macht mir zu guter Letzt keine Flausen. Das Dings da könnt Ihr jetzt besser brauchen als ich und wenn Ihr alle Säcke davon voll hättet."

Nach der Morgensuppe begleitete die kleine Familie den Scheidenden bis an das Gärtchen hinaus. „Und

nun, Mann," sagte der Vetter stehen bleibend und die Hand des Fremden erfassend, „den Rath gebe ich Euch mit auf den Weg, tragt gehörig Sorge zu dem runden Fleck da an der linken Schulter; es läßt doch manchmal Bresten, ich könnt' erzählen davon." — „Und ich," sagte die Base, gerührt des Jünglings Hand fassend, „ich wünsch' Euch Gottes Segen auf Euern Weg."

„Was gibst Du mir mit?" fragte Gustav, freundlich auf Vreneli zutretend. Es beugte sich über den kleinen Zaun und brach eine Rosenknospe, die es ihm entgegenbot. „Ich möchte Euch damit Alles geben, was Ihr selbst wünschen möget," sagte es leise.

Als der Scheidende den Seitenweg hinunter an die Heerstraße gelangt war, setzte er sich auf die Steinbank am Brunnen und schaute sinnend in das Land hinab, das in duftiger Morgenschönheit ausgebreitet lag; aber all' diese sonnige Pracht, die Thal und Gebirg umleuchtete, vermochte nicht, die Schatten zu verscheuchen, die vor der nächsten Zukunft des Flüchtlings aufstiegen. „Komme, was da wolle," sagte er endlich aufstehend und sich gegen die Steinbank wendend, „sey mir gegrüßt, stille Stätte, die Du mir in höchster Noth gute, edle Menschen zugeführt hast. Ihr Segen wird mein Begleiter seyn." — Er tauchte die Rosenknospe in die frische Fluth des Brunnens und stieg dann raschen Schrittes die Straße thalwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor zwölf Jahren machte ein junger Hamburger Bekanntschaft mit der Tochter eines in der Neustadt wohnenden Handelsmannes. Diese Bekanntschaft war aber nicht nach dem Geschmacke der Anverwandten des Freiwerbers, die sehr richtig bemerkten, daß bei einer projektirten Heirath wenigstens ein Theil noch andere Dinge besitzen müsse, als ein liebendes Herz; das Verhältniß ward aufgelöst. Der junge Mann, überdrüssig in einer Stadt zu leben, welche die verlorene Geliebte barg, wanderte nach Amerika aus. Seit vier Jahren hatte man Nichts mehr von ihm gehört. Erst in voriger Woche gab er das sicherste Lebenszeichen von sich, denn er kam selbst: durch eine Erbschaft war er zum wohlhabenden Mann geworden und wollte nun das seiner Geliebten verpfändete Wort auslösen. Mit der größten Herzlichkeit tritt er bei ihr ein — aber sie empfängt ihn mit einer Mischung von Freude und Verlegenheit, die ihm auffällt. Es kommt zu Explikationen — die „Ewigtreue" hatte sich kurz vor seiner Ankunft mit einem Andern verlobt. Jetzt Eifersucht, Duell, Mord und Todtschlag — o nein, in unsern Tagen macht man auf geschäftlichem Wege gerade, was durch den Flatterstun eines liebenswürdigen Mädchens krumm geworden ist. Der Wiedergekehrte zahlte seinem Nebenbuhler die in dessen Verlobungskontrakte vorgesehene Abstandssumme und schließt seine wiedergewonnene Braut an's treue Herz. Ob der Resignirende das Geld nehmen wird, wissen wir nicht, aber — wir zweifeln nicht daran.

Die Neukaledonier sind stolz auf die Anzahl ihrer Eheweiber, denn sie sind ihre Feldarbeiter, ihr Zugvieh, überhaupt die Quelle ihres Wohlstandes. Deßhalb tragen sie auch große Bedenken gegen eine Religion, die sie zwingen würde, nur mit einem geliebten Gegenstande zufrieden zu seyn. „Nur ein Weib soll ich haben?" sagte jüngst ein neukaledonischer Häuptling zu einem französischen Missionär, „willst Du mich ruiniren, Mann?"

An Fräulein A...r....

Persifflirtes Rezept zu einer Liebes-Epistel an eine grausame Schöne;
zur Illustration einer Behauptung in der F.

Nehm' 15 Pfund warm' Männerherz,
Dann 6 Loth bittern Liebeschmerz,
Vermeng' dies wohl mit 2 Pfund Wonne
Und fein zerhackten Strahl der Sonne;
Schlag' bei noch 8 Loth hoher Lust
Und nach Belieben treue Brust,
Rühr's an dann mit 2 Litres Thränen;
Statt Hefe setz' zu: Banges Sehnen.
Nimmt man noch 6 Loth süßes Hoffen,
So ist das rechte Maß getroffen.
Ein „Attentat aufs eigne Leben"
In Aussicht, wird die Würze geben.
Dies Alles sattsam eingemiert,
Mit Amors Pfeil wohl durchgerührt,
Dann laß' man's gehen über Nacht,
So ist der Brei recht gut gemacht.
Garnir's mit starkem Seelenbangen,
Servir's mit herzlichem Verlangen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Sonntag, 4. August 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Als Geldorp nach einiger Zeit die Augen wieder öffnete und seine eigene Frau mit unter den Anwesenden erblickte, da kannte seine Wuth keine Grenzen. Er stieß die schauderhaftesten Flüche gegen sie aus und beschuldigte sie des Verraths und der Treulosigkeit.

„Geldorp," sprach Katharina, als er seinem Zorne Luft gemacht, „Dein Haß gegen mich kann nicht stärker seyn, als der meinige gegen Dich. Als ich mich mit Dir verheirathete, hatte ich freilich schon manche Sünden begangen, aber nicht so schlimme, wie Du mir stets vorgeworfen. Du hast mir bei unserer Ankunft in diesem Lande feierlichst angelobt, einen ehrlichen Lebenswandel zu führen. Aber wie hast Du Dein Wort gehalten? Mit dem Auswurfe der Menschheit verbunden, hast Du fortwährend gegen göttliche und menschliche Gesetze gehandelt, und wenn ich Dir Vorstellungen machte, hast Du mir mit Schlägen und Mißhandlungen darauf geantwortet. Glaubst Du, daß ich die mir versetzten Streiche, die ich geduldig ertragen, vergessen hätte? Nein! Jeder Schlag, jeder Streich hat das in meinem Innern brennende Feuer zu neuen Flammen angefacht, und doch habe ich den Ausbruch desselben zu hemmen mich bemüht. Ich war entschlossen, meine Leiden als eine Buße für das von mir früher begangene Unrecht geduldig zu ertragen. Sobald Du die Anwesenheit Peter van der Beer's und seiner Frau in Neu-Amsterdam erfuhren, hast Du sogleich auf ihren Untergang gesonnen; ich aber, die ich diesem vortrefflichen Paare zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet bin, habe auf Mittel gesonnen, Deine Pläne zu vereiteln. Indessen bist Du mir zuvorgekommen. Nicht genug, den Sohn zu entführen, hast Du auch die Frau geraubt."

„Lügnerin!" schrie Geldorp.

„Aber das ist noch nicht alles. In einer Stunde, in welcher der Rum Dich gesprächig gemacht, hast Du mir bekannt, daß Du ihnen schon vor Jahren die Tochter genommen habest."

„Lügnerin! Hältst Du nicht den Mund, so reiße ich Dir die Zunge aus."

„Geldorp, Deine Wuth hilft Dir zu nichts, und Deine Drohungen gehen an mir verloren. Was ich gesagt habe, ist die Wahrheit." Dabei blickte sie suchend im Zimmer umher.

„Geldorp," begann jetzt Theodora, welche Katharinens suchenden Blick verstanden, „haben Sie dieses Mädchen zuvor noch nicht gesehen?" Sie wies auf Sonnenstrahl hin. „Noch vor wenigen Wochen war die Haut dieses Mädchens von eben derselben dunkeln Farbe wie die der Indianerin (Namakewa) da ist. Aus dem Munde dieser indianischen Frau haben wir ausführlich vernommen, auf welche Weise sie als Kind unter die Naritaner gekommen ist. Wer hat sie dem Häuptling Appewan und der Frau desselben, Fawankewa, übergeben?"

„Ich nicht. Ich kenne das Mädchen nicht."

„Wozu diese Lügen?" fragte Katharina. „Hast Du mir nicht einst selbst gestanden, auf welche Weise Du das Kind in dieses Land gebracht? Bei Deiner ersten Reise hierher hast Du es gethan. — Theodora, wie sehr habe ich mich nach dieser Stunde gesehnt! Gern würde ich Ihnen die Schuld der Dankbarkeit schon früher abgetragen, Ihnen die von Geldorp bereiteten Leiden erspart haben, aber die Gelegenheit dazu war mir nicht gegeben. — Noch ist meine Aufgabe nicht ganz verrichtet," hub sie nach einer Pause wieder an, „Huybert, auch die Zeit zur Aufklärung Ihres Geheimnisses ist jetzt gekommen."

„Endlich!" sprach Huybert mit einem tiefen Seufzer.

29.

„Ich werde nichts verschweigen, nichts beschönigen, sondern der Wahrheit die Ehre geben," fuhr Katharina

fort. „Zuvörderst muß ich der ersten Jahre meiner Jugend mit einigen Worten gedenken. Ich bin in Ammerstol, einer kleinen Stadt Hollands geboren. Meine Mutter habe ich schon in früher Kindheit verloren, und da mein Vater seiner Geschäfte wegen den Tag über sich außerhalb des Hauses aufhalten mußte, so wuchs ich fast ohne alle Aufsicht heran. In Folge dessen war meine Erziehung eine sehr vernachlässigte, besonders was Religion und Moral anbetrifft. Dagegen aber war meine körperliche Ausbildung eine frühzeitige, und da mir ein nicht gewöhnlicher Theil von Schönheit zugefallen, so sah ich mich bald von Bewunderern umgeben. Unter diesen befand sich ein junger Mann, der Sohn sehr reicher Eltern, der durch die heiligsten Betheuerungen und eine anscheinende Aufrichtigkeit in seinem Wesen sich bemühte, mir seine Liebe darzuthun. Ich war erst fünfzehn Jahre alt, als er mir eines Tages den Vorschlag machte, ihn auf einer Reise nach der Schweiz zu begleiten. An schönen Kleidern, Schmuck und Geld werde er es mir nicht fehlen lassen. Die Aussicht auf den Besitz so kostbarer Dinge hatte für mich einen großen Reiz; doch war ich so klug, ihm zu bemerken, daß der Reise unsere Verheirathung doch wohl vorangehen müsse. Verwundert blickte er mich an und fragte mich, ob dies mein Ernst sey; mich zu seiner Frau zu nehmen, das sey ihm nicht in den Sinn gekommen, aber ein herrliches und genußreiches Leben wolle er mir demungeachtet verschaffen. Ich erröthete vor Scham, wandte mich in höchstem Unwillen von ihm ab, und ging, um ihn nie wieder zu sehen.

Da ich den Falschen wirklich geliebt hatte, so wirkte diese Enttäuschung so heftig auf mich ein, daß ich Monate lang krank darnieder lag. Während dieser Zeit starb mein Vater, und als ich mich von meinem Krankenlager wieder erhob, überhäufte mich die Frau, bei der ich meine Kindheit zugebracht, mit Vorwürfen, ein so glänzendes Anerbieten, wie mir der reiche junge Mann gemacht, ausgeschlagen zu haben. Sie erklärte mich für eine alberne Sprödе, für eine dumme Tugendheldin, und da ich es an Gegenworten nicht fehlen ließ, so war eine Trennung von ihr der erste der von mir gethanen Schritte. Ich begab mich nach Krimpen, wo ich bei einem Schneider Arbeit, in dem Sehne desselben einen zweiten, aber wiederum falschen Liebhaber fand. Der junge Mann gestand mir seine Liebe, ich hielt seine Versicherungen für aufrichtige; indessen ließ er die Maske der Ehrbarkeit bald fallen, zeigte sich als ein Wüstling, und als er sah, daß ich mich seinen Begierden nicht ergeben würde, begann er mich zu quälen und mir auf allerlei Weise nachzustellen. Darüber erbittert, suchte ich bei seiner Mutter Schutz. Diese jedoch beschuldigte mich der Verleumdung ihres frommen Sohnes und verbies mir das Haus. Mit schwerem Herzen und einem beginnenden Hasse gegen die mich arme Waise verfolgende Menschheit machte ich mich auf den Weg nach Rotterdam, wo ich so glücklich war, in Ihrem Hause, mein Herr Huybert, einen Dienst zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung.)

In Aarau rauschte mit dem heutigen Tage das große Volksfest seinem Ende zu. Aber, wie so oft im Leben, hatte sich an das heitere Spiel plötzlich der Ernst geschlossen und schon kamen die Thäler herab bewaffnete Schaaren gezogen, die an die von dem Preußenheere bedrohten Rheingrenzen eilten. Die zahlreichen Unglücksgenossen, die Gustav in der Stadt antraf, waren über diese Wendung der Dinge hocherfreut. Schon sahen sie ihre niedergeworfenen Fahnen von der Kraft eines siegreichen Schweizerheeres wieder aufgerichtet und von den Höhen des Schwarzwaldes nach allen deutschen Gauen niederwehen; heitere Siegesträume und wilde Rachegelüste erfüllten die Herzen, die ihre Wünsche gar zu leicht als unvermeidliche Nothwendigkeit ansahen. Gustav blickte klarer als seine Gefährten.

„Was wir nicht selbst zu erwerben im Stande waren," sagte er, „können Andere uns nicht schenken und die Schweizer sind zu verständig, als daß sie ihren sichern Besitz an unsere blosen Hoffnungen setzen sollten." — Er ließ sich dieser Ansichten wegen ruhig einen Philister schelten und sah es nicht einmal ungerne, daß sich die aufgeregtesten seiner bisherigen Gefährten bald von ihm, als einem Abtrünnigen zurückzogen. Er suchte sich außerhalb der Stadt ein kleines Stübchen und fing in aller Stille an, sich um eine Thätigkeit umzusehen, die ihm bis zur Abklärung der Verhältnisse, die er nicht zu ändern vermochte, eine ehrenhafte Existenz gewähren konnte. Als nur zu bald eingetroffen, was er vorausgesehen, als seine Schicksalsgefährten ihren Täuschungen entsagen mußten und dafür ihren Unmuth gegen das Volk richteten, das sie gastfreundlich aufgenommen, dieses hinwieder die undankbaren Gäste auf die Straße setzte, hatte Gustav längst festen Boden gefunden. Es war ihm der Umbau eines großen Fabrikgebäudes anvertraut worden.

Aber der Mensch kann die Scholle, auf der er geboren, niemals ganz von der Sohle schütteln, ein

Stück Heimath wird ihm stets in die Ferne folgen, mit einem Theile des Glückes, das er daheim gelassen, oder des Mißgeschickes, dem er entfliehen gewollt. Das mußte auch Gustav erfahren. Bei Denen, die ihn genauer kannten, hatte ihm zwar sein klares und entschiedenes, und zugleich wieder gemüthliches und bescheidenes Wesen schnell Neigung und hohe Achtung erworben, aber ein Theil der allgemeinen Abneigung, die sich bald gegen das Flüchtlingswesen geltend machte, fiel doch auch auf ihn zurück. Es schmerzte ihn tief, wenn er unter die Leute trat und diese beim ersten Laute seiner freundanklingenden Sprache scheu mit Mißtrauen oder Geringschätzung aufschauten und in ihrer Unbefangenheit gestört schienen. Er konnte den Leuten nicht verargen, daß sie in Bausch und Bogen urtheilten und jeden Einzelnen entgelten ließen, was im Allgemeinen verschuldet worden war; machten es ja selbst die Einsichtigen seiner Leidensgefährten nicht besser, die dem Charakter und Verstande eines ganzen braven Volkes zur Last legten, was einzelner Unverstand beging oder gar das Interesse des öffentlichen Wohles gebieterisch verlangt hatte. Aber je unbefangener er selbst die Verhältnisse ansah und beurtheilte, um so schmerzlicher empfand er die Wahrheit, daß das Brod der Fremde stets ein bitteres sey. Was Wunder, wenn sich darüber die Sehnsucht nach dem süßern Brod der Heimath in seine Seele schlich und er auf seinen Wegen bald unwillkürlich die Schritte nach dem Jura hinlenkte, um nach den Höhen des Schwarzwaldes hinüberzuschauen, zwischen denen seine Erinnerungen, der ganze Reichthum seines bisherigen Lebens beschlossen lag.

Aber ebenso unwillkürlich schlugen die Schritte, nachdem sich das Auge am fernen Scheine der Heimath erquickt, den schmalen Fußweg ein, der dem Waldsaume entlang zu dem stillen Berghause hinüber führte. Gustav hatte sich anfänglich vor diesem Wege gehütet und manchmal mit einem vor sich hingesprochenen „nein, 's ist doch besser so" wieder umgekehrt, wenn er zu seine Gedanken verloren, schon weit auf demselben vorwärts gegangen war; aber je mehr die Vereinsamung der Fremde über ihn kam, um so weniger vermochte er dem immer neuen Verlangen zu widerstehen, sich unter guten einfachen Menschen wenigstens auf Augenblicke wieder so recht heimathlich zu fühlen. Und was war das jedes Mal eine herzliche Freude, wenn er nur im Vorbeigehen einen Gruß durch das Fenster rief, oder aber an heitern Herbstabenden oder Sonntagen die Stunden verplauderte, ohne selbst zu wissen, wie sie vergangen waren. Ja, hier war er daheim; der erste Eintritt in dieses Haus hatte alles Fremde zwischen ihm und diesen Menschen, die ein Anrecht auf sein Leben hatten, verwischt und jedesmal, wenn er in die Nähe kam, war's ihm, als empfände er den süßen Tannengeruch, der um die einsamen Höfe des Schwarzwaldes weht. Unter diesem Gefühle der Heimathlichkeit verschwand allmälig die ängstliche Beklommenheit, die Gustav in der Nähe Vreneli's empfunden hatte, um so mehr, als sich das Mädchen selbst vertraulich und unbefangen wie die Andern seiner Gegenwart hingab. „Wie eine Schwester," suchte er sich oft selbst zu beschwichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In London und mehreren Städten Englands ist der Fremde nicht wenig überrascht, wenn er auf dem Dache mehrerer öffentlichen Gebäude einen kreuzförmigen Stab über einer großen Kugel bemerkt. Diese Kugel zeigt den Eintritt der Sonne in den Meridian an, und regelt dadurch die Uhren der Umgebung. 5 Minuten vor dem Augenblicke dieses Eintrittes steigt die Kugel aus ihrer Normallage unten am Kreuze zur Spitze hinauf und fällt durch die Einwirkung derselben elektrischen Verbindung mit der Sternwarte in dem Momente des Sonnendurchgangs zurück. Im Hafen von Edinburgh, wo diese Kugel in einer weniger allgemein sichtbaren Lage sich befindet, hat man eine kleine Kanone dazu angebracht, die mittelst eines von der Sternwarte hergeleiteten Drahtes im fraglichen Momente Feuer gibt. Die weitere Nachahmung dieses einfachen Mechanismus ist einer jeden bedeutenderen Stadt zu empfehlen.

Die in Berlin erscheinende „Gerichtszeitung" erzählt: „In das Polizeibureau einer Stadt, welche wir nicht nennen wollen, trat ein Mann, sagte zu dem an seinem Pulte sitzenden Beamten in höflicher Weise „Guten Morgen" und wartete ruhig auf dessen Antwort. Der Beamte hatte jedenfalls fürchterlich eilige Sachen zu thun, denn er rückte und rührte sich nicht von seinem Platze, that vielmehr ganz so, als ob er nur allein im Zimmer sich befinde. Der Angekommene wartete wohl 5 Minuten, dann wiederholte er seinen höflichen „Guten Morgen". — Jetzt nahm der Polizeibeamte in so fern von dem Anwesenden Notiz, als er, ohne den Kopf umzudrehen, oder sonst zu zeigen, daß er dem Manne Beachtung zu schenken geneigt schien, kurz die Worte herausstieß: „Wollen Sie" — Wahrscheinlich wollte der Beamte sagen: „Was wollen Sie?" in der Eile seiner Arbeit hatte er jedoch das erste Wort vergessen.

Nicht wenig erschreckt fuhr der Beamte aber darauf in die Höhe, als er auf diese zerstückelte Frage in sehr ernstem Tone die Antwort erhielt: „Ihnen befehlen, daß Sie das Publikum höflicher behandeln, als mich." — „Wer sind Sie, mein Herr?" fuhr der Beamte dagegen auf. „Ihr neuer Chef," entgegnete ruhig der Herr, „wo ist Ihr Vorgesetzter?" Mit krummem Rücken öffnete der Beamte sofort die Thür zum Zimmer seines nächsten Vorgesetzten, das der Herr betrat, ohne ein Wort weiter mit dem Beamten zu reden. — Diese Geschichte ist nicht aus dem Meidinger, sondern erst vor wenigen Tagen in einer Stadt, mit der wir in der genauesten Verbindung stehen, passirt."

Vor Kurzem erregte auf der Post in Berlin ein sonderbarer Fall nicht geringes Aufsehen. Ein junger Mann, Bediensteter eines Comptoirs, brachte einen Geldbrief zur Aufgabe. Nachdem er ihn, wie üblich, bei einem Aufgabstische abgelegt, entfernte er sich plaudernd und trat irrigerweise zu einem andern Aufgabstische, stürmisch eine Rexipisse begehrend von einem Beamten, dem er natürlich keinen behändigt. Sofort packte der junge Mann einen danebenstehenden Haushecht; behauptend, kein Anderer wie dieser könne den Brief gestohlen haben. Während sich der Beschuldigte lebhaft vertheidigte, suchte jener Beamte, welcher wohl den Brief, aber keinen Aufgeber fand, diesen und gelangte zur Stelle der lärmenden Aufregung. Der junge Mann griff rasch nach seinem Briefe, ohne weiters die Mühe einer Entschuldigung gegen den von ihm als Dieb verdächtigten Haushecht nöthig zu finden. Von dem Amtsvorstande hiezu aufgefordert, meinte er: „Nah, es ist nur ein Proletarier!" In Folge dieser Aeußerung wurde er wegen Ehrenkränkung der Polizei übergeben.

In Wien lebt eine Dame, Amerikanerin, welche Mutter von 24 Kindern und Großmutter von 50 Enkeln ist, die sich sämmtlich noch am Leben befinden. Vor Kurzem war der 80. Geburtstag dieser würdigen Matrone, und eines ihrer Kinder hatte ihr die Ueberraschung bereitet, aus Nah und Ferne, selbst vom Ohio her, sämmtliche Familienmitglieder zum Besuche nach Wien zu laden. An diesem Tage fanden sich auch alle in der Sommervilla der Ahnfrau ein, und es war ein imposanter Anblick, an der Tafel von 100 Gedecken, unter dem Vorsitze der rüstigen Greisin Großmama, vielleicht die zahlreichste Familie der Welt beisammen zu erblicken.

Eine eigenthümliche Eisenbahn-Batterie haben die Herren Mathew Baldwin und Söhne in Philadelphia vollendet. Dieselbe gleicht äußerlich einem Eisenbahnwagen und ist von $^2/_4$ Zoll dickem Kessel-Eisenblech gemacht und deßhalb von Büchsenkugeln nicht zu durchlöchern. Sie ist 65 Fuß lang, 9 Fuß breit und hat die Höhe der gewöhnlichen Eisenbahnwagen. Die Seiten dieser Batterie sind mit 50 Löchern durchbohrt, durch welche die Besatzung, die sich auf 50 Mann belaufen soll, ihre Büchsen abfeuern kann. Das Vordertheil der Batterie hat eine Stückpforte für eine Kanone. Dieselbe, ein Vierundzwanzigpfünder, kann vermittelst einer Schraube gehoben und wieder niedergelassen werden, je nachdem es nöthig seyn sollte. Der mittlere Theil des gleichfalls aus Eisenblech verfertigten Daches ist etwa 2 Fuß höher als das übrige Dach, ruht auf starken Eisenbarren und ist an der Seite offen, so daß frische Luft eindringen und der Pulverrauch abziehen kann. Diese Batterie soll vor die Lokomotive gestellt und von dieser fortgeschoben werden. Sie wurde gebaut, um die mit Wiederherstellung der Eisenbahnbrücken zwischen Havre de Grace und Baltimore beschäftigten Arbeiter gegen einen Ueberfall der Sezessionisten zu schützen.

Letzter Tage wurde die Spitze des Pilatus, der sog. „Esel" (7077 Schweizer Fuß über dem Meere), von dem ältesten Manne von Obwalden, dem 95 Jahre alten Franz Lütold von Altnacht, in Gesellschaft eines andern 84jährigen Mannes der gleichen Gemeinde erstiegen. Während ein rüstiger Tourist von Altnacht aus die Höhe des Berges in $3^1/_2$ Stunden erreicht, verwendeten die Greise hiezu allerdings eine etwas längere Zeit; gleichwohl aber machten auch sie die Reise zu Fuß, und zwar am gleichen Tage von Altnacht und dorthin zurück.

Die Erdbeerenkultur wird in der Umgegend von Paris in einem ungeheuren Maßstabe betrieben. In Bagnolet sind allein 300 Erdbeerenbauern, von denen 150 ihre Felder täglich begießen lassen, was für die Gemeinde eine tägliche Ausgabe von 300 bis 380 Franken ergibt. Von jeder Pflanze können achtmal frische Erdbeeren gepflückt werden, und zwar im Durchschnitte liefert jedes Pflücken 600 Körbchen auf die Hektare, mithin 4000 Körbchen im Ganzen, welches eine Bruttoeinnahme von 7200 Fr. ergibt, davon 3510 Fr. an Kosten abgezogen, gibt einen Reingewinn von 3690 Fr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Dienstag, 6. August 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Jetzt glaubte ich das Schlimmste überwunden, einen Hafen der Ruhe gefunden zu haben. Allein wiederum sollte ich die Erfahrung machen, daß einem verwaisten und schutzlosen Mädchen, welcher die leidige Gabe der Schönheit und nichts anderes als das zu Theil geworden, kein anderes Loos beschieden seyn sollte, als Nachstellungen und unverdienten Kränkungen ausgesetzt zu seyn. Einer Ihrer jungen Leute, namens Borgen, näherte sich mir und ward um meine Gunst, ich aber suchte ihn durch Ernst und Kälte zurückzuhalten. Bald darauf schickten Sie ihn auf Reisen. Als er nach Ablauf etwa eines Jahres wiederkehrte, war seine erste Frage die, ob ich während seiner Abwesenheit einen neuen Liebhaber gefunden hätte. Da ich mich aber eines ruhigen und zurückgezogenen Wandels zu befleißigen gesucht, so konnte ich seine Frage dreist verneinend beantworten. Jetzt begann er seine Bewerbungen aufs neue, jedoch ohne sich darüber zu erklären, ob er es ehrlich mit mir meine. Zuletzt trat er, wie all meine übrigen Verehrer, mit Zumuthungen hervor, gegen welche sich mein Tugendgefühl empörte. Ich spie ihn an und gab ihm zu verstehen, daß ich Ihnen alles offenbaren würde. Er, über die ihm angediehene Behandlung aufgebracht, hatte nichts eiligeres zu thun, als mich bei Ihnen auf die schändlichste Weise anzuschwärzen, ja, er entblödete sich nicht zu behaupten — doch Sie selbst kennen die gegen mich erhobenen Beschuldigungen und schenkten seinen Worten Glauben."

„Leider habe ich das gethan," unterbrach sie Huybert, „da ich in Ihnen alles Gefühl für Tugend und Wahrheit erstickt glaubte. Indessen erfuhr ich von einem andern meiner jungen Leute, als es bereits zu spät war, seine Falschheit. Ich entließ ihn seines Dienstes. Sie aber waren aller Nachforschungen ungeachtet nicht wieder aufzufinden."

„Verborgen zu bleiben war auch meine Absicht. Als ich mich in meiner Noth zu Ihrer Frau begab, die ich an der Wiege Ihres kleinen Sohnes fand, gab diese mir zu verstehen, daß sie ein so verworfenes Geschöpf, wie ich mich erwiesen, in ihrem Hause nicht länger mehr dulden könne. Ich suchte mich zu rechtfertigen, sie aber wollte nichts von mir hören; ich müsse mir einen anderen Dienst suchen, auf ein gutes Zeugniß von ihr habe ich jedoch nicht zu rechnen. Ueberall mit Kälte und Schimpf zurückgestoßen, dabei im Bewußtseyn meiner Unschuld, aber in steter Furcht, als eine Diebin, eine lasterhafte Person blosgestellt zu werden, faßte ich in meiner Verzweiflung — ich war wie eine Wahnsinnige — den Entschluß, mich an Ihnen und an Ihrer Frau zu rächen. Der Plan zur Ausführung meiner Rache war bald gefaßt.

„Eines Abends schlich ich mich in Ihr Haus, suchte das Schlafzimmer Ihrer Frau auf und wollte es der Zufall, daß außer dem in seiner Wiege ruhig schlafenden Kinde niemand darin war. Schnell nahm ich den Knaben zu mir, barg ihn unter meinen Mantel und ungesehen ging ich mit ihm davon. Im Laufe desselben Tages hatte ich meine wenigen Habseligkeiten auf ein nach Amsterdam bestimmtes Schiff bringen lassen. Dahin begab ich mich mit dem Kinde. Das Schiff segelte schon folgenden Morgens mit der Ebbe ab. Auf dem Schiffe machte ich mit einer mir freundlich entgegenkommenden Frau Bekanntschaft. Ich erzählte ihr, daß ich Wittwe sey und die in Amsterdam wohnenden Verwandten meines Mannes aufzusuchen beabsichtige. Die Frau bezeigte mir ihr Mitleid und bot mir eine Zuflucht in ihrem Hause an. In Amsterdam angekommen, ließ ich das Kind, welches ich anfangs in das Findelhaus zu bringen beschlossen, bei ihr zurück, und sah mich nach Arbeit um. Eines Abends, ich hatte mich in der großen mir unbekannten Stadt verirrt, sank ich, von einem heftigen Schwindel und einer Schwäche in allen Gliedern ergriffen, bewußtlos zur Erde nieder.

Als ich wieder erwachte, lag ich in einem warmen Bette, und eine schöne junge Frau saß neben demselben. Diese Frau, mein rettender Engel, war Theodora van der Veer, welche die auf der Straße gefundene Fremde in ihr Haus genommen hatte und ihr bis zu ihrer völligen Genesung die sorgsamste Pflege angedeihen ließ. — Ungeachtet des in Theodora's Hause herrschenden Ueberflusses und der liebevollen Aufmerksamkeit, an welcher der Gatte es ihr nicht fehlen ließ, war es jedoch beiden anzusehen, daß ein tiefer Kummer an ihren Herzen nage. Auf mein Befragen theilte mir Theodora den Grund desselben mit. Ihnen war das Theuerste, was sie besessen, das einzige Kind, eine Tochter, auf eine unerklärbare Weise, aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Feinde, der sie um ihr Glück beneidete, entwendet worden. Wie sich bei dem Anhören dieser Erzählung mein Gewissen regte! Ich, welche die Wohlthaten dieses vortrefflichen Ehepaares genoß, hatte mich desselben Verbrechens schuldig gemacht!

„Nach wiederhergestellter Gesundheit nahm ich von meinen menschenfreundlichen Beschützern Abschied und reichlich von ihnen beschenkt, suchte ich die Wohnung der Frau, bei welcher ich das von mir gestohlene Kind gelassen, wieder auf. Durch ihre Bemühungen bekam ich bei einem Kleiderhändler Arbeit. Dort lernte ich Geldorp kennen. Er machte nicht unbedeutende Einkäufe für die Kolonien in Amerika, und kurz vor seiner Abreise dorthin bewarb er sich um meine Hand. In meiner Hilflosigkeit und Verlassenheit nahm ich Geldorp's Vorschlag um so lieber an, als er mir angelobte, in dem neuen Vaterlande, welches dem Fleißigen der Hilfsquellen so viele darbietet, nur mir und seinen Geschäften leben zu wollen.

„Was aber mit dem Knaben, von dessen Daseyn ich ihm nichts gesagt, beginnen? Ihn in das Findelhaus schicken, oder seinen Eltern wieder zustellen? Zuletzt faßte ich den Entschluß, ihn Theodora van der Veer zu übergeben. Durch den Verlust ihres eigenen Kindes war eine Leere in ihrem Herzen entstanden; vielleicht, daß der Knabe diese Leere einigermaßen wieder auszufüllen im Stande wäre. Eines Abends holte ich den Kleinen von seiner einstweiligen Pflegerin ab, hüllte ihn in einen warmen Mantel, eilte mit ihm nach van der Veer's Wohnung und legte ihn auf den Stufen der Hausthür nieder. Wie mir das Herz pochte! Hätte ich mich in Rotterdam befunden, keinen Anstand würde ich genommen haben, ihn seinen rechtmäßigen Eltern wieder zuzustellen. Dies war jedoch unter den damaligen Umständen unthunlich. Mit zitternden Händen bewegte ich den Thürklopfer und lief dann schnell an die andere Seite der Straße, wo ich mich unter einem dunkeln Thorwege barg. Eine Magd öffnete alsbald die Thür, sah umher, und war schon im Begriff sich wieder zurückzuziehen, als der Knabe ein klägliches Geschrei erhob. Erschrocken blickte sie sich um, als sie aber den Fund erkannt, rief sie die Hausgenossen herbei, denen Theodora sich bald hinzugesellte. Theodora prüfte im Scheine eines herbeigebrachten Lichtes die Gesichtszüge des Kindes. Sie stieß einen Schrei der Enttäuschung aus, drückte aber dennoch den Findling liebevoll an ihre Brust. Nun wußte ich, daß der Knabe eine Beschützerin gefunden hatte, und etwas leichteren Herzens begab ich mich wieder hinweg, indem ich mich zu überreden suchte, für das Wohl desselben den Umständen nach bestens gesorgt zu haben."

(Schluß folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung)

Eines Sonntags — es lag über den Höhen schon tiefer Schnee und gegen Abend begann es bereits wieder heftig zu flocken — hatte sich Gustav bei seinem Besuche länger als gewöhnlich aufgehalten. Der Vetter hatte wieder einmal von seinen Kriegsfahrten unter den Adlern des alten Napoleon erzählt und das ließ sich am warmen Ofen so traulich hören, daß die Nacht längst angebrochen war, bevor Gustav an den Aufbruch dachte. Er schlug deßhalb den kürzeren Weg ein, der durch den Wald nach dem Thale hinunterführte. Durch die nächtliche Stille zwischen den sich mit weißen Kuppen bedeckenden Gebüschen dahingehend bedachte er, daß er nun doch wieder unterlassen, was er sich vorgenommen. Breneli war die letzten Male offenbar stiller gewesen als sonst und bei aller Freundlichkeit hatte sich oft plötzlich ein wehmüthiges Sinnen auf sein Gesicht gelegt. Gustav hatte die Frage schon mehr als einmal auf der Zunge gehabt, aber sobald das Mädchen bemerkte, daß sein Blick auf ihm ruhte, schaute es auch wieder heiter und lächelnd auf, als wollt' es jeder Erkundigung zuvorkommen. Gustav war innerlich froh darüber; er scheute jede Frage mit Beklommenheit, die ihm eine unangenehme Antwort prophezeite und überredete sich daher gerne, wenn Breneli ihn wieder so heiter und freundlich anschaute, es sey doch nichts dahinter. Von dem großen Schnitter war seit jenem ersten Abend nicht mehr die Rede gewesen und Gustav hatte ihn auch nie im Hause angetroffen. „Aber am Ende ist er doch noch im Spiele," sagte er jetzt aus seinen stillen Gedanken laut vor sich hin. Gustav wandte sich rasch um;

es war ihm, als hätt' er hinter sich einen leisen Schritt gehört. Nein — es war nichts; sein Mantel hatte blos ein kleines Stämmchen gestreift, das jetzt den Schnee von seinen bewegten Zweigen über ihn herabschüttete; aber noch hemmten die fallenden Flocken seinen Blick, als er von kräftiger Hand um den Leib gefaßt und zu Boden geworfen wurde.

In der Finsterniß konnte der Angegriffene blos eine große, dunkle Gestalt erkennen, die sich lautlos auf ihn warf und ihre Kniee gegen seine Brust zu stemmen suchte; aber trotz der augenblicklichen Ueberraschung war er schnell wieder zu besonnener Vertheidigung bereit und fuhr dem Angreifer mit beiden Händen zwischen Kehle und Halsbinde. Die Wirkung des gelungenen Griffes ließ nicht lange auf sich warten; der Gegner suchte sich mit einem halberstickten Fluche aufzuschnellen. Dies gelang auch, aber Gustav, der seine Handhabe nicht losgelassen, wurde zugleich mit auf die Füße gezogen. Während er nun mit der Rechten rasch losließ, um den Andern um den Leib zu fassen, schnellte dieser, der vielleicht keinen so gewandten und kräftigen Widerstand erwartet hatte, nochmals sich wendend zurück und war mit einem Satze im Gebüsche verschwunden. Seine Halsbinde war zerrissen und ein Stück derselben in Gustav's Linken zurückgeblieben.

Dieser fühlte indessen keinen Beruf, seinen Angreifer zu verfolgen und eilte raschen Schrittes den Wald abwärts. Als er, auf die Heerstraße gelangt, wieder langsamer der mit tausend Lichtern herüberblinkenden Stadt entgegenschritt, füllte sich seine Brust immer mehr mit schmerzlicher Bitterkeit. —

„So wird mir auch noch der einzige Weg, den ich Einsamer gerne gegangen, feindlich verlegt," dachte er, — „wollte Gott, es wäre blos ein verzweifelter Dieb gewesen; der nach einem armseligen Raube getrachtet hätte."

Gustav war am folgenden Morgen, nach unruhig verbrachter Nacht, kaum angekleidet, als mit leisem Finger an seine Thüre gepocht ward und Vreneli hereintrat. Es hatte zwar mit dem Vetter im Vorbeigehen nach der Stadt wohl auch schon kleine Besuche abgestattet, aber allein war es noch nie erschienen und die ängstliche Hast, mit der es eintrat, zeigte deutlich, daß diesmal ein besonderer Grund für das ungewohnte Thun vorhanden seyn müßte. Erfreut und beunruhigt ging Gustav dem Mädchen entgegen, um auch sogleich diesen Grund in Erfahrung zu bringen. Es schaute ihm besorgt in's Gesicht und sagte dann aufathmend: „Nun Gottlob, wie es scheint, ist's Nichts . . . ich habe die Angst umsonst ausgestanden." — Hierauf erzählte Vreneli, es sey gestern Nachts, nachdem Gustav fortgegangen, Jemand gekommen mit der Aussage, er habe drunten aus dem Walde herauf lautes Hilferufen gehört und es müsse da irgend ein Unglück begegnet seyn. Das habe ihnen Allen keine Ruhe gelassen und der Vetter sey selbst in den Wald hinabgegangen, ohne etwas zu bemerken. Nun sey es aber nur gut, daß Gustav nichts begegnet sey — sie hätten daheim deßhalb großen Kummer gehabt.

„Von Hilferufen habe ich nichts gehört," sagte er nachdenklich; „aber weißt Du vielleicht, wem dieser Fetzen da gehört?" — Damit zog er das erbeutete Stück Halsbinde hervor und breitete es auseinander. Vreneli betrachtete das gelb und roth gezeichnete Tuch aufmerksam, dann sagte es erröthend: „Das ist ein Stück vom Sonntagshalstuche des Oberhofers."

„Wer ist denn dieser Oberhofer?" forschte Gustav.

„Ach," erwiederte Vreneli, die Augen niederschlagend, „das ist der große Schnitter . . . wißt Ihr?"

„Und hat vielleicht der Euch von dem nächtlichen Hilferufen erzählt?"

„Ja, er selbst."

„Der feige Heuchler," rief Gustav zornig und erzählte sein Abenteuer. — „Ach," sagte Vreneli leise, nachdem er geendigt, „ich habe es schon lange erwartet." — Es hatte sich während der Erzählung auf einen Stuhl am Fenster gesetzt und schaute nun in wehmüthiges Sinnen verloren in seinen Schooß nieder, in den bald Thräne um Thräne niederglitt.

Gustav betrachtete eine Weile schweigend das reizende Bild, das, vom bleichen Scheine der Wintermorgensonne umflossen, in schmerzlicher Verklärung vor ihm saß; dann rief er, die Arme ausbreitend: der müßte ein Herz von Stein haben, der ungerührt an diesem Heiligthume vorbeiginge. Sein Mund beugte sich auf die reine Stirne des Mädchens nieder, das die blauen, thränenfeuchten Augen aufschlagend seufzte: „Ach Gustav, warum muß ich Dich so lieb haben."

Das höchste Glück eines reinen Herzens kann oft nur in Thränen sprechen; vielleicht weil in ihm die dunkle Ahnung liegt, daß nun auch der Same des größten Leides ausgeworfen sey. Vreneli lag an der Brust des Mannes, zu dem es schon lange hoffnungslos, wie zu einem nur besseren Wesen gewährten Glücke hinaufgeschaut hatte; durch sein Ohr klangen Worte zum Herzen so lieb und süß, wie es sie noch nie gehört, wie sie ihm der seligste Traum noch nie vorgegaukelt, aber die Augen überflossen unaufhaltsam von Thränen, wie damals, als die todte Mutter von der armen Waise fortgetragen wurde und es konnte jetzt auch keinen andern Gedanken fassen als den an die todte Mutter. Es war ihm, als ob

ein ganzes Leben nur aus jener Trauerstunde und dem jetzigen Augenblick bestünde, der unfaßbar wie eine beseligende Last auf ihm lag.

„Ach Gott," seufzte Vreneli endlich, die Augen trocknend, „wenn jetzt meine gute, arme Mutter noch lebte."

Gustav verstand dieses wundersame Spiel der Seele, das durch Erinnerung an Vergangenes oder Vorahnung des Künftigen den Schmerz mit der Freude verbindet und zu den sonnenhellsten Augenblicken des Lebens den Schatten eines Todten hervorrufen muß; aber er empfand zugleich auch, wie solche Augenblicke dadurch eine Weihe erhalten, mit der sich nicht ungestraft spielen läßt. Mit diesen Gedanken beschäftigt, sagte er, als Vreneli endlich gehen wollte: „Nun, noch Eines; würdest Du den Oberhofer genommen haben, wenn Du mich nicht kennen gelernt hättest?"

„Ich glaub' es . . . ja, am Ende hätt' ich's gethan," erwiederte das Mädchen nach einigem Besinnen; „es kommt mir vor, als ob ich früher immer nur in der Nacht herumgegangen und ob erst mit Dir der Tag angekommen wäre."

Gustav schloß das reine Kind mit wehmüthiger Freude in seine Arme und gelobte sich mit unverbrüchlichem Vorsatze, diesen schönen Glauben an das erlösende Licht der Liebe nicht zu Schanden werden zu lassen.

Nachdem Vreneli fortgegangen, saß er noch lange in tiefem Sinnen über das unerwartet Geschehene nachdenkend. Der süße Rausch der aufgeregten Gefühle war verschwunden, aber dennoch konnte er auch nicht den leisesten Hauch der Reue empfinden. Nur freilich kam jetzt das Gefühl des Fremdseyns, des halt- und bodenlosen Flüchtlingslebens doppelt schwer über ihn; hatte er dasselbe schon bisher schmerzlich empfunden, so mußte es nun um so schmerzlicher werden, da sich ein neues Daseyn dem seinigen anschließen wollte. — „Du kannst nicht das armseligste Hüttchen bauen, ohne festen Grund und Boden zu haben," dachte er, „wie viel weniger den Kern und Inhalt des Hauses, eine Familie gründen, wo Deine ganze Existenz an einem schwanken Zweige hängt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In New-York hat die Kriegslust sogar das Gericht zum Werbeplatz gemacht. Ein Irländer und ein Deutscher sind sich im Trunke oder aus Mißverständniß gegenseitig in die Haare gerathen und haben einen Polizeibeamten, welcher die Raufenden zu trennen versuchte, als Gegner des Interventions-Grundsatzes gemeinsam durchgeprügelt. Beide sind ohne Mittel und hoffen nur auf ein Fortkommen oder Verbleiben — im Gefängniß. Da fragt sie der Richter, wie sie über die Union denken. Alsbald verschern sie ihre Anhänglichkeit und der liederreiche Deutsche stimmt im Gerichtssaale die Nationalhymne (**star spangled banner**) an. „Da Ihr so gute Patrioten seyd, könnt Ihr Dienste bei der Republik nehmen, welche Soldaten braucht," bemerkt der Richter. Beide Angeklagte willigen ein. Die Freiheit wird ihnen versprochen, falls sie den Werbekontrakt als Freiwillige unterzeichnen. Unter dem Beifallrufen des Publikums schenkt der Richter jedem der beiden hoffnungsvollen Vaterlandsvertheidiger 5 Dollars, worauf sie mit dem Rufe „es lebe die Union!" den Sitzungssaal verlassen. Echt amerikanisch schnell ist diese Art Verfahren. In rapider Reihenfolge Verbrechen, Ergreifung, Anklage, Geständniß, Verurtheilung, Begnadigung und Geldbelohnung — Alles das Werk einiger Augenblicke. Die Strafjustiz ist dort eine Drehorgel, welche mehrere Stücke spielt!

In der „Voss. Ztg." liest man folgendes Inserat: „Grün-Aue bei Köpenick. Landpartie wie noch nie! Kaffee und Restauration bei Peter Jäger. Per Eisenbahn und Omnibus zu erreichen, ½ Stunde von Köpenick. Wirth, Wirthin, nebst Speisen und Getränken außerordentlich schön, frisch und preiswürdig." Jedenfalls ist es neu, daß die Schönheit des Wirthes und der Wirthin als Empfehlung für ein Restaurationslokal benutzt, und obendrein in einer von dem Wirthe selbst unterzeichneten Annonce!

„Leberström" (das Inkognito, unter welchem der ehemalige Polizeiobrist Patzke seinen extemporirten Ausflug nach Schweden machte) ist in Berlin ein Schimpfwort geworden und als solches vom Stadtgericht anerkannt; denn ein Nachtvogel, der einen Nachtwächter „Leberström" genannt, ward wegen Amtsbeleidigung zu sieben Tagen Gefängniß verurtheilt.

(Soldaten-Ideal.) Während des Zapfenstreiches kommen zwei Soldaten aus dem Wirthshause: „Und i sag' Dir, Stuhlmüller, und denk' an mich, daß es wahr is und daß ich Recht hab'; es ist nir beim Militär und wird nir beim Militär, bis nit jeder Soldat seinen Hausschlüssel hat."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Freitag, 9. August 1861.

Elias.

Vor seinen Feinden fliehend
Barg sich am Berge Horeb
In eine Höhl' Elias,
Der Mann des Feuereifers
Im strengen Dienst Jehovah's.

Bekümmerniß im Herzen
Ob fast verfehlter Sendung,
Ergrimmt sein Geist vor Unmuth;
Und dem gewalt'gen Manne
Steh'n Thränen in den Augen.

„Schaust du von deinem Himmelsthron
Denn nicht herab, Gott Israels?
Hält Schlaf dein Angesicht umwölkt,
Daß du nicht siehest deinen Knecht,
Ihm nicht im Kampfe für dein Recht
Beistehst? — Warum verlässt du nicht
Mit Feuer und mit Schwefelguß,
Wie Sodom und Gomorra einst,
Die ganze Götzenbrut? Warum
Zerstört und stürzt dein Zornblitz nicht
Die heidnischen Altäre all'?
Noch raucht das Blut der Priester Baals,
Die ich geschlachtet, auf zu dir!
Ist dir's nicht süßer Opferduft? —
Und dennoch triumfiren sie,
Die Feinde, deren Haß mich treibt
In dieser Höhle Dunkelheit!
Warum zermalmt dein Allmachtsarm
Nicht die Verhaßten ungesäumt?
Gib mir sie, Herr Gott Israels,
Zu rächen deines Namens Ruhm! —
Warum bleibst du mir stets verhüllt,
Antwortest und erscheinst mir nicht,
Wie deinem Knechte Moses einst? —
Soll ich nun bleiben oder geh'n,
Ruh'n oder kämpfen, soll mein Mund
Sturm oder Frieden predigen?
O Gott, mein Herz ist todeskrank!“ —

Da brauset der Sturmwind mit Macht, mit Macht;
Er jaget die Wolken wie Meeresschaum,
Durchheulet die Klüfte, das Thal, den Wald,
Zersplittert, entwurzelt den Baumesstamm
Und schleudert ihn über den Berg, den See,
Als wär' es ein schwankender Haferhalm.
Es zittert und bebet und beugt sich stumm
Die ganze Natur vor der Allgewalt.

Ging nicht Jehovah selbst im Sturmesmantel
Vorüber an der Höhle Horebs, folgten
Ihm nicht der Winde flücht'ge Geisterchöre?
Und sprach er nicht gewaltig und vernehmlich? —
Er war's — er sprach — doch nicht vernahm's Elias.

Da erbebt die Erde dumpf im Grund
Und es rollt in der Tiefe der Donnersturm;
Der gespaltene Boden klaffend gähnt;
Das zerrissene Land wie Sturmfluth wogt;
Und es wanket der Berg, der Fels zerspellt:
Und der Thiere Geheul durchhallt die Luft.
Die Natur hat gelöst jed' sich'res Band —
Zwischen Himmel und Erde Grabesgraun.

Erregte nicht Jehovahs Tritt die Erde,
Zog Er mit seinen Erdengeisterscharen
Vorüber nicht an Horebs stiller Höhle?
Und sprach er nicht gewaltig und vernehmlich?
Er war's — er sprach — doch nicht vernahm's Elias.

Da durchzuckt die Wetternacht Blitz um Blitz;
Es zerreißt die Wolke der Feuerstrahl;
Und die niederstürzende Wasserfluth,
Sie vermischt sich flammendem Lichtmeerglanz;
Von getroff'ner Ceder entsprut die Gluth;
Es erdröhnt die Luft von dem Donnerhall. ... ...
Bricht der Himmel ein, stürzt die Erdach mit ihm
Ist's der Untergang der erschaff'er möchte mit einem

Und ging nicht abermals an Horebs Höhle
Mit seinem Fluth- und Flammengeisterheere
Jehovah selbst vorbei im Feuerkleide?
Und sprach er nicht gewaltig und vernehmlich? —
Er war's — er sprach — doch nicht vernahm's Elias.

Da tönet sanft die ruhende Natur;
Es lispelt leis' melodisches Getön;
Ein stilles Säuseln wehet durch den Hain;
In Klarheit strahlt das himmlische Gewölb;
Ein süßer Duft entsteiget dem Gefild,
Verföhnet sind die Elemente ganz.
Harmonisch mild und feierlich ertönt
Der Friedenspsalm der heiligen Natur.

Ist's nicht Jehovah, der vorüberschreitet
An Horebs Höhle mit den Aethergeistern?
Und glänzt sein Antlitz nicht voll Himmelsmilde?
Und spricht er nicht mit sanftem Liebeshauche? —
Er ist's — er spricht — und jetzt vernimmt's Elias.

Laut und stürmisch pocht sein banges Herz;
Zaghaft zögert er, dem Herrn zu nah'n,
Scheut, zu schau'n Jehovahs Angesicht.
Endlich süß durchschauert, ehrfurchtsvoll,
Freudebebend, stumm verhüllt das Haupt
Mit dem Mantel er und tritt getrost
In der Höhle Thor und sinkt auf's Knie.

In süßem Wonneschauer
Erbebt das Herz im Busen,
Das mit dem Höchsten redet.
Erleuchtet wird dem Geiste,
Der, zu dem Herrn erhoben,
Sich beugt vor ihm in Demuth.

Im Geist und in der Wahrheit
Sprach Gott mit seinem Knechte,
Der Vater mit dem Sohne.
Getröstet und erleuchtet,
Beruhigt und gerüstet
Erhebet sich Elias.

„Ich danke dir, Gott Zebaoth,
Dir, Herr des Himmels und der Erden,
Für deine Güte, die du mir,
Dem sünd'gen Menschen, hast erwiesen!

„Ja, Herr, du hast dich mir enthüllt
Im Sturm und Drang der Elemente;
Du hast vernehmlich durch den Mund
Der heiligen Natur gesprochen!

Mein Aug' nur sah dich nicht
In Weltenkräfte;
Mein taubes Ohr nur hörte nicht
Dein Offenbarungswort im Donner!

„Im sanften Säuseln der Natur
Drang erst dein Ruf zu meinem Herzen;
Der lieblich milden Maienluft
Eröffnete sich meine Seele!

„Ich habe dich verstanden, Herr,
Ich, deines Reichs getreuer Kämpfer;
Dein Wort soll wirken in mir fort,
Als meiner künft'gen Thaten Lenker!

„Mit Schwert und Feuer nimmermehr
Will deinen Namen ich verkünden!
Durch Furcht und Schrecken nimmermehr
Will ich Bekenner dir erwerben!

„Jehovah, nicht durch Sklavenzwang
Wirst du verehrt in Geist und Wahrheit!
Du willst der Seele eignen Drang:
Gewissensfreiheit, Geistesklarheit!

„Mit Liebe lenkst du unser Herz:
Du willst verehrt seyn nur aus Liebe!
Nur Liebe leitet himmelwärts!
Möcht' stets ich werth seyn deiner Liebe!“ –

Der Flüchtling.

(Fortsetzung.)

In diesen Gedanken wurde Gustav durch den Fabrikherrn unterbrochen, dessen Bau er leitete und der nun mit freundlichem Gesichte hereintrat. „Es war diesen Morgen eine obrigkeitliche Person bei mir,“ sagte der Mann, ein Papier hervorziehend, „wie Sie da sehen, verlangt man für Ihren ferneren hiesigen Aufenthalt eine Kaution.“

Gustav überflog das Blatt. „Wie,“ rief er unwillig, „3000 Franken, während der Behörde nicht unbekannt seyn kann, daß mein gegenwärtiger Verdienst mehr als hinreicht, um meine geringen Auslagen zu decken und somit Niemand irgendwie gefährdet ist.“

„Nun,“ erwiederte der Fabrikherr, „auf Etwas mehr oder weniger kommt's nicht an, ich habe mich bereits verbindlich gemacht, die Kaution zu übernehmen, sofern Ihnen das recht ist.“

Gustav dankte für diese zuvorkommende Freundlichkeit mit warmen Worten; aber dennoch mußte ihn dieselbe schwer bedrücken. Er war dadurch in seiner Freiheit beschränkt und ohne an äußerer bürgerlicher Sicherheit gewonnen zu haben, an das Belieben eines Andern und wenn auch eines rechten Ehren-

mannes gebunden. Dieser Gedanke mußte ihm gerade jetzt, da er seine Freiheit bereits, wenn auch in etwas anderem Sinne dahingegeben, mehr als peinlich fallen. Es war ihm, als dürfte er sich nicht in doppelter Weise binden, als beginge er dadurch eine Täuschung an Vreneli oder an dem wohlwollenden Fabrikherrn.

„Nein," rief er endlich, „zu solch hoher Summe kann ich mich unmöglich verpflichten."

„Offen gestanden," sagte der Fabrikherr, „etwas hoch kommt mir dieselbe auch vor; aber ich glaube den Grund dieser Steigerung zu wissen."

„Und der wäre?" fragte Gustav gespannt.

„Vorausgesetzt, daß Sie meine Offenheit nicht übel nehmen," erwiederte der Andere lächelnd; „ich vermuthe, die Behörde ist vielleicht in nicht ganz wohlwollendem Sinne auf Ihre Besuche in dem Berghause da droben aufmerksam gemacht worden und wird es nun als Pflicht erachten, für alle möglichen Fälle Bedacht zu nehmen. Sie verstehen mich."

Nein, Gustav mußte sich diese Worte erst nochmals wiederholen, ehe er ihren Sinn ganz begriff; dann aber, als dies geschehen, fühlte er, wie sein Gesicht von einer brennenden Röthe übergossen wurde. Es war jedoch nicht die Röthe schamhafter Verlegenheit, die sich in einem stillen Herzensgeheimnisse belauscht sah, sondern die Röthe empörten Unwillens und tiefen Schmerzes, der des Jünglings Herz erfüllte. Was ihm selbst kaum vor einer Stunde klar geworden, was er wie ein schlafendes Heiligthum in sich getragen, was er vor jedem unreinen Hauche, vor jeder unsanften Berührung gehütet, das war nun schon Gegenstand schleichender Verdächtigung, grober polizeilicher Vorsorge gewesen. Und das reine, unschuldige Kind selbst stand den Pfeilen giftiger Zungen preisgegeben, weil es sich gegen einen Fremden theilnehmend gezeigt, der hilflos die Schwelle seiner Pflegeeltern überschritten hatte. — „Das ist der Fluch der Heimathlosigkeit!" rief Gustav schmerzlich aus, während er, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, kaum die hervordrängenden Thränen abzuwehren vermochte.

Der Fabrikherr war über diese Gemüthsaufregung seines sonst so ruhigen und männlichen Schützlings betroffen, ohne sich zu erlauben, um weitere Aufklärung anzufragen. Gustav empfand jedoch, daß er diese selbst geben müsse und dürfe. Er schilderte daher sein Verhältniß zu den Leuten im Berghause und erzählte mit aller Offenheit, was eben diesen Morgen zwischen Vreneli und ihm vorgefallen war. „Ich werde das Mädchen heirathen, sobald es meine Umstände gestatten; bin ihm nun aber doppelt schuldig, diese Möglichkeit so schnell es seyn kann, herbeizuführen."

Der Fabrikherr hatte mit schweigender Theilnahme zugehört. — „Ich kenne Vreneli und seine Pflegeeltern," sagte er nach einigem Besinnen, „und es thäte mir schon der braven Leute wegen leid, wenn sie unverdienter Weise zu Schaden kämen. Ich ehre daher auch Ihre Absicht, junger Mann; aber so lange Sie Flüchtling sind, steht das Gesetz mit unübersteiglichen Hindernissen deren Ausführung entgegen. Haben Sie gar keine Aussicht, in Ihre Heimath zurückkehren zu können?"

„Unter gegenwärtigen Umständen nicht," erwiederte Gustav mit traurigem Kopfschütteln.

„Nun dann," fuhr der Fabrikherr fort, dem Baumeister die Hand reichend, „so bleibt kein anderes Mittel übrig, als daß Sie freier Schweizerbürger werden. Bemühen Sie sich, die Entlassung aus Ihrem heimathlichen Staatsverbande zu erhalten, die zur Erwerbung unseres Bürgerrechts durch ein neuerliches Gesetz verlangt wird und für das Uebrige werde ich Sorge tragen."

Der Abend dieses Tages glänzte mit hellen Sternen in das dunkle Flüchtlingsleben hinein. Als Gustav vom Berghause herabstieg, wo er die Wendung seines Geschickes verkündet und die junge Liebe den Segen der guten Pflegeeltern erhalten hatte, saß er noch lange am stillen Brunnen der stillen Bergstraße. Der Himmel schaute mit tausend Lichtern durch die klare, kalte Winternacht und das weite Land leuchtete in seiner Schneedecke zurück wie ein aufgeschlossener Silberschrein. „Die alte Heimath vergißt sich nie," sagte er leise; „aber Dich werde ich lieben können, du Land der Herrlichkeit. Und," sprach es weiter in ihm, „deinen Kindern übergibst Du als Erbe, wofür Du vergebens Blut und Leben eingesetzt hast, — eine freie Heimath. Der Boden, in dem Du lebendige Wurzeln treibst, kann allein Deine Heimath seyn." Bei dem Gedanken ging ein süßer Schauer durch seine Seele und bald sang die männlich volle Stimme des nächtlichen Wanderers sein Glück den stummen Felsen vor.

Aber es war nicht von langer Dauer dieses Glück. Schon vor Weihnachten hatte Gustav aus seiner Heimath die amtliche Nachricht, daß an die Erlangung des Entlasses aus dem Staatsverbande, wie dieselbe zur Erwerbung des Schweizerbürgerrechtes nothwendig, nicht zu denken sey, bevor er sich seinem Richter gestellt habe; dagegen wurden unzweideutige Hoffnungen gemacht, daß dieser Richter ein milder sey und wohl auch, so weit möglich, Gnade für Recht ergehen lassen würde. Aehnliches wurde auf Anfragen bei einheimischen Bekannten erwiedert und Manche, von denen Gustav wußte, daß sie es redlich mit ihm meinten, waren der Ansicht, er möchte mit einem

Unterſuchungshafte oder einer verhältnißmäßig kurzen Feſtungsſtrafe davonkommen, da ſich die Strenge, nachdem ſie einige Hauptſchuldige erreicht, gegen die große Maſſe bereits merklich gemildert habe. Unter dieſen Umſtänden war Guſtav's Entſchluß bald gefaßt. Was er für ſich ſelbſt nicht gethan hätte, that er zum Schutze des guten Rufes Vreneli's, der ſchon durch die bloſe Nähe des Heimathloſen gefährdet war.

Der Morgen des Tages, der dem Feſte folgte, an dem die Welt die Verkündigung der großen Friedensbotſchaft gefeiert, lag mit ſeiner ganzen winterlichen Schönheit über dem Lande. Ueber Berg und Thal blitzte die Schneefläche, von der bleichen Sonne umfloſſen, in tauſend kleinen Lichtern auf; d'raus hervor ragten die Bäume, von weißem Dufte umſponnen, ſo feierlich ſtill, wie in andächtigem Sinnen über die Nacht verloren, da die himmlichen Heerſchaaren den Hirten des Feldes erſchienen. Nur hie und da regte einer aufathmend den Wipfel und ſchüttelte den Menſchen, die unter ihm weg in klingendem Schlitten vom Jura nach dem Rheine niederfuhren, ſeine weißen Weihnachtsblüthen zu. Dieſe Menſchen waren ſelbſt ſtill, wie das feiernde Land, durch das ſie dahinfuhren. Vorn auf dem Schlitten ſaß der alte Vetter vom Berghauſe, das Pferd lenkend. War's der blendende Wiederſchein des ſonnenbeglänzten Schneefeldes, die friſche Morgenluft oder war's noch etwas Anderes, er mußte mit dem Pelzhandſchuhe, zwiſchen dem er die Geiſel hielt, öfters über die Augen fahren, die immer wieder feucht werden wollten.

Hinter ihm ſaßen enge zuſammengelehnt Guſtav und Vreneli. Er ſchaute durch den Hauch, der ſich in der kalten Luft vor ſeinem Munde auftreiſette, mit unverwandtem Blicke nach den Höhen des Schwarzwaldes hinüber, die mit ihren ſtillen Höfen und Dörfern und den weißbedeckten Waldhängen immer näher und deutlicher herantraten. Dort in dem Thaleinſchnitte erkannte er ſchon die Richtung der Straße, die nach ſeiner tiefer im Gebirge liegenden Heimath führte. Zwiſchenhinein theilte er ſeiner Gefährtin mit leiſen Worten ſeine Wahrnehmungen mit. Er erzählte von den einſamen Höfen weit hinten im Walde, an denen die Straße ſtill vorbeiſtreift, um ſchnell wieder im dunkeln Tann zu verſchwinden. Dann führt ſie ſtundenlang an einer ſteilen Halde dahin. Drunten in der Tiefe rauſcht ein Waſſer, manchmal hört man das Klappern einer Mühle, die es treibt; aber dem Auge bleibt es durch die dichte Tannennacht verborgen, die auf beiden Seiten der Straße hinzieht. Jetzt tritt dieſe auf die freie Höhe hinaus und dort drunten im Thale ſchimmern die weißen Häuſer, die längs dem Fluſſe ſtehen. „Das iſt meine Heimath, Vreneli."

Vreneli hatte mit ſtiller Andacht zugehört, aber ſeine ſonſt ſo hellen Augen waren heut' trübe. —

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Herr, der ſich in einer bekannten Bierſtube in Berlin den Gerſtenſaft trefflich munden ließ, wurde, als er ſich eben ein friſches Seidel hatte kommen laſſen, plötzlich abgerufen. Es war ihm nicht möglich, das Bier auszutrinken, welches er auch nicht ſtehen laſſen wollte. Er reichte es daher einem am Fenſter vorübergehenden Dienſtmann, der in der Sonnenhitze unter einer ſchweren Laſt keuchte. Dieſer nahm das Seidel, leerte es und nahm darauf eine Marke aus der Taſche, die er dem Bierſpender als Quittung für geleiſtete Dienſte überreichte. Unter dem größten Gelächter der anweſenden Gäſte mußte ſich dieſer denn auch dazu bequemen, 1 Sgr. dafür zu bezahlen, daß der Dienſtmann ſein Bier ausgetrunken.

Der weitläufige Verwandte eines reichen Banquiers hatte bei dieſem ſchon mehrere Anleihen gemacht, ohne an's Wiederbringen zu denken. Eines Tages trat er in deſſen Komptoir, und der Banquier, der ahnete, daß er wieder Geld haben wollte, machte ein ſaures Geſicht. Doch jener rief ihm zu: „Nicht ſo verdrießlich, diesmal komme ich nur um 25 Thaler. — „Wie?" verſetzte der Banquier, „Sie kommen um 25 Thaler? Nein, ich komme um 25 Thaler, wenn ich ſie Ihnen gebe."

Von einem Hrn. William Longmaid iſt ein Verfahren zur Verbeſſerung der Eiſen- und Stahlfabrikation entdeckt worden. Er miſcht unter die Maſſe eine geringe Quantität Gold, wodurch die Qualität des Metalls außerordentlich gewinnen ſoll. Es werden mit dieſer neuen Kompoſition demnächſt Verſuche von der Regierung und bei Eiſenbahnen gemacht werden.

Die Nachkommenſchaft von einem Schweinepaar wird ſich nach Verlauf von ſechs Jahren zu der anſehnlichen Familie von 119,116 Gliedern ſteigern, angenommen, daß jedes Mutterſchwein jährlich 15 Ferkel wirft. Ein Schafpaar würde in der nämlichen Zeit nur 64 Kinder, Enkel, Ur- u. ſ. w. Enkel zählen. Eine Pferdefliege legt in einem einzigen Sommer nicht weniger als 20,080,320 Eier.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Sonntag, 11. August 1861.

Die geheimnißvolle Braut.

(Schluß.)

„Was, Wilhelm!“ rief Huybert, „er wäre mein Sohn? Theodora, darf ich den Worten Katharinens Glauben schenken?“

„Das dürfen Sie,“ versetzte Theodora. „Als ich mich nach meiner Befreiung aus jener dunkeln Höhle mit Wilhelm in der Nähe des Naritanerdorfes und er in einen tiefen Schlaf versunken an meiner Seite lag, da betrachtete ich mir das Gesicht des lang Vermißten, und seine mit Ihnen so unverkennbare Aehnlichkeit fiel mir zum ersten Male auf. Von dieser Wahrnehmung tief ergriffen, stieß ich einen Schrei aus, der den müden Schläfer fast erweckte. Aber der von Katharinen so eben vorgetragenen Erzählung hätte es nicht ganz bedurft, um Ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Sie in Wilhelm den eignen Sohn wieder gefunden haben. Sehen Sie sich ihn an. Nicht wahr, er ist ganz Ihr Ebenbild? Ja, er ist der Knabe, den ich vor zwanzig Jahren vor der Thür unseres Hauses in Amsterdam gefunden habe, und der von jener Zeit an stets die Freude und der Stolz meines Herzens gewesen ist. Können Sie es mir, seiner zweiten Mutter und Erzieherin, verdenken, wenn ich den Wunsch gehegt, daß er mein eigener Sohn seyn und bleiben möchte?“

„Großer Gott?“ rief Huybert, indem er Wilhelm in seine Arme schloß, „laß dies keinen Traum, kein Gebilde meiner Phantasie seyn! Dank, Dank für diese Segnung! — Blicke mich an, mein Sohn, ich bin Dein Vater. Wirst Du mich auch als solchen lieben?“

„Mein ganzes Streben wird darauf gerichtet seyn, mir Ihre Liebe und Ihr Wohlwollen zu erwerben,“ versetzte Wilhelm. „Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens. Die dunkeln Wolken haben sich verzogen, alle Geheimnisse sind offenbart und stehet meiner Liebe zu Sonnenstrahl, meiner Lebensretterin, Nichts mehr im Wege. Nicht wahr, jetzt darf ich auf ihren Besitz rechnen?“

„Ja,“ sprach Theodora unter Thränen, „das kannst Du, denn mein Gatte und ich sind dieser Verbindung nicht mehr entgegen. Doch hängt es eigentlich von einem Andern ab, ob er mit einem Sohne auch eine Tochter anzunehmen gewillet ist.“

Wilhelm sah seinen Vater fragend an. Dieser verstand ihn. „Führe sie nur dreist mir zu, mein Sohn,“ sprach er, „und ich verspreche Dir, daß sie meinem Herzen eben so theuer und meine Liebe zu ihr eine eben so innige seyn soll, wie die ist, mit welcher ich Dich zurückempfangen habe.“

„Hier ist sie, Deine Braut!“ rief Theodora, „um die Du Dich in einer schweren Zeit, inmitten großer Gefahren, und ohne zu wissen, wer sie war, beworben hast. Mit ihr verbunden bleibst Du unser Sohn, ein Glied unserer Familie.“ —

Aber welch ein Anblick dieser hochbeglückten Menschen für Geldorp! Seine lang genährte Rache vereitelt, seiner Missethaten überführt, in dem Bewußtseyn seiner unverzeihlichen Schuld einer bodenlosen Verzweiflung anheimgefallen, sogar von der eigenen Frau, welche durch das freie Geständniß des von ihr an Huybert begangenen Unrechts jetzt das Glück zweier Familien begründet hatte, verrathen, wahrlich, der gegenwärtige Augenblick mußte für ihn ein unendlich trostloser seyn! Und welch eine Zukunft stand ihm bevor?

Die Gegenwart eines Bösewichts in dem Hause, in welches das Glück und die Freude ihren Einzug gehalten, war nicht länger mehr zu dulden. Die Neger erhielten daher den Auftrag, ihn nach Neu-Amsterdam zu schaffen, wohin van der Veer und Huybert sich ebenfalls begaben, um ihn dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. Das Gericht verurtheilte ihn zum Strange. An dem Gouverneur hatte er keine Stütze mehr, denn das gegen ihn

redende Zeugniß konnte nicht weggeleugnet, keine anderen Beweise dagegen vorgebracht werden. Wenige Tage darauf ward er zur Richtstätte geführt und an demselben Galgen, an welchem Manuel in seiner Schuldlosigkeit die Todesstrafe hatte erleiden sollen, aufgeknüpft, ohne daß Halfter oder Schlinge dabei zerrissen. Die in Menge herbeigekommenen Zuschauer gingen stillschweigend wieder davon. Ihnen war die beruhigende Gewißheit geworden, daß die junge Kolonie jetzt einen sehr gefährlichen Menschen in ihrer Mitte weniger zählte.

* * *

An einem prachtvollen Sonntag Morgen — die ganze Natur zeigte sich in ihrer höchsten Lieblichkeit, gleichsam als habe sie ein festliches Gewand angelegt — begab sich einer der Seelsorger der Stadt nach dem nahen Pavonia, um in Huybert's Hause eine der Pflichten seines heiligen Amts zu verrichten. Der von Wilhelm Huybert und Olivia van der Veer — wie uns diese Namen so fremd klingen — geschlossene Bund für's ganze Leben sollte durch ihn die kirchliche Weihe empfangen. Und sie wurden Mann und Frau.

„Noch bist Du mein Sohn, das Kind meines Herzens und meiner Liebe," sprach Theodora, als sie den Mann ihrer Tochter in ihre Arme schloß.

„Und ich," rief Huybert, indem er Olivia an sein Herz drückte, „habe mit dem Sohne noch eine Tochter bekommen."

„Mir aber," sprach Olivia mit bewegter Stimme, „ist mehr als Ihnen Allen zu Theil geworden, denn ich habe eine Heimath, Vater, Mutter und — einen Gatten gefunden."

„Fast kann ich dasselbe von mir sagen," fügte Wilhelm hinzu, „da ich, ohne den alten Vater zu verlieren, noch einen neuen gefunden habe, und was noch mehr ist, aus meiner geheimnißvollen Geliebten ist mein Weib geworden."

Freundlicher Leser, unsere Erzählung wäre damit zu Ende; jedoch bleibt uns zur Vervollständigung derselben noch Einiges zu erwähnen übrig.

Nachdem Namakewa eine Zeitlang Zeuge des Wohlergehens ihrer Schützlinge gewesen, kehrte sie in ihre heimathlichen Wälder zurück. Indeß währte es nicht lange, daß ihr Volk, von den immer mehr heandrängenden Weißen dazu veranlaßt, seine lang besessenen Jagdgründe aufzugeben sich gezwungen sah. Als ein besonderer Volksstamm aber sind die Raritaner, wer weiß wie lange schon, von dem amerikanischen Boden spurlos verschwunden; nur daß die Geschichte des Landes sich ihrer zuweilen noch erinnert.

Manuel, der treue und hingebende Neger, ging durch Kauf in van der Veer's Eigenthum über. Die ihm von seinem neuen Herrn angebotene Freiheit aber schlug er aus. Er zog es vor, in der Familie desselben als Sklave zu verbleiben.

Katharina Tronk — der Name Geldorp war ihr zu verhaßt geworden, um ihn länger zu tragen — fand ein Asyl in Huybert's Hause, in welchem sie die obere Leitung der Küche ꝛc. übernahm, da die Kräfte der Hagar bereits im Abnehmen waren.

Die ihres Anführers beraubte Freibeuterbande hatte sich gleich nach der Verhaftung desselben auf ihre Schaluppe gemacht, von welcher alsbald in den Manhattan'schen Gewässern nichts mehr zu erblicken war; auch ist von dem schließlichen Schicksale des Raubschiffes keine Kunde nach Neu-Amsterdam gedrungen. Auf welche Weise es mit seiner gottlosen Besatzung den Untergang gefunden, darüber schwebt ein ewiges Dunkel.

Peter van der Veer trat durch Kauf in den Besitz einer dicht an der Ansiedlung seines Freundes gelegenen, sehr ansehnlichen Strecke Landes. „Sieh, Hendrick," sprach er zu diesem, „Deine und meine Ländereien zu einer Pflanzung vereinigt, sollen das Erbtheil unserer Kinder seyn. Wir lassen Dein Haus durch einen Anbau vergrößern, unsere Familien leben dann unter einem Dache, und in dem Anblicke ihres Glückes und von ihren Nachkommen umgeben, beschließen wir die uns noch beschiedenen Tage in Ruhe."

Und so geschah es. Unter einem Dache verlebten die zu einer vereinten Familien nach so vielen überstandenen Schicksalsschlägen zufriedene und heitere Tage. Freud und Leid — ohne letzteres ist kein irdisches Leben denkbar — wurden von allen gemeinschaftlich getheilt und ertragen; Sonnenstrahl aber, dem ihr von den Indianern beigelegten Namen gemäß, verblieb die Sonne — der Schutzgeist des Hauses.

Der Flüchtling.

(Fortsetzung.)

Am Spätnachmittage saßen die Beiden in einem stillen Gasthofszimmer zu Laufenburg. Der Vetter war über die Rheinbrücke gegangen zum badischen Grenzwachtmeister, den er noch von den Winternächten des russischen Feldzuges her kannte. Er wollte dem alten Kameraden, mit dem er die vielen Jahre her schon manchmal, sich in Erinnerungen vergessend, bei einem Glase gesessen, seinen Schützling zu schonendem Transport das Land abwärts empfehlen. Der brave Alte versprach, sein Möglichstes zu thun und bald saßen die beiden Veteranen in Gedanken wieder an dem kleinen Wachtfeuer, dessen

Schein sie durch die Nacht des polnischen Schneefeldes zusammengelockt hatte.

Unterdessen stand Vreneli am Fenster und schaute bangen Blickes auf den Rhein hinunter. Die Wasser kamen klar und ruhig gegangen, um einen Augenblick später an den Felsen des Laufen in stäubendem Schaum zu zerschmettern, „so zerstiebt Deine Hoffnung, Dein Glück," dachte Vreneli; die Thränen flossen unaufhaltsamer und endlich warf es sich laut schluchzend auf das kleine Ruhebett zurück.

Gustav sprach ihm süße Trostesworte zu. Er zog das weinende Kind an seine Brust heran und küßte ihm die Thränen von den Wimpern. Die Arme schlangen sich fester und der raschere Schlag der aneinanderliegenden Herzen sprach von ewiger Liebe, während sich die Lippen in brennenden Küssen berauschten.

3.

Rückkehr.

Das kleine Berghaus hinter der Staffeley hatte altersgraue Wände und das Strohdach war stellenweise mit hellgrünem Moose bedeckt; aber doch, so lange es schon vom Waldrande in's Thal niedergeschaut, mochte in demselben noch nie ein so stilles Neujahr gefeiert worden seyn, wie diesesmal. Als Vreneli aus seinem Kämmerlein den Glocken horchte, die durch die Mitternacht einem leid- und freudevollen Jahre zu Grabe läuteten, da war's ihm, als ob jeder Ton riefe: „Es ist das letzte Mal, daß Du uns hörst; über's Jahr erklingen wir nahe bei Dir, aber Du hörst uns dennoch nicht, Du liegst drunten im Kirchhofe." Das arme Mädchen schauerte zusammen bei dem Gedanken, es fühlte sich von einem tödtlich kalten Hauche umweht und das Gebet, das in seinem Herzen sprach, vermochte nicht auf die bebenden Lippen zu dringen. Ach, es war, als ob sie sich scheuten, den tief verborgenen Jammer vor den klaren Blicken des Sternenhimmels in Worten auszusprechen. Und was trägt ein armes Menschenherz, das seine Schuld nicht einmal dem Himmel, der stummen, verschwiegenen Nacht mehr klagen darf!

Auch auf den übrigen Hausbewohnern lag es wie der dunkle, vorfallende Schatten eines schweren Ereignisses, das herannahe; denn gute Menschen haben leise Ohren und schauen, ohne es selbst recht zu wissen, tief in die Herzen Anderer, die sie lieben. Das Leid, das diese im Verborgenen tragen, weht sie mit bangem Athem an wie eine mitternächtliche Erscheinung, die wir nicht sehen und deren Nähe wir doch fühlen, die wir nicht hören und deren Schritt doch wie ein geisterhaftes Rauschen vor unsern Ohren steht. — Der Vetter war, seit er aus der Fremde heimgekehrt, jedesmal am Altjahrsabend in's Dorf hinabgegangen und hatte da mit Andern bis lange nach Mitternacht beim frohen Glase gesessen, er wußte, daß seine Frau unterdessen daheim die Neujahrskuchen buck und daß der kommende Tag in froher Heimsamkeit vergehen werde. Aber diesmal konnte er sich zu dem gewohnten Gange nicht entschließen. Er trappte unruhig in der Stube umher, schaute nachdenklich durch's Fenster, oder ging auch mit erneuertem Entschlusse vor das Haus hinaus; aber er kehrte langsam zurück, da es ihm vorkam, er müßte sich vor den frohen Menschen im Dorfe drunten schämen, er wußte selbst nicht warum; oder es müßte während seiner Abwesenheit daheim ein Unheil passiren. Die Base zwar stand schon lange vor Tagesanbruch an der Kuchenpfanne, wie sie von jeher gewohnt gewesen; aber was ihr sonst so leicht und froh von der Hand gegangen, kam ihr nun wie eine schwere, ermüdende Arbeit vor. Als sie am Mittage ihre Kuchen fast unberührt wieder vom Tische trug, sagte sie: „Daß Gott erbarm'; es ist traurig, wenn sich der Mensch des himmlischen Segens nicht mehr freuen mag."

Am Nachmittage war der Vetter fast froh, daß der Oberhofer wieder einmal zum Besuche kam. So konnte er wenigstens in allerlei gleichgiltiger Plauderei der dumpfen Stille entgehen, die ihn bei den Seinigen so bange bedrückte und die er doch selbst nicht zu brechen vermochte. —

Nach einigen Tagen kam der Postbote aus dem Dorfe gegangen. Vreneli sah ihn schon von Weitem durch den Schnee heransteigen und stürzte ihm mit einem lauten Aufschrei aus dem Hause entgegen. Es war richtig, er hatte ein Brieflein von Gustav mitgebracht. Aber das arme Mädchen saß lange am Ofen, das zusammengefaltete Papier zwischen beide Hände gepreßt, ohne im Stande zu seyn, das Siegel zu lösen. Durch seine Glieder schüttelte ein eiskalter Frost und doch war's ihm, als ob durch den Kopf brennende Flammen schlügen. Vetter und Base, die in banger Ungeduld herumstanden, hatten gut Ermahnungen zu geben; sie selbst verstanden die kleine neumodische Schrift nicht zu lesen und so oft Vreneli den Finger dem verhängnißvollen Siegel näherte, sank die Hand zitternd wieder in den Schooß herab. Endlich mußte das Gefürchtete und Bangersehnte doch geschehen. Vreneli durchflog das geöffnete Blatt mit brennenden Blicken und rief dann, die Hände mit wehmüthiger Andacht emporhebend: „Dem Herr sey Dank . . . er ist noch nicht verloren!" —

Trotz dieser Ankündigung einer frohen Botschaft mußten Vetter und Base sich noch lange gedulden, bevor sie dieselbe vollständig zu hören bekamen.

Vreneli las erst Wort für Wort zwei, drei Mal, während Thränen und wehmüthiges Lächeln über sein Gesicht gingen, wie ein schnell wechselnder Vorfrühlingstag über die aufkeimende Thalwiese. Der Gefangene schrieb Worte von Herzen kommender Liebe, die wieder zum Herzen müssen. Seine einsame Zelle war belebt von freundlichen Erinnerungen an gute Menschen, die um ihn Kummer trugen und seine Hoffnungen stärkten sich an dem Gedanken, ihnen die Liebe und in der Noth erwiesene Theilnahme in besseren Tagen vergelten zu können. „Ich bin blos zweimal im Verhöre gewesen," hieß es unter Anderm, „und die Leichtigkeit und Kürze, womit meine Sache behandelt wurde, scheinen mir ein gutes Zeichen für deren günstigen Ausgang zu seyn. Zwar ist meine gegenwärtige Haft strenge; ich habe es auch nur einem glücklichen Zufall zu danken, daß ich Euch dieses Brieflein zukommen lassen kann und werde Euch vor dem Urtheilsspruche schwerlich mehr schreiben können; aber das wird ja so lange nicht mehr dauern. Ach, Vreneli, wenn ich erst wieder eine Heimath habe, in die ich Dich einführen kann, die auch Deine Heimath seyn wird!" —

Diese Botschaft brachte auf Vreneli und die Base eine ähnliche Wirkung hervor; beide konnten sich fast nicht sattweinen. Ob an den Thränen das Mitleid mit dem einsamen Gefangenen, oder die Freude über die herzlichen Worte seiner Liebe und die freundlichen Bilder einer schöneren Zukunft größeren Antheil hatten, das wäre wohl schwer zu sagen gewesen; so viel war gewiß, Vreneli wurde wieder heiterer, die schwarzen Gespenster, mit denen die Angst um das Schicksal des geliebten Mannes und die dumpfe Mahnung eines Schuldbewußtseyns seine Seele gepeinigt hatten, mußten wieder freundlicheren Bildern Raum geben und manchmal wagte sich bei der stillen Winterarbeit sogar ein Liedchen hervor. Freilich waren es nicht mehr die hellen Klänge, die ehemals wie ein blitzender Springquell das Häuschen durchrauscht hatten; aber auch schon diese klagenden Weisen der Wehmuth und Sehnsucht verscheuchten wenigstens die tödtliche Stille, die sich besonders dem Vetter mit so erdrückender Last auf das Herz gelegt hatte.

Indessen konnte gerade dieser der Hoffnung weniger froh werden, als die Andern. Als Vreneli den Brief gelesen hatte, nahm er das Blatt selbst zur Hand und setzte sich mit demselben auf die Fensterbank, um mit Hilfe des Gehörten die kleinen krausen Zeilen selbst noch einmal durchzubuchstabiren.

Er saß über dieser für ihn keineswegs leichten Arbeit, bis es zu dunkeln anfing; aber die Gedanken und Zweifel, die ihm dabei aufgestiegen, hütete er sich wohl, den Andern mitzutheilen. Die eigene Erfahrung sagte ihm, daß die Oberflächlichkeit, mit der die Verhöre des Gefangenen betrieben wurden, wohl eher zu seinen Ungunsten, als zum Vortheile ausgelegt werden konnte. Seine Schuld war eben schon hinreichend festgestellt und um Nebenumstände, um das mildere wie und warum, wollte man sich nicht kümmern. Dafür sprach ja auch die scharfe Haft, in der Gustav gehalten wurde, die, da man doch keine weitern Umstände von ihm erhalten wollte, gewiß überflüssig gewesen wäre, sollte man sie nicht als den schlimmen Anfang eines schlimmen Ausganges ansehen.

So kalkulirte und zweifelte der Vetter und es wurde ihm dabei um so schwerer zu Muthe, als er seine Gedanken für sich behielt; drum war er froh, als nach dem Nachtessen der Oberhofer wieder kam, in dessen Gesellschaft er diesen Gedanken wenigstens auf einige Zeit entfliehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

An den Treffer der österr. Kreditloose mit 20,000 fl. in der letzten Ziehung knüpft sich ein doppelt interessantes Spiel. Den Treffer hat nämlich der Geschäftsführer in der Handlung des Hrn. D. in Wien gemacht. Dieser, ein noch junger Mann, hatte sich bei der Südbahn um eine Anstellung beworben und für den Büreauchef ein Kreditloos dem Gesuche beigelegt. Der Büreauchef übergab das Loos der Direktion. Diese konfiszirte es zu Gunsten des Armenfonds, wogegen der Bittsteller rekurrirte und den Rekursbescheid erzielte, daß das Loos auszufolgen sey, weil die Bestechung eines Staatsbeamten nicht vorliege. Dieses Loos hat den Treffer mit 20,000 fl. gemacht.

(Für Biertrinker.) Der berühmteste aller Wundärzte, Astley Cooper in London, hat bemerkt, daß Biertrinker von Konfession ungemein empfindlich gegen alle äußeren Verletzungen und eine chirurgische Operation, für Andere ungefährlich, den Tod bringen kann. Die chirurgische Zeitschrift „The Lancet" (Die Lanzette) behauptet, ein Londoner Bierführer dürfe sich kaum in den Finger schneiden, ohne sein Leben zu gefährden. Die Herren Biertrinker wollen sich dieses gefälligst merken und nicht mit Messern und Scheeren spielen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Dienstag, 13. August 1861.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

Frei nach Capendu.

Am 12. Februar 1848, kaum zwei Wochen vor dem Ausbruche der Revolution, sandten die Maroniten des Libanon dem Ministerium Louis Philipps einen letzten Hilferuf zu, in welchem all der Jammer enthalten war, den das Aufgeben ihrer gerechten Sache von Seite Frankreichs zur Folge hatte.

„Die Neutralität Frankreichs," lautete es in ihrer Petition, „ist die alleinige Ursache unseres unermeßlichen Elendes. Die Ströme unseres vergossenen Blutes, die Entweihung unserer Kirchen, die Einäscherung unserer Häuser, die Schändung unserer Frauen und Töchter, die Ermordung unserer Kinder sind die Folgen der theilnahmlosen Passivität, in der Frankreich zusieht, wie wir Unglücklichen dem unversöhnlichen Hasse der fatanisirten Druſen zum Opfer werden."

Und dieser Hilferuf vom Jahre 1848, gegen den Frankreich, der einzige Beschützer, welchen in Europa die syrischen Christen fanden, taub geblieben war, fand im Jahre 1860 sein schauerliches Echo.

„Gott machte Syrien zum Paradiese, aber die Menschen verwandeln dieses Paradies in eine Hölle!" so sagte einst ein maronitischer Bischof, indem er die Herrlichkeiten des Libanon, die Reichthümer des Thales Baalbeck, die Fruchtbarkeit der Ebenen von Aleppo und Damaskus pries, und zugleich aber auch die Schlechtigkeit der türkischen Pascha's, die Grausamkeit der Druſen und den Fanatismus der vielen abgöttischen Sekten geißelte, die im Libanon wimmeln. Dieser Ausspruch des Kirchenfürsten beruht seit dem ersten Jahre der Hegira bis auf unsere Tage auf tiefer Wahrheit; er charakterisirt eben so gut die Vergangenheit wie die Gegenwart.

Zu allen Zeiten war in der That Syrien mit dem reichsten Segen Gottes beglückt, und alles Elend, alle Noth, aller Jammer kam nur von den Menschen. Schon in der grauen Vorzeit war dieses Land der Kampfplatz herrschsüchtiger Eroberer. Die Perser unter Nebukadnezar, die Juden unter Moses und Josua, die Griechen und Römer stritten sich nach der Reihe um seinen Besitz, bis es endlich im Jahre 1517 den Türken in die Hände fiel und drei Jahrhunderte später, im Jahre 1833 dem Pascha von Aegypten mit Vorbehalt der türkischen Oberherrschaft abgetreten worden ist.

Von den älteren Bewohnern des Landes, den Syrern und Phöniziern, ist keine Spur mehr vorhanden, dagegen bilden die Abkömmlinge der Griechen und Araber den Kern der jetzigen Bevölkerung in den Städten und Dörfern, neben denen man übrigens theils in Distrikten, theils als Nomaden noch Nosairen, Maroniten, Druſen, Turkomanen, Kurden, Beduinen und Juden trifft.

So gibt es also in diesem schönen Lande im eigentlichen Sinne keine Nation, sondern nur eine gemischte Bevölkerung von Einwohnern der verschiedensten Abstammung, Sitten und Gebräuche, die durch ihre Eigenthümlichkeiten scharf von einander getrennt, nicht selten unter sich in blutiger Fehde leben.

Namentlich sind die Druſen als erbitterte Feinde der Maroniten wegen der grausamen Tücke, womit sie letztere von jeher verfolgten, berüchtigt. Auf einen Bezirk von ungefähr 50 Quadratmeilen des Libanon beschränkt, leben sie, den Tribut abgerechnet, den sie der Pforte zu entrichten haben, unter einem selbstgewählten Emir vollkommen frei und erfüllen gleich einer Heerde heißhungerischer Bestien das Land mit Entsetzen.

Es war im Jahre 1850, als ich mich entschloß, von Beyrut aus einen Ausflug nach Deir-el-Kamar, der Hauptstadt dieser Horden, zu machen.

Vom Kopf bis zu den Füßen dreifach in Burnusse gehüllt, um mich gegen die versengenden Strahlen der Sonne zu schützen, ritt ich auf einem kleinen

vortrefflichen Araber neben meinem Führer, einem Manne von 25 bis 30 Jahren, von dem man mir versichert hatte, daß seine Begleitung für sich allein eine ganze Eskorte aufwiege und mir gegen alle etwaigen Angriffe von Menschen und Thieren einen hinreichenden Schutz gewähre.

Von den Mohamedanern Aboul-Abbar, von den Christen der Pantherjäger genannt, war mein Führer, ein Mann von hoher Statur, mager und von der Sonne ausgedorrt, rothbraun wie ein Indianer und ernst wie ein Armenier, deren malerische Tracht er angenommen hatte.

War Aboul-Abbar Asiate oder Europäer? Er konnte ebenso gut das Eine wie das Andere seyn; da er aber sicher nicht beides zugleich war, so stand dem Zweifel um so mehr Spielraum offen, als er selbst über seine Abkunft nichts Zuverlässiges zu wissen schien, wie dies aus den unbestimmten Antworten zu entnehmen war, die er mir auf meine hierauf bezüglichen Fragen gab. War er Christ, Jude oder Türke? Auch hinsichtlich der Religion wußte man von ihm nichts Gewisses. Aboul-Abbar ging nie in die Moschee, nie in die Kirche und ebenso wenig in die Synagoge; auch hielten die Christen und Juden ihn für einen Muselmann, während diese behaupteten, daß er Jude oder Christ seyn müsse, was sie einfach mit dem Ausdrucke „Hund" bezeichneten.

Aboul-Abbar schien sich um die Verschiedenheit der in dieser und in obiger Beziehung über ihn herrschenden Ansichten wenig zu kümmern. Es genügte ihm die berechtigte Ueberzeugung, daß man ihn als einen unerschrockenen Jäger anerkannte, der im Verlaufe einiger Jahre mehrere Dutzend Panther und drei Löwen erlegt hatte, der mit allen Pässen des Gebirges, mit allen Fußpfaden der Wälder und allen Wegen in der Ebene vertraut war und der Niemanden Böses zufügte, wenn er nicht eine ihm selbst widerfahrene Unbill zu rächen hatte. Aboul-Abbar's Faust war stark, sein Auge sicher, sein Yatagan scharf und seine lange Büchse ging ebenso weit als sicher; er vereinigte somit in sich eine Summe von Eigenschaften, die ihn ebenso geachtet als gefürchtet machten, was stets eine respektable Stellung in der Welt verleiht.

Wir näherten uns Deir-el-Kamar in langsamem Schritte unserer Pferde auf einer Straße, die so schlecht war, daß sie Satan selbst erbaut zu haben schien, um nach diesem Wohnsitze seiner Söhne zu gelangen. Lamartine hatte einst die nämliche Reise gemacht, die ich damals machte. Sein „Wegweiser" kam nie aus meiner Hand, und ich verglich Zeile für Zeile mit der Natur, die ich in seiner bewunderungswürdigen Beschreibung mit gewissenhafter Treue und genialer Auffassung wiedergegeben fand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung.)

Der Oberhofer kam seit Neujahr überhaupt wieder fleißiger und bald hörte man ihn regelmäßig mit dem Glockenschlage der ersten Nachtstunde die Hausthüre öffnen. Das war ja auch natürlich und begreiflich. War's sonst zur Winterszeit schon recht einsam hier oben um die abgelegenen Berghäuser, so war's am einsamsten gewiß daheim beim Oberhofer. Das Haus war beinahe in den Wald hineingebaut, der die kleine Bergwiese, auf der es stand, von drei Seiten umschlossen hielt; die freie Seite öffnete sich nicht einmal nach dem Thale hinunter, sondern ließ den Blick nur über den Bergrücken hingleiten, bis er nach kaum tausend Schritten wieder vom Walde aufgefangen wurde. Im Hause selbst war's auch stille. Die Frau lag schon über Jahresfrist unter'm Boden, Kinder waren keine da und eine alte, halbtaube Verwandte führte dem Manne das kleine Hauswesen. Hatte er nun in diesen Wintertagen das Vieh besorgt, so saß er stundenlang auf der Ofenbank und brütete seinen Gedanken nach. Die todte Frau wünschte er trotz seiner Einsamkeit nicht wieder in's Leben zurück. Er hatte sie genommen, ohne selbst recht zu wissen warum, weil es die alte Mutter so gewollt und weil er doch einmal heirathen mußte; aber es war ein unglückliches Zusammenleben gewesen. Sie hatte zu seiner stillen, in sich gekehrten Art nicht gepaßt und wäre immer gerne vom Berge fortgegangen, hinab in's Thal unter die Menschen. Es war ein Glück für Beide, daß sie sterben konnte. So wenigstens war's dem Oberhofer vorgekommen, so lange er Hoffnung trug, daß Vreneli an die Stelle der Todten treten könnte. Als aber der Fremde seinen Weg kreuzte und diese Hoffnung von Tag zu Tag mehr schwand, da fing es an dunkel zu werden im Herzen des Mannes. Er hatte in seinem Leben noch nie empfunden, was Haß oder Liebe sey. Seine Frau war ihm vom Anfang gleichgiltig, später wohl auch lästig gewesen, aber der Tod nahm sie, bevor dieses Gefühl in ein stärkeres, feindseligeres übergegangen war. Und auch erst als der Fremde erschien und sich allmälig auf dem Berge heimisch machte, wurde dem Oberhofer klar, mit welcher maßlosen Liebe er an Vreneli hing. Bei einsamen und unbeholfenen Naturen entwickeln sich Empfindungen und Gedanken langsam, auch die vorhandenen kommen oft gar nicht

zur Reife, zur rechten Erſcheinung und zum Bewußtſeyn, wenn nicht ein äußerer Anſtoß ſie aufrüttelt und zeitigt; geſchieht aber dies, ſo treibt dann mit um ſo gewaltigerer Macht das Leben hervor, das ſich bisher in der ſchlummernden Tiefe der Seele verſchloſſen hatte. Daher ſehen wir ſo oft bei Menſchen die Leidenſchaft zum blutigen Verbrechen aufflammen, wo wir gar keine Leidenſchaft geahnt, nicht einmal die Befähigung für dieſelbe vermuthet hatten.

So ſah es um den Oberhofer aus und die müßigen Wintertage waren nur zu gut geeignet, die brütende Frucht zur Reife zu bringen. Er lauerte ſtundenlang, bis der Fremde wieder heraustrat und langſam den Weg hinunterging. Gar oft nahm er ſich vor, hinüberzugehen und friſch in die Stube zu treten, um mit eigenen Augen zu ſehen, was ihm ſo qualvoll auf dem Herzen lag; aber ſo oft er den Fuß erhob, zog er ihn wieder zurück, wie auf ſeiner Stelle feſtgebannt. War endlich der Fremde fortgegangen, ſo blieb er noch ſtehen, bis in Vreneli's Hinterſtübchen Licht erſchien; dann ging er hinab, klopfte leiſe an's Fenſter und huſchte davon. Oder er ſchlich auch ſeinem Nebenbuhler nach, leiſe von Buſch zu Buſch, wie ein Thier, das nach nächtlicher Beute ſpürt und mehr als einmal war er auf dem Sprunge nach ſeiner Beute, um dem blutigen Grolle, der ſein Inneres durchtobte, freien Lauf zu laſſen. „Einer von uns muß doch hin ſeyn," ſprach es dann unaufhörlich in ihm. Gegen dieſe wilden Gedanken erhoben angeborne Gutmüthigkeit und beſſere Einſicht Widerſpruch. „Was hilft es Dir, wenn Du ihn niederſchlägſt," dachte er, „Vreneli wüßte doch, wer es gethan hätte und dann würd' es erſt Nichts mehr von Dir wollen." Als die blinde Leidenſchaft einmal auf einen Augenblick dieſe mahnende Gegenrede übertäubte, mußte er's ſchwer bereuen. Er hatte Vreneli am folgenden Tage auf den erſten Blick angemerkt, daß er verrathen war und die Augen, mit denen es ihn dabei anſchaute, ſagten ihm deutlich, daß nun alle Hoffnung verloren ſey.

Dieſe Hoffnung trieb neue Keime, als der Flüchtling abgereiſt war. Die erſten Male zwar, da der Oberhofer in das Nachbarhaus kam, ließ ſich Vreneli kaum blicken und ſein angſtvolles Geſicht ſagte deutlich, was in ſeinem Innern vorging. Aber dem einſamen Manne that es ſchon wohl, daß der Vetter freundlich mit ihm war und bald ſelbſt wieder zu ihm in's Haus herüberkam. Es ging wie ein warmer Sonnenſchein über das verdüſterte Gemüth, als bald auch Vreneli wieder heiterer und freundlicher wurde.

Dem Oberhofer war freilich die eigentliche Urſache dieſer Veränderung unbekannt, aber ſie war vorhanden und trug ihre Folgen, wie die Sonne auch für diejenigen, die nie über das Räthſel ihres Auf- und Niederganges gegrübelt, die Ernte zeitigt oder — ein Gewitter reift. Nachdem das ſchwere Leid, das Vreneli im Herzen trug, durch die hoffnungsſtärkende Botſchaft des geliebten Gefangenen gemildert worden, fiel, wie auf die Andern, auch ein Schein dieſes hellern Lichtes auf den Oberhofer zurück. Vreneli begrüßte den Kommenden mit freundlichem Geſichte und konnte dem Davongehenden ein herzliches „Gute Nacht" ſagen, wenn es auch ſonſt ſtill daſaß und ſich nicht viel in das Geſpräch miſchte. Und wie eben die geheimen Lebensquellen wunderſam durcheinanderrauſchen — das Leid, das Vreneli trug, machte es auch für den verwandten Kummer Anderer empfänglicher und theilnehmender. Wenn es den Oberhofer ſo ſtill gehen und kommen ſah, ohne daß er je eine Frage that oder ein Wort von dem fallen ließ, was ihm doch ſo ſchwer auf dem Herzen lag, mußte es unwillkürlich zu ſich ſelbſt ſagen: „Wenn ich ihm nur helfen könnte, dem armen Manne."

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor ungefähr 20 Jahren hatte ein junger Mann aus einer bekannten Familie in Hamburg das Vaterland verlaſſen, um ſein Glück in Amerika zu ſuchen, und während der langen Zeit ſeiner Abweſenheit nichts von ſich hören laſſen. Wie groß war die Ueberraſchung ſeiner Verwandten, als vor drei Monaten der Verſchollene, Todtgeglaubte plötzlich wieder unter ſie trat und zu ihrer freudigen Theilnahme erzählte, daß es ihm „jenſeits des Ozeans" ſehr gut gegangen ſey und er ein bedeutendes Vermögen mit herüber bringe. Unter den Perſonen, die ſich nach dem fröhlichen Ereigniß in der Wohnung der Familie zuſammen fanden, befanden ſich auch die Eltern eines jungen liebenswürdigen Mädchens, die auf den Deutſchamerikaner einen tiefen Eindruck machte. Seine Bewerbung um ſie fand günſtige Aufnahme, und bald wurden die Verlobungsringe gewechſelt. Aber unter der Schwelle zum Glück befinden ſich gewöhnlich die ſchauderhafteſten Fallgruben. Der Hochzeitstag iſt angeſetzt, da erkrankt plötzlich der Bräutigam, ſein Zuſtand wird ſchlimmer und ſchlimmer, und bald empfängt die untröſtliche Braut die Trauerbotſchaft von ſeinem Tode. Sein Nachlaß wird von Seiten des Gerichts verſiegelt. Bei der Aufnahme des Inventars findet man unter mehreren Papieren auch — ein Teſtament. Man öffnet daſſelbe und zum höchſten Erſtaunen Aller ergibt es ſich, daß der Ver-

storbene Frau und Kinder in Amerika habe, welche er zu Universalerben eingesetzt. Da der Nachlaß ein sehr bedeutender ist, so kann man sich von der Enttäuschung und dem Unwillen der Verwandten kaum einen Begriff machen. Das Zehntenamt hat sämmtliche nachgelassene Gegenstände in Verwahrung genommen, wogegen aber von den Hamburger Erben bei dem Niedergerichte Protest eingelegt worden ist. Man ist sehr gespannt, welchen Ausgang diese Sache nehmen wird.

Die „Berliner Gerichts-Ztg." erzählt folgenden Fall von Scheintod: In Weißensee wohnt ein reiches Bauernpaar, das nur ein einziges Kind, ein Mädchen von etwa sieben Jahren besitzt. Plötzlich fiel das bis dahin gesunde Kind wie vom Schlage getroffen todt nieder; alle Belebungsversuche eines schleunigst herbei geholten Arztes blieben vergeblich. Nach Ansicht desselben war das Kind todt, es wurde der Todtenschein ausgestellt, und die jammernden Eltern richteten Alles zu einer Begräbnißfeierlichkeit her: dieselbe sollte am dritten Tage Statt finden. Schon war dieser Tag angebrochen. Die kleine Leiche lag im offenen Sarge, umkränzt mit Blumen, der Vater stand weinend daneben; da kam es ihm plötzlich vor, als wenn eine Röthe über die Wangen des Kindes komme; er hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als in die Stadt zu senden und einen zweiten Arzt holen zu lassen; dieser kam auch alsbald und ordnete, nachdem er den Körper des Kindes genau untersucht hatte, an, daß derselbe sofort aus dem Sarge genommen und in das Bett gebracht werden, daß man auch alle Vorbereitungen zur Beerdigung beseitigen solle, damit das Kind, das bald aus dem Starrkrampf, in dem es sich befinde, erwachen werde, nichts davon merke, wie nahe es der Beerdigung gewesen. Dies geschah, und zwei Stunden später schlug das Kind die Augen auf und war so munter und gesund, daß die beglückten Eltern sofort alle Kinder aus dem Dorfe zusammen holten und mit diesen den zweiten Geburtstag ihres Kindes feierten.

Am vergangenen Freitag Morgen um drei Uhr kehrte in Berlin ein Dienstmann von einer Nachtwache zurück, als vor Meddings Salon in der Leipzigerstraße ihm ein Lieutenant begegnete, der ihn zu einem Dienst anrief. Der Dienstmann überreichte seine Marke und erwartete den Auftrag des Andern. „Tragen Sie mich nach Hause!" herrschte ihn der Lieutenant an und machte Anstalt, auf seine Schultern zu springen, als der Dienstmann ruhig und ohne eine Miene zu verziehen, zurücktrat. „Verzeihen Sie, Herr Lieutenant," sagte er höflich, „daß ich meine Instruktion befolge. Sie wiegen jedenfalls mehr als dreißig Pfund und demnach muß ich Sie binden, um Sie zu tragen." Damit holte er kaltblütig ein Bündel Stricke hervor und näherte sich unbefangen dem Lieutenant, der eine Weile starr vor Erstaunen stand und dann unter dem Gelächter der Umstehenden eiligst das Weite suchte.

Die Brautsuppe war in alter Zeit und noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Thüringen und Sachsen ein dem Pastor, wohl auch dem Schulmeister des Orts, wo die Braut heimisch war, zustehendes Emolument. Ein wesentliches Stück der Brautsuppe war für den Prediger die Rindszunge, welche jede Braut geben mußte, gleichviel ob eine Hochzeit oder eine Kopulation stattfand. Man unterschied dies nämlich, und zwar nach dem Stande. Vermögende richteten 2, 3 auch mehrere Tage Hochzeit aus, wobei eine Hochzeitspredigt gehalten ward, für welche der Pastor 1 Thlr. erhielt. Diese Predigt sollte die angehenden Eheleute über ihre gegenseitigen Pflichten, sowie über die gegen Andere, namentlich auch gegen die Obrigkeit und Geistlichen belehren. Arme oder Gefallene mußten sich mit einer blosen Kopulation ohne Predigt begnügen und Viele vermißten dies schmerzlich. Zur Hochzeit, wie zu anderen Ehrenmahlzeiten in der Gemeinde, ward herkömmlich der Pastor mit der Eheliebsten, auch wohl das Schulmeisterpaar außerdem geladen. Wer die angeführte Rindszunge nicht **in natura** liefern konnte, mußte sie mit Geld ablösen. Außerdem erhielt der Pastor von jeder Braut am Trauungstage eine Citrone, auch eine neue Serviette oder 8 Sgr., zuweilen auch 2 weiße Tücher. Die Spende der Brauttücher hat sich an vielen Orten bis jetzt erhalten, während das Uebrige meist weggefallen ist, wie die sonst übliche mit Namennennung und Vorknieen während des Gottesdienstes verbundene Kirchenbuße Gefallener.

(Kurze Kritik.) Ein junger Dichter überreichte dem Herrn Professor Engel ein Schauspiel, dem er den Titel gegeben hatte: „So sind die Menschen," und bat sich sein Urtheil aus. — Engel gab es ihm nach einiger Zeit wieder zurück mit den Worten: „Ich habe mein Urtheil dabei geschrieben." — Der Verfasser suchte lange vergebens nach dieser schriftlichen Kritik, endlich fand er, daß Engel zu dem Titel das Wörtchen „nicht" hinzugesetzt hatte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Freitag, 16. August 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

„Zur Rechten und Linken," so las ich, indem ich mich mit eigenen Augen von der Wahrheit seiner Schilderung überzeugte, „ragen wie zwei gigantische Mauern in mächtiger Höhe die Bergrücken des Libanon empor, den der Hammerschlag eines Cyklopen gespatten zu haben scheint, oder der vielleicht durch jenes Erdbeben in zwei Theile zerrissen wurde, als der Sohn Gottes mit seinem letzten Athemzuge den Geist der Wahrheit, der Freiheit und des Lebens über die wiedergeborne Welt hauchte."

Unermeßliche Granitblöcke, von beiden Seiten dieser Kluft herabgerollt, vergleichbar mit den zu Stein gewordenen Wogen eines reißenden Stromes, der sich zwischen einem Chaos von Felsen hindurchwindet, ein wahrer Katarakt von Steinen, zwischen welchen keine Pflanze, kein Blatt, kein Halm unter dem versengenden Strahl der Sonne fortkömmt: dies bildet die Straße nach Deir-el-Kamar, die man begangen haben muß, um sich einen Begriff von der Melancholie machen zu können, mit der diese sterile Natur den Wanderer erfüllt. Der Spleen wird hier zum unvermeidlichen Uebel: man empfindet unüberwindliche Schauer; man fühlt, daß man sich dem Horte blutgieriger Dämonen nähert; der Tod zittert gleichsam in der Atmosphäre, in der sich kein Lüftchen rührt, die bleischwer auf diesen kahlen Felsen lastet und unter ihrem glühenden Athem alle Vegetation vernichtet.

Von Zeit zu Zeit begegneten wir einzelnen Männern, die in ihre wallenden Kaftans gehüllt, den umfangreichen Turban auf dem Kopfe, mit ihren langen bis zur Brust herabreichenden Bärten, mit ihren scheuen Blicken, ihren unheimlichen Gesichtern und dem tückischen, hinterlistigen Ausdrucke ihres ganzen Wesens geräuschlos wie die Schlange an uns vorüberschlichen und mich unwillkürlich zu einer Handbewegung veranlaßten, um mich zu versichern, ob noch meine Pistolen in ihren Halftern steckten.

Abul-Abbar bemerkte es und schien meine Besorgniß zu errathen. Er lächelte ernst und zuckte mit den Achseln.

„Fürchten Sie nichts," sagte er. „Die Druſen sind zwar blutdürstiger als Hyänen der Wüste, aber noch haben ihre Marabuts den heiligen Krieg nicht gepredigt, noch hat die Stunde nicht geschlagen."

„Wird sie denn je wieder schlagen?" fragte ich mit Schauer.

„Sie wird so lange wieder schlagen, als die Druſen Druſen sind und als es im englischen Interesse liegt, dieses Land in seinem Elend zu lassen."

Ich war ziemlich erstaunt, von meinem Führer diese politischen Aphorismen zu vernehmen; er aber schüttelte sanft seinen schönen Kopf und versank wieder in sein voriges Schweigen.

So erreichten wir endlich Deir-el-Kamar und bald darauf daselbst das Haus des Herrn Loiselay, eines französischen Negocianten, der schon seit mehreren Jahren in dieser Druſenstadt lebte, und an den mir unser Konsul in Beyrut einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte.

Herr Loiselay empfing mich mit jener liebenswürdigen Zuvorkommenheit eines Landsmannes, der sich glücklich fühlt, einen Gast bei sich aufzunehmen, mit dem er vom fernen Vaterlande sprechen kann. Er stellte mich seiner Gemahlin vor, einer reizenden jungen Frau, und seiner Tochter Viktorine, einer köstlichen Blume des Orients, einem Mädchen von acht Jahren, das ich mir schnell zur Freundin gewann, als ich aus meinem Mantelsack die Spielsachen packte, die ich aus Beyrut für die Kleine mitgebracht hatte. Herr Loiselay zwang mich in freimüthiger, herzgewinnender Weise, während meines Aufenthaltes in Deir-el-Kamar in seinem Hause Wohnung zu nehmen; ebenso wurde auch Abul-Abbar aufs freundlichste empfangen und beherbergt.

Digitized by Google

Abends nach Tisch erquickten wir uns auf der großen Plattform des Hauses an der frischen Luft, die uns von einer wohlthuenden Brise mit allen Düften der Ebene zugewehrt wurde. Auf weiche Teppiche ausgestreckt, mit langen Pfeifen versehen und ächten Mokka schlürfend, war es eine herrliche Siesta, der wir uns überließen.

Neben Herrn Loiselay wohnte im nächstgelegenen Hause ein israelitischer Kaufmann namens Esau, der einen großen Handel mit Edelsteinen trieb und mit diesem ein vortheilhaftes Bankgeschäft verband. Esau war der Korrespondent aller bedeutenden Häuser in Syrien und sein Vermögen schätzte man auf Millionen. Er hatte eine Tochter von Viktorinens Alter, die mit allen Reizen begabt war, womit die Natur die Töchter Palästina's zu schmücken pflegt.

Noëmie, so hieß das schöne Kind, war die Gespielin Viktorinens, und beide Mädchen liebten sich mit zärtlicher Freundschaft. Nichts gab es lieblicheres als den Anblick dieser holden Geschöpfe: Viktorine in europäischer Tracht, Noëmie in dem reichen Kostüm ihrer Glaubensgenossinnen, beide spielend, hüpfend und tanzend auf dieser breiten, mit tropischen Gewächsen gezierten Terrasse, die das ganze Panorama der Stadt beherrschte und mit jenem tiefblauen Himmel überwölkt war, den nur der Orient kennt.

In den düstern, schmalen Straßen der Stadt, die sich zu unsern Füßen labyrinthisch hinschlängelten, sah ich die bunte, aus Druſen und Maroniten, aus Griechen, Türken, Arabern und Franken bestehende Bevölkerung umherwandeln. Ich hatte so viel von den Grausamkeiten der Druſen gehört, ihr Ruf war in dieser Hinsicht in ganz Syrien so furchtbar, daß ich nicht umhin konnte, das Gespräch mit meinem Wirthe auf sie zu bringen, da Herr Loiselay, der im täglichen Verkehr mit ihnen stand, sie genau kennen mußte.

Mein freundlicher Landsmann beeilte sich, mir seine Erfahrungen mitzutheilen. Ich fand in seinen Aeußerungen die Bestätigung alles dessen, was man mir bereits von den Druſen erzählt hatte. „Sie sind ein perfides Volk," sagte er. „Grausam und feig, hinterlistig und verrätherisch, betrügerisch und diebisch, häufen sie Verbrechen auf Verbrechen angesichts der türkischen Behörden, die in lässiger Gleichgiltigkeit sie nur selten zur Verantwortung ziehen, namentlich wenn es gelte, die unglücklichen Maroniten gegen ihre Angriffe zu schützen. Man kann der Pforte in dieser Beziehung die ungerechteste Parteilichkeit zum Vorwurfe machen, wie sie sich deren, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1847 bei der Entwaffnung des Libanon zu Schulden kommen ließ, die sich nur auf die Maroniten, — keineswegs aber auch auf die Druſen erstreckte. Es wird nie eine Besserung dieser Zustände zu erwarten seyn, so lange die Oberhoheit über dieses Volk in die Hände einer Regierung gegeben ist, die nur leere Versprechungen und Worte macht, statt zu handeln, und deren Befehle niemand befolgt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung.)

So vergingen unter Bangen und Hoffen die Wintertage. Ueber die Höhen herein zogen schon die ersten Märzlüfte und an den sonnigen Halden begann der Schnee zu schmelzen, als der Postbote abermals einen Brief in das Berghäuschen heraufbrachte. Als Vreneli einen Blick in denselben geworfen, stieß es einen markerschütternden Schrei aus, ließ die Hände schlaff herabfallen und stürzte, die Stirne an der Ofenkante blutig schlagend, zu Boden. — Der Gefangene war zu fünf Jahren strenger Festungsstrafe verurtheilt. —

Der Mensch ist, wie schwach er sey, gegen alle Schläge des Unglücks mit Siegeskraft ausgerüstet, so lange er *schuldlos* bleibt. Aber das ist die dämonische Natur und Gewalt der Schuld, daß sie diese Kraft zerbricht, das klare Auge der Seele trübt, daß es den rechten Weg nicht mehr findet, den sichern Fuß unsicher macht, daß sie dem Menschen den Stern verhüllt, der ihm bisher als sichere Leuchte durch jedes Zwielicht des Zweifels, durch jede Nacht des Kummers und der Angst vorangegangen ist. Die Schuld weiß sich endlich der Gewalt menschlicher Einrichtungen und Satzungen zu bemächtigen, um den Armen, der ihr verfallen, jedes angeborenen natürlich göttlichen Rechtes zu berauben.

Von einer neugewonnenen Erfahrung dieser unabänderlichen sittlichen Wahrheit war der Aarauer Fabrikherr erschüttert, der ehemalige freundliche Beschützer des Flüchtlings, als er an den Festungsgefangenen folgende Botschaft schrieb:

„— — Der Frühling ist mit Macht in's Land gezogen und weckt zu Leben und Blüthe, was der Winter in festen Banden gefangen hielt. Vor meinem Fenster rauscht das Wasser, das zu Eis erstarrt gestanden, in das von Ihnen erbaute Räderwerk hinunter und darüber weg schwillt in Berg und Thal Keim an Keim zur Knospe auf. Aber die Knospe treibt zur Blüthe, unbekümmert, ob sie eine labende oder giftgetränkte Frucht in ihrem Schooße trage; der Landmann, der im Herbste seine Saat mit sorg-

lichem Fleiße bestellt, steht neben dem Weizen auch die Distel emporschwellen und ach, an der Gefängnißmauer, hinter der geknechtete Freiheit seufzt, blüht der Flieder eben so fröhlich auf, wie an der Laube, in der sich ein verborgenes Lebensglück erfreut.

Nur dieses Gefühl einer ewigen Unwandelbarkeit, die über Menschenglück und Menschenleid besteht, aber von beiden gleiche Ergebung verlangt, gibt mir, mein armer gefangener Freund, den Muth, eine Pflicht zu erfüllen, die wie keine andere meinem Herzen schmerzlich wird. Möge Ihre Erfüllung Ihnen Kraft und Ergebung verleihen. —

Die Erinnerung an den Abschied in Lausenburg muß Ihr Gemüth schon oft mit dunkleren Schatten umnachtet haben, als die dunkelste Kerkermauer, drum sey es auch ferne von mir, einen Stein aufzuheben, da ich die erschütternde Leidensgeschichte angesehen, die mit jener verhängnißvollen Stunde begonnen hat. Mögen Andere im Uebermuthe stolzer Schwäche ihr Urtheil fällen: hätten sie, wie ich, die Qual der Reue, das Entsetzen vor der Schande und die mütterliche Angst um die Zukunft eines hilflosen, noch ungebornen Lebens gesehen, Sie würden mit mir ausrufen: „Herr, geh' nicht zu streng in's Gericht mit dieser Unglücklichen!“ — Drum werden auch Sie, mein armer Freund, nicht zu Gericht sitzen über diejenige, die Ihrer Liebe Alles geopfert und nun dieser Liebe selbst entsagt, um, wie sie meint, ein unschuldiges Wesen schon bei seinem Eintritte in's Leben vor der Schande zu schützen, um ihm eine sichere Heimath, einen Vater zu geben.

Es wäre vergeblich, wenn ich die Verzweiflung schildern wollte, die Vreneli umfing, als ihm Ihre Verurtheilung bekannt wurde. Den Tod, den es in seiner Noth umsonst um Erlösung anrief, würde das arme Mädchen sicherlich gesucht haben, wenn ihm nicht der Gedanke, daß es ein anderes Leben, das unter seinem Herzen keimte, heilig halten müsse, gewehrt hätte. Dieser Gedanke war es auch, der die gebrochene Seele zu einem Entschlusse stärkte, als der Oberhofer sagte: „Ich weiß, was Dich quält, aber meine Liebe ist größer als Dein Unglück. Werde mein Weib und Du wirst Deinem Kinde einen treuen Vater geben.“

Wenn Sie, mein armer Freund, diese Nachricht empfangen, ist Vreneli das Weib des Mannes geworden, an dessen aufopfernde Liebe weder Groll noch Hohn herantreten darf.“ —

Der Gefangene öffnete halb bewußtlos noch ein kleines, zerknittertes Blatt, das diesem Briefe seines theilnehmenden Freundes beigeschlossen war. Es enthielt wenige Worte eines schmerzlichen Lebewohls, die mit zitternder Hand geschrieben, von darauf gefallenen Thränen fast zur Unleserlichkeit ausgelöscht waren.

Nachdem der Arme mit dunkelndem Auge auch dieses Blatt gelesen, legte er sich schweigend auf sein Gefangenenbett. Da blieb er Tag und Nacht in die rauhe Decke gehüllt, unbeweglich, ohne Speise noch Trank zu berühren, ohne irgend einer Frage Antwort zu geben. Als er sich endlich wieder erhob, ging sein erster Schritt nach dem kleinen Tische, der in der Mauerecke stand; dort zerriß er langsam, aber mit ruhiger Hand ein großes, beschriebenes Papier, ohne noch einen Blick darauf zu werfen. Es war ein Begnadigungsgesuch an die landesväterliche Huld gewesen. Dann rief er den Zellenwärter und überreichte dem erstaunten Manne schweigend eine feine Feile, die er aus einer kaum bemerklichen Spalte zwischen der Mauer und der steinbelegten Bodendecke hervorgezogen.

Von da an saß er still in seiner Zelle, ohne eine Klage oder irgend ein Verlangen zu äußern. Ebenso still ging er zur bestimmten Stunde auf dem Festungswalle umher. Er nickte den Mitgefangenen, die sich da aufathmend des göttlichen Sonnenlichtes erfreuten, mit trübem Lächeln einen Gruß zu, suchte aber jeder Frage, jedem Gespräche auszuweichen. Bald wurden ihm auf Verordnung des Festungsarztes längere Spaziergänge gestattet, er ging, von den Wachen allmälig völlig unbeachtet, bis auf die äußersten Vorwerke hinab. Ein gefahrloser Sprung konnte ihn in die Freiheit tragen; aber der einsame Wandler schaute stundenlang in die waldigen Abhänge des Gebirges hinüber, bis die Sonne hinter den letzten Höhen zusammensank. Dann kehrte er langsam und schweigend, wie er gekommen und umhergegangen war, nach seiner Zelle zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Selbst die Tauben in England fangen an, ihre Nester von Eisen zu bauen. Ueber dem Ende einer Schmiede in Sheffield befindet sich ein roher Verschlag mit Kasten, in welchem eine Anzahl Tauben ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Aus ihren Nestern nahm man eine große Menge Hufeisennägel, welche die Tauben aus Säcken und Kasten, in denen sie, alt und neu, krumm und gerade aufbewahrt sind, genommen hatten. Die Nägel waren mit einer gewissen Kunst arrangirt und die Spitzen nach unten gelegt; aber nichts Weicheres und Wärmeres war hineingemischt. Das ist um so seltsamer, als Material wie Stroh, Heu, Hobelspäne ꝛc. genug umherlag. Auf dieses eiserne

Bett hatten die Tauben ihre Eier gelegt, die gerade zum Ausbrüten bereit waren, als die Entdeckung gemacht wurde. Die aus den Nestern genommenen Nägel füllten ein zwei Gallonen haltendes Gefäß, und die aus einem Neste wogen mehr als einen Stein. Die Eier zerbrachen. Die Tauben sind die gewöhnlichen, doch einige von ihnen sind mit Brieftauben gekreuzt.

Köln. Ein Schneider-Jubiläum machte deßhalb hier allgemeines Aufsehen, weil dasselbe nicht den Tag feiert, an welchem derselbe die Nadel zum ersten Male schwang oder an welchem sich derselbe vermählte, sondern, weil es galt, den Tag festlich zu begehen, an welchem der Greis vor 50 Jahren ein Bierhaus in Köln fand, das ihm derart gefiel, daß er gegenwärtig noch daselbst Stammgast ist und von den übrigen Gästen als Senior hochgeehrt wird. Diese veranstalteten denn auch das Fest, den Damenschneider Michel Serk in Wort und Lied und Bier zu feiern, den Greis, der Anno 1770 geboren wurde. Der Alte mit seinem weißen, aber noch dicht bewaldeten Haupte war natürlich dabei und erzählte von seinen Kreuz- und Querzügen. In dem Todesjahre des Königs Ludwig XVI. wurde er kurfürstlicher Soldat und legte als Pfeifer seinen ersten Marsch von Ehrenbreitstein bis Luxemburg in acht Tagen zurück, mußte aber, weil die Franzosen in der Uebermacht waren, sehr eilig wieder heimkehren: In drei Tagen retirirte er zurück bis Ehrenbreitstein, stürzte einmal und verlor in der Eile seine Pfeife, weil der Feind ihm auf der Ferse folgte, wofür er acht Tage Arrest erhielt. Später diente er unter anderen Herren und wanderte dann als Geselle durch Schwaben, sah Münster und Bremen, wornach er sich in Köln niederließ, daselbst mit Gambrinus in innige Freundschaft zu treten. Nachdem er in seinem Stammlokale bis jetzt für 1272 Thaler Bier vertilgte, ist er dem Gerstensafte immer noch hold; denn an Werktagen trinkt er 2 Glas, während er an Sonn- und Feiertagen deren 4 bis 5 zu sich nimmt. Der wackere, allgemein geehrte Greis schreitet noch rüstig durch die Straßen mit seinem einfachen Stab und dabei trägt er einen so großen Pfeifenkopf nach, wie vielleicht kein zweiter in der Stadt im Gebrauche ist. Die Schneiderzünfte Deutschlands dürfen stolz auf diesen ihren Senior seyn!

Die Spechte sind gerade keine Lieblinge der Forstleute, welche sie beschuldigen, den Waldbäumen durch Hämmern bedeutenden Schaden zuzufügen. Tschudi hat indessen vollkommen Recht, wenn er die herzhaften, stämmigen Bursche trotz ihrer unermüdlichen Zimmererarbeit in Schutz nimmt und ihre Pflege empfiehlt. Ihr Pochen und Hämmern hat zweierlei Ursachen. Einerseits hacken sie Rinden und Splint bis zum Holze in großen Splittern los, um die darunter bohrenden Insekten und Larven unmittelbar mit der spitzen, widerborstigen, einer Stahlfeder gleich hervorgeschnellten Zunge anzuspießen. Andererseits klopfen sie aber auch nur, um die Insekten auf der andern Baumseite aus ihren Schlupfwinkeln herauszulocken. Deßhalb sieht man sie nach einigem Klopfen mit äußerster Geschwindigkeit auf die andere Seite des Stammes rutschen und dort die Risse der Rinde aufmerksam untersuchen. Der Volkswitz behauptet freilich, der Specht durchbohre den Stamm und renne nur deßhalb so eifrig auf die andere Seite, um dort die durchdringende Spitze seines eigenen Schnabels zu sehen. Allein obgleich ihm in diesem Falle eine bedeutende Dosis der Dummheit zugeschrieben wird, so spielt doch andererseits der Schwarzspecht durch die kluge Weise, womit er die geheimnißvolle Springwurzel, welche alle Schlösser öffnet, zu finden versteht, in den deutschen Sagen eine nicht unbedeutende Rolle.

Man bereitet jetzt in Manchester eine ganz eigenthümliche, aber höchst merkwürdige Ausstellung vor, nämlich eine telegraphische. Es sollen alle nur erdenklichen Apparate, Instrumente, Erfindungen und Einzelheiten, welche auf die elektrische Telegraphie Bezug haben, aus allen Theilen der Erde ausgestellt werden. Im Monate September findet in Amsterdam eine internationale Ausstellung von allen Fischfanggeräthschaften statt, welche nur irgend in Anwendung kommen.

In dem Brunnen eines Castells in Frankreich hat man eine kleine metallene Kanone gefunden, welche die Jahrzahl 1258 trägt, also mehr als 60 Jahre früher, als die Geschichte der Erfindung des Schießpulvers erwähnt.

(Die mißverstandene Bitte.) A. „Ich weiß nicht, ob ich Sie störe, aber ich komme, um Ihr Fräulein Tochter zu bitten“ . . .— B. „Ach, das ist ja ein lang gehegter Wunsch von mir — ich will doch gleich meine Frau und Tochter rufen — das ist ja eine große Ehre für unser Haus.“ — A. (erstaunt) „Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verstehen, ich möchte nämlich Ihr Fräulein Tochter bitten, in unserm Singverein eine Soloparthie zu übernehmen.“ — B. „Ach — so — blos dazu!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Sonntag, 18. August 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

„Aber Frankreich?“ fragte ich. „Nimmt Frankreich sich seiner Glaubensgenossen nicht an?“

„Frankreich überläßt uns seit lange unserem Schicksale. Es hat hier keinen Einfluß, kein Ansehen mehr. Sie mußten sich von dieser traurigen Wahrheit seit Ihrem Aufenthalte in Syrien überzeugen.“

Ich konnte nicht leugnen, daß gerade meine Eigenschaft als Franzose mir während meiner orientalischen Reise unzählige Vexationen zuzog.

„Und England?“ fuhr ich mit einem Erröthen fort, in welchem das Geständniß unserer politischen Erniedrigung lag, „kann England nichts für die Maroniten thun?“

„Es könnte wohl, aber es will nicht,“ erwiederte Herr Loiselay. „England wird sich hüten, die Maroniten in Schutz zu nehmen, und wenn es je im Libanon interveniert, so geschieht es nur, dies dürfen Sie mir glauben, um seiner Handelsinteressen willen. Es hat keinen Vortheil dabei, die Maroniten beschützt zu sehen. Im Gegentheil . . .“

„Wie? Im Gegentheil?“ wiederholte ich überrascht.

Herr Loiselay rückte mir näher.

„Der Libanon ist das reichste Land der Erde,“ sagte er. „Besäßen die Maroniten dieses Land in Ruhe und Frieden, so würden sie bald ein mächtiges Volk werden, mächtig genug, um den englischen Einfluß in Indien zu paralysiren und dem englischen Handel im Orient eine vernichtende Konkurrenz zu bieten, und somit wird unsere Lage immer dieselbe bleiben, d. h. wir werden uns beständig über einem Krater befinden, dessen Eruption mit jedem Tage zu befürchten steht.“

„Aber,“ konnte ich mich nicht enthalten zu entgegnen, „wenn die Lage der Christen hier eine so prekäre ist, so kann ich zwar begreifen, wenn ein Einzelner, der nur für sich selbst und sonst für Niemanden zu sorgen hat, sich hier niederläßt, aber unerklärlich ist es mir, wie Sie selbst mit Frau und Kind . . .“

„Ich muß mir hier ein Vermögen gründen,“ unterbrach mich Herr Loiselay. „Dies ist die Ursache, warum ich hier lebe. Glauben Sie mir, es wird dieser Zweck von mir kaum erreicht seyn, so werde ich mich beeilen, nach meinem schönen Frankreich zurückzukehren, nach dem ich mich so sehr sehne. Nein, nein!“ fügte er hinzu, „meine Viktorine soll nicht lange mehr auf dieser blutgedüngten Erde weilen. Seit ich ein Kind habe, fürchte ich die Druſen.“

Viktorine kam jetzt mit Noëmie zu uns heran und unterbrach unser Gespräch.

Ich blieb fünf Tage in Deir-el-Kamar, dann nahm ich Abschied von der gastlichen Familie, schloß Viktorine und Noëmie in meine Arme und trat mit meinem Pantherjäger, der, uebenbei bemerkt, ein ganz besonderes Wohlgefallen an Viktorine genommen und die Kleine mit Aufmerksamkeit überhäuft hatte, die Rückreise an. Das liebliche Kind meines freundlichen Wirthes sandte uns Kußhände nach und so verließen wir mit dem Abschiedsgruße eines Engels diese Wohnstätte wilder Dämonen, wie Deir-el-Kamar mit Recht genannt werden konnte.

Wer hätte mir damals gesagt, daß zehn Jahre später eine Reihe gräßlicher Ereigniſſe meine Reiseerinnerungen wieder wach rufen und mich veranlassen würde, diese interessante Familie in einer Erzählung vorzuführen, deren Held Abul-Abbar, mein Führer, werden sollte?

Als die Nachrichten von den blutigen Gräuelthaten in Syrien nach Frankreich kamen, fiel mir meine damalige Unterredung mit Herrn Loiselay ein, deren Prophezeihungen in den Tagesereigniſſen ihre traurige Bestätigung fanden.

Und seine Tochter, der zu Liebe er Deir-el-Kamar verlassen wollte! Armes, liebliches Kind, welches

Loos erwartete dich mitten unter diesen Kannibalen während der letztvergangenen Monate deines Lebens! Es ist deine Odyssee, die ich erzählen will, nachdem ich einem Zufall die Kenntniß aller grauenvollen Einzelnheiten derselben verdanke.

Kehren wir also nach Deir-el-Kamar zurück, freundlicher Leser, nur überspringe mit mir einen Zeitraum von zehn Jahren, der meinen ersten Besuch von diesem zweiten trennt, welchen wir nun zusammen daselbst machen wollen.

Ich verließ die Drusenstadt am 26. Juni 1850. Am 3. Juli 1860 betreten wir sie wieder.

1.

Wenn in Europa das Volk in irgend einer Art sich zum politischen Sturme erhebt, wenn der Orkan der Emeute durch die Straßen großer Städte braust, so gibt sich dies als äußeres Merkmal der socialen Umwälzung, die vor sich gehen soll, in einer erhöhten Thätigkeit und Bewegung, in einer fieberhaften Aufregung und Unruhe kund, die alle Köpfe erhitzt und sich eines jeden Einzelnen bemächtigt. Im Orient ist dies anders. Nie sind die Morgenländer in sich gekehrter als am Vorabend irgend eines wichtigen, in der Stille vorbereiteten Ereignisses. Je näher der entscheidende Augenblick rückt, desto feierlicher wird ihr Ernst, desto unergründlicher ihre Schweigsamkeit, desto düsterer und drohender die unheimliche Ruhe und scheinbare Unthätigkeit der Massen.

An jenem Abend, an welchem wir nach Deir-el-Kamar zurückkehren, herrschte in den Straßen der Stadt jene unheilverkündende Stille, obwohl sich viel Volk in denselben bewegte.

Indessen beging man nichtsdestoweniger bei Herrn Loiselay, meinem einstigen Wirthe, ein fröhliches Fest. Es war Viktoriunens achtzehnter Geburtstag, den ihre Eltern dadurch feiern wollten, daß sie zu Ehren ihrer geliebten Tochter alle ihre in Deir-el-Kamar wohnhaften Freunde und nähereu Bekannten zu einem Balle eingeladen hatten.

Noëmie, die Tochter des Juwelenhändlers und Freundin Viktorinens, fehlte natürlich nicht. Die beiden jungen Mädchen waren neben einander in ihrer gegenseitigen Neigung aufgewachsen und hatten hinsichtlich ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit im reichsten Maße die Hoffnungen erfüllt, zu denen sie schon als Kinder, zur Zeit als ich ihre Bekanntschaft machte, berechtigt hatten. In ganz Deir-el-Kamar galten Noëmie und Viktorine mit vollem Rechte für die beiden Königinnen der Schönheit und jungfräulichen Anmuth. Sie waren beide voll Grazie, beide voll Liebenswürdigkeit, kein Wunder also, wenn die junge Männerwelt der Stadt beide in gleich hohem Grade zum Gegenstand ihrer Verehrung und Huldigung machte.

Unter den zahlreichen Gästen des Herrn Loiselay befanden sich auch zwei junge Franzosen, die kürzlich erst in der Drusenstadt angekommen waren und für die Dauer ihres Aufenthaltes im Hause ihres Landsmannes gastliche Aufnahme gefunden hatten. Der Eine hatte sein Domicil in Damaskus und hieß Olivier Cast; der Andere, aus Liebhaberei für aufregende Abenteuer und als enthusiastischer Bewunderer der Natur seit etwa einem halben Jahre Tourist, war der Graf Henri v. Villeneuve.

Olivier Cast, ein Mann von 35 Jahren, war groß und schlank; in seiner Erscheinung lag etwas Vornehmes und seine edlen, geistreichen und einnehmenden Gesichtszüge hatten das Gepräge einer unbeugsamen Energie. Er trug im Knopfloch seines Rockes das Band der Ehrenlegion, welches er sich in Algier als tapferer Offizier verdient hatte.

In Frankreich geboren und erzogen, war Olivier mit 18 Jahren in die Kriegsschule von St. Cyr gekommen, die er in seinem zweiundzwanzigsten Jahre als Lieutenant der afrikanischen Jäger verließ. Nach acht Jahren ehrenvoller Dienste hatte er es bis zum Kapitän gebracht und sah sich somit eine schöne militärische Laufbahn eröffnet, als er die Nachricht von dem Tode seines Oheims erhielt, des letzten Verwandten, der ihm geblieben war. Als Associe eines Marseiller Hauses hatte dieser Oheim in Damaskus gelebt und sich hier ein großartiges Vermögen erworben, welches nunmehr seinem Neffen, als dem alleinigen Erben des kinderlosen Mannes, zufiel. Um dieses Vermögen, welches in Syrien und der ganzen asiatischen Türkei vertheilt war, zu realisiren, mußte sich Olivier an Ort und Stelle begeben und einige Jahre auf die Liquidation seiner Erbschaft verwenden; er hatte demnach, durch die Umstände veranlaßt, seine Entlassung genommen und sich nach Damaskus begeben. Zur Zeit, als wir ihn in Deir-el-Kamar finden, stand er dem Abschlusse seiner Geschäfte ziemlich nahe und er rechnete darauf, nach Verlauf einiger Monate nach seinem geliebten Frankreich zurückkehren zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung.)

So verging der Sommer, und der Gefangene schaute eines Tages, an eine Bastei gelehnt, träumend in die bleiche Schönheit des Herbstes hinaus, als ihm sein freundlicher Zellenwärter einen Brief nachbrachte. Er betrachtete mit dem nämlichen trüben Lächeln die wohlbekannten Schriftzüge des Freundes

von der Aare, mit dem er soeben noch einem Fluge Mauerschwalben zugeschaut, die sich zur weiten Herbstreise zusammenschaarten. Erst da er den Brief langsam zwischen den Fingern gewendet und sein Blick auf ein schwarzes Siegel traf, lief ein leises Erzittern über das bleiche Antlitz. Das Blatt fiel auseinander und als es Gustav mit raschem Auge durchlaufen, sank er, das Gesicht in beide Hände verbergend, auf die Kniee nieder. —

Durch die bange, von dumpfem Leid umnachtete Seele fuhr ein zündender Gedanke, wie der feurige Blitz durch die dunkle Wolke zuckt. „Mörder!“ rief es mit gellender Stimme in ihm, „ja Du, Du bist der Mörder Vreneli's, Du hast das blühende Leben in's Grab gestürzt, das harmlose Kind zuerst in's Elend und dann in den frühen Tod gejagt. Todt, Vreneli, todt . . . und ich, ich . . . sein Mörder . . . Nein, nein,“ schrie der Unglückliche aufspringend und das zur Erde gefallene Papier wieder auffraffend, „es kann nicht seyn . . . meine trüben Augen müssen mich getäuscht haben.“ Sein Blick suchte mit wilder Hast in den Zeilen, dann las er laut, als müsse das Ohr dem Auge Unrecht geben: „Nachdem es einem andern Wesen das Leben geschenkt, ist es selbst in ein besseres Leben hinübergegangen. Vreneli hatte lange eine sichere und fast fröhliche Ahnung dieses Ausganges in sich getragen. Schon vor Wochen hat es mir denselben mit wehmüthigem Lächeln vorausgesagt und mir seine letzten Grüße an Sie aufgetragen mit der rührenden Bitte zugleich, ihm jeden Kummer zu vergeben, den es Ihnen möchte angethan haben.“

Des Gefangenen Blicke hafteten starr auf diesen Worten, bis sie in Thränen überflossen. Und es war, als ob diese langentbehrten Thränen wie ein erfrischender Quell auf die eigene verschmachtende Seele zurückfielen. „Vreneli ist nun wohl,“ sprach er endlich leise, die Hände faltend, „seine Schuld ist gesühnt und ich habe allein noch das Leidensgericht zu tragen, jetzt ist es auch wieder mein, rein und schuldlos, wie es am ersten Tage gewesen.“ —

Von diesem Augenblicke an war mit dem Gefangenen eine Veränderung vorgegangen, die von seiner nächsten Umgebung mit herzlicher Theilnahme wahrgenommen wurde. Wie bisher blieb er zwar still und in sich gekehrt und ging gerne seine einsamen Wege allein; aber er wich den Menschen nicht mehr aus und hatte für Jeden, wo sich ein Kummer zeigte, ein freundliches und aufrichtendes Trostwort. Am liebsten ging und spielte er mit den kleinen Kindern seines Zellenwärters, die hinwieder mit kindlicher Zärtlichkeit an dem freundlichen, bleichen Manne hingen. Im Winter saßen sie bei ihm in der Zelle, wo er die größern lesen und schreiben lehrte und den kleinern prächtige Kartenhäuser baute und wundersame Thiere und Blumen malte. Im Sommer ging er mit ihnen auf den Wällen umher, half ihnen Schmetterlinge fangen oder in die Nester der Mauerschwalben gucken, oder er erzählte ihnen von den großen Schiffen, die den weißen Strom hinabfahren. — Es war darum große Klage unter dem kleinen Volke, als der freundliche Mann nach langer Zeit einmal durch das äußere Festungsthor schritt und die größern den kleinern mit Thränen in den Augen sagten, daß er nun nicht mehr zurückkommen werde. —

Wenige Wochen später ging durch den blühenden Frühlingstag ein Fremder die Rheinstraße nach Staffelegg hinan. Er grüßte die Leute, die am Wege arbeiteten, mit so herzlicher Freundlichkeit, daß diese ihm verwundert nachschauten. Mancher besann sich, wo er diese wohlklingende Stimme schon gehört habe; aber Keiner konnte sich erinnern, noch kannte er die hohe Gestalt, die mit etwas vorgebeugtem Haupte dahin schritt. Und doch schien der Fremde in der Gegend wohl bekannt zu seyn. Hie und da blieb er vor einer Felsenbiegung stehen und schaute nochmals auf den Weg zurück, oder er betrachtete sinnend einen am Wege stehenden Baum, wie man einen alten Bekannten zu betrachten pflegt. Als er gegen die Höhe gelangt war, schlug er den schmalen Fußweg ein, der dem Abhange entlang nach den Berghöfen hinüberführt. Hinter dem kleinen Gebüsche angekommen, wo sich der Weg theilt, betrat er langsam den Steig, der nach dem vordersten Berghause lenkt. Er stieg, oft stille stehend, hinan, der steile Pfad schien ihm das Athmen schwer zu machen. Jetzt hatte er die kleine Wiese erreicht und ging mit etwas rascheren Schritten gegen das Gärtchen heran, in dem die junge Hausfrau die aufstengelnden Erbsen an Stäbe band. Sie erschrack, da ihr in ihrer emsigen Arbeit plötzlich eine fremde Stimme einen Gruß zurief; aber als sie das bleiche, feine Gesicht und die freundlichen braunen Augen erblickte, verschwand der Schrecken und sie wollte sich schon nach dem Begehren des Fremden erkundigen, als dieser fragte: „Wohnt Ihr hier im Hause, junge Frau?“

„Ei gewiß, schon lange,“ lautete die Antwort.

„Ist denn der Vetter nicht mehr hier? Ich meine . . . .“

„Ach, der Vetter Meier, meint Ihr,“ unterbrach die Frau; „nein, der ist todt, schon mehr als drei Jahre.“

„Todt!“ wiederholte der Fremde.

„Ja wohl,“ fuhr die Frau fort, „er kränkelte schon, als das Vreneli den Oberhofer heirathete. Als es dann aber starb, hat ihm das wohl den letzten

Rest gegeben; von da ist er nie mehr zurecht gekommen."

Der Fremde fuhr mit der Hand langsam über das Gesicht und fragte nach einer Weile wieder: „Und die Base, ich meine seine Frau?"

„Ja, die hat das Heimwesen meinem Manne verkauft und ist fortgezogen zu Verwandten im Bernbiet. Ihr scheint die Leute gekannt zu haben, wenn ich fragen darf."

„Vor Jahren . . . ja wohl," erwiederte der Fremde, sich abwendend. Er betrachtete noch eine Weile das Häuschen mit den hellen, kleinen Fenstern, den regengrauen Holzwänden und dem moosbewachsenen Strohdache. Dann ging er mit leisem Gruß und dann am Garten vorbei nach dem Wiesenwege, der zur Bergstraße hinüberführt.

Er ging wieder langsam, der Mann und sein Haupt hatte sich tiefer herabgeneigt. Er beachtete, über die freie Höhe dahingehend, nicht, wie zu seiner Linken das weite Land in Blüthen schwamm, und wie vor ihm die fernen Alpen in träumerischen Duft verloren zum Himmel hinanstiegen; er hatte den Blick zur Erde gesenkt und seine Lippen bewegten sich in leisem Selbstgespräch. — „Todt und in die Ferne gezogen — schon wieder eine freundliche und wenn auch schmerzliche Hoffnung verloren. Für heute ist's genug, vielleicht hätte ich jetzt nicht die Kraft mehr, das Zerrinnen eines zweiten, des letzten Traumes zu ertragen . . . . Am besten ich gehe vorerst hinab zur Stadt, zu dem braven, wackern Manne — er muß wohl gewußt haben, warum er mir eine dritte Hiobsbotschaft vorenthalten . . . . Ja, das war's . . . jetzt versteh' ich, was er mir damals geschrieben: der zu schweren Bürde soll man auch keinen Strohhalm mehr zulegen . . . Du hast Recht, edler Freund . . . Ruhe, Eines nach dem Andern . . . die Kraft bleibt nicht ewig jung . . . dort steht die Bank, noch immer, wo ich einmal . . . und wie oft . . . geruht habe."

So in Gedanken und Erinnerungen verloren, war der Wanderer langsam die Halde hinabgeschritten. Er hatte die Leute nicht beachtet, die neben seinem Wege in der Wiese standen und ihm in seinem stillen Dahinwandeln nun ebenso verwundert nachschauten, als ihre Nachbarn jenseits der Höhe, die er im Vorbeigehen so freundlich begrüßt hatte. Er sah ja nicht Wiese, noch Wald und Thal, er sah nur die Menschen, mit denen er das erste Mal diesen Weg gegangen. Zur Seite eine kräftige, stützende Männergestalt, voran, leicht dahin schreitend, ein Bild der Jugend und Anmuth — aber sie waren nun Beide todt und was vor den Augen schwebte, waren verwehende Schatten, die dem Grabe entstiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am Boulevard de Sebastopol in Paris steht ein kolossales Haus von 36 Fenstern Front, das ganz und gar in großen und kleinen Quartieren zu vermiethen ist und die ganze Bevölkerung einer Stadt sechsten Ranges" in sich aufnehmen kann.

(Gegenseitige Unzufriedenheit.) Bettelvoigt: Aber Hans'l, du verfluchter Kerl, du treibst es doch gar zu arg: ich mag im Wirthshaus da sitzen, wann ich will, immer muß ich dich betteln gehen sehen. — Hans'l: Ja, Herr Voigt, mir geht's just so, wie Ihnen; i mag betteln herkommen, wann i will, muß i Sie immer da sitzen sehen, Sie treiben's doch gar zu arg!

Der Grund, warum manche Personen unter gewissen Umständen, während des Rausches oder durch Furcht herbeigeführter großer Aufregung, alle Gegenstände doppelt sehen, liegt darin, daß sie nicht mehr die Kraft besitzen, die Achse beider Augen in gerader Richtung auf einen Punkt zu bringen.

Die Bedachung von 100 Quadratfuß in Zink wiegt ungefähr 1 Centner, in Blei von 5 bis zu 7 Centner, in Schiefer von 5½ bis 7½ Centner, in Hohlziegeln 7½ und in glatten Ziegeln 14 bis 16 Centner.

Zweisilbige Charade.

Wohl Schutz und Schirm gewährt hienieden
Die Erst', ob groß und ob auch klein;
Doch ist dir Friede nicht beschieden,
Kannst du in ihr nicht glücklich seyn.

Wenn dir der große Wurf gelungen
Und sagen kannst: Die Zweit' ist mein,
Dann halte sie nur fest umschlungen,
Weil heut'gen Tags trügt oft der Schein.

Das Ganze ist von großem Werthe
Dem, der es hat und sich's bewußt,
Daß es in Treu' sich stets bewähre,
Der drück' es fest an seine Brust.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Dienstag, 20. August 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Was nun Henri v. Villeneuve betrifft, so war er einer jener beneidenswerthen Erdensöhne, die, unter einem besonderen Glückssterne geboren, keinen andern Kummer haben, als ihr Leben so angenehm wie möglich zu machen. Henri vereinigte in sich alle körperlichen und geistigen Vorzüge mit dem erfreulichen Besitz einer jährlichen Rente von 30,000 Franken, die er lediglich nur für sein eigenes Ich zu verwenden hatte.

Des müßigen Pariser Lebens müde, war er auf die Idee gekommen, ein paar Jahre seines Lebens nebst einigen Tausendfranksbillets zur Bereisung der mittelländischen Meeresküsten zu verwenden, um in der Ferne Abenteuer aufzusuchen, zu welchen ihm in der Seinestadt die Gelegenheit fehlte.

Henri und Olivier kannten sich von Paris her. Bei seiner Ankunft in Beyrut war es die erste Sorge des Grafen, Olivier davon zu benachrichtigen und ihm zu schreiben, daß er ihn demnächst in Damaskus besuchen werde.

Olivier hatte kaum den Brief erhalten, als er selbst zur Begrüßung seines Freundes nach Beyrut eilte, um sich ihm zugleich während seines Aufenthaltes in Syrien als Cicerone anzubieten.

Einige Tage später machten Beide zusammen die Reise nach Damaskus, wobei Olivier den jungen Grafen unterwegs nach Deir-el-Kamar führte, da er ihn mit der liebenswürdigen Familie Loiselay bekannt machen wollte. Geschäftsangelegenheiten hatten Olivier Cast mit Herrn Loiselay in Berührung gebracht, aus der bald eine intime, auf gegenseitige Hochachtung gegründete Freundschaft entstanden war. Olivier machte dem Grafen eine so anziehende Schilderung von dem Hause des Negocianten, daß derselbe mit Vergnügen einwilligte, sich diesem vorstellen zu lassen.

In der That fand der junge Graf die Familie Loiselay in jeder Hinsicht des Lobes würdig, welches ihr Gast gespendet hatte, und er fühlte sich bald so heimisch in ihrem Kreise, daß sein Aufenthalt, der anfangs nur für acht Tage festgesetzt war, sich bereits auf einen ganzen Monat ausgedehnt hatte, ohne daß er an seine Weiterreise dachte.

Henri v. Villeneuve, der Madame Loiselay mit allen Aufmerksamkeiten eines galanten Mannes überhäufte, sich gegen Viktorine und Noëmie mit der zartsinnigsten Zuvorkommenheit benahm und ein ganz besonderes Vergnügen daran zu finden schien, alle Abende ein paar Stunden mit seinem freundlichen und durch hohe Intelligenz ausgezeichneten Wirthe zu verplaudern, fühlte, daß es ihm trotz seines unruhigen Geistes mit jedem Tage schwerer wurde, sich diesen gebildeten Menschen entziehen zu sollen. Endlich schien aber doch von seiner Abreise die Rede zu seyn; wenigstens sprach Madame Loiselay eines Tages mit Viktorine und Noëmie, als beide neben ihr am Arbeitstischchen saßen, davon, daß der Graf die Absicht geäußert habe, in der nächsten Woche zu scheiden.

Viktorinens Wangen überzogen sich mit einer tiefen Röthe, als sie dies vernahm, und eine Thräne zitterte in ihren Wimpern. Noëmie hingegen bückte sich wie zufällig tiefer über ihre Stickerei, ohne etwas zu sagen. Sie schien den Eindruck verbergen zu wollen, den diese Nachricht auf sie machte. Einige Augenblicke später verließ sie ihre Freundin und begab sich nach Hause, indem sie plötzliches Kopfweh vorschützte. Als sie abends wiederkam, sah sie bleich und angegriffen aus: ohne Zweifel war ihre Migräne eine sehr heftige gewesen. Viktorine empfing die leidende Freundin mit der ganzen Heiterkeit ihres Temperamentes, denn Henri hatte auf Zureden ihres Vaters erklärt, daß er noch so lange bleiben wolle,

bis die große Hitze vorüber seyn werde. Diese begann erst recht, denn man war kaum in der ersten Hälfte des Monats Juni.

Diese plötzliche Aenderung seines Entschlusses war wie gesagt durch Herrn Loiselay veranlaßt worden. Der Graf, ein Mann von loyaler Gesinnung, hatte dem Negocianten offen erklärt, daß er um seiner innern Ruhe willen gezwungen sey, Deir-el-Kamar so schleunig als möglich zu verlassen.

„Um Ihrer innern Ruhe willen?“ rief Herr Loiselay überrascht. „Wie soll ich diese Worte deuten?“

„Es kann Ihnen nicht entgangen seyn,“ erwiederte Henri“, daß die unvergleichliche Schönheit Ihrer Tochter einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht hat. Ich bin auf dem besten Wege, mich über Hals und Kopf in sie zu verlieben; nun frage ich Sie aber, was da aus mir werden soll, wenn Sie mit Viktorinen andere Absichten haben, wenn Sie nicht gesonnen sind, mir ihre Hand zu geben? Ich würde der unglücklichste Mensch unter der Sonne seyn. Deßhalb, Herr Loiselay, will ich Sie verlassen, bevor die Flamme meines Herzens durch längeres Verweilen in Ihrem Hause zum unauslöschlichen Brande wird.“

Herr Loiselay vernahm nicht ohne Rührung diese freimüthigen Worte. Es lag eine Redlichkeit, eine Biederkeit in denselben, die auf den Charakter des Grafen das vortheilhafteste Licht warf. Auch ergriff Viktorinens Vater die Hand des jungen Mannes und sagte mit Wärme: „Bleiben Sie!“

In diesem einfachen „Bleiben Sie“ lag für Henry v. Villeneuve eine ganze Welt von Hoffnung; es lag in demselben die Ermächtigung zur offiziellen Bewerbung um Viktorinens Hand; es war die Einwilligung zu einer Verbindung, in der Henry die Verwirklichung seiner schönsten Träume sah.

Ueberglücklich sank der Graf an die Brust seines künftigen Vaters, der sofort Madame Loiselay rief, um sie von dem frohen Ereigniß, welches der Familie bevorstand, in Kenntniß zu setzen. Man traf die Uebereinkunft, niemanden außer Olivier, den Freund des Grafen, ins Vertrauen zu ziehen; für alle übrigen Bekannten, selbst für Noëmie sollte die beabsichtigte Verbindung vorläufig noch lange ein Geheimniß bleiben, bis die nöthigen Vorbedingungen zur Heirath erfüllt seyn würden.

Es war zwei Tage vor dem Wiegenfeste Viktorinens, als diese in aller Stille vollzogene Verlobung stattfand; nie hatte demnach das junge Mädchen unter frohesten Aussichten auf die Zukunft ein neues Lebensjahr angetreten. Auch herrschte an jenem Abende, wo die Begehung ihres Geburtsfestes Viktorine ihre Freundinnen und deren Familien im Hause ihrer Eltern um sich versammelt sah, wenigstens unter den jüngeren Leuten der Gesellschaft die heiterste Stimmung trotz der düsteren Physiognomie der drusischen Bevölkerung, aus der auf ein heranziehendes Gewitter zu schließen war.

Viktorine und ihre Freundin Noëmie glichen in ihren glänzenden Balltoiletten zwei seltenen Blumen inmitten eines blühenden Gartens, mitgeben, wie sie waren, von allen schönen Mädchen der in Deir-el-Kamar lebenden Konsulatsfamilien.

Der innere Hofraum im Hause des Herrn Loiselay, nach orientalischer Sitte mit einer großen, weiß- und rothgestreiften Leinwand überspannt, diente der jungen Welt als Tanzsaal, während der erstere Theil der Gesellschaft, die Väter und älteren Männer, theils Negocianten, theils diplomatische Agenten, sich in dem anstoßenden Salon, der durch offene Glasthüren mit dem Hofe in Verbindung stand, einer lebhaften, obwohl nur in halblautem Tone geführten Konversation überließen. Wer da eintrat, dem konnte es nicht entgehen, daß die hier Anwesenden sich unter dem peinlichen Gefühle einer gewissen Unruhe befanden: ihre Mienen waren sorgenvoll, ihre Gespräche ein flüsterndes Gemurmel, dessen Gegenstand die unheilverkündende Haltung der drusischen Bevölkerung bildete.

Meistens Männer, die durch langjährigen Aufenthalt in Syrien reich an Erfahrung waren und sich auf den Volkscharakter verstanden, tauschten die im Salon Versammelten ihre Ansichten über die Wahrnehmungen aus, die sie seit einigen Tagen hinsichtlich der verdoppelten Schweigsamkeit und dem geheimnißvollen Gebahren der Drusen gemacht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Flüchtling.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als er endlich an die Bergstraße gekommen, setzte er sich auf die Steinbank nieder. Das kühle Rauschen des Brunnens sang ein dämmerndes Traumlied an die müden Sinne und die Wimpern sanken allmälig immer tiefer über das von der Hand verhüllte Auge herab. Das Tageslicht dunkelte; aber aus dem Dunkel stieg langsam wieder ein leichtes Gebilde empor, sich beugend und neigend, bald in weiter Ferne halb verschwindend, bald wieder herantretend, bis es endlich in leuchtender Verklärung ruhig stand. Ueber die Stirn herein floß es wie ein verwehendes Sonnenwölklein und die blauen Augen blickten mit so bekümmerter Theilnahme hernieder, als wollten sie fragen: was fehlt Dir, armer Mann? — „Vreneli,“

rief der Eingeschlummerte, die Hand ausstreckend, „bist Du da?“

Von dem Rufe der eigenen Stimme erwachend, schaute er noch halbtraumgeblendet nach dem Brunnen hinüber. Wollte das süße Traumbild in die Wirklichkeit treten, oder war es die fortdauernde Täuschung der Sinne — er fuhr nochmals mit der Hand über die Augen, um mit vollkommen klarem Blicke hinüberzuschauen. Nein, es war keine Täuschung. Ueber dem Brunnentroge hervor schaute ein kleines, feines Antlitz mit den lichthellen Haarwellchen um die Stirn, mit den großen blauen Augen und den nievergessenen weichen Formen des Gesichtes, die von einem röthlichen Dufte überhaucht schienen. Es war ein Knabe, der Blumen in das Wasser warf und sich daran ergötzte, wie sie vom Strudel niedergezogen und wieder emporgehoben wurden. Als der Kleine bemerkte, daß ihn der fremde Mann mit starren Augen anschaute, wurde er ängstlich und wollte die Wiese hinangehen; aber plötzlich hatte ihn der Fremde mit dem Ausrufe „mein Kind . . . mein Kind!“ in die Arme gefaßt und suchte sein Gesicht mit Küssen zu bedecken.

Der erschreckte Knabe schrie laut auf und strebte, trotz aller Schmeichelworte, sich von den umfangenden Armen loszumachen, bis sich rasch eine schwere Hand auf die Schulter des Fremden legte. Eine tiefe Stimme fragte zugleich: „Was wollt Ihr mit dem Kleinen, Herr!“ —

Der Angeredete ließ den Knaben los und sagte, sich erhebend, mit stockendem Athem: „Mein Kind, mein Kind . . . ich habe mein Kind gefunden.“

Ueber das braune Gesicht des Mannes, der, eine Sense in der Hand, dastand, zuckte es einen Augenblick wie fahler Gewitterschein; dann aber blickte er rasch nach den Leuten, die weiter oben an der Wiesenhalde arbeiteten und als er sah, wie diese neugierig herabschauten, sagte er leiser: „Das ist mein Kind, Herr, mein . . . des Oberhofers Kind. Komm Gustav.“ Der Knabe hing sich ängstlich an die Hand des Mannes, der sich zögernd zum Gehen wandte.

Der Fremde preßte beide Hände um die Stirn, die ihm unter glühenden Pochen zu zerspringen drohte. Vor seinen Augen schwamm es und vor seinen Ohren schien ein tosender Waldbach niederzubrausen. Er sank in das Gras zurück, während er, die Hand ausstreckend, rief: „Mein Kind, mein Kind . . . kennt Ihr mich denn nicht mehr, Oberhofer?“ —

Dieser schaute mitleidig auf den Unglücklichen nieder, auf dessen Gesicht Todesblässe mit brennender Röthe stritt. — „Nein, ich hätt' Euch nicht mehr gekannt, Herr Baumeister,“ sagte er, die dargestreckte Hand fassend. „Ihr habt Euch stark verändert. Aber nun gebt Eures Weges . . . . Gott behüt Euch.“

„Hört, Oberhofer,“ erwiederte Gustav mit gepreßter Stimme, die dargebotene Rechte des Mannes krampfhaft festhaltend; „ich bin hergekommen, mein Kind zu suchen, und habe es gefunden. Versprecht, daß Ihr mir's . . . . lassen wollt, ich beschwöre Euch beim Grabe seiner Mutter.“

Der Oberhofer zog seine Hand rasch zurück und sagte dann dumpf: „Laßt dieses Grab in Ruhe, Mann . . . . oder wollt Ihr die bösen Zungen nun selbst gegen die Todte noch einmal aufstacheln? . . . Ich vergeb' Euch das Vergangene; aber kommt mir nie mehr zu nahe, Herr . . . es könnt' sonst nicht gut werden.“

Damit nahm er den Knaben an der Hand und stieg rasch mit ihm die Halde aufwärts. Gustav schaute ihnen, noch immer auf der Erde sitzend, nach, bis sie hinter der Waldecke verschwunden waren; dann erhob er sich mühsam und ging halbschwankend, wie ein Betrunkener, die Bergstraße abwärts.

Der Aarauer Fabrikherr schaute verwundert auf, als am Spätnachmittage, unangemeldet und mit verstörtem Gesichte, ein Fremder zu ihm herein trat; aber als er seinen Blick eine Weile auf das bleiche Antlitz geheftet, stand er erschüttert auf und rief, dem Eingetretenen beide Hände entgegenstreckend: „Gott verzeihe den Menschen, was sie an Ihnen gethan haben . . . ich hätte Sie fast nicht wieder erkannt, mein armer Freund.“

„Ja, sie haben mir Viel gethan,“ erwiederte Gustav trübe, „und die Besseren unter ihnen am Ende das größte Leid.“

„Ich vielleicht mit,“ sagte der Fabrikherr nachdenklich.

„Sie nicht, gewiß nicht,“ verneinte Gustav, das bereits ergrauende Haupt schüttelnd; „aber an der Beantwortung einer einzigen Frage hängt noch der letzte Würfelwurf. Kann ich nach Ihren Landesgesetzen mein Kind zurückverlangen?“ —

Diese Frage kam so unerwartet und war mit so bebender Bangigkeit ausgesprochen, daß der Fabrikherr sich abwenden mußte, um seine feuchten Augen zu verbergen. Nachdem er eine Weile schweigend durch das Fenster geschaut, sagte Gustav leise: „Ich verstehe . . . die Gesetze selbst in ihrer vielgepriesenen Freiheit haben noch nicht daran gedacht, dem Unglücklichen in seinen einfachst menschlichen Rechten Schutz zu gewähren.“

„Sie haben das Recht, ungerecht zu seyn,“ erwiederte der Fabrikherr bewegt. „Aber lassen Sie ruhen, was hinter Ihnen liegt. Beginnen Sie einen neuen Tag, werden Sie, was Ihnen nun offen liegt,

der Bürger eines freien Landes, und helfen Sie mitarbeiten an der Lösung des großen Räthsels, menschliches Recht und Menschengesetz in Einklang zu bringen."

„Ich möchte nicht ungerecht seyn," sagte Gustav mit wehmüthigem Lächeln, „aber wer einmal, wie ich, an der sittlichen Weltordnung irre geworden, hat weder Kraft noch Muth mehr, an derselben weiter zu bauen. Er überläßt künftigen Geschlechtern den Zweifel, ob sie irgend einmal für das geheimnißvolle Verhältniß zwischen Schuld und Strafe das zutreffende Wort, das richtige Maß auffinden werden. Mir ist's für einmal genug, wenn mein Schicksal Ihrem „freien" Lande, wie sie sagen, zeigt, daß unnatürliche Gesetze, die es gegen Fremde erläßt, seine besten eigenen Kinder blutiger treffen, als den Fremden selbst. Dafür spricht laut ein Grab, das ich nie vergessen, aber noch nie gesehen habe."

Gustav nahm unter dem Versprechen, auf den Abend wiederzukommen, Abschied. Der Fabrikherr ließ den armen, an Leib und Seele gebrochenen Mann ungern gehen. Er würde ihm seine Begleitung angeboten haben, hätte er nicht gedacht, es gelte einen Gang dahin, wo der Mensch am liebsten allein ist — zu den Todten; leuchtete ja von der Höhe jenseits des Flusses im Abendschein so mild das Kirchlein herüber, um das die Grabmäler Vreneli's und des Vetters lagen.

Zu diesen Gräbern ist Gustav auch hingegangen, aber zu dem besorgten Gastfreunde nicht mehr zurückgekehrt. Bei einbrechender Nacht sahen ihn vom Felde heimkehrende Leute den Berg hinansteigen. Ob er an den Stätten vergangenen Glückes neue Kräfte zu suchen gedachte, ob ihn die Sehnsucht nach seinem Kinde den Weg geführt, — man weiß es nicht. Der Oberhofer erzählte später, er sey von dem Bellen des Hundes geweckt worden; als er hinausgeschaut, sey von dem Hinterstübchen weg, in dem des kleinen Gustavs Bettchen lag, ein Fremder durch die Nacht davongeeilt. Vielleicht, daß der Unglückliche schon vom Beginn des Dunkels an durch die Fenster beobachtet, wohin der Knabe gelegt wurde, daß er dann nach eingetretener Stille, das Ohr an die Scheiben gedrückt, die Athemzüge des Kleinen belauscht hatte. Armes Vaterherz!

Am frühen Morgen fanden ihn die ersten Leute, die über die Staffelegasstraße kamen, auf der Steinbank am Brunnen liegen. Aber er gab auf den gebotenen Morgengruß keine Antwort mehr — er war todt. Neben ihm auf der Bank lag eine Pistole, um deren Griff die herabgesunkene erkaltete Hand fest geschlossen lag, aber die Waffe war noch geladen und die Leiche trug keine äußere Verletzung. Der Todesengel hatte sich des Unglücklichen freundlich erbarmt und sein Herz berührt, bevor er die letzte Schuld des Lebens auf sich geladen.

Er liegt nun — und das war wohl seine letzte Hoffnung, auf dem nämlichen Kirchhofe, wo Vreneli und der Vetter ruhen. Der einfache Stein, der des Flüchtlings verborgenes Asyl bezeichnet, trägt die schmerzlich-ironische Inschrift:

Libertas mortuis.

Mannigfaltiges.

(Seltsamer Tod eines Kindes.) Ein bei einer achtbaren Familie in Mariahilf (bei Wien) im Dienste stehendes Kindsmädchen hatte sich vor mehreren Tagen mit dem ihm anvertrauten Säugling auf das Burggacis begeben und dort das Kind auf das Gras niedergelegt, um in einiger Entfernung davon mit einem Liebhaber zu plaudern. Als sie wieder zu dem Kinde zurückkehrte, fand sie dasselbe in regungslosem Zustande und mit verzerrten Gesichtszügen. Erschreckt hob sie es auf und in der Hoffnung, es zu sich zu bringen, wandte sie vergebens verschiedene Mittel an. Nun trug sie jammernd das Kind zu seinen Eltern, es ward ein Arzt gerufen und dieser erklärte sogleich, daß der Säugling erstickt sey. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß dem Kind eine Maus in den Mund und von da in die Kehle geschlüpft war. Das Thier wurde ebenfalls erstickt aus dem Schlunde des Kindes hervorgezogen.

An der Raaber Bahnlinie wurde der Versuch gemacht, einen Theil des Bahnwächterdienstes, insbesondere den Signaldienst, den Frauen der Bahnwächter zu übertassen, während die Bahnwächter selbst sich mit der Instandhaltung des Oberbaues beschäftigen. Eine solche Bahnwächterin erhält jährlich 108 fl. Gehalt und der Bahnwächter 210 fl. jährlich, nebst Uniform, freiem Quartier und der Grasbenützung auf der ihm zufallenden Bahnstrecke. In jüngster Zeit sind nun auch die Frauen uniformirt worden und zwar erhielt jede eine blaue Blouse und einen schwarzen runden Filzhut.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 99:
Hausfreund.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Freitag, 23. August 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

„Sie erinnern sich," sagte einer von den Gästen, „welch unbedeutende Veranlassung vor einem Jahre hingereicht hatte, daß die Maroniten in Akaba ermordet und ihre Häuser verbrannt wurden. Es war ein Streit zwischen einem drusischen Eseltreiber und einem maronitischen Ziegenhirten, in Folge dessen das ganze Dorf der unglücklichen Christen in einen Aschenhaufen verwandelt wurde und mehr als zweihundert friedliche Menschen in einer einzigen Nacht ihr Leben verloren. Die Wenigen, die sich durch die Flucht gerettet hatten, führten Klage beim Kamaikan. Dieser verurtheilte die Drusen zum Wiederaufbau der niedergebrannten Häuser und zu einer nicht unbedeutenden Geldbuße, allein es ist nun ein Jahr, daß dieser Urtheilsspruch erlassen wurde, und noch liegt das Dorf in Trümmern, noch ist nicht ein Piaster von der Entschädigungssumme bezahlt!"

„Verfluchtes Land," rief ein Anderer, „wo Drusen, Türken und Beduinen sich vereinigen, um den armen Christen den Aufenthalt unmöglich zu machen. Aber warum hat uns Frankreich dem erbärmlichen Protektorate der Pforte unterstellt? Statt des versprochenen Schutzes machen die türkischen Behörden mit den Drusen selbst gemeinsame Sache gegen uns."

„Ich habe mit Bestimmtheit vernommen, daß der heilige Krieg, wie sie es nennen, gepredigt werde," sagte ein Dritter.

Ein Schauer überlief alle Anwesenden.

„Der heilige Krieg!" rief Herr Loiselay.

„Ja, ich wurde von mehreren Seiten gewarnt," versicherte der, von dem diese beunruhigende Mittheilung gemacht worden war. „In einem anonymen Briefe aus Damaskus berichtet man mir, daß eine allgemeine Niedermetzelung der Christen beschlossen sey."

Eine Todtenstille folgte im Salon auf diese Worte, die nur durch die Akkorde der Ballmusik und das muntere Lachen der Frauen und Mädchen im Tanzsaale unterbrochen wurde.

Die Väter dieser sorglosen Jugend warfen unwillkürlich einen Blick nach dem Hofe, der ihre höchsten Güter dieser Welt enthielt.

„Was würde aus diesen unglücklichen Geschöpfen werden," seufzte ein Greis, „wenn unsere Befürchtungen auf Wahrheit beruhten?"

In diesem Momente trat ein neuer Gast in den Salon. Es war ein Mann von kräftig gebauter Figur, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er sich nicht leicht von ängstlichen Eindrücken beherrschen ließ, und doch war sein Gesicht bleich und sein ganzes Wesen ließ eine Aufregung erkennen, die auf alle Anwesenden einen sichtlichen Schrecken hervorbrachte.

„Ach, Sie sind es, Armand," rief ihm Herr Loiselay entgegen, indem er dem hastig Eintretenden die Hand reichte. „Aber um Gotteswillen, was ist Ihnen? Sie sehen ja ganz verstört aus. Was ist Ihnen begegnet?"

„Ich bin in der That außer mir," erwiederte der, den Loiselay Armand genannt hatte.

„Aber weßhalb?"

„Ueber die Nachricht, die ich soeben erhielt."

Die Männer schlossen einen engeren Kreis um den Neuangekommenen, auf dessen Gesichte die lebhafteste Bestürzung zu lesen war.

„Man erzählte mir soeben," berichtete Armand mit leiser Stimme, um von den Frauen nicht gehört zu werden, „daß sich die Drusen in ganzen Schaaren vom Libanon herab der Stadt nähern, daß sie unterwegs mehr als zwanzig Ortschaften plünderten und niederbrannten und aller Wahrscheinlichkeit nach einen Angriff auf Deir-el-Kamar beabsichtigen. Sie sollen nicht mehr als eine Stunde von hier entfernt seyn und warten ohne Zweifel nur noch auf ein von hier aus zu gebendes Signal, um uns zu überfallen."

„Aber von wem haben Sie denn diese Nachricht?“ fragte man von allen Seiten.

„Von einem Augenzeugen der Scheußlichkeiten, die diese Banden in der Umgegend verübt haben und der den Drusen vorauseilte, als er die Gewißheit hatte, daß sie sich Deir-el-Kamar nähern.“

„Bah,“ entgegnete Cast, der eben aus dem Tanzsaale gekommen war und diese Mittheilung gehört hatte, „es ist nicht zu leugnen, daß es Leute gibt, die sich ein Geschäft daraus machen, die Gemüther zu beunruhigen. Wer weiß, ob Ihr Augenzeuge nicht zu dieser Sorte von Menschen gehört, die in ihrer Aengstlichkeit alles übertreiben und aus einer Mücke einen Elephanten machen. Ich für meinen Theil halte zwar unsere Lage für eine ernste, allein ich glaube die Gefahr nicht so nahe.“

„Wie kommen Sie zu dieser Zuversicht?“ fragte Herr Loiselay.

„Aus einem Umstande, den gerade Sie am wenigsten unbeachtet lassen sollten,“ entgegnete Cast.

„Ich?... Wie so? Was wollen Sie damit sagen?“

„Sie selbst waren es, der mir von der unbegrenzten Freundschaft erzählte, die Abul-Abbar, der Pantherjäger, für Sie und Ihre Familie hegt. Sie theilten mir Beweise derselben mit, die wahrhaft rührend sind und ich selbst konnte mich von der Hingebung überzeugen, die er namentlich gegen Ihre liebenswürdige Tochter, gegen Fräulein Viktorine an den Tag legt.“

„Das ist wahr,“ entgegnete Loiselay. „Abul-Abbar hat uns in mehr als hundert Fällen eine Ergebenheit bewiesen, die man nur von einem wahrhaft seltenen Freunde erwarten darf. Seine Freundschaft ist eine seit langer Zeit oft erprobte; sie datirt von zehn Jahren her, wo er als Führer eines Reisenden zum ersten Male in mein Haus kam. Aber wie kommen Sie dazu, aus dieser Freundschaft auf einen geringeren Grad von Gefahr zu schließen, in der wir uns befinden sollen?“

„Weil Abul-Abbar, der alle Schlupfwinkel des Libanon so genau kennt, wie nur irgend einer von den Panthern selbst, die er tödtet, sich beständig in den Bergen aufhält, wo er nothwendigerweise ebenfalls Augenzeuge von den Scheußlichkeiten geworden wäre, die uns Armand berichtet. Wäre nun aber die Gefahr wirklich so drohend, so hätten wir ihn längst hier in unserer Mitte, um Herrn Loiselay und seine Familie zu warnen, um sie zu vertheidigen und Diejenige zu beschützen,“ fügte er, an den Herrn des Hauses gerichtet, hinzu, „die ihm, wie Sie mir selbst erzählten, vor drei Jahren, als er in Ihrem Hause an der Cholera erkrankte, durch Ihre aufopfernde und sorgsame Pflege das Leben rettete.“

„Sie können Recht haben,“ entgegnete der Negociant; „wenigstens habe auch ich zu Abul-Abbar's Anhänglichkeit das größte Vertrauen. Allein wer steht uns dafür, daß ihn die Drusen nicht daran hindern, zu uns zu kommen? Wer kann es wissen, ob er nicht vielleicht selbst ein Opfer ihrer mörderischen Ueberfälle geworden?“

„Auch in dieser Beziehung bin ich ohne Sorge,“ erwiederte Cast. „Sie wissen, daß seine Kugel im ganzen Libanon gefürchtet ist und daß er unter diesem abergläubischen Volke in dem Rufe der Unverwundbarkeit steht.“

Die wenigsten von Herrn Loiselay's Gästen fanden in der guten Meinung, die Cast von Abul-Abbar hatte, eine Garantie gegen die bestehende Gefahr und kopfschüttelnd blieb man bei der Meinung, daß bald Christenblut fließen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die verhüllte Hand.

Nach dem Französischen von A. G.

Im Jahre 183., in Paris, hielte man im Salon von Madame de Hacqueville.

Die Gesellschaft bestand aus Personen, welche der Jugend längst Lebewohl gesagt, wie zögernd dieses Lebewohl auch gesprochen seyn mochte; Alle hatten unter den Stürmen der Schreckensherrschaft gelebt und manche von ihnen waren von der gefährlichen Auszeichnung, eine Rolle dabei gespielt zu haben, nicht verschont geblieben. Es lag etwas Versöhnendes und Beruhigendes in dem Anblick dieser Gestalten, welche sich durch die entfesselten Ungewitter der Volkswuth und über die Gräber zahlreicher, weniger glücklicher Standes- und Gesinnungsgenossen hinweg, bis zu dem harmlosen Kampfplatze eines Spieltisches des neunzehnten Jahrhunderts gerettet hatten. Dem oberflächlichen Blicke übrigens zeigten diese Gestalten kein auffälliges Merkmal: wohl mochten die Furchen um Mund und Auge etwas tiefer und die Bewegungen von Hand und Haupt etwas feierlicher seyn, — im Allgemeinen erscheinen sie nur als lächelnde und flüsternde Mitglieder der großen Familie der guten Gesellschaft.

Zwei Personen allein nahmen keinen Theil an der Zerstreuung, welche die Karten gewährten: es waren Madame de Hacqueville selbst, welche sich auf einen Platz, von dem aus sie das ungestörte Behagen ihrer Gäste überwachen konnte, zurückgezogen; und eine andere Dame, deren ganze Erscheinung ein besonderes Interesse geboten haben

würde, auch wenn dasselbe nicht noch durch den Umstand verstärkt worden wäre, daß sie ihre rechte Hand beständig verborgen hielt.

Die Unterhaltung der beiden Damen war belebt und vertraut, auch waren sie in der That durch engere Freundschaftsbeziehungen verbunden; dennoch wußte Madame de Hacqueville so wenig wie alle Welt, warum Madame de Casa-Bianca ihre rechte Hand so sorgfältig verhüllte.

„Ich hatte nie den Muth, darnach zu forschen," pflegte die Erstere, wenn über diese Eigenthümlichkeit ihrer Freundin befragt, zur Antwort zu geben, „ich liebe Madame de Casa-Bianca, und meine Neugierde könnte sie verletzen. Sie besitzt ein Herz voll der edelsten Eigenschaften und genoß das unbegrenzte Vertrauen und die Achtung ihres verstorbenen Gatten, dem sie ihre jetzige Stellung in der Gesellschaft verdankt. Ich wünsche mehr, mir die Freundin zu erhalten, als ihr Geheimniß zu enthüllen."

Der Abend neigte sich zur Nacht. Die spielenden Damen verließen eine nach der andern ihre Partheien und die Herren waren in ihren jüngeren Tagen zu sehr vollendete Muster der Galanterie gewesen, um dem Beispiele Jener nicht sofort zu folgen. Bald umgab eine vollzählige Plaudergruppe Madame de Hacqueville und Madame de Casa-Bianca.

„Präsident!" rief ein Marquis mit diamantenblitzenden Fingern, „erzählen Sie uns eine Geschichte der Vergangenheit."

Der Angeredete, Monsieur de Page, seufzte, als er erwiederte:

„Also eine Geschichte aus meiner Jugend?"

„O," entgegnete Jener, „meine Lippen sind unentweiht vom Epigramm."

„Immerhin," sprach Monsieur de Page, „will ich gern eine Erinnerung meiner Vergangenheit oder Jugend, gleichviel wie man es nenne, auffrischen; allein welche Jugend soll ich wählen? Ich hatte eine Jugend als Parlamentspräsident, eine andere als Emigrant, eine dritte als Soldat der Armee des Prinzen Conde."

„Wählen Sie die beste!"

„Das wird wohl die erste seyn."

Die Blicke der Anwesenden sprachen Zustimmung, wie hätte es anders seyn können?

„Meine erste Jugend," begann Monsieur de Page, „machte mich zum Parlamentspräsidenten; es war im Jahre 88. Sie kennen meine Familie; ihr Rang verlieh mir das Anrecht an diesen wichtigen Posten, während meine duldsamen politischen und religiösen Ansichten mich in den Augen des Volkes, wie man sagte, würdig machten, Vertreter des Gesetzes zu seyn. Zwischen die Erwartungen meiner Standesgenossen und diejenigen des Volkes gestellt, war mein Beruf ein äußerst schwieriger. Ich sollte die Strenge des Gesetzes mildern, während ich dessen Ausführung verordnete; Nachsicht üben, wenn der blutige Text desselben sich unter meinen Augen röthete; als Mensch mich an die Stelle des Richters versetzen; als Richter den Henker verjagen. Meine Aufgabe war, den Tod im Gesetz zu vernichten.

„Leider konnte mein Wille allein nicht genügen. Mit zwölf Mitrichtern stand die Stimme des Präsidenten, als dreizehnte, vereinzelt da; sie ward gezwungen, öffentlich Urtheile zu verkünden, welche sie während der Berathungen bekämpft hatte. Es währte nicht lange, so haßte man mich bei Hofe um meiner Toleranz willen und beargwöhnten meine bürgerlichen Kollegen die Reinheit meiner Grundsätze und Absichten. Einige der Letzteren, die besonders mißliebig auf mich blickten, gingen sogar so weit, die Strenge gegen die Angeklagten zu verdoppeln und zwangen mich dadurch, der Anwendung des Gesetzes, welche ich menschlicher zu gestalten strebte, eine noch größere Härte zu verleihen.

„Im Jahre 88 war die Tortur noch nicht abgeschafft, und gelegentlich eines Falschmünzerprozesses verlangten meine Feinde im Parlament, daß sie wiederum in Ausübung käme. Man wollte mich dadurch in meinem Mäßigungsstolze demüthigen. Der Buchstabe des Gesetzes band mir die Hände, meine Stimme verhallte in der Minorität, ich war genöthigt, feierlich die Anwendung bei einem Rechtsfalle zu verkünden, der unter meinem Vorsitz entschieden wurde. Mein Ruf als gemäßigter Denker, als gewissenhafter Richter war verloren; ich hatte weder durch meine Handlungen, noch meine Schriften gegen dieses schmachvolle Attentat auf die Menschlichkeit protestiren können. Die öffentliche Meinung stellte mich auf eine Stufe mit meinen verhaßten Kollegen und diese frohlockten, daß es ihnen gelungen war, mich zu ihnen herabzuziehen."

(Schluß folgt)

Mannigfaltiges.

In Ißny und Ravensburg im Königreich Würtemberg hat sich eine Kindersitte erhalten, deren Entstehung Crusius (in seiner schwäbischen Chronik) in die Zeit Karls des Großen verlegt. Derselbe führt nämlich den Brauch, „über die Schulen zu Kempten, Memmingen und andern Orten der da-

sigen Gegend jährlich einen König und eine Königin zu setzen" auf Karl des Großen Gemahlin Hildegard und deren drei Söhne Karl, Pipin und Ludwig zurück, welche auf Hildegard's Burg in Kempten die Frage über die nächste Thronfolge mittelst eines Hahnenkampfes zu schlichten hatten. Des Jüngsten Hahn blieb Sieger, „und wurde dieses Spiel in den folgenden Jahren von den Prinzen nebst den übrigen Schülern Kemptens wiederum aufgeführt", woher denn auch die Gewohnheit sich beschreibe, in den Schulen einen „König", hier „Oberst-Fähndrich" genannt, und eine „Königin" alljährlich zu wählen, was hier bei Gelegenheit des Kinderfestes geschieht. Diese Sitte hätte sich also durch fast 11 Jahrhunderte hindurch erhalten.

(Schuhe mit papiernen Sohlen.) Einer freundlichen Mittheilung verdanken wir folgende amüsante Notiz aus der in Philadelphia erscheinenden „Vereinigten-Staaten-Zeitung" vom 26. Juni d. J.: „Wie es scheint, ist Härrisburg nicht der einzige Ort, von welchem aus den Freiwilligen Schuhe mit papiernen Sohlen geliefert worden sind. Der Graftoner Korrespondent des „Cincinnati Commercial" sagt, indem er von Schuhen solcher Art spricht, welche angeblich dem 16. Ohio-Regiment geliefert worden seyn sollten: „Es stellt sich jetzt heraus, daß diese Schuhe einen Theil der den Sezessionisten bei Philippi abgenommenen Beute bildeten. Unsere Soldaten entdeckten unter dem im Lager zurückgelassenen Gepäcke einige Kisten Schuhe und benützten die Gelegenheit, sich neu zu beschuhen, waren aber kaum nach ihren Quartieren zurückgekehrt, als schon die Sohlen abfielen. Sie waren von Pappendeckel und wie Leder bemalt. Hoffentlich hat sich der Lieferant, der jedenfalls ein Unions-Yankee gewesen seyn muß, schon im Voraus bezahlen lassen, sonst möchte es um so schlechter aussehen, als Firma Jeff und Comp. selbst ihre alten Schulden nicht bezahlt." — Diese Notiz wirft auf die administrativen Zustände in der Union und namentlich in den Sonderbundstaaten ein charakteristisches grelles Licht.

Kein Metall ist einer solchen Ausdehnung fähig, wie das Gold. Ein solider Block von einem Kubikmeter würde hinreichen, eine Fläche von 3450 engl. Acres (4 Ruthen breit und 40 Ruthen lang) zu belegen. Es läßt sich so dünn schlagen, daß 35,000 Blättchen erst die Stärke eines Zolles einnehmen.

Prof. Faraday, der berühmte englische Chemiker, welcher sich besonders die Erforschung der Elektrizität und des Lichtes zur Aufgabe gestellt hat, berichtet, daß ein in den schottischen Hochlanden aufgestelltes Hydroorygengaslicht sich bis auf eine Entfernung von 90 engl. Meilen sichtbar machte.

Der nächste der hellleuchtenden Sterne der südl. Hemisphäre ist nach astronomischen Berechnungen nicht weniger als 21 Millionen Meilen entfernt. Bis sein Licht den Erdball erreicht, würden nicht weniger als 3¼ Jahre erforderlich seyn.

Von dem harten Metall „Iridium", welches in Verbindung mit Platin zu den Spitzen der guten Stahlfedern verwendet wird, kostet das Loth in reinem Zustande 80 Thaler, ist also sechs Mal theurer als Gold.

Sonntag den 25. August, Nachmittags um 4 Uhr:

Orgel-Concert

in der

Alexanders-Kirche,

gegeben von

W. Metz.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1) **Präludium** und **Fuge** zum Chorale: „O Haupt voll Blut und Wunden," von A. Hesse.
2) **Fuge** mit figurirtem Chorale von **Metz.**
3) **Adagio** von F. Mendelssohn-Bartholdy.
4) **Fuge** in **A moll** von S. Bach.

II. Abtheilung.

5) **Fuge** in **E dur** von S. Bach.
6) **Fuge** in **F moll** von G. F. Händel.
7) **Trio** für 2 Claviere und Pedal von Schneider, nebst einer Einleitung von Metz.
8) **Toccata** von S. Bach.

Eintrittskarten zu 24 kr. und Familienbillets zu 1 fl. sind in der Lehmann'schen Buchhandlung zu haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Sonntag, 25. August 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

„Sie haben zu Ihrem Familienfeste doch auch den Scheik eingeladen?“ fragte Jemand aus der Gesellschaft.

„Ja,“ versicherte Herr Loiselay, „und nicht nur diesen, sondern auch den türkischen Aga.“

„Nun,“ entgegnete man, „und doch ist weder Malum-Chatun, noch Osman-ben-Assah hier. Sonst fehlen diese beiden nirgends, wo sich eine Gelegenheit bietet, ihre lüsternen Augen an unsern unverschleierten Frauen und Töchtern zu weiden. Sie müssen gestehen, daß ihr Wegbleiben ein schlimmes Zeichen ist.“

Ein beistimmendes Gemurmel folgte auf diese Bemerkung, doch verstummte dasselbe schnell wieder, da im nächsten Augenblicke Viktorine in den Salon gesprungen kam und ihren Vater benachrichtigte, daß soeben der Scheik und der Aga angekommen seyen.

Herr Loiselay warf einen triumphirenden Blick auf seine Gesellschaft, als ob er damit sagen wolle: „Ihr seht, euere Befürchtungen sind grundlos!“ Dann verschwand er, um den beiden Beamten entgegen zu gehen und sie in seinem gastlichen Hause zu begrüßen.

Malum-Chatun und Osman-ben-Assah waren Männer von zu hoher Wichtigkeit, um nicht auch von den Europäern mit äußerster Rücksicht und Zuvorkommenheit behandelt zu werden. Ersterer, ein angehender Vierziger, hatte die stolze Haltung eines Mannes, der sich seiner Macht bewußt ist. Er trug den Kopf hoch und seine Blicke maßen jeden, der in seine Nähe kam, mit der wegwerfenden Verachtung, zu der er sich gemäß seiner hohen Stellung als Scheik der Druesen für berechtigt hielt.

Osman-ben-Assah dagegen, von geschmeidigerem Naturell, von weniger brutalem als hinterlistigem Charakter, ein Mann von einigen fünfzig Jahren, galt für einen blutdürstigen Fanatiker, der unter der gleißnerischen Maske herablassender Güte seine bestialischen Begierden zu verbergen suchte. Auch war er es, der die Zuvorkommenheiten des Herrn Loiselay mit einem kordialen Händedruck erwiederte, während der Scheik mit kaltem Ernste grüßte und sich den Damen gegenüber darauf beschränkte, sie mit seinen kleinen stechenden grauen Augen zu mustern.

Besonders schien Viktorine seine Aufmerksamkeit zu fesseln; wenigstens hielt er seinen Blick mit solcher Dreistigkeit und so lange auf sie geheftet, daß das junge Mädchen tief erröthete und sich in ihrer Verlegenheit hinter ihre Freundinnen zu verbergen suchte.

Henri von Villeneuve bemerkte die Bestürzung seiner Braut. Er eilte auf sie zu, um sie nach der Ursache derselben zu befragen. Viktorine versicherte ihm, daß der Blick des Scheik wie der eines Basilisken auf ihr geweilt und daß es ihr geschienen, als habe sich dabei sein Mund zu einem boshaft höhnischen Lächeln verzogen.

Der junge Graf machte Miene, sich dem Unverschämten zu nähern, um ihn zurechtzuweisen, Viktorine aber hielt ihn bebend zurück.

„Bedenken Sie, daß er unser Gast ist,“ rief sie erschrocken, „und daß der ganze Zorn dieses fürchterlichen Menschen auf das Haupt meines Vaters fiele, wenn er hier beleidigt würde.“

Der junge Graf ließ sich beschwichtigen. Er sah ein, daß Viktorine Recht hatte; sein trotziger Muth beugte sich vor der verständigen Warnung des geliebten Mädchens.

Diese ganze Scene dauerte nur einige Augenblicke und entging allen Anwesenden; nur von einer einzigen Person war die Aufregung bemerkt worden, in der sich Henri dem jungen Mädchen genähert hatte: diese Person war Noëmie, die schöne Jüdin, mit der der Graf eben noch gesprochen und die derselbe wegen Viktorinen so plötzlich und ungestüm verlassen hatte, daß sie förmlich darüber erschrack. Mit

glühendem Auge verfolgte Noëmie den Franzoſen, als er ſich ihrer Freundin nahte, und mit dem Scharfſinne der Eiferſucht errieth ſie, was zwiſchen Viktorine und Henri vorging. Die Erregtheit, in der Graf Villeneuve mit Viktorinen ſprach, die finſtere Wolke, die über ſeine Stirne zog, während er den Scheik mit kühnem Blicke maß, die Röthe auf den Wangen ihrer Freundin, die raſche Bewegung, mit der Viktorine abwehrend und zurückhaltend ihre ſchöne kleine Hand zitternd auf den Arm des Grafen legte, alles dieſes waren eben ſo viele Dolchſtiche in das Herz der ſchönen Jüdin, die krampfhaft ihre Lippen zuſammenpreßte, während ſich ein ſchwerer Seufzer ihrer Bruſt entrang.

Inzwiſchen ſetzten Olivier Caſt und die übrigen Herren ihre Konverſation fort, die durch das nicht mehr erwartete Erſcheinen der beiden Muſelmänner in ein neues Stadium getreten war.

„Wenn wir ernſtlich und zwar jetzt ſchon bedroht wären," ſagte Caſt, „ſo würde der Scheik ſich nicht hierher gewagt haben. Müßte er nicht befürchten, daß wir ihn hier bei dem geringſten Anzeichen von Gefahr als Geiſel feſthalten würden?"

„Was wäre dabei gewonnen?" entgegnete man ihm. „Er würde ſich durch die heiligſten Verſprechungen ſeine Freiheit erkaufen, um ſich ſodann um ſo fürchterlicher zu rächen."

„Aber Ihre Entmuthigung geht zu weit!" rief Caſt unwillig. „Leben hier nicht dreitauſend Chriſten, unter welchen doch mindeſtens achthundert ſtreitbare Männer ſind, die ſich und ihre Familien vertheidigen können?"

„Wiſſen Sie nicht, daß man ſämmtliche Maroniten entwaffnet hat," erwiederte Armand, „und daß die Druſen nur dann angreifen, wenn ſie an Stärke zehnmal überlegen ſind? Sie werden die armen Chriſten im Schlafe überfallen, denn längſt iſt feiger Meuchelmord ihre Loſung."

„Aber was wäre denn im Falle eines Angriffes zu thun?"

„Im Fall eines Angriffs iſt nur in der Flucht allein noch Heil zu ſuchen."

Olivier knirſchte mit den Zähnen.

„Fliehen," rief er, „vor ſo feigen Banditen! O hätte ich nur eine einzige Schwadron meiner afrikaniſchen Jäger hier, wie wollte ich dieſe Wichte bedienen!... Indeſſen," fügte er hinzu, „halte ich die Gefahr nicht für ſo dringend, ich wiederhole es. Abul-Abbar iſt mir in dieſer Hinſicht ein ſicherer Barometer."

Armand ſtand der Eingangsthüre in den Hof gegenüber, der Olivier den Rücken kehrte.

„Nun," ſagte er erbebend, „wenn Ihr Barometer ſicher zeigt, ſo machen wir uns auf das Schlimmſte gefaßt, denn hier iſt Abul-Abbar!"

In der That ſchlich ſich in dieſem Augenblick der Pantherjäger längs der Mauer des Gebäudes durch den Hof; er ſuchte ſich hinter den Tanzenden zu verbergen, um unbemerkt den Salon zu erreichen.

Olivier Caſt ging ihm entgegen.

„Was bringſt Du Neues?" fragte der Franzoſe in höchſter Spannung.

„Nichts Gutes!" erwiederte Abul mit gedämpfter Stimme.

„Wie?"

„Beit-el-Lahm und Boſtra im Ejalet Damaskus ſind niedergebrannt. Die Horden von Kurſchid-Paſcha plünderten und mordeten bis dicht vor den Thoren von Beyrut. Ueberall wird der Djihad verkündet und der ganze Libanon ſteht unter Waffen."

„Aber warum haſt Du uns nicht früher gewarnt?" rief Olivier vorwurfsvoll.

„Ich war in Aleppo, als die Schlächtereien wie auf einen Wink gleichzeitig begannen."

„Wie ſteht es in Damaskus?"

„Damaskus wird eben ſo gewiß an die Reihe kommen wie Deir-el-Kamar."

„Du glaubſt?"

Es war Mitternacht. Die luſtigen Klänge der Muſik rauſchten durch das feſtliche Haus, und heiterer denn je drehte die ſorgloſe Jugend ſich im fröhlichen Tanze, als plötzlich außen ein gellender, herzzerreißender Schrei die Luft durchſchnitt und die Pulſe der ganzen Geſellſchaft zum Stocken brachte. Todtenſtille herrſchte einen Moment lang in dieſen eben noch ſo belebten Räumen, bis ein wohlgenährtes, heftiges Flintenfeuer in den Straßen von Deir-el-Kamar über den Ausbruch der gefürchteten Kataſtrophe keinen Zweifel mehr zuließ.

(Fortſetzung folgt.)

Die verhüllte Hand.

(Schluß.)

Monſieur de Page fuhr fort:

„Meine Lage war die peinlichſte. Ich machte die verzweifelſten Anſtrengungen, die Sache zur Kenntniß Ludwigs des Sechszehnten zu bringen; ich ſchrieb mit eigener Hand Broſchüren voll ergreifender Schilderungen des demoraliſirenden Unheils, das aus der Folter Nahrung ſog; ich wirkte mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln für die Abſchaffung derſelben; — vergebens! man fuhr fort zu foltern.

„Um dieſe Zeit wurde ich beſtohlen. Ich vermißte eine mit Diamanten beſetzte Doſe im Werthe von zwanzigtauſend Franken, und mir beſonders theuer als Vermächtniß meines Vaters.

„Der Generalprokurator begann auf meine Anzeige die Untersuchung. Ich mußte zuvörderst mein Haus einer genauen Visitation unterwerfen lassen. Dies war unumgänglich nöthig, wenn die Gerechtigkeit sich meiner Sache annehmen sollte.

„Die Dose wurde gefunden. Einer der durchsuchenden Beamten fand sie im Strohsacke des Bettes meiner Milchschwester Francoise.

„Ich muß hier um fünf Jahre zurückgehen. Damals, im Jahre 83, verließ ich einstmals die Sarbonne, woselbst ich meine Rechtsstudien verfolgte; als ich mit mehreren meiner den ersten Familien der Gerichtsbarkeit angehörenden Genossen die Treppe hinabging, warf sich Francoise an meine Brust, und nannte mich Bruder. Ihre Mutter, meine gute Amme, war gestorben; durch Armuth und Verzweiflung ermuthigt, war das verwaiste Mädchen zwanzig Meilen weit durch den Schnee, von Montereau nach Paris gewandert, um meinen Schutz zu suchen. Sie blickte auf mich, wie auf einen Bruder, und ich nahm sie als solcher auf. Mein Haus wurde ihre Heimath, und während sie, ohne Demüthigung zu erleiden, die Pflichten einer leichten Dienstbarkeit auf sich nahm, sorgte ich für eine Verbesserung ihrer verabsäumten Erziehung.

„Francoise, meine sanfte, blonde Milchschwester, die vor fünf Jahren so vertrauensvoll zu mir gepilgert war, wurde als Diebin vor die Richter geschleppt; ich wollte mich zurückziehen, ... man zwang mich, den Vorsitz zu führen, man berief sich spöttisch auf meine natürliche Unparteilichkeit. Meine Feinde jubelten, während das Volk mich gerne gesteinigt hätte, als es bekannt wurde, daß . . . . . daß ich die Folter angeordnet hatte."

Monsieur de Page holte tief Athem und fuhr dann fort:

„Francoise leugnete anfangs: den Diebstahl, die Umstände desselben, Alles; dabei erinnerte sie mich immer an ihre Mutter, an Montereau, an den Schnee, den sie durchwandert hatte, um mich auf den Treppenstufen der Sorbonne zu treffen, an den Umstand, daß ich fast ihr Bruder war.

„Alles war vergebens, ... die Folter war befohlen.

„Francoise wurde entkleidet; das war für sie die härteste Qual der Tortur! Der Schrei des Entsetzens, den sie ausstieß, fuhr in mein Inneres gleich einem Dolchstoße.

„Ihr Schrei war schwächer, als man ihre Kniee in Eisenschrauben zwängte; schwächer, als man Feuer an ihre Glieder legte.

„Zuletzt zerbrach man ihre rechte Hand, alle Finger, alle Glieder. Ein blutiger Schleier senkte sich über meinen Blick.

„Francoise gestand den Diebstahl ein, dann verlor sie das Bewußtseyn. Dennoch war Francoise unschuldig; ich selbst hatte die Dose in dem Lager derselben versteckt."

Bei diesem fürchterlichen Geständniß des Präsidenten fuhren die Zuhörer scheu von ihm zurück. Madame de Casa-Bianca allein theilte nicht das allgemeine Entsetzen; mühsam und mit sichtlichem Schmerze enthüllte sie ihre rechte Hand, und legte das verstümmelte, entnervte Glied auf ihres Milchbruders Haupt, wie um zu vergeben und zu segnen. Der Greis beugte sich unter dieser Berührung, wie unter der Last der Reue; dann führte er die Hand leise an seine Lippen und küßte sie andächtig, wie der Sterbende die Hostie.

* * *

„Am Abende jenes furchtbaren Tages," beendete der Präsident seine Erzählung, „war Hofball; ich erschien im Amtskleide, in der rothen Robe des Richters, mit Francoise's Todesurtheil. Das Knie vor Ludwig dem Sechszehnten beugend, sprach ich:

„Sire, man hat heute Nachmittag meine Milchschwester, welche ich des Diebstahls angeklagt hatte, gefoltert. Sie hat inmitten der Qualen Alles eingestanden."

„Nun?" fragte der König.

„Sire, ich hatte den Diebstahl erdichtet."

Der König fuhr entsetzt zurück.

„Und warum das, mein Herr?"

„Weil ich durch ein auffallendes Beispiel dem ganzen Lande beweisen wollte, daß durch die Folter die abscheulichste Lüge geglaubt und die heiligste Wahrheit gemordet werden kann. Sire, ich habe das junge, unschuldige Mädchen, das ich wie eine Schwester liebte, dem Beweise geopfert. Man wird künftig meiner Ansicht glauben."

„Meine Herren," sagte der König, „der Ball soll fortdauern." Und dann, gegen seinen Kanzler gewendet, fügte er hinzu:

„Von dieser Stunde an ist die Tortur in Frankreich abgeschafft; verkünden Sie es dem Königreiche."

Mannigfaltiges.

(Eine unbekannte Schlacht im Jahre 1860). In der Mitte des vorjährigen Sommers fand am Dniester in Rußland eine der merkwürdigsten Schlachten statt — eine Heuschreckenschlacht. Die Heuschrecken, welche nach dem Auskriechen aus ihren Eiern eine Zeit lang noch nicht fliegen können, setzten sich in drei Heerzügen gehend in Bewegung. Der eine dieser Züge durchschwamm in einer fast 8 Zoll dichten Masse und in einer Breite von dritthalb Stunden

unterhalb der Stadt Bender den Dniesterfluß, und verbreitete sich dann über das diesseitige Land. Hier aber thaten sich die Einwohner, 14,000 Mann stark, zu ihrer Vertilgung zusammen, und kämpften acht Tage lang mit den Unholden. Der eine Theil der Kämpfenden war an Gräben aufgestellt, welche man eiligst gezogen hatte, und tödtete mit Besen und Strauchzeggen die hineinstürzenden Heuschrecken. Der andere Theil, durch Ochsen- und Pferdeheerden verstärkt, zertrat und zerschlug die Thiere im Inneren des von ihnen eingenommenen Bezirkes, während umherstreifende Reiter die Bewegungen des Feindes beobachteten und die Kämpfenden nach den Stellen hinriefen, an welchen derselbe in größerer Zahl vordringen und die Grenzlinie durchbrechen wollte. In dieser Weise wurden vom ersten bis zum achten Juli die Feinde bekämpft und Millionen derselben getödtet. Am 9. Juli aber hatten die Heuschrecken ihre Flügel vollständig entwickelt, sie erhoben sich daher als fliegende Schwärme in die Luft, und nun hatte natürlich der Kampf mit ihnen ein Ende. Allein es waren in der achttägigen Schlacht Dreiviertel der ganzen Heuschreckmasse getödtet worden, und der Rest richtete einen verhältnißmäßig nur geringen Schaden an. In anderen Theilen von Südrußland dagegen, in welchen man keinen Kampf mit den Heuschrecken begonnen hatte, fraßen diese fast die Ernte auf.

Seit vielen Jahren schon werden die in Stettin bestehenden Zucker-Raffinerieen systematisch bestohlen und zwar von Wesen, denen weder polizeilich noch gerichtlich beizukommen ist, nämlich von — Bienen. Früher nahm man von diesen Zuckerdieben keine weitere Notiz; aber im Laufe der letzten zehn Jahre hat sich die Zahl der Bienenstöcke in der Umgegend jener Fabriken verzwanzigfacht, da selbst auswärtige Bienenzüchter ihre Stöcke nach Stettin in Pflege gegeben haben, um sie auch an der billigen Zuckerweide profitiren zu lassen. In der entomologischen Zeitung, deren Herausgeber, Hr. Dohrn, selbst Direktor einer der Zucker-Raffinerieen ist, wird nun berichtet: „Die geplagten Siedereien entschlossen sich zu organisirter Abwehr. Sobald nämlich in einem der verschließbaren Räume, vorzugsweise in solchen, welche einfallendes Licht haben, eine größere Anzahl von Bienen schwärmt, so werden sämmtliche Thüren und Fenster gesperrt, und ein instruirter Arbeiter stellt unter das hellste, von den eingeschlossenen Bienen natürlich vorzugsweise heimgesuchte Fenster eine große Wanne mit heißem Wasser, bespritzt mittels eines großen Maurerpinsels die am Fenster herumirrenden Bienen, und bewirkt dadurch, daß sie in die Wanne fallen, aus welcher sie dann in Eimer geschöpft und in die Zuckerpfannen zum Auskochen geschüttet werden. Dadurch, daß man die Zahl der in einem solchen Eimer enthaltenen Bienen gezählt und auf 65—66,000 festgestellt hat, war es möglich, auch die Durchschnittszahl der in den letzten Jahren auf diese Art getödteten Bienen zu ermitteln. Sie beläuft sich jährlich auf ungefähr 11,000,000, und es wird aus den ausgekochten Bienen jährlich ein Zuckerquantum gewonnen, welches den Werth von etwa 300 Thlrn. hat. Da aber nach muthmaßlicher Schätzung schwerlich auch nur der vierte oder fünfte Theil der flüchtigen Zuckergäste ertappt und raffinirt wird, so wird bei Weitem nicht der Schaden gedeckt."

Eine sinnreiche Methode, das Eintreten des Schein- und des wirklichen Todes beim Menschen zu konstatiren, hat der Arzt Plouviez in Paris gefunden. Um zu erkennen, daß ein alle Symptome des Todes darbietendes Individuum wirklich zu leben aufgehört hat, genügt es, in der Herzgegend eine lange, feine, scharf zugespitzte Nadel bis in das Herz hinein zu stecken. Ist der Tod ein wirklicher, so bleibt die im Herzen steckende Nadel unbeweglich, im entgegengesetzten Falle geben die Oscillationen der Nadel von jedem noch so geringen Pulsschlage Kunde. Die Anwendung dieser Methode zerstört auch ein sehr gewöhnliches Vorurtheil, dem zufolge jede noch so unbedeutende Verletzung des Herzens den augenblicklichen Tod herbeiführt. Dr. Plouviez hat Experimente an Thieren gemacht, unter andern an einem Kaninchen, welches mittelst Chloroform in den Zustand scheinbaren Todes versetzt wurde. Mittelst des Stethoskops konnte man an dem Thiere nicht die geringste Pulsation entdecken, aber die in das Herz gesenkte Nadel begann alsbald, anfangs schwächer und dann immer rascher, zu oscilliren. Mit den gewöhnlichen Mitteln wurde das Kaninchen wieder zum Leben erweckt und eine halbe Stunde darauf spielte und fraß der Held dieses Experiments, als ob mit ihm nicht das Geringste vorgefallen wäre. Dasselbe Experiment hat Dr. Plouviez an stärkeren Thieren mit demselben Erfolge versucht.

In Darmstadt rächte sich eine Wirthstochter an ihrem Verführer, welcher sie schließlich sitzen ließ und eine andere heirathete, als derselbe nach längerer Zeit wieder ihr elterliches Haus besuchte, dadurch, daß sie ihm einen Topf kochenden Wassers über den Kopf ausgoß, was dem Ungetreuen solche Verletzungen zuzog, daß er nach Hause getragen werden mußte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Dienstag, 27. August 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

2.

Die todtenähnliche Erstarrung, von der alle Gäste des Herrn Loiselay betroffen waren, dauerte nur einige Sekunden, aber diese Sekunden kamen einem Jahrhunderte gleich, so ungeheuer war die Angst und das Entsetzen, welches sie in sich faßten.

Der furchtbare Schrei, den man von draußen herein gehört hatte, war verklungen, das Knattern des Gewehrfeuers verstummt und Todtenstille herrschte im nächsten Augenblicke, der dieser ersten Ankündigung eines gräßlichen Drama's folgte.

Unbeweglich, mit dem Ausdruck panischen Schreckens auf den erblaßten Gesichtern, wie durch einen bösen Zauber plötzlich zu Statuen verwandelt und wie gelähmt mitten in der momentanen Bewegung oder Stellung eines jeden Einzelnen, boten die Gäste des Herrn Loiselay den Anblick einer plastischen Gruppe, wie sie kein Künstler in Darstellung lebender Bilder von ergreifenderer Wirkung zu ordnen vermocht hätte.

Plötzlich gellte wieder ein Schrei durch die Luft, der wie elektrisirend auf die Gelähmten wirkte. Das Leben kehrte in die betäubte Versammlung zurück und mit dem Leben das Bewußtseyn dessen, was jedem drohte. Es war dieser Schrei im Salen des Herrn Loiselay selbst ausgestoßen worden und zwar von Olivier Cast, der als erstes Opfer meuchlerischer Mordlust von dem Yatagan des Aga tödtlich getroffen zu Boden stürzte. Es schien, als habe Osman-ben-Assah damit das Signal zum Beginne der darauffolgenden Schlächterei gegeben, denn gleichzeitig brach eine Horde von 200 Dämonen durch die zertrümmerte Thüre in den Hof und wälzte sich mit der blanken Waffe in der Hand gleich einer Lawine auf die wehrlosen Gäste.

In zwei Minuten war das ganze Haus von Bewaffneten überfluthet, in zwei Minuten nur mehr Tod und Verderben, wo eben noch die Lust eines fröhlichen Festes gewaltet hatte.

Die Scene, die nunmehr stattfand, vermag keine Feder zu beschreiben: es war eine satanische Orgie, bei der sich die Drusen wie wilde Bestien im Blute berauschten.

Und wie im Innern des Hauses einerseits das Knallen der Schüsse, das Klirren der Waffen, das Toben der in ihrer unersättlichen Wuth wie die Schakale der Wüste heulenden Mörder, andererseits das Stöhnen der zum Tode Getroffenen, das Wimmern der Verwundeten, das Jammern und Flehen der Frauen die Luft erschütterte, so ertönte außen auf den Straßen gleich einem schauerlichen Echo dasselbe gräßliche Lärmen, dasselbe Getöse eines ungleichen Kampfes, in welchem immer zehn Drusen über einen Christen herfielen und ihn mit unmenschlicher Grausamkeit dem Tode überlieferten.

Gleich beim Beginne des Gemetzels hatten die Drusen die Stadt an vier Ecken angezündet und bald verdunkelte das hochauflodernde Feuer den Glanz der Sterne und vermehrte die entsetzliche Verwirrung.

Weder Frauen noch Mädchen, weder Greise noch Kinder wurden geschont und Madame Loiselay, die auf ihre Tochter zugestürzt war, um sie zu schützen, fiel eine der ersten unter den wüthenden Streichen der unbarmherzigen Kannibalen.

Esau, der Vater Noëmie's, hatte mit dem Kolben einer Flinte einen Stoß auf die Brust erhalten und war bewußtlos niedergesunken.

Victorine und Noëmie, sich gegenseitig aneinander klammernd, warteten auf den Tod, der sie auch ereilen mußte. Vor ihnen stand Henri, der mit seinem Körper die beiden Mädchen deckte. Mit einem Yatagan bewaffnet, den er einem Drusen entrissen hatte, war er entschlossen, sie bis zu seinem letzten Athemzuge zu vertheidigen, ihr und sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Abul-Abbar war, als er Olivier Caſt zu Boden hatte ſtürzen ſehen, mit einem einzigen Satz, wie ein Tiger, der ſeine Jungen vertheidigen will, auf ihn zugeſprungen. Ohne den Verwundeten zu erreichen, ſah er ſich im nächſten Augenblick von den hereinbrechenden Druſen umringt und gleichzeitig von mehr als zwanzig entblößten Yatagans bedroht, bis die Druſen ihn erkannten und mit abergläubiſcher Furcht vor ihm zurückzuweichen begannen.

Als Augenzeuge von der Ermordung ſeiner Frau wahnſinnig vor Schmerz und Wuth hatte Herr Loiſelay eigenhändig den feigen Mörder erwürgt; dann aber trieb die Vaterliebe ihn zu ſeiner Tochter und er eilte ihr zu Hilfe.

Noch immer umzingelte eine ganze Schaar von Banditen die beiden Mädchen; aber noch hatte keine Kugel ſie getroffen, noch hatte keine Spitze des Dolches bis zu ihnen Bahn gefunden. Sie ſtanden aufrecht und ſahen mit weit aufſtarrenden Augen auf die Scenen um ſich her: es lag in ihren Blicken eine Art Stumpfſinn, eine Erſtarrung, in der ſie kaum zu begreifen ſchienen, was hier geſchah. Das namenlos Gräßliche, was ſich vor ihnen zutrug, hatte ſie der Fähigkeit beraubt, zu denken.

Daß ſie noch lebten, war dem Scheik zu danken, der ſeiner Bande zugerufen hatte, ſie zu ſchonen und nur den Giaur zu tödten, der vor ihnen als Beſchützer ſtand. Allein den Grafen tödten, ohne daß der tödtliche Streich auch die beiden Mädchen getroffen hätte, war Sache der Unmöglichkeit, denn wenn Henri ſie mit ſeinem Körper deckte, ſo bildeten umgekehrt Victorine und Noëmie gleichzeitig einen Schutz für ihn, da alle drei ſo beiſammen ſtanden, daß ſie gleichſam nur eine einzige Maſſe bildeten. Herr Loiſelay war mit äußerſter Kraftanſtrengung, mit einer Energie, wie ſie nur die Verzweiflung verleiht, bis zu ſeiner Tochter gedrungen. Aus mehreren Wunden blutend, hatte ihn aber, bei ihr angelangt, die Kraft verlaſſen und er war verſcheidend dem Kinde zu Füßen geſunken.

Mit einem gräßlichen Schrei ſchien Victorine aus ihrer Lethargie zu erwachen, als ſie ihren Vater blutend vor ſich zu Boden ſtürzen ſah. Sie bückte ſich zu ihm herab, fiel neben ihm auf ihre Kniee und umklammerte ihn mit konvulſiviſcher Gewalt.

Dies war der für die Gegner des Grafen günſtige Moment, um den Streich zu führen, der ihn tödten ſollte. Schon ſchwangen die Druſen ihre Säbel über ſeinem Haupte, ſchon drohten die ſcharfen Klingen auf ihn niederzuſauſen, als ein herkuliſcher Hieb mit einer umgekehrten Flinte dieſelben in die Höhe ſchlug und gleichzeitig drei Druſen niederſchmetterte. Der junge Graf ward abermals gerettet und Abul-Abbar war es, dem er ſein Leben zu danken hatte.

Unterdeſſen aber hatten der Scheik und der Aga dieſen Zwiſchenfall benutzt und die beiden Mädchen gewaltſam mit ſich fortgeriſſen. Ein Knäuel von Druſen ſchob ſich zwiſchen letztere und ihre Beſchützer, ſo daß Victorine und Noëmie aus dem Hauſe entfernt waren, bevor Henri oder Abul-Abbar es verhindern konnten.

Wie ein verwundeter Löwe aufſpringend, als er die gewaltſame Entführung ſeiner Braut mit anſehen mußte, wollte ſich der Graf nachſtürzen, aber ein furchtbarer Kolbenhieb traf ihn auf die Stirne und warf ihn nieder.

Erſt nach mehreren Minuten gelangte Henri wieder zum Bewußtſeyn.

Er rief mit matter Stimme: „Abul-Abbar!“

Der Pantherjäger war aber nicht mehr da; überhaupt ſchien es kein lebendes Weſen im Hauſe mehr zu geben, denn die feigen Mörder waren verſchwunden und hatten nur Leichen hinter ſich zurückgelaſſen.

Mitten in dieſem grauenhaften Schweigen des Todes, welches den Verwundeten umgab, hörte er endlich die ſchwache Stimme eines Sterbenden. Es war ſein Name, den man ſtöhnend rief.

Henri ſchleppte ſich mühſam vor und fand Herrn Loiſelay, den Tod im Antlitze, in ſeinem Blute ſchwimmend, neben dem entſeelten Körper ſeiner Frau.

„Mein Vater!“ murmelte der Graf.

„Wo iſt meine Tochter?“ ſtammelte der Sterbende, — „iſt ſie todt?“

„Sie lebt,“ entgegnete Henri bebend, „ſie lebt, aber tauſendmal wäre der Tod für ſie beſſer, denn ſie iſt in der Gewalt der Druſen.“

Der unglückliche Vater ſtieß einen Seufzer aus — er wollte ſprechen, aber ein röthlicher Schaum floß über ſeine Lippen, — er wollte eine Bewegung machen, aber der Tod lag bereits erſtarrend in ſeinen Gliedern, — er wollte einen letzten Blick auf Henri werfen, aber ſein Auge brach, ein dichter Schleier zog ſich darüber hin, und ſich zurücklehnend gab der Unglückliche in dem Augenblick ſeinen Geiſt auf, als ſich krampfhaft ſeine Finger um die Hand ſeiner todten Gattin ſchloſſen, an deren Seite er verſchied.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Bittgeſuch.

An einem deutſchen Hofe lebte der Sekretär Hanke, ein eben ſo witziger als drolliger Mann, welcher

wegen seines bescheidenen Gehaltes sich nicht selten in Geldverlegenheit befand, aber trotz vieler Sollizitationen doch nicht so glücklich war, eine Zulage zu erhalten. Da kam ihm der Einfall, sich in außergewöhnlicher Weise an den Kurfürsten selbst zu wenden, denn er wußte, daß dieser ein eben so leutseliger als heiterer Herr war und so bat er den Leibkammerdiener, eine von ihm verfaßte Bittschrift unter die verschiedenen Eingaben zu legen, welche dem Kurfürsten alltäglich aus dem Ministerium zur Unterschrift überschickt wurden. Mit nicht geringem Erstaunen fand der Landesherr unter den Schriftstücken ein Gedicht, welches folgendermaßen lautete:

Erhab'ner Herr, ich bin Dein Sekretarius,
Der sich das ganze Jahr erschrecklich plagen muß.
Ich rechne Tag und Nacht und quäle mich mit Brüchen,
Doch ist vom Monat noch die Hälfte nicht verstrichen,
So ist der größte Theil von meinem Schweiß verzehrt,
Indem die Frau und Magd fast täglich Geld begehrt.
Wo nehm' ich solches her? Ich fürchte mich zu borgen,
Und muß doch unbedingt das ganze Haus versorgen.
Ich theile fast mit Angst die Monatsgage ein,
Doch will das Traktement niemals zulänglich seyn.

Für vierzig Thaler Holz, damit ich nicht erfriere,	40 Thlr.
Zwei Thaler wöchentlich zu Kaffee, Wein und Biere,	104 "
Für Butter, Fleisch und Brod, für Semmel, Salz und Licht	
Setz' ich vier Thaler an, sie reichen häufig nicht.	208 "
Ein Thaler monatlich nur zum Gesindelohne	12 "
An siebzig Thaler Zins, damit ich sicher wohne.	70 "
Handschuhe, Wäscherlohn, für Hemden, Strümpf und Schuh,	
Cigarren, Schnupftabak, es langt weiß Gott kaum zu	80 "
Vier Thaler dem Barbier und dann will auch der Schneider —	4 "
Den Monat rechne ich zwei Thaler nur für Kleider	24 "
	512 Thlr.

Das Alles macht beinah' sechshundert Thaler aus
Und dennoch fehlt mir noch gar Mancherlei im Haus!
Was kostet nicht die Frau, was kosten Band und Spitzen?
Was Schuh' und Strümpfe, Tücher, Hüte, Mützen?
Was kostet nicht das Kleid, mit Spitzen ausgeziert,
Wenn man des Winters sie ein Mal zu Balle führt?
Und wenn man Sommerszeit in einen Garten fährt,
Da sind acht Groschen bald in Kuchen nur verzehrt.
Wie oft muß man nicht auch allhier zu Hochzeit geh'n,
Und viele Mal des Jahres zu Gevatter steh'n?
Und läßt man endlich gar den eig'nen Zuwachs taufen,
Muß man auch alsobald mit Geld zum Küster laufen.
Was kostet Kinderzeug, das theure Ammenlohn?
Und stirbt am Ende gar der neugebor'ne Sohn,
So wird man nimmermehr das Kind umsonst begraben,
Warum? Die Kirche muß zuvor das Ihre haben.
Kurz: Alles kostet Geld, und ehe ich's gedacht,
Da ist schon wiederum die Kasse leer gemacht!
Wie können so auf's Jahr sechshundert Thaler reichen?
D'rum laß, erhab'ner Herr, mein Bitten Dich erweichen,
Leg' hundert Thaler zu — denn krieg' ich nur ein Blatt,
Das Deine Gnadenhand selbst unterzeichnet hat,
So ist mein Wunsch erfüllt! — Ich sterb' in tiefem Danke
Erhab'ner Fürst und Herr
Dein
treuergeb'ner Hanke.

Der Kurfürst lachte über den drolligen Kauz laut auf und Hanke erhielt zweihundert Thaler Gehaltszulage, jedoch mit der Weisung, sich nunmehr einzurichten.

Mannigfaltiges.

Das ministerielle Fischessen in England, zu dem sich die jeweiligen Kabinetsmitglieder regelmäßig kurz vor Schluß der Parlamentssession nach Greenwich begeben, ist ein Brauch, der aus Pitt's Zeiten stammt. Er verdankt seine Existenz durchaus keinem politischen Ereignisse. An dem Ufer von Dagenham Lake, in der Grafschaft Esser, ist noch heute ein bescheidenes Landhaus zu sehen, das dem reichen Kaufmanne Preston gehörte, und wohin er sich, als er Unterhausmitglied von Dover war, mit seinem Freunde, dem Sekretär des Schatzes unter Pitt, dem „Old George Rose", auf ein paar Tage zurückzuziehen pflegte, wenn es im Londoner Parlamente gar zu schwül wurde. Dort vergnügten sie sich mit Fischen und leerten manches Dutzend alten Portweins in stillem Behagen. Einmal bewogen sie auch den überangestrengten Premier, mit dem sie befreundet waren, in ihrem Bunde der Dritte zu seyn. Pitt kam (man findet Näheres über diese seine Ausflüge in dem von Earl Stanhope kürzlich erschienenen „Life of William Pitt"), und so gut gefiel es ihm am stillen See, daß er mehrere Jahre gegen Schluß der Session wieder dahin kam. Aber man weiß, daß Pitt sich wenig Muße gönnte. Eisenbahnen gab es damals noch nicht, und der Ausflug, so angenehm er war, raubte

ihm zu viel kostbare Zeit. So schlug denn Sir Robert Preston vor, sie sollten ihre Schmausereien im benachbarten Greenwich halten. Das geschah; Sir Robert machte den Wirth und bezahlte die Zeche, aber Pitt brachte bald den einen und dann wieder den andern seiner Kollegen als Gast mit, so daß die Ministergesellschaft immer zahlreicher und natürlich die Zeche immer größer wurde. Schließlich wurde beschlossen, daß das Essen gemeinschaftlich bezahlt werden und Sir Robert blos einen Korb Champagner stellen solle. Und dabei blieb es; und seitdem hat sich der Brauch des Fischessens in Greenwich erhalten. Die Zeche wird jetzt aus der Staatskasse beglichen, und wenn die Tories im Amte sind, essen sie im Hotel „Zum Schiff", und die Whigs essen im Trafalgar-Hotel; und in beiden ißt sich's recht gut, auch wenn man nicht Ihrer Majestät Minister ist.

Eine höchst interessante Ordre, vom Jahre 1624 datirt, enthält die Verhaltungsmaßregeln für die zu einer erzherzoglichen Tafel geladenen Junker (Fähndriche, die jüngsten Offiziere). Wie müssen die damaligen Sitten beschaffen gewesen seyn, wenn es nothwendig war, nachfolgende Ordre zu erlassen: „Sintemalen Ihre k. k. Hoheiten geruhten, mehrere Offiziere an Höchstdero Tafel zu invitiren, item ich alldieweilen in Okkasion bin gewesen, mit männiglicher Kenntniß und Persuasion wie sich allemalen die der meisten Offiziere als Cavaliers ritterlich und manierlich untereinander und männiglich traktiren thun und kontentiren, alsdann muß ich doch vorwegen den Junkern, so noch nicht ordentlich gehobelt sind, aufmerksam machen auf die **mensure régulaire**, als: 1. Item mit blanken Zeuge, saubern Rock und Stiefeln, und nicht antrunken Ihre k. k. Hoheit zu inkomplimentiren. 2. Item bei der Tafel den Stuhl nicht wackeln und die Füß nicht lang ausspreitzen. 3. Item nicht nach jedem Bissen trinken, alsdann man zu frühe voll wird, den Humpen aber nach jeder Speis nur einmal halbert ausleeren, vorhinein aber den Schnautzbart und das Maul sauber abwischen. 4. Mit der Hand nicht in die Vorlegschüssel langen oder die abgekiefelten Beine zurück oder hinter den Tisch werfen. 5. Item nicht an den Fingern mit der Zunge schlecken, auf das Teller speien oder in das Tischtuch schneitzen. 6. Item zu letzterem nicht zu viehisch humpiren, daß man vom Stuhl fällt oder item nicht mehren gradweg gehen kann."

(Ersatz des Gußeisens durch Papier.) Sicher ist seit längerer Zeit in Bezug auf Papier nichts so Sonderbares und doch für den Geschäftsverkehr so Praktisches und Nützliches erfunden worden, als die Röhren aus asphaltirtem Papier, mit denen Experimente unlängst in Berlin ausgeführt wurden. Die bereits in London und Paris gemachten Experimente haben zum Erstaunen bewiesen, daß das Material, während es die ganze Zähigkeit des Eisens und nur die Hälfte seines spezifischen Gewichtes besitzt, die doppelte Festigkeit von irdenen Röhren hat, ohne daß es dem Zerbrechen unterworfen ist. Mit dieser Festigkeit vereinen die Röhren die Vortheile der Dauerhaftigkeit, Unoxydirbarkeit, Leichtigkeit und Wohlfeilheit. Die Idee der Erfindung besteht in dem Uebereinanderrollen einer Anzahl Papierblätter, die aufeinander haften, weil sie vorher mit geschmolzenem Asphalt überzogen sind; die homogene Masse macht die Röhren an und für sich vollständig luft- und wasserdicht. Die Röhren sind in der Regel 5' lang und können je nach Aufgabe und Zweck mit verschiedenen Wandstärken und mit Muffen aus demselben Stoffe hergestellt werden. Die Verbindung und Dichtung beim Legen geschieht in sehr einfacher Weise dadurch, daß das Muffende inwendig mittels eines heißen Eisens angewärmt, das einzuschiebende Rohrende dagegen in Asphalt eingetaucht oder damit bestrichen und demnächst in die Muffe eingeschoben wird. Abzweigungen, Krümmungen und Kniee werden in ähnlicher Weise aus gleichen Stoffen gefertigt. Diese Art Röhren eignen sich zu Gas- und Wasserleitungen, zu Leitungen unreiner Flüssigkeiten, zu Wind- und Wetterleitungen, in Bergwerken, sowie zu Leitungen einer Menge von chemischen Flüssigkeiten und Gasen, die bisher aus Röhren von andern kostspieligen Substanzen hergestellt werden mußten.

Professor Piazzi Smyth beobachtete die Ausstrahlung von Wärme vom Monde aus deutlich auf zwei Stationen auf dem Pic von Teneriffa, von denen die eine 8840 und die andere 10,700 Fuß hoch war. Die Existenz von lunarischer Wärme wurde oft bestritten, obschon Moltoni in einem Briefe an Arago bestätigte, daß er die Strahlen des Mondes konzentrirt und die Gegenwart eines gewissen Betrages von Wärme darin gefunden habe.

Bis jetzt ist es wohl gelungen, durch die Photographie alle Farben zu erzeugen, nicht aber sie zu fixiren. Ein Franzose, Namens Toussaint, soll nun ein Mittel gefunden haben, diese Farben auch stehend zu machen, so daß sich die Photographien in allen ihren natürlichen Farben hervorbringen lassen. Die für diesen Zweck angewendeten hauptsächlichsten Substanzen sollen in Nelkenöl und Goldchlorid bestehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Freitag, 30. August 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

In den Straßen von Deir-el-Kamar lagen todt 800 Frauen, ebenso viele Männer und über 1200 Kinder, die unter dem Yatagan der Drusen gefallen waren. Nahe an 3000 Leichen bedeckten alle Wege, durch welche das Blut der Christen in Strömen floß. Denkt man sich dazu die schauerliche Gluth der brennenden Häuser, die prasselnden Flammen, in deren röthlichem Glanze dieses Bild der Verwüstung seine gräßliche Beleuchtung fand, so gibt dies eine schwache Idee von dem Werke, über welches die Drusen, nachdem es vollbracht war, ein Triumphgeschrei erhoben.

Hinausgezogen aus der dem Untergange geweihten Stadt, hatten die entmenschten Scheusale auf der Ebene von Deir-el-Kamar einen kurzen Halt gemacht, um sich des Anblickes zu freuen, den dieses Feuermeer gewährte, und dabei ihre Reihen zum Aufbruch nach den Bergen zu ordnen, wohin sie ihre Gefangenen schleppten, einige wenige Männer, die sie sich aufbewahrt hatten, um ihnen noch größere Qualen zu bereiten als die eines kurzen Todes, und viele Frauen, die sie für ihre Harems bestimmten.

Es war in der That ein schauerlich großartiger Anblick, dieses Feuer, welches sich mit rasender Schnelligkeit über die ganze Stadt verbreitete und mit blutrothen Flammen gleichsam rachefordernd zum Himmel emporschlug. Die schwarzen mächtigen Rauchwolken, die sich in den oberen Schichten der Atmosphäre zwischen die Erde und die friedlichen Sterne schoben und Alles in tiefe Finsterniß hüllten, was nicht im Lichtkreise der Lohe lag, und dazu das Knistern und Prasseln der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Häuser, das Röcheln der Verwundeten, dort und da ein letzter Schrei, mit dem ein hilflos in seinem Blute schwimmendes Opfer drusischer Wuth seinen Geist aufgab: — gewiß es lag in dem allen für drusische Anschauung ein Genuß, der seinen Höhepunkt noch durch das Stöhnen ihrer mißhandelten Gefangenen erreichte.

Es war 3 Uhr Morgens, als nur noch ein kleiner Theil der Häuser stand. Unter diesen war auch jenes des Herrn Loiselay, welches, massiv von Stein, bis jetzt siegreich den Angriffen des verheerenden Elements widerstanden hatte.

Mitten durch diese rauchenden Trümmer, über die zahllosen Leichen hinweg, glitt wie ein Phantom ein in seinen weißen Burnuß gehüllter Mann, der sich rasch, aber geräuschlos und schleichend vorwärts bewegte und endlich vor dem Hause des französischen Negozianten stehen blieb.

Als er seine Kapuze, die er, um sich gegen die Gluth des Brandes zu schützen, bisher dicht über sein Gesicht zusammengezogen hatte, zurückschlug, konnte man in diesem einsamen Wanderer, in diesem einzig Lebenden auf dieser Stätte des Todes, Abul-Abbar erkennen, der sich vorsichtig nach allen Seiten umsah und dann in das Haus des Herrn Loiselay eintrat.

Es war ein haarsträubendes Bild, welches sich hier dem Pantherjäger bot. Mit jedem Schritte stieß er auf eine Leiche, überall lagen einzelne Gliedmaßen umher, hier Arme, dort Hände, und an den eisernen Stäben des Gitters, durch welches der Hof von der Vorhalle getrennt war, steckten grinsende Köpfe von Männern und Frauen, die sich kurz vor ihrem plötzlichen Tode noch angelächelt hatten.

Abul-Abbar drang Schritt für Schritt vorwärts, hielt dabei öfters an und blickte um sich, ob nicht etwa in irgend einem Körper noch ein Lebensfunke sey; aber überall fand er nur Todte und immer nur Todte, wohin sein Auge sich wandte.

In der Mitte des Hofes blieb er abermals vor einem Leichenhügel stehen: diesmal kniete er vor demselben nieder und verharrte lange schweigend und unbeweglich, wie im stillen Gebete für die Dahingeschiedenen, in dieser Stellung.

Digitized by Google

Vor ihm lag Madame Loiſelay, verſtümmelt und bis zur Unkenntlichkeit durch verſchiedene Geſichtswunden entſtellt; neben dieſer ihr Gatte, mit ebenſo großer Grauſamkeit niedergemetzelt, und unweit davon Henri von Villeneuve, die Augen geſchloſſen, den Säbel in ſeiner Rechten, immer noch drohend in ſeiner Haltung, obwohl ſtarr und leblos wie die Andern.

Abul-Abbar ſtreckte ſeine Hände über die Leichen dieſer drei Perſonen aus und mit einem Blicke nach Oben ſprach er mit lauter und feierlicher Stimme:

„Ihr, die Ihr mich dort Oben höret, vernehmt, was ich Euch ſchwöre, und wenn ich je meinen Schwur vergeſſe, ſo rufet auf mich den Zorn des Herrn, bei dem Ihr jetzt im Himmel ſeyd. Ich ſchwöre, meine Tage und meine Nächte, meine geiſtigen und körperlichen Kräfte, mein Herz und meinen Arm der Rache zu weihen, die ich an Euren Mördern nehmen will! Ich ſchwöre, Alles zu thun, was menſchenmöglich iſt, um Viktorine wiederzufinden, ſie zu befreien und zu rächen. Ich ſchwöre, bis vor Ende dieſes Monats ſo viele Druſen zu tödten, als an Euren Händen Finger ſind, und meinen Yatagan nicht eher abzulegen, als bis der dreißigſte Mörder in ſeinen letzten Zügen liegt. Dies ſchwöre ich, und Gott verfluche mich, wenn ich meinen Schwur nicht halte!“

Nachdem er dieſe Worte geſprochen, tauchte er ſeine Fingerſpitzen in das Blut der Gemordeten und erhob ſie mit ausdrucksvoller Geberde gegen den Himmel, wie um ſeinem Schwure noch mehr Kraft zu verleihen. Dann ſtand er auf und ging in den Salon. Ohne Zweifel fand er nicht, was er ſuchte, denn ſo oft er in das bleiche Antlitz einer Leiche ſah, zuckte er wie in bitterer Enttäuſchung die Achſeln.

„Und doch“, ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſah ich ihn hier vor meinen Augen niederſtürzen. Er ſank von dem Yatagan des Aga getroffen hier zu Boden. Aber wo iſt er, da ich ihn hier nicht mehr finde? Wo ſoll er hingerathen ſeyn?“

Und Abul-Abbar begann auf's Neue zu ſuchen und rief dabei mit lauter Stimme den Namen deſſen, nach dem er forſchte. „Herr Olivier Caſt! . . . Herr Olivier!“ wiederholte er mehrere Male. Sein Rufen war vergebens. Niemand gab ihm Antwort.

„Sollten die Druſen bemerkt haben, daß er noch lebte,“ murmelte er, „und ſollten ſie ihn fortgeſchleppt haben, während ich in die Stadt lief, um die Maroniten zu holen? . . . Aber wenn es ſo wäre, ſo hätten ſie es nur gethan, um ſeine Qualen zu verlängern! . . . O dieſe Ungeheuer, dieſe Teufel ſind zu Allem fähig. Warum machte ich nicht lieber ihnen den Krieg als den Panthern in den Wäldern? Die Panther ſind Lämmer gegen dieſe Beſtien! . . . Wohlan, ich werde auch ihn ſuchen, wie ich Viktorine und Noëmie ſuchen will!“

(Fortſetzung folgt.)

Neujahr in China.

Die drei Hauptfeſte der Chineſen ſind das Todtenfeſt, Laternenfeſt und Neujahr. Letzteres — unter dieſen dreien wieder das größte — bildet in dem nur Geſchäften gewidmeten Leben der Chineſen einen wichtigen Abſchnitt. Ein durch tauſendjähriges Beſtehen ſanktionirter Brauch legt nämlich jedem Bewohner des himmliſchen Reichs die moraliſche Verpflichtung auf, alle laufenden Rechnungen abzuſchließen, zu bezahlen und mit einem Worte in ſeinem Geſchäfte reine Bahn zu machen. Dies Geſetz iſt ſo ſtreng, daß der Chineſe, welcher ihm nicht ſtrikt nachkäme, in den Augen ſeiner Mitbürger als ehrlos daſtehen würde, und was Drohungen, gerichtliche Klagen und Schuldarreſt im civiliſirten Europa nicht zu bewirken vermögen, erzwingt hier die öffentliche Meinung. Ja, die Kaufleute ſind ſo peinibel, daß ſie ſchon Wochen lang vor dem Termine gar keine neuen Geſchäfte notiren, ſondern nur nach Kräften bemüht ſind, die laufenden abzuwickeln; ein ſolcher Abſchluß mag denn wohl bei Einzelnen drückende Gefühle hervorrufen, im Allgemeinen wird aber Jeder mit erleichtertem Herzen das neue Jahr beginnen, und ſeine Feier iſt ein Feſt der Freude und Heiterkeit. Jeder Chineſe erſcheint in ſeinen beſten Kleidern, und der ärmſte Kuli, der das ganze Jahr in Lumpen und barfuß, oder mit elenden Sandalen umherläuft, ſtolzirt an dieſem Tage mit blauem, ungeflicktem Nankinrock, weißen Strümpfen und Filzſchuhen einher. Das ſtruppige Haupthaar iſt unter dem kleinen dreieckigen Meſſer des Barbiers gefallen, der Schädel erfreut ſich eines ſeltenen Glanzes und der ſorgſam mit falſchem Haar und Bändern verlängerte Zopf reicht mit ſeiner Spitze gerade bis auf den Fußboden. Alles, was nur einigermaßen Anſpruch auf Wohlhabenheit macht, erſcheint in Seide und Pelz, und oft bedecken zwei, drei koſtbare Pelze übereinander den Körper eines reichen, froſtigen Kaufmanns. Hören wir im Folgenden — wenigſtens auszugsweiſe — den Bericht eines Augenzeugen, der das Feſt in Shanghai mitmachte und, was er ſah und erfuhr, in einer Privatmittheilung bisher nur dem kleinen Leſerkreis der „Spener'ſchen Ztg.“ kundthat. Das Treiben auf den Straßen iſt bedeutend lebhafter, als ſonſt. Alles ſtrömt zu Gratulationen und zur Opferung in den Tempel. Es iſt faſt wie in Rußland am Oſterfeſte; Leute, die ſich nie geſehen haben, be-

grüßen ſich wie alte Bekannte, und jeder läuft mit einem Pakete großer rother Viſitenkarten umher, um ſie unter tiefen Bücklingen und Höflichkeitsphraſen mit den Freunden auszutauſchen. Arm und Reich, Hoch und Niedrig wünſcht ſich Glück, doch begleitet hier nicht, wie bei uns, die offene Hand die Gratulation, ſondern die Wünſche ſind uneigennützig und aufrichtig gemeint. Langes Leben, eine geſegnete Nachkommenſchaft und Reichthum, das ſind die drei Ziele, die jeder Chineſe erſtrebt und die für ihn den Inbegriff irdiſcher Glückſeligkeit bilden. Auf ſie bezieht ſich jeder Neujahrwunſch, und um ihre Erfüllung von den Göttern zu erbitten, zieht heute jeder zum Tempel, um zu beten und zu opfern. Dem Gotte des Reichthums wird jedoch die größte Aufmerkſamkeit zugewendet und überall ſieht man Andächtige mit langen Reihen nachgemachten Silbergeldes zu den Altären wallen, um es dort aufzuhängen und zu verbrennen. Dies Geld wird aus Silberpapier von den Prieſtern verfertigt und verkauft. So viel der Gläubige davon opfert, ſo viel wirkliches Silber werden ihm die Götter im nächſten Jahre beſcheeren. Die Tempel in Shanghai ſind die ſchmutzigſten Rauchhöhlen, die man in China ſehen kann, die Götzen rußig wie Schornſteinfeger, und wenn man die Räume betritt, möge man gut darauf achten, daß man ſeine Kleider nicht fleckig macht. Die Opferungen werden am Hauptaltare vorgenommen, von welchem Confu-tſe mit wilden Augen und grimmem Barte auf die Betenden herabſchaut. Eine dichte Gruppe drängt ſich um die Stätte und Einer nach dem Andern tritt vor, um das Neujahrsgeſchäft — bei den Chineſen iſt Alles, ſelbſt die Religion, Geſchäft — abzumachen; drei, vier tiefe Verbeugungen, ein, zwei Kniefälle, damit iſt die Sache fertig. Der Betreffende ſteht auf, wirft ein halbes Dutzend Caſh (Kupfermünze von $^1/_2$ Pfennig Werth) in den Opferkaſten, hängt einige Schnüre nachgemachter Silbertaels an eine Ecke des Altars und macht ſeinem Nachfolger Platz, während die kahlgeſchorenen Prieſter hinter einem Gitter neben dem Altare ihr Opium rauchen und ſchmunzelnd auf den Klang der in die irdene Büchſe fallenden Caſh horchen. In den Vorhöfen des Tempels ſieht es wie Jahrmarkt aus. Bude an Bude, Tiſch neben Tiſch iſt aufgeſchlagen, Zuckerwerk, religiöſe Opfergegenſtände, nach chineſiſchen Begriffen wohlriechende, nach unſeren dagegen übelriechende Räucherſtäbe, die ſogenannten Joßſticks, werden zu Tauſenden in allen Dimenſionen feilgeboten und gekauft, denn ohne das Verbrennen einiger Dutzend ſolcher Stäbe, die wie Lunte glimmen und nebenbei zum Anzünden von Pfeife oder Cigarre benutzt werden, iſt in China keine religiöſe Ceremonie denkbar. Vor Allem aber fällt die Maſſe der Spielbuden auf. Alle möglichen Hazardſpiele chineſiſcher und europäiſcher Erfindung ſind hier vertreten und die Maſſe der umſtehenden Spieler von jedem Alter und Geſchlecht, ſowie der gierige Eifer der Einſetzenden, zeugt von der großen Spielwuth der Chineſen, die nach ihrem Götzendienſte ſogleich erproben wollen, ob das Opfer ihnen geholfen hat. Außerdem bieten eine Menge Wahrſager ihre Dienſte an. Der Chineſe iſt das abergläubigſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden, er unternimmt nicht das Geringſte von Wichtigkeit, ohne drei bis vier Wahrſager um Rath zu fragen. Es ſollen über 2 Millionen dieſer Betrüger in China exiſtiren, die ihren dummen Landsleuten das Geld abnehmen und gewöhnlich reich dabei werden. Das Honorar iſt ſehr billig; es beträgt nur 6 Caſh oder 2 Pfennige, und darum iſt der Zuſpruch ſo groß. Phyſiognomiker ſieht man am häufigſten; nach einem Normalgeſichte, das ſich durch beſonders lange Ohren, das Zeichen von Talent, durch wohlgerundete Züge, einen großen Mund und dicke Naſe auszeichnet, werden die Züge des Fragenden beurtheilt und danach von dem zungenfertigen Gauner die Zukunft vorhergeſagt. Außerdem werden Worte ſymboliſirt, Ziegenhörner geworfen, Stückchen, oder kleine Papierrollen mit vieldeutigen Sentenzen im Bambusbecher geſchüttelt und gezogen ꝛc. — mit einem Worte, die Schlauheit beutet die Dummheit auf die gründlichſte Weiſe aus, und nach dem Zulauf der Wahrſagerbuden zu urtheilen, haben ſich am Abend die 6 Caſh der geriebenen Gauner gewiß in eben ſo viele Dollars verwandelt. Die Theehäuſer ſind gedrängt voll, an einer Unzahl von Tiſchen ſitzen Männer, Weiber und Kinder, ſchlürfen ihren heißen Thee, eſſen Erdnüſſe oder geröſtete Sonnenblumenkerne dazu und eine dichte Wolke von Tabaks- und Opiumdampf hüllt die ganze große Stube in trüben Nebel, während man vor dem endloſen Geſchnatter der redſeligen Beſucher kein Wort verſtehen kann. Plötzlich wird man durch ein Pelotonfeuer erſchreckt und hunderte von kleinen Schwärmern fliegen knatternd und ſprühend umher. Ein fröhlicher Chineſe macht den Spaß, eine Schnur dieſer kleinen Feuerwerkskörper abzubrennen, die ebenſo wenig wie die Joßſticks bei einer Feſtlichkeit fehlen dürfen und durch ihr Knallen die böſen Geiſter vertreiben ſollen, während der Geruch jener denſelben Zweck hat. Es wird behauptet, daß in China jährlich 600,000 Centner Pulver zur Fabrikation dieſer kleinen Schwärmer gebraucht werden. Das iſt ſehr wahrſcheinlich. Beim Laternenfeſt z. B. werden auch viele Millionen abgebrannt und ebenſo gehen jährlich hunderttauſende von Kiſten nach Nordamerika, um von den geräuſchliebenden Yankees

zur Feier des 4. Juli verkuallt zu werden. Unser Gewährsmann besuchte auch den Theegarten von Shanghai, einen der öffentlichen Vergnügungsplätze, die jede chinesische Stadt aufweist, wo Thee getrunken, Opium geraucht, gesungen und Theater gespielt wird, und wo Gaukler, Taschenspieler, Wahrsager und anderes Gesindel Ernte halten. Das Hauptgebäude liegt auf einer Insel, zu der verschiedene Brücken führen, die aber in verschrobenem chinesischem Geschmacke sich in unendlich rechtwinkeligem Zickzack bewegen, so daß man, um das dreißig Schritt breite Wasser zu überschreiten, mindestens 150 Schritt gehen muß. Außerdem ist das ganze Etablissement mit nachgebildeten Felspartieen überladen, von denen die Chinesen so große Freunde sind, allein mit Mühe nur entdeckt man die seyn sollende Romantik in diesen Nachbildungen der Natur. Der harmlose Spaziergänger glaubt anfänglich in Steinbrüche zu gerathen, wenn er diese Ausgeburten chinesischer Phantasie betritt, die vielleicht im Sommer durch umgebendes Grün etwas von ihrer steinernen Nacktheit verlieren mögen, im Februar aber — welcher Monat das Neujahrsfest in sich schließt — einen höchst trostlosen Anblick gewähren.

Mannigfaltiges.

In Paris wird jetzt ein ganz merkwürdiger Handelszweig mit gutem Erfolge betrieben, nämlich der Krötenhandel. Aus England hat man in Erfahrung gebracht, daß die englischen Gemüsegärtner zur Vertilgung der Schnecken und ähnlichen Gewürms Kröten in ihren Gemüsegärten hatten, und dieses nachgeahmt. Die Krötenzucht und der Krötenhandel nimmt in Paris mit jedem Tage zu, da sich das Mittel gegen jenes Ungeziefer vollkommen bewährt hat. Man führt jetzt schon von Paris aus viele Kröten, das Dutzend zu 2 Frs. 50 Cts., nach England aus, wo sie mit 6 Sh. das Dutzend bezahlt werden. Die Krötenzucht wird bald einen so großen Umfang nehmen, wie im Süden die Gartenschneckenzucht. Neben den Kröten wird man in den Gemüsegärten um Paris auch die beschuhten Hühner, damit sie nicht scharren können, einführen, wie sie längst in England zur Vertilgung der Kellerasseln u. dgl. in den Gärten benutzt werden.

In der Gefangenenanstalt des Kreisgerichts Halberstadt ereignete sich dieser Tage ein Fall ganz eigenthümlicher Art. Der Strafgefangene Kranig, welcher vorzugsweise in der Küche der Anstalt beschäftigt wird, hatte den Auftrag erhalten, für einen Schuldgefangenen, welcher auf eigene Kosten beköstigt wird, das Mittagessen auf dessen Zelle zu tragen. Auf dem Wege dorthin mochte die bessere Kost den Appetit des Kranig ganz besonders reizen, er nimmt aus dem ihm anvertrauten Napfe ein heißes Stück Fleisch und steckt es in den Mund. Die geringe Zeit, welche er, ohne Aufsehen zu erregen, zur Erledigung seines Auftrages hatte, zwang ihn vielleicht, das Fleisch, ohne es gehörig mit den Zähnen zu zermalmen, nieder zu schlucken. Dieses zu heiß und zu rasch verschluckte Stück Fleisch ist nun die Veranlassung des Todes des Kranig geworden, denn kurz nach seinem Weggange kam er wieder auf den Hof gestürzt, nach Wasser schreiend, und da ihm dieses nicht sofort gereicht wird, so läuft er selbst zum Brunnen, stürzt jedoch, daselbst kaum angekommen, todt zu Boden. Nach den ärztlichen Ermittlungen soll ein Stickfluß den Tod Kranig's so rasch herbeigeführt haben. — Eine Warnung für Leckermäuler!

Auf Tahiti hat die gesetzgebende Versammlung den Unterricht obligatorisch erklärt. Die Kosten für Bestreitung desselben werden folgendermaßen aufgebracht. Jedes Ehepaar zahlt 50 Centimes monatlich, ebenso viel Männer oder Frauen, die in geschiedener Ehe leben, oder kinderlose Wittwer oder Wittwen. Hagestolze zahlen den vierfachen Betrag; Greise, Gebrechliche, endlich Wittwen mit Kindern gar nichts.

„Deutscher Michel!" — das für uns ein wohlfeiles und gern gebrauchtes Schimpfwort geworden, womit wir unsere eigene Lässigkeit und politische Schlafsucht bezeichnen wollen — war ursprünglich ein Ehrentitel. Der Erste, der mit diesem Beinamen beehrt wurde, war J. Michael Obertraut, ein wackerer Haudegen und Generallieutenant im dänischen Heere. Den Ruf seiner Tapferkeit machte er am meisten gegen die Spanier und kaiserlichen Truppen geltend, und wenn die Geschlagenen von ihrem Schaden sprachen, thaten sie's mit den Worten: „das haben wir dem deutschen Michael zu verdanken." Wurde damals irgend etwas Kühnes, Großes, Verwegenes ausgeführt und man fragte: wer es gethan? so war die Antwort: „der deutsche Michael!"

(Antipathie gegen Tabakraucher.) Das „Amtsblatt der Wr. Ztg." macht die Erledigung mehrerer namhaften Familienstiftungen bekannt, bei denen die Clausel vorkommt: „Tabakraucher sind nach dem ausdrücklichen Willen des Stifters von jedem Bezuge ausgeschlossen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Sonntag, 1. September 1861.

Eine Vision.

Leb' wohl, du schönes München! schon deckt dich Nebelflor,
Die Morgenglocken zittern verhallend an mein Ohr.
Mein Morgen ist verschwunden, der Abend naht sich bald:
Herz! du sollst jung noch bleiben, wird auch das Haupt mir alt.

Drum will ich wieder schmücken mein Haupt mit einem Kranz
Von frischen Alpenrosen, wie einst im Jugendglanz,
Drum will ich wieder schauen von freien Felsenhöh'n
Und laut hinunter jubeln: O Welt, wie bist du schön!

Schon schwindet in der Ferne der Isar grüne Fluth
Und vor mir ragen Berge, verklärt von Purpurgluth,
O! eine stolze Kette phantastisch ausgespannt
Und schön und wild gezogen durch das Tyrolerland.

Ihr Rosse weiter, weiter — wie bin ich sehnsuchtskrank,
Nur helfen kann mir dorten vom Alpenquell der Trank;
O weiter, immer weiter — mein Aug' ist staubeswund,
Vom Frühlingsgrün der Matten wird es allein gesund.

Ha! endlich blüh'nde Wiesen und dunkler Tannenforst,
Und Adlerpaare kreisend um ihren Felsenhorst —
Schon schmückt der Wagenlenker den Hut mit frischem Strauß
Und durch die Bäume schimmert ein spruchbemaltes Haus.

Neu glänzt es durch die Zweige wie Fluth im Sonnenschein,
Des grünen See's Gestade lädt mild zum Ruhen ein —
O München, deine Schönheit sinkt weit in Nacht zurück,
Denn auf den ew'gen Alpen ruht froh und frei der Blick!

Waldfischbach.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Abul-Abbar kehrte wieder in den Hof zurück, um das Haus zu verlassen. Sein Blick fiel hier wieder auf Herrn Loiselay und dessen Frau und auf den jungen Grafen.

„Armer junger Mann," murmelte er, indem er Henri traurig ansah. „Wie liebte er Viktorine und wie wurde er wieder geliebt! . . . Sein edles Herz hat aufgehört zu . . ."

Er unterbrach sich plötzlich und neigte sich zum Grafen herab.

Er schien in gespannter Erwartung zu lauschen, denn er glaubte an dem vermeintlich Todten eine Bewegung bemerkt zu haben.

In der That hatte die Hand des jungen Mannes leise gezuckt und mit dem Griffe des Yatagans, den sie noch umschlossen hielt, auf den Steinplatten des Fußbodens ein Geräusch gemacht.

Abul-Abbar kniete sich vor dem Bewußtlosen nieder, legte hastig die Hand auf dessen Brust und gewann nach einigen Sekunden die frohe Ueberzeugung, daß das Leben des Grafen noch nicht ganz entflohen sey.

„Er lebt!" rief er vor Freude zitternd, und den Körper Henri's mit seinen kräftigen Armen aufhebend, schickte er sich an, ihn fortzutragen. Als er mit dieser theuren Last durch die Vorhalle schritt, blieb Abul-Abbar plötzlich wieder stehen. Er glaubte abermals ein leises Stöhnen vernommen zu haben.

„Lebt hier noch jemand?" rief er mit starker Stimme. „Es ist ein Freund da, der zu Hilfe kommen will."

Er horchte. Ein zweites, noch deutlicheres Seufzen drang jetzt abermals an sein Ohr. Nun nicht länger zögernd, legte Abul-Abbar den Grafen vorsichtig auf einen Diwan und suchte nach demjenigen, der hier noch lebte. Sein Suchen währte nicht lange,

denn bald ſtieß er auf einen Körper, der ſich mühſam zu erheben ſuchte, aber zu ſchwach war, um dies allein zu können. Es war ein Greis mit weißem Barte, in der Tracht eines orientaliſchen Juden.

Abul-Abbar erkannte in ihm Eſau, den Juwelenhändler. Noëmie's Vater war nicht verwundet. Der Kolbenſtoß, den er auf die Bruſt erhalten, hatte ihn nur betäubt, und nun allmälig zu ſich kommend, fiel ſein erſter Blick auf Abul-Abbar, in dem er einen rettenden Freund ſich nahen ſah.

„Mein Haus?" war die erſte Frage, die der Jude murmelte.

„Es iſt verödet und geplündert," erwiederte Abul-Abbar.

„Meine Diamanten?"

„Sind in den Händen der Druſen."

„Gott Abrahams erbarme dich meiner!" rief Eſau verzweiflungsvoll; dann ſich endlich an ſeine Tochter erinnernd, rief er auch ihren Namen.

„Noëmie lebt," ſagte der Pantherjäger, „aber die Druſen haben ſie als Gefangene mitgenommen."

Der Greis jammerte laut und zerraufte ſich den Bart. Abul-Abbar ſuchte ihn zu tröſten.

„Wir werden ſie retten," ſagte er. „Du biſt auch reich genug, um ſie loszukaufen. Für jetzt hilf mir dieſen armen jungen Mann in Dein Haus tragen, ich will dort ſeine Wunden verbinden. Bei Dir iſt dazu ein geeigneterer Platz, denn Du ſiehſt, das Feuer greift auch hier um ſich."

In der That ſchlugen die Flammen ſchon zu den Fenſtern der oberen Gemächer heraus. Noch wenige Minuten und ein längerer Aufenthalt in dem brennenden Hauſe wurde unmöglich. Abul-Abbar lud daher den noch immer bewußtloſen Grafen auf ſeine Schultern und entfloh mit dem Greiſe aus dieſer Stätte des Jammers.

3.

Man kann ſich nichts Entzückenderes denken, als den Anblick des herrlichen Thales von Beyrut mit der Anzahl von Villas und Klöſtern, die auf den weſtlichen Abhängen des Libanon umherliegen und auf die in ſteter Frühlingsfriſche ſtrahlende Ebene herabſehen. Alles ringsum iſt belaubt, jeder Fleck Erde iſt ängſtlich benützt und die verſchiedenen Gruppen von Maulbeer-, Oliven-, Palmen- und Orangenbäumen zwiſchen blühenden Cactushecken bilden einen von der Natur ſelbſt angelegten Garten, mit dem ſich kein anderer auf Erden vergleichen läßt.

Es war abends 6 Uhr am andern Tage nach den Schlächtereien in Deir-el-Kamar, als zwei Reiter auf arabiſchen Pferden mit goldgeſtickten Sätteln von rothem Sammet, die Füße in den orientaliſchen Bügeln von damascirtem Stahl, zu ihrem Vergnügen wie es ſchien, dieſe paradieſiſche Gegend durchſtreiften. Von den beiden Reitern war der eine kurz und dick, von gedrungener Geſtalt mit breiten Schultern, auf welchen ein großer, kugelrunder Kopf ſaß, der zwiſchen zwei enormen Vatermördern aus einer hellblauen Atlascravatte hervorſah und wegen der Röthe der Haare ziemliche Aehnlichkeit mit einem Feuerballen hatte.

Der Anzug des Reiters, nach engliſchem Schnitt, von engliſchem Tuch und mit engliſcher Steifheit getragen, verrieth dieſen einen Reiter auf den erſten Blick als einen Engländer, während man über den zweiten in Ungewißheit blieb, da derſelbe ſo in Burnuſſe eingewickelt war, daß man ihn für eine ambutante Pyramide halten konnte.

„Goddam, Sir William," ſagte der Dicke zu ſeinem Begleiter, nachdem ſie eine längere Strecke ſchweigend neben einander her geritten waren, „Sie könnten es getroſt wagen, einige von Ihren Burnuſſen abzulegen."

Der Vermummte ließ ein gedehntes „Oha" vernehmen und ſchüttete bedenklich mit dem Kopf. Dieſes „Oha" allein war genügend, auch dieſen zweiten Reiter als einen Sohn Albions zu kennzeichnen.

„Ich verſichere Sie, es iſt keine Gefahr mehr dabei," fügte der Erſtere hinzu.

„Glauben Sie? Sie wiſſen, Mr. Patterſon, wie ſehr ich dieſe verwünſchte Sonne fürchte," gab der Zweite zu bedenken.

„Aber ſie geht jetzt unter und hat keine ſo bedeutende Kraft mehr," ſagte der, den Sir William Mr. Patterſon genannt hatte. „Sie erſticken ja unter Ihrer Vermummung."

„O nein, mein Lieber. Uebrigens will ich lieber ein bischen erſticken als braten; ich finde erſteres weniger qualvoll. Wenn Ihnen begegnet wäre, was mir unlängſt paſſirte, Mr. Patterſon, ſo würden Sie ſich ohne Zweifel eben ſo vorſichtig zeigen wie ich."

„Nun, was iſt Ihnen denn geſchehen, Sir William? Erzähten Sie doch," bat Patterſon.

„Stellen Sie ſich vor, Mr. Patterſon, daß ich letzthin, als ich von Tripoli aus einen Spazierritt machte, nahe daran war, bei lebendigem Leibe geſchmort zu werden!" . . .

„Geſchmort?"

„Im buchſtäblichen Sinne des Wortes, ja, Mr. Patterſon, geſchmort bei lebendigem Leibe. Ich war damals noch nicht lang hier und verſtand mich noch nicht auf die klimatiſchen Eigenthümlichkeiten dieſes ſchönen Landes. Eines Morgens ſtehe ich auf, nehme, wie gewöhnlich, meinen Thee mit Sherry zu mir und ſchaue dann zum Fenſter hinaus. Die Witterung iſt herrlich: prachtvoller Sonnenſchein,

ein wahres Wetter, um zwei Stunden in Hyde-Park zuzubringen. Ich dehne mich, gähne und denke bei mir selbst, daß ein Spaziergang selbst in Ermangelung des Hyde-Park angezeigt wäre. Ich entschließe mich, Lady Harriet und ihre Tochter abzuholen, und lasse mein Pferd satteln. Sie begreifen, daß ich eine anständige Toilette machen mußte. Ich wählte eine weiße Hose, eine weiße Jacke und ein weißes Gilet, ein ächtes Gentlemankostüm, lieber Patterson, setzte meinen Panama auf und schwang mich in den Sattel. Ich war sehr hübsch so, kann ich Sie versichern, auch machten mir Lady Harriet und ihre Tochter ein sehr schmeichelndes Kompliment über meinen Anzug. Die Sonne stand am Zenith, als wir unsere Promenade machten, und die Folge davon war, daß ich bedeckt mit Blasen wieder nach Hause kam. Ich hatte einen Sonnenstich!"

„Einen Sonnenstich!" wiederholte Mr. Patterson phlegmatisch.

„Von oben bis unten, mein Lieber! Ich war gekocht, wie ein gesottener Krebs."

„Armer Sir William, ich begreife Ihre Vorsicht. Aber ich sage Ihnen, Sie riskiren nichts mehr, wenn Sie sich etwas Luft machen. Die Sonne ist schon beinahe ganz hinter den Bergen und überdies reiten wir ja jetzt im Schatten dieser Pinien."

Die beiden Reiter hatten eben ein Wäldchen erreicht, welches eine ziemliche Strecke weit sich der Straße entlang ausdehnte.

Sir William folgte nun dem Rathe seines Freundes und schlug die sechs Kapuzen seiner sechs Burnusse etwas zurück, wobei zuerst eine himmellange Nase, dann ein bartloser Mund mit eingekniffenen Lippen, und endlich der übrige Theil des Gesichtes zum Vorschein kam. Der ehrenwerthe Gentleman mochte etwas über 30 Jahre alt seyn und glich wie ein Ei dem andern einer Schnepfe. Seine nach rückwärts abgeflachte Stirne, seine runden Aeugelein, die spitzige Nase, sowie die hervorragenden Backenknochen und das nach rückwärts sich verlierende Kinn berechtigten vollkommen zu diesem Vergleiche. Seine Figur war lang und hager wie eine Hopfenstange, seine Brust schmal, die Beine dünn und die Füße breit, platt und von ächt englischer Länge.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Quellen-Priester.

Man liest in dem französischen Journal „Le Monde": „Der Herr Abbe Richard, **professeur au petit séminaire de Montlieu (Charente-Inférieure)**, hat ein geologisch-hydroskopisches Gesetz entdeckt, welches bisher selbst dem berühmten Hydroskopen Paramelle unbekannt war. Nach der Kenntniß dieses Gesetzes genügt dem Herrn Abbe Richard eine bloße äußere Besichtigung des Bodens, um auf untrügliche Weise behaupten zu können: hier ist oder ist nicht eine Quelle. Mehrere Journale haben bereits seine an's Wunderbare streifenden Entdeckungen wiedererzählt. Nicht allein gibt er den Punkt an, wo man zur Aufdeckung der Quellen graben muß, sondern auch die Tiefe und Beschaffenheit des Wassers."

Unter tausend anderen Thatsachen, die zu unserer Kenntniß gekommen, wollen wir eine mittheilen, welche der „**Nouvelliste de la Rochelle**" (23. April 1861) berichtet:

„Der gelehrte Wasserschauer war zu einem Eigenthümer gerufen worden, dessen Wohnung auf einem sehr hohen Hügel liegt. Um das Wasser für den Hausbedarf herbei zu schaffen, war man genöthigt, 800 Meter weit zu gehen. Alle Versuche, ein großer Aufwand von Kosten, um das Wasser an einer dem Hause näheren Stelle zu haben, waren bisher fruchtlos geblieben; da verkündigte Herr Richard, daß 3 Meter vom Hause, an einer Stelle, die er genau bezeichnete, die Quelle des Brunnens selbst vorüberfließe, daß sie jedoch sehr tief läge, 42—43 Meter tief. Man fand sie in einer Tiefe von 42 Metern 75 Centimetern und sehr reichlich.

Ein anderes Journal erzählt folgenden Vorfall:

„In Folge eines lebhaften Streites hatte ein Eigenthümer seinen Nachbarn die fernere Nutzung seines Brunnens, des einzigen im Dorfe, untersagt. Große Unruhe und Trostlosigkeit bei Jedermann!

„Herr Richard kommt zufällig in das Dorf: man erzählt ihm, was sich eben daselbst zugetragen. Unser Wasserschauer erforscht mit einem Blick die innern Ladungen des Bodens, und voll Freude, ein gutes Werk zu verrichten, sagt er zu diesen braven Leuten: „beunruhigt Euch nicht länger;" alsdann direkt an eine Familienmutter sich wendend, die mehr als alle Andern besorgt schien, sagte er: „Ihr vor Allen, gute Frau, tröstet Euch; 5 Schritte von Euerer Thüre und nur 4 Meter tief habt Ihr eine Quelle, zwar weniger ergiebig, als jene des Brunnens, den man Euch verweigert, aber von einer besseren Qualität."

„Die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigte sich noch am nämlichen Tage. Denn sofort machte sich das ganze Dorf an die Arbeit und ehe es Nacht ward, war die Quelle aufgefunden. Man stellt sich leicht die Glückseligkeit dieser guten Dorfbewohner vor! Der vortreffliche Priester hatte die größte Mühe zu verhindern, daß sie sich vor ihm auf die Kniee warfen. Ja, mein Herr, schrieen sie, der gute Gott hat Sie hierher geschickt!"

Digitized by Google

Der Herr Abbé Richard wird im Monat September die Rheinprovinzen mit seinem Besuche erfreuen, und ist es auch nicht der eigentliche Zweck seiner Hieherkunft, sein hydroskopisches Wissen durch Aufsuchen von Quellen zu bethätigen, so wird er dennoch diese Gelegenheit benutzen, um den Gesuchen, die man in dieser Beziehung an ihn richtet, nachzukommen, vorausgesetzt, daß dieselben sich auf eine Strecke von 10—11 Stunden im Umkreise der Städte Köln, Düsseldorf, Aachen, Verviers, Lüttich, Brüssel, Gent, Mecheln, Namur u. s. w. beschränken.

Herr Richard macht aus seiner Entdeckung keinerlei Spekulation; er verwerthet sie lediglich zu Zwecken der Humanität und christlichen Liebe; er verlangt nur die Vergütung seiner Reisekosten: 30—40 Franks, je nach den Entfernungen. Das ist nichts im Vergleich zu dem Guten, welches der Gesundheit aus der Nutzung eines gesunden Wassers erwächst. Zieht man aber die Fruchtbarkeit der Ländereien, die Bewässerung der Wiesen, die Verschönerung der Schlösser, der privatlichen und fürstlichen Domänen in Betracht, so ist das Resultat unermeßlich. Durch Quellen, von deren Existenz man keine Ahnung hat und die in Folge einer bloßen Besichtigung Herr Richard nachweisen wird, ist man im Stande, den Werth eines Eigenthums zu verdoppeln und zu verdreifachen.

Diejenigen, welche schon Wasser haben, aber 5, 10—15 Minuten und manchmal mehr entfernt von ihrer Wohnung, verlieren eine beträchtliche Zeit über den Weg zu dem entferntesten Brunnen, während sie vielleicht ganz in der Nähe ihres Hauses reichliche und bessere Quellen besitzen.

Herr **Dr.** Bücheler, Arzt zu Düsseldorf, Südstraße **№** 2, ist gern erbötig, frankirte Gesuche entgegenzunehmen und an die Adresse des Herrn Richard zu befördern.

Die Geschichte scheint denn doch etwas Spekulation zu seyn, und etwas mehr als bloß gelehrt ist sie auch wohl. Indeß wer Lust hat, kann's ja probiren. Deßhalb die Adresse.

Mannigfaltiges.

Wie schwer sich religiöses Vorurtheil und Aberglauben bei einem Volke ausrotten läßt, zeigt unter anderem ein jetzt veröffentliches Blaubuch „über die Lage und die Fortschritte in Indien". In diesem wird Folgendes berichtet: Die Coles, ein alter Volksstamm an der südwestlichen Grenze der Präsidentschaft Bengalen, glaubten hartnäckig an Hexerei und bemühten die letzte große Rebellion, wo sie von den englischen Gerichten nichts zu fürchten hatten, sofort dazu, um alle Zauberer und Hexen ihres Stammes auszurotten. Sie halten die Zauberei für ein erbliches Familienübel, und darum tödten sie nicht blos den derselben Verdächtigen, sondern seine ganze Sippschaft. Wie gesagt, gleich beim Beginn des großen Aufstandes begannen sie das Morden. Ganze Familien — so lautet der offizielle Bericht — wurden abgeschlachtet, Vater, Mutter, Kinder, und das betrachteten sie als ein gottesdienstliches Werk. Zu bemerken ist dabei nur, daß dieser Volksstamm seit 25 Jahren durch die englischen Gerichte von derlei Scheußlichkeiten abgehalten worden war. Man hoffte, der alte Aberglaube habe sich überlebt, aber siehe da, kaum ist der Zwang der Gerichte nicht mehr zu fürchten, tritt er mit aller Kraft wieder zu Tage.

Wie der „Prag. Morgenpost" geschrieben wird, hat dieser Tage im Wirthshause zu Strezmir (tab. Kreis) ein Fleischer sein Weib dem Wirthe aus dem benachbarten Orte Liebeniz um den Preis von 800 fl. ö. W. verkauft. Der Käufer erlegte sofort 100 fl. als Darangabe. Auch noch am folgenden Tage wollte keiner der Kontrahenten zurücktreten. Der saubere Handel ist bereits dem k. k. Bezirksamte zur Amtshandlung angezeigt.

Vor einiger Zeit zeigte im Kasten'schen Lokale in Hannover ein Fremder eine Vorrichtung, welche die Helligkeit der Gasflammen fast verdoppelt. Es war ein Kästchen mit eigenthümlicher Einrichtung und gefüllt mit einer Flüssigkeit, welche durch das Gas hindurch geleitet wurde, welche aber Geheimniß des Besitzers war. Jetzt wird aus London gemeldet, daß dort auf einen ähnlichen Apparat ein Patent genommen ist und die Versuche im größeren Maßstab sehr gut ausgefallen sind. Die dort angewandte Flüssigkeit ist Lohlen-Naphta.

Räthsel.

Geheimnisse vertraut mir Der und Jener an:
Er weiß, ich schweige wohl, wenn er nur schweigen kann.

Bald quält man mich, und bald sucht man mich zu entzücken;
Zu meiner Pein sucht mich dein Stolz oft auszuschmücken;
Doch lieber wird ein schönes Lied mir seyn,
Als Peru's Gold und Edelstein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Dienstag, 3. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Von seinem Anzug war nichts zu erkennen, da die Burnusse ihn bedeckten; es ließ sich aber seiner kurz vorher erwähnten Versicherung zufolge, daß Lady Harriet und ihre Tochter seiner Garderobe ihre volle Anerkennung gezollt hatten, vermuthen, daß er äußerst elegant nach englischem Sinne, d. h. so geschmacklos als möglich war. Gewiß ist, daß Sir William ein großes Wohlgefallen an sich selbst fand und sich sicher für den schönsten Mann der Welt hielt, ohne daran zu denken, daß seine Ansicht in dieser Beziehung möglicher Weise eine vollkommen isolirte seyn konnte. Unterdessen näherten sich die beiden Gentlemen allmälig der Stadt, dem alten Berytus mit seiner großen Bai, umschlossen von einem Halbkreise majestätischer, mit Schneekronen bedeckter Gebirge. Beyrut ist einer der schönsten Punkte des Orients. Der gegenüberstehende mächtige Libanon füllt mit seinen kühn emporstrebenden Massen die ganze östliche Seite des Horizontes, und die ganz eigenthümliche Gestaltung seiner hervorspringenden Massen, die ewig mit Schnee bedeckten Spitzen und die tief absteigenden unter ihnen hinziehenden Matten sind vielleicht durch kein anderes Hochgebirge Asiens übertroffen. Ein eigener unbeschreiblicher Zauber ruht dagegen auf dem Thale, das, von Berg und Fluth eingezwängt, in der konzentrirtesten Schönheit vor uns liegt. Die ganze Atmosphäre duftet paradiesisch von den Wohlgerüchen der Myrthen; Maulbeerpflanzungen ziehen sich, sorgfältig in Einfassungen gepflegt, im weiten Kreise um die Stadt, die sich über eine Reihe flacher Hügel bis in die höheren, vor den Strahlen der Sommersonne mehr geschützten frischen Abhänge der Ausläufer des Gebirges hinaufzieht.

Sir William und Mr. Patterson waren nur noch einige hundert Schritte von den ersten Häusern der Stadt entfernt, als aus derselben in der raschesten Gangart seines edlen Pferdes ein Reiter gesprengt kam, der in dem Augenblicke, als er an den beiden Engländern vorüber wollte, so scharf parirte, daß das feurige Thier mit einem Rucke stehen blieb.

„Oha!“ machte Mr. Patterson, indem er gleichfalls anhielt und dadurch seinen Freund Sir William veranlaßte, dasselbe zu thun. „Oha, Abul-Abbar! Ei guten Tag, mein Junge,“ fügte er mit seiner feinen Fistelstimme und im Tone herablassender Gönnerschaft hinzu, „Du kommst aus der Stadt, Dein Besuch galt vielleicht mir? Hast Du etwa wieder hübsche Felle für mich?“

„Nein,“ erwiederte der Pantherjäger.

„Goddam, Junge, Du vernachlässigst mich,“ zankte Mr. Patterson halb im Ernste, halb scherzend. „Weißt Du auch, daß Du schon seit zwei Monaten nichts mehr geschossen hast? Gibt es denn keine Panther mehr im Libanon?“

„Es wimmelt im Gegentheil davon.“

„Nun, so bist Du also faul geworden?“

„Nein, aber ich mache jetzt auf andere Bestien Jagd, und die Häute dieser würden Sie mir nicht abkaufen.“

„Auf andere Bestien? Was meinst Du damit?“

„Die Bestien, die ich meine,“ erwiederte Abul-Abbar, „sind zweibeinig und haben keinen Pelz, aber sie sind blutdürstiger als die Panther der Berge, es sind mit einem Worte die Drusen.“

„Oha, oha!“ machte Mr. Patterson überrascht. „Du willst auf die Drusen Jagd machen? . . . Aber was veranlaßt Dich dazu, sie zu verfolgen?“

„Wissen Sie denn nicht, was geschehen ist?“ fragte Abul-Abbar.

„Ich hörte von einigen kleinen Unordnungen, die drüben vorgefallen seyn sollen,“ erwiederte der Engländer gleichgiltig, „an denen aber ohne Zweifel nicht viel gelegen ist.“

„So haben Sie nicht gehört, daß Deir-el-Kamar in Asche liegt? . . .“

„Wirklich? . . . Nun die Stadt war ſchlecht genug gebaut, die Häuſer waren ſchon alt und im Ganzen genommen iſt es um das Neſt nicht ſchade."

„Es iſt wohl auch um die dreitauſend Maroniten nicht ſchade, die ermordet wurden?" rief der Pantherjäger entrüſtet.

„Dreitauſend Maroniten? Waren es wirklich dreitauſend? Du haſt ſie wohl ſelbſt gezählt?"

Mr. Patterſon richtete dieſe Frage mit ſo ſpöttiſcher Betonung an Abul-Abbar, daß dieſer nur mit einem Blicke tiefſter Verachtung antwortete.

„Ich ſehe mit Bedauern," fuhr der Gentleman fort, ohne auf dieſen Blick zu achten, „mit welcher Parteilichkeit man über die armen Druſen herfällt. Man beſchuldigt ſie mit gewiſſenloſer Einſeitigkeit der unerhörteſten Grauſamkeiten, ohne andrerſeits zugeſtehen zu wollen, wie ſehr ſie von den Maroniten gereizt werden. Fällt je ein Mord in dieſer Gegend vor, gleich heißt es: die Druſen haben ihn begangen; wird irgendwo geplündert, ſo waren es wieder die Druſen. Die Druſen, die Druſen und immer wieder die Druſen, und doch bin ich überzeugt, daß mehr als die Hälfte der im Libanon verübten Verbrechen auf Rechnung der Maroniten zu bringen wäre. Wenn übrigens wirklich der Djihad zum Ausbruche gekommen iſt," fügte Mr. Patterſon hinzu, „ſo wird Kurſchid Paſcha die Ordnung wieder herſtellen."

„Er?" rief Abul-Abbar mit Abſcheu. „Er wurde heute Morgen um 7 Uhr von den Metzeleien in Deir-el-Kamar in Kenntniß geſetzt, es iſt jetzt 7 Uhr abends, und noch hat er nicht das Geringſte gethan, was nur einigermaßen auf ſeine Energie ſchließen ließe. Ja, im Gegentheil, man weiß, daß er im Laufe des heutigen Tages Malun-Chatun, den Scheik, empfing, der die Schlächtereien angeordnet hatte und der ihn zu beſtimmen wußte, den Abmarſch der Truppen ſo lange zu verzögern, bis die Druſen ſich mit ihren Gefangenen in die Berge zurückgezogen haben werden."

„Kurſchid Paſcha iſt ein großer Staatsmann," entgegnete Mr. Patterſon, „er iſt ein feiner Politiker und man darf über ſeine Handlungsweiſe nicht vorſchnell aburtheilen. Ich bin überzeugt, daß er eine ſtrenge Unterſuchung einleiten und ein abſchreckendes Beiſpiel ſtatuiren wird, wenn ſich's herausſtellt, daß die Anklagen nicht wieder, wie gewöhnlich, übertrieben ſind."

„Sie glauben?"

„Ich bin es überzeugt . . . Ich hoffe, daß bei dem Vorfalle kein Engländer beſchädigt wurde?"

„So viel mir bekannt iſt, nein; und ſomit iſt auch das Uebel nur ein halb ſo großes," erwiederte der Pantherjäger mit Ironie.

„Aber noch haſt Du mir nicht geſagt, was Du eigentlich in Beyrut zu thun hatteſt," ſagte Mr. Patterſon. „Biſt Du herüber gekommen, um die Ereigniſſe der vergangenen Nacht zur Anzeige zu bringen?"

„Ja, und aber nicht nur deßhalb," entgegnete Abul-Abbar, „ſondern auch, um mir Pulver und Blei, und Salben und Leinwand zu kaufen. Ich brauche Leinwand und Salben, um die armen Chriſten zu verbinden, die zu retten ich ſo glücklich war, und Pulver und Blei brauche ich, um auf Ihre guten Freunde, die Druſen, Jagd zu machen, Mr. Patterſon. Ich muß dreißig Druſen niedergemacht haben, bevor dieſer Monat zu Ende iſt. Wenn Sie Ihre Freunde treffen, Mr. Patterſon, ſo können Sie ihnen mittheilen, was ich Ihnen da geſagt und was ich zu thun geſchworen habe. Man hat mich bis jetzt den Pantherjäger genannt, ich will, daß man mich in Zukunft den Druſenjäger nenne!"

Abul-Abbar ſchickte ſich an, mit dieſen Worten die beiden Engländer wieder zu verlaſſen, doch plötzlich beſann er ſich eines Andern und drückte ſein Pferd an Herrn Patterſon näher hinan.

„Bald hätte ich die Hauptſache vergeſſen, Mr. Patterſon," ſagte er mit boshaftem Lächeln. „Eine Nachricht, die ganz beſonders für Sie von großem Intereſſe ſeyn wird . . . Sie erwarten eine Sendung Edelſteine und Perlen, nicht wahr?"

„Ja," entgegnete Mr. Patterſon lebhaft. „Aber die Sendung ſteht unter engliſchem Schutze, der hoffentlich reſpektirt wurde."

„So reſpektirt," lachte Abul-Abbar, „daß Ihre Perlen und Diamanten ſich gegenwärtig in den Händen Ihrer guten Freunde, der Druſen, befinden."

„Meine Edelſteine, meine Perlen?" rief Mr. Patterſon wie vom Donner gerührt.

„Sind geſtohlen," verſicherte der Pantherjäger mit großer Ruhe. „Ich war Augenzeuge, wie das Haus des Juden Eſau geplündert wurde," fügte er hinzu, „und erfuhr nach der Hand durch letzteren ſelbſt, daß der größte Theil der geraubten Schätze Ihr Eigenthum war."

„Geraubt, geplündert, geſtohlen, meine Diamanten, meine Rubinen und Smaragden, meine Perlen, ein Werth von 20,000 Pfund Sterling, mein halbes Vermögen! Oha, oha!" rief und jammerte Mr. Patterſon, der trotz ſeines engliſchen Phlegma's über dieſe Mittheilung ganz außer Faſſung kam.

„Bah," lachte Abul-Abbar, „was ſind 20,000 Pfund Sterling für Sie, wenn mit dieſer Summe Ihren Freunden, den Druſen, geholfen wird? Tröſten Sie ſich, mein lieber Mr. Patterſon; wenn ich meine dreißig Druſen getödtet haben werde, bringe ich

Ihnen vielleicht wieder Pantherfelle, an denen Sie genug verdienen können, um in fünf Jahren so reich zu seyn wie vorher." Und seinem Pferde die Sporen gebend sprengte Abul-Abbar lachend davon, denn er freute sich, den egoistischen Engländer so trostlos zurücklassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

Die Schenke „Zu den United States", in der nördlichen Vorstadt von Albany im Staate New-York gelegen, war an diesem Abende zu klein, um die Menge der Gäste, welche Tische und Bänke belagerten, zu fassen. Mr. Craigle, der Eigenthümer der Wirthschaft, war ganz verklärt und schien sich zu vervielfältigen, um mit eigener Hand seine Stammgäste mit Porter und Whisky zu bedienen. Von Zeit zu Zeit zog er kleine rosa Zettel aus der Tasche und vertheilte sie an die Masse, welche sich gierig darum riß. Ein schlechter Holzschnitt, einen aufrechtstehenden und seine Vordertatzen auf eines Mannes Schultern legenden Tiger darstellend, befand sich am Kopfe dieser Ankündigungen, welche das genaue Programm der Abendvorstellung des berühmten Thierbändigers Jack Erskine veröffentlichten.

Bald übertönte der Klang einer Glocke den Lärm der Menge, die Gespräche, die Nachahmungen von Thierstimmen und grellen Pfiffe endeten in drei wüthenden, dem nationalen „hip" folgenden Hurrahs, und der Menschenknäuel wälzte sich hinaus. Die Vorstellung des Thierbändigers sollte beginnen. Zwei Trinker blieben allein im Saale der Schenke und fuhren fort, durch kleine, gekrümmte Glasröhren das gelbliche Getränk einzuschlürfen, welches auf dem Grunde ihrer Krüge perlte: den „Sherry-Cobbler", eine Nachahmung des Xeresweines, gemischt aus Rum, Orangensaft, Zucker, Zimmet und Muskat. Der ältere dieser beiden Persönlichkeiten trug einen Matrosenanzug; der Buchstabe **P** war mit rother Wolle auf dem Kragen seiner Schiffsjacke gestickt. Er nannte sich Thomas Easy und war Steuermann an Bord eines der Schiffe der Hudson-Kompagnie. Der Andere war ein junger Mann von achtzehn bis neunzehn Jahren, mit ernster, träumerischer Physiognomie. Er trug, wie sein Gefährte, die Wollmütze, die Schiffsjacke und das blaue Beinkleid der amerikanischen Seeleute. „Habt Ihr Tabak, Jasper?" fragte der Steuermann, eine Pfeife aus der Tasche ziehend. — „Da," erwiederte der junge Mann, indem er seinem Kameraden eine Rolle „Cavendish" reichte, welche dieser mit seinem Messer zu zerschneiden begann. — „Also, Freund, Ihr bereut nicht Euren tollen Streich?" — „Es ist kein toller Streich, den ich machte," sagte Jasper mit entschlossenem Tone. „Ich bin Matrose, ich werde reisen, das ist Alles, was ich wollte." — „Ah so! Euer Alter ist also ganz unbändig?" redete von Neuem der Steuermann, den Tabak anzündend. Jasper runzelte die Stirne und warf auf den Steuermann einen strengen Blick. „Wir wollen nicht von diesen Dingen reden, wenn's beliebt, Mr. Easy," sagte er mit Nachdruck. — „O, es geschieht nicht aus Neugierde, daß ich davon spreche; ich bin dafür zu sehr im Klaren über Alles, Kamerad; und der Alte ist hinlänglich im Lande bekannt." — „Was wißt Ihr?" unterbrach ihn barsch der junge Matrose. — „Ei! wahrhaftig, ich weiß, daß Eures Vaters Gehirn seit lange krank ist, und daß er sein Lebenlang seine Familie unglücklich gemacht hat. Ich weiß, daß, ehe er Euch mit seinen Anfällen von Zorn und Narrheit mißhandelte, er Euren armen Bruder Kem, einen wackeren Burschen, zur Verzweiflung brachte, ihn wie einen Diebsneger fortjagte, und daß man seitdem von diesem nie wieder etwas hörte. Ich weiß auch, daß Ihr Matrose geworden seyd, blos weil Ihr Eure Cousine Eva liebt, welche Euch Euer Onkel Kennedy nicht geben wird, so lange Euer Vater lebt." — „Das ist wahr," murmelte Jasper, den Blick senkend; „und dieser unerschütterliche Entschluß, den ich mir nicht erklären kann, ist es, der mich zur Verzweiflung gebracht hat." Ein fürchterliches Brüllen, ähnlich dem Geräusch des Meeres, wenn es Steine auf das Ufer rollt, und wahnsinnige Hurrahs machten die Wände der Schenke erzittern. „Hören Sie, meine Herren?" rief Mr. Craigle aufstehend; „Erskine geht in den Käfig des Tigers." — „Armer Mann," sagte Jasper, „er wird über kurz oder lang zerrissen werden." — „Ah! wenn Mr. Jasper da wäre, wie vergnügt würde er seyn, Euch so sprechen zu hören," fuhr der Schenkwirth fort, indem er sich den beiden Matrosen näherte. — „Wie so?" entgegnete Jasper lebhaft. — „Euer Vater hat Euch also nichts gesagt?" — „Nein . . . ich verstehe Euch nicht." — „Nun, Master Jasper hat vierhundert Dollars gewettet, daß Jack Erskine zerrissen seyn wird, ehe ein Monat vergeht; und Ihr wißt, daß er darauf hält, die Wetten, die er macht, zu gewinnen. Er versäumt keine Vorstellung und setzt sich immer auf den ersten Platz. O! er wird sich's an dem Tage, wenn er seine Dollars einsteckt, wohlschmecken lassen." Ein Frösteln des Entsetzens durchbebte den jungen Mann und er ließ den Kopf auf seine Hände sinken. „Ihr sucht Euch den Grund der Weigerung Eures Onkels zu erklären," sagte

der Steuermann mit Güte. „Dieser Mann hat es, ohne zu wissen, eben gethan. Euer Vater," fuhr Thomas Easy in dumpfem Tone fort, „Euer Vater ist voll kalter Grausamkeit." — „Schweigt, Easy!" schrie Jasper in Verzweiflung . . . „Schweigt, Ihr vergeßt, zu wem Ihr sprecht." — „Nein," erwiederte traurig der Steuermann, „nein . . . ich bin nur aufrichtiger als die Andern. Ich wiederhole es Euch, Jasper, die Narrheit Eures Vaters ist boshafter Natur, und dieses Fieber, das sein Gehirn verzehrt, ist eine Sucht nach Blut und Mord. Euer Onkel verweigert Euch nur deßhalb die Hand seiner Tochter, weil er fürchtet, daß Euer Glück Eurem Vater zu Kopfe steigen und daß der Teufel, der sich eine Kajüte in seinem Hirn eingerichtet hat, ihm irgend welchen bösen Gedanken eingeben möchte. Und jetzt, da ich frei vom Herzen weg gesprochen habe, will ich auch nicht stehen bleiben. Ihr seyd aus Liebeskummer Einer der Unsern geworden; bedauert es nicht. Seht, es ist ein Glück für Euch, daß Ihr den Entschluß gefaßt habt, das Land zu verlassen. Für die Leute im Staate New-York ist Euer Vater ein Narr, nichts als ein Narr, und man bemitleidet ihn! . . . Für Fremde und Neuankommende ist es ein gefährlicher Mann. Man fürchtet und haßt ihn . . . Denkt nicht, daß diese guten Seelen eine Ausnahme zu Euren Gunsten machen werden . . . Ihr heißt Jasper, das genügt ihnen. Ihr werdet keinem Kinde über den Kopf streicheln, ohne daß man sage, daß Ihr es, gleich einem Huronen, skalpiren wollt. Man wird bald eines Rufes müde, den man nicht verdient; Ihr seyd gut, Ihr seyd tapfer; man wird Euch bald bös und feige machen. Glaubt der Erfahrung des alten Easy, mein lieber Junge; er hat zu Euch gesprochen, wie er zu seinem Sohne gesprochen haben würde, wenn der liebe Gott ihm einen wackern Burschen wie Ihr gegeben hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bezüglich der Särge steht Japan wahrscheinlich einzig in der Welt da. Der Todte wird nämlich nicht in einem Holzsarge und in liegender Stellung, sondern sitzend, mit den Knieen bis an das Kinn gezogen, die Arme nach vorn darüber gekreuzt, in einem großen bauchigen Kruge von Steingut beerdigt und dies Gefäß in einer sehr leicht gebauten Sänfte mit Papierfenstern zu Grabe getragen. Die Geschmeidigkeit, welche erforderlich ist, um der Leiche diese sonderbare Stellung zu geben, wird durch ein eigenes Pulver erzeugt, das dem Todten in den Mund gestreut und wodurch er nach Verlauf von wenigen Minuten vollkommen weich und biegungsfähig wird. Um in den Besitz dieses Pulvers zu gelangen, machten die Europäer bis jetzt verschiedene vergebliche Versuche, da die Priester, welche es allein verkaufen, durch kein Geld bewogen werden konnten, davon abzulassen. Es wird in einem Kloster in Miaco, der Residenz des Micado oder geistlichen Kaisers von Japan, angefertigt, und scheint seine Bereitung ein streng bewahrtes Geheimniß zu seyn.

(Ein kleiner Auftrag.) „Wann reisen Sie morgen ab, Herr Graf?" — „Um sieben Uhr, Frau Kommerzienräthin; wenn Sie vielleicht in Nürnberg Etwas zu besorgen haben, ich stehe zu Diensten. In vierzehn Tagen komme ich wieder!" — „Sie sind recht gütig! Ich bin so frei und schicke Ihnen also eine Kleinigkeit, mit der Bitte um gefällige Besorgung! Nicht wahr, Sie sind so gut?"

„Eine schöne Empfehlung von der Frau Kommerzienräthin und der Herr Graf möchten halt so gut seyn und das Kanapeegestell da mitnehmen, in Nürnberg überziehen lassen und gefälligst wieder mitbringen!"

Was sind Kunststraßen? In einer Gesellschaft beklagte sich Jemand über die schlechten Straßen im Pesther Komitate und meinte, es wäre die höchste Zeit, auch dort einmal Kunststraßen anzulegen. „Wozu das?" fragte einer der Anwesenden, „sind doch alle unsere Straßen Kunststraßen, da es wahrlich eine Kunst ist, auf denselben zu fahren, ohne den Hals zu brechen."

(Der brave Sohn.) Ein Herr läßt sich Stiefel anmessen. „So, aber bis Samstag müssen's fertig seyn! Apropos, Meister, was ich Sie schon lange fragen wollte, ist denn das wahr, daß Ihr Vater Schriftsteller und Ihre Mutter Schauspielerin war?" — „Allerdings ist es so, Herr Dipselberger!" — „Ja, wie kommt es denn, daß Sie Schuhmacher wurden?" — „Aus kindlicher Pietät, denn sonst hätten meine Eltern rein barfuß laufen müssen!"

Mama, Schwester Dora hat Honig genascht. — Hast du das gesehen, mein Söhnchen? — Nein, aber Herr Leißring sagte, er wolle den Honig von ihren Lippen küssen.

Auflösung des Räthsels in № 105:
Das Ohr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Freitag, 6. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

„Oha!“ machte Sir William, indem er dem Reiter nachsah, der wie im Fluge das Weite gewann. „Ich würde 200 Pfund für sein Pferd geben! Sehen Sie nur, Mr. Patterson, wie es über Stock und Stein hinwegsetzt. Nur ein Vollblut . . .“

„Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Vollblut,“ unterbrach Mr. Patterson seinen Begleiter ganz außer sich. „Geplündert, bestohlen, ich, ein Engländer, ein Unterthan Ihrer britischen Majestät! . . . Es ist unmöglich! In wir ist die englische Flagge insultirt und das Parlament wird für mich Genugthuung fordern.“

„Die englische Flagge steckt doch nicht auf der Kiste, die Ihre Diamanten enthielt?“ bemerkte Sir William trocken. „Uebrigens wird man Ihnen Schadenersatz leisten müssen, das unterliegt keinem Zweifel.“

„Ich werde zu Kurschid Pascha gehen und Klage führen.“

„Er geht morgen mit dem Frühesten in die Berge.“

„Ich folge ihm.“

„Hm,“ murmelte Sir William, „ich hätte gute Lust, Sie zu begleiten. Wenn das, was der Mensch vorhin erzählte, nur halb wahr ist, so muß es im Libanon aufregende Szenen in Masse geben. Niedergebrannte Städte und Dörfer; in Deir-el-Kamar dreitausend Leichen allein! Oha, welcher Anblick, welch interessantes Schauspiel! . . . Topp, Mr. Patterson, wenn Sie wirklich in die Berge gehen, so begleite ich Sie!“

„Ich muß in Deir-el-Kamar jedenfalls persönlich mit Esau Rücksprache nehmen,“ entgegnete der bestohlene Engländer. „Ich werde morgen abreisen. Wenn Sie also mit wollen, so machen Sie sich bereit.“

Sir William versprach es und so erreichten Beide die Stadt, während Abul-Abbar längst in entgegengesetzter Richtung verschwunden war.

Der Pantherjäger hatte die Straße nach dem Libanon eingeschlagen und war an den ersten Vorbergen des Gebirges angelangt, als die Nacht mit jener Schnelligkeit hereinbrach, mit der sie im Orient dem Tage folgt. Mit der eintretenden Dunkelheit begannen auch die Schakale ihr nächtliches Concert. Man muß zur Nachtzeit im Orient gereist seyn, um sich eine Idee von diesem infernalischen Geheul zu machen, welches sich weit und breit gleichzeitig auf allen Punkten erhebt und von allen Seiten im tausendfachen Echo erwiedert wird. Es ist ein wahrer Höllensabbath und erst nach vielen schlaflosen Nächten wird man sich endlich daran gewöhnen, bei diesem ohrenzerreißenden Lärmen die Augen zu schließen.

Auf Abul-Abbar, den Sohn der Berge, machte diese schauerliche Musik keinen Eindruck: seine ganze Aufmerksamkeit war nur auf die Beschaffenheit der Wege gerichtet, die hier oft stundenlang mehr einer Klippenleiter als einer Felsenstraße gleichen. Man mußte die Gegend so genau kennen, mußte ein so vortreffliches Pferd haben wie er, um sich zur Nachtzeit in dieses Labyrinth von Pfaden zu wagen, die sich durch chaotisch umhergeworfene Tuffsteinstücke von kolossaler Größe winden, die an furchtbaren Abgründen vorüberführen, die sich über Felsenkanten von schwindelnder Höhe hinziehen und oft wieder in Schluchten verlieren, in deren Tiefe nie ein Strahl der Sonne dringt.

Abul-Abbar schien sich ganz seinem Pferde zu überlassen, dem er den Zaum auf den Hals legte, um es in seinen Bewegungen nicht zu hindern. Die Vorsicht, mit der das edle Thier vorwärts schritt, war bewunderungswürdig. Wie um die Glätte des Bodens oder die Haltbarkeit der einzelnen Stein-

blöcke zu prüfen, setzte es leise einen Huf nach dem andern vor, sprang sodann über höhere Stellen hinweg, ließ sich da förmlich hinabrutschen, um dort wieder hinaufzuklettern, und bewies mit einem Worte einen Instinkt, der an Verstandeskraft grenzte.

Plötzlich fuhr Abul-Abbar in die Zügel und hielt das Pferd an. Er hatte ein dumpfes Geräusch vernommen und lauschte nun, um zu erkennen, was es sey.

Ein verworrener Lärmen, ein Gemurmel wie das vieler Stimmen drang an sein Ohr. Das Geräusch wurde immer deutlicher, es kam immer näher und bald unterlag es für den Pantherjäger keinem Zweifel mehr, daß es die Druſen waren, die unter ihm vorüberzogen. Abul-Abbar sprang vom Pferde, welches den Willen seines Herrn erkennend unbeweglich stehen blieb; er selbst aber kletterte über den Abhang hinab, um der vorüberziehenden Kolonne näher zu kommen. Mit zurückgeschlagenem Burnuß, um die Hände freier bewegen zu können, seine lange Flinte schußbereit und die Schärfe seines Blickes verdoppelnd, so drang Abul-Abbar in die Tiefe hinab, bis er auf eine Felsenplatte kam, auf der sich eine mächtige, hundertjährige Ceder erhob, hinter deren umfangreichem Stamm er sich verbarg.

Der Weg, den die druſische Kolonne eingeschlagen hatte, führte hier dicht vorüber längs einem Gebirgsſtrom, dessen rauschender Fall bald von dem Stimmengewirr übertönt wurde, welches von Minute zu Minute näher kam. Es waren Angstschreie, Jammertöne und herzzerreißende Klagen, in die sich rohe Scheltworte, Flüche und Drohungen mischten, es waren mit einem Worte, wie Abul-Abbar richtig errathen hatte, die Druſen, die ihre Gefangenen mit sich in die Berge schleppten.

Bald tauchten vor Abul-Abbar weiße Gestalten auf, die aus einem Engpasse debouchirten und geisterhaft näher rückten. Der Mond drang in diesem Augenblicke durch die Wolken und übergoß mit seinem Silberlichte die ganze Gegend. Es war dem Pantherjäger somit leicht, diese Gestalten deutlich zu unterscheiden und in ihnen die in ihre weißen Burnusse gehüllte Vorhut der Druſen zu erkennen.

Nach dieser kam das Gros des Zuges, untermischt mit einem dichten, in unregelmäßigem Haufen sich mühsam fortschleppenden Knäuel von Menschen, meistens Frauen und Kinder, die unglücklichen Gefangenen, die dem entsetzlichen Schicksale der Sklaverei entgegengingen und gewaltsam von diesen Barbaren vor sich hergetrieben wurden.

Zitternd vor Wuth sah Abul-Abbar hier Szenen von Grausamkeiten, die sein Herz empörten. Dreimal legte er seine Flinte an, aber dreimal senkte er sie wieder, denn die ruhigere Ueberlegung sagte ihm, daß er mit ein paar Schüssen nichts ausrichten, sondern im Gegentheil nur alles verderben würde. So wartete er denn in stiller, ynmächtiger Wuth, bis der Zug vorüber war, dann trat er aus seinem Verstecke hervor und kletterte noch ganz bis auf die Straße hinab, um von ferne den Druſen zu folgen, als er hinter sich Tritte vernahm, die seine Aufmerksamkeit auf's neue fesselten. Es war ein Nachzügler, der einige hundert Schritte hinter seinen Kameraden zurückgeblieben war und ein armes Mädchen bei den Haaren mit sich fortschleppte, welches, ganz erschöpft, nicht mehr im Stande war, selbst nur eine Klage hervorzubringen.

Abul-Abbar wartete auf den Elenden, der sich ein Vergnügen daraus zu machen schien, sein unglückliches Opfer selbst noch in den letzten Zuckungen des Todes zu peinigen.

Der Unmensch sah den Pantherjäger vor sich, glaubte aber ohne Zweifel es mit einem der Seinigen zu thun zu haben, denn er ging sorglos seines Weges, bis Abul-Abbar ihm ganz nahe war. Mit zynischer Rohheit rief er diesem zu, er möge ihm helfen, die Christenhündin wieder beweglich zu machen.

„Bah," entgegnete Abul; „machen wir lieber ein Ende mit ihr!" Und mit geschicktem Dolche entgegengehend, wie in der Absicht, das Mädchen zu durchbohren, stieß er seine Klinge — in das Herz des Ruchlosen, der lautlos zu Boden stürzte und seine teuflische Seele aushauchte.

„Der zählt nicht!" sagte Abul-Abbar, dessen nächste Sorge nun der Wiederbelebung des jungen Mädchens galt. Allein die Unglückliche war ihren Schmerzen und den Wunden, die ihr Peiniger ihr mit seinem Dolche beigebracht hatte, um sie zum Gehen anzuspornen, erlegen; Abul-Abbar überzeugte sich, daß alle Wiederbelebungsversuche nutzlos waren. Er kehrte sich nun zu dem Druſen, nahm demselben seine Oberkleider ab und zog dieselben selbst an, um in dieser Maske von den übrigen Druſen um so sicherer für einen aus ihrer Horde gehalten zu werden.

Nachdem dies geschehen war, erstieg er die Stelle, an der er sein Pferd hatte stehen lassen. Das kluge Thier harrte hier noch immer seines Herrn, der sich sofort wieder in den Sattel schwang, um der Druſenkolonne nachzureiten.

„Ist Viktorine unter ihnen," murmelte er, „so werde ich es erfahren und sie mit Gottes Hilfe retten!"

Mit dieſem Vorſatze ſetzte er ſein Pferd in Bewegung und bald erreichte er die letzten Gruppen der unter wildem Geheul dahinziehenden Schaar.

(Fortſetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

(Fortſetzung.)

Der junge Matroſe ſchüttelte kräftig die Hand, welche der Steuermann ihm hinreichte, und ſtürzte aus der Schenke. Jasper löste das Tuch, das ſeinen Hals umgab, um freier die friſche Luft einathmen zu können; und nachdem er einige Schritte gemacht hatte, ſtützte er ſeine Stirn gegen die Umzäunung der Menagerie und ließ die Thränen, die ihn erſtickten, fließen. Die Straße war leer und ſchweigſam. Ein dumpfer Schlag, wie durch die Stange einer gewaltigen Maſchine hervorgebracht, machte die Erde unter Jasper's Füßen erbeben. Dieſer blieb unbeweglich und horchte. Ein zweiter, noch ſtärkerer Schlag als der erſte, ertönte von Neuem; allein dieſes Mal war er von einem langen Brüllen begleitet, das aus dem Innern der Menagerie kam. Jasper erzitterte und fuhr entſetzt zurück. Das Haus des Thierbändigers Jack Erskine zeichnete ſich ſchwarz auf dem geſtirnten Himmel ab. Bald folgten die Balkenſchläge und das Brüllen ſchneller aufeinander, und eine neue Erſcheinung verlieh dieſer Scene vollends einen wahrhaft phantaſtiſchen Charakter. Ein röthlicher Schein drang durch die Bretter der Menagerie. „Es iſt Feuer! Feuer!“ ſchrie Jasper, „und die Wärter bemerken es nicht! Ehe ich in der Stadt Lärm mache, muß ich ſie davon benachrichtigen.“ Und über die Umzäunung ſpringend, erkletterte er einen gegen die Mauer geſtützten Maſtbaum, welcher dazu diente, Flaggen und Wimpel zu tragen. Auf dieſe Weiſe gelangte Jasper an den Balkon des erſten Stockwerks; dort ſtieß er ein halbgeöffnetes Fenſter auf und blickte begierig in's Innere. Ein Schrei des Entſetzens erſtarb auf ſeinen Lippen und er mußte ſich mit Kraft am Fenſter feſthalten, um nicht zu fallen. Der Thierbändiger, mit einer Reitjacke und ledernen Beinkleidern angethan, ſtand vor dem Käfig eines ungeheuren Tigers. Alle andern Käfige waren durch eiſenbeſchlagene Laden feſt geſchloſſen. Jack Erskine befand ſich allein in dem großen Saale der Menagerie, welcher nur durch zwei, zu beiden Seiten der Behauſung des Tigers angebrachte Gasflammen beleuchtet war. In der rechten Hand hielt der Zähmer eine biegſame Stahlſtange, und mit der Linken faßte er den Griff eines langen Schlüſſels, welcher aus einer unter dem Fußboden des Käfigs angebrachten Oeffnung hervorſteckte. Er war unbeweglich wie eine Bronzeſtatue. „Hier . . . . hier, Weſt!“ ſagte er, den Tiger anredend, mit ſanfter, einſchmeichelnder Stimme. Die Augen des Ungeheuers funkelten wie zwei Smaragde, ſein Rückgrat krümmte ſich gleich einem Bogen, ſein ungeheurer Kopf ſtützte ſich auf die Spitzen ſeiner Vorderpfoten, die Muskeln ſeines Geſichtes zogen ſich zuſammen, und ein grauſiges Ziſchen entfuhr ſeiner Bruſt, das Antlitz des Bändigers wie Feuerhauch ſtreifend. Jack Erskine ſprach mit leiſer Stimme die Sylbe „heng“ und drehte kräftig den Schlüſſel, den er in der linken Hand hielt. Ein dumpfer Schlag ertönte unter dem Boden des Käfigs und warf eine Staubwolke empor. Der Tiger ſprang gegen die Eiſenſtäbe und ein Schreckensgebrüll grollte in ſeiner Kehle, gleich wie das Rollen des Donners über dem Lande. Der Thierbändiger ſtreckte alsdann ſein Handgelenk durch das Gitter, ließ ſeine Stahlſtange durch die Luft pfeifen und ſchlug damit vier oder fünf Mal dem Thiere in die Seiten. Dieſes eben beſchriebene Verfahren wiederholte er mehrere Male, aber immer umſonſt: der Tiger gehorchte nicht. Der Zähmer warf alsdann ſeine Stange auf den Boden, zündete an der Gasflamme eine Schwefellunte an, berührte damit ein eiſernes, auf dem Rande des Käfigs ſtehendes Gefäß und ſprang ſchnell zurück. Ein Praſſeln machte ſich bald vernehmbar, und eine glänzend rothe Lichtgarbe, dem eiſernen Behälter entſtrömend, erleuchtete den weiten Raum des Saales. Der Tiger ſtieß ein noch durchdringenderes, verzweifelteres Brüllen als das frühere aus, und ſich auf den Hinterpfoten aufrichtend, ließ er ſich von ſeiner ganzen Höhe auf den Bauch fallen und verbarg den Kopf zwiſchen den Tatzen. Indeß der Thierbändiger beſchäftigte ſich nicht mehr mit ſeinem Tiger: beim Scheine des farbigen Feuers, das er angezündet, hatte er Jasper aufrecht ſtehend am Fenſter bemerkt. Jack Erskine zog ſachte ein Piſtol aus der Taſche, und auf den jungen Matroſen anlegend, ſagte er mit Donnerſtimme: „Bei der erſten Bewegung ſeyd Ihr des Todes, Freund.“ Jasper begriff augenblicks den Ernſt ſeiner Lage. Vor ihm die Mündung eines Piſtols, hinter ihm ein Fall von dreißig Fuß Tiefe in der Dunkelheit. „Ich muß jedoch entweder hinein- oder hinausgehen, mein lieber Herr Erskine,“ ſagte er mit einer gewiſſen Sicherheit. — „So kommt nur herein; wir wollen nachher ſehen, ob Ihr hinausgehen dürft,“ fuhr der Bändiger fort, indem er eine Leiter gegen das Fenſter ſtellte. Jasper betrat entſchloſſen die erſte Stufe; er war im Grunde weit entfernt beruhigt zu ſeyn,

Digitized by Google

allein er war tapfer und hatte das Bewußtseyn einer guten Absicht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zur Geschichte der Vielmännerei.) Unter den mancherlei Sitten des Menschengeschlechts erregt gewiß keine bei uns einen so hohen Grad der Verwunderung, als diejenige der Vielmännerei, die heute noch auf der paradiesischen Insel Ceylon herrscht. In dem höchst empfehlenswerthen Werke: „Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde" (1 Bd. S. 293) lesen wir darüber Folgendes: „Wer auf Ceylon eine Kokospalme oder einen Fruchtbaum pflanzt, begeht gewissermaßen ein frommes, buddhagefälliges Werk. Bei der Geburt eines Kindes oder einem sonstigen feierlichen Anlasse werden stets einige keimfähige Kokosnüsse in die Erde gelegt, und so bilden die Kokospalmen einen höchst wichtigen Theil des Besitzstandes einer Familie. Der Vater vertheilt sie als erbliches Vermögen unter seine Kinder. Nicht nur hat jede Palme ihren Eigenthümer, sondern es gehren zuweilen sogar mehrere Familien an dem Erträgniß einer einzelnen Palme. Diese eigenthümliche Erscheinung war von höchst merkwürdigen Folgen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der einheimischen Bevölkerung. Zunehmende Armuth und die sich immer dringender herausstellende Nothwendigkeit, eine größere Zersplitterung des Eigenthums zu verhindern, brachte die Eingeborenen auf den widernatürlichen Gedanken, daß Brüder Einer Familie zusammen Eine Frau heirathen. Der Umstand, daß es auf Ceylon ein volles Zehntel mehr Männer als Frauen gibt, verschaffte dieser Sitte noch raschere Verbreitung und ließ Vielmännerei als ein erwünschtes Auskunftsmittel für den Mangel an weiblichen Geschöpfen erscheinen. Manche Frau hat 3, 4 und sogar 7 Männer. Alle Kinder, die aus einer solchen Ehe hervorgehen, haben gleiche Rechte und sind die gesetzlich anerkannten Erben der verschiedenen Väter." Selbst die englischen Behörden sehen sich veranlaßt, diese Sitte anzuerkennen und danach Recht zu sprechen.

Die einfachsten und kürzesten Heiraths-Ceremonien unter zivilisirten Völkern finden unstreitig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika statt. Das Folgende ist authentisch. Magistratsbeamter: „Mein Herr, wie heißen Sie?" Antwort: „Matthäus." Magistrat: „Wie heißen Sie, mein Fräulein?" Antwort: „Polly." Magistrat: „Polly, wollen Sie Matthäus?" Antwort: „Unbedingt, ich will." Magistrat: „Matthäus, wollen Sie Polly?" Antwort: „Das versteht sich." Magistrat: „Gut, ich erkläre Euch also als Gatte und Gattin für die Zeit Eures Lebens."

Als die höchsten Gebäude der Erde sind zu nennen:

Die höchste Aegyptische Pyramide	479	Fuß
Straßburger Münster	466	„
Stephansthurm in Wien vor der Abtragung	453	„
Schornstein der Tennant'schen chemischen Werke in Glasgow	450	„
Kuppel der Peterskirche in Rom	433	„
Michaeliskirche in Hamburg	427	„
Landshuter Thurm	422	„
Antwerpener Thurm	393	„
Paulskirche in London	361	„
Mailänder Kathedrale	357	„
Pantheon in Paris	259	„

Es liegt ein Briefkouvert aus Nordamerika vor, das charakteristisch ist für die Privatleidenschaft und für die Art, wie solche sich äußert. Rechts: Adresse und Poststempel; links drei kolorirte Bildchen: 1) Jefferson Davis (der Südpräsident) am Galgen; 2) ein Käfig, darin seine drei Hauptgenossen (wahrscheinlich der General Beauregard u. s. w.) eingesperrt sind; 3) eine herabgerissene Fahne der Südkonföderirten, darauf Knaben umhertreten. Unter allen dreien die gemeinschaftliche Unterschrift: **fate of traitors** (Verräther-Loos).

In Brüssel kam am Civilamte ein ganz eigenthümlicher Fall vor. Vater, Mutter, der Neugeborene, die beiden Zeugen, Pathe, Pathin, der Priester, welcher das Kind taufte, sein Assistent und selbst die Wartefrau, welche das Kind zur Kirche trug, alle führten denselben Familiennamen: Wielemans.

Man hat berechnet, daß seit der Einführung der Krinoline die Taschendiebstähle in Paris jährlich um 175 pCt., in New-York um 140 pCt. und in London um 190 pCt. zugenommen haben. Die weit vom Körper abstehenden Kleidungsstücke erschweren das Gefühl, die Beobachtung und erleichtern dadurch in sehr erklärlicher Weise die Taschendiebstähle.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Sonntag, 8. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

4.

In Europa wird sehr häufig Serail und Harem für synonym gehalten, beide Worte aber bedeuten verschiedene Begriffe. Serail ist so viel wie Palast, Harem bezeichnet „das Verbotene". Die Türken verstehen unter Serail alle Wohnhäuser von monumentalem Style, Harem dagegen ist der Ausdruck, der für die speziel von den Frauen bewohnten Gemächer und im weiteren Sinne auch für die Frauen selbst gebraucht wird. Harem ist der verbotene Ort, in welchen nie der Fuß eines fremden Mannes tritt, er ist das Heiligthum, in dessen Inneres zu blicken keinem profanen Auge gestattet wird. Ohne Fenster nach außen, hat der Harem in der Regel eine sehr schmale Eingangsthüre, an der Tag und Nacht ein treuer Wächter steht, der jeden Vorübergehenden auffordert, das Auge von diesem geheimnißvollen Orte abzuwenden.

In den Vorzimmern, die den von den Frauen bewohnten Gemächern vorausgehen, halten sich die Eunuchen und schwarzen Dienerinnen auf, die gleichsam eine zweite Wache bilden, immer bereit zu allarmiren, wenn irgend ein Verwegener sich unterstehen sollte, diesen verbotenen Ort zu betreten.

Nur vor zwei Klassen von Männern, außer dem Herrn, öffnen sich die Pforten eines Harems. Es sind dies die Aerzte und die Wasserträger, die bei den Reichen wie bei den Armen gezwungen sind, die Schwelle des verbotenen Ortes zu überschreiten, um ihre Funktionen zu verrichten. Kommt der Arzt oder der Wasserträger, so geht der Eunuch oder der Herr des Harems selbst voraus und fordert die Frauen auf, sich zu verschleiern. Wird die eine oder andere überrascht, bevor sie sich verschleiern konnte, so wendet sie sich mit dem Gesichte gegen die Wand und bleibt in dieser Stellung so lange unbeweglich stehen, bis sie nicht mehr gesehen werden kann. Der Arzt darf sich einer Kranken nur nähern, nachdem sie sorgfältig verhüllt ist. Er bekömmt nichts von ihr zu Gesicht, als die Zunge, um diese zu untersuchen, und den Arm, um den Puls zu fühlen. Stets ist der Eunuche oder der Herr zugegen und diese sind es, die an die Kranke die nöthigen Fragen richten, um den Arzt von deren Zustand zu unterrichten. Nur in ganz verzweifelten Fällen wird hierin eine Ausnahme gestattet. Der Koran räth nur zu einer Frau, erlaubt aber so viele zu nehmen, als man ernähren kann, wobei er jedoch die Zahl der legitimen Gattinnen auf vier beschränkt. Das Gesetz räumt übrigens letzteren so außerordentliche Vortheile ein, daß ein Muselmann, er sey denn enorm reich, sich nur selten den Luxus erlaubt, sich vier legitime Frauen auf einmal zu nehmen. Es sind also die Sklavinnen, welche die Hauptbevölkerung des Harems bilden und die der Koran der Humanität ihrer Gebieter empfiehlt.

Merkwürdig genug ist, daß die legitimen Frauen in der Regel unter sich, sowie auch mit den Sklavinnen auf sehr gutem Fuße leben.

Es gibt unter ihnen keine Eifersucht, ja eine legitime Frau würde sich gedemüthigt fühlen, wenn sie allein stünde, obwohl sie weiß, daß sie die Gunstbezeigungen ihres Gatten mit ihren Sklavinnen zu theilen hat. Letztere bilden den Hofstaat der Sultaninnen (so nennt man die legitimen Frauen) und fühlen sich glücklich, wenn diese an ihren Spielen Theil nehmen. Sie tanzen und singen ihrer Gebieterin vor, um sie zu zerstreuen, und will diese schlafen, so streiten sie sich um die Ehre, den Fächer zu nehmen und der Schlummernden in sanfter Weise Kühlung zuwehen zu dürfen. Dagegen sorgt die Setti (ein anderer Ausdruck für die legitime Gattin) dafür, daß ihre Sklavinnen reich gekleidet und wie sie selbst mit allen Bequemlichkeiten des Lebens umgeben werden. Es

gibt für keine von ihnen eine Arbeit, wenigſtens keine andere, als ſich zu putzen und Alles aufzubieten, um dem glücklichen Sterblichen zu gefallen, der ſolch einen Harem beſitzt.

Auch Malun Khatun war einer dieſer Glücklichen. Sein Serail und ſein Harem gehörten zu den großartigſten und ſchönſten in Damaskus. In der That gab es nichts Feenhafteres, als die innere Einrichtung ſeines Palaſtes. Jeder Saal hatte ſein Baſſin mit plätſcherndem Springbrunnen, ſeinen rings um die Wände laufenden Divan, ſeine Blumeneſtraden voll tropiſcher Gewächſe, die die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Einige dieſer Säle waren mit weißem Marmor gepflaſtert, andere mit kunſtvoller Moſaik, die meiſten aber hatten jene weichen Teppiche von lebhaften Farben und dichter Wolle, die zu einer europäiſchen Berühmtheit gelangt ſind und heutzutage auch in unſern Salons, wenn ſie auf Eleganz Anſpruch machen ſollen, nicht mehr fehlen dürfen.

Ein Saal beſonders war ein wahres Wunder von Pracht. In runder Form gebaut, mit hohen Bogenfenſtern verſehen, deren Wölbungen auf luftigen Doppelſäulen von Porphyr und Lapislazuli ruhten, mit ſeinen reichen Vergoldungen, ſeinem azurblauen, beſternten Plafond, ſeinen prachtvollen Vaſen und koſtbaren Baſſins aus Alabaſter und Bronce, war dieſer Saal im wahren Sinne des Wortes ein Tempel der Freude, denn hier pflegte Malun Khatun ſeine Sieſta zu halten, während hundert Frauen ihn umgaben und mit Tanz und Muſik zu erheitern ſuchten.

Zur Stunde, als wir denſelben betraten, war er leer bis auf zwei Frauen, die aber weit entfernt von der ſorgloſen Stimmung zu ſeyn ſchienen, in der ſonſt die ſchönen Bewohnerinnen eines Harems ihre Tage verleben. Die eine von beiden war nach franzöſiſcher Mode gekleidet, die andere trug ein orientaliſches Koſtüm, und es werden unſere Leſer nun wohl ſchon errathen haben, daß es Viktorine und Noëmie ſind, mit denen wir ſie wieder zuſammenführen.

Viktorine hatte rothgeweinte Augen, auf ihrer Stirne lagerten ſchwere Wolken, und eine Thräne perlte noch über ihren Wangen. Noëmie dagegen ſah düſter und träumeriſch aus, und ein unheimliches Feuer leuchtete aus ihren Augen.

„Du liebſt ihn alſo?“ murmelte die Jüdin nach einer längeren Pauſe; „Du liebteſt ihn und er liebte Dich?“

„Ja,“ erwiederte Viktorine, „er liebte mich, ich weiß es. Ich hatte errathen, was er mir nicht zu geſtehen wagte. O, meine ſchöne, reiche Zukunft! was iſt aus dir geworden! Vater und Mutter unter meinen Augen ermordet, als ſie mich vertheidigen wollten! . . . Und er? . . . Ohne Zweifel auch eine Leiche! . . .“

„Du liebſt ihn,“ wiederholte Noëmie, wie in Gedanken verloren, „Du liebteſt ihn und er liebte Dich?“

„Ja, ja, ich liebte ihn,“ rief Viktorine, „ich liebte ihn und liebe ihn noch.“

„Schweige, ſchweige!“ gebot die Jüdin in einer Aufregung, die ſie vergeblich zu bemeiſtern ſuchte. „Aber warum ſoll ich ſchweigen?“ fragte Viktorine mit ſchmerzlichem Erſtaunen. „Warum ſoll ich die Gefühle meines Herzens verhehlen? Meine Eltern billigten dieſe Liebe.“

„Aber Henri iſt todt,“ murmelte Noëmie.

„O mein Gott, ja todt . . . leider todt! . . .“

„Du ſiehſt alſo, daß es umſonſt iſt, von dieſer Liebe zu ſprechen,“ ſagte Noëmie, indem ſie ihren Kopf abwandte und ihre Augen zu Boden ſchlug, um den Blick ihrer Freundin zu vermeiden.

(Fortſetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

(Fortſetzung.)

„Was machtet Ihr da, Herr?“ fragte rauh der Thierbändiger, als Jasper auf dem Boden angelangt war. Der junge Matroſe erzählte unverholen, wie es zugegangen. „Das kann ſeyn,“ ſagte Jack Erskine, auf Jasper einen durchdringenden Blick heftend; „allein Ihr habt darum nicht weniger Dinge geſehen, welche Niemand kennen ſoll.“ — „Wenn das Wort eines Ehrenmannes Euch eine Bürgſchaft ſeyn kann, Herr, ſo ſchwöre ich Euch, niemals zu enthüllen, was ich dieſe Nacht geſehen habe.“ — „Wenn ich mich nicht irrte, wenn Ihr entſchieden tapfer ſeyd, wie ich es hoffe, wird mir Euer Wort genügen. In einigen Minuten, Kamerad, werde ich darüber im Klaren ſeyn,“ fuhr Jack Erskine fort, indem er ſich einem der verſchloſſenen Käfige näherte. Eine Wolke fuhr über Jasper's Augen, und das anmuthige Bild ſeiner Couſine Eva erſchien ihm wie im Traum. „Hier, Dolly, hier!“ rief der Bändiger, indem er die Thüre des Käfigs öffnete. Ein ſchwarzer indiſcher Panther ſprang vom Boden auf, und nachdem er Erskine umkreiſt hatte, zog er ſich zuſammen, nahm einen Anlauf und war mit einem Satz auf deſſen Schultern. „Nähert Euch, Herr,“ ſagte der Thierbändiger lachend, „und liebkoſt den guten Dolly . . . Ihr kennt das Sprichwort: Wer mich liebt, liebt meinen Hund.“ Jasper ſchritt entſchloſſen auf Erskine zu; aber bald ſtand er ſtill und ſchwankte. Der Panther ſchoß Blitze

auf ihn aus seinen rothfahlen Augäpfeln. Seine Ohren legten sich dicht an den geflachten Schädel und seine Krallen zerrten am Wammse des Bändigers. Dieser wandte sich um, und dem Panther fest in die Augen blickend, wiederholte er gebieterisch den Gurgellaut: „heng!“ Das Thier ließ schwer den Kopf auf seines Herrn Schultern fallen. „Wir erlangen ziemlich seltsame Erfolge bei unseren Thieren, das müßt Ihr zugeben . . . wenn ich das Wort, das Ihr eben vernommen, nicht ausgesprochen, würde Dolly Euch mit einem Kinnladenbiß erwürgt haben; . . . Ihr bezeugt wahrlich meinen gegenwärtigen Beschäftigungen zu viel Theilnahme, als daß ich Euere Belehrung nicht vollenden möchte, mein junger Seemann,“ setzte Erskine hinzu. „Wir haben Jeder ein eigenes System, unsere Tiger und Panther abzurichten: es ist wie der geheime Stoß der Fechtmeister. Ich meinerseits bändige sie durch Einschüchterung. Eine Stunde bevor ich die Lektion, die Ihr gesehen habt, beginne, gebe ich ihnen zu essen, wobei ich Sorge trage, das Fleisch, das ich ihnen zuwerfe, mit einem starken Betäubungsmittel, etwa Belladonna oder Daturinblättern, zu würzen. Diese Substanzen, indem sie auf das Nervensystem einwirken, bringen Angst und Sinnesverwirrung, während der ganzen Zeit, die ihr Halbschlaf dauert, bei ihnen hervor. Die Vergrößerung der Pupille ist für mich ein sicheres Zeichen ihres vollständig gebändigten Zustandes und erlaubt mir zu handeln. Dieses Wort, welches ich ausspreche, wenn sie mir nicht gehorchen, ist für sie stets von einer Einschüchterung oder Strafe gefolgt; so daß, wenn ich später öffentlich ihre Käfige betrete, ich die Sylbe nur zu sagen, die Bewegung, die sie gewöhnlich begleitet, nur zu machen brauche, um sie zittern und gehorchen zu sehen. Nieder! Dolly, nieder,“ fuhr der Thierbändiger fort und warf dabei mit einer Bewegung der Schulter den Panther auf den Boden. Dann, seine Stahlstange aufhebend, zeigte Erskine dem Thiere den armen Jasper, welcher sich gegen die Wand lehnte. Der Panther rieb sich an seinen Beinen, krümmte den Rücken wie eine schmeichelnde Katze und legte, sich plötzlich aufrichtend, beide Tatzen auf die Schultern des armen Burschen. Ein schmerzliches Stöhnen entfuhr den Lippen des Matrosen, eine fahle Blässe bedeckte seine Stirn; seine Augen umschleierten sich und er verlor das Bewußtseyn. „Er wird nichts ausplaudern,“ murmelte der Thierzähmer, indem er den Panther in den Käfig sperrte. — „Aber er ist allen Ernstes ohnmächtig,“ fuhr er fort, indem er einige Tropfen Wasser in das entfärbte Gesicht des jungen Mannes spritzte. „Der Scherz ist zu weit gegangen.“ Und damit der Kranke freier athmen könne, knöpfte Erskine flink den obern Theil seiner Jacke auf. Ein Papier fiel zu den Füßen des Thierbändigers. „Was ist das?“ sagte er, es entfaltend. „Ein Vertrag mit dem Kapitän Blood von den Hudsonsschiffen, auf den Namen . . .“ Erskine vollendete nicht, ein Schmerzensschrei entrang sich seiner Brust, er legte die Hand auf's Herz und taumelte. „Jasper, er . . . mein armer, kleiner Jasper,“ rief er schluchzend; „ah! erbärmlicher Kerl, Du hättest ihn tödten können!“ sagte er voll Verzweiflung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Weisheit auf dem Katheder.

Kaiser Julian war selten krank. Wenn er aber krank wurde, so war die Krankheit meistens tödtlich.

(In der Logik.) Mit dem Verstande wären wir jetzt. Gott sey Dank, bald fertig. Nächstes Mal kommen wir hoffentlich zur Vernunft.

So grausam war man mit dem Roscius Amerinus, daß man ihn nicht einmal in Rom begrub, so daß der Arme sich anderswo um ein Grab umsehen mußte.

Die Eigenschaften der Thiere besitze ich vollständig, in zwei Bänden von Bonnet.

Aus Krems, da wir schon davon reden, kommen die schönsten und größten Ochsen. Mir dürfen Sie das glauben, ich weiß es, denn ich bin aus Krems. Schon mein Vater war ein Kremser.

's ist doch merkwürdig, g'rad wenn mir 'was einfällt, fällt 's mir g'rad nicht ein.

Cäsar schwamm nackt, als Caske verkleidet, über die Tiber.

Schrecklich war auf dem Schlachtfelde das Gestöhne der Todten und Verwundeten.

Wenn Sie sich das merken und Acht geben, so wird's Ihnen bei diesem Autor immer aufstoßen.

Zum Glück kann der Mensch seine Sünden noch bereuen, ehe er stirbt, da die Vorsehung den Tod erst an's Ende des Lebens gesetzt hat.

(Ein neuer Erwerbszweig.) Daß schulpflichtige Kinder während der Schulzeit und der Jahre ihrer Schulpflichtigkeit zu den verschiedensten Arbeiten angehalten und zugelassen werden, daß sie zum Viehhüten, Dungleſen, Lasttragen, Kinderhüten, ja daß sie zu Dutzenden während des Sommers an öffentlichen und Privatgebäuden als Handlanger benützt und geduldet werden, ist alles schon gehört worden. Nicht

aber, daß dieſelben gleich Bildſäulen und Klappermühlen in Gärten zu Paaren aufgeſtellt und als Vogelſcheuche benützt werden. Je nach der Größe des Gartens werden nämlich nach den verſchiedenen Himmelsgegenden ſchulpflichtige Knaben im Alter von 6—13 Jahren in den Gärten von früh Morgens bis ſpät Abends aufgeſtellt, jedem derſelben eine hölzerne Raſſel in die Hand gegeben, die er jedesmal zu rühren hat, ſobald ſich ein Vogel in ſeiner Nähe zeigt. Solche lebendige Vogelſcheuchen erhalten nebſt freier Koſt täglich 6—12 kr.

Die Befreiungshalle bei Kelheim wird noch prachtvoller als die Walhalla. Der Außenbau iſt bis auf die große Freitreppe vollendet, das Belegen der unterſten großen Haupt-Rundterraſſe mit Quadern wird im Laufe der nächſten Woche ausgeführt werden, und es erübrigt dann nur noch, auf dieſelbe die vor den Pilaſtern, worauf die 18 Fuß hohen Frauengeſtalten mit den Tafeln der deutſchen Volksſtämme ſich befinden, zu ſtehen kommenden achtzehn 22 Fuß hohen Candelaber aufzuſtellen, welche aus dem unweit von Kelheim gebrochenen, glänzend weißen, reinen und wie Porphyr klingenden Marmor in meiſterlichen Verzierungen durch die Bildhauerkunſt ausgeführt ſind. Hierdurch wird die Totalität dieſes Pracht-Rieſenbaues die eigentliche, dermalen vom Auge noch vermißte, pyramidalharmoniſche Abſtufungsform erhalten. Gegenwärtig werden in den Ateliers der Bildhauer weit mehr Kunſtkräfte verwandt als früher, was darauf hinweiſen möchte, daß der von Sr. Majeſtät dem König Ludwig beſtimmte Inaugurationstag, der 18. Oktober 1863, als Semiſäkular-Feſttag der Leipziger Völkerſchlacht, unter allen Umſtänden feſtgehalten wird.

Für einen Deutſchen iſt es ein ſeltenes Schauſpiel, die Londoner Freiwilligenſchaaren ausrücken zu ſehen, welche alle durch ein deutſches Lied, durch das Rücken'ſche: „Wer will unter die Soldaten“, zu ihren Drillplätzen geleitet werden. Wirklich hat dieſes Lied nicht blos einen europäiſchen Ruf erlangt, ſondern in der kurzen Zeit eine Reiſe um die Welt ausgeführt, da nicht nur die Milizen von Neuholland auch nach dieſer Marſchweiſe ſich bewegen, ſondern auch die Schaaren der Nordamerikaner unter dieſem Geſange in's Treffen gegen die Vertheidiger des Sklaventhums ausrücken.

Wie bekannt, wird die Bienenzucht in einzelnen Theilen Hollands in einem großartigen Maßſtabe betrieben. Auf den Bienenmärkten in Nieuwe Wey und Klomb wurden nahe an 3000 Bienenſtöcke zu 3 bis 5½ fl. abgeſetzt. Die Honigernte wird in den Niederlanden über alles Erwarten ergiebig.

(Einfaches Mittel gegen Gift.) Gifte jeder Art, welche abſichtlich oder zufällig verſchluckt worden ſind, können beinahe augenblicklich unſchädlich gemacht werden durch bloſes Einnehmen von zwei Eßlöffeln voll ſüßen Oels.

Logogryph.

Mir kann Keiner ſich an Macht vergleichen,
Denn ich kann die Feinde dir verſcheuchen,
Die kein Gott dir ſonſt verſcheuchen kann.
Und doch bin ich ſchwach, gleich einem Kinde,
Fürchte mich vor jedem ſcharfen Winde;
Vor der Furcht ich nie den Sieg gewann.

Haſt du mich, ſo halte mich in Ehren!
Kann auch wenig im Beſitz dich ſtören,
Doch iſt mein Verluſt gar leicht erſetzt.
Iſt dies nicht — kannſt du ihn nicht erſetzen,
Dann erſt weißt du meinen Werth zu ſchätzen,
Wenn von Sehnſucht ſich dein Auge netzt.

Wer mich hat, der laſſe mich nicht nehmen,
Und doch muß ſich Mancher meiner ſchämen,
Der mich mit ſich in Geſellſchaft bringt.
Wer mich hat, der laſſe mich nicht ſehen!
Still zum Winkel muß er mit mir gehen,
Wo ihm nicht des Neides Ruf erklingt.

Haſt du mich, ſo kannſt du mich nicht ſehen,
Willſt du mich, kannſt du mich nicht erflehen,
Liebſt du mich, ſo ſtraf' ich dich dafür.
Folgſt du mir, ſo bin ich dir ergeben,
Suchſt du mich, kannſt du mich nicht erſtreben,
Ungezwungen nur erſcheln' ich dir.

Was ich gebe, kann kein Fürſt verſchenken,
Was ich ſage, kaum ein Dichter denken,
Nichts erſetzt dir, was ich dir geraubt.
Gerne magſt du meine Gaben ſchauen,
Selten doch willſt du mir ganz vertrauen,
Und wie oft ſchon haſt du mir vertraut.

Nimmſt du einen Buchſtab meinem Namen,
So gehöre ich ſogleich dem zahmen
Thiergeſchlecht, das ſelten einſam irrt;
Jenes bin ich, dem, was ich geweſen,
Man mein Ganzes, rückwärts nun geleſen,
Nie als Prädikat ertheilen wird.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Dienstag, 10. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thüre und eine Frau, von jener reizenden Schönheit des Orients, wie sie nur in einem Harem zu finden sind, trat langsamen Schrittes in den Saal. Diese Frau war die legitime Gemahlin Malun Khatuns, die Setti des Harems. Sie hieß Aeschuhna und erfreute sich bis jetzt eines solchen Einflusses auf den Scheik, daß ihre Macht im Harem eine unbeschränkte war.

Seit Viktorine und Noëmie die Gefangenen Malun Khatun's waren, hatte Aeschuhna sie noch keines Wortes gewürdigt. Es lag in dem Benehmen der Sultanin gegen die beiden jungen Mädchen gewissermaßen eine Art Verachtung, obwohl ganz andere Gefühle ihr Herz bewegten, wenn sie die Schönheit der Einen und die verführerische Anmuth der Andern betrachtete. Auch jetzt war es ein Blick voll Mißtrauen, mit dem die Setti die beiden Mädchen ansah, ohne daß sie von letzteren bemerkt wurde. Aeschuhna näherte sich nun rasch und erregte erst durch das Rauschen ihrer schwerseidenen Gewänder die Aufmerksamkeit Viktorinens.

Erschrocken fuhr die junge Französin auf und mit ihr zugleich auch Noëmie, als die Sultanin mit gebieterischem Tone ihnen zurief: „Kommt!"

Die zwei Mädchen schmiegten sich furchtsam an einander, Aeschuhna aber trat noch näher auf sie zu und wiederholte ihr kurzes, gemessenes „Kommt!"

„Was wollen Sie von uns?" rief Viktorine entsetzt.

„Folgt mir." lautete die Antwort der Setti.

Aber die beiden Mädchen, von den peinlichsten Befürchtungen ergriffen, rührten sich nicht von der Stelle.

„Kommt doch!" rief Aeschuhna zürnend. „Malun Khatun wird in zwei Stunden zurück seyn, dann ist es zu spät. Ihr müßt mit mir, denn er will Euch sehen."

„Wer?"

„Der Giaur!"

„Ein Christ?" riefen Viktorine und Noëmie zugleich.

„Ja."

„Aber wer ist es?"

„Der Verwundete, dessen Leben Malun Khatun schonte."

„Olivier Cast?" rief Viktorine.

„Ja, aber still!" gebot die Setti, indem sie einen scheuen Blick um sich warf, als fürchte sie belauscht zu werden.

„Er liegt an seinen Wunden darnieder," fuhr Aeschuhna mit leiser Stimme fort, „aber er ist auf dem Wege der Besserung. Er hat nach Euch verlangt. Ist es nicht Eure Pflicht, seinem Wunsche nachzukommen?"

„O, führen Sie uns zu ihm!" bat nun Viktorine, der es einen unendlichen Trost gewährte, einen Freund ihres Vaters und mehr noch als dies: den Freund und Bruder ihres Geliebten in ihrer Nähe zu wissen.

Die Sultanin ging voraus, die beiden Mädchen folgten, und alle Drei eilten durch eine Reihe von Zimmern, in deren letztem ein schwarzer, reichgekleideter Eunuch stand, der sich vor Aeschuhna tief verbeugte.

„Ali!" rief die Sultanin in gebieterischem Tone.

Der Schwarze näherte sich voll Ehrfurcht und hörte in tief gebückter Stellung auf das, was Aeschuhna leise zu ihm sagte. Dann wandte sie sich an die beiden Mädchen, die sprachlos und in banger Erwartung ihr zur Seite standen.

„Wir müssen durch den Garten," sagte sie, „in dem sich in diesem Augenblicke die Sklavinnen Malun Khatun's aufhalten. Es ist daher die größte Vorsicht nöthig; Ali wird uns durch enge, dichtbelaubte

Gänge führen, durch die wir unbemerkt gelangen können, wenn Ihr nicht irgend eine Ungeschicklichkeit begehet. Nehmt Euch also wohl in Acht, bedenkt, daß von Eurer Vorsicht sein und Euer Leben abhängt!" ...

Ohne eine Antwort der beiden Mädchen abzuwarten, gab sie dem Eunuchen ein Zeichen, den gefährlichen Gang anzutreten. Das letzte Zimmer des Herrn war durch einen schmalen Korridor mit einem reizenden Kiosk verbunden, dessen hohe Glasthüren in den Garten führten, der gerade an dieser Stelle so dicht mit Bäumen und Gebüschen besetzt war, daß durch dieses Chaos einer wild wuchernden Vegetation kein menschliches Auge bis auf die schmalen Pfade zu dringen vermochte, die mitten durch dieses Gehege führten.

Auf einem dieser schmalen sandigen Wege, auf welchen kein Tritt vernehmbar war, ging Ali als Führer der drei Frauen voraus, bis er nach einigen Minuten an die Pforten eines kleinen Seitenbaues kam, der zum Hauptgebäude des von Malun Khatum selbst bewohnten Palastes gehörte. Ali blieb vor dieser Pforte stehen, bis Aeschuhna mit den beiden Mädchen herankam, dann öffnete er dieselbe vor seiner Herrin und wartete, sich tief verneigend, auf ihre weiteren Befehle.

„Erwarte uns hier," sagte die Sclli, „und sollte unterdessen der Herr zurückkehren, so setze mich durch das verabredete Signal davon in Kenntniß."

Schweigend verbeugte sich Ali nochmals; Aeschuhna aber stieg mit ihren beiden Begleiterinnen eine schmale Wendeltreppe hinan, bis sie im ersten Stockwerke wieder an eine Thüre kam, vor der sie einen Augenblick stehen blieb, wie um den beiden Mädchen Zeit zu lassen, sich zu sammeln.

„Ihr werdet ihn verändert, ja vielleicht entstellt finden," sagte sie, „aber es darf Euch nicht erschrecken; nur der Blutverlust war ihm gefährlich, seine Wunden selbst sind fast geheilt und einige Tage Ruhe werden ihm genügen, um sich wieder zu erholen."

„Nach dem, was wir an grauenhaften Dingen in Deir-el-Kamar sahen," entgegnete Viktorine mit düsterm Muthe, „kann uns der Anblick eines Verwundeten kaum mehr entsetzen."

Nichtsdestoweniger erbebten beide Mädchen, als sie einige Augenblicke später vor dem Bette eines Mannes standen, den sie im ersten Momente kaum als ihren Freund Olivier Cast wieder erkannten.

Olivier war kreideweiß wie eine Leiche, seine Wangen waren eingefallen, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und die langen Haare hingen ihm vorwärts zu beiden Seiten des Gesichtes unter der blutbefleckten weißen Binde herab, die um seinen Kopf geschlungen war.

„O Olivier!" rief Viktorine, sich auf den Kranken stürzend, „so sehen wir uns wieder!...."

Der junge Mann ergriff Viktorinens Hände und führte sie langsam und mit sichtlicher Schwäche seines Armes an seine Lippen; dann reichte er auch der Jüdin die Hand und drückte sie leise.

„Du siehst, Christ," sagte Aeschuhna, indem sie vortrat, „daß ich Wort hielt. Du verlangtest nach ihnen und ich bringe sie Dir ... Aber Eure Unterredung muß kurz seyn, denn noch bist Du zu schwach, als daß vieles Sprechen nicht von Nachtheil wäre...."

„Sey unbesorgt," flüsterte der junge Mann, „und habe Dank, Aeschuhna, tausend Dank für Deine Güte.... Gott sey gelobt, sie sind am Leben!" fügte er mit einem Blicke nach Oben hinzu. „Ich glaubte sie nicht mehr zu sehen; aber die Vorsehung nahm Euch in ihren Schutz.... Abul-Abbar hat mich also nicht getäuscht."

„Abul-Abbar?" wiederholte Viktorine. „Haben Sie ihn denn gesehen?"

„Ja."

„Wo?... Wann?"

„In der vergangenen Nacht in den Bergen, als die Druſen uns mit sich fortschleppten."

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

(Fortsetzung.)

Erskine nahm den Kopf seines jungen Bruders zwischen seine großen Hände und bedeckte ihn mit Küssen. Aber bald öffnete ein schmerzliches Stöhnen seine Lippen und er legte schnell seine linke Hand auf's Herz. — „Was hast Du?" fragte Jasper, ihn in seinen Armen haltend. — „Ich ....? nichts .... nichts ...." sagte er, sich zum Lächeln zwingend; „eine alte Wunde, welche mich schmerzt, wenn ich eine zu heftige Gemüthsbewegung empfinde ... Ah! es ist jetzt vorbei, beruhige Dich." Und Jack zog von Neuem seinen Bruder an's Herz und drückte seine Lippen abermals auf seine Stirn. „Es thut mir so wohl, Dich zu sehen! Und nun ... wollen wir von Dir sprechen. Was machst Du in Albany?" — „Mein Vater und ich bewohnen den Staat New-York." — „Unser Vater lebt noch? ... ah! um so besser. Sprich niemals zu ihm von mir, Bruder, ich bin todt für diese Welt, siehst Du wohl. Wenn er hierher kommen wollte, halte ihn davon ab, sein Anblick würde mir zu wehe thun." — „Mein Gott!

mein Gott!" murmelte Jasper, „und die schreckliche Wette, die er gemacht hat!" — „Aber zuvor sage mir, was für ein Papier ist das, welches ich bei Dir gefunden habe, diese Matrosenanwerbung?" Und als Jasper den Kopf senkte und nicht antwortete, fuhr Erskine fort: „Nicht wahr, es ist nicht die Armuth, die Dich zu diesem Entschluß gebracht hat?" — „Nein," erwiederte Jasper schnell, „ich bin allerdings arm, allein dies ist nicht die Ursache, welche mich dazu bewegte." — „Arm, Du? . . . Du wirst reich seyn, Bruder, denn ich bin reich, ich . . ." — „Reichthum würde mir nicht das Glück geben, mein armer Kem." — „Ah! ja, ich verstehe," sagte traurig der Thierbändiger. „Nichts hat sich während meiner Abreise verändert; es ist ein Kind weniger im Hause, das ist Alles." Jasper ergriff freundlich die Hand seines Bruders. „Nein, nichts hat sich verändert . . . . und wenn Du, Bruder, Deinen Schmerzensantheil trägst, so habe auch ich den meinen." — „Ich kann also nichts für Dich thun?" — „Nein, Du wirst es begreifen. Ich liebe meine Cousine Eva, und ihr Vater will sie mir nicht geben, so lange . . ." Jasper stockte einen Augenblick und fuhr dann mit dumpferer Stimme fort: „so lange unser Vater lebt." — „Eva!" wiederholte Jack, wie mit sich selbst redend; „sie war noch ein Kind, als ich abreiste; ich erwärmte ihre kleinen Füße, wie die eines fröstelnden Vogels, in meinen Händen, und sie lächelte mich an, indem sie mit ihren hübschen, rosigen Fingern meine Haare streichelte."

Die Ankunft einer neuen Person unterbrach plötzlich diese Unterhaltung. Es war eine Art Riese, welcher drei oder vier an Haken aufgehängte Fleischstücke trug. Dieser Mensch war der Diener der Menagerie, „Fleischer", dessen Amt es war, die Thiere zu füttern. „Was wollt Ihr von mir, Pitch?" fragte der Thierbändiger. — „Herr Erskine," sagte der Mann mit linkischem Gruß, „unten ist ein Herr mit seiner Tochter; sie wollen die Menagerie sehen." — „Das können sie diesen Abend während der Vorstellung." — „Aber die junge Miß will Euch gerade nicht in die Käfige gehen sehen, und ihr Vater scheint ebenso empfindsam wie sie zu seyn." — „Es ist recht, ich werde hinunterkommen. Bittet sie, mich einen Augenblick zu erwarten." Der Fleischer verneigte sich vor seinem Herrn und stieg mit schwerem Schritte die Treppe hinab. — „Wer sind diese Leute?" fragte der Thierbändiger, indem er eine kleine, im Fußboden angebrachte Klappe öffnete. „Sieh doch, Jasper, ob Du sie nicht kennst." Der junge Matrose neigte sich über das Loch, um zu sehen. — „Sie ist es, mein guter Kem, sie selbst, Eva, mit ihrem Vater, meinem Onkel Kennedy," flüsterte Jasper. — „Ach so, also die ganze Familie hat sich heute hier Rendezvous gegeben?" sagte Erskine lächelnd. „Hilf mir schnell den Anzug wechseln; ich möchte die arme Kleine nicht erschrecken."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein konservirter siebenzigjähriger Druckfehler.) Ein hannoveranisches Blatt bringt eine Aufklärung über einen übrigens schon früher aufgeklärten Druckfehler. Manchen Lesern mag jedoch die Berichtigung unbekannt seyn; und so lassen wir sie folgen:

Gesetze und Verordnungen erben sich nach Göthe wie eine ewige Krankheit fort, aber auch Druckfehler, wenn es die sinnentstellendsten sind, erleiden dies Schicksal. So verwundert sich mancher Zeitungsleser, wenn einmal ein sinnentstellender Druckfehler unter allen Zeitungen läuft, bei Zeitungen, die von Tag zu Tag erscheinen und in der größten Eile redigirt, gesetzt, korrigirt und gedruckt werden müssen. Was wollen nun aber die Leutchen sagen, die seit 70 Jahren einen unsinnigen Druckfehler, ohne nur im Mindesten etwas Auffälliges dabei gefunden zu haben, und trotzdem, daß dieselben fast Alle eine klassische Bildung genossen, in einem Studentenlied fröhlich hingesungen haben? Wer von all' den alten Studenten hat nicht auf den Universitäten das alte Lied: **„Edite, bibite, collegiales, post multa sæcula pocula nulla"** gesungen und wer kennt nicht den darin vorkommenden Vers:

Knaster den gelben,
Den uns Apollo präparirt,
Und uns denselben rekommandirt.
Edite, bibite etc.

Höchst unbefangen ist beim neuen Abdrucke des Kommersbuches der Druckfehler fortgegangen und hat der Fuchs den Unsinn weiter gesungen, und es ist ihm nie eingefallen, daß Apollo eigentlich mit dem Tabak nichts zu thun hatte, noch haben konnte. Dies bekannte alte Jenenser Studentenlied wurde zuerst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einem Leipziger Kommersbuch abgedruckt und der Vers im Originale hieß:

Knaster den gelben,
Den uns Apolda präparirt,
Und uns denselben rekommandirt,

den der Setzer auf die oben angegebene Weise verunstaltete. — Zu den Dotationen der Universität

Jena gehören hauptsächlich die Herrschaft Remda und das Rittergut und die Stadt Apolda. In Apolda wurde zu der Zeit, trotzdem auch schon damals dort viele Strümpfe gewebt wurden, ein starker Tabaksbau betrieben und der Jenenser Student schmauchte aus kurzen irdenen Pfeifen, zu denen besondere Holzfutterale gehörten, seinen Apoldaer Knaster.

Professor Grace Peamwood theilte in einer seiner letzten Vorlesungen eine Begebenheit mit, welche sich bei Gelegenheit eines Dampfschiffbrandes auf einem der westlichen Seen Amerika's zutrug. Sie ist eine der vielen Thatsachen, welche das Heroische im gewöhnlichen Leben konstatiren: „Unter den vielen Reisenden, deren Muth und Geistesgegenwart sich erhaben über die Schrecken jener Nacht zeigten, war eine Mutter, welcher es gelang, ihre beiden Kinder vermittelst eines schwimmenden Armstuhls zu retten. Stunden lang, bis Hilfe kam, ermunterte und beruhigte sie die erschreckenen und bebenden kleinen Geschöpfe und hielt sich selbst über Wasser, indem sie ihre Kniee leicht auf das unsichere, zerbrechliche Fahrzeug legte. Die Mutter theilte uns mit, daß einmal, während sie neben dem brennenden Wrack trieb, ein Mann auf sie zuruderte, augenscheinlich erschöpft und in Verzweiflung. „Sehend, daß er im Begriff war, meinen Stuhl zu ergreifen, rief ich ihm zu: „O nehmen Sie ihn meinen armen Kindern nicht!" Er antwortete nicht, aber mein Flehen hatte seine Wirkung nicht verfehlt, denn ich sah beim Leuchten des brennenden Dampfers auf seinen krampfhaft bewegten Gesichtszügen den Kampf zwischen dem mächtigen Triebe der Selbsterhaltung und einem edleren und männlicheren Entschlusse. Es war indessen nur ein Augenblick! Mit einem tiefen Seufzer, welcher seine Resignation bezeigte, warf er seine Arme in die Höhe, warf sich rücklings und — sank."

Im Hafen von Stralsund neckte eine englische Brigg das deutsche Nationalgefühl durch Aufziehen einer dänischen Flagge, die Hafenbeamten verzogen kein Gesicht darüber, aber einige Stralsunder Seeleute ließen die Sache nicht so hingehen. In einer Nacht verschwand der Danebrog vom Maste. Der Engländer fluchte den ganzen Tag ein Goddam nach dem andern, daß ihm die Deutschen seine Flagge gestohlen, aber die Deutschen waren grundehrlich zu Werke gegangen; denn am andern Morgen wehte die Flagge wieder auf seinem Schiffe, nur war mit unauslöschlichen Farben ein großer Eselskopf hineingemalt.

(Ein Stückchen Statistik.) Europa zählt 57 Städte, welche mehr als 100,000 Einwohner haben; eine davon hat über 2 Millionen, eine über 1 Million, eine fast 1 Million, fünf haben 4—500,000, eine 3—400,000, acht über 200,000 und siebenunddreißig 1—200,000 Bewohner. Sieben von diesen Städten sind Residenzen und Seehäfen zugleich, 17 nur Residenzen und 29 Seehäfen. Von denselben kommen auf Preußen 3, Oesterreich 6, das übrige Deutschland 3, auf Frankreich 7, auf Großbritannien 12. — Nach den neuesten bekannten Zählungen hat London 2,950,000 Einwohner, Paris 1,525,535, Petersburg 494,656, Wien 476,222, Berlin 438,961, Neapel 413,920, Madrid 301,660, Lissabon 275,286, Brüssel 268,481, Amsterdam 243,755, Pesth und Ofen 186,945, Rom 180,359, Turin 179,635, Hamburg 171,698, Kopenhagen 143,531, Venedig 118,172, Dresden 117,750, München 114,734, Stockholm 101,502.

Das Pferdefleisch, als Nahrung für Menschen, wird wiederholt in „Bull. Acel., VI. p. 289" in Erinnerung gebracht und zwar diesmal von einer großen Autorität, Isidor Geoffroy St. Hilaire. Uebrigens sey das Fleisch des Esels jenem noch vorzuziehen. Merkwürdig sind zwei Thatsachen, erstens eine Beobachtung von Leblanc, daß bei einer Cholera-Epidemie in der Nähe von Montfaucon die Einwohner, die zur Zeit reichlich Pferdefleisch aßen, verschont blieben, und eine Erfahrung des Professors Baudens, daß die Cholera und der Typhus während des Krimkrieges, welche so schrecklich unter den Soldaten wütheten, ein Regiment ganz verschonten, dessen Oberst seine Leute reichlich mit Pferdefleisch nährte.

Mit einem guten Einfall haben die Gymnasiasten in Darmstadt beim jüngsten Sängerfest sich und Andern über eine Verlegenheit hinübergeholfen. Als der Festzug begann, schlossen sich die Schüler der drei obern Klassen unvermuthet an, die erste Klasse trug schwarze, die zweite rothe, die dritte gelbe Mützen. Das Publikum ward sehr heiter gestimmt und sogar der Minister v. Dalwigk, dem das Schwarz-Roth-Gold auf der Kehler Brücke den bekannten bösen Streich gespielt hatte, drückte gern beide Augen zu.

Auflösung des Logogryphs in No. 108:
Schlaf, Schaf, Falsch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Freitag, 13. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

„So waren Sie auch unter den Gefangenen, unter welchen ich mich selbst befand?“ fragte Viktorine überrascht.

„Ei, wissen Sie denn das nicht?“ entgegnete Olivier erstaunt.

„Nein.“

„Aber hat Noëmie es Ihnen nicht gesagt?“

„Noëmie?“

„Gewiß, sie weiß es, daß ich unter den Gefangenen war, daß Abul-Abbar mit mir sprach. Sie war es selbst, die ihm sagte, wo er mich in der Kolonne der Maroniten zu suchen hatte.“

„Noëmie! Wie, Du wußtest dies?“ rief Viktorine vorwurfsvoll; „und hast mir kein Wort davon gesagt!“

„Unbegreiflich,“ sagte Olivier. „Wie ist es möglich, Noëmie, daß Sie Ihre Freundin nicht davon in Kenntniß setzten?“

Noëmie blickte verwirrt zu Boden, gab aber keine Antwort.

„Erkläre Dich,“ rief Viktorine, „warum schwiegst Du, als Du mich um Olivier trauern sahst, wenn Du doch wußtest, daß er noch lebt?“

„Ich hatte darauf vergessen,“ entgegnete Noëmie stammelnd.

„Vergessen?“

„Ja, der Schrecken, die Angst, der Schmerz haben ohne Zweifel meine Sinne verwirrt. . . . Ich hatte darauf vergessen!“

„O,“ rief Viktorine, „wie mußtest Du dann gelitten haben, wenn es so weit mit Dir kommen konnte!“

„Ja,“ sagte die Jüdin, „ich habe viel gelitten, und,“ fügte sie mit dumpfer Stimme hinzu, „und leide noch.“

Olivier sah die beiden Mädchen erstaunt an.

„Abul-Abbar hat Ihnen also gesagt, daß ich noch lebe?“ fragte Viktorine.

„Ja,“ entgegnete Olivier, „er hat sich mit seltener Kühnheit in drusischer Verkleidung bis an die Spitze der Kolonne gewagt, wo er Sie in dem Gefolge Malum Khatun's sah.“

„Aber wenn er mit Ihnen zusammentraf, wenn er mit Ihnen sprechen konnte, so hätte er Sie ja auch retten können.“

„Er hat es mir angeboten.

„Warum hat er es nicht gethan?“

„Ich wollte es nicht.“

„Sie wollten sich nicht retten? . . . wollten nicht fliehen?“

„Nein. Ich konnte mich nicht entschließen, Sie beide zu verlassen. Mich in Ihrer Nähe zu wissen, war mir schon ein Trost, obwohl ich mir nicht verhehlen konnte, daß ich wohl kaum im Stande seyn würde, Ihnen viel zu nützen. Aber wer weiß, vielleicht bedient sich die Vorsehung doch meiner, um Sie zu retten. Dieser Gedanke wenigstens war es, der mich zurückhielt und mir meine Flucht als eine Feigheit erscheinen ließ, so lange ich Sie in der Gewalt der Drusen wußte.“

Viktorine ergriff die Hände des edeln jungen Mannes und drückte sie mit Wärme.

„O wie gut, wie großmüthig sind Sie!“ rief sie. „Aber kann es anders seyn? Müssen Sie nicht ein edler Mensch seyn, denn war Henri nicht Ihr Freund?“

„Ich hoffe, daß er es noch seyn wird.“

„Sie hoffen noch?“ rief Viktorine erbleichend. „In welchem Tone sagen Sie dies? . . . Wissen Sie etwas von ihm?“

„Ich weiß, daß Henri mich noch liebt und mich immer wie ein Bruder lieben wird,“ entgegnete Cast.

Viktorine preßte ihre Brust mit beiden Händen, um das heftige Pochen ihres Herzens zu unterdrücken.

„Henri,“ schluchzte sie, „Henri vereinigt mit meinem Vater und meiner armen Mutter seine Gebete für uns, und alle drei blicken vom Himmel auf uns herab und winken uns zu sich.“

„Wie! Henri wäre also todt?“ rief Olivier mit zitternder Stimme. „Todt?... Aber seit wann? Woher wissen Sie es? So hätte Abul-Abbar ihn umsonst gerettet?“

„Gerettet? Abul-Abbar hatte ihn gerettet?“ stammelte nun Viktorine, die sich kaum mehr aufrecht zu halten vermochte.

„Gewiß!“

„Aber ich sah, wie er in jener Unglücksnacht in unserm Hause in Deir-el-Kamar, als er Noëmie und mich vertheidigte, von wenigstens zwanzig Drusen umringt wurde. Er mußte einer solchen Uebermacht unterliegen.“

„Dies geschah auch; allein Abul-Abbar fand ihn, nachdem das Haus von den feigen Mördern geräumt war, noch am Leben und brachte ihn in Sicherheit. Ich sage Ihnen, er ist gerettet.“

„Gerettet!... Henri gerettet!“ wiederholte Viktorine taumelnd.

„Abul-Abbar hat es mir selbst gesagt.“

Viktorine stürzte sich auf Noëmie und erfaßte sie an den Handgelenken, die sie heftig schüttelte.

„Du wußtest dies auch?“ rief sie.

„Sie wußte es,“ entgegnete Olivier. „Abul-Abbar mußte es ihr gesagt haben, wie er es mir sagte.“

„Antworte! Rede!“ rief Viktorine. „Wußtest Du es?“

„Ja,“ murmelte die Jüdin.

„Und Du hast mir nichts davon gesagt? Hast mich an seinen Tod glauben lassen!... Du sahst meine Thränen der Verzweiflung, sahst meinen Schmerz, hörtest, wie oft ich mir selbst den Tod wünschte, und doch konntest Du schweigen?...“

„Ich hatte es vergessen.... Vergib!“ bat Noëmie. „Ich war von Sinnen.“ Viktorine ließ die Arme der Jüdin fallen und wich einen Schritt von ihr zurück, während Olivier einen noch erstaunteren Blick auf dieselbe warf.

„Aber dann lebt Henri, dann ist er also gerettet!“ rief Viktorine, indem sie wieder zu Olivier hintrat.

„Gewiß, wenn Sie keine neuere Nachricht über ihn haben.“

„Nein, nicht die geringste,“ entgegnete Viktorine. „O, mein Gott,“ fügte sie im Tone heißen Flehens hinzu, indem sie auf die Kniee sank und ihre Hände zum Himmel emporhob; „mein Gott, beschütze ihn!... Lasse ihn den Drusen entkommen, lasse ihn glücklich werden!... Lasse ihn Frankreich erreichen!...“

Noëmie stand mit zu Boden gesenktem Haupte da. Auch sie hielt ihre Hände gefaltet, auch sie schien zu beten, wenigstens bewegten sich leise ihre Lippen, während ein schmerzhafter Zug um den Mund ihrem Gesichte einen tief wehmüthigen Ausdruck verlieh.

Olivier neigte sich zu Viktorine hin.

„Ich muß Sie morgen um jeden Preis allein sprechen,“ flüsterte er ihr mit kaum vernehmbarer Stimme zu.

Viktorine sah den jungen Mann mit einem fragenden Blicke an, als ob sie sein seltsames Verlangen nicht verstanden habe.

„Kommt!“ gebot in diesem Augenblick eine Stimme.

Es war Aschuhna, die zum Aufbruch mahnte.

Olivier hielt Viktorine bei der Hand, und indem er einen Kuß auf dieselbe drückte, flüsterte er warnend: „Nehmen Sie sich vor Noëmie in Acht!... Trauen Sie ihr nicht, ich fürchte, sie verräth uns.“

Viktorine wollte sprechen, vielleicht um ihre Freundin zu vertheidigen, allein die Sclavin ergriff ihren Arm, um sie beinahe gewaltsam mit sich fortzuziehen. Noëmie folgte ihnen. Alle drei stiegen wieder die Treppe hinab, an deren untersten Stufe sie den Eunuchen fanden. Ali öffnete die Thüre und die Frauen folgten ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

(Fortsetzung.)

In fünf Minuten war der Thierbändiger unerkennbar geworden. Ein Hemd von seinem rothen Battist hatte den schweren Lederpanzer ersetzt, und Beinkleid und Jacke von schwarzem Sammt ließen seine Taille und gefällige Gestalt blicken. Strümpfe von schwarzer Seide und leichte, lackirte Schuhe mit goldenen Schnallen vervollständigten dieses, wirklich ein wenig theatralische, jedoch elegante und originelle Kostüm. „Du siehst es, Bruder,“ sagte Erskine lächelnd, „es liegt stets ein wenig Possenreißerei in unserer Art; willst Du diese gute Gelegenheit benutzen, um Dich derjenigen, die Du liebst, zu nähern?“ — „Ja,“ sagte Jasper, „ich werde meine Anwesenheit an diesem Orte mit dem Wunsche erklären, die Menagerie vor meiner Abreise zu sehen.“ — „Kein Wort von dem, was Du weißt, Bruder!“ — „Fürchte nichts.“ Allein der Thierzähmer hatte ohne das Gedächtniß, die Augen und das Herz des

Onkel Kennedy gerechnet, und der arme Bursche begriff bald, daß der Ueberzeugung des wackern Mannes gegenüber alles Läugnen vergeblich war. Jack Erskine unterrichtete mit zwei Worten seinen Onkel von dem Lauf der Begebenheiten, wie sie sich seit dem Tage, seitdem er aus dem väterlichen Hause entflohen, zugetragen hatten. — „Ja gerade so ist es,“ sagte der gute Mann, indem er kramig das Haupt schüttelte; „nachdem er seinen ältesten Sohn unglücklich gemacht, ist er auch ein Hinderniß am Glücke des armen Jasper.“ — „Aber,“ mein guter Onkel, denkt doch wohl über das nach, was Ihr thun wollt. Diese beiden Kinder lieben sich, und wenn mein Bruder abreist, wie er es doch vorgenommen, so wird meine Cousine Eva sich niemals darüber trösten. Wenn Ihr eine Mitgift verlangt, so beunruhigt Euch deßhalb nicht: ich bin da, ich, und es wäre eine schöne Gelegenheit für Jack Erskine, seine Dollars tanzen zu lassen.“ — „Ich kümmere mich nicht um Geld! Ich habe für Zwei, ich habe für Vier,“ erwiederte Kennedy kurzweg, indem er aus seiner Schildpattdose eine große Prise Makuba nahm. — „Betrachtet sie doch, wie hübsch sie sind, und weich' allerliebstes kleines Paar es gäbe!“ flüsterte der Thierbändiger, indem er seinem Onkel Jasper und Eva zeigte, welche sich auf eine der Bänke des Saales gesetzt hatten und mit Lebendigkeit plauderten.

„Ich sage nicht nein,“ äußerte der Onkel Kennedy mit einem Seufzer des Bedauerns; „ich liebe diesen braven Burschen wie mein eigenes Kind, und gerade deßhalb will ich warten. Das wäre mir eine schöne Geschichte, wenn sein Vater, der vom Teufel Besessene, ihren jungen Haushalt in irgend einem neuen Anfall umstürzen möchte.“ — „Ihr beurtheilt unseren Vater zu strenge, Onkel; er kann nicht boshaft seyn.“ — „Nein, er ist mit kaltem Blute grausam, nur um des Vergnügens willen, Uebles zu thun.“ — „Das ist unmöglich,“ rief Erskine mit Nachdruck. — „Unmöglich! Jetzt sprichst Du gerade wie Dein Bruder. Unmöglich! ah, Teufel, dies Mal werde ich mich nicht Lügen strafen lassen. Weißt Du, wie Dein Vater seine Abende zubringt?“ — „Nein, mein Onkel.“ — „Nun, er kommt hierher, und jeden Abend verläßt er diesen Saal mit wüthendem Herzen und verstörtem Gesicht. Er hat gewettet, daß Jack Erskine in einem Monat zerrissen seyn wird, und jeder Tag des Aufschubs nimmt ihm eine Aussicht auf Gewinn.“ — „O! es ist fürchterlich! es ist fürchterlich!“ rief Jack schaudernd. — „Jetzt urtheile selbst, ob ich Recht oder Unrecht habe.“ — „Aber kann denn die Wissenschaft nichts für ihn thun?“ fragte Erskine mit schmerzlichem Tone. — „Was der Teufel willst Du denn, daß man mache? Das ist nicht mehr Verrücktheit, es ist Erzentrikität, Monomanie; er könnte die Welt zusammenstürzen sehen, und er würde auf ihren Ruinen singen. Kein Gefühl vermag die Saiten seiner Seele zu rühren oder die Eisenmuskeln seines Geschickes zu bewegen.“ — „Und Ihr sagt, daß er alle Abende hierher kommt!“ sprach langsam Jack, wie von einem geheimnißvollen Gedanken erfüllt. — „Ja.“ — „Wohlan!“ fuhr er ruhig fort, „kommt diesen Abend, allein, verstellt mich wohl. Und wenn Ihr mich in den Käfig des Tigers werdet eintreten sehen, setzt Euch hinter meinen Vater: im Augenblick, wenn ich das Thier mit dieser Eisenstange schlagen werde, erschreckt nicht, besorgt Euch und sagt ihm, wer ich bin . . . Gott wird das Uebrige thun.“ — „Was willst Du machen?“ — „Ihr werdet es sehen. Nun, mein Onkel, versprecht Ihr es mir?“ — „Ja,“ sagte entschlossen Kennedy, „ich werde kommen, denn ich glaube Deinen Gedanken errathen zu haben.“ Erskine drückte die Hand seines Onkels und wendete sich gegen die beiden jungen Leute. „Pitch, gebt dem Tiger nichts zu fressen,“ sagte er zum Fleischer, welcher vor dem Käfig des Thieres einen Fleischschlägel auf die Zinken einer großen Gabel steckte. „Adieu, Bruder, ich muß jetzt allein seyn. Wir werden uns diesen Abend in der Schenke „Zu den United States“ wieder finden. Und was Euch betrifft, meine liebliche Kusine, hofft Umarme mich nochmals, Jasper, und gehe, ich werde Dir heute Abend gute Nachrichten bringen. Adieu!“ — „Jetzt,“ sagte der Thierbändiger, als er allein war, „jetzt haben wir ein Wörtchen miteinander zu reden, Meister Wehst.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einigen Wochen wurde die Einwohnerschaft des Dorfes Heiligentreuz bei Camburg Nachts zwölf Uhr durch Feuersignale allarmirt. Es brannte aber weiter Niemand als der Nachtwächter, nämlich vor Leuten, den ihm ein bisher unbekanntes Ungethüm durch Verfolgung eingejagt. Die seltsame Geschichte trug sich so zu. Der Nachtwächter hörte von Lumpen gewaltigen Tritten in der Mitte des Dorfes, die Erde erdröhnen. Er suchte die Ursache zu enträthseln und wird plötzlich in der Nähe der Dorflinde von einem riesigen Thiere mit langem nachschnaubenden Rüssel verfolgt. Der Gejagte bläst ins Horn und läßt den Feuerruf erschallen. Im Nu war die ganze Einwohnerschaft im leichtesten Nachthabit auf den Beinen und siehe da, es ergab sich, daß das

Ungethüm nichts weniger war, als ein riesiger Elephant, welcher herrenlos umherirrte. Es wurde zu allerlei Waffen gegriffen, gelärmt, geschrieen und gepfiffen und beinahe Sturm geläutet. Mittlerweile waren die Führer des Elephanten, welche im nahen Walde den Lärm gehört, herbeigeeilt und fesselten den Entflohenen. Der Reißaus des Elephanten hatte auf der Straße von Naumburg nach Camburg stattgefunden. Einige Metzgerburschen, welche dem Renz'schen Elephantentransport begegneten, hatten die Hunde auf den seltenen Fremdling gehetzt, wodurch dieser scheu und wüthend wurde. Die Führer konnten des Riesenthieres nicht mehr Herr werden und hatten bald das Nachsehen; denn Miß Baba war in dunkler Nacht querfeldein durchgegangen und kam auf ihrer Flucht in das oben bezeichnete Dorf, während die Führer ein in der Nähe liegendes Wäldchen durchsuchten. Der entsetzliche Lärm im nahen Dorfe leitete sie auf die Spur des Flüchtlings und mit dem Einfangen desselben endete der Feuerlärm, indem er sich in allgemeine Heiterkeit auflöste.

Es existirt in Paris ein Haus, welches jährlich an 150,000 Litres Punsch nach Australien und fast ebenso viel nach dem Kaukasus exportirt. Ein zweites Haus, welches Blumen, ausschließlich für Zucker- und Pastetenbäcker zum Schmücken der Kuchen ꝛc. für Namensfeste liefert, fabrizirt deren jährlich für mehr als 300,000 Franken. Wieder ein anderes Haus fabrizirt jährlich für etwa 400,000 Franken Sorbets und Gefrorenes; dieses Haus verbraucht an 500,000 Eier und hält 6 Pferde, um seine Produkte zu den Kunden zu transportiren. Ein Pariser Hauptindustriezweig ist auch die Fabrikation von Biscuits und Lebkuchen. Einer dieser Fabrikanten beschäftigt das ganze Jahr 180 Arbeiter. In seinen vierzig Oefen, in welchen jeden Tag vierzigmal gebacken wird, fabrizirt er nach dem Engrospreis für 1,600,000 Franken.

In Liverpool wurden im St. George Dock mit einer neuen Art von Schwimmapparaten gelungene Versuche gemacht. Zwei Personen, die einen Schwimmrock anhatten, sprangen ins Wasser und hielten sich darin, Cigarren rauchend und Bier trinkend, eine halbe Stunde auf. Ein dritter setzte sich auf einen kleinen Polster zur Gesellschaft und saß darauf wie auf einem Stuhle. Der Vorzug dieser von Forgie und Finn patentirten Apparate soll darin bestehen, daß sie nicht aufgeblasen zu werden brauchen. Ein Schwimmrock nimmt auf dem Leibe des Schwimmenden nicht mehr Raum ein als ein gewöhnliches Kleidungsstück.

Im Hyde-Park und namentlich im Rotten-Raw zu London bemerkt man mehrere photographische Apparate mit einem Dreifuß als Piedestal. Dieselben dienen zum Photographiren der Reiter und insbesondere der Amazonen, unter denen jetzt auch die Manie herrscht, sich „hoch zu Roß" abnehmen zu lassen. Interessant dabei ist die Art und Weise, wie der Photograph die gewöhnlich sehr störrischen Miethpferde zu bändigen weiß. Ist Alles zur Aufnahme des Bildes bereit und soll die Linse bloßgelegt werden, so fängt der neben dem Apparat stehende Gehilfe des Photographen an, eine ganz kleine silberne Glocke zu ziehen. Augenblicklich steht das Pferd verwundert still, spitzt die Ohren, richtet die Augen neugierig nach der Seite, wo geläutet wird und verläßt seinen Standpunkt nicht, bis mit der photographischen Operation der Schall des Glöckchens ein Ende nimmt.

Eine reizende photographische Spielerei ist als Pariser Novität verfandt worden. Es sind dies sogenannte Photogramms, die aus kaum einen halben Zoll langen dünnen Glascylindern bestehen, in welche wiederum je eine entsprechend kleine Photographie auf Glas eingelassen ist. Sieht man nun durch den Cylinder durch, so erblickt man ganze Gruppen von Portraits, welche von größter Schärfe und Klarheit sind und auch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Die einzelnen Photographieen stellen Garibaldi, Viktor Emanuel, Cavour und andere politische Größen der Gegenwart dar. Die Photogramms dienen als Einfassung zum Schmucke von Bracelets, Ringen, Brochen ꝛc. und sind ein überraschender Ausfluß des neuesten pikanten Pariser Geschmackes.

Ein Hauptgewinn der Schillerlotterie, ein vier Fuß breites und drei Fuß hohes prachtvolles Gemälde von Choulant, römische Ruine mit Staffage vorstellend, Geschenk des Königs Johann von Sachsen zu gedachter Lotterie, ist durch das Glück in den Besitz eines Knaben in Wiesbaden gekommen, dessen Eltern sich gegenwärtig im Nothstand befinden. Das Bild, das von den ersten Sachkennern und Künstlern auf einen Werth von mindestens 600 bis 800 fl. geschätzt wird, wird jetzt zum Besten jener armen Familie auf's Neue zur Verloosung gebracht. Die Nummer kostet dreißig Kreuzer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Sonntag, 15. September 1861.

‡ Es Herz.

I.

Es Herz bleibt all sei Lewelang
E Kind, mer sollt's nit meene;
Unn werd's em nor e bische bang,
Noh komm'em gleich die Threene.

Unn kommt em Ebbes in die Quer
— Wann's aach nor so duht scheine —
Als wann Mathee am Letschte wär,
Fangt's do gleich an ze greine.

Drum bleibt's e Kind bis an sei End,
Unn ich mahn's nit drum strofe,
Denn hat sich's nor erscht satt geflennt,
Noh bringschte's leicht zum Schlofe.

II.

Es Herz is wie e Roseschtock,
Wo hunnert Kneppcher hat;
Wann Eens dervunn verderwe ging, —
For das wär's ewig schad.

Drum guck, hascht de e Roseschtock,
En alle Dah hibsch an,
Dann weescht de, an die Kneppcher kommt
Leicht 's Ungeziwwer dran.

Unn wann mer das nit alle Dah
Ganz sauwer 'runner macht,
Noh freßt's Em vunn em Schtiehl ewegg
Die Kneppcher iwwer Nacht.

Unn's Herz — mit dem is grad e so —
Drum sahn ich: 's Herz behiet,
Sunscht is es um sei Blihe ball
Unn um dei Fräd geschieht.

III.

Es Herz is wie e Troppe Dau,
Wo Nachts vum Himmel fallt
Unn hängt am Gräsche uff der Au
An hohe Beem im Wald.

An so 'me Troppe werschd egal
Nix arig Scheenes siehn,
Wann nit e warmer Sunnestrahl
Grad extra fallt eninn.

Noh awwer glänzt unn funkelt er
In alle Farwe scheen,
Unn schleif unn fescht druff schweret mer,
Es wär e Edelschteen.

Wann so in's Menscheherz die Lieb
Mit ehrem Schtraal net fallt,
Noh is es auße wiescht und trieb
Unn innewennig kalt.

Guckt awwer erscht die Lieb eninn,
Hernoh, do werd's erscht scheen,
Unn kann der wahrlich meh werth sinn,
Wie hunnert Edelschteen.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Einige Augenblicke später befanden sich Viktorine und Noëmie wieder allein in dem Saale, in welchem wir sie trafen, als Aeschuhna sie aufsuchte, um sie zu Olivier Cast zu geleiten. Die Sultanin hatte sie wieder verlassen, ohne ein Wort mit ihnen zu sprechen. Beide Mädchen schienen ungestört ihren Gedanken nachhängen zu wollen, denn es waren bereits mehrere Viertelstunden seit ihrer Rückkunft von ihrem Besuche bei Cast vergangen, ohne daß eine die andere ansprach. Noëmie war traurig und sah mit finsterer Miene vor sich hin. Viktorine dagegen blieb nie lange auf einem und demselben Platze: sie war offenbar die Beute einer heftigen Aufregung, in die das Schwanken zwischen Furcht

und Hoffnung sie verletzte. Plötzlich trocknete die junge Französin die Thränen, die in ihren Augen glänzten, und lief auf Noëmie zu, in deren Arme sie sich stürzte.

„O, sage mir, daß Du mich liebst!“ rief sie mit einer Hast, als dränge es sie, ihrem peinlichen Mißtrauen, welches Olivier durch seine Warnungen in ihr geweckt hatte, mit einem Male ein Ende zu machen.

Noëmie schien ihre Freundin mit ihren flammenden Blicken verzehren zu wollen. „Du liebst den Grafen?“ sagte sie, indem ihre Brust keuchend sich hob. —

„Ja,“ stammelte Viktorine.

„Ihr solltet Euch heirathen?“

„Ja.“

„Und er liebt Dich? . . . Er erwidert Deine Liebe?“

„Ich glaube es, . . . o, was sage ich, . . . nein, ich glaube es nicht nur, ich bin gewiß!“ entgegnete Viktorine stolz.

Noëmie nahm hierauf ihre Hände und drückte sie heftig. „Er hat Dir, Du Glückliche, seine Liebe wohl selbst gestanden?“ murmelte sie zitternd.

„Ja,“ gab Viktorine ohne Zögern zu.

„Und da fragst Du noch, ob ich Dich liebe?“ keuchte Noëmie außer sich. Und die zärtliche Freundin gewaltsam zurückstoßend, so daß das erschrockene Mädchen auf den Divan sank, der rings um die Wand lief, rief sie laut und drohend: „Ich hasse Dich!“

In dem Augenblick, als Noëmie, hingerissen von dem leidenschaftlichen Gefühle, welches ihre Seele beherrschte, ihre heftige Eifersucht errathen ließ, überschritt Malun Khatun, der gefürchtete Scheik, in Begleitung eines großen Gefolges von Drusen die Hauptpforte seines Serails und begab sich durch eine doppelte Reihe von Sklaven, die Spalier bildeten, in seinen Lieblingssalon. Hier, umgeben von seinen Offizieren, begann er nach echt türkischer Weise zu rauchen, d. h. er rauchte mit feierlichem Ernste, indem er mit kreuzweise übereinandergeschlagenen Beinen auf seinem Divan saß, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich zu rühren, ja ohne zu denken. Es war die Stunde der Siesta, während welcher die Türken sich mit besonderer Vorliebe ihrer gewöhnlichen Trägheit überlassen, und in der sie in der Regel keine Störung dulden. Aeußerst wichtig mußte daher der Grund seyn, aus welchem der Eunuch Ali es dennoch wagte, in dieses Heiligthum zu treten, wo er schweigend bis zu seinem Herrn vorging, sich mit gekreuzten Händen bis zum Boden herab verneigte und dem strengen Gebieter dessen gelbe Pantoffeln überreichte.

Unsere Leser wissen vielleicht schon, daß in dieser Ceremonie die Bedeutung liegt, es wünsche die Sclavin eine Besprechung mit ihrem Gatten. Es ist nämlich keiner türkischen Frau gestattet, die Mandava, d. i. jenes Gemach zu betreten, in welchem ihr Mann seine Freunde empfängt. Dafür haben sie ein Mittel, ihren Mann zu sich zu rufen, wenn sie ihn zu sprechen wünschen: es besteht dies in der Ueberreichung der gelben Pantoffeln durch den Eunuchen. Auch erhob sich Malun Khatun als galanter Gatte, der seine Frau nicht warten lassen will, und begab sich in Begleitung des Eunuchen nach dem Harem. Am Eingange desselben drang eine disharmonische Musik an sein Ohr. Der Scheik legte, wie es Sitte ist, seine Pantoffeln wieder ab und trat nun ein, während der Eunuche gute Wache hielt. Je weiter Malun Khatun vordrang, desto deutlicher vernahm er die Musik, die aus Guitarre- und Flötenspiel bestand, unter welches sich Singstimmen mischten.

Endlich kam der Scheik an die Thüre des Salons, in welchem Concert gehalten wurde. Zwei Eunuchen standen an denselben und zogen unter einer tiefen Verbeugung die schweren Vorhänge vor dem strengen Gebieter zurück, der nun die Schwelle überschritt. Ein reizendes, fröhlich belebtes Bild bot sich seinem Auge. Drei Gruppen reichgekleideter Frauen waren auf drei verschiedene Punkte des Saales vertheilt. Nicht leicht läßt sich bei der üppigsten Phantasie etwas Verführerischeres denken, als diese herrlichen Gestalten in ihren verschiedenartigen Stellungen, die Einen liegend, die Anderen sitzend, fast Alle rauchend und ihren rosigen Lippen weiße Wölkchen entsendend, die sie ihrem Narghile entlockten. Im Mittelpunkte der einen Gruppe ruhte auf weichen Polstern Aeschuhna, die Erste im Harem Malun Khatun's. An ihre Polster sich anreihend waren jene, auf welchen der Scheik Platz zu nehmen pflegte, wenn er unter seinen Frauen erschien. Aeschuhna wartete hier auf ihren Gebieter, während zwei prachtvolle Negerinnen hinter ihr standen, um ihr mit Fächern von Pfauenfedern Kühlung zuzuwehen. Rechts vom Mittelpunkte, den der Platz des Scheik bezeichnete, lagerte ein Dutzend anderer Frauen, die nicht minder schön, nicht minder reich von der Natur mit körperlichen Reizen ausgestattet, und obwohl weniger wie die anderen gekleidet, das Orchester bildeten. Die dritte Gruppe endlich bestand nur aus drei Frauen, welche die Aufgabe zu haben schienen, Aeschuhna durch ihren Tanz zu unterhalten.

Wenn wir das Wort Tanz gebrauchen, so dürfen sich die Leser nicht jene leichten, graziösen, schwungvollen Bewegungen denken, die der Europäer in seinen Theatern beim Ballette sucht, denn im Orient

iſt das Tanzen etwas ganz Verſchiedenes von dem, was man im Occidente darunter verſteht. Bei uns ſind es die Beine, die der Tanz am meiſten in Anſpruch nimmt; im Orient haben dieſe faſt nichts dabei zu thun. Ein lahmer Invalide könnte im Nothfall noch immer bei den Türken eine ganz angenehme Tänzerin machen. Was beim Tanzen im Orient beſchäftigt iſt, ſind die Hüften und nur die Hüften. Die Füße bleiben unbeweglich, die Beine rühren ſich kaum, nur die Büſte macht leichte Biegungen, bei welchen die Hüften mitgehen. Seltſame Mode, die nun einmal adoptirt iſt und an welche die Türken ſo gewöhnt ſind, daß ſie vielleicht unſere Walzer und Polkas häßlich fänden.

(Fortſetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

(Schluß.)

Der Onkel Kennedy hielt Wort und befand ſich an dieſem Abende dicht beim alten Jasper. Eine neugierige und lärmende Menge drängte ſich vor den Behältern und Bänken des Saales. Die Thiere gingen unruhig in ihren Käfigen auf und ab; zuweilen hielten ſie in ihrem ſchwerfälligen, einförmigen Schritt inne, um die Menſchenmenge zu betrachten und ein Brüllen der Ungeduld auszuſtoßen. Ein leichtes Geräuſch und Schwanken in der Zuſchauermaſſe verkündeten bald, daß Jack Erskine in den erſten Käfig, den des Löwen, eintrat. Der Thierbändiger trug das nämliche Koſtüm, welches er gewählt hatte, um ſeinen Onkel zu empfangen; nur hatte er ſich ſeiner Jacke entledigt und die Hemdärmel bis zu den Schultern aufgeſchlagen. Sein Antlitz war leidenblaß. Kein beſonderer Vorfall bezeichnete den erſten Theil der Vorſtellung, als aber Jack in dem Käfig des Tigers erſchien, durchlief ein Schauer des Entſetzens die Menge. — „Kommt, kommt, Kennedy!“ ſchrie der alte Jasper, indem er die Maſſe theilte, um ſich in die vorderſte Reihe zu ſetzen. Jack hielt mit der rechten Hand ſeine Stange und in der Linken ein Stück blutiges Fleiſch. Es war das erſte Mal, daß er ſo verfuhr. Als die Eichenfüllung der Thür ſich hinter ihm ſchloß, richteten ſich Jack's Augen ſogleich auf das Publikum und ein nervöſes Beben verzog ſeine Züge. — „O!“ murmelte der alte Jasper ſchadenfroh, „wie bleich er iſt! er hat Furcht! Heute wird es geſchehen.“ Als der Tiger ſeinen Bändiger bemerkte, richtete er ſich gegen das Gitter empor und ſtieß ein wüthendes Brüllen aus. „Hier Webſt . . . hier!“ ſagte Erskine, indem er das Stück Fleiſch in die Höhe hob, das er in der Hand hielt. Der Tiger ließ ſich mit dumpfem Grollen auf ſeine Tatzen niederfallen; aber bald öffnete, beim Geruch des Blutes, eine Art Sparre ſeinen weiten Rachen und er ſtellte ſich von Neuem auf, indem er ſeine beiden großen Pfoten auf die Schultern ſeines Herrn legte. Erskine näherte das Fleiſch den Lippen des Ungeheuers. Die Augen des Tigers ſprühten fahle Blitze und ſeine runzelige Zunge begann mit wilder Freude das Blut und die ſich loslöſenden Fleiſchtheile zu lecken. Alsdann riß Erskine mit Kraft das Stück Fleiſch aus den Kinnladen des Tigers, verſetzte ihm einen Schlag damit und ſtieß ihn zuletzt an das Ende des Käfigs. Der Saal erdröhnte von wahnſinnigen Hurrahs. Ein wüthendes Brüllen erſcholl wie ein Donnerſchlag im Käfig, und ſich zuſammenraffend, verſuchte der Tiger auf den Mann zu ſtürzen. Allein ein Lichtblitz zuckte durch den Raum und die Stange des Thierbändigers ſchlug gewichtig das geringelte Kleid des Ungeheuers. — „Sechshundert Dollars, wenn Ihr wollt!“ rief der alte Jasper athemlos. — „Topp! Zugeſchlagen, Herr Jasper,“ ſagte Adam, über die Bänke ſteigend. „Erskine iſt ſeiner Sache gewiß.“ — „Und ich, ich ſage Euch, daß der Tiger Blut geſchmeckt hat . . . Hurrah, Tiger, Hurrah!“ ſchrie der Beſeſſene und ſchwenkte den Hut, um den Tiger zu reizen. — „Unglücklicher! es iſt Dein Sohn Ken,“ rief der Onkel Kennedy, indem er ihm den Arm drückte, als ob er ihn zerbrechen wollte. — „Mein Sohn! mein Sohn!“ wiederholte Jasper mit erſtickter Stimme, und ehe Kennedy Zeit fand, ihn aufzuhalten, ſtürzte er ſich über die Barriere, welche ihn von dem Käfig trennte. — „Heda, halt, alter Schelm!“ ſchrie der Steuermann Caſy, ihn am Kragen packend. Ein durchdringender Schrei entfuhr der Bruſt des alten Jasper, und er fiel mit dem Geſichte zur Erde. Jack Erskine verließ den Tigerkäfig, drängte ſich durch die Menge und trug ſeinen Vater auf den Armen bis zur Schenke „Zu den United States“. Onkel Kennedy folgte ihm dorthin mit einem Arzte, welcher der Vorſtellung mit beigewohnt hatte. — „Die Erſchütterung war ſtark,“ ſagte der Doktor, „allein das Leben iſt gerettet . . . ich ſtehe dafür . . . Und wer weiß?“ ſetzte er mit Kopfſchütteln hinzu, „vielleicht führt dieſer Stoß eine heilſame Reaktion in ſeinem geiſtigen Zuſtande herbei.“ — „Was iſt denn vorgefallen, mein Gott!“ rief Jasper, als er das Zimmer betrat, in welches man den Kranken gebracht hatte. — „Ich will es Dir ſagen,“ entgegnete der gute Kennedy, indem er Jack's Hand ergriff. „Dieſer wackere Burſche hat ſich der Gefahr ausgeſetzt, bei lebendigem Leibe zerriſſen zu werden,

um seinem Vater den Verstand wiederzugeben und seinen Bruder glücklich zu machen. Wohlan! so wahr ich Kennedy, er soll es nicht umsonst gethan haben. Was auch geschehe, Du wirst mein Sohn, Jasper."

Drei Monate nach diesem Abende verließ der alte Jasper die Kirche und stützte sich dabei auf den Arm seiner Schwiegertochter Eva Kennedy. Der Onkel und die beiden Brüder folgten hinter dem Alten und der hübschen Braut. Als sie vor Jack's Menagerie vorbeikamen, ertönte im Innern ein andauerndes Brüllen. — „Hört Ihr, Onkel?" sagte der Thierbändiger, sich zum Ohre Kennedy's neigend; „mein guter Webst stößt einen Seufzer des Bedauerns aus: er hätte mich so gern zerrissen." — „Bruder, ich hoffe, Du hast für immer diesem entsetzlichen Handwerk entsagt?" sprach Jasper, Jack's Arm drückend. — „Ja," entgegnete Erskine, „wenn ich den Tiger gebändigt haben werde, den ich als freigebiger Onkel Deinem Erstgebornen darbieten will." — „Einen Tiger!" wiederholte Onkel Kennedy entsetzt. — „Ja, Onkel, einen Tiger . . . von Pappendeckel."

Mannigfaltiges.

Das Verzeichniß von 560 Hunden, welche bei der Versammlung der königl. Ackerbaugesellschaft in der Stadt Leeds in England ausgestellt waren, liegt vor. Die Hunde sind in 43 Klassen getheilt. Bei jedem Hunde ist dessen Namen, Alter und Preis, neben dem Namen des Ausstellers verzeichnet. Bei vielen Hunden ist auch die Abstammung angegeben. Der theuerste Hund gehört der 30. Klasse, derjenigen der „Terriers" (Dachshunde) an, heißt „Tiny", ist 5 Jahre 6 Monate alt, und sein Preis beträgt 5000 Pfd. St. oder 60,000 Gulden.

Ein Prager Fabrikdirektor, Herr Eduard Habersang, hat ein Buch veröffentlicht, das eine ganz merkwürdige Erfindung beschreibt, die der Verfasser gemacht haben will, und die, wenn sie sich bewähren sollte, das ganze moderne Seewesen füglich umgestalten würde. Der Titel ist in etwas altvätterlicher Weise so erwünscht ausführlich gehalten, daß man den ganzen Inhalt daraus ersehen kann. Er lautet: „Das Pulsirschiff mit Orkanapparat, anwendbar für Flüsse und Meere, welches ohne Maschine, ohne Rad, ohne Propeller, nur durch gepreßte Gase getrieben wird und während der Fahrt auch keinen Kamin braucht, da der Rauch unter Wasser wirkt — nach praktischen Versuchen veröffentlicht vom Erfinder . . . ." Das Buch ist in drei Sprachen verfaßt, deutsch, englisch und französisch.

(Die kürzeste Kritik.) Ein sehr eitler und dazu erbärmlicher Schriftsteller überreichte Voltairen eines seiner Bücher in der Handschrift, und erbat sich darüber sein Urtheil. Voltaire strich blos den letzten Buchstaben des ganzen Buches weg und gab es ihm stillschweigend zurück. — So war aus dem Worte **Fin** (Ende) **Fi** (Pfui) geworden.

Die Gesammtzahl der auf dem ganzen Erdball gesprochenen verschiedenen Dialekte wird auf 3013 angegeben: diese vertheilen sich auf Europa mit 587, auf Asien mit 937, auf Afrika mit 226 und mit 1263 auf Amerika. Zwar besitzt nur ein Theil der Stammsprachen eine Literatur, doch ist die Bibel auch in viele uns meist ganz unbekannte Dialekte übersetzt worden.

Nach dem „Journal des Agrikulteurs" gibt es ein ganz einfaches Mittel, die Ameisen aus den Gärten zu vertreiben. So wie man das Nest gefunden, hat man dasselbe nur etwas aufzustören und mit einer Handvoll Guano zu bestreuen. Die Eier verdorren, und die Ameisen selbst sterben, wenn sie ihren Bau verlassen haben.

(Verschiedenheit in Küssen.) Achtung küßt die Hand, Freundschaft die Wange, väterliches Wohlwollen die Stirne, Liebe den Mund, Galanterie den Arm, Sehnsucht die Augen, Begierde den Nacken, Demuth das Gewand.

Jeder Mann geht so lange nach Körben aus, bis er den letzten Korb bekommt, und zwar am Hochzeitstage, nämlich: — den Maulkorb.

Sylbenräthsel.

Wenn du zur ersten nur ein kleines e noch thust,
So wirst du selber das, wenn du im Grabe ruhst.
Die beiden andern aus dem Thiergeschlecht,
Erheitern auf dem Jahrmarkt oft uns recht
Mit Fratzenschneiden, Hinundwiederspringen,
Seiltanzen und mit hundert andern Dingen.
Die vierte steht auf Bergen hoch erhaben,
Und liegt sie auch in Trümmern schon begraben,
So werden deinen Blick die Reste laben,
Weit diese Zeugen sind von altem Glanze. —
Eine schöne Stadt in Bayern ist das Ganze.

Saalstadt. A. K.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Dienstag, 17. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Im Harem von Malun Khatun tanzten die Frauen natürlich auch so wie man im Orient tanzt, d. h. ohne sich von der Stelle zu bewegen. Es war demnach auch keine Gefahr für den Scheik vorhanden, von einer der Tänzerinnen umgerannt zu werden, als er dicht an ihnen vorüber ging, um auf seinen Polstern neben Aeschuhna Platz zu nehmen.

Noch saß er kaum, als einige Negerinnen sich beeilten, goldene Rauchpfannen um ihn herumzustellen, in welchen die Wohlgerüche Arabiens glimmten. Eine armenische Sklavin in der luftigen Kleidung einer Sylphide überreichte ihm eine jener prachtvollen Pfeifen, die der orientalische Luxus so kostbar zu schmücken versteht. Eine andere Sklavin brachte ein silbernes Becken mit glühenden Kohlen, von welchen sie eine mit einer goldenen Zange auf den gelben Tabak legte, mit dem der rothbraune Pfeifenkopf bis an den Rand gefüllt war. Aeschuhna war aufgestanden. Auf ein Zeichen von ihr brachte eine Negerin einen kleinen Schemel herbei, den sie vor dem Scheik hinstellte, während eine andere einen goldenen Teller überreichte, der reich mit Smaragden und Rubinen verziert war und auf dem eine kleine Tasse von feinem Porzellan stand, die Aeschuhna selbst mit schwarzem Kaffee füllte. Eine dritte Negerin brachte ein zweites Tabouret herbei, auf dem auf einer goldenen Platte die herrlichsten Konfituren, Früchte und in Honig gebackene Kuchen aufgethürmt lagen, die Aeschuhna ihrem Gatten mit verführerischem Lächeln kredenzte. Inzwischen wurde fortmusizirt und getanzt.

Wir in Europa, denen man von Kindheit auf Abhärtung des Körpers und Verachtung gegen die Materie predigt, begreifen kaum, in welch raffinirter Weise der orientalische Luxus getrieben wird, der durch Sitten und Religion zum Kultus der Schönheit erhoben darauf hinausgeht, die Materie zu idealisiren, oder sie wenigstens auf gleiches Niveau mit dem Geiste zu stellen.

Malun Khatun genoß diesen Luxus als ein Mann, der sich unfähig gefühlt hätte, anders zu leben. Aeschuhna zeigte sich voll Aufmerksamkeit gegen ihn. Auf einen weiteren Wink der Favoritin brachten zwei Sklavinnen ein großes silbernes Becken herbei, in welches die Gemahlin des Scheik selbst wohlriechende Wasser goß: denn nun begannen für sie Funktionen, die sie als Setti eigenhändig zu verrichten hatte. Diese bestanden darin, dem Herrn und Gemahl das nach orientalischer Sitte siebenmal des Tages vorzunehmende Fußbad herzurichten, was sie mit gewissenhafter Sorgfalt that, während Tanz und Musik Malun Khatun's Ohr und Auge ergötzten.

Nachdem das Bad genommen und die Füße des Scheik von Aeschuhna getrocknet waren, setzte sich die schöne Orientalin neben ihn. „Mein Gebieter," sagte sie, während Malun Khatun seine Pfeife rauchte, ohne die Aufmerksamkeiten viel zu beachten, deren Gegenstand er war, „ich habe Deine neue Christensklavin gesehen. Sie ist schön."

„Ja," entgegnete Malun Khatun einfach.

„Du hast sie für Deinen Harem bestimmt?"

„Ja."

„Ich werde sie schmücken; sie soll Deiner würdig werden. Aber," fuhr die Sultanin in einschmeichelndem Tone fort, „noch ein anderer als der gefürchtete Scheik hat die Christin gesehen, noch ein Anderer findet sie schön und ist lüstern nach ihr."

„Ein Anderer!" wiederholte Malun Khatun, seine Augenbrauen zusammenziehend.

„Ja."

„Wer?"

„Der türkische Aga."

„Osman-ben-Assah?"

„Er hat beim Koran geschworen, die Christin aus diesem Harem zu entführen, um sie in den seinigen zu bringen, bevor der Mond in ein neues Viertel tritt."

„Er hat dies geschworen?"

„Ja."

„Wer hat es Dir gesagt?"

„Ali."

„Woher weiß er es?"

„Der Aga hat ihm tausend Golddinars geboten, wenn er einwilligt, Dich zu verrathen."

Malun Khatun fuhr in seinem Zorne auf. „Wenn Osman-ben-Assah dies gethan hat, so muß er sterben!" rief er. „Lasse Ali kommen!"

6.

Es war Nacht geworden. Olivier Gast war allein in seinem Zimmer; seine Wunde schmerzte ihn nicht mehr und begann zu vernarben, aber die Kräfte wollten noch nicht zurückkehren, denn sein Blutverlust war so stark gewesen, daß er außer Stand war, sich aufrecht zu erhalten. Der Mond, der freundlich aufgegangen war, übergoß das Zimmer des jungen Franzosen mit seinem milden Silberlichte und verbreitete eine glänzende und doch zugleich sanfte Hellung in demselben. Es war eine vorzüglich geeignete Beleuchtung, um seinen Gedanken nachzuhängen; auch schien Olivier, der in seinem Bette halb sitzend sich auf seinen Arm stützte und melancholisch seinen Blick auf die Schattenbilder heftete, die der Mond ins Zimmer warf, sich in jenem halb wachen, halb träumerischen Zustande zu befinden, in welchem die Seele unstät in der Außenwelt umherirrt und sich an Erinnerungen klammert, die im raschen Fluge kommen und verschwinden.

Plötzlich öffnete sich die Thüre leise und der Rekonvaleszent sah eine ungemein liebliche Erscheinung sich seinem Lager nahen. Es war eine Frau, dicht verhüllt in weiße, luftige Schleier, die gleichsam eine Wolke bildeten, in der sie heranzuschweben schien. Der weiche Teppich, womit der Boden belegt war, dämpfte ihre Schritte und erhöhte dadurch die Illusion, daß ein überirdisches Wesen nahe. Nichtsdestoweniger war es ein Geschöpf von Fleisch und Blut, es war eine Frau aus dem Harem Malun Khatun's, es war Aeschuhna selbst, die zu einer so ungewohnten Stunde, mitten in der Nacht, den lebensgefährlichen Gang zu dem gefangenen Christen gewagt hatte. Olivier erkannte sie, denn gegen die strengen Gebräuche der Töchter des Propheten hatte sie sich schon bei ihrem ersten Besuche vor ihm entschleiert und auch jetzt schlug sie wieder die neidische Hülle zurück, die ihre blendenden Reize den profanen Blicken des Giaur entziehen sollten.

„Aeschuhna!" rief Olivier überrascht.

„Sprich leise!" mahnte die Sultanin, indem sie geheimnißvoll einen Finger an ihren Mund legte und sich dabei auf die Polster niederließ, die neben dem Bette aufgethürmt waren.

„Warum bist Du gekommen? ... Was willst Du so spät noch hier?" fragte Olivier, der sich von seinem Erstaunen noch immer nicht erholt hatte.

„Ich bin hier," entgegnete Aeschuhna, „um Dir eine wichtige Mittheilung zu machen."

„Du willst von Viktorinen mit mir sprechen?"

„Von Viktorinen? ... Nein, es handelt sich in diesem Augenblicke nicht um sie ... die Sache geht nur Dich allein an. Hast Du 6000 Golddinars in Deinem Hause zu Damaskus?"

„Sechstausend Golddinars? ... Nein!" entgegnete Olivier mit Bestimmtheit.

„Armer Christ," seufzte nun Aeschuhna, „so mußt Du morgen sterben!"

(Fortsetzung folgt.)

Borer und Nobler.

In Deutschland spricht man so viel von dem englischen Boxerwesen; daß auch bei uns das „Faustrecht" noch nicht ausgestorben ist, weiß Jeder, der etwas vom bayerischen Tyroler oder Schweizer Gebirgsvolk weiß — nur daß bei uns diese Künste nicht zunftgemäß und als öffentliche Produktion an das Licht der großen Städte kommen, sondern „ländlichsittlich" zwischen ihren Bergen und Thälern bleiben. Einen interessanten Zweikampf dieser Art schildert eine Feder in der „Innsbrucker Volks- und Schützenzeitung" aus dem Unterlande.

Die Namen der Kämpfer, erzählt der Berichterstatter, stehen zwar nicht im gräflichen oder freiherrlichen Almanach, und da ich auch keineswegs gesonnen bin, die beiden Kämpfer näher zu bezeichnen, führe ich sie mit den falschen Namen Graf Hagmayr und Baron Nobler auf. Die beiden Individuen, die ich hier damit meine, sind weitum als baumstarke, hieb- und stoßgewandte Burschе bekannt, und weil es in vielen Gemeinden des Unterlands zur größern Ehre gereicht, der Stärkere, als der Gescheidtere und Vernünftigere zu seyn, so mochte es die Beiden schon lange gejuckt haben, sich gegenseitig zu messen, d. h. zu beweisen, wessen Kopf, Brust und Unterleib bombenfester, wessen Faust und Arm stärker, wessen Zähne schneidender seyen.

Wie leicht zu einem solchen Zweikampfe ein Anlaß sich ergibt, zeigte am besten dieser Fall selbst. Um den blankgefegten Buchentisch des Gasthauses

in . . . saßen die beiden Robler oder Hagmayr, wie man diesen Tapferkeitsvertrakt nennt, nebst einigen andern jüngeren Männern herum. In Ermangelung der „Polizeistunde", welche von der Glocke des Kirchthurms zwar pflichtschuldig angezeigt, aber sehr häufig überhört wird, würde die Sitzung erst sehr spät oder wenn man will, sehr früh aufgehoben, und dies geschah erst in Folge des ausgekommenen Zweikampfes. Gegen 5 Uhr Morgens sagte nämlich ohne alle Veranlassung der eine Robler zum andern: „Du, i han gehört, Du trauetst Dir," mit andern Worten: ich habe gehört, Du hältest allenfalls die Kurasch, mit mir es aufzunehmen. Obige Worte sind nun hier eine Herausforderung in bester Form, und es kommt nun noch darauf an, ob sie der Andere annimmt. Dies geschah, indem der Gegner sagte: „Wenn Du glaubst, Du gewinnst etwas, kannst mit mir geh'n." Nun wurde von Beiden kein weiteres Wort mehr verloren, sondern in den anstoßenden Anger des Gasthauses gegangen, wohin die übrige Tischgesellschaft als Sekundanten sie begleitete. Diejenigen nämlich, welche der Herausforderung beiwohnen, sind die natürlichen Sekundanten, und ihre Aufgabe ist, jedes Einmischen eines Dritten abzuhalten, und demjenigen Rauser beizustehen, der „sich gibt." Sobald nämlich einer sagt: „ich gib mich" oder „ich hab' genug," so darf ihm der andere „kein Peckerl" mehr geben, sonst würden die Sekundanten unverzüglich auf ihn losschlagen. *)

Was die Leute hier unter einem „Peckerl" verstehen, wird der geehrte Leser bald erfahren. Die Gegner stellten sich vor einander hin und die geringste Bewegung des einen oder andern war das Zeichen zum Losgehen. Keiner hatte außer seinen natürlichen Waffen, Händen, Füßen und Zähnen, andere als den sogenannten Schlagring, der mit seinem großen Metallknopfe am kleinen Finger der rechten Hand sitzt und den Zweck hat, dem Schlage der Faust mehr Nachdruck zu geben. Mit bloßer Faust schlägt so ein Robler zwar ein Tischeck weg, aber an dem stählernen Ambos der Rauferköpfe würden derlei Schläge wirkungslos abprallen. Wie zwei der allerwildesten, blutdürstigsten Thiere schlugen, stießen und bissen nun mit verzweifelter Wuth und mit Anstrengung der äußersten Kräfte die Robler auf einander los; kein Theil des Körpers wurde verschont, und während es weithin schallende Faustschläge auf die Brust, auf die Köpfe und in die Gesichter regnete, stießen die Gegner sich die groben Schuhe mit voller Schnellkraft der Füße in den Unterleib, oder suchten mit den Zähnen einen Finger, ein Ohr, die Nase zu erwischen, um sie abzubeißen.

Es läßt sich das Grauenhafte eines solchen Kampfes gar nicht beschreiben, wie es einem einigermaßen empfindsamen Menschen auch nicht möglich ist, demselben auch nur kurze Zeit zuzusehen. Mit unbeschreiblichem Ekel wendet man sich bald von dem Schauspiele ab. Ich sah ihn zufällig und zwar im letzten Stadium, als die Robler bereits eine ganze Viertelstunde gerauft hatten. Die Produktion fand nämlich gerade unter dem Fenster meines Schlafzimmers statt. Ich wurde durch die Schläge der Kämpfer, sonst hörte man nichts, aus dem Schlafe geweckt, und als ich neugierig zum Fenster hinabschaute, sah ich die beiden Raufenden, deren Gesichter ganz mit Blut überdeckt waren. Einige Schritte entfernt standen die 4 oder 5 Sekundanten, welche ruhig ihre Pfeifen schmauchend dem Kampfe zusahen.

Der Kampf blieb unentschieden. Als nämlich der Eine sagte, „lassen wir's gleich seyn," ging der Andere, der auch genug hatte, darauf ein. Nach dem Kampfe waren die Beiden, die einen Augenblick zuvor noch im eigentlichsten Sinne des Wortes sich zerfleischten, gute Freunde. Sie gaben sich die Hand und baten sich um Verzeihung. Darauf gingen sie zum Brunnen, wo sie sich gemüthlich gegenseitig die blutigen Köpfe abwuschen. Jetzt erst konnte man ihre Gesichtsbildung, wenn auch entstellt, wieder erkennen. Die Umgebungen der Augen waren etwas blaulich unterlaufen, das Gesicht von blutrothen Furchen durchzogen; die unzähligen Merkmale, welche die Schlagringe an den Schädelknochen zurückließen, blieben von den gelockerten Haaren verborgen. Das kühlende Brunnenwasser schien die siedenden und ermatteten Leiber der Rauser wieder aufgefrischt zu haben. Die Nachwehen dürften sich wohl erst später einstellen.

Die moralischen Betrachtungen über diese Zweikämpfe überlassen wir dem Leser.

*) Es kommt nun freilich manchmal vor, daß Einer, wenn er auch wollte, in Folge der erhaltenen Stöße und Schläge, die ihm die Sprache raubten, es nicht mehr sagen kann, in welchem Falle der Gegner unbarmherzig fortschlägt, bis der Andere „kein Zeichen mehr gibt."

Mannigfaltiges.

In Dr. Wynter's höchst interessantem Buche „**Curiosities of Civilisation**" (London 1860) finden wir folgende Liste der hauptsächlichsten Londoner Reklame-Macher, nebst Angabe der Summen, welche sie zur Bestreitung ihrer täglich in allen großen Zeitungen oder auf Plakaten an Häuserdächern, Baustellen und Omnibuswänden erscheinenden Ankün-

Digitized by Google

digungen das Jahr über ausgeben. „Professor“ Holloway, der große Pillenfabrikant, steht oben an, seit Barry du Barry's Kraftmehl in der öffentlichen Meinung gesunken ist. Holloway gibt jährlich 200,000 Thlr. für Bekanntmachungen aus; Moses und Sohn, die Besitzer der größten Modemagazine in London, folgen mit 70,000 Thlr. Die gleiche Summe zahlen Rowland und Sohn, die Macassar-Oel-Fabrikanten und Dr. de Jough, der Verfertiger des gereinigten Lebertrans. Die Bettstellenfabrikanten Heal und Söhne kündigen jährlich für 40,000 Thlr. und der Schneider Nicholls, der Erfinder der „Patenthose“, für 30,000 Thlr. an.

In dem Zimmer eines hochberühmten Arztes zu Paris war eine Gesellschaft von vornehmen Leuten aus allen Ländern versammelt, unter Andern auch ein russischer Fürst mit seiner Tochter. Da nahte sich ein Bauer, ein alter hinfälliger Greis, in einfachem Kleide, um ein Heilmittel für seine kranke Frau zu holen. Ein junger, vornehmer Franzose machte sich lustig über den Alten und rief: „Ich wette um 12 Louisd'or, daß keine dieser Damen den Alten da küßt!“ Sogleich legt die schöne Russin zwölf Louisd'or auf einen Teller, geht auf den Alten zu und spricht: „Erlaubt mir, alter Vater, Euch nach Sitte meines Landes zu begrüßen!“ Mit diesen Worten umarmte sie den Greis und küßte ihn. Der Franzose legte sein Geld beschämt hin, und das edle Mädchen überreichte es dem Bauer mit den Worten: „Russische Mädchen halten es für Pflicht, das Alter zu ehren.“

Je mehr Vorsichtsmaßregeln an der französisch-belgischen Grenze getroffen werden, um das Schmuggeln zu verhindern, desto erfinderischer werden die Schmuggler, um die Wachsamkeit der Zollbeamten zu täuschen. Das „Memorial de Lille“ erzählt in Bezug darauf folgendes Beispiel. Kürzlich belustigten sich einige Knaben damit, einen Drachen von riesenhaften Dimensionen an der Grenze steigen zu lassen, und begaben sich, ohne daß man darauf Acht gab, auf belgisches Gebiet hinüber. Bei ihrer Rückkehr war ihnen der Wind besonders günstig, und während der Drache sich hoch in den Lüften von einem Land in's andere wiegte, passirten die Knaben mit der Schnur in der Hand und den unschuldigsten Gesichtern von der Welt, die Grenze. Die ganze Sache sah auch wirklich sehr unschuldig aus, nur hatte man, was die Zollbeamten freilich nicht vermutheten, den Schweif des Drachen durch einen andern ersetzt, an dem Cigarren und als Endstück ein Packet Tabak befestigt waren.

Wie unterscheidet man die Stechfliege von der Stubenfliege? Ein süddeutscher Bauer tödtete Abends vor dem Schlafengehen einige Fliegen an den Wänden seiner Stube, andere aber ließ er in Ruhe. Einem Fremden, der an jenem Abend bei ihm zu Gaste war, antwortete er auf die Frage, warum er die Wahl treffe, Folgendes: Ich tödte blos die stechenden Fliegen, und die sitzen immer an der Wand mit dem Kopfe nach oben, dagegen die Stubenfliegen mit dem Kopfe nach unten.

Gemeinnütziges.

(Vertilgung der Wanzen.) Ein gutes Vertilgungs- oder Vertreibungsmittel dieser lästigen Insekten ist der Branntwein. Die Anwendung ist sehr einfach. In die Fugen und Höhlungen, in denen man solche vermuthet, schüttet man durch irgend einen Riß oder eine Spalte so viel von diesem gebrannten Wasser, daß es sich möglichst überall hin vertheilt. Aestige, winkelige oder sonstige Stellen, bei denen man nicht gut beikommen kann und wo wir diese Blutsauger vermuthen, beschütte man damit oder bestreiche sie mit einer in genannte Flüssigkeit getauchten Federfahne. Wiederholt man diese sehr einfache Verfahrungsart einige Mal, so wird man von diesen Peinigern nichts mehr verspüren. Schläft man in einem Bette, in dem solche Gäste herbergen, so bestreiche man vor dem Schlafengehen Hände, Füße und Hals mit Branntwein und man wird für 1 oder 2 Kreuzer eine ruhige Nacht haben. Zum Schlusse sey noch bemerkt, daß in den Häusern, in denen Schreiner, Glaser und Tüncher wohnen, diese Ruhestörer sich sehr selten einbürgern, weil sie die laut riechenden Farben meiden, weßhalb Manche auch grünen Hanf, Nußlaub ꝛc. in die Betten streuen, um sie zu vertreiben. Wie überhaupt Reinigung das allerbeste Mittel ist, derartige Geschöpfe, die ihre Herberge in der unmittelbarsten Nähe des Menschen und übrigen Thiere aufgeschlagen haben, zu vertreiben, so ist sie bei den verrufenen Wanzen ganz besonders nöthig.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 111:

Aschaffenburg.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Freitag, 20. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Olivier sah Aeschuhna fragend an. „Warum soll ich morgen sterben?“ rief er. „Warum diese Drohung? Sprich, was ist geschehen?“

„Noch ist nichts geschehen,“ sagte Aeschuhna; „erst morgen ist der Tag, an dem Gräßliches geschehen wird .... Und willst Du wissen, was?“

„Nun?“

„Morgen sollen in Damaskus die Metzeleien beginnen; morgen werden die Druſen die Christen überfallen. Der Scheik und der Aga wollen alle Giaur vertilgen. Man hat Dich bis jetzt geschont, weil man weiß, daß Du reich bist. Wenn Du augenblicklich 10,000 Dinars geben kannst, wirst Du vielleicht gerettet.“

„Ich habe sie nicht.“

„Dann mußt Du sterben.“

„Glaubst Du, ich fürchte den Tod?“ entgegnete Olivier verächtlich.

„Nein,“ erwiederte Aeschuhna sanft, „ich weiß, Du bist ein tapferer Mann, Du vermagst dem Tode kühn ins Angesicht zu sehen. Aber eine Andere fürchtet für Dich den Tod, und diese Andere will Dich retten. Still, still,“ gebot die Sitti, als sie sah, daß Olivier in seiner Ueberraschung einen lauten Ausruf that, „das geringste Geräusch ist unser beider Verderben, ich bin aber hier, um Dein Leben zu retten. Höre mich, Christ, und habe Vertrauen zu mir! Diese 10,000 Dinars, die Du nicht hast, ich werde sie für Dich bekommen. Ali ist heute Abend mit einem Theil meiner Diamanten zu einem Juden gegangen, der sie kaufen wird. Wir werden die nöthige Summe dafür erhalten und Du kannst Dich dann loskaufen.“

Olivier war sprachlos vor Erstaunen. Er sah das herrliche Weib mit einem Ausdrucke an, in dem zugleich Hoffnung und Zweifel lagen; er schien es nicht begreifen zu können, wie Aeschuhna dazu kam, sich für ihn zu solchen Opfern zu entschließen.

„Was bedeutet diese Zuneigung, die Du mir beweisest?“ fragte er endlich. „Seitdem ich hier bin, hast Du mich mit zarten Aufmerksamkeiten umgeben. Dank dem Balsam, den ich von Dir erhielt, sind meine Wunden geschlossen; ich sprach gestern den Wunsch aus, Viktorine und Noëmie zu sprechen, und Du führtest sie heute zu mir. Nun kommst Du, um mir Deine Hilfe zur Rettung zu verkünden! ... Sprich, was habe ich gethan, daß Du Dich meiner mit solcher Freundschaft annimmst?“

„Was Du gethan hast?“ sagte Aeschuhna, indem sie ihre schönen Augen auf den Kranken heftete, „Erinnerst Du Dich des Spazierrittes, den Du vor drei Monaten auf der Straße nach Balbek machtest? Du warst allein und es begegnete Dir eine Karawane.“

„Ja,“ bestätigte Olivier, „ich erinnere mich. Es war ein Sklavenhändler, der nach Damaskus zog.“

„Unter den Frauen, die er mit sich führte, befand sich Eine, die alt und leidend war. Der Sklavenhändler hatte von ihrem Verkaufe keinen Nutzen zu erwarten, er mißhandelte sie daher und wünschte ihren Tod .... Kannst Du Dich auch daran noch erinnern?“

Olivier nickte voll Spannung bejahend mit dem Kopfe.

„Du hattest Mitleid mit der Armen. Du kauftest sie und schenktest ihr die Freiheit, indem Du in ihre Hand noch eine mit Gold gefüllte Börse drücktest.“

„Ich that, was jeder Mann von Herz, jeder gute Christ gethan hätte,“ entgegnete Olivier bescheiden.

„Diese Frau,“ fuhr Aeschuhna fort, indem eine Thräne tiefer Rührung in ihren Augen glänzte, „ist meine Mutter gewesen. Begreifst Du nun, Christ, meine Hingebung, begreifst Du meinen Wunsch, Dich zu retten?“

Olivier reichte der Sultanin seine Hand hin. „Du hast das Herz einer Christin," sagte er, „denn Du bist dankbar."

„Du nimmst also an, was ich für Dich zu thun im Stande bin?"

„Ich nehm' es an."

„Und nun, was jene beiden Frauen betrifft," fuhr die Setti fort, „besonders jene, die Du liebst . . ."

Olivier lächelte. „Du irrst Dich," unterbrach er die Favoritin Malun Khatun's, „Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich eine dieser beiden Mädchen liebe. Ich liebe sie als Freund, als Bruder; aber von diesem Gefühle verstehst Du nichts, denn die Frauen des Orients wissen nicht, daß zwischen zwei Geschöpfen von verschiedenem Geschlechte ein Band bestehen kann, welches frei ist von aller Leidenschaft des sinnlichen Genusses. Noëmie interessirt mich, weil sie von einem entsetzlichen Geschicke bedroht ist, und Viktorine, weil diese die Tochter eines Mannes ist, den ich hochschätzte, und die Braut eines Andern, den ich zu meinen intimsten Freunden zähle."

Aeschuhna hing an den Lippen Olivier's, als er diese Worte sprach. Sie vernahm sie mit einer Befriedigung, die sie nicht zu verhehlen suchte. „Du liebst also keine von den beiden Mädchen," rief sie mit zitternder Stimme, „weder die Christin noch die Jüdin?"

„Ich hege Freundschaft für sie, aber Freundschaft ist nicht Liebe," entgegnete der junge Mann.

Die Sultanin wandte den Kopf ab und sah mit beseligtem Blicke zum Himmel empor. „Dann müssen auch sie gerettet werden," sagte sie, „Du und sie! Und Folgendes habe ich bereits gethan: Morgen sollen die Metzeleien hier beginnen. Malun Khatun ist aber nicht allein an der Spitze der Drusen. Ihm zur Seite ist Osman-ben-Assah, der türkische Aga. Osman ist es, der Deinen Tod will, ich aber beschütze Dich! Osman ist lüstern nach der Christin, die mein Gebieter zu seiner Sklavin machen will. Ich kenne seine Absichten durch Ali, den Eunuchen, der sein Geheimniß zu erforschen wußte. Durch mich von den Plänen des Aga in Kenntniß gesetzt, ist Malun Khatun's Eifersucht erregt; dieser Eifersucht wird Osman-ben-Assah zum Opfer werden. Ist aber der Aga todt, dann hindert nichts mehr den Scheik, Dich um das Lösegeld, das Du ihm bieten wirst, frei zu geben."

„Und was hast Du gethan, um die beiden Mädchen zu retten?" fragte Olivier, dem mehr an dem Schicksal dieser, als an seinem eigenen zu liegen schien.

„Ich war heute bei einer von den Töchtern Abd-el-Kaders, die mir versprochen hat, die Christin und die Jüdin im Harem ihres Vaters aufzunehmen. Wenn der Scheik nach ihnen fragt, wird man ihm sagen, daß sie fliehen wollten und daß die Drusen sie auf ihrer Flucht getödtet haben. Unter der großen Anzahl Todter, die es morgen geben wird, wird man vergebens nach ihren Leichen suchen; es wird unmöglich seyn, sie zu finden."

„Aber die Metzeleien, von denen Du sprichst," rief Olivier empört, „muß ich zu verhindern suchen! . . . Wie, ein ganzes Volk soll hingeschlachtet werden, meine Freunde, meine Glaubensbrüder, meine Landsleute will man morden, ich weiß dies und ich soll nichts thun, um sie zu retten? . . ."

„Was vermöchtest Du für sie?"

„Ich will sie warnen, will sie zu den Waffen rufen!"

„Wie kannst Du dies?"

„Meine Kräfte werden ausreichen, mich bis zu ihnen in die Stadt zu schleppen."

„Du kannst nicht aus dem Serail entkommen."

„Ich werde über die Gartenmauer klettern!"

„Es wäre Dein Tod, ohne daß es Dir gelänge, Jemanden zu retten."

„Ich muß alles versuchen, ich muß etwas thun!" rief Olivier mit bebender Stimme. „Wenn Du mich liebst, Aeschuhna, wenn Du ein bischen Dankbarkeit gegen mich hegst, so wirst Du Mittel ausfindig machen, daß ich noch heute Nacht das Serail verlassen kann. Ich will zum Konsul, ich will den Maroniten Nachricht geben, will die Christen zu den Waffen rufen; wir müssen uns zur Vertheidigung rüsten! Du siehst, Aeschuhna, ich muß fort, ich muß! . . ."

Olivier versuchte mit aller Anstrengung, sich von seinem Lager zu erheben. Seiner Energie gelang es, aufzustehen, allein die Willenskraft ersetzte die körperliche nicht. Sich krampfhaft an die Vorhänge klammernd, die sein Lager umgaben, dauerte es nur einen Augenblick, daß er sich aufrecht erhalten konnte. Bei der Anstrengung, die er machte, gingen seine Wunden wieder auf, das Blut schoß aus denselben mit neuer Gewalt hervor, er wankte; vergebens bot er seine letzte Kraft auf; er hatte sich mehr zugetraut als er vermochte, denn bewußtlos stürzte er zusammen. Aeschuhna schleppte ihn wieder auf sein Bett und suchte durch neue Verbände sein Blut zu stillen.

Während diese Scene im Serail Malun Khatun's vor sich ging, fand eine Scene anderer Art auf der entgegengesetzten Seite von Damaskus statt. Eine Gruppe von Männern mit finsterem Ausdrucke des Gesichtes, mit drohenden Mienen und bewaffnet bis unter die Zähne war in einem Saale zur ebenen Erde eines türkischen Hauses versammelt. Osman-

beh-Assah befand sich in ihrer Mitte und horchte mit großer Aufmerksamkeit auf einen Bericht, den Einer von ihnen machte. Der, welcher sprach, stand im Schatten. Es war ein Schwarzer in überaus reicher Kleidung. Eine Bewegung, die er während seines Vortrages machte, stellte ihn ins Licht und die Strahlen der vom Plafond herabhängenden Lampe erleuchteten das Gesicht Ali's, des Eunuchen Mahm Khatun's.

„Sie liebt den Franzosen, will die Christin und die Jüdin retten und mich morgen ermorden lassen?" fragte Osman-beh-Assah mit einem tückisch wilden Lächeln. „Es ist gut, Ali! Du hast Dein Geld verdient."

Mit diesen Worten nahm der Aga eine schwere Börse und warf sie dem Eunuchen zu, der sie geschickt auffing und sich tief verbeugte.

7.

Die Ankündigung der Schlächtereien, die Olivier Cast von Aleschuha erhalten hatte, sollte leider am andern Tage ihre volle Bestätigung finden. Es war der 9. Juli 1860, ein Tag, den die gesammte Christenheit mit Schaudern im Gedächtnisse bewahren, der auf ewig in den Annalen der Geschichte als ein Tag des Entsetzens verzeichnet bleiben wird. Für uns in Europa verlief dieser Tag freilich ruhig und friedlich; er brachte Jedem seine gewohnten Zerstreuungen, Jedem seine kleinen Freuden und Leiden, wie sonst; es war ein Ring wie tausend andere in der unermeßlichen Kette der Zeit, ein Tropfen wie so viele, die spurlos im Ozean der Vergangenheit verschwinden. Einige hundert Meilen von uns aber, unter derselben Sonne, die über uns leuchtete, an demselben Tage, der für uns still und harmlos dahinfloß, geschahen jenseits des Mittelmeeres Dinge so haarsträubender Natur, Verbrechen so scheußlicher Art, daß man sich unwillkürlich zu der vermessenen Frage versucht fühlt, wie es möglich war, daß ein allbarmherziger Gott solche Gräuel geschehen ließ! Die Druſen, Menschen wie andere, denen der Schöpfer die geistige Kraft zu denken und zu fühlen verliehen, würdigten die menschliche Natur bis unter die wilden Bestien der Wüste herab, und ihren Thaten gegenüber möchte man zweifeln, ob der Mensch berechtigt ist, sich als Herrn der Schöpfung über die Tiger, Schakale und Hyänen zu stellen!

Und nun sich sagen müssen, daß es zur Stunde, da wir diese Zeilen schreiben, Stimmen gibt, die sich zur Vertheidigung dieser meuchelmörderischen Ungeheuer erheben! Daß Männer an der Spitze der Civilisation sich nicht entblöden, zu Gunsten dieser Kannibalen zu sprechen, die nicht einmal den Entschuldigungsgrund für sich haben, den man bei dem Wilden gelten lassen muß, da dieser allein, von anderen Menschen getrennt, entfernt von dem Lichte der Humanität lebt, während Jene seit Jahrhunderten im Verkehr mit allen gebildeten Nationen der Welt stehen!

Aber wenn man die Druſen vertheidigt, warum nicht auch Skorpione und Schlangen beschützen? Warum setzt man Belohnungen für diejenigen aus, die schädliche Thiere vertilgen? Macht man dem Geier erst den Prozeß, bevor man ihn tödtet? Es ruhen dort drüben unter der Wiege des Christenthums 15,000 Maroniten, deren Manen um Rache schreien; wenn aber Humanität das erste Gesetz der Civilisation ist, so ist das zweite Gerechtigkeit für Alle und Strafe des Verbrechens.

Welche Feder, welcher Griffel wäre im Stande, die entsetzlichen Scenen zu schildern, deren Schauplatz Damaskus vom 9. bis zum 13. Juli war? In welcher Sprache fänden sich Worte, um diese blutigen Orgien zu beschreiben? Derlei Thatsachen sollten auf den Blättern der Geschichte mit Blut verzeichnet stehen, um alle künftigen Generationen mit Abscheu zu erfüllen und die Wiederkehr ähnlicher Dinge zur Unmöglichkeit zu machen!

Damaskus, du paradiesduftende Tochter des gepriesenen Syriens, du schönster Juwel in der asiatischen Krone, welch blutgetränktes Leichentuch warf man über dich während dieser Tage des 9., 10., 11., 12. und 13. Juli! Welchen Anblick boten deine kurz vorher noch so belebten Straßen jetzt mit ihren brennenden Häusern, mit ihren Bächen rauchenden Blutes, in welchen Hunderte von Leichen schwammen und durch die von allen Seiten in wilder Flucht die Unglücklichen flohen, um immer und immer wieder auf neue Banden mitleidloser Mörder zu stoßen!

Was sind gegen solche Vorgänge die wilden Kämpfe des Mittelalters, über die unsere moderne Civilisation erröthet!

Seit längerer Zeit schon, seit dem Ausbruche der Metzeleien in den Bergen durchliefen die beunruhigendsten Gerüchte die Stadt. Die schon einen Monat vorher von Achmed-Pascha, dem türkischen Gouverneur von Damaskus, im Schilde geführten Schlächtereien sollten am 18. Juni beginnen, aber Abd-el-Kader, der den gräßlichen Plan errathen, hatte seine Algerier mit 1200 Flinten bewaffnet, und seine feste Haltung verhinderte die Ausführung. Das Gemetzel wurde verschoben. Achmed-Pascha aber, kann man es glauben, hatte eine europäische Erziehung genossen; er ward in Paris erzogen und hatte zwei Jahre seiner Jugend in Wien verlebt!

Sind denn die Wohlthaten der Civilisation so machtlos auf diese wilden Naturen des Orients?

Achmed-Pascha beugte sich vor der drohenden Haltung des Emir, wie der feige Tiger, der seine Krallen vor dem stolzen Löwen einzieht; er wartete, aber er wartete nicht in müßiger Ruhe, sondern knüpfte im Stillen Masche an Masche zu dem Gewebe seiner infamen Intriguen.

Unter dem Vorwande seiner Sorge für die Sicherheit der Stadt und angeblich, um sie in den Stand zu setzen, sich gegen die Angriffe der Druſen zu vertheidigen, hob er Soldaten aus, die er aus dem Abschaume der muſelmänniſchen Bevölkerung wählte, und gab jedem Civilchef von Damaskus hundert solche Banditen, die im entscheidenden Augenblick sich unter den grausamen Mördern als die grausamsten zeigten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Den Parisern wird es in jeder Hinsicht so bequem wie möglich gemacht. Um ihnen die Mühe zu ersparen, eine Reise nach der Meeresküste zum Gebrauch der Seebäder zu unternehmen, hat man die am Port-Royal vor Anker liegende Fregatte in eine Seebadeanstalt umgewandelt. Es ist jedenfalls originell, Seebäder auf einem Schiffe zu nehmen, das auf Süßwasser schwimmt. Das Seewasser wird jeden Morgen durch die Westbahn direkt von der Meeresküste nach Paris gebracht und in der Nähe der Fregatte in ein großes Reservoir geschüttet. Röhren führen das Wasser von dem Reservoir nach den elegant eingerichteten Kajüten der Fregatte. Bei dem Gebrauche eines Bades wird die Badewanne je nach dem Bedürfnisse gefüllt; dann öffnet man einen Krahnen, welcher mit einem großen Kessel in Verbindung steht, und eine Dampfsäule durchzieht das Bad, das in wenigen Minuten die wünschenswerthe Hitze erreicht hat. Außer diesen Bädern kann man noch verschiedene Arten Douchen und andere Bäder nehmen. Auch befindet sich ein sogenannter „Einathmungssaal" auf dem Schiffe. In diesem Zimmer wird durch sinnreiche Vorrichtungen eine salzhaltige Luftströmung hervorgebracht, die der Atmosphäre an der Seeküste bei einer vom Meere herwehenden leichten Brise ähnlich ist.

Ein Berliner Trödler hat eine gemüthliche List ersonnen, um die auf seinem Lager befindlichen alten Beinkleider an den Mann zu bringen. Er kauft nämlich alte Portemonnaies, die durch längeren Gebrauch möglichst unansehnlich geworden, auf und thut eins davon in die eine Tasche jeder Hose und jeden Rockes, die er zum Verkauf aushängt. Ein Käufer kommt. Er sieht sich eins der Kleidungsstücke an, probirt es an und fühlt in einer der Taschen der Hose oder des Rocks, zu dessen Erwerbung er geneigt ist, das unerwartete Vorhandenseyn eines fremden Körpers. Tastend befühlt er, ohne etwas zu sagen, den mysteriösen Gegenstand. Es ist zweifellos ein Portemonnaie, das der frühere Besitzer darin zurückgelassen hat. Welch ein Fund! Dabei ist der Trödler ahnungslos. Dieses Portemonnaie verbirgt vielleicht einen Schatz, Geld wird unter allen Umständen darin enthalten seyn. Die Entdeckung ist zu verlockend; der Käufer beeilt sich, dies Kleidungsstück zu kaufen, ohne sich mit Handeln aufzuhalten, und entfernt sich damit auf das schleunigste, während der Trödler sich vergnügt in den Bart lacht. Ein offen stehendes Haus bietet dem Käufer Gelegenheit, auf dem Hausflur desselben seinen Fund zu betrachten, der sich leider aber nur als ein abscheulich schlechtes Portemonnaie herausstellt, das durchaus werthlos und unbrauchbar und am allerwenigsten geträumte Schätze enthält.

Der königlichen Bibliothek in Berlin ist ein sehr werthvolles Musikgeschenk zu Theil geworden. Von Verehrern Beethoven's ist nämlich bei dessen Lebzeiten ein Instrumentalquartett, bestehend aus einer Violine von Nikolas Amati vom Jahre 1690, einer Violine von Joseph Guarneri vom Jahre 1718, einer Viola von Vinzent Regeri vom Jahre 1690 und einem Cello von Andreas Guarneri vom Jahre 1712, zusammengestellt worden, auf welchem Werke des Komponisten in dessen Gegenwart von damals bekannten Meistern ausgeführt wurden. Der Großhändler Peter Jokits in Wien hat diese Instrumente, welche allmälig in verschiedene Hände gerathen waren, sämmtlich erworben und sodann dem König Wilhelm von Preußen mit dem Wunsche dargebracht, daß dieselben unter dem Namen „Jokitsstiftung" in der königlichen Bibliothek zu Berlin, deren musikalische Abtheilung einen großen Theil des Beethoven'schen Nachlasses enthält, einen Platz finden und bei besonderen Gelegenheiten zur Ausführung Beethoven'scher Stücke benutzt werden möchten.

Im Braunschweigischen, in der Altmark und im Göttingischen werden die Irrlichter Tückbolde genannt und für die Seelen derjenigen gehalten, welche Grenzsteine zwischen zwei Aeckern verrückt haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Sonntag, 22. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Vom 18. Juni bis zum 9. Juli mehrten sich die Zusammenkünfte der Türken und alle Kaffeehäuser erschollen nur mehr von Beschimpfungen und Drohungen gegen die Christen. Die anfangs geheim gehaltenen Absichten traten mit jedem Tage deutlicher hervor.

So traten eines Tages Türken bei den Lazaristen ein und sagten ganz laut: „Noch ein paar Tage und wir werden aus eurer Kirche eine hübsche Moschee machen! . . . Bald werden wir hier nicht mehr verstohlen eindringen, sondern als Herren, denn wir sind überall die Herren, wo Christen sind."

Kurze Zeit darauf waren die Häuser der Christen mit kleinen rothen Kreuzen bezeichnet, wie einst die Häuser der Protestanten in Paris vor der Bartholomäusnacht. Begegneten die Türken einem Christen außerhalb der Stadt, so zeichneten sie unter Blasphemien ein Kreuz auf die Straße, und zwangen den Unglücklichen, das Zeichen der Erlösung mit Füßen zu treten. Hölzerne Kreuze wurden den Hunden, von welchen Damaskus wimmelt, an den Hals gehängt, während man andere Hunde durch die Straßen treiben sah, auf deren Rücken man kleine Fähnchen in den Farben der verschiedenen Konsulatsflaggen befestigt hatte, auf welchen zu lesen war: französischer Konsul; russischer Konsul; preußischer Konsul ꝛc. Nur England allein hatte die traurige Ehre, von diesem Schimpfe verschont zu bleiben. Dafür hatte aber auch Mr. Bank, der englische Konsul, die Ueberzeugung, daß nichts zu befürchten sey, und als ihm seine Kollegen der andern Mächte ihre Besorgnisse mittheilen, versicherte er sie, daß er an keine schlimmen Absichten der Muselmänner glauben könne.

„Warum zum Pascha gehen?" sagte er; „ich habe mit ihm bereits besprochen, was zu besprechen war."

Und inzwischen nahmen die Vorbereitungen zu den Metzeleien ihren Fortgang, die Christen zitterten, und Achmet-Pascha ließ Herrn Lamusse, den französischen Konsul, zu sich bitten und sagte ihm mit heuchlerischem Tone: „Ich fürchte, daß es ein Unglück geben wird. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun soll. Ich traue den Druſen nicht." Und er war es selbst, der die Druſen leitete, der ihre Schaaren organisirte. Tagtäglich kamen sie haufenweise in die Stadt und fraternisirten mit den Soldaten, tagtäglich mehrten sich als Vorläufer größerer Gräuel vereinzelte Gewaltthaten gegen die friedlichen Maroniten. Erschreckt eilten die Konsuln zu Achmet-Pascha und forderten ihn auf, die Druſen aus Damaskus zu entfernen. Der Pascha willigte aufs zuvorkommendste ein, und die Druſen — blieben. Dagegen erließ Achmet gleichzeitig ein Verbot, Waffen zu tragen, und legte, angeblich zum Schutze der Christen, sechshundert Mann Soldaten in ihr Quartier. Voll Entsetzen über diese Maßregel, deren Tragweite sie erkannten, machten die Christen nichtsdestoweniger gute Miene zum bösen Spiel. Einige von ihnen luden sogar die türkischen Offiziere zu sich zu Tische. Von letzteren wurde später von einem jungen Mädchen, die der Metzelei entkommen war, Einer wieder erkannt.

„Das ist der Mörder meines Vaters!" rief sie und sank in Ohnmacht.

Am 3. Juli überbrachte Abdallah, der Scheik-ul-Islam (Schriftgelehrter), dem Gouverneur einen Fetwa oder Beschluß, durch den er, auf den Koran gestützt, den Beweis lieferte, daß die Niedermetzelung sämmtlicher Christen durch die heiligen Gebote des Propheten selbst befohlen sey. So suchte man durch die Religion zu bemänteln, wozu Mordlust und Raubsucht drängten, denn namentlich war es auch letztere, die als eine Veranlassung zu den Metzeleien zu betrachten ist. Das türkische Gesetz verbietet den Christen Grunderwerb auf osmanischem Boden. Sie sind also gezwungen, ihr Vermögen theils in Baar-

Digitized by Google

vorräthen, theils in Papieren bei ſich aufzubewahren. Zudem ſind die Meiſten Kaufleute, deren Reichthümer in ihren Magazinen ſtecken. Alſo welche Beute für die Schlächter!

Und wenn man mit Mr. Bank davon ſprach und ihm ſeine Bedenken mittheilte, ſo lautete ſeine ſtereotype Antwort: „Bah, das iſt dummes Zeug!... Man muß nicht Alles glauben!...“

So kam endlich der 9. Juli heran, jener entſetzliche blutige Tag, der noch vier andere, ebenſo blutige in ſeinem Gefolge hatte, jener Tag, der für immer ein Schandfleck in der Geſchichte eines ganzen Volkes ſeyn wird, jener Tag, an dem Tauſende als unſchuldige Opfer fanatiſcher Verfolgung, niedriger Habgier und kannibaliſcher Mordluſt unter den Patagans entmenſchter Horden fielen.

In allen Straßen ertönte das Klirren der Waffen, das Knattern der Schüſſe, das Praſſeln des Feuers, welches die Wohnungen friedlicher Menſchen zerſtörte. Das wilde Geheul der Schlächter, das Geſchrei und Jammern der Verfolgten, das Röcheln der Sterbenden und Stöhnen der Verwundeten bildete ein gräßliches Concert, welches in tauſend disharmoniſchen Tönen die Luft durchſchnitt. Mit dem Rauche des Feuers, mit dem Pulverdampfe der Schüſſe vermengte ſich der weiße aufwirbelnde Kalkſtaub der zuſammenſtürzenden Häuſer, ... überall Feuer, überall Schutt, überall Blut und Leichen, dazu das Toben und Fluchen der gleich gereizten Tigern durch die Straßen raſenden Mörder, das Flehen und Winſeln der Weiber und Kinder, das Brüllen der ihr Leben, ihre Familie, ihre Habe vertheidigenden Chriſten! ... Dies Alles war eine Scene, welche die Rache von ganz Europa herauf beſchwören mußte, die aber von einem Mr. Patterſon und Konſorten nach Maßgabe ihrer ſchamloſen, egoiſtiſchen Politik im Hinblick auf die Druſen möglichſt beſchönigt wurde. Der ruſſiſche Konſul war es, an dem die Druſen zuerſt ihre Wuth ausließen, ſein Konſulat das erſte, welches ſie angriffen. Mit dem Zerreißen ſeiner Flagge wurde das Signal zum gräßlichen Blutbade gegeben.

Einige Augenblicke ſpäter wurden alle Konſulate, alle Chriſtenwohnungen gleichzeitig überfallen. Nun begann die Schlächterei in entſetzlicher Weiſe und ein einziger furchtbarer Schrei war das Echo blutdürſtigen Geheules der Druſen. Hier wurden ganze Häuſer auf einmal von mörderiſchen Banden überſchwemmt, dann hörte man herzzerreißendes Jammern, gellende Schreie und dumpfes Brüllen ... einige Schüſſe krachten dazwiſchen ... Leichen flogen aus den Fenſtern auf die Straße und wie in Kaskaten rann das Blut über die Mauern herab! Dann erhob ſich eine ſchwarze Rauchſäule zum Himmel empor ... dem Rauche folgte die helle Flamme, und die Dämonen verließen die verwüſtete Stätte, um anderwärts ihr hölliſches Werk mit neuer Wuth zu beginnen. Einige Schritte weiter wurden mehrere Gebäude auf einmal, ein ganzes Viertel zugleich eernirt: eine Hecke blanker Waffen, die drohenden Mündungen der Flinten und Piſtolen verhinderten jede Flucht aus dieſem eingeſchloſſenen, umzingelten Raum, der, an vier Ecken angezündet, bald zu einer einzigen, großen Feuermaſſe ward, in die dieſe Teufel Frauen, Kinder und Greiſe ohne Erbarmen zurückwarfen.

(Fortſetzung folgt.)

Sag's deiner Frau.

(Eine Alltagsgeſchichte.)

„Es meiner Frau ſagen?“ ſprach Walter halb lachend, halb ängſtlich vor ſich hin. „Warum nicht gar. Das würde mir viel helfen! Was verſteht ſie vom Geſchäft, von Geldſachen und Handelsvortheilen? Nein, nein; da iſt nichts zu hoffen.“

Und Walter ſchüttelte mit ungeduldiger Miene ein Journalblatt, in welchem der Herausgeber den Geſchäftsleuten empfahl, ihren Frauen nichts zu verheimlichen, wenn ſie in eine bedrängte Lage kämen. „Sprecht ohne Rückhalt mit ihnen über Euere Angelegenheiten,“ ſtand da zu leſen. „Unterrichtet ſie genau von Euren Verhältniſſen, und theilt ihnen Euere Verlegenheiten, wie auch die Pläne mit, durch die Ihr Euch aus denſelben herauszuwinden hofft. Glaubt mir, in zehn Fällen werden ſie Euch neunmal an die Hand gehen können. Frauen haben einen ſcharfen Blick. Sie kommen auf einem ſchnelleren Wege, als dem des Nachdenkens, zu einer Entſcheidung, und verſtehen ſich darauf, ſchwierige Fragen zu löſen, ehe Ihr ſelbſt ſie in ihrer ganzen Ausdehnung erfaßt habt. Haltet daher vor Eueren Frauen nichts geheim, wenn Ihr in Bedrängniß ſeyd. Je beſſer ſie unterrichtet ſind, deſto klarer werden ſie in der Sache ſehen.“

„In der Theorie recht ſchön,“ ſagte Walter, indem er das Papier auf den Tiſch warf und ſich in ſeinem Stuhl zurücklehnte; „aber auf meinen Fall paßt ſie nicht. Es Lieschen ſagen? Ich möchte mich nur ſelbſt ſehen, wie ich das anbrächte! Man muß in der That ſcharf in der Klemme ſtecken, wenn man heimgehen und über Geſchäftsſachen ſich bei einer Frau Raths erholen ſoll.“

Walter ließ den Gegenſtand fallen. Aber die Unruhe, die auf ſeinem Geiſte laſtete, wollte nicht

weichen. Sein Geschäft war im letzten Jahre gar nicht gut gegangen. Ein flauer Verkehr und böse Schuldner hatten ihn zurückgebracht, so daß er nicht sah, wie er sich in nächster Zeit forthelfen sollte. Wenn es nicht besser ging, als die letzten sechs Monate, so durfte er nicht hoffen, seinen Verbindlichkeiten nachkommen zu können.

„Ich muß mehr Kapital haben; das ist klar," sagte er vor sich hin. „Das kriege ich durch einen Associé. Kompagniegeschäfte sind freilich nicht nach meinem Geschmack; denn es hält schwer, zwei Köpfe unter einen Hut zu bringen, und wenn man gar mit einem Schelm zu thun hat, so geht vollends alles hinterrücks. Aber ich sehe nicht, wie ich anders aus dieser Klemme herauskomme. Mein eigenes Kapital reicht nicht aus für den Umfang meines Geschäfts; es muß also mehr her, und Lorenz, der gern auf meinen Plan einginge, sagt, er habe über zwölftausend Gulden zu verfügen. Der Mann gefällt mir zwar nicht recht, denn er geht mir allzu viel seinem Vergnügen nach; aber ich brauche ja nur sein Geld und nicht seine Geschäftshilfe; er kann daher, wenn er will, mein stiller Associé seyn. Ich will ihn doch heute Abend aufsuchen und die Sache mit ihm besprechen. Wenn er zwölftausend Gulden einzulegen vermag, so wird die Geschichte sich arrangiren lassen."

Walter trug sich fortwährend mit diesem Gedanken, bis er Abends den Laden schloß und nach Haus zurückkehrte. Nachdem er sein Abendbrod eingenommen hatte, schickte er sich zum Ausgehen an. Als er seinen Ueberrock herunterlangte, schien ihm eine Stimme in's Ohr zu flüstern:

„Sag's Deiner Frau. Sprich mit ihr darüber."

Aber er wies den Gedanken mit Unwillen zurück und fuhr in die Aermel.

„Wo willst Du hin, Walter?" fragte ihn seine Frau, die eben aus der Küche hereinkam.

„Ein bischen hinaus," versetzte er. „In einer halben Stunde bin ich wieder zurück."

„Wo hinaus?"

„Sag's ihr, Walter; sprich mit ihr davon," klang es wieder in seinen Ohren.

„Unsinn! Was versteht sie vom Geschäft? Sie kann mir doch nicht helfen," lautete trotzig seine innerliche Antwort.

„Sag's Deiner Frau!" dröhnte es fort und fort, als wollte die Warnung kein Ende nehmen.

„Darfst Du mir nicht sagen, wohin Du gehst?" fuhr Frau Walter fort. „Hast Du Geheimnisse vor mir?"

„Oh, 's ist nur wegen einer Geschäftsangelegenheit. Ich will Lorenz aufsuchen."

„Den Rudolph Lorenz?"

„Ja."

„Sag's Deiner Frau," klang es fast laut in seinem Ohr.

„Was hast Du mit ihm zu schaffen?"

„Sag's ihr."

Walter stand unschlüssig. Was nützte es, wenn er es ihr sagte?

„Sprich, Walter. Du bist in letzter Zeit immer so wortkarg gewesen. Es ist Dir doch hoffentlich nichts Widerwärtiges zugestoßen?"

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und schmiegte sich liebevoll an ihn an.

„Nichts Besonderes," versetzte er in ausweichender Weise. „Der Handel ist in letzter Zeit gedrückt gewesen."

„So? Das thut mir leid. Aber warum sagst Du mir nichts davon?"

„Was hätte es genützt, wenn ich Dir das Herz schwer gemacht hätte?"

„Das hätte sehr viel nützen können. Wenn das Geschäft des Mannes flau geht, muß die Frau ihr Augenmerk auf die Ausgaben richten; aber wenn sie nichts davon weiß, so treibt sie den Haushalt vielleicht in einer Weise fort, die sich nicht mit den Verhältnissen verträgt. Ich bin der Meinung, daß Männer ihre Frauen stets unterrichten sollten, wenn in den Geschäftsgang eine Stockung kömmt."

„Wirklich?"

„Ei freilich. Und welchen besseren Grund könnte ich Dir dafür namhaft machen, als den bereits angegebenen? Wenn eine kluge Frau weiß, daß weniger eingeht, so wird sie auch die Ausgaben zu regeln bemüht seyn. Komm, Lieber; zieh Deinen Rock aus, nimm Platz und laß uns die Sache weiter besprechen, ehe Du zu Lorenz gehst."

Walter ließ sich von seiner Frau aus dem Ueberrock helfen, der sofort wieder am Kleiderrechen versorgt wurde.

„So, Walter; sprich jetzt frisch vom Herzen weg und halte mit nichts zurück. Laß mich das, was Dich drückt, in seiner vollen Ausdehnung wissen."

„Nun, die Sache ist für den Augenblick so arg nicht; ich bin nur wegen der Zukunft bekümmert. Es drohen schlimme Zeiten, und denen möchte ich vorbeugen, Lieschen."

„Das ist klug und löblich," entgegnete seine Frau. „Aber sag' mir jetzt, warum Du Herrn Lorenz besuchen willst."

Walter senkte den Blick zu Boden und blieb eine Weile stumm sitzen. Dann sah er auf und sprach:

„Die Sache verhält sich so, Lieschen: ich muß mehr Kapital in's Geschäft haben. Ohne mehr Mittel

geht's nicht. Nun kann Lorenz, wie er verſichert, zwölftauſend Gulden einlegen, und ich glaube, er wird ſich gern mit mir aſſociiren. Wenigſtens hat er mich dies ſchon einige Male merken laſſen."

„Und in dieſer Abſicht willſt Du ihn beſuchen?"

„Ja."

„Thu' es nicht, Walter," verſetzte ſeine Frau mit Nachdruck.

„Warum nicht?" fragte Walter.

„Weil er kein Menſch für Dich iſt, und wenn er noch einmal ſo viel einlegen könnte."

„Dies iſt keine Antwort auf mein Warum."

„Aber wenn ich Dir ſage, daß ſeine Frau eine Verſchwenderin iſt?"

„Was weißt Du von ihr?"

„Nur was ich geſehen habe. Ich bin zwei oder drei Mal bei ihr geweſen, und mußte da wohl wahrnehmen, in welchem Styl ihr Haus möblirt iſt; im Vergleich mit unſerer Einrichtung ſieht es dort palaſtartig aus. Und wie ſie ſich kleidet! Sie braucht für Putz und Kleider allein ein kleines Vermögen. Nein, nein, Walter, verlaß Dich darauf, Herr Lorenz iſt nicht Dein Mann. Mit ſeinen zwölftauſend Gulden iſt er fertig, ehe zwei Jahre herum ſind."

(Schluß folgt)

Mannigfaltiges.

(Die Reiſe nach Epidaurus.) Die kränkelnde Irene ließ ſich nach Epidaurus bringen, um den Aeskulap in ſeinem Tempel um Rath zu fragen. „Ach", rief ſie, auf einen ihrer Diener geſtützt, „ich bin ſo müde und zerſchlagen!" — Das kommt von der weiten Reiſe, erwiederte der Gott. — „Ich habe des Abends keinen Appetit." — Du mußt weniger zu Mittag eſſen. — „Ich bin mit Schlafloſigkeit geplagt." — Gewöhne Dich, früh aufzuſtehen. — „Es liegt mir wie Blei in den Gliedern." — Du mußt weniger ſitzen und mehr Deine Füße brauchen. — „Der Wein macht mich träge" — Trinke Waſſer. — „Ich leide an Unverdaulichkeit." — Lebe mäßig. — „Mein Geſicht wird täglich ſchwächer." — Bediene Dich einer Brille. — „Ich ſelbſt werde immer ſchwächer; meine Kräfte nehmen ab." — Das kommt daher, weil Du zu altern anfängſt. — „Und gibt es kein Mittel dagegen?" — Das kürzeſte iſt, Dich hinzulegen und zu ſterben, wie Deine Mutter und Deine Großmutter gethan haben. — „Ha, Sohn des Apollo, welchen Rath ertheilſt Du mir? Iſt dies Deine ganze gerühmte Wiſſenſchaft, um derentwillen Menſchen aus allen Weltgegenden zu Deinem Tempel wallfahrten? Alle dieſe Mittel, die Du mir angibſt, kannte ich ohne Dich?" — Warum brauchteſt Du ſie nicht und erſparteſt Dir eine Reiſe, die Dich nur um einige Monate älter macht?

Vor Kurzem paſſirte einem Berliner Einwohner das gewiß ſeltene Mißgeſchick, daß er lediglich deßhalb nicht mit ſeiner erwählten Braut kopulirt werden konnte, weil es ihm an einem Familiennamen fehlte, den er auf ſeine junge Frau hätte übertragen können. So ſeltſam und unwahrſcheinlich dies auch auf den erſten Blick erſcheinen mag, hat es damit doch ſeine Richtigkeit. Vor einigen Jahren wurde vom **Dr.** Ritter ein Negerſklave aus Braſilien hierher gebracht, der in Berlin durch einen gegen ſeinen Herrn angeſtrengten Prozeß ſeine Freiheit erlangte und ſeitdem längere Zeit als Kellner im Kroll'ſchen Etabliſſement konditionirte. In Braſilien als Sklave geboren, war ihm in der Taufe nur ein Rufnamen beigelegt worden, ohne zugleich, da die Sklaven keine Familie bilden, einen Familiennamen zu beſitzen. Als derſelbe ſich kürzlich, nachdem er inzwiſchen die Niederlaſſung hier erlangt, zum Aufgebot meldete, ſtellte ſich der beregte Mangel heraus und hat er ſich deßhalb an Se. Majeſtät den König mit der Bitte gewandt, ihm die Erlaubniß zu geben, ſeinen Rufnamen Marcellino als Familiennamen führen zu dürfen.

Logogryph.

Das ganze Wort
Zeigt uns den Ort,
Den niemals weiß
Von ihrem Fleiß
Die Modefrauen
In Städten ſchauen.

Ein Zeichen ab,
Dann heißt's: Hinab
Ins dunkle Haus,
Wo nie heraus,
Trotz Stillings Lehren,
Wir wiederkehren.

Eins minder noch,
Zeigt mir ſich doch
Der Deutſchen Baum,
Den wir jetzt kaum
In Urkraft kennen. —
Wer kann ihn nennen?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Dienstag, 24. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

In den Straßen drängte, überstürzte, erdrückte sich das entsetzte, in wilde Flucht getriebene Volk, um Schutz zu suchen gegen die von allen Seiten drohende Gefahr; da erscheint plötzlich ein Trupp bis zur Raserei fanatisirter Drusen auf schnaubenden Pferden, weiße Burnusse flattern im Winde, blanke Schwerter blinken in der Sonne und im unaufhaltsamen Strome schleudert die berittene Schaar Tod und Verderben unter die kompakten Massen der wehrlosen Christen. Der holländische Konsul fällt in die Hände der Wüthenden. Er wird getödtet, sein Körper in Stücke gehauen, und die Ungeheuer tragen triumphirend die einzelnen, noch zuckenden Theile durch die Straßen, und schleudern wie im Ballspiel die blutenden Glieder, die sie mit ihren Yatagans vom Rumpfe trennten, in die Luft. Ebenso wurde der Konsul der nordamerikanischen Staaten in seinem eigenen Hause angegriffen. Er leistete heroischen Widerstand, aber von Zimmer zu Zimmer gedrängt, angesichts des Todes, der seine treuen Diener, seine tapferen Landsleute trifft, findet er nur noch in der Flucht sein Heil, indem er schwer verwundet, blutend und erschöpft durch eine Hinterthüre in seinen Garten entwischt, wo es ihm noch mit genauer Noth gelingt, sich in dem Kellerraum eines Glashauses zu verbergen. Wenn aber auch alle ausländischen Konsulate überfallen, geplündert, zerstört und niedergebrannt wurden, das englische Konsulat wenigstens blieb großmüthig verschont! . . .

Als die Drusen vor der Thüre des Mr. Bank vorüberkamen, fragten sie, wem dieses Haus, welches sie von türkischen Soldaten besetzt fanden, gehöre.

„Dem englischen Konsul!“ schrieen ihnen die Türken entgegen und der mörderische Haufe weicht zurück, „denn,“ ruft er, „er vertritt eine befreundete Nation!“

Und Damaskus hatte einen Pascha, einen Mann, in dessen Händen das Oberkommando ruhte, der über eine beträchtliche Macht verfügen konnte, der eine bedeutende Anzahl von Truppen befehligte; und dieser Pascha war Achmed, derselbe türkische General, der an der Seite der Franzosen bei Eupatoria kämpfte, dessen Brust mit dem Großkreuze der Ehrenlegion geschmückt ist! Und dieser Türke, dieser General, dieser Vertrauensmann der Pforte, um dessen mächtigen Schutz die Konsuln baten, dessen Erbarmen die Christen beschworen, dieser Achmed-Pascha stachelte seine Soldaten an, die Drusen an Infamie zu überbieten. Achmed-Pascha that in Damaskus dasselbe, was Kurschid-Pascha in Deir-el-Kamar gethan.

Auch der Muphti zog durch die Straßen und feuerte den Fanatismus der Türken an; sein eigener Sohn war unter den Mördern; noch empörender, noch unglaublicher, noch schmachvoller für das ganze Menschengeschlecht aber war das Benehmen der Frauen, die auf den Terrassen standen und dem blutigen Schauspiele Beifall spendeten, diesen haarsträubenden Schlächtereien wie einem Festspiele zujubelten und bei jedem Christen, der vor ihren Augen niedergemetzelt wurde, ein lautes Freudengeschrei erhoben.

Und während diese elenden, bis zur Bestialität entarteten Kreaturen ihrem blutdürstigen Instinkte freien Lauf ließen, wurden jungen Frauen Hände, Füße und Brüste abgeschnitten, Matronen an ihren weißen Haaren durch die Straßen geschleift und Mädchen und Kinder den größten Martern unterworfen. Das ganze Christenquartier, aus 3800 Häusern bestehend, bot nur mehr den Anblick eines einzigen großen Schutthaufens, einer chaotischen Verwüstung, der durch die ungeheure Anhäufung der Leichen mephitische Dünste entstiegen.

Mehr als tausend Mädchen verschwanden an diesem entsetzlichen Tage aus Damaskus und man

weiß heute noch nicht, was aus ihnen geworden ist, d. h. in welche Harems man sie geschleppt hat. In einer Kirche empfingen zwanzig Priester am Altare kniend den Tod, während die Druſen zu obscönen Liedern die Melodien auf der Orgel spielten und die Heiligthümer profanirten. Welche Scenen fanden erst im Franziskanerkloster statt! Es war 3 Uhr; der Konsul hatte den frommen Vätern sagen lassen, sie sollten augenblicklich ihr Haus verlassen und bei Abd-el-Kader Zuflucht nehmen.

„Bah," entgegneten sie, „was hätten wir zu fürchten? Wir haben den Muselmännern nur immer Gutes gethan, warum sollen sie uns dies mit Böſem vergelten? Wir haben ihre Kinder in unsern Klassen, die uns als ihre zweiten Väter betrachten. Wenn das Haus Abd-el-Kader's französisch ist, das unsere ist es auch. Wir bilden eine französische Pfarrei und wer uns beleidigt, beleidigt Frankreich. . . ."

Eine Stunde später, um 4 Uhr, stürzten sich die Türken auf das Kloster, zertrümmerten mit Aexten die eisenbeschlagene Thüre und überfluteten das ganze Gebäude. Die Geistlichen und mehr als hundert Christen, die von ersteren aufgenommen worden waren, flüchteten sich in die Kapelle und stellten sich um den Altar herum auf. Die Mörder verfolgten sie und diejenigen, welche ihnen die Wege durch das weitläufige Gebäude zeigten, waren die muſelmänischen Knaben selbst, die Zöglinge und Schüler der frommen Väter! Ein Türke stieg in den Glockenthurm; es war ausgemacht worden, daß mit jedem Glockenschlage ein Franziskaner getödtet werden sollte. Der erste Glockenschlag ertönt: ein Dolch zuckt durch die Luft. . . .

„Erste Messe für Frankreich!" ruft der Mörder, und ein Franziskaner stürzte getroffen nieder.

Ein zweiter Glockenschlag . . .

„Zweite Messe für Napoleon!" ruft ein Anderer und wieder fällt ein Mönch.

„Dritte Messe für das französische Konsulat! . . . Vierte Messe für den Konsul! . . . Fünfte Messe für die französische Nation . . ." Und so geht es fort und fort und mit jedem Ausrufe fällt ein neues Opfer in die ungeheure Blutlache, die bald stromweise über die Stufen des Altares herabfließt. Nur zwei Männer entkamen dieser Schlächterei, der Klosterkoch und der arabische Sprachlehrer Mikail-Muſiabeck. Letzterer ist es, der diese schaudererregenden Scenen als Augenzeuge berichtete.

Ein schwer erkrankter Türke bittet sich als letzte Freude aus, daß man ihm einen gefangenen Giaur gebunden an sein Bett bringe. Man beeilt sich, seinem Wunsche nachzukommen, und seine Söhne selbst führen ihm einen Christen zu. Da ergreift der Kranke eine Pistole, die er unter seinem Kopfkissen verborgen hielt, und schießt den Unglücklichen nieder. Der scheußliche Mörder streckt sich und sinkt selbst als eine Leiche auf seine Kissen zurück. Ohne Zweifel hat die Freude über seine Heldenthat, einen wehrlosen, gebundenen Menschen ermordet zu haben, sein Lebensende beschleunigt! . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Sag's deiner Frau.

(Schluß.)

„Ei, Lieschen, Du sprichst recht rund heraus," erwiederte Walter mit einem tiefen Athemzuge, „und nach dem, was Du mir sagst, fürchte ich selbst auch, daß Lorenz kein Mann für mich ist. Aber was kann ich thun?" fügte er kleinlaut bei. „Ich muß mehr Kapital haben, oder —" er hielt inne.

„Oder was?" Seine Frau sah ihn fest an, ohne durch einen Zug Angst oder Schwäche zu verrathen.

„Es könnte zum Bankerott kommen."

„Es thut mir sehr leid, daß ich Dich so reden hören muß," versetzte die Frau mit einem leichten Beben in ihrer Stimme; „aber gleichwohl ist es mir lieb, daß ich es weiß. Der neue Teppich in's Besuchzimmer wird jetzt natürlich nicht gekauft."

„Oh, was dies betrifft — der Aufwand dafür kann keinen großen Unterschied machen," sagte Walter. „Das Besuchzimmer sieht so schäbig aus, und ich weiß, daß Dein Herz an dem neuen Teppich hängt."

„Wenn auch keinen großen, so macht's dennoch einen Unterschied," entgegnete die Frau entschlossen. „Beim Ueberladen reicht der letzte Strohhalm aus, das Zusammenbrechen des Kameels zu bewirken. Walter soll nicht durch die unnöthigen Ausgaben seiner Frau bankerott werden. Ich möchte den neuen Teppich jetzt nicht mehr und wenn er mir für den halben Preis geboten würde."

„Lieschen, Du bist eine treue, brave Frau," sagte Walter, in der Gluth neuerwachter Bewunderung ihr einen Kuß auf die Wange drückend.

„Ich hoffe, dies stets zu seyn," versetzte Frau Walter, „und werde mich immer willig finden lassen, meinen Mann zu unterstützen, sey es durch Sparen oder durch eigene Arbeit. Doch sprechen wir jetzt mehr von Deinen Angelegenheiten und laß mich Deine Bedrängniß näher kennen. Mußt Du die zwölftausend Gulden auf einmal haben?"

„O nein, nein; so schlimm steht's nicht. Ich habe nur die Zukunft, die Zeit ins Auge gefaßt, für die ich Deckungsmittel bereit halten müß. Was

das Geschäft selbst betrifft, so brauche ich keinen Associé. Ich bin kein Freund von Compagnon-Geschäften, da sie gern Widerwärtigkeiten und selbst Gefahren im Gefolge haben. Ich hatte nur das Geld im Auge, nicht den Mann."

„Wenn Du Dich mit Herrn Lorenz einließest, so dürfte Dir der Mann eine theure Zubuße zu dem Gelde werden. Dies ist wenigstens meine Meinung von ihm. Es freut mich übrigens, zu hören, daß Du von keiner unmittelbaren Gefahr bedroht bist. Läßt sich denn nicht vorbeugen?"

„Du meinst durch Beschränkung der Ausgaben?"

„Ja."

Walter schüttelte den Kopf.

„Verzage nicht zu früh," sagte seine Frau. „Wir wollen einen Ueberschlag machen über den Haus- und Ladenverbrauch. Angenommen, es könnten zweitausend Gulden im Jahre erspart werden, würde das nichts ausmachen?"

„Oh, wenn dies möglich wäre — aber es geht nicht — so würde es im Verlaufe recht viel ausmachen, obschon damit der zunächst drohenden Bedrängniß nicht abzuhelfen ist."

„Gesetzt, es ließen sich innerhalb der nächsten zwei Monate außer dem Ladenertrag tausend Gulden beischaffen?"

„Für diese Zeit wäre damit auszureichen. Aber woher sollen die tausend Gulden kommen, Lieschen?"

„Verzweifelte Krankheiten fordern verzweifelte Mittel," entgegnete die Frau in entschiedener Weise. „Wir wollen von unserm Hausrath alles nur irgend Entbehrliche verkaufen und das Geld in Dein Geschäft stecken. Es lassen sich daraus immerhin zwei-, vielleicht dreitausend Gulden erzielen. Mein Piano allein ist fünfhundert werth. Wir können das Haus auf ein Jahr oder zwei vermiethen und immer wieder einziehen, wenn es besser geht."

„So weit wollen wir's noch nicht treiben, Lieschen," sagte Walter.

„Aber etwas muß geschehen. Die Krankheit ist im Anzuge und mein erstes Rezept wird wenigstens ihre Hauptwucht brechen. Ich habe noch eine andere Zuflucht, die mir eben einfällt. Wir können zu meiner Mutter ziehen, die immer gewollt hat, daß wir bei ihr bleiben sollen. Wir kommen dann mit der Hälfte von dem aus, was uns bisher die Haushaltung gekostet hat. Schwester Anna entschädigen wir dafür, daß sie die beiden Kinder in ihre Obhut nimmt und ich helfe Dir im Laden; damit ersparen wir den ersten Commis."

„Lieschen, bist Du bei Sinnen?!"

„Ja wohl, Walter, vollkommen; und wirst Dich davon überzeugen, ehe Du um ein Jahr älter bist, wenn Du mich machen läßest. Warum sollst Du Salair für eine Arbeit ausgeben, die ich eben so gut verrichten kann? Stelle mich an Müllers Platz und es bleiben Dir jährlich reine zwölfhundert Gulden in der Tasche."

„Daran ist nicht zu denken, Lieschen. Wir wollen noch eine Weile warten."

„Aber wir müssen daran denken und dürfen auch nicht länger zuwarten," entgegnete die kleine Frau mit Bestimmtheit. „Mit dem Rechten muß man nicht lange zögern. Wird uns mein Plan nicht sichern?"

„Das freilich; aber —"

„So handeln wir danach und lassen uns durch keine weiteren Aber beirren. Oder —" sie blickte ihn etwas boshaft an — „willst Du vielleicht vorher mit Herrn Lorenz Rücksprache nehmen?"

„Zum Geier mit diesem Herrn Lorenz!" rief Walter.

„Recht so; und da wir seine Hilfe nicht brauchen, so wollen wir uns selbst helfen. Ich habe immer sagen hören, Selbsthilfe sey die beste und zuverlässigste. Wir können offen gegen einander seyn und dürfen uns wechselseitig trauen; bei andern Leuten ist dies nicht immer der Fall. Wann wollen wir die Auktion abhalten?"

„Nicht so schnell, Lieschen; nicht so schnell. Ueber die Auktion sind wir noch nicht im Reinen. Man hat sichern Verlust dabei. In Versteigerungen wird kaum der halbe Ankaufspreis des Hausrathes erzielt."

„Immerhin Gewinn genug, wenn sie uns vor dem Bankerott bewahrt. Und Du sagst ja, daß wir damit bedroht seyen?"

„Ich denke, es geht auch ohne dies," versetzte Walter. „Wie die Sachen stehen, gefällt mir allerdings Dein Vorschlag, an Müllers Stelle zu treten, nicht übel; denn dadurch würden immerhin zwölfhundert Gulden erspart."

„Wie kann ich Dir aber in dem Laden helfen, wenn ich die Haushaltung fortzuführen habe?" versetzte Frau Walter. „Das Haus muß mir also zuerst abgenommen werden."

„Glaubst Du nicht, daß Anna sich bewegen ließe, auf einige Monate zu uns zu ziehen? Wir können dann den Versuch weiter in Erwägung nehmen."

„Aber das Geld, Walter, das Geld, das der Hausrath einbringen wird! Darauf müssen wir zuerst sehen. Wir brauchen das Geld jetzt."

„Freilich."

„Dann muß es bei der Auktion sein Verbleiben haben. Halbe Maßregeln helfen nicht, sondern

Digitized by Google

verderben im Gegentheil alles. Ich weiß, die Mutter läßt Anna nicht fort; es ist also unnütz, sich weiter mit diesem Gedanken zu plagen. Die Auktion, Walter, die Auktion — verlaß Dich darauf, sie ist das beste Abhilfemittel. Hast Du nur erst zwei- und dreitausend Gulden wieder in Händen, so wirst Du Dich gleich als einen anderen Mann fühlen — sie geben Dir auf's Neue Muth, Vertrauen und Thatkraft."

„Du magst Recht haben, Lieschen; aber der Gedanke an diese Auktion, von der Du so leicht sprichst, will mir nicht hinunter."

„Wie bist Du so hasenherzig und fürchtest Dich, zu thun, was Dir die Klugheit als das Rechte bezeichnet!"

„Ich war es, Lieschen, bin's aber nicht mehr. Mit einer so muthigen Frau, wie Du bist, an der Seite, brauche ich die ganze Welt nicht zu fürchten."

Eine Woche später fand die Versteigerung statt. Als der Auktionator die Rechnung abschloß, konnte er gegen die fünfundzwanzighundert Gulden abliefern, die gerade zu rechter Zeit einliefen, so daß der bekümmerte Walter sich wieder leicht wie ein Vogel fühlen konnte. Acht Tage darauf trat Frau Walter als erster Commis und Kassirer in den Laden ihres Mannes ein. Anfangs gab es zwar verschiedentliche Zeichen von Rebellion unter dem übrigen Dienstpersonal; aber Lieschen hatte einen scharfen sicheren Blick und ihr Selbstvertrauen machte allmälig einen solchen Eindruck, daß schon ihre Gegenwart die widerspenstigsten Neider bezwang. Ihr Takt und ihre Thatkraft übten auch bald einen vortheilhaften Einfluß auf das Geschäft, und nach Ablauf eines halben Jahres standen die Einnahmen höher als je.

Ehe Frau Walter an der Handlung selbstthätigen Antheil nahm, war ihr Mann fast die Hälfte der Geschäftsstunden außer Haus, um die benöthigten Geldmittel aufzutreiben, jetzt hatte er stets die zur Deckung erforderlichen Baarmittel und konnte sonach auch seinem Geschäfte eine größere Aufmerksamkeit zuwenden. Dieses nahm dadurch natürlich einen Aufschwung und warf unter dem neuen System immer ansehnlichere Beträge ab, so daß nach Verfluß des ersten Jahres (um uns Walters eigenen Ausdruck zu bedienen) „alles recht war". Nicht dasselbe konnte ein Nachbar von sich rühmen, der, um mehr Kapital zu erhalten, den Herrn Lorenz zum Associé angenommen. Statt zwölftausend Gulden beizubringen, hatte dieser „Kapitalist" nur dreitausend Gulden beschaffen können, dafür aber vor Ablauf des Jahres sechs- oder siebentausend Gulden aus dem Geschäft gezogen und für noch viel höhere Summen Wechsel auf die Firma ausgestellt. Eine unausbleibliche Folge dieses Gebahrens war der Bankerott des Hauses.

Als Walter von diesem Ausgang hörte, bemerkte er mit einem Achselzucken:

„Mein Nachbar dauert mich; aber er hätte vorher mit seiner Frau darüber sprechen sollen."

„Ueber was?" fragte ihn die Person, an welche er die Bemerkung gerichtet hatte.

„Darüber, daß er mehr Kapital brauche und den Lorenz zum Associé annehmen wolle."

„Was hätte ihm dies nützen können?"

„Es würde ihn vielleicht, wie mich, vor dem Verderben bewahrt haben."

„Wie Sie, Walter? Sie sind geheimnißvoll."

„Ja, wie mich. Mit dürren Worten: Vor einem Jahre fehlte es mir an Geld in meinem Geschäfte und ich dachte an eine Verbindung mit Lorenz. Ich theilte es meiner Frau mit und sie sagte: „Thu's nicht." Ich folgte ihr, denn sie begründete ihre Warnung damit, daß sie mir über die Verschwendung seiner Frau die Augen öffnete. Ich theilte ihr sodann meine Verlegenheit mit und ihr klarer Kopf zeigte mir den Weg, wie ich mich herausarbeiten sollte. Vorher hatte ich freilich nur eine geringe Meinung von ihrer Einsicht in Geschäftssachen; jetzt aber möchte ich jedem Geschäftsmanne, der sich in einer Klemme befindet, zurufen: „Sag's Deiner Frau!"

Mannigfaltiges.

Vor einiger Zeit ging Jemand an einem Wirthshaus in L. vorüber, in dem er noch eine kleine Schuld zu tilgen hatte. Der Wirth öffnete das Fenster, rief ihm zu und erinnerte ihn an diesen fast verjährten Rückstand. Mit großen Augen und langem Gesicht rief der Angehaltene verwundert aus: „Was e Gedächtniß!"

Ein Wiener Hotelbesitzer ist auf den originellen Gedanken gekommen, seine Lokalitäten in die Form einer alten Ritterburg umzuwandeln. Die Kellner sollen als Ritter gekleidet mit bunten Schärpen umhergehen, alle Ankommenden werden mit Trompetenschall empfangen, Troubadours lassen ihre Laute erklingen, kurz alles soll nach Rittersitte eingerichtet werden.

Auflösung des Logogryphs in № 114:
Bleiche. Leiche. Eiche.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Freitag, 27. September 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Ueberall war das Plündern und Schlachten mit wahrhaft teuflischer Uebereinstimmung organisirt, nirgends stieß es auf ernsten Widerstand; nur Abd-el-Kader, der unerschrockene Emir, bot Alles auf, so viele Christen als möglich zu retten. Man meldete ihm, daß Achmed-Pascha, der seine Absichten kenne, fünftausend Banditen absenden wolle, um ihn anzugreifen.

„Gut," rief er, „wir wollen sie empfangen!" Dann sich an Sidi-Kadur, seinen treuen Lieutnant, wendend, gab er seine weiteren zweckentsprechenden Befehle.

In diesem Augenblick kam Spartalis, der griechische Konsul. „Damaskus ist verloren", sagte der Emir zu ihm. „Wir werden sterben müssen, aber wenigstens wollen wir nicht wie Weiber sterben. Wir müssen uns wehren, müssen kämpfen, deßhalb, ihr Christen, bewaffnet Euch und suchet euer Leben so theuer wie möglich zu verkaufen!"

An mehr als fünfhundert Männer wurden Waffen und Munition vertheilt. Inzwischen gingen aber die Metzeleien mit gesteigerter Wuth fort. Man band Frauen nackt an die Schweife wilder Pferde, die man durch die Straßen jagte, bis von den Unglücklichen alles Fleisch vom Körper gerissen war. Im Christenhospitale, welches von den barmherzigen Schwestern gestiftet und unterhalten wurde, waren dreihundert Kranke, und alle dreihundert bis auf den letzten Mann wurden in ihren Betten ermordet. Einem unglücklichen Priester, der ebenfalls in die Hände dieser Ungeheuer gefallen war, wurde mit dem Säbel aus der Kopfhaut eine Tonsur herausgeschnitten. Dem gänzlich Entkleideten schnitten dann die Unmenschen mit einem Kandjar auf Brust und Rücken die Zeichnung eines Meßgewandes in das Fleisch, und auf so grausame Weise tätowirt, überließen sie ihn seinem Schicksal, bis er unter unsäglichen Schmerzen seinen Geist aushauchte. Gatten, Väter, Brüder und Söhne sahen hier vor ihren Augen, in ihrer entsetzlichen Unfähigkeit, etwas dagegen zu thun, wie diese Ungeheuer, diese Dämonen, diese Scheusale ohne Namen, ihre Frauen, Töchter, Schwestern und Mütter mißhandelten, sie sahen die Mündungen der Flinten und Pistolen auf die Brüste ihrer theuern Angehörigen setzen, hörten die Hähne schnappen und die Schüsse krachen, die denen das Leben nahmen, an welchen ihr eigenes Leben hing, und deren Blut in Strömen bis zu ihren Füßen floß, ohne daß sie es hemmen, ohne daß sie der barbarischen Grausamkeit Einhalt zu thun vermochten. Nein, bei Gott, für das, was an jenen Tagen in Damaskus vorfiel, gibt es keinen Namen, keinen Ausdruck, keine Sprache!

Und Mr. Patterson, der vortreffliche englische Krämer, der ohne Zweifel einer vorausgegangenen Warnung zufolge es vorgezogen hatte, einstweilen Damaskus zu verlassen, fuhr wahrscheinlich in seinem Egoismus fort, das unter den Maroniten angerichtete Blutbad zu leugnen, und gewiß, zur Stunde ist er einer von denen, die am lautesten ihre Stimme für Revision der gegen die Druſenchefs anhängig gemachten Prozesse erheben, und die, von Humanität beseelt, den Mördern das Leben geschenkt wissen wollen. Mr. Patterson ist zuerst Kaufmann und dann erst Mensch, und bevor er die Leichen der hingemordeten Maroniten zählt, zählt er seine Pfunde, die er in seinem Koffer verschlossen hat. An wen soll der würdige Gentleman eher denken als an sich selbst? Welche Interessen sollen ihm näher liegen als die seines Handels? Zur leichteren Herstellung seiner Verbindungen in Indien ist es nöthig, daß die Druſen in ewiger Fehde mit den Maroniten leben, daß die Maroniten hingeschlachtet, daß sie geschwächt, daß sie in dem ruhigen Besitze ihrer Ländereien gestört, daß sie mit einem Wort an ihrem politischen

Emporkommen gehindert werden. Mr. Patterson hat von jeher in dieser Weise die Angelegenheiten des Libanon beurtheilt; dafür ist er aber auch reich, macht vorzügliche Geschäfte und hält sich mit Recht für den praktischsten Mann der Welt.

8.

Mehr als 20,000 Christen und über 5000 Juden hatten sich in einem einzigen Stadtviertel zusammengedrängt, in dem sie sich zu verbarrikadiren, zu vertheidigen und den Augenblick ihres Todes hinauszuschieben suchten. Die Druſen und Türken griffen von allen Seiten an. An der Spitze der Druſen befand sich Malum Khatun, der Scheik, mit blutigem Yatagan in der Hand seine Bande aneiferud, sie hetzend gegen die unglücklichen Maroniten, wie der Jäger seine Hunde dem verfolgten Hirsche nachhetzt. Die Druſen umschlossen diesen letzten Zufluchtsort der Christen von allen Seiten, aber nur Schritt für Schritt vermochten sie vorzudringen; nicht daß die Vertheidigung eine so hartnäckige gewesen wäre, nein, sondern weil es zu viele Opfer zu erwürgen gab! Die Druſen mordeten, die Türken zündeten die Häuser an, und alle plünderten, raubten und stahlen mit unersättlicher Gier. Osman-ben-Assah, der Aga, war nicht unter den Seinigen. Was war aus ihm geworden? . . . Niemand wußte es anzugeben, niemand hatte ihn gesehen.

Das Blut floß allenthalben in Strömen. Eine Bande Druſen war in eine enge krumme Gasse eingedrungen, in der aus einem nach europäischem Style gebauten Hause herzzerreißendes Geschrei drang. Ueber dem Eingange dieſes Hauſes stand mit großen Buchstaben in französischer Sprache: Pensionat für junge Mädchen. Es war in der That ein Erziehungsinstitut, dem eine Französin als Direktorin vorstand, und welches in Damaskus und der ganzen Umgegend sich eines so guten Rufes erfreute, daß mehr als 200 Familien aus den angesehensten Kreisen der europäischen Negocianten ihre Töchter demselben anvertraut hatten. Diese armen Kinder, der peinlichsten Angst zur Beute, erwarteten den Tod mit allen seinen Schrecken. Zwei katholische Priester waren unter ihnen und sprachen ihnen Muth zu. Einige Nonnen, einige jener frommen Schwestern der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe, die man überall finden kann, wo es Schmerzen zu lindern, Wunden zu verbinden, Kranke zu pflegen gibt, vereinigten ihre Ermahnungen und ihren Zuſpruch mit dem der beiden Geistlichen, aber die fast bis zum Wahnsinne gebrachten Kinder rangen die Hände, rauften sich die Haare aus und schrieen und jammerten, daß ein Stein sich ihrer hätte erbarmen mögen.

Plötzlich wichen die Thüren den Angriffen von außen, und die blutdürstigen Dämone ergossen sich in das Pensionat wie ein Strom verwüstender Lava. Nun gab es für den Schrecken keine Grenze mehr und die gräulichsten, furchtbarsten Scenen begannen. Man sah jungen Mädchen mit einem Schlage die Köpfe vom Rumpfe trennen, sah andere an den Spitzen der Lanzen in die Luft schweben, sah wieder andere über die Terrassen hinab auf das blutige Pflaster der Straße fliegen. Die Druſen und Türken berauschten sich im Blute und überboten sich in wahrhaft teuflischer Grausamkeit. Eine Klosterfrau, ein Geistlicher und fünfzehn Mädchen, von welchen das älteste kaum sechzehn Jahre alt war, hatten sich in die Kapelle geflüchtet, und während die Nonne vor dem Altar auf den Knieen lag und die Barmherzigkeit des Allmächtigen anrief, hielt der Geistliche ein silbernes Crucifix, welches er vom Tabernakel genommen, über die Häupter der vor Entsetzen gelähmten Kinder.

(Fortsetzung folgt.)

Nacht und Morgen, oder: Der Talisman.

Erstes Kapitel.

Nacht.

In einer jener Kellerrestaurationen, an denen die größeren Städte Deutschlands so reich sind, saßen eines Abends vier junge Männer gemüthlich beisammen — isolirt von dem bunten Gemisch der übrigen zahlreich anwesenden Gäste, an einem Tischchen abseits. Ihre Mützen hingen dicht über ihren Köpfen und ließen von ihrer leichten Form und den weiß und goldenen Borten auf den Stand ihrer Besitzer schließen; an dem breiten Verbindungsbande aber besonders, das einem jeden quer über die Brust lief, erkannte man die Studenten.

Drei von ihnen zeigten in ihrem ganzen Wesen die heitere Lebendigkeit jener Jünglinge, welche, der edlen Wissenschaft und den geselligen Freuden der Jugend huldigend, noch im Treiben des Alltagslebens ihr freies frisches Herz nicht verblutet hatten, und ohne deßhalb jedoch den Studenten vor der Welt zu forciren, wie so Viele thun, indem sie an öffentlichen Orten ihre Beine quer über die Stühle legen, die Mütze von ihrem Schädel für unzertrennlich halten und sich dagegen des Rockes entledigen, um das Ganze schließlich genial zu nennen.

Nur dem Einen des vierblättrigen Kleeblats schien Lust und Leben fremd zu seyn, und wenn die Zahl der Kümmernisse, die ihn vielleicht drückten,

auch gerade nicht aus den wenigen Falten seiner Stirn herauszurechnen war, so lag doch in seinem Wesen unverkennbar eine gewisse Niedergeschlagenheit.

Ohne Theilnahme für die lebhaften Gespräche seiner Kollegen, spielte er mit dem Fidibusse, der aus einem alten Kartenblatte geschnitten war, blickte oft starr die grüne Kellerwand an und nippte nur höchst selten aus dem vor ihm stehenden Glase Bier, während die Andern das Schenkmädchen in steter Bewegung hielten.

Die drei Zechbrüder verstummten jetzt und blickten ganz zufällig ihren einstlibigen Kollegen an, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn nach einer lebhaften Unterhaltung eine Pause eintritt und die Augen, wie zur Abwechslung, unwillkürlich nach einem Gegenstande suchen.

Der Beobachtete war eben damit beschäftigt, einen Brief zu entfalten, den er aus der Seitentasche seines Rockes hervorgezogen hatte. Mit trübem Blicke schien er die Zeilen immer wieder von Neuem zu überlesen.

Endlich war er im Begriff, das Billet unter einem tiefen Seufzer wieder zusammenzufalten, da wurde es ihm plötzlich von der Hand seines nächsten Nachbarn entrissen.

„Herrmann," rief der Dieb, „Du darfst keine Geheimnisse vor mir haben!" Dabei hielt er es jedoch wie mit einer gewissen Scheu zwischen seinen Fingern, als wollte er durch diesen Raub, der ja ganz in seiner Gewalt war, zeigen, wie heilig er die Rechte des Andern halte.

„Darf man wissen, was für ein Geheimniß dieses Briefchen birgt?" fragte er; „jedenfalls ist es der Schlüssel zu Deinem heut' so räthselhaften Wesen. — Ein grober Mahnbrief vom Buchhändler?"

„Meine Bücher sind sämmtlich bezahlt."

„Ein artiger Korb von einer Angebeteten?"

„In dieser Hinsicht bin ich Atheist."

„Doch nicht gar eine Trauerkunde aus der Heimath?"

„Lies in Gottesnamen, Feller," entgegnete Herrmann, worauf Feller von der Erlaubniß seines betrübten Freundes Gebrauch machte, indeß der erstere mit den Fingern auf den Tisch malte und trübselig für sich lächelte.

„Du hast mich schön zum Besten gehalten!" rief Feller lachend, nachdem er den Brief durchlesen hatte, „nimmt dieser Mensch eine feierliche Miene an, wie er in dem Dinge buchstabirt, als wär's ein Bannbrief vom heiligen Vater in Rom — und was steht drinnen? — weiter Nichts, als daß er in der letzten Ziehung der königl. ..... schen Landes-Lotterie mit einer Niete bedacht worden sey: zum „„aufrichtigen Bedauern"" des Kollekteurs, der für solche Fälle gleich gedruckte Briefe hat und hierbei nur den einzigen Fehler begeht, daß er, statt mit Buchdruckerschwärze, nicht mit Pech drucken läßt."

Die jungen Leute am Tische lachten, Herrmann blieb seiner vorigen Haltung treu.

„In Deinem Munde," entgegnete er, „gestaltet sich die Sache humoristischer, als sie in der That für mich ist. Ein Gewinn ist ein Glück, eine Niete folglich ein Unglück."

„Es gibt ein Mittelweg, den man dann geht, wenn man gar nicht spielt," versetzte Feller, der Mediziner, lächelnd.

„Ich spielte zum ersten Male."

„Um so sicherer war vorauszusehen, daß Du durchfallen würdest; denn Fortuna ist ein sprödes Mädchen, das Einem nicht gleich beim ersten Komplimente, welches man macht, einen Kuß gibt."

„Das Zusammentreffen der Umstände bestimmte mich, das Loos zu spielen.

„Der Lottokollekteur Schreiber, der Dir auch bekannt ist, traf mich eines Abends in diesem Lokale und bemühte sich vergebens, mir ein Loos aufzuschwatzen; dessenungeachtet ließ er den Glauben an die Menschheit nicht sinken, sondern schickte am nächsten Tage seinen Laufburschen mit dem sauber eingesiegelten Achtel zu mir. Im Begriffe, das Loos abermals zurückzuweisen, empfange ich durch einen andern Boten ein Kistchen Bremer Cigarren vom Kaufmann Finck, welcher sich einiger juristischer Winke wegen, die ich ihm in Betreff einer Klagesache gegeben und deren er sich mit Erfolg bedient hatte, — gegen mich verpflichtet glaubte. — Schnell berechne ich die Ersparniß, die mir durch dies unerwartete Geschenk erwächst; sie wiegt gerade das Achtel auf, und so behielt ich das Loos."

„Geheimnißvolles Zusammenwirken der Umstände!" rief Feller ironisch.

„Wenigstens war ich nicht abgeneigt, eine Art Aufforderung vom Schicksale darin zu suchen."

„Da ist wieder einmal ein Mystiker auf die Nase gefallen."

„Ich glaube in der That, daß es meinem Fatum nicht darauf ankommen könne, mir ein kleines Sümmchen zu bescheeren, vermöge dessen mir die Möglichkeit geboten würde, meine Studien vollends zu beenden und mit Ruhe meine Spezimen zu beginnen."

„So hättest Du Dich wirklich an eine solche Chimäre anklammern können und ihr plötzliches Verdunsten vermag Dir die letzten Funken Lebensmuth zu rauben? Willst Du vielleicht auch ein Pistol haben, um Dich des Lotterieloses wegen zu erschießen?"

„Das Scheitern jener eitlen Hoffnung konnte mich nicht rühren," widersprach der Jurist lebhaft, „aber meine traurige Lage, meine hoffnungslose Zukunft mußte es mir vor die Seele führen, und nachdrücklicher als je, mußte mich das ausgebliebene Glück an die Umstände mahnen, welche den Wunsch darnach erst in mir wachgerufen hatten. Oder begreift Du nicht, was es sagen will, wenn einem vor den zurückgelegten zwei letzten Semestern der Vater wegstirbt, welcher, — ein unbemittelter Beamter —, der Wittwe nur die schmale Pension und dem Sohne nichts, als seinen Segen hinterlassen kann? — Gott weiß, daß es kein Vorwurf gegen den edlen Seligen seyn soll, nur eine Rechtfertigung vor dem Fremde, der mich meiner Kleinmüthigkeit wegen verachten würde."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ernst Kossak äußert sich im Feuilleton der „Köln. Ztg." über die Reisewuth und deren Folgen in humoristischer Weise also: „Es soll sich, wie mir ein älterer Tourist versichert, der nicht des oberflächlichen Vergnügens, sondern nur der Menschenkunde wegen reist, schon ein Verein von Gasthofsbesitzern in mehreren vielbesuchten und leicht zu erreichenden Gegenden gebildet haben, der, aus Furcht vor Ueberfluthung und aus Besorgniß, die gerechten Wünsche der Gäste deßhalb nicht befriedigen zu können, diese Reisewuth auf ein bescheidenes Maß zurückführen will. Da es sich für Hotelbesitzer nicht schicken würde, anlangende Fremde mit dem Bekenntnisse, sie nicht mehr anständig beherbergen und bewirthen zu können, von der Thüre wegzuschicken, so haben diese verständigen Männer ein feines Mittel ersonnen, die unbesonnenen Touristen von ihrer Epidemie zu heilen. Mit der höchsten Bereitwilligkeit nehmen sie jeden auf, der bei ihnen anklopft, und müßten sie ihn hinter dem Schornstein, in der Speisekammer, auf dem Billard oder im Hühnerstalle unterbringen. Aus ihren Gesichtern spricht der beste Wille, den Gast gut zu behandeln, aber im Hinterhalte ihres Inneren lauert die weise Absicht, ihm eine Lehre zu ertheilen. Er wird auf eine jämmerliche Weise beköstigt, getränkt und gebettet, Niemand bekümmert sich um ihn und läutete er selbst Sturm oder risse die Klingelschnur in Fetzen; naht aber der Moment der Rechnungslegung am Morgen, so suchen sie bis auf den Grund seines Geldbeutels zu gelangen. Die erwähnte Liga von Hotelbesitzern legt es darauf an, einen Touristen, der sich für vier Reisewochen eingerichtet hat, schon nach acht Tagen auf den Sand zu setzen. Für schlechte Stearinlichter, für Bedienung, die sich gar nicht hat blicken lassen, für elenden Cichorienkaffee mit einigen Bissen Weißbrod, werden förmliche Strafgelder angesetzt, als hätte der Gast durch Genuß oder Gebrauch dieser Kosthärtchen ein Gesetz des Staates verletzt. Zuletzt müssen ihn noch mehrere Bettler von Hausknechten und Kellnern mit trinkgeldgierigen Gesichtern bis an den Wagentritt verfolgen, und wie Beelzebub lacht der kalkulirende Oberkellner dem gezüchtigten Touristen nach. Diese Philosophen haben es wirklich im Laufe des Sommers dahin gebracht, daß ihre Hotels im nächsten Jahre vor einer Ueberfüllung mit Reisenden vollkommen sicher seyn werden."

(Verschiedene Heilmittel.) Auf einem Maskenballe, zur Feier eines hohen Geburtsfestes, erschien auch eine Maske, welche Arzneiwaaren ausbot, unter denen sich folgende auszeichneten: Madagaskaröl für diejenigen, die keine Haare auf den Zähnen haben. — Pflaster für diejenigen, die wohl wissen, wo sie der Schuh drückt. — Wunderalbe für Frostbeulen am Herzen. — Ohrenbalsam für diejenigen, die Alles nur halb verstehen. — Seife für diejenigen, die sich gern weiß waschen möchten. — Scheidewasser, um lästige Verbindungen aufzulösen. — Wunderthätige Mirtur gegen die Einseitigen. — Peruanischer Balsam zur Einreibung für Leute, die gern auf zwei Schultern tragen. — Auflösende Pillen für verhaltene Seufzer. — Kühlender Saft für diejenigen, die immer oben hinaus wollen. — Niederschlagendes Pulver für zu hohe Ansprüche. — Probates Mittel gegen den Stein des Anstoßes. — Milch, um seine ungerechten Hände in Unschuld zu waschen. — Sublimat für diejenigen, die zu sehr an der Erde kleben. — Heftpflaster für Schwätzer. — Höllenstein für böse Zungen. — Flüssigkeit, um dem Mantel der christlichen Liebe einige Dehnbarkeit zu verschaffen.

„Ach, liebe Nachbarin, Sie liegen ja darnieder. Was fehlt Ihnen denn?" „Ich muß das Bett hüten." „Sie sind also krank?" „Nein, das nicht, aber wenn ich das Bett nicht hüte, trägt mein Mann es in's Pfandhaus."

Quetelet hat nach dem ihm zu Gebote stehenden statistischen Material verschiedener Länder berechnet, daß durchschnittlich von 1000 heirathsfähigen Männern 88 wirklich heirathen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Sonntag, 29. September 1861.

Gedicht

von Hermann Oelschläger.

Die Taufe des Weins.

Spät noch im Oktober brausen
Wetter dumpf und schwer heran,
Blitz und Donnerschläge sausen
Ihre ungemess'ne Bahn.

Alles fiel dem Herbst zum Raube,
Gold'ne Garben bracht' man ein;
Auf dem Berge nur die Traube
Glüht im letzten Sonnenschein.

Durch die Lüfte jagen Blitze,
Auf flammt es mit einem Mal:
In des Berges höchste Spitze
Fuhr des Blitzes jäher Strahl.

Und es sind in lichte Flammen
Erd' und Himmel wie getaucht,
Donner hallen rings zusammen
Und des Berges Spitze raucht.

Regengüsse stürzen nieder —
Und die Luft wird blau und rein,
Auf dem Berg die Traube wieder
Glüht im letzten Sonnenschein.

Und es strömet durch die Reben
Wunderbar erneut der Saft,
Feuer hat der Blitz gegeben
Und der Donner gab die Kraft.

In der Berge duft'gen Segen
Zieh'n die Winzer jubelnd ein:
Unter Blitz und Donnerschlägen
Ward gekeltert der neue Wein.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Der Anblick des Christusbildes verdoppelte die Frenesie der Mörder: sie drangen in Masse vor, um sich auf die barmherzige Schwester und auf die Mädchen zu stürzen. Einer von den Unmenschen schwang seinen Yatagan gegen das Kreuz, welches der Priester emporhielt, der das **De profundis** angestimmt hatte. Aber in diesem Momente krachte ein Schuß, und der Gotteslästerer sank von einer Kugel durchbohrt zu Boden. Drei andere aus der Mitte der Würger stürzten nieder. Die blutige Klinge eines Yatagan beschrieb einen Zirkelhieb und sauste mit solcher Gewalt durch die Luft, daß sie gleichsam ein Schild zwischen den Schlächtern und den Opfern bildete.

Es war ein Mann, der plötzlich wie ein Phantom vor dem Altare aufgetaucht war und nun drohend den Druſen gegenüber stand. Die Kleider dieses Mannes waren zerrissen und von Blut durchnäßt, seine Augen rollten und schleuderten Blitze, sein Gesicht war glühend und seine Züge hatten den Ausdruck eines Gorgonenhauptes, vor dem die Druſen scheu zurückwichen. Eine kleine Thüre hinter dem Altar, durch die man aus der Kapelle in den Garten gelangte, erklärte diese plötzliche, anfangs unbegreifliche Erscheinung.

Mit einem einzigen Satze war dieser Mann zwischen die Druſen und die jungen Mädchen gesprungen, mit einem Pistolenschuß hatte er den Gotteslästerer niedergestreckt und mit seinem furchtbaren Yatagane die zunächststehenden Mörder theils schwer verwundet, theils zurückgedrängt. Die durch seine unerwartete Dazwischenkunft herbeigeführte Verblüffung der Druſen benützend, stürzte er sich auf die Elenden und schlug noch zwei von ihnen zu Boden. Aber endlich, wieder erholt von ihrem Schrecken, drangen jetzt die Wüthen-

den laut brüllend auf ihren einzelnen Gegner ein, der im nächsten Augenblicke umringt und von allen Seiten mit dem Tode bedroht war. Schon war der muthige Vertheidiger der Unschuld verloren, schon zuckten zehn blanke Yatagans über seinem Haupte. Da ertönte eine sonore Stimme durch die Kirche, die das Gebrüll der Mörder beherrschte.

„Halten Sie fest, Graf Villeneuve!“ schrie die Stimme und gleichzeitig tauchte die Gestalt Abul Abbar's, des Pantherjägers, neben dem Grafen auf.

Aus dem Munde des jungen Cast vernahmen unsere Leser, daß Henri v. Villeneuve durch Abul Abbar gerettet und in Sicherheit gebracht worden war; sie werden sich daher nicht wundern, ihn, der seine Braut im Harem Malun Khatuma's wußte und daher, noch kaum von seinen Wunden genesen, nach Damaskus geeilt war, plötzlich auf diesem neuen Schauplatze der Metzeleien gleich einem rettenden Engel erscheinen zu sehen.

„Halten Sie fest!“ hatte Abul Abbar dem Grafen zugerufen und schon im nächsten Momente stürzten wieder zwei Druſen nieder, denen Abul mit dem Kolben seiner schweren Flinte die Hirnschalen zerschmettert hatte.

Der Kampf, der jetzt zwischen den beiden Männern und den Druſen begann, war einer von jenen, wie Arioſt und Taſſo sie beſchreiben, einen Kampf unter Rieſen, wie ihn nur allein die Phantaſie eines Dichters zu träumen und zu ſchildern vermag. Es war einer jener furchtbaren, erbitterten, gräßlichen Kämpfe, in welchen der Menſch ſeine ganze Kraft, die ganze Gewandtheit, den ganzen Trotz aufbietet, mit dem ihn der Schöpfer begabte, ein Kampf der Verzweiflung zwiſchen ungleicher Stärke, denn es waren gegen Abul und den Grafen mindeſtens zwanzig fanatiſirte Banditen, die den Tod ihrer Kameraden rächen, die ſich ſelbſt gegen dieſe beiden Helden ſchützen wollten.

Bald blieben von der großen Ueberzahl von Druſen nur noch wenige übrig, und dieſe wenigen zogen ſich feige zurück. Sie flohen. „Retten wir die Kinder!“ rief der Graf.

Aber er hatte kaum Zeit, dieſen Ausruf zu vollenden. Die einen Augenblick von den Druſen geräumte Kapelle ward aufs Neue von ihnen überfluthet und mit gotteslästerlichem Geſchrei, Fluchen und Toben, mit Waffengeklirre und Flintenſchüſſen erfüllt.

Abul Abbar und der Graf ſtürzten ſich den Eindringlingen entgegen; eine luſterſchütternde Salve empfing ſie . . . allein weder der Eine noch der Andere wurden getroffen, nur die armen am Altare zurückgebliebenen Mädchen ſtießen ein Jammergeſchrei aus, und mehrere von ihnen wälzten ſich in ihrem Blute. Auch die barmherzige Schweſter war von einer Kugel niedergeſchmettert worden und hauchte, den Namen des Erlöſers auf den Lippen, ihren Geiſt aus. Der Prieſter dagegen ſtand noch aufrecht und hielt noch immer ſein Crucifix hoch empor, obwohl ſein Arm aus zwei Wunden blutete.

An der Spitze der Druſen war diesmal Malun Khatun. Als Henri ihn bemerkte, ſtieß er einen dumpfen Schrei aus und ſtürzte ſich gegen ihn vor. Abul Abbar, der nicht von der Seite des Grafen wich, that das Gleiche. Nunmehr aber von allen Seiten umzingelt, mußte dieſes tollkühne Vordringen den beiden Männern verderblich werden, wenn nicht in dieſem kritiſchen Momente, wo man bereits weder von dem Franzoſen noch von dem Pantherjäger mehr etwas ſah, in weiße Burnuſſe gehüllte Männer erſchienen wären, die noch rechtzeitig den Bedrohten Hilfe brachten. Es waren etwa 20 Araber, die von einem Manne geführt wurden, deſſen Yatagan in der Scheide war und der nur durch den Ausdruck ſeines ſonnverbrannten Geſichtes die Maſſen zu beherrſchen ſchien.

„Allah ſchütze die Franken!“ ſagte der Mann mit durchdringender Stimme, während er wie ſegenſpendend ſeine rechte Hand ausſtreckte.

Die Araber ſtürzten wie Löwen auf den dichten Haufen der Druſen; bald waren Abul Abbar und der Graf wieder befreit und zwar blutend, aber drohender denn je erhoben ſich die beiden Helden und ſchwangen zu neuem Kampfe ihre Schwerter.

„Tod dem Giaur!“ brüllte Malun Khatun.

„Tod! Tod!“ lautete wie ein Echo aus den heiſeren Kehlen der Druſen die Antwort auf dieſen Ruf.

„Abd-el-Kader, rette die Kinder und den Geiſtlichen!“ ſchrie Abul Abbar dem Manne zu, der an der Spitze ſeiner Leute ſo plötzlich erſchienen war. „Wir werden den Rückzug decken.“ Es war in der That Abd-el-Kader, der gefürchtete Emir, der einſtige Gefangene Frankreichs, der gekommen war, um den bedrohten Franzoſen Hilfe zu bringen. Araber und Druſen ſahen ſich drohend an. Der Kampf begann aufs Neue; auf ein Zeichen des Emirs aber ſchleppten einige von ſeinen Leuten die Kinder, welche noch am Leben waren, und den Geiſtlichen zur Kirche hinaus, um ſie in dem Palaſt ihres Herrn in Sicherheit zu bringen.

„Tod! Tod dem Emir!“ ſchrie Malun Khatun, als er ſeine Leute wanken ſah.

Neue Salven krachten. Ein faſt undurchdringlicher Pulverrauch umhüllte die Kämpfenden, die mit unerhörter Erbitterung auf einander eindrangen, bis plötzlich eine Feuerſäule gegen die Kuppel der Kapelle

emporwirbelte und ihre ſchauerliche Röthe über dieſe Scene beſtialiſcher Mordluſt verbreitete. Die Druſen hatten den Baldachin des Altars angezündet; dies genügte, um in wenigen Augenblicken auch die ausgetrockneten Holztheile deſſelben in Brand zu bringen, ſo daß ſich das Feuer mit raſender Schnelligkeit über die ganze Kirche verbreitete.

(Fortſetzung folgt.)

Nacht und Morgen, oder: Der Talisman.

(Fortſetzung.)

Fellers veränderte Geſichtsmienen verriethen, daß er auf den Ernſt des Kollegen einging. Er behielt jedoch keine Zeit übrig, ſein Mitgefühl, das, wie wir ſpäter ſehen werden, ein ſehr aufrichtiges war, in Worten an den Tag zu legen, indem Beider Aufmerkſamkeit auf eine im Schenklokale plötzlich entſtehende tumultuariſche Bewegung gelenkt wurde. Der größte Theil der Gäſte verließ eilig den Keller; nur die blieben zurück, welche keine Luſt hatten, dem Wirthe den Reſt ihres Bieres zu hinterlaſſen.

Die Studenten an ihrem einſam ſtehenden Tiſche wurden ſehr bald über die Urſache dieſes Aufruhrs belehrt, denn das Loſungswort „Feuer!“ ſcholl jetzt deutlich genug durch den Kellerraum. — Eben beriethen ſie ſich noch untereinander, ob ſie nach genoſſenem Anblick dieſes koſtbaren Schauſpiels ſich wieder in dem Keller treffen wollten, da bei dem Tumult, der am Orte der Gefahr vorausſichtlich herrſchen mußte, an ein Zuſammenhalten nicht zu denken war, oder ob man der Abwechslung wegen ein anderes Lokal wählen ſollte, in welchem das gemüthliche Beiſammenſeyn heute Abend noch fortzuſpinnen wäre, — da trat das Schenkmädchen an den Tiſch. „Herr Herrmann!“ rief ſie, „wohnen Sie nicht in der Selterſtraße?“

„Ja, — aber warum?“

„Dort eben brennt es ja!“

Dies genügte freilich, den bisher immer noch ſtill und theilnahmlos gebliebenen jungen Mann von ſeinem Stuhl emporzuſagen. Mit zwei Sätzen war er die Kellerſtufen hinauf und faſt eben ſo ſchnell folgten ihm die drei Kollegen.

Das Schenkmädchen blieb etwas verblüfft am einſamen Tiſche ſtehen, betrachtete die leeren Biergläſer, deren einſtiger Inhalt noch nicht bezahlt war, und blickte mit langem Geſichte nach der leeren Wand, an der man weder eine Mütze, noch einen Stock mit goldener Kuppe als Unterpfand zurückgelaſſen hatte. Faſt bereute ſie ihre Haſt, mit welcher ſie den leichten Vögeln jene Kunde überbracht hatte.

Die Studenten durchſauſten die weiten, in heller Gasbeleuchtung ſchimmernden Straßen. Mehrere Spritzen raſſelten bereits über das glatte Pflaſter. Von einem entfernten Thurme, in der Richtung nach der im blutigen Roth aufwirbelnden Feuerſäule zu, tönte ſchauerliches Sturmgeläute. Feuerſignale von Trommel und Trompete durchheulten die Straßen, welche ſchon von Pioniren, Militär und Löſchmannſchaft, wie von Neugierigen wimmelten. Die vier Studenten bogen endlich in ihrem Wettlaufe um eine Ecke und erblickten im nächſten Momente in gerader Richtung vor ſich das in Flammen ſtehende Gebäude.

„Donnerwetter! ſeht Ihr's?“ rief Herrmann entſetzt den hinter ihm herkeuchenden Freunden zu, „mein Haus brennt!“

„Wenigſtens brennt Deine Dachkammer,“ ſchrie der Mediziner, indem er an Herrmann pfeilſchnell vorüberjagte und in der ſchwarzen Menſchenmaſſe, welche gaffend den gefahrvollen Ort umgab, verſchwand.

Herrmann ſtand plötzlich ſtill, wie angewurzelt, von Muth und Entſchloſſenheit verlaſſen, ein Fehler, den Feller recht wohl an ihm kannte. — Er ſtarrte in die gefräßige Gluth hinein, wie ſie vom Dache des ſich emporſtreckenden Gebäudes aus die Nacht zum Tage machte.

Züngelnde Flammen ſtreckten ſich gierig von einem Sparren zum andern und ſchlangen ſich in heißer Umarmung um die vorgebeugten Dachfenſter, — eingehüllt auf Augenblicke in blutig dunkle, dichte Rauchwolken, die als ſchwarze Maſſe ſich zum Himmel emporwälzten. Endlich erwachte Herrmann doch aus ſeiner Erſtarrung und drängte ſich gewaltig durch die Zuſchauermenge.

Damit hatte er jetzt freilich nichts erreicht — er war dem Orte der Zerſtörung näher, ohne auch nur das Geringſte von ſeinem Eigenthume retten zu können, denn eine Kette von Soldaten hielt ihn zurück. Verzweifelt wollte er eben mit Gewalt die geſchloſſene Reihe durchbrechen, da glaubte er zu ſehen, wie der Mediziner mit Büchern bepackt, jenſeits des aufgeſtellten Militärs erſchien. Schon machten die Soldaten Miene, den Freund mit der Bürde aufzuhalten, als ein feuriger Balken mit krachendem Getöſe hoch oben vom Dache herunterpraſſelte.

Die Krieger wichen in wilder Verwirrung zurück, ein Funkenregen ſprühte von dem zertrümmerten brennenden Gebälk in die Höhe, von der Wucht des Falles emporgewirbelt. Im nächſten Augenblick fühlte ſich Herrmann am Arme erfaßt. Es war Feller, der die Verwirrung geſchickt benutzt hatte und mit dem Ausrufe: „bleibe zurück — was für Dich noch zu retten war, bringe ich Dir!“ den Juriſten durch das Menſchengewoge mit ſich fortriß.

Digitized by Google

Feller zog den Abgebrannten in eine Droschke, ordnete auf dem Rücksitz die geretteten Bücher und Papiere und überreichte dem stummen Freunde eine lange Tabakspfeife.

„Ach! meine Pfeife! meine Pfeife! ist sie wirklich da?" rief Herrmann in beinahe kindischer Freude, und betrachtete immer wieder von Neuem die theure, glücklich gerettete Reliquie.

„Ich griff nach der Pfeife zu allererst, da ich weiß, wie hoch Du sie in Ehren hälst," bemerkte der Mediziner, „und dann lud ich von Deinen übrigen Sachen auf, was mir bei dem verdammt schnellen Umsichgreifen des Feuers in den Weg kam. Vor der Hand fahren wir nach meiner Wohnung, um daselbst von dem kostspieligen Abenteuer auszuruhen und morgen dann bei nüchterner Besprechung dessen Folgen für Dich nach Kräften milder zu gestalten zu suchen.

Den Anstrengungen der wohlorganisirten Löschmannschaften gelang es zwar, dem schrecklichen Wüthen des Elements noch während der Nacht Grenzen zu setzen, — aber das schöne Gebäude war vernichtet und mit ihm noch das eben so stolze Nachbarnhaus. Nur noch die öden, halb eingestürzten Mauern standen, ohne Spuren von ihrem früheren freundlichen Anstrich, und jedes profane Auge durfte frei in die blosgelegten, mit Schutt angefüllten Zimmer blicken, deren bunte Tapetenwände wohl oft Zeugen stillen Familienglücks gewesen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Tage von Weihnachten bis zum heiligen Dreikönigsabend werden in einem großen Theile Norddeutschlands die „Zwölften" genannt. Die Wenden hegen in Bezug auf diesen Zeitraum mancherlei seltsame abergläubische Meinungen. So glauben sie, daß während der Zwölften nicht gewaschen werden dürfe, denn „wer den Zaun bekleidet, muß den Kirchhof bekleiden", sagen sie sprichwörtlich. Dem in dieser Zeit gesponnenen Garn schreiben sie heilende und schmerzstillende Kraft zu, und die Besen, welche während der Zwölften gebunden werden, schützen ihrer Meinung nach vor Hexerei. Damit dem Vieh nichts „angethan" werde, legen sie „etwas Scharfes" (eine Sense, ein Beil oder dergleichen) in das Futter, und um recht viele Eier zu erhalten, streuen sie den Hühnern Erbsen in Menge hin. Ein echter Wende traut auch in den Zwölften keinem fremden Thiere, da er glaubt, daß die Hexen in dieser Zeit die Gestalt der Katzen, Hunde ꝛc. annehmen, um sich unvermerkt in Haus und Hof einzuschleichen und dort allerlei Schaden anzustiften. In der Lausitz herrscht der seltsame Glaube, daß man das kalte Fieber vertreiben könne, wenn man in den Zwölften Eistern schieße, diese zu Pulver verbrenne und das letztere einnehme.

Eine echte Redakteurshochzeit wird dieser Tage in Prag gefeiert. Der Bräutigam ist Redakteur (Herr Emanuel Melis, Redakteur des „Dalibor"), die Braut ist Redakteurin (Fräul. Antonie Körschner, Redakteurin der „Lada"), die Trauung vollzieht ein Redakteur Kanonikus P. Stulc, Redakteur des „Prozor"), der Brautführer ist ein Redakteur (Dr. Julius Greger, Redakteur der „Narodni Listy") und die Trauungszeugen sind Redakteure (J. U. C. Wawra, Redakteur des „Czas", und Med. Dr. Greger, Redakteur der „Ziva").

Offen gestanden, ich begreife die Literaten und Buchhändler nicht, schreibt die „Dorfztg." Warum füllen sie die empfindlichste aller Lücken in der Literatur nicht aus? warum schreiben und drucken sie keine: neue Ballgespräche? Großer Gott, wie wird immer noch die alte Hitze und der Geist strapazirt! Z. E.: „Es ist unerträglich heiß, ich schwitze wie ein Esel; schwitzen Sie auch so, Fräulein?" — „Ich danke, nein, Herr, ich gehöre zu einem andern Geschlechte!" — Ich denke, der Schlag rührt mich, einen geistreichen jungen Mann sich so blamiren zu hören.

Die Musiknoten sind wahre Abbilder der Menschen; wenn sie die Köpfe hängen, so brummen sie, und sobald sie die Köpfe oben haben, nehmen sie leicht einen hochfahrenden Ton an.

Logogryph.

Ein nützlich Hausthier bin ich, wohlbekannt
Dem Alpenhirten, jedem Landmann werth;
Die ganze Welt hab' ich zum Vaterland.
Wirfst du mein Letztes weg und nimmst mich dann verkehrt,
Ist ein verdorbnes Herz mein Vaterland;
Zu List und Lug und Trug biet' ich die Hand,
Und jedes Uebel ist mit mir verwandt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Dienstag, 1. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Die Schüsse hörten jetzt auf, denn bald nach Ausbruch des Brandes befand sich kein lebendes Wesen mehr in der Kapelle. Abd-el-Kader mit seinen Arabern, der Priester mit den jungen Mädchen, die von den mörderischen Streichen der Druſen nicht ereilt worden waren, sowie Henri und Abul Abbar hatten sich zurückgezogen, nachdem andererseits der Kampfplatz auch von den Mördern dem verheerenden Feuer überlassen worden war. Von den Druſen selbst lagen diesmal mehr als zwanzig in ihrem Blute. Unter ihnen war auch Malum Khatun.

Sein Körper lag unter der Schwelle der Kirche auf dem Gesichte und gab in dieser Lage um so mehr der Vermuthung Raum, daß der Scheik fliehend getödtet worden sey, als er die tödtliche Wunde in den Rücken erhalten hatte. In der Stadt selbst dauerte das Knallen des Gewehrfeuers, das entsetzliche Geschrei der Verwundeten, das Heulen der Blutorgie fort. Plötzlich ließ sich aber mitten unter dem Getöse der Hufschlag einer größeren Reiterabtheilung unterscheiden, die, wie es schien, von den armen Verfolgten mit einem Freudenschrei begrüßt wurde. Es waren die berittenen Araber Abd-el-Kader's, die rettend, was noch zu retten war, den Druſen ihre Opfer entrissen und wie eine Windsbraut durch die Straßen stürmten, um überall zu seyn, wo es galt, der scheußlichen Metzelei Einhalt zu gebieten.

Ohne das kräftige Dazwischentreten, ohne die imponirende Haltung des tapferen Emirs würden zehntausend Christen mehr in Damaskus ermordet worden seyn, denn mehr als zehntausend dieser Unglücklichen nahm Abd-el-Kader in seinen Schutz, indem er sie theils unter sicherer Bedeckung nach Beyrut schaffen ließ, theils aber auch in seinen eigenen Palast aufnahm, vor dem er siebenzehn Tage und siebenzehn Nächte in eigener Person Wache hielt.

9.

Im Oriente schreibt die Mode so gut ihre Gesetze vor, wie bei uns im Occidente, und wie es in Paris einen besonderen Tag für das Bois de Boulogne, in London einen für den Hyde-Park, in Wien einen für den Prater gibt, so haben die vornehmen türkischen Frauen einen besonderen Tag für den Besuch ihrer Bäder, die sie mit wahrer Leidenschaft lieben. Merkwürdig bleibt es, obwohl es vielleicht noch nicht Vielen aufgefallen ist, daß in allen Ländern und zu allen Zeiten die Frauen ein- und denselben Tag in der Woche für ihr Hauptvergnügen, zu schauen und sich beschauen zu lassen, gewählt haben, und daß dieser Tag der Freitag ist. Unsere Väter erinnern sich, daß unter der Restauration die Freitage für die Hauptpromenade in den Tuileriengärten bestimmt waren, wie zur Zeit der Freitag der schönste und belebteste Besuchtag des Bois de Boulogne ist. Ebenso ist im Oriente der Freitag der ein- für allemal von der Elite der Frauenwelt festgesetzte Tag zur Erfüllung der selbst von der Religion vorgeschriebenen Pflicht des Badens, dessen damit verbundene Unterhaltungen diese Pflicht zu einer so angenehmen machen. Warum aber in allen Ländern und zu allen Zeiten gerade der Freitag? Warum haben die Frauen aller Nationen eine so besondere Vorliebe gerade für diesen Tag, den Tag der Venus, gegen den mancher Aberglänbische ein so unbegründetes Vorurtheil hegt? Geschah es, weil der Freitag zu allen Zeiten von den Frauen so bevorzugt wurde, daß man ihn **dies Veneris**, Tag der Venus, nannte, oder ist es umgekehrt dieser Name, der ihn bei den Frauen so beliebt machte? Wir wollen die Beantwortung dieser Frage Gelehrteren überlassen und uns mit der Thatsache begnügen, daß der Freitag es ist, an welchem im Oriente wie im Occidente die Frauen ihre schönsten

Toiletten hervorsuchen, um von denen in Europa auf der Promenade, von jenen in Asien in den Bädern zur Schau getragen zu werden, wo sie den ganzen Tag zubringen.

Wie denn überhaupt die Metzeleien der Christen in den Gebräuchen und Sitten der muselmänischen Bevölkerung nichts geändert hatten, so war auch das Blut in den Straßen von Damaskus noch nicht verlaufen, als am darauffolgenden Freitage nach Beendigung der Schlächtereien das Bad der Frauen von schönen Besucherinnen überfüllt war. Der letzte Saal namentlich, jener, in welchem man sich nach eingenommenem Bade zur erquickenden Siesta und fröhlichen Konversation versammelte, war zur Mittagsstunde von einem herrlichen Blumenflor reizender Sultaninnen besetzt und bot einen überaus entzückenden Anblick, der leider keinem männlichen Auge gegönnt war und daher auch von uns nicht geschildert werden könnte, wenn wir nicht mit dem Vorrecht des Erzählers überall einzudringen befugt wären.

So belauschen wir denn kraft unseres Privilegiums zwei junge Frauen, die auf den weichen Seidenpolstern eines Divans, malerisch in ihre weißen Bademäntel gehüllt, in der einen Ecke des Saales saßen und sich im eifrigen Gespräche unterhielten, dessen Gegenstand ein geheimnißvoller zu seyn schien, denn beide sprachen mit leiser Stimme und ihre Blicke schweiften von Zeit zu Zeit über die sie umgebenden Gruppen, wie um sich zu versichern, daß kein indiskretes Ohr sie behorche. Die Eine von beiden war Aeschuhna, die Sultanin des Erscheiks der Drusen, des im Kampfe gegen die Araber Abd-el-Kader's gefallenen Malum Khatun. Die Andere, fast ebenso blendend schön wie die Setti, etwas jünger als diese, aber überaus reizend, edel und vornehm in ihrer ganzen Erscheinung, war Fatime, eine der Töchter Abd-el-Kader's.

„Dein Vater, Fatime," sagte Aeschuhna, sich zu ihrer liebenswürdigen Gefährtin hinwendend, „hat also die Maroniten gegen die Drusen in seinen Schutz genommen?"

„Ja," erwiederte Fatime, „mein Vater hat mehr als zehntausend Christen das Leben gerettet. Die Einen sind in seinem Serail, die Anderen sind in seinen Gärten, wo sie unter dem Schutze der Soldaten meines Vaters kampiren."

„Dein Vater liebt also die Christen, Fatime?"

„Er liebt den Großherrn von Frankreich."

„Aber er war Frankreichs Gefangener. Warum liebt er den Sultan der Franzosen?"

„Hassan, der Lieblingslöwe meines Vaters, wurde auch einst von ihm gefangen: er brachte ihn gebunden in seinen Palast, und doch liebt Hassan den Emir und er ist denen ergeben, die er liebt."

„Aber die Drusen werden Deinen Vater tödtlich hassen."

„Was liegt daran? Mein Vater ist stark. Was vermag gegen ihn der Haß der Bösen?"

„Aber Osman-ben-Affah?"

„Osman kennt den Emir," unterbrach Fatime die Setti. „Und weil er ihn kennt, fürchtet er ihn und getraute sich bis jetzt weder Dir, Aeschuhna, meine Freundin, noch dem verwundeten Franzosen und der Französin, die er in seinem Harem hat, etwas zu Leid zu thun. Er weiß, daß der Emir von ihm Zahn für Zahn und Auge für Auge fordern würde, und deßhalb schont er Euch."

„Er wartet zu!" sagte Aeschuhna entmuthigt. „O, wenn Du wüßtest, Fatime, wie boshaft dieser Mensch ist! Ich bin überzeugt, daß er selbst es war, der Malum Khatun tödtete, um sich in den Besitz der Schätze seines Opfers zu setzen. Auch hat, wie Du siehst, Fuad Pascha ihm alle Besitzungen, alle Reichthümer, ja selbst den Harem des Scheik als Belohnung für sein Benehmen während der Metzeleien übergeben, und ich selbst bin nun mit allen meinen Frauen in der Gewalt dieses Mannes. Dank Deinem Vater wagt er es bis jetzt noch nicht, seiner Grausamkeit an dem Christen, an der Französin und an mir freien Lauf zu lassen, allein er hofft auf die Zukunft und ich, ich fürchte dieses Hoffen."

(Fortsetzung folgt.)

Nacht und Morgen, oder: Der Talisman.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Morgen.

Am nächsten Morgen — es war Sonntag — saßen zwei junge Männer in einem freundlichen Stübchen auf dem Sopha am Kaffeetisch. Feller füllte seinem Gaste, dem obdachlosen Juristen, auf's Neue die Tasse aus einer blechernen Kanne, und machte dabei manche anzügliche Bemerkung über den Schlafrock, den er dem Freunde überlassen hatte, und der diesem hier zu kurz, dort zu enge war. Dies reichte freilich nicht hin, den traurigen Genossen zu erheitern, denn wenn die Schnelligkeit, mit welcher das unglückliche Erlebniß der Nacht über ihn hereinbrach, ihm kaum Zeit gelassen hatte, sein Unglück ganz auszumessen, so brachte der nüchterne Morgen ihm einen desto klareren Ueberblick über seine hoffnungslose Lage.

Wir sind gewohnt, während der Nacht nur zu träumen oder der Vorsehung zu danken, daß manches

Digitized by Google

ſchreckhafte Gebilde eben nur Traum war: um ſo troſtloſer iſt es für uns dann, wenn unſer Erwachen wirklich ein Mal ein nächtliches trübes Ereigniß nicht wieder zu verwiſchen vermag und der erſte Augenblick des Morgens ſchon uns die ernſte, unerbittliche Wirklichkeit vor die Seele hält. In dieſer Lage befand ſich Herrmann. Der Tod ſeines Vaters hatte ihm den freien Blick in die Zukunft verhüllt; der letzte Hoffnungsfunken war mit jenem Fehlgriffe, den ſeine Hand in's Glücksrad that, erloſchen; und endlich hat ihn noch das Feuer des kleinen Eigenthums und der glücklichen harmloſen Häuslichkeit, worauf er ſtets mit innerer Befriedigung hätte blicken dürfen, beraubt. — In dieſer Lage hatte er nur einen Troſt — die Freundſchaft Feller's.

Der letzte Tropfen war aus der Kaffeekanne verſchwunden. — Feller brachte von einem Geſimſe in der Ecke des Zimmers zwei Pfeifen herbei, die Zierde der kleinen Sammlung, und wollte die eine derſelben dem Juriſten überreichen.

„Gib mir meine Pfeife," erwiederte Herrmann, ſanft ablehnend, „den alten treuen Talisman unſerer Familie, der vom Großvater auf den Enkel übergeerbt und in der verwichenen Nacht bewieſen hat, daß er ſich nicht von mir trennen will."

Der Mediziner lächelte, brachte das alte Erbſtück und zündete gleichzeitig einen ungeheuren Fidibus an, der nach Studentengebrauch aus einer noch unbezahlten Schneiderrechnung verfertigt war.

Bald darauf ſahen die beiden Freunde zum Fenſter hinaus und die wolkigen Nebel aus ihren Pfeifen ſtiegen in luſtigem Gekräuſel in die friſche Morgenluft hinein. Die Raucher blickten vom zweiten Stockwerke des großen eleganten Hauſes auf eine breite ſchöne Straße hinab, aus zwei unabſehbaren Reihen palaſtähnlicher Gebäude gebildet, deren platte Trottoirs zu beiden Seiten von hohen Linden begrenzt waren. Droſchken, Milchwagen und andere Fuhrwerke belebten die Lindenallee und frühe Spaziergänger in ſchmucken Sonntagsſtaate kehrten bereits von ländlichen Morgenausflügen heim. — Patrouillen wechſelten die Poſten und hie und da erblickte man auch Pioniere mit ſchwarzgerußten Waffenröcken, von der ſchweren Arbeit der Nacht müde nach Hauſe ſchlendernd. Die Letzteren machten auf Herrmann einen ſehr trüben Eindruck, mußte er doch beim Anblick ſolch einer rauchgeſchwärzten Geſtalt im Stillen fragen: „Warſt Du es vielleicht, der mit jener Art da die ſtillen Wände durchhieb, in denen ich Jahre lang froh und friedlich gehauſt hatte?!"

Die Aufmerkſamkeit beider Freunde richtete ſich jetzt auf ein Geräuſch, das unter ihnen vernehmbar wurde und vom Oeffnen eines Fenſters herrührte. Eine ſchneeweiße Haube reckte ſich aus dem offenen Flügel hervor, ſo daß die Raucher in ſenkrechter Richtung gerade auf den obern Theil der Haube, durch deren zierlich durchbrochene Stickerei das rabenſchwarze Haar ſchimmerte — herabſehen konnten.

„Ich ſtelle Dir hiermit," bemerkte jetzt Feller zu Herrmann, indem er ein wenig zurücktrat, um eine komiſche Verbeugung nebſt entſprechender Handbewegung zu machen, „ich ſtelle Dir hiemit meine Hausgenoſſin, die Frau Stein vor, Gattin des Regierungsrathes Stein, und Mutter zweier blühender Töchter, Jeanette von neunzehn, und Louiſe von ſiebenzehn Frühlingen, welche beide wiederum Inhaberinnen meiner ſtillen Freundſchaft und Theilnahme ſind. Nimm Dich in Acht, daß Du nicht in der Zerſtreuung auf ihren geweihten Schädel unter Dir herabſpuckſt!"

„Du haſt mich ausführlich berichtet," verſetzte Herrmann lächelnd, „auch ſehe ich, daß Du Dich in ſeinen Regionen bewegſt; haſt Du noch nicht die nähere Bekanntſchaft der jungen Damen gemacht?"

„Dies zwar nicht, aber davon geträumt habe ich, und meine Träume gehen immer buchſtäblich in Erfüllung."

Eben wollte Herrmann ſeine Pfeife, die er nach Studentenart, wie Feller, lang zum Fenſter hinausreichte, in das Innere des Zimmers hereinziehen, da — gibt es einen kleinen Ruck, — das Pfeifenrohr iſt plötzlich leicht wie ein Federkiel, — Pfeifenkopf nebſt Stiel durchſauſen nach abwärts die Luft, — kurzes Hinderniß auf dem Kopfe der im Fenſter liegenden Dame — als Rache: Entleerung des unſaubern Inhalts auf dem Schnee der Haube — der jähe Schrei einer Frauenſtimme. Dann geht im Fluge die Reiſe weiter bis an das Trottoir, wo unter lautem Geklirre das Meteor in Trümmer ſich auflöst.

Der arme Juriſt taumelt betroffen bis in die Mitte des Zimmers, während Feller, der ſich eilig vom Fenſter zurückgezogen hat, aus einem Lachkrampfe in den andern verfällt und fortwährend ſtottert: „Ach! Dein Talisman! Dein Talisman!" — Herrmann aber ſtemmte die Arme in die Seite, warf den Kopf empor und biß verzweifelt die Lippen zuſammen. „Herr meines Lebens!" rief er aus, und ſchüttelte troſtlos das Haupt, „verfolgt mich denn mein unglückliches Geſchick auf allen Wegen?!"

„Das nennſt Du auch noch Geſchick?" lachte Feller, „na," fügte er beſänftigend hinzu, „und tröſte Dich, das war eigentlich kein Unglück, das war nur Pech."

Feller hatte jedoch kaum ausgeſprochen, da warf Herrmann den Schlafrock von ſich, zog ſeinen ein-

zigen, fadenscheinigen Tuchflaus an und verließ hastig das Zimmer, ohne auf Feller's: „wo willst Du hin?“ Antwort zu geben.

Entschlossen eilte Herrmann die breiten Sandsteinstufen hinab, bis er vor einer weiß gefirnißten Flügelthür der ersten Etage stand, auf welcher eine Metallplatte mit dem eingravirten Namen „Regierungsrath Stein“ blitzte. — Herrmann klingelte. Ein Bedienter in stolzer Livrée öffnete. Der Student steht auf dem mit Wachstuchteppichen belegten Vorsaale. Ein nettes Kammermädchen schwebt an ihm vorüber und klimpert mit einem Bund Schlüssel; die Köchin lugt neugierig zum Küchenfenster heraus und wischt sich mit der weißen Schürze den Mund, was Herrmann als ein schlechtverborgenes, schadenfrohes Lachen deutet.

Der vornehme Bediente hat hinter Herrmann die Flügelthür wieder verschlossen und den Studenten stehen lassen, ohne nach seinem Begehr zu fragen. Vier hohe Thüren sieht er vor sich — an welche soll er sich wenden?

Hatte der Bediente soeben keine Zeit gehabt, sich um den Fremden zu kümmern, so schien er's jetzt der Mühe werth zu halten, sein feistes Gesicht neben der rothbackigen Köchin zu zeigen und den Studiosus von Kopf bis zu Fuß zu begaffen.

Verlegen und schüchtern wischt Herrmann sich nun schon seit seinem Eintreten auf der runden Strohmatte die Stiefeln ab, daß er jeden Augenblick fürchten muß, die zarten Sohlen durchzureiben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Ausbrüten von 11 jungen Straußen.) Suquet berichtet an die Akademie der Wissenschaft zu Paris, daß es ihm gelungen sey, in der Nähe von Marseille 11 junge Strauße aus 13 Eiern zu erziehen. — Man hielt früher die Fortpflanzung des Straußes in der Gefangenschaft und seine Akklimatisation in Europa für etwas Unmögliches, bis Desmeure 1859 in San Donato bei Florenz zum ersten Male auf europäischem Boden einige junge Strauße aus Eiern aufzog. Dies Experiment ist nun mit dem glücklichsten Erfolge von Suquet wiederholt worden. Die Strauße des zoologischen Gartens zu Marseille hatten zwar schon zu verschiedenen Malen Eier gelegt, aber offenbar nicht Ruhe genug gefunden, um dieselben auszubrüten. Suquet brachte dieselben daher an einen abgelegenen sandigen Ort. Eine Fläche von 5 bis 600 □Meter (ungefähr $^1/_4$ Morgen) wurde mit Pallisaden umgeben und am 2. März dieses Jahres ein Straußenpaar hineingeführt. Nach Verlauf von 10 Tagen, während deren sie sich sehr unruhig verhalten hatten, machten sie Vorbereitungen, um das Nest zu graben. Es war das zuerst eine einfache Vertiefung in Form eines abgestumpften Kegels; der äußere Rand dieser Vertiefung wurde mittels Sand erhöht, den die Strauße dadurch aufhäuften, daß sie mit dem hintern Theile ihres Körpers eine Rotationsbewegung machten. Männchen und Weibchen arbeiteten hierbei abwechselnd.

Einige Stunden, nachdem sie auf diese Weise ihr Nest vollendet hatten, wurde ein Ei gelegt und hierauf regelmäßig alle zwei Tage ein neues, bis man am 20. April 15 Eier zählte. Bis dahin hatte das Weibchen immer einige Stunden vor, so wie nach dem Eierlegen im Nest gesessen, und manchmal auch den ganzen Tag. Vom 20. April ab jedoch wurden die Rollen gewechselt: der männliche Strauß nahm jetzt Platz im Nest, um dem Ausbrüten der Eier obzuliegen, und das Weibchen löste ihn hierin nur in sehr seltenen Fällen auf kurze Zeit ab. Am 3. Juni kroch der erste junge Strauß aus dem Ei und nun bald hintereinander noch andere zehn. 2 Eier waren während des Brütens aus dem Nest geworfen worden. Der Brütprozeß hatte also 45 Tage gedauert. Den andern Tag verließ die Straußfamilie das Nest und spazierte auf dem eingehegten Platze herum, indem abwechselnd die beiden alten Strauße die kleine Heerde führten. Nach einem Monat hatten die jungen Strauße die Größe eines weiblichen Trappen erreicht und nach noch einem Monat (am 8. Aug.) standen sie schon einem tüchtigen Truthahn an Größe nicht nach.

Gemeinnütziges.

(Stempelfarben.) 1) 2 Theile Berlinerblau, 3 Theile Kienruß, abgerieben mit Ochsenklauenöl und mit einem Pinsel auf ein Stück Flanell aufgetragen. 2) $^1/_4$ Loth Pariserblau und Olivenöl-Glyzerin werden abgerieben, dann $^3/_4$ Loth der letzten Flüssigkeit zugemischt, dann auf einen Shirtinglappen aufgetragen und etwa 6 solcher Lappen übereinander gelegt. Beide Rezepte, namentlich das letzte, da es weder Fett enthält, noch eintrocknen kann, sollen sehr gute Kopien liefern.

Auflösung des Logogryphs in № 117:
Ziege. Geiz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Freitag, 4. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Es trat eine kurze Pause nach diesen Worten ein. Aeschuhna schien über etwas nachzudenken.

„Höre," fuhr sie plötzlich fort, „willst Du mich in einem Plane, den ich entworfen habe, unterstützen?"

„Ja, gerne, wenn ich es vermag," erwiederte Fatime.

„Aber vor Allem," unterbrach sich Aeschuhna, „was ist aus Abul Abbar und dem tapfern Franzosen geworden, der mit ihm kämpfte?"

„Man weiß es nicht."

„Sie wurden getödtet?"

„Niemand weiß es. Auf Dein Verlangen hat ich meinen Vater, Nachforschungen anstellen zu lassen, aber bis jetzt waren alle umsonst. Man hat sie unter den Leichen der Maroniten nicht gefunden, auch sonst war aber keine Spur von ihnen zu entdecken. Wenn sie noch am Leben sind, so sind sie nicht mehr in Damaskus, oder sie halten sich gut verborgen."

„Wenn sie nicht umgekommen sind," sagte Aeschuhna, „so steht zu erwarten, daß sie auf irgend eine Weise in den Harem einzudringen versuchen werden, denn Abul Abbar liebt den gefangenen Christen, und der Franzose ist der Verlobte des schönen Mädchens aus Deir-el-Kamar, welches Osman-ben-Assah zu seiner Sklavin machen will."

„Aber Deinen Plan," erinnerte Fatime die Sclavin, „Du sprachst vorhin von einem Plane. Was hast Du ausgesonnen? . . ."

„So höre," erwiederte Aeschuhna. „So lange Dein Vater mit seinen treuen Arabern und mit seinem großen Einflusse, den er auf die hiesige Bevölkerung ausübt, in Damaskus bleiben wird, haben die Französin, Olivier und ich nichts zu besorgen, denn Osman-ben-Assah wird aus Furcht vor dem Emir sich gegen uns keine Gewaltthätigkeiten erlauben. Anders wird es aber werden, wenn Dein Vater von hier fortzieht. Osman haßt mich, denn er weiß, daß Malum-Khatum durch mich seine Absichten auf die junge Französin erfuhr; er kennt auch die Liebe, die Allah mir für Olivier einflößte, und seine Rache wird demnach eine furchtbare seyn. Nun hörte ich aber, daß Dein Vater sich nach Beyrut begeben wolle, um die Soldaten zu empfangen, die Frankreich, wie es heißt, zum Schutze der Maroniten hierher sendet."

„So ist es. Er selbst sprach gestern in meinem Beiseyn davon."

„Man erzählt sich auch, daß die Drusen und Türken zahlreicher und drohender denn je sich in den Bergen erheben und daß sie nach Damaskus herabkommen wollen, um die Maroniten dem Schutze des Emirs zu entreißen."

„Auch von diesem Gerüchte war gestern bei meinem Vater die Rede," bestätigte Fatime.

„Nun gut; nehmen wir von beiden Fällen einen an: entweder geht Dein Vater nach Beyrut, dann wird Osman-ben-Assah frei seyn, zu handeln wie er will; oder die Drusen brechen mit Uebermacht aus ihren Bergen hervor, dann wird Abd-el-Kader gezwungen werden, seine Schützlinge aufzugeben, und Osman wird mit dem Tode Olivier's nicht säumen."

„Ich theile Deine Besorgnisse," erwiederte die schöne Tochter des Emirs, „denn in der That, es kann so kommen, wie Du sagst; allein was willst Du dagegen thun?"

„Ich will mit Olivier und der Französin fliehen."

„Fliehen? . . . Du willst den Harem Deines Herrn verlassen?"

„Osman-ben-Assah ist mein Herr nicht! Ich erkenne ihn als solchen nicht an, und deßhalb will ich fliehen!"

„Aber wie willst Du dies machen?"

„Mein Plan ist bereits entworfen und sein Gelingen steht kaum zu bezweifeln," flüsterte Aeschuhna ihrer jungen Freundin geheimnißvoll zu. „Nur bedürfen wir, wenn wir alle drei in Freiheit sind, eines sicheren Asyls."

„Mein Vater wird Euch eines in seinem eigenen Hause bieten!" rief Fatime.

„Das wird er nicht," entgegnete Aeschuhna mit traurigem Kopfschütteln. „Du kennst unsere Gesetze, Fatime. Ein Rechtgläubiger kann nie bei sich eine Frau aufnehmen, die aus dem Harem eines anderen Rechtgläubigen entflohen ist. Um uns in seinem Palaste aufzunehmen, müßte Dein Vater das Gesetz verletzen, der Emir Abdel-Kader hält aber die Gebote des Korans."

„Das ist wahr," erwiederte Fatime, entmuthigt zu Boden blickend; „was kann ich aber dann für Dich thun?"

„Handle, ohne daß Dein Vater etwas darum weiß."

„Wie?" fragte das junge Mädchen beunruhigt.

„Hast Du unter Deinen Sklaven nicht Leute, auf deren Hingebung Du Dich verlassen kannst?"

„Ja, gewiß. Ich habe Algerier darunter, die auf einen Wink für mich durchs Feuer gingen," versicherte Fatime.

„Dann lasse durch sie irgend ein verborgenes, entlegenes Zimmer im Serail Deines Vaters herrichten, wo wir ein Unterkommen finden, ohne daß Dein Vater etwas davon erfährt. Dort werden wir dann die Ankunft der französischen Armee abwarten, wenn wir nicht etwa schon früher aus dem Paschalik fliehen können. . . . Bist Du bereit, Fatime, uns diesen Liebesdienst zu erweisen?"

Das junge Mädchen zauderte. Sie wußte und Aeschuhna selbst hatte sie ja auch daran erinnert, wie strenge, wie unerbittlich, wie furchtbar das Gesetz der Rechtgläubigen in Bezug der Frauen ist; sie kannte auch ihren Vater: wenn er tapfer, hingebend, edelmüthig war, so war er andererseits auch ein strenger Beobachter aller religiösen Gebote, und diese Gebote sprechen sich in der bestimmtesten Fassung und mit aller Schärfe gegen jeden und sey es auch noch so unschuldigen Verkehr zwischen Männern und den Frauen anderer Männer aus, wonach leicht zu bemessen ist, zu welch' ungeheurem Verbrechen der Koran die Begünstigung einer Flucht aus einem Harem stempelt.

Fatime besann sich demnach, ob sie ihrer Freundin die verlangte Hilfe zusagen sollte, denn sie hatte Angst, ihren Vater in den Augen seiner Glaubensgenossen zu kompromittiren und seinen Zorn über sich ergehen lassen zu müssen, wenn er die Wahrheit erfahren würde.

Die Setti erriech, was im Geiste des jungen Mädchens vorging. Sie ergriff ihre Hände und drückte sie ängstlich. „Du willst nicht?" rief sie zitternd.

Fatime beugte ihre schöne Stirne, ohne eine Antwort zu geben. Es war ein harter Kampf zwischen Pflicht und Freundschaft, der in ihrem Innern vorging.

„Nun," rief Aeschuhna, die Hand des Mädchens fahren lassend, „wir werden zu sterben wissen!"

„Aeschuhna!" murmelte die Tochter des Emirs vorwurfsvoll. Dann, wie sich plötzlich zu einem gewagten Entschlusse ermannend, fügte sie mit banger Hast hinzu:

„Ich werde thun, was Du von mir verlangt hast! Mein Vater soll nichts erfahren und durch meine Vermittlung sollt Ihr in seinem Hause ein sicheres Unterkommen finden. Wann darf ich Dich erwarten?"

Aeschuhna schlang ihre schönen runden Arme um den zarten Hals ihrer Freundin und drückte sie mit dem Gefühle tiefster Dankbarkeit an ihre Brust.

„Ich liebe Dich!" flüsterte sie mit weicher Stimme und thränenfeuchtem Auge, „ich liebe Dich, Fatime, denn durch Dich wird er gerettet! Heute Nacht, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, schicke einen von Deinen Algeriern an die Baradabrücke oberhalb des Bazars. Mit Allah's Hilfe wird er uns um diese Zeit dort finden; mag es ihm dann gelingen, uns sicher in das Haus Deines edlen Vaters zu geleiten!"

Fatime gelobte der Setti, genau und sicher dieser Instruktion gemäß zu handeln. Dann trennten sich die beiden Frauen, nicht ohne jene innere Angst, die sich beim Herannahen entscheidender Momente des menschlichen Gemüthes bemächtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Nacht und Morgen, oder: Der Talisman.

(Fortsetzung.)

Jetzt öffnet sich eine der vier Thüren, ein Stubenmädchen tritt heraus und zwei Finger haben so ekel und subtil eine Haube angefaßt, als wäre sie eben nicht mit Rosenöl besprengt.

Das ist ein Wegweiser für Hermann, er klopft, ohne das Stubenmädchen erst zu fragen, an die Thüre, welche die Letztere kaum hinter sich geschlossen hatte.

Rief man „Herein" oder nicht? Hermann tritt ein. Er befindet sich in einem hohen Zimmer; an

den dunklen Tapetenwänden hängen mehrere große Oelgemälde in Goldrahmen; die drei Fenster, die Aehnlichkeit mit Glasthüren haben, sind in purpurne Gardinen gehüllt, der Fußboden ist glatt getäfelt. Vor einem Divan steht ein großer Tisch, Herrmann sieht nichts von Sardellen, Caviar, gefüllten Weingläsern und andern Herrlichkeiten, mit denen der Familientisch belastet ist: er sieht nur Stühle, die dort umherstehen und deren wirre Stellung ihm Kunde gibt, wie hastig ihre Inhaber aufgestanden seyn mögen. Ach! er weiß ja, — weßhalb!

Am Fenster, in einem Armstuhle, sitzt mit bleichem Gesicht eine Dame ohne Haube; ein ältlicher Herr im reichbequasteten Schlafrock steht vor ihr und nimmt eben ein Glas aus ihrer matten Hand, in welchem ohne Zweifel vor wenig Augenblicken noch ein niederschlagendes Pulver brauste; zwei schlanke liebliche Mädchengestalten in Morgengewändern und mit theilnehmenden, ängstlich gespannten Mienen — vollenden die Gruppe.

Sie sind die ersten, welche Herrmann's Eintritt bemerkt haben, schlagen — o bittere Ironie! — die losen Morgenneglige's verschämt über dem Busen zusammen und zupfen mit ihren beringten Fingern den Papa am Aermel, um seine Aufmerksamkeit für den Eingetretenen rege zu machen.

„Habe ich die Ehre," beginnt Herrmann mit tremulirender Stimme, „den Herrn Regierungsrath zu sprechen?"

„Der bin ich," antwortet der Vater der beiden jungen Damen, indem er die Hand seiner Gattin sanft losläßt und auf Herrmann zugeht.

„Ich bin der Unglückliche," sagt Herrman, die Hand auf's Herz legend, „dessen Pfeifenkopf Ihrer Frau Gemahlin vorhin auf den Kopf fiel." Herrmann stockte, die ernste Miene des Regierungsrathes glich der eines Gläubigers, dem man statt des Geldes eine Schuldverschreibung bringt. „Ich wage kaum," fuhr Herrmann fort, „ein so grobes Versehen durch Worte der Entschuldigung wieder gutmachen zu suchen." Entschlossen fügte er hinzu: „Mein Name ist Herrmann, Student der Jura."

Der Regierungsrath räusperte sich und blickte seine Gattin an. Nach einer peinlichen Pause sagte er, den Studenten von Kopf bis zu den Füßen musternd:

„Also Jurist — das freut mich, dann sind wir Kollegen."

Herrmann wendet den Blick von seinen Stiefelspitzen fragend zum Regierungsrath empor, sieht die Frau Regierungsräthin an, auf deren bleichen Zügen die Sonne eben ein sanftes Lächeln vergoldet und blickt dann auch auf die Töchter des Hauses — sie lächeln.

„Zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen sagen, Herr Herrmann," fährt der Regierungsrath fort, „daß der Unfall meiner Frau, Gott sey Dank, nur einen Schreck gekostet hat. Trotzdem würde ich die Sache ernster genommen haben, wenn sich der Urheber nicht sofort gestellt hätte, um sich so freimüthig zu rechtfertigen, wie Sie es thaten. — Das gefällt mir von Ihnen. Wollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen."

Schon brachte die eine der jungen Damen einen Stuhl. „Ich danke herzlich," war Herrmann's verlegene und etwas zerstreute Antwort, denn es fiel dem armen Studenten, der sich nie in solchen Kreisen bewegt hatte, soeben schwer auf die Seele, daß es ohne Zweifel eine Pflicht der Schicklichkeit sey, sich bei der Frau Regierungsräthin persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Der Gang bis zum Fenster, wo die Dame saß, kam ihm vor, wie ein halsbrecherischer Sprung, um welchen gewettet worden war, denn er mußte den Stuhl sammt dem Regierungsrath und seiner lächelnden Tochter stehen lassen, ohne jene Grazie zu besitzen, die die Kunst versteht, Niemanden den Rücken zuzuwenden. Er schritt also schnurstracks dem Fenster zu und fragte: „Ich hoffe, Ihnen ist wohl, gnädige Frau?"

„Ich danke Ihnen, ganz wohl," entgegnete diese, freundlich mit dem Kopfe nickend. Die Milde und Schönheit ihrer Gesichtszüge verwirrten den Studenten dermaßen, daß er die Fassung verlor, welche dazu gehörte, um den verwegenen Sprung wieder zurück zu machen. Die Art, wie er dies ausführte, hätte einem Soldaten, der zwischen zwei Generälen unterhandelt, Ehre gemacht, denn er wandte der Regierungsräthin und der andern Tochter seinen ehrlichen Rücken zu und schritt, mit dem dunklen Bewußtseyn, daß Fuller an seiner Stelle diese Evolution anders ausgeführt hätte und daß ihn die beiden Damen wegen seiner lang herabbaumelnden Hände hinterdrein im Stillen auslachten, nach seinem Stuhle zurück.

Der Regierungsrath, der Herrmann's Verlegenheit bemerkte, suchte sie durch die Wiederaufnahme des Gesprächs zu bemänteln, indem er fragte:

„Sie wohnen hier in diesem Hause, nicht wahr?"

„Seit gestern Abend."

„Aha, gewiß so ein interimistisches Uebernachtbleiben," sagte der Regierungsrath lächelnd, der, um Herrmann's Befangenheit zu verscheuchen, der Unterhaltung eine heitere Wendung geben wollte.

„So ist es," entgegnete Herrmann etwas ernst.

„Ja, ich kenne das — ist mir während meiner lustigen Studentenzeit oft so gegangen!“

„Doch hoffe ich unter erfreulicheren Umständen,“ sagte Herrmann unter einem erzwungenen Lächeln.

„Wie meinen Sie das, Herr Herrmann?“

„Das Feuer hat mich diese Nacht meiner kleinen Wohnung beraubt, während ich selbst abwesend war. Mein Freund Feller rettete entschlossen einige Bücher und jene — jene Pfeife und gab mir für diese Nacht in seiner Wohnung Obdach.“ Herrmann lächelte noch mehr, als zuvor, weil er sich plötzlich schämte, vor so vornehmen Zuhörern und in einer so vornehmen Umgebung, wo der Goldrahmen eines einzigen Oelgemäldes sein ganzes Unglück hätte aufwiegen können, von einer Pfeife zu sprechen.

„O! dann bedaure ich Sie herzlich!“ rief der Besitzer sämmtlicher Oelgemälde in Goldrahmen theilnehmend, während die übrigen den Studenten mitleidig anblickten.

„Hatten Sie Ihr Besitzthum nicht versichert? Ist Ihr Schaden beträchtlich?“

„Ich fürchtete mich lächerlich zu machen, wenn ich mein kleines Eigenthum hätte versichern wollen,“ bemerkte Herrmann offen, um nicht dem Tadel der Unvorsichtigkeit ausgesetzt zu seyn.

„Sollten Sie Bücher vermissen,“ sagte der Regierungsrath, „die für Ihr Studium unentbehrlich waren, so steht Ihnen meine Bibliothek zu Diensten.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Regierungsrath,“ entgegnete Herrmann, mit dem Stuhle rückend und sich verbeugend, „aber ich fürchte —“

„Was fürchten Sie?“ fragte der Regierungsrath, da er sah, daß Herrmann verlegen schwieg, „heraus mit der Sprache, was fürchten Sie?“

„Ich fürchte,“ antwortete Herrmann zögernd, „ich werde meine Studien nun beendet haben.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich muß mir einen praktischen Erwerbszweig suchen, mittelst dessen ich meine Existenz sichern kann.“

Der Gedanke, daß der theilnehmende Regierungsrath vielleicht seinen Einfluß verwenden würde, um Herrmann's bescheid'nen Plan zu unterstützen, gab ihm plötzlich Muth. Ja er gratulirte sich im Stillen zu einer Unverschämtheit, die er bisher an sich selbst noch nicht gekannt hatte und deren man, wie er oft von Feller hören mußte, bedurfte, um sich durch die Welt zu schlagen.

„Wie lange haben Sie studirt?“ fragte der Regierungsrath.

„Zwei Jahre,“ antwortete Herrmann, während der Regierungsrath ein Glas perlenden Rheinweins eingeschenkt hatte, welches die Eine der jungen Damen dem Studenten unter freundlichem Nöthigen auf einem zierlichen Präsentirteller kredenzte.

„O! Sie sind wirklich zu freundlich,“ stotterte Herrmann, dem man noch nie Etwas auf dem Präsentirteller verabreicht hatte und verbeugte sich bald vor dem Regierungsrath, bald vor dem Fräulein, das mit holdseligem Lächeln vor ihm stand und noch immer das volle Glas auf dem Teller balancirte.

„Ich weiß wirklich nicht, — ich bin sehr — ich —“ stotterte der Jurist, und ergriff statt des Tellers die Hand der jungen Dame.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die neueste Nummer (34) der „Zeitschrift der landwirthschaftlichen Vereine“ gibt höchst interessante Notizen über den Eierhandel, wie er sich in neuester Zeit gestaltet hat. Er hat sich außerordentlich gesteigert, vornehmlich dadurch, daß der Bedarf zu technischen Zwecken ein immer größerer wird. Im Jahre 1860 wurden im Elsaß allein nur um den Farben, das heißt, den Pigmenten Körper zu geben, 2500 Centner Eiweiß verbraucht. Der Centner Eiweiß erfordert 13,200 Eier und kostet 160 Thlr., mithin verbraucht Elsaß allein 33 Mill. Eier für $^1/_4$ Mill. Thlr. — England bezog aus dem Auslande in den 8 Jahren von 1853 bis 1860 für $15^1/_2$ Mill. Thlr. 985 Mill. Eier, enthaltend 7,464,852 Pfd. Eiweiß. — In Wien gelangten zur Verzehrungssteuer im Jahre 1860 48,296,100 Stück Eier, in Wien, Linz, Prag, Brünn, Lemberg, Graz zusammen 86,175,700 Stück. Zur Produktion dieses Quantums sind nach der Erfahrung, die man über die Eierproduktion gemacht hat, etwa 7 Mill. Hühner erforderlich gewesen.

Ein sonderbarer Fall ereignete sich dieser Tage bei einem Wiener Zahnarzte, wo die Operation des Zahnausnehmens mittelst Chloroform schmerzlos gemacht werden sollte. Als nämlich der Patient die Flüssigkeit eingeathmet hatte, fiel die Flasche, die sie enthielt, auf den Boden, das Chloroform wurde verschüttet und äußerte sogleich seine einschläfernde Wirkung auf alle Anwesenden, die einige Zeit im Zustande der Empfindungslosigkeit blieben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Sonntag, 6. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Unweit von dem Frauenbade, in welchem wir unsere geneigten Leser der Unterredung zwischen Aeschuhna und der Tochter Abd-el-Kader's beiwohnen ließen, erhebt sich ein weitläufiges Gebäude, welches seiner inneren und äußeren Einrichtung gemäß mit einer großen Menagerie oder einem ungeheueren Vogelbauer verglichen werden könnte. Es ist dies der Sklavenbazar, in welchem mit jener weißen und schwarzen Waare, die für die Harems bestimmt ist, ein einträglicher und schwungreicher Handel getrieben wird.

Rings um einen geräumigen Hof läuft ohne alle Symmetrie und Regelmäßigkeit eine Art hölzerner Logen mit engen Thüren, deren schmale Fenster mit starken Gittern von Eisenstäben versehen sind. Es sind dies die Käfige oder Gefängnisse für die unglücklichen Geschöpfe, welche hier zum Verkaufe ausgeboten werden.

Im Mittelpunkte des Hofes ragen hohe Palmen zum Himmel empor, unter deren Schatten die Verkäufer der Sklavinnen, Armenier, Türken und Druſen, ihre langen Pfeifen rauchend, ernſt und gemeſſenen Schrittes auf und ab wandeln und unter ſich den Kours der Waaren feſtſetzen, die ſie mit unerſchütterlichem Gleichmuthe trotz der ſo häufig in dieſen Käfigen fließenden Thränen der Verzweiflung feilbieten. Der Sklavenbazar iſt die Börſe in Damaskus.

Da die Sklavinnen unter Tags aus ihren engen Behältern herausgenommen und an die friſche Luft im Hofe gebracht werden, bildeten ſie unter ſich Gruppen je nach der Anzahl der Verkäufer, in welchen man alle verſchiedenen Typen der großen Adamsfamilie oder vielmehr der Töchter Eva's vereinigt findet.

Hier ſtößt man auf die herrlichſten Geſichter mit dem zarteſten Teint, den feurigſten Augen, den üppigſten Haaren, auf Geſtalten von wahrhaft plaſtiſcher Schönheit, von vollendetem Ebenmaße und anmuthigſter Rundung der Formen, auf die edeln Töchter Georgiens und Circaſſiens, und unmittelbar daneben trifft man die abſchreckende Häßlichkeit der afrikaniſchen Negerinnen mit ihren eingedrückten Naſen, ihren wulſtigen Lippen und wolligen Haaren, die freilich nur zum Behufe der niedrigen Dienſtverrichtungen in den Harems ihre Abnehmer finden.

Gleichſam um die Waare nur nach ihrem wirklichen Werthe auszubieten und es dem Käufer zu erleichtern, ſich von ihrer Aechtheit zu überzeugen, bringt der Verkäufer ſeine Schönen gewöhnlich in einem mehr als einfachen Koſtüm zum Markte, indem daſſelbe in der Regel aus nichts Anderem beſteht, als aus ihrer eigenen Haut. Seltſam genug, daß die Frauen faſt nackt verkauft werden, einmal verkauft aber ſich ſorgfältig in ihre Schleier verhüllen müſſen und von ſich nichts mehr ſehen laſſen dürfen, als die Augen.

Zur ſelben Stunde, als Aeſchuhna und Fatime ſich im Bad befanden, war der Sklavenbazar außerordentlich belebt, denn der Sonnenuntergang ſtand nahe und die Sieſta war vorüber.

Neben einer der vergitterten Logen, die den Hof umgaben, ſtand Osman-ben-Aſſaf, der an Malim Khatun's Stelle neuernannte Scheik; er ſprach mit einem der bedeutendſten Kaufleute des Bazars, mit Kaſſem-el-Kok, einem Manne von ebenſo hohem Wuchs, als niedriger und ſerviler Phyſiognomie.

„In den zehn Beuteln, die ich Dir vorgeſtern zuſtellen ließ," ſagte Kaſſem, „waren 100,000 Piaſter; 10,000 in jedem."

„Ganz recht; und deßhalb biſt Du mir noch zweimal ſo viel ſchuldig," erwiederte Osman.

„Nein!" ſagte der Sklavenhändler phlegmatiſch.

„Wie? Hab' ich Dir nicht dreißig Chriſtinnen geliefert, die Du bereits nach Deinen Depots im Innern geſchickt haſt?"

„Ich leugne es nicht."

„Nun, waren wir nicht übereingekommen, daß ich von Dir für jede Christin 10,000 Piaster erhalten sollte?“

„Allerdings.“

„Also, dreißig Christinnen macht 300,000 Piaster, und da Du mir erst 100,000 gegeben hast, bist Du mir noch zweimal so viel schuldig.“

„Das heißt, ich wäre es, wenn ich die dreißig Christinnen unter den vorausgesetzten Bedingungen erhalten hätte. Aber von den dreißig sind zwölf gestorben: die einen in Folge ihrer Wunden, die anderen aus Gram und Verzweiflung, und von den achtzehn, die nun noch blieben, sind fünf so häßlich wie des Teufels Großmutter. Du hast mir also eigentlich nur dreizehn Christinnen verkauft, die ich allenfalls an den Mann bringen kann, was mit den häßlichen, die ich zusammen auf 10,000 Piaster rechne, 140,000 macht, von denen Du einstweilen 100,000 auf Abschlag erhalten hast.“

Osman-ben-Assah schleuderte einen wilden Blick auf den Kaufmann, der aber dabei ganz ruhig blieb.

„Du willst mich prellen!“ murmelte er.

„Ich gebe Dir mein Wort, daß zwölf Christinnen umgestanden sind,“ erwiederte Kassem.

„Das ist Deine Schuld. Warum hast Du es nicht verhindert?“

„Du gefällst mir,“ rief der Sklavenhändler lachend; „hatte die eine nicht eine Kopfwunde, daß man ein Ei hineinlegen konnte, sah die andere nicht aus wie eine tätowirte Indianerin, so hatten Deine Leute sie mit ihren Messern zugerichtet? Von den andern, die der Wahnsinn tödtete, will ich gar nicht sprechen, aber mir scheint, daß z. B. das junge Mädchen, welches ihr auf einen Stuhl gebunden habt, um auf den Knieen der Kleinen ihrem eigenen Vater den Kopf abzuschlagen, bei einem nur einigermaßen nicht ganz verhärteten Gemüthe leicht darüber den Verstand verlieren konnte. Uebrigens,“ fügte Kassem hinzu, „bin ich weit entfernt, Dir daraus einen Vorwurf machen zu wollen, denn warum soll man sich nicht hie und da mit einem Giaur einen solchen Spaß erlauben dürfen? Nur hinsichtlich unsers Handels sind wir, wie es scheint, verschiedener Ansicht, und da schlage ich Dir nun vor, Fuad Pascha selbst zum Schiedsrichter zwischen uns zu wählen. Bist Du damit einverstanden, so gehen wir zu ihm und erzählen ihm die Sache.“

Osman zuckte die Achseln.

„Spricht man nicht davon, daß die Franzosen nach Syrien kommen werden?“ sagte er in unwilligem Tone. „Wenn sich das bestätigt, so muß Fuad Pascha sich das Ansehen geben, als beschütze er die Hunde, und er würde diesem Scheine Dich und mich zum Opfer bringen. Nein, Kassem, Fuad Pascha kann unser Schiedsrichter nicht seyn. Wir müssen uns selbst verständigen.“

„Dann nimm die 140,000 Piaster an.“

„Ich muß 200,000 haben.“

„Warum?“

„Weil ich sie brauche.“

Der Sklavenhändler sah Osman-ben-Assah an, aber es ließ sich aus der Physiognomie des Scheik nichts errathen.

„Ich bin Dir nur die Zahlung für dreizehn Christinnen schuldig,“ sagte er, „und mehr gebe ich nicht. Wann Du aber 200,000 Piaster brauchst, so sollst Du sie haben. Du weißt, daß ich Dir gerne aus einer Verlegenheit helfe.“

„Ich weiß es, Kassem,“ erwiederte Osman-ben-Assah besänftigt. „Deßhalb wende ich mich auch an Dich. Du mußt mir einen Gefallen thun, denn ich werde Damaskus verlassen.“

„Wie, Du willst von hier fort?“ rief der Kaufmann überrascht. „Fürchtest Du denn wirklich die Ankunft der Franzosen?“

„Man erwartet sie von einem Tag zum andern in Beyrut.“

„Ha, ich begreife, da willst Du nun Deine Schätze in Sicherheit bringen, denn Du besorgst, daß Fuad Pascha gezwungen werden könnte, das zu thun, was die Christenhunde Gerechtigkeit nennen würden.“

„Zwischen die Franzosen und Abd-el-Kader gestellt, wird Fuad Pascha gegen die Druſen und gegen die Söhne des Propheten in gleicher Weise einschreiten.“

„Und wohin willst Du Dich zurückziehen?“

„Nach Mekka.“

„Das trifft sich herrlich,“ entgegnete Kassem, „denn ich selbst werde Damaskus verlassen, um mich nach Mekka zu begeben.“

„Ich weiß es,“ sagte Osman-ben-Assah, indem er den Kaufmann scharf ansah. Es schien, als suche der Scheik ihn zu sondiren und seine Gedanken zu errathen, bevor er ihm seine eigenen Absichten mittheilen wollte.

Kassem-el-Kok rauchte ruhig seine Pfeife. Stets verschlossen und undurchdringlich, that er nichts, um eine vertrauliche Mittheilung herbeizuführen, ohne sich deßhalb den Anschein zu geben, als wolle er eine solche zurückweisen.

Endlich schien der Scheik einen raschen Entschluß zu fassen. „Wann geht Deine Sklavenkarawane ab?“ fragte er.

„Die Christinnen sind schon fort,“ erwiederte Kassem; „die Amerikanerinnen werden morgen folgen.“

„Um welche Zeit?“

„Um zwei Uhr nach Mitternacht.“

Es trat eine Pause in der Unterredung der beiden Männer ein.

(Fortsetzung folgt.)

Nacht und Morgen, oder: Der Talisman.

(Fortsetzung.)

Der Regierungsrath hatte Herrmann gegenüber jetzt auf einem Stuhle Platz genommen. „Erlauben Sie mir,“ sagte er, „das begonnene Gespräch fortzusetzen. Da Sie bereits zwei Jahre lang Kollegia gehört haben, so müssen Ihre Verhältnisse doch eine ganz unerwartete Wendung genommen haben, daß Sie Ihre Studien plötzlich abbrechen wollen?“

„Leider ist es so,“ gab Herrmann zur Antwort, „und diese traurige Wendung liegt in dem Tode meines Vaters. Vor acht Wochen folgte ich seinem Sarge. Meine Mutter lebt jetzt von der kärglichen Pension, auf die sie als die Wittwe eines Beamten, der kein Vermögen hinterlassen konnte, angewiesen ist. Wohlhabende Verwandte stehen uns nicht zur Seite, und jetzt ist es die höchste Zeit, daß ich dem Studium Valet sage.“

„Und auf welche Weise gedenken Sie sich nun eine Existenz zu gründen?“ fragte der Regierungsrath nach längerem Schweigen.

„Ich will auf irgend einem juristischen Bureau vor der Hand eine Anstellung als Schreiber zu finden suchen.“

„Das ist freilich hart, — sehr hart,“ meinte der Regierungsrath, und nickte dann mit dem Kopfe. „Ich denke, es soll mir nicht schwer werden,“ fuhr er nach einigem Besinnen fort, „Sie nach Wunsch unterzubringen. In einigen Tagen hoffe ich Ihnen Gewißheit geben zu können. Lassen Sie mir gelegentlich einige Proben Ihrer Handschrift zukommen, denn darauf kommt viel an. Sie bleiben doch einstweilen bei Ihrem Freunde oben wohnen?“

Herrmann bejahte die Frage, und indem er sich von seinem Stuhle erhob, drückte er dem Regierungsrathe für die freundliche Theilnahme in herzlichen Worten seinen Dank aus und empfahl sich.

„Auf Wiedersehen,“ sagte der Regierungsrath, als er Herrmann auf den Vorsaal begleitete und der Lakai behend gesprungen kam, um die Saalthüre zu öffnen.

Leichten Herzens trat Herrmann zu Feller in's Zimmer. Dieser sah wieder zum Fenster hinaus und bemerkte den Freund nicht eher, als bis dieser, auf den Stiefelspitzen schleichend, das Fenster leise erreicht hatte und plötzlich neben dem Mediziner, dessen Blicke eben mit großem Interesse eine lustwandelnde Dame verfolgten, ebenfalls zum Fenster hinaussah.

Ueberrascht blickte Feller den Freund an und zog ihn neugierig in die Mitte des Zimmers.

„Sprich schnell, wie ist Dein Pfeifenkopfexperiment abgelaufen,“ frug er, den Juristen am Knopfloche seines Rockes fassend. Der heitere Blick Herrmann's zerstreute im Voraus jeden bangen Zweifel und bevor dieser seine Frage ganz beantwortet hatte, fuhr Feller fort: „Du warst mir vorher zu schnell verschwunden, sonst hätte ich die ganze Geschichte auf mich genommen, wäre selbst zum Regierungsrathe hinuntergegangen und hätte den verdammten Pfeifenkopf als einen Abgesandten meiner Pfeife legitimirt.“

„Aha! von wegen der neunzehn und siebenzehn Frühlinge,“ lachte Herrmann, seine Hände auf Feller's Schultern legend, „es war aber doch besser, daß ich ging.“ Und nun berichtete er dem Genossen, was wir bereits wissen.

„Du hast nicht mit Unrecht Deine Pfeife einen Talisman genannt,“ bemerkte Feller, nachdem er dem Verhalten des Regierungsrathes freudige Anerkennung gezollt hatte, „und ich berene es jetzt nicht,“ fuhr er fort, und zog aus der Tasche seines Schlafrockes eine schlechtgedrehte Papierdüte hervor, „daß ich dem Pfeifenkopfe zu Liebe unten auf dem Trottoir so oft mich gebückt habe,“ schloß er, und überreichte dem Juristen die voluminöse Düte, welche gleich darauf ihren Halt verlor und in Herrmann's Hand ihren Inhalt ausschüttete. — Es waren die Trümmer des Pfeifenkopfes.

Schluß-Kapitel.

Mittag.

Zwei Tage später finden wir die beiden Freunde wieder beisammen in Feller's Stübchen. Es ist Morgen. Auf dem Tischchen am Sopha steht Feller's Kaffeemaschine, deren blechernen Leib eine mächtige Spiritusflamme umleckt. Die beiden Männer sitzen auf dem Sopha. Herrmann, der wieder Feller's Schlafrock trägt, schreibt an seine Mutter, berichtet ihr mit möglichster Schonung das Unglück, das ihn am Sonnabend betroffen hat, theilt ihr seinen Entschluß in Betreff seiner künftigen Existenz mit, und spricht die Hoffnung aus, daß ihn das Wohlwollen eines hochgestellten Regierungsbeamten bei Ausführung seines bescheidenen Lebensplanes unterstützen werde.

„Ein Zufall ganz eigener Art,“ schreibt Herrmann, „führte mich mit diesem menschenfreundlichen Herrn zusammen. Du würdest vor Schreck nicht weiter lesen können, liebe Mutter, wollte ich Dir den Hergang der ganzen Sache brieflich

mittheilen, denn der Anfang dieser Geschichte erweckt für den glücklichen Ausgang haarsträubende Zweifel. Ich behalte mir eine ausführliche Mittheilung darüber bis zu meinem nächsten Besuche bei Dir vor. Ich werde nun bald aus den Räumen der Wissenschaft scheiden, relegirt vom unerbittlichen Geschick. Der Abstand zwischen meiner bisherigen Carrière und meinem zukünftigen Wirkungskreise ist enorm, und doch — fühle ich mich jetzt nicht so unglücklich mehr. So ernst mich auch das Ungewisse, das Schwankende meiner Verhältnisse schon in der letzten Zeit immer gestimmt hatte, — die Wahrheit meines Unglücks sah ich erst in dem Augenblicke ein, wo fühlende Menschen mir ihr Mitleid ausdrückten. Und kaum hatte ich mir das Trostlose meiner Lage selbst eingestanden, da wurde mir auch schon freundlicher Beistand versprochen, und ich werde mich auf der niedern Bahn, die ich dann sichern Fußes betreten kann, wohler fühlen, als auf der lustigen Höhe, von der ich ohne Anhalt, ohne Stützpunkt in eine aussichtslose Ferne blickte."

Während Herrmann Seite auf Seite füllte, saß Feller im kurzen Tuchrocke und in Unterbeinkleidern in der andern Ecke des Sopha's, las andächtig in einem medizinischen Werke, überwölkte mitunter die Atmosphäre über dem Tische mit kräftigen Zügen aus seiner Pfeife und warf dann und wann einen wachsamen Blick nach der Spiritusflamme.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „A. Z." erzählt: „Ein neues Mittel der Volksbildung hat eine unlängst in London entstandene Gesellschaft auf ihre Fahne geschrieben. Dieweil es die Geduld des Christen übt, die Männer von dem leidigen Wirthshausleben fern hält, jeglichen Menschen aber zum Stillschweigen nöthigt, somit also das eigene Nachdenken wohlthätig fördert, „was besonders für die Damen und Frauen aller Länder heilsam sich erweisen wird, die da außerordentlichen Mißbrauch mit den edlen Sprachwerkzeugen treiben," weil es ferner der Sparsamkeit Vorschub leistet — aus all diesen Gründen will und wird besagte Gesellschaft praktischer englischer Gentlemen und Ladies alljährlich Preise für diejenigen Männer und Frauen aussetzen, deren Fortschritte eine emsige Pflege des neuen „formalen Bildungsmittels für Geist und Herz" darlegen, sowie „Ehrenzeichen für die verdienstvollen Förderer" dieses Zweigs der Volkserziehung begründen. Das zu kultivirende neue Reis im Garten menschlicher Thätigkeit ist aber — das Angeln!"

Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 6 7.

Starrt mein Gesicht vor Frost und Eis,
Ist mir der Rücken voll von Schweiß.

3 2 4 5.

Soll der Vogel sich vermehren,
Darf mich nicht der Knab' zerstören.

1 2 7 3 6.

Wer lang gelebt in mir,
Sehnt sich oft fort von hier.

7 6 3 5 2.

Oft nennst du glücklich jenen Mann,
Der sicher von mir leben kann.

4 5 6 7 3 2.

Sobald die Sonne niedersinkt,
Unser Licht gar milde blinkt.

1 2 4 5.

Wenn man mich feiert, zieht Jung und Alt
Zur Stadt hinaus, 's ist Mode halt.

4 2 6.

Herrscht auf mir Ruh' und Stille, fährt sicher der Kahn;
Bei Sturm und Wetter verschling' ich oft den Mann.

2 7 3 4 5.

Mit mir zu Werke gegangen,
Wirst bald zum Ziel gelangen.

6 7 3 5 2.

Sichel und Sense mir geben den Tod:
Der Mensch auf mich hofft, denn ich schaffe ihm Brod.

2 3 5 6.

Oefter issest du mein Ei,
Mein Fleisch gewöhnlich auf Kirchweih.

7 2 4 5.

Weil der Kaufmann mich gern entbehrt,
Bekommst du mich oft unterm Werth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Dienstag, 8. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

„Kassem," hub der Scheik nach einigen Sekunden wieder an, „kann ich stets auf Deine Treue zählen?"

„Immer, Scheik," entgegnete der Sklavenhändler.

„So werde ich Dir morgen um 2 Uhr Nachts selbst drei Frauen bringen, die Du mit Deiner Karawane fortschaffen wirst. Zwei davon sind mein, und ich binde es Dir auf die Seele, daß Niemand auch nur die Farbe ihrer Augenbrauen zu Gesicht bekommen darf. Die dritte soll Dein seyn; ich gebe sie Dir unter der Bedingung, daß Du sie in Mekka verkaufst. Schwörst Du mir, über die beiden ersteren zu wachen und sie mir so lange aufzuheben, bis ich komme, um sie abzuholen?"

„Ich schwöre es auf den Koran!" sagte Kassem.

„Sind die, welche Du für Dich behalten willst, Christinnen?"

„Die eine ja, die andere ist eine Jüdin."

„Und die, die Du mir schenken willst?"

„Ist eine Türkin und bekennt sich zu Mahomeds Lehre."

„Nun gut, Scheik, es soll geschehen, wie Du es wünschest."

„Dann will ich mich auch mit 140,000 Piaster für die dreißig Sklavinnen, die ich Dir geliefert, begnügen."

„Dreizehn, Scheik; ich habe Dir schon vorgezählt, daß ich nur dreizehn brauchen kann," protestirte Kassem gegen die Zahl dreißig.

„Nun, gleichviel! Der Handel ist also abgemacht. Ich quittire Dir 140,000 Piaster, dagegen quittirest Du mir den Empfang der zwei Frauen und einiger beladenen Kameele, die ich Deiner Obhut anvertrauen will. Es ist dies nur eine kleine Formalität," fügte Osman-ben-Assah hinzu, um damit sein Mißtrauen weniger verletzend zu machen. „Die Sache hat weiter nichts zu bedeuten; aber Du kennst ja meine Pünktlichkeit in Geschäften.... Also morgen, zwei Stunden nach Mitternacht und zwar hier am Platze."

Kassem verneigte sich zum Zeichen seines Einverständnisses und Osman-ben-Assah entfernte sich mit jener ächt türkischen Gravität, die ein wahrer Moslem in keinem Augenblick des Lebens verleugnet. Er kehrte in sein Serail zurück, d. h. in den Palast, der wenige Tage vorher noch Malun Khatun's Eigenthum war. Dort angelangt, begab er sich in den Salon, in welchem wir den vorigen Scheik, umgeben von seinem Generalstabe, seine Pfeife rauchen sahen. Auch Osman-ben-Assah wußte seine neue Würde zu behaupten, und wie Malun Khatun hielt auch er darauf, einen glänzenden Hofstaat um sich versammelt zu sehen.

„Manfor!" rief er, ohne ein erläuterndes Wort hinzuzufügen, was übrigens auch unnöthig gewesen wäre, da ein Sklave, der seinen Herrn diesen Namen aussprechen hörte, augenblicklich fortsprang, um den Verlangten zu holen. Zwei Minuten später kam der Sklave wieder, und sich so tief verbeugend, daß er mit der Stirne den Boden berührte, sagte er: „Manfor kommt."

Fast im nämlichen Augenblick trat ein Druse von ungewöhnlicher Größe und einem wilden, unheimlichen Gesicht ein und verbeugte sich seinerseits vor dem Scheik, der sich inzwischen auf einem weichen Sammetpolster niedergelassen hatte.

„Manfor," sprach Osman-ben-Assah den wild aussehenden Mann an, nachdem er vorher seiner Umgebung einen Wink gegeben hatte, sich bis jenseits der Gehörsweite zurückzuziehen, „Du wirst bis morgen meine sämmtlichen Kameele und die Sänften in Bereitschaft setzen, denn wir reisen."

„Gut, Scheik," entgegnete einfach der an blinden Gehorsam gewöhnte Diener.

„Noch im Laufe des heutigen Tages und die ganze Nacht hindurch wird unter meiner eigenen

Aufsicht gepackt; Du wählst dazu aber nur sechs ganz verlässige Sklaven, auf deren unbedingte Verschwiegenheit man zählen kann, denn ich will, daß meine Abreise geheim gehalten wird und daß man in der Stadt nicht eher meine Abreise erfährt, als bis ich längst in den Bergen bin."

Mansor verbeugte sich stillschweigend, zum Zeichen, daß er verstanden habe. Er hielt jede weitere Antwort für überflüssig, denn er wußte, daß der Scheik von seiner Pünktlichkeit im Vollzuge erhaltener Befehle vollkommen überzeugt war.

„Zwei Sänften und die Hälfte meiner Kameele," fuhr Osman-ben-Assah fort, „schließen sich der Karawane des Sklavenhändlers Kassem-el-Kok an, die Damaskus um 2 Uhr Nachts verlassen wird. Von den Frauen des Harems werden zwanzig, deren Namen ich Dir noch angebe, mitgenommen. Es versteht sich von selbst, daß die junge Französin, die Tochter des Juwelenhändlers Esau und die Setti Aeschuhna darunter sind. Diese drei reisen mit Kassem-el-Kok, da sie auf diese Weise weniger Gefahren ausgesetzt sind als bei mir, der jeden Augenblick von Maronitenbanden angegriffen und zu einem Kampfe auf Leben und Tod aufgefordert werden kann. Da ich die drei Frauen selbst zu Kassem bringen will, um ihm nochmals mit aller Eindringlichkeit meine Instruktionen aus Herz zu legen, so werden wir erst eine Stunde später, also um drei Uhr morgens, aufbrechen können. Ich hoffe von Deinem Eifer, bis dahin alles bereit zu finden."

„Mansor ist tapfer wie ein Löwe, schlau wie ein Fuchs und treu wie ein Hund," entgegnete der Druse, „und in Folge dieser Eigenschaften erwarb er sich bisher das Vertrauen Osman-ben-Assah's, und dieses Vertrauens wird sich Mansor noch ferner würdig zeigen. . . . Doch erlaube, Herr, noch eine Frage: was soll mit dem Franzosen geschehen, der in Deiner Gewalt ist?"

„Er muß sterben!" entgegnete Osman-ben-Assah mit kalter Entschiedenheit.

„Wann?"

„Morgen, zwei Stunden nach Sonnenaufgang."

„Durch die seidene Schnur?" fragte lakonisch Mansor.

„Nein. Er soll nach jener Todesart sterben, die für die Christenhunde die passendste ist. Ich selbst und Aeschuhna werden seiner Hinrichtung beiwohnen."

Trotz seiner absoluten Fügsamkeit wagte diesmal Mansor eine kleine Bemerkung gegen den Ausspruch des Scheik. „Abd-el-Kader ist noch immer hier und er beschützt die Christen," murmelte er; „auch sagt man, daß in einigen Tagen die Franzosen in Beyrut landen werden."

„Ich weiß es," entgegnete Osman-ben-Assah; „was brauche ich mich aber darum zu kümmern? Ich verlasse Damaskus und ehe die Franzosen hier sind, liegt das Meer der Wüste zwischen mir und ihnen. Und was Abd-el-Kader betrifft, so weiß er nicht, was in meinem Hause vorgeht. . . . Der Giaur stirbt morgen, es bleibt dabei, und um seine Todtenfeier würdig zu begehen, wirst Du Said-Abdul-Ralek hierher bescheiden."

Dieser Name, den Osman-ben-Assah mit lauter Stimme aussprach, wurde von den Drusen und Türken, die sich bis an das äußerste Ende des Saales zurückgezogen hatten, gehört, was sich aus einem freudigen Gemurmel, einer halblaut kundgegebenen Befriedigung erkennen ließ.

Alle Anwesenden sahen sich unter einander an und aus ihren Blicken leuchtete eine tückische Freude, während der Name Said-Abdul-Ralek und das Wort Giaur von Mund zu Mund ging.

Said-Abdul-Ralek, früher Soldat unter Achmed Pascha, jetzt Hauptschlächter der Maroniten in Damaskus, hatte sich während der Metzeleien einen Ruf erworben, der jenem etwa gleichkam, in welchem Maillard als Chef der Septembristen im Jahre 1793 unter den Sanculotten stand. Nur hatte sich Maillard damit begnügt, zu tödten und tödten zu lassen, während Said-Abdul-Ralek einen noch nicht dagewesenen Scharfsinn in Erfindung von Torturen entwickelte, womit er seine Opfer zu Tode marterte. Er besaß den Ruhm der Genialität als Folterer und dieses Ungeheuer ließ Osman-ben-Assah rufen, um Olivier Cast seinen blutigen Händen zu überliefern.

(Fortsetzung folgt.)

Nacht und Morgen, oder: Der Talisman.

(Fortsetzung.)

Da tönten Schritte auf dem Gange, worauf an der Thüre geklopft wurde. Der Bediente des Regierungsrathes trat ein. Herrmann fuhr wie elektrisirt empor, machte dem Diener eine tiefe Verbeugung und hätte ihm ohne Zweifel auch die Hand geschüttelt und einen Stuhl angeboten. Aber Feller kam ihm zuvor und machte sich's, im schreienden Kontraste mit seiner mangelhaften Bekleidung, zum besonderen Vergnügen, den Bedienten mit der Kälte eines Hofmannes abzufertigen. Mit einem gemessenen Kopfnicken empfing er von dem Boten ein versiegeltes Billet, das an Herrmann adressirt war.

„Dem Ueberbringer dieser Botschaft hättest Du zarter begegnen sollen," sagte Herrmann, nachdem sich der Bediente entfernt hatte, „da lies einmal."

Feller las:

„Herr Herrmann und Herr Feller wollen die Güte haben, heute Mittag ein Uhr an einem einfachen Mahle Theil zu nehmen, und dadurch auf's Freundlichste verpflichten

R. R. Stein nebst Frau."

„Schön gesagt, sehr schön gesagt," rief der Mediziner und rieb sich vergnügt die Hände, „daran ist nur der Pfeifenkopf schuld," fuhr er fort, während Herrmann die Ellbogen auf den Tisch gestützt hatte, die Hände über den Mund zusammenfaltete und mit beiden Daumen seine lächelnden Wangen kitzelte. „O! langersehnter himmlischer Augenblick," sprach Feller mit komischem theatralischen Pathos, verdrehte die Augen und versuchte mit den Schößen seines Rockes den Faltenwurf eines spanischen Mantels nachzuahmen. „Du wirst mich also endlich in die beiden Herzen einführen, die zwei Treppen tiefer in lauten Doppelschlägen vielleicht längst für mich gefühlt haben! Und der Weg zu diesen Herzen führt durch die Wellen einer kräftigen Suppe, hinweg über Braten mit Gemüse oder Compot, hierauf noch ein Gang Braten vielleicht, und endlich eine — doch halt' einmal," unterbrach sich Feller plötzlich und suchte in der Zerstreuung mit beiden Händen die gewohnten Hosentaschen vergebens in den Unterbeinkleidern, „ich habe ja letzthin meinen Frack verkauft und kann doch unmöglich in diesem Rocke bei Tafel erscheinen. Das ist fatal, höchst fatal!"

„Mir bleibt auch nichts Anderes übrig," wandte Herrmann ein, „auch ich muß mich in meinem Rocke präsentiren, der obendrein dem Deinigen an Eleganz um vieles nachsteht."

„Mit Deinen Verhältnissen vertraut, werden Regierungsraths bei Dir den Besitz eines Frackes nicht voraussetzen," entgegnete Feller, indem er in die Buckskinhose fuhr, „was aber mich betrifft, so muß ich nothwendiger Weise im Frack erscheinen. Du hingegen sollst meinen Rock anziehen und ich werde jetzt dem Kleiderjuden einen Besuch machen, der mir den Frack ohnedies mit einem Spottgelde bezahlt hat. Wehe dem Bummler, wenn er den Frack schon vertrödelt hat."

Unter diesen Bemerkungen hatte sich Feller vollständig angekleidet, nahm in aller Kürze den Morgenkaffee zu sich und verließ heiter und wohlgemuth das kleine Zimmer. — — —

Der Glockenschlag Eins war schon seit mehreren Minuten in den Lüften verstummt, welche die Thürme der Residenz umspielten; zahlreiche Equipagen durchrasselten die Straßen nach allen Richtungen, die ins Freie führten, und schaukelten in ihren weichen Polstern tausend lebensfrohe Gruppen von Herren und Damen mit buntseidenen Sonnenschirmen; auf manchem Sopha im schattigen Stubenwinkel lehnte und streckte sich eine Gestalt, die sich mit verdrießlichem Zandern vom Mittagsschläfchen trennte und in den Kaffeehäusern klirrten Tassen und Löffel, fielen Dominosteine um, wurden Trümpfe ausgespielt und flogen Wirthe und Kellner in weißen Schürzen hin und her.

Vor einer weißgefirnißten Flügelthür aber, auf einem breiten, mit weißem Sande bestreuten Treppenabsatze, standen zwei junge Männer in weißen steifen Halskrägen und mit weißen Manschetten um die schwarz behandschuhten Hände. Der Eine von ihnen suchte eben eine blankgeputzte Messingplatte an der Thüre als Spiegel zu benutzen und strich einige Male den feinen Schnurrbart. Dann zupfte er noch einmal an dem weißen Taschentuche, das aus einer hinteren Tasche seines Fracks diskret hervorsah. Der Andere rückte sich inzwischen die Halsbinde zurecht und visitirte nicht ohne Mißtrauen die einzelnen Knöpfe des dunkelbraunen Rockes.

„So, nun kann's losgehen," sagte der Herr im Fracke, und der Herr im Rocke zog die Klingel, deren helles Geläute er eben nicht zum ersten Male hörte.

Der Bediente öffnet und weis't die Herren mit einer tiefen Verbeugung, die besonders dem kalten Hofmanne gilt, nach einer der Thüren, aus welcher gleichzeitig der Regierungsrath tritt. Dieser empfängt Herrmann mit einem herzlichen Händedrucke und begrüßt den Mediziner auf das freundlichste. Der Letztere weiß dem Regierungsrath hundert verbindliche Worte über die unerwartete Ehre der schmeichelhaften Einladung zu sagen und bringt die mit einer eleganten Ungenirtheit vor, als wäre er selbst ein Regierungsrath.

Hierauf führt der wirkliche Regierungsrath seine Gäste in das Speisezimmer.

In der Mitte steht eine weißgedeckte Tafel mit sechs Converts, wie Feller, den die Möglichkeit quälte, die beiden Töchter möchten bereits gegessen haben, in aller Geschwindigkeit überzählt. Drei Vasen mit duftenden Blumen erheben sich in gleichen Entfernungen von einander auf dem weißen Damastlinnen.

In der einen Fensternische sonnt sich eine Gruppe von drei Damen, in schweren Seidenkleidern, mit Broches und Armspangen und kunstvollen Halskrausen mit **à-jour**-Stickerei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Männerquartett, zu welchem bekanntlich in ganz Deutschland eine allgemein verbreitete Neigung vorhanden ist, hat schon so manche Sängergröße aus einem dunklen Daseyn zur Berühmtheit befördert. So bestand vor längerer Zeit in Hamburg ein Doppelquartett, welches in der Regel am Sonntag eine Spazierfahrt auf das Land unternahm und unterwegs oder an einem Lustort seine Lieder ertönen ließ. — Eines Tages ereignete es sich, daß der erste Tenorist des einen Quartetts behindert war, an seinem Platze zu erscheinen. Man wollte Mendelssohn's berühmtes Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald" singen und war soeben im Begriff, darauf zu verzichten, als der Kutscher auf dem Bock, der die Herren wiederholt gefahren und ihren Gesängen mit Entzücken gelauscht hatte, versicherte, er sey im Stande auszuhelfen, er wisse das Quartett vom Zuhören aus dem Kopfe. Zweifelnd verstand man sich dazu, den fahrenden Ersatzmann eintreten zu lassen; aber schon nach den ersten Tönen hatte ein allgemeines Staunen die Sänger ergriffen: der Wagenführer sang den ersten Tenor so wunderbar schön, daß man sofort nach der Rückkehr in die Stadt die Gesanglehrerin Grandjean mit der Bitte aufsuchte, dem jungen Kutscher einige Quartette beizubringen. Die Dame hatte indessen kaum den Klang der Stimme gehört, als sie erklärte, hier eine Sängergröße vor sich zu haben, welche für die Bühne geboren sey und ihr bald genug als ein Glanzstern angehören würde. Der junge Fuhrmann war bereit, der Meisterin zu folgen, er sagte dem Stall und den Pferden Valet und ergab sich mit unglaublichem Eifer dem neuen Beruf. Die Meisterin hat Wort gehalten, aus ihrem Schüler — Theodor Wachtel — ist eine Tenorgröße geworden, welcher jetzt überall gehuldigt wird.

(Eine Venus wird gesucht.) Man schreibt aus Wien: „Bei der gegenwärtig in Ausführung begriffenen Umgestaltung des „Elisiums" wird auch das früher dort bestandene Serail in das Reich der Venus umgeändert. Bei dieser Gelegenheit findet es der Unternehmer angezeigt, mit der Ausstattung des Lokals auch das früher dort die Serailbewohner vorstellende weibliche Personale zu wechseln, und an dessen Stelle andere, einem Venusreiche würdigere Schönheiten zu engagiren. Wie man verniminst, ist die Acquirirung von derlei Schönheiten nicht leicht zu bewerkstelligen. Es hat sich zwar, obgleich zu diesem Zwecke kein Konkurs ausgeschrieben wurde, eine erkleckliche Anzahl von Wiener Schönen (man spricht von zweihundert) zu diesem Dienste bereit erklärt, doch wurde noch keine von allen in Bezug auf Gesichts- und Körperbildung, sowie in Betreff von mimischer Darstellung für geeignet befunden, die Stelle einer Venus einzunehmen. Als Allen konnten bis jetzt nur zwei Begleiterinnen der Venus aufgenommen werden, die Stelle für letztere selbst ist noch zu vergeben."

Freiburg, 23. Sept. Die hiesige Polizei verhaftete dieser Tage einen Bettler, der sich in einem äußerst das Mitleid erregenden Zustand befand und dessen ganzes Aeußere darauf berechnet war, die bitterste Noth, den größten Mangel zu repräsentiren. Als man denselben näher untersuchte, fanden sich mehrere Tausend Thaler in Werthpapieren bei ihm vor. Eine Anfrage bei seiner Heimathsbehörde in Berlin über seine Persönlichkeit brachte die Nachricht, daß das Geld sein Eigenthum und der Verhaftete ein ganz vermöglicher Mann sey. Es ist derselbe auf einer Vergnügungsreise in die Schweiz begriffen und bettelte sich in dieser Weise durch, weil es ihm der Geiz nicht zuläßt, einen Pfennig von seinem Vermögen anzugreifen.

Landwirthschaftliches.

(Aufbewahrung der Kartoffeln.) Der Zufall, dem wir schon so manche nützliche Entdeckung verdanken, hat abermals zu einem Mittel hingeleitet, die Kartoffeln den Winter über zweckmäßig aufzubewahren. Ein Gutsbesitzer hatte einen Theil seiner geernteten Kartoffeln in einen Keller schütten lassen und dann, durch unerwartete Reisen verhindert, nicht mehr nach denselben gefragt und nachgesehen. Erst im Frühjahr erinnerte er sich der Kartoffeln und gab sogleich Befehl, den Keller zu räumen und die Kartoffeln, die er verdorben und ausgewachsen wähnte, wegzuwerfen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er die Früchte so gesund und frisch vorfand, als kämen sie eben erst aus der Erde. Auch beim Kochen zeigten sie einen vollkommen guten Geschmack. Man untersuchte den Keller genau und bemerkte auf dem Boden desselben eine dicke Lage Kohlenstaub, von früher dort aufgeschichteten Kohlen zurückgeblieben. Die Kohlenunterlage hatte jedenfalls die Erhaltung der Kartoffeln bewirkt.

Auflösung des Zahlenräthsels in № 120:
Fenster. Rest. Ferne. Rente. Sterne Fest. See. Ernst. Ernte. Ende. Rest.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Freitag, 11. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

11.

Es war Nacht geworden und Damaskus, still und friedlich, ruhte wie eine Stadt, deren Bewohner sich frei wissen von jeglicher Schuld. Damaskus schlief unter seinem Sternenhimmel, inmitten seiner bewunderungswürdigen Gefilde, unbekümmert um die rauchenden Trümmer, die sich in seinem Innern erhoben, unbekümmert um die verstümmelten Leichen, die noch in den Straßen lagen, und um deren Besitz sich ausgehungerte Hunde stritten.

Der Harem Malan Khatun's, nunmehr im Besitz des neuen Scheik, Osman-ben-Affah, lag in jenem leuchtenden Halbdunkel, welches den Nächten des Orients einen so magischen Reiz verleiht. Mitten im wolkenlosen Aether glänzte die silberne Sichel des Neumondes, und in ihrem milden Zauberlichte glich der Garten mit seinen riesigen Palmen, mit seinen Cactus- und Jasmingebüschen, mit seinen Bassins von glänzendem Marmor, seinen murmelnden Quellen und plätschernden Springbrunnen und mit seiner geschäftigen Bevölkerung glühender Leuchtkäfer und schillernder Nachtfalter einem Feenreiche, wo sich die Elfen zum fröhlichen Tanze zusammenfinden und das verliebte Geflüster der in den Blättern säuselnden Zephyre belauschen. Im hellen Mondscheine zeichneten sich die mit feinem Sande bestreuten Wege scharf ab und glichen da, wo sie durch blumige Wiesen führten, goldenen Bändern auf smaragdgrünem Grunde, dort aber, wo duftende Gesträuche sie begrenzten, verbargen sie sich im schattigen Dunkel und vollendeten durch ihre phantastischen Windungen dieses prachtvolle Kaleidoskop der Natur.

Ueber dem Garten sowohl wie über den Gebäuden des Harems lag eine geheimnißvolle Stille, die nur aus der Ferne durch das Geheul der Schakale, jene schauerliche Musik, die unzertrennbar ist von allen herrlichen Nächten des Orients, unterbrochen wurde. Erst um Mitternacht ließ sich ein leises Knistern im Sande vernehmen: es glich dem Geräusche einer flüchtig dahineilenden Gazelle, und in der That waren es Tritte, verbunden mit dem Rauschen eines Kleides, die leicht und kaum den Boden berührend über die erleuchteten Wege dahinglitten, um sich im nächsten Augenblick unter den schattigen Alleen wieder zu verlieren. Es war die vorüberhuschende Gestalt einer Frau, die, kaum sichtbar geworden, in einem Kiosk verschwand, worauf wieder die frühere Stille eintrat, die dieser kurzen Erscheinung einen geisterhaften Charakter verlieh.

Wer war diese Frau? Was wollte sie zu dieser nächtlichen Stunde in dem isolirten Kiosk? Warum war sie so scheu, so behutsam, und doch dabei so hastig und entschlossen durch den Garten geeilt?

Werfen wir einen Blick durch die Fenster des luftigen Gebäudes, den uns die geöffneten Vorhänge gestatten, und wir sehen in dem vom Mondlicht übergossenen Raume die Unbekannte in heftiger Aufregung den verhüllenden Schleier abwerfen: eine jugendliche Gestalt in der reichen Tracht einer orientalischen Jüdin tritt aus der weißen Verpuppung hervor, und wir finden in ihr Noëmie, Osmanben-Affah's schöne Gefangene. Das junge Mädchen war von auffallender Blässe, die Züge des Gesichtes verriethen tiefen Gram, um ihre Lippen spielte ein krankhaftes Lächeln, und unheimlich leuchteten ihre Augen in düsterer Gluth gleich der feurigen Pupille einer Löwin. Unverkennbar war Noëmie die Beute einer fieberhaften Aufregung, denn ihre Hände zitterten und durch die geschlossenen Zähne zischte der kurze, heisere Athem, der sich der heftig wogenden Brust gewaltsam entrang.

Wer Noëmie in dieser einsamen Stunde der Nacht belauscht, wer sie beobachtet hätte, wie sie in hastigen Schritten den Raum durchmaß, der sie beengte; wie sie bald mitten im Zimmer stehen blieb und

die krampfhaft geschlossene Faust drohend gegen den Himmel erhob, bald wieder an die Thüre, und von dieser zurück an das Fenster eilte, um horchend einen forschenden Blick nach dem Garten zu werfen; wer das dumpfe Murmeln vernommen hätte, durch welches sie zuweilen ihre Gedanken laut werden ließ, der würde die Ueberzeugung gewonnen haben, daß in Noëmiens Seele ein heftiger Kampf vor sich ging, daß wilde Leidenschaft ihr Inneres verzehrte und böse Entschlüsse um den Sieg mit ihrem Gewissen rangen.

„Noch ist es Zeit," flüsterte sie leise vor sich hin, „noch ist meine Absicht nicht zur That geworden; aber nur noch wenige Minuten und unwiderruflich in seinen Folgen wird der verhängnißvolle Schritt, den ich gethan! . . . Schweige, schweige thörichtes Gewissen! Warum mahnst Du zur Rückkehr von der nun einmal kühn betretenen Bahn? . . . Es ist Verrath, Noëmie, gräßlicher Verrath an heiliger, vertrauensvoller Freundschaft, den Du im Schilde führst! . . . Zitterst Du nicht vor dem Fluche Deiner That? Ist kein Erbarmen mehr in Deinem Busen, an dem sie so oft in inniger Schwesterliebe ruhte? . . . Erbarmen für sie, die Räuberin meines Glückes, für sie, die sich mit seiner Liebe brüstet, die nur nach Freiheit trachtet, um sein zu werden, unbekümmert um den giftigen Stachel wilder Eifersucht, der mein armes Herz zerfleischt? . . . Hinweg mit dir, du lächerliche Schwäche, hinweg du feiges Zaudern im Moment der Entscheidung! . . . Sie liebt ihn, ist dies nicht Grund genug für mich, auf ewig sie zu hassen? . . . Osman-ben-Assah möge kommen, er findet mich bereit, die Feindin zu verderben! . . ." Mit trotigem Muthe jede Faser, an der noch Mitleid zuckte, aus ihrem Herzen reißend, stand Noëmie in ungeduldiger Erwartung am Eingang des Kiosk, als sie endlich leise Tritte näher kommen hörte, deren Geräusch sie mit einem Lächeln triumphirender Bosheit begrüßte. Im nächsten Moment öffnete sich die Thüre und Osman-ben-Assah trat ein. Er war es, den die Jüdin erwartet hatte.

„Die Tochter Israels trug Verlangen nach dem Sohn des Propheten," sagte er; „was ist es, womit der mächtige Scheik von Damaskus sich der schönen Noëmie gefällig zeigen kann?"

„Scheik," erwiederte Noëmie, „es steht in Euern Büchern geschrieben: Zahn um Zahn und Auge um Auge, wenn es gilt, erlittenes Unrecht zu bestrafen. Hat dieser Spruch in ähnlicher Weise seine Geltung, wenn Verdienste zu belohnen sind? . . ."

„Wie meinst Du dies?" fragte der Scheik.

„Ich meine, ob Osman-ben-Assah Willens ist, in ähnlicher Weise, wie er Böses mit Bösem vergilt, auch Gutes mit Gutem zu vergelten? Wird er den Dienst, den ich ihm zu leisten beabsichtige, in dem Maße belohnen, in dem er das Komplott bestrafen wird, welches gegen ihn besteht?"

„Komplott? Es besteht ein Komplott gegen mich?" wiederholte Osman-ben-Assah in beunruhigender Ueberraschung. „Sprich, was ist es? . . . was weißt Du davon? Wer sind die Vermessenen, die es wagen, gegen mich zu konspiriren? . . ."

„Wird es Osman-ben-Assah nicht natürlich finden," erwiederte Noëmie, „wenn ich vorher den Lohn ausspreche, den meine Enthüllungen bedingen?"

„Der Lohn hängt von der Wichtigkeit der Sache ab, die Du mir mittheilen wirst," entgegnete der Scheik. „Ich kann im voraus mich nicht binden," fügte er hinzu, indem er in seinem Geize nicht ohne Angst die Möglichkeit bedachte, daß Noëmie zu viel verlangen könnte.

„Was ich als wohlverdienten Lohn von Dir erbitte," sagte die schöne Jüdin, „kannst und wirst Du leicht gewähren; es ist weder Geld noch Schmuck, wohl aber ist's der Güter höchstes, es ist die Freiheit! . . . Und nun, Scheik, da Du die Bedingung kennst, die ich an meine Mittheilungen knüpfe, so entscheide, und zwar entscheide schnell und ohne Zaudern, denn es entschwinden die Minuten, und nur ungesäumtes Handeln kann noch retten, was sonst verloren ist."

„Du machst die Sache dringend; wer bürgt mir aber dafür, daß Deine Enthüllungen eines solchen Preises würdig sind?"

„Und wenn sie es wären?" rief Noëmie.

„So sollst Du frei seyn," betheuerte der Scheik; „ich schwöre es Dir bei der Heiligkeit des Koran!"

„Wohlan denn," murmelte Noëmie mit zitternder Stimme, „Du bist verrathen, . . . verrathen durch Aleschuhna, die in einer Stunde mit Viktorinen und dem Franzosen Olivier Cast Deinen Harem verlassen haben wird, wenn Du nicht Vorkehrungen trifft, sie daran zu hindern."

„Unmöglich!" rief der Scheik. „Wie wären sie im Stande zu entfliehen? Sind nicht die Eunuchen auf ihren Posten, ist mein Palast nicht rings herum mit Mauern von beträchtlicher Höhe umgeben? . . . Nein, nein, Noëmie, Deiner Aussage fehlt die innere Wahrscheinlichkeit und sie ist deßhalb ohne Werth."

„Wenn ich Dir aber versichere, Scheik, daß Aleschuhna in diesem Augenblicke mit Viktorinen bei Olivier Cast ist, daß ich durch Viktorine selbst von der beabsichtigten Flucht benachrichtigt und zur Theilnahme aufgefordert worden bin, und daß dieselbe in zwei Stunden zur Ausführung kommen soll! . . .

Glaubst Du mir auch jetzt noch nicht? . . . Höre, Scheik, der Gott Abrahams soll mich strafen, wenn ich Dir die Unwahrheit sagte! Es ist so, wie ich angab und nun bleibt es Dir überlassen, ihr Unternehmen zu vereiteln."

„Beim Propheten, das will ich," rief Osmanden-Assah mit Energie, „und furchtbar soll ihr Loos seyn, wenn ich mich von ihrer Absicht, zu entfliehen, überzeuge. . . ."

„Um sie auf frischer That zu ertappen," erläuterte Noëmie, „stelle Deine Leute außerhalb der südlichen Mauer Deines Gartens an dem Punkte auf, wo die große Ceder steht. Dort ist, versteckt unter Jasmin und Granatgebüschen, ein kleines Pförtchen, durch welches die Flucht bewerkstelligt werden soll. Aber nun eile, Scheik, denn es ist höchste Zeit; und ich selbst muß mich an den verabredeten Platz begeben, um mich scheinbar bei dem Fluchtversuch zu betheiligen, der nun freilich durch meine Fürsorge mißlingen wird! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Nacht und Morgen, oder: Der Talisman.

(Fortsetzung.)

Die Damen, die in dem angelegentlichsten Gespräche zu seyn schienen, wenden jetzt ihre Blicke den Eintretenden entgegen. Herr Feller und Herrmann verbeugten sich, die Damen knixen, und nun folgt eine gegenseitige spezielle Vorstellung von Seiten des Regierungsrathes, die mit dem Manöver Feller's an jenem Sonntagsmorgen, kurz vor dem folgenreichen Ereigniß, so ungeheure Aehnlichkeit hat, daß Herrmann nur mit Mühe eine Lachanwandlung unterdrückt.

Bald nachher sehen wir den Regierungsrath in einem Gespräche mit Herrmann begriffen, dessen Finger mit den seidenen Trotteln eines Fensterkissens spielend, während der Mediziner eine zarte Unterhaltung mit den Damen angeknüpft hat, in deren Verlauf er, wie Herrmann zu seinem Erstaunen gewahrt, an die Speisetafel tritt und aus den Vasen die schönsten Blumen bricht, um sie den Damen, deren Geschmack er bereits kennt, zu überreichen. Endlich setzt man sich zur Tafel. Der Herr Regierungsrath obenan, hierauf seine Gemahlin, den nächsten Stuhl erhält Herrmann, seine Nachbarin wird das eine Fräulein, das die Ehre hat, von Herrmann für die jüngere Tochter gehalten zu werden, gegenüber sitzt Feller mit dem andern Fräulein, welche trotz ihres jugendlichen Aussehens von ihm als die Erstgeborene betrachtet wird. Unter vielfachem Stuhlrücken breitet sich unter dem Tische eine Serviette nach der andern auf Hose und Kleid aus. Der Bediente bringt die dampfende Suppenterrine und die Frau Regierungsräthin theilt mit der silbernen Kelle eigenhändig die Portionen aus. Hierauf folgt Wildpret mit Spinat und Eierstückchen, eingemachten Pflaumen und russischem Salat, so daß Feller mit sich selbst in den grässlichsten Streit географ, welcher von den Variationen er eigentlich den Vorzug geben soll. Endlich ist ein Entschluß reif geworden, und während Herrmann es für unhöflich hält, eines der Gerichte zu verschmähen, und in Folge dessen sich auf sämmtlichen Tellern und Assietten, wie in einem Viktualienladen, ein buntes Durcheinander entwickelt, — läßt Feller mit dem Anstande eines Weltmannes mehrere Gerichte theilnahmlos an sich vorüberdefiliren, bis der Spinat mit den Eierstücken an die Reihe kommt. Der Bediente bringt den Wein und die Gläser.

Man trinkt das erste Glas „auf die dauernde Freundschaft der beiden werthen Gäste," und nach dem Anstoßen befindet sich Feller bereits unter'm Tisch, und schätzt sich glücklich, seiner holden Nachbarin die Serviette aufheben zu können, wo er beinahe das Unglück gehabt hätte, den Regierungsrath, dessen schwarze Beinkleider er für die seines Freundes Herrmann hielt, in die Beine zu zwicken.

„Als Verehrer der Musik haben Sie gewiß auch die letzte Soirée des Pianisten C. besucht?" fragte Fräulein Jeanette, welche die Serviette verlor.

Feller war eben im Begriff, ein Stückchen Ei mit einem starken Anhange von Spinat zu verschlingen, will, da er sich angeredet sieht, die Gabel von dem Munde noch zurückhalten und verliert das Stückchen Ei sammt Spinat auf die weiße Serviette, die glücklicher Weise die Buckskinhose vor direkter Berührung schützt.

„O weh!" sagte Fräulein Jeanette mit verbissenem Lachen und der Mediziner bittet um Entschuldigung, indeß sich der Spinat auf der Serviette etwas breit macht. Mit kühner Entschlossenheit kratzt Feller mittelst des Messers den Kler wieder weg und benutzt ein momentanes Abwenden seiner Nachbarin so geschickt, den verlorenen Bissen, mit der Schnelligkeit eines Taschenspielers unter den übrigen Inhalt seines Tellers zu mischen, daß für Jeanette ein Räthsel ist, wo er's eigentlich hingethan hat.

Der Regierungsrath muß den Juristen fortwährend zum Trinken nöthigen, und Fräulein Louise, seine Nachbarin, hat in ihm eine sympathisirende Vorliebe für Singvögel entdeckt, und ein längeres Gespräch über ihre Nachtigall mit dem Juristen eingeleitet,

wobei dieser die Unvorsichtigkeit begeht, der Mehlwürmer Erwähnung zu thun. Inzwischen kommt der dritte Gang: Geflügel mit Pastete. Mit großer Virtuosität tranchirt Feller seine Taube, während Herrmann die verzweifeltsten Anstrengungen macht, die Glieder der gebratenen Unschuld möglichst geräuschlos zu zerfäheln, und bei dieser Gelegenheit nicht verhüten kann, daß ein Taubenbeinchen von dem Messer abrutscht und auf Louisens Teller springt. Die Adressatin dieser zarten Dedikation blickt den erschrockenen Urheber mit verzeihendem Lächeln an, Feller schielt nach Fräulein Jeanette und erlaubt sich ebenfalls ein harmloses Lächeln und diese muß über das sonderbare Schielen ihres Nachbars laut lachen. Feller lehnt sich in den Stuhl zurück, und zieht die beiden Zipfel der Weste hinab.

Herrmann ist etwas schweigsam geworden, und wer ihn beobachtet hätte, dem wäre es jedenfalls aufgefallen, seine Lippen auch in demjenigen Momente in Bewegung zu sehen, wo sie nichts zu kauen hatten. Sein dankbares Herz hat ihm, während Feller zu einem Juden gegangen war, der für den Sonntagsfrack glücklicher Weise noch keinen Reflektanten gefunden hatte, einen kleinen Toast in die Feder diktirt, den er sich soeben im Stillen wiederholt. Schon mehrere Male hat er das Messer in die Hand genommen, um durch einen Schlag an sein Glas das übliche Zeichen zu geben, aber stets hat er es entmuthigt wieder weggelegt, oder schnell ein Stückchen Fleisch damit zerschnitten.

Endlich erschien das Diner: Torten mit Traubenrosinen und Knackmandeln, welche letztern der Mediziner mit einer Fertigkeit und Präzision aufknackte, die Fräulein Jeanette in den schmeichelhaftesten Ausdrücken anerkannte. Herrmann dagegen, mit der Behandlung dieser Frucht ganz unbekannt, nahm die erste Knackmandel zwischen die Zähne, um sie wie eine Nuß aufzubeißen. Nummer zwei, die der Jurist mit den Fingern öffnen wollte, entschlüpfte seiner Hand und sprang dem Mediziner in eine Falte seines Vorhemdchens. Rücksichtsvoll nahm sich die Frau Regierungsräthin selbst ihres Nachbars an und knackte ihm mit ihren zarten weißen Fingern ein Dutzend auf. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine goldene Kanone.) Im Tower in London zeigt man eine Kanone, von der der Aufseher sagt, daß sie von Gold und anderem kostbaren Metall gemacht sey. Man sagt, daß die Juden 20,000 Pfund dafür geboten hätten, während 12 davon abgeschnittene Zoll, die nach Birmingham zum Schmelzen geschickt waren, einen Werth von 8000 Pfd. Sterl. ausmiesen. Die Inschrift der Kanone sagt aus, daß sie von Muhamed, dem Sohne des Hamzet Allah, gegossen und auf Befehl des Sultans Soliman, Sohn Selims, für einen Einfall in Indien im Jahre 937 der Hedschira (A. D. 1530) gemacht, und bei der Einnahme von Aden im Januar 1839 erobert wurde durch die Expedition unter dem Kommando des Kapitäns Smith, Kommandeur des königlichen Schiffes „Voyages".

Zwei Jungen unterhalten sich über die edle Waidmannskunst. A. Mein Vater hat erzählt, daß er fünf Rebhühner auf einen Schuß getroffen hat. B. Das ist noch gar nichts. Mein Vater hat erzählt, daß er auf einen Schuß neunundneunzig Tauben geschossen hat. A. Na, warum sagt er nicht gleich hundert. B. Wegen so einer ruppigen Taube lügt mein Vater nicht!

In der diesjährigen Frühjahrsprüfung zu L. katechisirte ein Lehrer über das achte Gebot und bemerkte dabei, daß falsches Maß und Gewicht gleichfalls als feiner Diebstahl anzusehen seyen. Ganz wocken flüsterte ein Zuhörer seinem Nachbar in's Ohr: Zu große Barden am Bierglas gehören auch in dieses Kapitel.

Landwirthschaftliches.

Ein Gärtner benutzte zum Anstreichen von Holzwerk in seinen Gewächshäusern Steinkohlentheer aus einer Leuchtgasfabrik, welches Anstrichmittel neben dem Nutzen der schwarzen Farbe noch den Vortheil der bedeutenden Wohlfeilheit bot, indem die Kosten desselben nur $^1/_8$ von dem betrugen, was die billigste Farbe gekostet hätte. Das Anstreichen wurde im Spätherbst vorgenommen; im Frühjahre bemerkte der Gärtner mit Erstaunen, daß die Spinnen und Insekten, die sich sonst in seinen Gewächshäusern angesiedelt hatten, verschwunden waren. Zugleich bemerkte er, daß die Weinstöcke am Spalier, die seit zwei Jahren kränkelten und die er deßhalb entfernen wollte, sich plötzlich so erholt hatten, daß sie ihm wieder die schönsten Trauben brachten. Er bestrich nun die Spaliere und Pfähle von allen Bäumen, die von Insekten angegriffen waren und seine Unternehmung wurde mit gutem Erfolge gekrönt. Die Schnecken und Raupen verschwanden, wie die Insekten und Spinnen und die bis dahin kranken Bäume trugen herrliche Früchte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Sonntag, 13. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Osman-ben-Affah, nur mit Mühe seine Wuth beherrschend, verließ beschleunigten Schrittes den Kiosk, um geräuschlos die nöthigen Maßregeln zu treffen, die Noëmiens Mittheilungen erheischten. Der perfide Verrath, zu dem die blinde Wuth der Eifersucht Viktorinens Freundin verleitet hatte, war somit vollbracht, und ihres Triumphes gewiß, eilte die Jüdin an den bestimmten Platz des Rendezvous, um dadurch den Verdacht, daß sie die Verrätherin gewesen, von sich abzuwälzen.

Unterdessen rüsteten sich, arglos und des glücklichen Erfolges sicher, Aeschuhna, Viktorine und Olivier, die alle drei im Zimmer des Letzteren versammelt waren, zur Flucht.

Olivier war noch schwach und angegriffen, aber die frohe Aussicht auf baldige Befreiung belebte seinen Muth und dieser ersetzte die körperliche Kraft, die ihm noch abging.

„Also Dir, Aeschuhna," rief er, „Dir werden wir die Freiheit und das Leben zu verdanken haben! . . . Noch wenige Minuten, und wir sind gerettet."

„Wann aber," fügte Viktorine hinzu, „werden wir Damaskus verlassen können?"

„In wenigen Tagen schon," entgegnete Aeschuhna, „denn Osman-ben-Affah wird selbst morgen von hier wegziehen."

„Und wohin begibt er sich? Will er vielleicht die Metzeleien in einer andern Stadt organisiren?"

„Nein; er flieht."

„Er flieht?" wiederholte Olivier erstaunt. „Wie ist dies möglich? Warum will er fliehen?"

„Weil man behauptet," sagte Aeschuhna, indem sie ihre Stimme dämpfte, „daß in wenigen Tagen französische Truppen landen werden."

„Französische Truppen?" rief Olivier auf's freudigste überrascht.

„Wie, Aeschuhna, irrst Du nicht? Geht wirklich das Gerücht, daß Frankreich den unglücklichen Christen in Syrien eine Armee zu Hilfe senden will?"

„Es ist, wie ich Dir sage. Die Nachrichten lauten auf's bestimmteste, und dies ist der Grund, warum Osman-ben-Affah flieht."

„Aber Aeschuhna, Du bist ja ein Engel des Himmels!" rief Cast ganz außer sich vor Freude. „Welch frohe Botschaft verkündest Du uns! . . . O, nun hat kein Maronite mehr etwas zu fürchten, denn wo Frankreichs mächtiger Arm schützend hinreicht, da weicht für die Bedrohten jegliche Gefahr."

„Mag seyn," entgegnete Aeschuhna zweifelhaft, „wenn Frankreichs Söhne den Fuß auf syrischen Boden setzen. Bis dahin aber liegen noch Tage, vielleicht sogar Wochen dazwischen und die Gefahr ist für Euch alle nur um so größer. Es ist daher keine Zeit zu verlieren, und wehe uns, wenn es uns nicht gelänge, noch heute Nacht aus dem Serail zu entkommen!"

„Es wird gelingen!" rief Olivier. „Doch was hält uns noch zurück, warum noch zögern? Laß uns eilen, Aeschuhna, diese Höhle blutgieriger Hyänen zu verlassen! . . ."

„Ihr seyd bereit? Wohlan, so kommt!" entgegnete die Setti, indem sie sich anschickte, als Führerin vorauszugehen.

„Halt," gebot in diesem Augenblicke Viktorine, „Sie wollen fort, Niemand von Ihnen scheint aber an eine andere Unglückliche zu denken, die hier in diesen Mauern schmachtet, und die allein zurückzulassen ein grausames Unrecht wäre. . . . Haben Sie Noëmie vergessen, Olivier?"

„Noëmie?" wiederholte der junge Mann unwillig. „Sie, die Ihnen Ihre Freundschaft mit leidenschaftlichem Hasse erwiedert?"

„Aber ich, ich haſſe ſie nicht!“ rief Viktorine im hochherzigen Vergeſſen der ihr von Noëmie zugefügten Kränkung. „Noëmie iſt leidend, ſie iſt unglücklich; ſie iſt die Geſpielin meiner Kindheit, die Gefährtin meiner Jugend; ſie wurde von meiner Mutter an meiner Seite auferzogen. Wäre es nicht ein Verbrechen, ſie hier zurückzulaſſen, weil ſie ſich in einem Anfall von Wahnſinn gegen mich vergeſſen? Nein, nein, Noëmie iſt gut, ich liebe ſie und werde ſie nicht verlaſſen.“

„Wo aber ſie jetzt finden?“ entgegnete Caſt mit fieberhafter Ungeduld. „Sollen wir Gefahr laufen, das ganze Serail zu wecken?“

„Dafür iſt geſorgt,“ murmelte Viktorine zögernd, „Noëmie erwartet uns bereits an der geheimen Pforte, durch die wir fliehen wollen.“

„Wie,“ rief Aeſchuhna, „Du haſt ihr dieſen Ausgang verrathen?... O, Unglückliche, was haſt Du gethan!“

„Ich that, was ich nicht laſſen konnte, was die Pflicht der Freundſchaft, was die Schweſterliebe mir gebot. . . . Nachdem Aeſchuhna mir heute Morgen das Geheimniß jener Thüre anvertraut hatte, eilte ich zu Noëmien. Ich vergaß den Haß, den ſie mir zugeſchworen, vergaß die bitteren Worte, die ſie mir geſagt und in heftigſter Erregung ſchloß ich ſie an meine Bruſt. Wir ſind frei, rief ich, wir ſind gerettet! — Frei, gerettet? wiederholte ſie erbebend. — Ja, rief ich, und Du ſollſt mit uns frei, mit uns gerettet werden, denn wenn Du mich auch haſſeſt, ich liebe Dich! Noëmiens erſte Bewegung war, als wolle ſie mich von ſich ſtoßen; dann aber ſiegte das beſſere Gefühl in ihrem Herzen und ſie ſchloß mich enger noch an ſich und weinte heiße Thränen an meinem Buſen. O, ſie iſt gut! Nur Verwirrung ihres Geiſtes war es, wenn ſie ſich anders zeigte. Sie war wahnſinnig, ich wiederhole es! . . . Auch ſagte ich ihr nun alles und empfahl ihr an, ſich zwei Stunden nach Mitternacht an jener Thüre einzufinden, durch die uns die Freiheit winkt. O, zürnen Sie mir nicht, Olivier, — vergib mir, Aeſchuhna, wenn ich gefehlt; aber ich konnte an Noëmie nicht ſo treulos handeln, ſie in der Gefangenſchaft Osman-ben-Aſſah's zu laſſen, während wir uns retten.“

Viktorine ſchwieg und ſtand gebeugt wie eine Schuldige vor ihren Richtern. Olivier Caſt betrachtete ſie mit tiefer Bewunderung und zollte ihrem Edelmuthe die aufrichtigſte Sympathie.

„Sie ſind ein Engel,“ ſagte er mit tief bewegter Stimme; „wie könnte ich Sie tadeln? Barmherzigkeit, Hingebung und Vertrauen iſt edlen Seelen angeboren. Gebe Gott, daß Noëmie ſich Ihrer Freundſchaft würdig zeigt!“ . . .

„Vor Allem gebe Allah, daß ſie uns nicht verräth!“ rief Aeſchuhna, wie von einer böſen Ahnung ergriffen. „Es war thöricht von mir, dem Mädchen mein Geheimniß anzuvertrauen. Bis jetzt hatte niemand eine Ahnung von der geheimen Thüre in der Gartenmauer, die Malun Khatun und ich allein nur kannten. Wer weiß nun aber, ob zur Stunde, da wir davon ſprechen, nicht Osman-ben-Aſſah, durch Noëmie unterrichtet, ſchon Vorkehrungen getroffen hat, uns die Auswege abzuſchneiden? . . . Noëmie haßt Dich, Viktorine, denn das Gift der Eiferſucht hat ihre Seele verdorben, und leicht iſt ſie fähig, uns alle ihrer blinden Leidenſchaft zu opfern.“

„Nein, nein, Du irrſt!“ rief Viktorine mit großer Wärme. „Noëmie mag ihre Fehler haben, allein zur Verrätherin wird ſie nicht! Gebietet überdies nicht ihre eigene Rettung, daß ſie ſchweige? . . . Nein, nein, ich bürge für ſie; Noëmie iſt einer ſchlechten Handlung niemals fähig. Es mag momentan die Eiferſucht ſie auf Abwege geführt haben, ſie mag reizbarer geworden ſeyn durch die furchtbare Kataſtrophe, die ſie in Deir-el-Kamar erlebte, aber an Verrath denkt Noëmiens Seele nicht.“

„In wenigen Minuten wird's ſich zeigen,“ erwiederte Aeſchuhna, „denn es iſt nun Zeit, daß wir gehen.“

(Fortſetzung folgt.)

Nacht und Morgen, oder: Der Talisman.

(Schluß.)

So war allmälig die heiterſte und gemüthlichſte Stimmung an der Tafel eingetreten; durch ſeinen Humor ſorgte Feller dafür, daß von Fräulein Jeanettens Wangen nie die Grübchen verſchwanden, die jedes Lächeln dort reizend eindrückte, und auch der ſchüchterne Herrnamm, dem der ungewohnte Wein rothe Wangen und etwas gläſerne Augen gemacht hatte, war aufgethaut und wußte das Intereſſe Fräulein Louiſens zu feſſeln. — Die Torte war zur reichlichen Hälfte zu Grunde gerichtet, der Vorrath der Knackmandeln und Traubenroſinen hatte in einem Beſorgniß erregenden Grade abgenommen, die Zeiger der Alabaſteruhr unter der gläſernen Glocke wieſen auf vier, — da holte der Regierungsrath aus einem anſtoßenden Zimmer ein beſchriebenes Blatt Papier, womit er ſich wieder an ſeinen früheren Platz ſetzte. Er ſtocherte mit ſeinem ſilbernen Zahnſtocher in den Zähnen, betrachtete mit einer eigenthümlichen Miene das Schriftſtück, zeigte es ſeiner Frau und ſchien einige Bemerkungen darüber zu machen, die unverkennbar den Schein des Lächerlichen an ſich trugen.

Diese Beobachtung entging Herrmann nicht, der zu seinem nicht geringen Schrecken in dem beschriebenen Blatt Papier die Schriftprobe erkannte, welche sich der Regierungsrath von ihm erbeten hatte. Die Frau Regierungsräthin schien die offenbar spöttische Absicht ihres Gemahls über diesen Gegenstand zu theilen und Beide machten überhaupt vor Herrmann kein Hehl daraus, denn sie sahen ihn, während ihres leisen Gesprächs, öfters an. Endlich winkte der Regierungsrath dem Juristen und dieser trat mit klopfendem Herzen zwischen das Ehepaar. — Jetzt wurde auch Feller auf den Vorgang aufmerksam und da ihm eine Ahnung aufging, daß sich in diesem Augenblicke das Schicksal seines Freundes der Entscheidung nahe, so zeigten sich in seinem Gespräch mit der jungen Schönen plötzlich die Spuren großer Zerstreuung. Den hartherzigen Schwestern entging Feller's gespannte Neugier nicht; beide wetteiferten, seine Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen und ergötzten sich im Stillen an seiner völligen Geistesabwesenheit.

Eben unterschied Feller einige Worte, die der Regierungsrath mit tiefer, aber leiser Stimme an Herrmann richtete, wie: „Durchaus ungeeignete Handschrift — unleserlich — ächte Juristenhand — kann Sie kein Mensch als Schreiber verwenden," — eben sah er Herrmann im Zustande sprachloser Verwirrung, da tönte von Jeanettens Lippen zu gleicher Zeit die Warnung ins Ohr, daß er im Begriff sey, seinen Aermel in das Weinglas zu tauchen, und daran knüpfte sich die Frage, wo er seine Handschuhe kaufe.

Worauf Feller, in dessen Ohren die vernommenen Worte wie Nebelbilder zusammenfließen, träumerisch entgegnete, unleserliche Handschuhe gebe es gar nicht und ein ächter Jurist tauge nicht dazu Schreibärmel zu tragen.

Louise und Jeanette brachen in ein muthwilliges Gelächter aus und Feller, der jetzt plötzlich einen Freudestrahl über Herrmann's Gesicht zucken sieht, lachte ebenfalls.

Dann hörte er den Regierungsrath murmeln: „Bei der Jura bleiben — Professoren — Ihres Lobes voll — bereits alles in Ordnung gebracht" — und zugleich fragte ihn Louise, ob er nach aufgehobener Tafel etwas Musik hören und dann so galant seyn wolle, den Notenumwender zu machen.

Worauf Feller die beistimmende Antwort gibt, daß es allerdings nichts schaden könne, wenn ein voller Professor, um wieder in Ordnung gebracht zu werden, umgewendet würde, sobald die Tafelmusik umgewendet sey.

Die beiden Schwestern unterdrückten ihre gewaltige Lachlust, denn eben schlägt der Herr Papa mit dem Messerrücken an sein Glas und bringt auf Herrmann und seine juristische Laufbahn ein Lebehoch aus.

Die Becher klingen zusammen, Herrmann geht freudetaumelnd von Stuhl zu Stuhl, um mit jedem anzustoßen, in seinen Wein tropfen ein paar große dicke Freudethränen. — Als er zum Mediziner kommt, stottert er Einiges von „der aufopfernden Güte des Herrn Regierungsrathes," — von einem „ausgedehnten Stipendium" — von „Beendigung der Studien" — und von einer „künftigen Anstellung im Staatsdienste" — und gleich darauf liegen Feller und Herrmann einander in den Armen und gerührt sieht der edle Regierungsrath mit den Seinen auf die beiden glücklichen Freunde, die ihre Umgebung auf einen Augenblick vergessen und sich einen herzhaften Kuß geben.

In erhöhter freudiger Stimmung hatten Alle wieder an der Tafel Platz genommen, da faßte endlich Herrmann ein Herz, seinen so oft unterdrückten Toast, der jetzt eine viel tiefere Bedeutung gewonnen hatte, anzubringen. Wie von selbst schlägt die Messerklinge an das Glas. Trotz des tiefen Schweigens, trotz des erwartungsvollen Blickes aus Louisens Augen, rafft er sich auf und beginnt, wenn auch mit zitternder Stimme:

„Dem Ehrenmanne —
Der, wie vom Glanz der Welt geblendet,
Den freien Blick nach abwärts wendet,
Sein Ohr an fremde Herzen neigt
Und freundlich sich zum Unglück beugt,
Der — dem — der" —

stotterte Herrmann, von einem harmlosen Seitenblick Louisens außer Fassung gebracht; — es half Alles nichts — Herrmann blieb stecken.

Da erhob sich schnell Feller und fuhr, mit dem Glase in der Luft, improvisirend fort:

„Der von der Bosheit gift'ger Tücke
Wohl trennt des Zufall's arg' Geschicke,
Und nicht vergilt dem armen Tropf,
Was nur versch'n sein Pfeifenkopf
Dem Ehrenmanne wie all' den Seinen
Mög' lange noch des Glückes Sonne scheinen.
Sie leben hoch!"

„Hoch!" stimmte schnell Herrmann ein, der — bis hinter die Ohren roth, mit erhobenem Glase bewegungslos stehen geblieben war, seine Verlegenheit aber von Feller's entschlossenem Humor und dadurch entstandenen Heiterkeit wohlthuend bemäntelt sah.

* * *

Unter dem Glockengeläute der Gläser verlassen wir die frohe Gesellschaft. Der Jünger Aeskulap's,

Feller, mag selbst sehen, wie er im Kaffeezimmer, wo der Jacaranda-Flügel wartet, als Notenumwender fertig wird, denn er hat bei Tische den jungen Damen über seine musikalische Bildung entschieden mehr gesagt, als er verantworten kann. Zu Gunsten dieser Ansicht spricht der Umstand, daß Feller sich einige Tage später in die Arme eines Musiklehrers flüchtete.

Auch Herrmann that einen Schritt über sein Fachstudium hinaus, und besuchte einen Tanz-Kursus. Die Protektion des Regierungsrathes verhalf dem Juristen zu einer schnellen Carrière. Er gelangte bald zu einer ehrenvollen und einträglichen Stellung im Staatsdienste und bewies sich dem edlen Regierungsrathe dadurch dankbar, daß er sein Kind, Louise, zur glücklichsten Gattin machte.

Feller bildete sich ein, dem Regierungsrathe ebenfalls Dank schuldig zu seyn, und hielt, nachdem er sich als Arzt eine tüchtige Praxis erworben hatte, um Jeanetten's Hand an, die ihm auch wurde. Nicht minder als seine Kunst hat ihn sein nie rastender Humor zu einem gesuchten Arzte gemacht und manches bleiche Lippenpaar, das der Schmerz verzerrt hatte, lächelt ihm entgegen, wo er als Retter an der Thür erscheint.

Mehr als ein Mal hat Louise, wenn sie unangemeldet in Herrmann's Studirzimmer getreten ist, ihren Gatten in der Betrachtung kleiner Pfeifenkopftrümmer überrascht, die in einem Schächtelchen mit Watte nach einem bewegten aber segenbringenden Daseyn ihr bleibendes Asyl gefunden haben.

Mannigfaltiges.

Die bekannten „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland", welche im Jahre 1783 zu Zürich erschienen und einen geborenen Höchster, Joh. Kaspar Riesbeck, zum Verfasser haben, enthalten folgende die Starrheit des Zunftwesens in jener Zeit trefflich charakteristrende Geschichte, so sich in Köln wirklich zugetragen: Vor einigen Jahren ließ sich, so erzählen die Briefe, zu Köln ein oberrheinischer Bäcker als Bürger nieder, der sich durch schönes Brod um so geschwinder eine zahlreiche Kundschaft verschaffte, da die übrigen Bäcker alle ein Brod backen, das nur ein Kölner genießen kann. Eifersüchtig auf das Glück dieses Mannes stürmten seine Zünfter in sein Haus und rissen ihm seinen Ofen nieder. Die Sache kam vor den Rath. An dem Tag, wo sie entschieden werden sollte, versammelten sich vor dem Rathhaus nicht nur alle Bäcker, sondern auch ein großer Theil der anderen Gildegenossen: Schuster, Schneider ꝛc. und schrieen vor der Thüre des Rathhauses, daß sie allen Rathsherren, wenn sie herunter kämen, die Köpfe einschlagen würden, wenn man der Bäckerzunft gegen den Neuling, der dem alten Zunftgebrauch zuwider anderes Brod gebacken als seine Zünfter, Gerechtigkeit verschaffe. Der Rath kannte seine Leute, die auch wirklich schon den sogenannten Gewaltrichter, der den alten Reichsvogt repräsentiren soll, vor ihrem Zug in den Stadtgraben geworfen hatten. Erbaut durch dieses Beispiel fällte also der hochweise Rath von Köln das Urtheil: daß der Bäcker, der sich unterfangen, die Gildegerechtsamen zu verletzen und „unzunftmäßiges" Brod zu backen, seinen eingerissenen Ofen auf seine Kosten wieder aufbauen und in Zukunft kein anderes Brod backen soll, als wie alle seine Zunftgenossen von alten Zeiten her zu backen gewohnt sind.

Räthsel-Gespräch
zwischen zwei Liebenden.

Erste Silbe.

Er: Ich sprach es aus das zarte Wort
Und du erwiederst es voll zarter Liebe.
Es floh'n die Zweifel aus der Seele fort,
Als du dich mir ergabst aus freiem Triebe.
Und wie ich dir, so bist auch du mir eigen. —
O möchte nie der Friede von uns weichen!

Zweite Silbe.

Sie: Was kühn ich sprach als Siegel meiner Treu',
Das halt' ich ewig dir. — Der schöne Glaube
An unsre Lieb', er hielt sich immer neu,
Wird keinem Mißgeschicke je zum Raube;
Denn wie's auch immer werden mag im Leben
Ich halte, was ich jetzo dir gegeben.

Das Ganze.

Beide: Und niemals werden frevelnd wir begehn,
Bethört von eitlem Wahn und falscher Reue,
Was, wenn vereint die beiden Silben stehn,
Sich zeigt als Schmach für angelobte Treue.
O nein! wir halten fest, was wir versprechen,
Und trennen nimmer uns durch ein Verbrechen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Dienstag, 15. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Olivier und Viktorine folgten der Aufforderung der Seiti, und alle drei traten den verhängnißvollen Weg an, der sie zur Freiheit führen oder ins Verderben stürzen sollte. Nachdem sie mit äußerster Vorsicht die Räume durchschritten hatten, die das Zimmer Olivier's von jenem Ausgang trennten, durch den wir Aeschuhna mit Viktorinen und Noëmien schon einmal nach ihrem ersten kurzen Besuche bei Olivier aus diesem Seitenbau des Palastes kommen sahen, traten sie in den Garten hinaus. Bevor sie sich jedoch weiter vor wagten, blieben sie einige Sekunden unbeweglich stehen, um mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes leiseste Geräusch zu hören. Nichts regte sich, ja kaum daß ein Lüftchen die Blätter der Bäume bewegte: es war Alles still wie in einem weiten Grabe, selbst die schauerliche Musik der Schakale war verstummt, und nur das heftige Pochen ihrer eigenen Herzen ward den drei Fliehenden vernehmbar. Mit Umgehung aller lichten Stellen des Gartens schritten sie leise vorwärts, Aeschuhna voraus, ihr folgend Viktorine, und nach dieser Olivier. Endlich zeigten sich die Umrisse eines gewaltigen Baumes; es war jene kolossale Ceder, an der nach Aeschuhna's Angabe sich der geheime Ausgang in der Gartenmauer befand und wohin Noëmie von Viktorinen bestellt worden war, um sich ihnen anzuschließen. Nur noch einige Schritte, und sie erreichten das unter dichten Granatgebüschen versteckte Pförtchen, welches übrigens selbst dem schärfsten Auge verborgen geblieben und schwerlich aufzufinden gewesen wäre, wenn Aeschuhna diese Lage nicht so genau gekannt hätte.

„Wo ist Noëmie?“ flüsterte Cast. „Sie sollte hier seyn, es ist die Stunde.“

„Dort steht sie,“ erwiederte Aeschuhna, der die weiße Gestalt, welche jetzt plötzlich hinter dem Stamme der Ceder hervortrat, am ersten sichtbar wurde.

Viktorine ergriff die Hand ihrer Freundin und drückte sie mit Wärme. Noëmie erwiederte diesen Druck aber nicht; ihre Hand war eisig kalt, und ein heftiger Schauer durchzitterte ihren Körper.

„Du bist krank? Was fehlt Dir?“ fragte Viktorine besorgt.

„Nichts, nichts,“ murmelte Noëmie. „Es geht vorüber, ängstige Dich nicht.“ Noëmie brachte diese Worte nur mit äußerster Anstrengung hervor; sie war die Beute eines so heftigen Fiebers, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

Indessen zog Aeschuhna einen kleinen künstlich gearbeiteten Schlüssel hervor, und indem sie schweigend, nur durch einen gebieterischen Wink die Andern aufforderte, ihr in gleicher Weise zu folgen, bückte sie sich und schlüpfte, beinahe auf den Knieen rutschend, unter den verschlungenen Zweigen des Gebüsches durch, bis sie endlich ganz dicht an die Mauer gelangte.

Die Thüre blieb auch jetzt noch, wenigstens für Olivier, Viktorine und Noëmie, unsichtbar, denn die bemoosten und verwitterten Steine der Mauer schienen sich ohne Unterbrechung fortzusetzen, und schon fragte sich Olivier, ob Aeschuhna sich nicht etwa geirrt und an eine unrechte Stelle gerathen sey, als diese ein kleines, wie durch einen Sprung abgelöstes Stück von einem der Quadern herausnahm, wodurch ein eisernes Plättchen sichtbar wurde, in welchem sich das Schlüsselloch befand. Zitternd, denn auch ihre Aufregung war eine namenlose, steckte Aeschuhna den Schlüssel hinein; ohne große Anstrengung gelang es ihr, den Mechanismus des Schlosses in Bewegung zu setzen, und im nächsten Momente drehte sich ein Theil der Mauer oder vielmehr eine mit dünnen Steinplatten künstlich belegte Thüre, die dadurch das täuschend ähnliche Aussehen gewann, als sey sie selbst ein Stück der Mauer, in ihren Angeln.

Die etwa zwei bis drei Schuh weite Oeffnung gewährte einen Blick ins Freie, der dem jungen Franzosen einen leisen Freudenschrei entlockte.

„Kommt, kommt!“ rief er der Setti und den beiden Mädchen zu; „Gott sey gelobt, es ist gelungen.“

Aber noch war das letzte Wort nicht ganz über seinen Lippen, als ein furchtbarer Schrei es gellend übertönte.

Zwanzig blanke Yatagane blitzten außerhalb der Mauer den Flüchtlingen entgegen, gleichzeitig stürzten hinter der Ceder fünf bis sechs Eunuchen hervor, und ehe Olivier nur daran denken konnte, sich und die Frauen zu vertheidigen, lag er zu Boden und sah sich mit Stricken festgebunden.

Gleiches Schicksal hatten Aeschuhna und Viktorine. Nur Noëmie blieb frei, Noëmie, welche sich mit beiden Händen das Gesicht bedeckte, um das Gräßliche nicht zu sehen, das sie angestiftet hatte.

Olivier, in machtloser Wuth sich am Boden windend, schäumte und brüllte wie ein durch List gefangener Löwe. Sein Blick traf Noëmie und steigerte seine Wuth zur Raserei. „Fluch, Fluch, dreimal Fluch der schändlichen Schlange, die uns verrieth!“ schrie er. „Erbärmliche, feige Kreatur, wie viel bekamst Du für den elenden Verrath, den Du an uns begingst?“

Noëmie erwachte aus ihrer Betäubung. „Sie liebt ihn, ihn, den ich liebe!“ rief sie. „Ich wollte nicht, daß sie sich wiedersehen! . . .“

„O, meine Ahnung!“ jammerte Aeschuhna.

„So lohnst Du mein Vertrauen, so meine Schwesterliebe!“ klagte Viktorine unter Thränen.

Noëmie stieß einen tiefen Seufzer aus. Es war Etwas wie Mitleid, das sich in ihrer Seele regte, . . . und doch, rief eine Stimme in ihrem Innern, doch würde ich es wieder thun, wenn es nochmals zu geschehen hätte! . . .

Die Eunuchen ergriffen die Gefangenen und schleppten sie ins Serail zurück.

„Pah,“ sagte einer von ihnen mit satanischer Bosheit, „jetzt brüllt der Christenhund, morgen aber wird er singen, denn Seid-Abdul-Naleck ist diese Nacht im Serail eingetroffen! . . .“

12.

Wird man je in Europa den wahren Charakter des türkischen Volkes begreifen? Wir bezweifeln es, und alle die, welche den Geist des Orientalen kennen, werden uns beistimmen. Um diese Menschen mit ihren Fehlern und Vorzügen zu verstehen, muß man Gelegenheit gehabt haben, ihr inneres Leben zu studiren. Obenan steht vor Allem unwiderlegbar fest, daß es zwischen Mohamedanern und Christen keinen einzigen Berührungspunkt gibt und daß es sicherlich leichter gelänge, einen kaledonischen Wilden nach unserer Weise zu zivilisiren, als einen Bewohner von Damaskus oder Konstantinopel.

Zwischen christlicher und mohamedanischer Religion besteht ein tiefer Gegensatz der Moral, der in unausbleiblicher Rückwirkung auf die Völker, die sich zu der einen und der andern Religion bekennen, allmälig zwischen ihnen eine mehr sich ausgleichende Trennung in der Richtung ihrer Sitten und Gewohnheiten sowohl, als ihrer Grundsätze und Anschauungen herbeigeführt hat. Während das Christenthum als ersten Grundsatz Vergebung und Vergessen erlittener Unbilden predigt, stellt der Islam in die Reihe der heiligsten Gesetze das Gebot der wiedervergeltenden Rache.

Die Großmuth, dieser schönste Juwel in der Krone christlicher Tugenden, ist den Türken nicht nur gänzlich unbekannt, sondern gilt in ihren Augen als ein Akt der Schwäche, als ein Beweis verächtlicher Erbärmlichkeit.

Daher diese enorme Verschiedenheit in der Anschauungsweise und Beurtheilung der Handlungen, die hier als erhaben, dort als unwürdig und umgekehrt hier als erniedrigend und schimpflich gelten, während sie dort als sichtlich schön gepriesen werden.

Der Moslem verzeiht nie, dafür begreift er aber auch nicht, daß man ihm verzeihe. Die Großmuth des christlichen Siegers betrachtet er als ein Merkmal kleinlicher Schwäche, die er als guter Türke auszubeuten suchen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Zu spät!

Nach dem Englischen.

Schnee und Hagel schlug auf unbarmherzige Weise gegen die Fenster; der beißende Nordwind drang bis auf die Knochen. Schauernde Fußgänger sah man durch die Straßen eilen, die Regenschirme fest an sich haltend, um sie vor der Wuth des Sturmes zu retten. Kräftige Männer zogen die Mantelkrägen über die Ohren, schnellten mit den Fingern und stampften mit den Füßen, um dadurch den Umlauf des Blutes zu befördern; zarte Damen konnte man durch die geschlossenen Wagenfenster bis an das Kinn in kostbare Pelze gehüllt sehen. Es war ein Tag, an dem man Gott für Feuerung und Nahrung danken und schaudernd an die heimathlosen Armen denken mußte. Es war Danksagungsfest, — in ganz Neu-England ein Tag der Freude, Lustbarkeiten, glücklicher Erinnerungen. An den Fenstern vornehmer Wohnungen prangten schwere seidene Vorhänge,

blühten die seltensten Blumen und sangen Vögel, wie in der Mitte des Sommers; wärmende Feuer boten dem kalten Winde Trotz; anmuthige Gestalten konnte man in die buntesten Farben des Herbstes gekleidet sehen.

In einer solchen Wohnung saß am lecker besetzten Tisch Mr. Glen mit Gattin und Familie, — Kindern und Enkeln. Der kleine hohe Stuhl, in welchem regelmäßig jedes Jahr ein neuer Sprößling saß, war sorgtich an den Tisch gerückt mit seinem kleinen, geleckten Insassen im rothen Kleidchen und weißen Schürzchen, ein Bild kindlicher Glückseligkeit. Söhne und Töchter, in männlicher Schönheit und weiblicher Grazie, machten ein schönes Bitd.

Ein Diener brachte ein Billet an Mr. Glen herein. Während er las, färbten sich seine Schläfe, aber ärgerlich den Kopf schüttelnd mit den Worten: „Es bedarf keiner Antwort," wandte er sich wieder zu den Freuden des Tisches. Das Billet kam von seiner jüngeren Tochter Ellen, welche einige Jahre vorher heimlich Herz und Hand einem jungen Manne geschenkt hatte. Mr. Glen hatte erklärt, „er wolle sie nicht mehr sehen." Seiner ganzen Familie war verboten, sie zu sehen oder zu sprechen. „Denkt an sie, als an eine Todte," sagte er, „und laßt mich ihren Namen nie hören."

Alles, was ihn an sie erinnern konnte, ließ er wegschaffen. Das Zimmer, welches sie bewohnt hatte, ward zugeschlessen. Es enthielt ihre Guitarre mit dem blauen Bande, das so oft um ihren schönen Hals gelegen, ihr Arbeitskästchen, Zeichnenmaterial, ein Sträußchen verwelkter Btumen, kleine, nette Pantöffelchen, schöne Kleider und den Spiegel, welcher so oft die zierliche Gestalt zurückgestrahlt hatte.

Ihr Vater hatte gesagt, sie sev „todt für ihn" und versuchte auch, so zu denken; und doch fuhr er über eine Stimme im Hause, oder eine bekannte Melodie, oder irgend einen leisen Schritt zusammen und oft schaute ihn in seinen Träumen ein schmales, blasses Gesicht mit goldenen Flechten an und eine schwache, wohllautende Stimme bat um Verzeihung, aber die Morgensonne fand ihn wieder kälter, härter, unbeugsamer denn je!

Vergebens bat die treue Begleiterin seiner Jugend, durch deren Brauen sich Sitberfäden zogen, mit der Liebe einer Mutter für ihr Kind. Vergebens machten die feuchten Augen eines Bruders oder einer Schwester ihre stumme Beredtsamkeit noch sprechender.

Und so hob er seine Tafel am Danksagungsfeste auf; — er hatte wirklich der Tochter letzte Bitte verweigert. Für ihn hatte die Speise ihren Geschmack verloren. — Er sah eine zitternde Gestalt und ein hageres Gesicht.

In dem oberen Zimmer eines zerfallenen, schadhaften Gebäudes lag ein Mann im letzten Grade der Auszehrung. An der Seite seines Bettes saß ein liebliches, blasses Geschöpf, auf deren Gesicht mehr die Zeit Spuren zurückgelassen hatte. An ihren Knieen stand ein feiner Knabe von sechs Jahren, welcher bemüht war, mit seiner kleinen Hand die Thränen hinwegzuwischen, die schnell und schwer auf seine üppigen Locken fielen. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben drang der Wind und das kleine Feuer auf dem Herde war fast erloschen; der hohle Husten des kranken Mannes hallte grauenhaft durch das wüste Zimmer, als er die ärmliche Bettbekleidung um seine abgezehrten Glieder zog.

„Weine nicht, Ellen," sagte er, „wenn ich gestorben bin, wird sich Dein Vater erweichen lassen."

„Nein, nein!" stöhnte seine Frau und legte ihre bleiche Wange an die seinige; „nein, nein! er muß sich unserer jetzt schon erbarmen."

Während sie sprach, wurde ihr ihres Vaters Weigerung überbracht.

„Ich sagte es," rief der Kranke seufzend und kehrte sein Gesicht der Wand zu.

Ellen stand einen Augenblick unbeweglich; dann rief sie ihr Kind zu sich, während ihr Gesicht aschenfahl wurde, strich die reichen Locken von seiner Stirne und hin in ihren eigenen zerrissenen Mantel hüllend, sandte sie ihn in den Sturm hinaus, wie Noah die Taube aus der Arche.

Mr. Glen saß an seinem Tische, die Serviette mit seinen Fingern krampfhaft zusammendrehend, in Gedanken vertieft. Der fürchterlich tobende Sturm versinnbildlichte die widerstreitenden Gefühle in seiner Brust. Er sah nach der offenen Thüre und vor ihm stand ein kleines Geschöpf, in dessen lockigem Haare der zusammengetriebene Schnee noch hing, seine Wangen, von durchdringender Kälte geröthet, seine kleinen Finger und Zehen sahen blau und steif aus seiner dürftigen Kleidung.

„Wo ist mein Großvater?" fragte das Kind und sah unschuldig und unerschrocken in dem Kreise umher.

Mr. Glen starrte den Knaben wie festgebannt an. Das waren Ellen's Locken, ihre klaren, btauen Augen, ihre helle Stimme.

Das Kind ging auf ihn zu und legte das Händchen auf seines Großvaters Knie. Die Natur konnte sich nicht länger verleugnen, der alte Mann drückte Charley an seine Brust, wärmte seine erfrorenen Glieder und bot ihm Speise an.

„Nein, — nein!" rief das Kind, und schlug die Speise aus. „Ich möchte Etwas für meine arme Mutter, sie hat so sehr Hunger — und Papa liegt am Sterben und —"

Digitized by Google

Der arme Knabe wurde so überwältigt von der Aufregung, daß er schluchzte, als wolle ihm das Herz brechen.

Einige Augenblicke später waren Mr. Glen und seine Frau mit Charley als Führer auf dem Wege zu ihrem leidenden Kinde. Ein Diener begleitete sie mit Lebensmitteln. Sie drangen durch die dunkle Allee, stiegen die steilen Treppen hinauf, von Charley, dessen Augen vor Freude funkelten, geführt. Die Thüre des elenden Zimmers weit aufreißend, rief er:

„Wache auf, Mama! wache auf, Papa! — hier ist Jemand, der Euch gesund macht.“

„Gütiger Gott!“ rief Mr. Glen aus, als seine Augen auf den leblosen Körpern seiner Tochter und deren Gatten ruhten; „wir kommen zu spät!“

Vergebens lauschte er auf ihre Athemzüge; Elend, Kummer, Kälte und Hunger hatten ihre Arbeit gethan.

Mit bitteren Thränen legten sie die Beiden zusammen in ein Grab. Sie konnten auch im Tode nicht getrennt werden.

Als der Frühling kam, waren die Thränen der kindlichen Liebe getrocknet. Charley ist jetzt der Sonnenstrahl in dem Hause des Großvaters Glen.

Mannigfaltiges.

Zwischen den Mündungen der Seine und der Loire an den Küsten der Bretagne und Normandie gibt es viele unterseeische Wälder. Zu den früher bekannten bei la Touque, im Westen von Port en Bessin, in der Bucht von Cancale und bei Morlaix hat man neuerdings andere an der Küste zwischen Granville und Coutances, Saint-Malo und dem Cap Frehel und noch weiter nach Westen zwischen Morlaix und Lesneven aufgefunden. In der von Wald umgebenen Meeresbucht im Südosten von Quimper gewahrt man unter dem Wasser die Reste eines ausgedehnten Waldes, der sich östlich an der Küste nach Ponteven zu hinzieht. In der unteren Vilaine, zwischen Redon und Renac, existirt ein Sumpf, der bei hoher Fluth des Meeres überschwemmt wird. Aus diesem Sumpfe ziehen die Bewohner der Umgegend bedeutende Mengen Holz, die sie zum Brennen verbrauchen. Bei Saint-Nazere, an der Mündung der Loire, beutet man ein großes Torfmoor aus, das gleichfalls als ein durch die Fluthen untergegangener Wald anzusehen ist. Der Torf lagert hier nur über dem Walde. Unter demselben findet man zahlreiche aufrecht stehende Baumstämme. — Der Untergang aller dieser Wälder ist zu einer Zeit erfolgt, wo schon der Mensch auf der Erde vorhanden war, und zwar durch eine Senkung des Bodens, so daß dann das Meer hereinbrach. Die Bäume gehören verschiedenen Arten an. Man findet Ulmen, Pappeln, Buchen und Haselstauden, aber auch viele Eichen, die ganz schwarz geworden sind. Diese Eichenstämme besitzen eine außerordentliche Härte und seit langer Zeit hat man eine große Menge derselben als Bauholz verbraucht.

Nachdem der Ortles, der Riese der tyrolischen Alpen, seit drei Jahren nicht mehr bestiegen worden, haben ein Engländer und Irländer in Begleitung zweier Führer am 17. August die beschwerliche Bergfahrt wieder unternommen. Die kühnen Wanderer brachen um 2 Uhr Morgens von Trafoi auf und wurden im Laufe des Vormittags auf dem abschüssigen ersten Schneefelde bemerkt, das sie glücklich erstiegen und dann auf einer Felsenspitze ausruhten. Das Wetter war herrlich, der Himmel vollkommen klar, so daß man hoffen durfte, ihr Unternehmen mit dem günstigsten Erfolge gekrönt zu sehen. Gegen Abend jedoch thürmten sich gegen Nordost über den rhätischen Alpen Gewitterwolken auf, die sich um Nauders und Finstermünz in Hagel entluden; einer der gewaltigen Stürme, wie sie diesen Sommer in den südlichen Gebirgsthälern so häufig sind, fegte über das Vintschgau herein, und vergebens schaute man in der Nacht nach dem Lagerfeuer aus, welches die kleine Wanderschaar an der Bergseite gegen Trafoi anzuzünden beabsichtigt hatte. Das Schicksal der verwegenen Alpensteiger, die bis jetzt noch nicht nach Trafoi zurückgekehrt sind, flößt die lebhaftesten Besorgnisse ein.

Im Jahre 1825 sagte das **„Quarterly Review“**, eine der anerkanntesten englischen wissenschaftlichen Zeitschriften, über die damals auftauchenden ersten Eisenbahnprojekte: „Wir sind nicht die Befürworter phantastischer Projekte, welche sich auf nützliche Institute beziehen. Wir verspotten die Idee einer Eisenbahn als praktisch unausführbar! Gibt es etwas Absurderes und Lächerlicheres, als die ausgegebenen Projekte einer Lokomotive, welche zwei Mal so schnell gehen soll als die Post? Eher ließe sich erwarten, daß die Bevölkerung von Woolwich (wo sich die Laboratorien für die engl. Artillerie befinden) sich auf Congreve'schen Raketen fortfeuern läßt, als daß sie sich der Gnade einer mit solcher Geschwindigkeit gehenden Maschine übergibt.“ (!)

Auflösung des Räthsel-Gespräches in № 123:

Meineid.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Freitag, 18. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

„Zahn um Zahn, Aug um Aug," dies ist der rothe Faden, der sich durch die Lehrsätze des Propheten zieht; absolute Intoleranz ist der erste Grundsatz mahomedanischer Weisheit. Nur die Lehre des Propheten gilt für die Lehre wahrer Aufklärung. Alle, die sich nicht zu ihr bekennen, schmachten in der Finsterniß. Aus dieser religiösen Ueberzeugung des Moslem erwächst sein zügelloser Stolz, seine bis zur stupiden Brutalität getriebene Eigenliebe. Mögen unsere Leser uns gestatten, nur ein Beispiel unter tausenden von diesem Hochmuthe anzuführen, der an's Lächerliche grenzt.

Man erinnert sich an die Krimexpedition im Jahre 1854. Jedermann weiß und Niemand kann es leugnen, daß ohne die Gewalt der französisch-englischen Intervention die Türkei in ihrer Schwäche und Ohnmacht von dem russischen Kolosse als ein Frühstück verschlungen worden wäre, daß also Frankreich vereint mit England damals das Reich des „kranken Mannes" rettete. Weiß man nun aber auch, mit welcher Münze die türkische Erkenntlichkeit lohnte? Von oben herab behauptet, sagt und verbreitet man in der ganzen europäischen und asiatischen Türkei, daß im Jahr 1854 die Giaurs auf Befehl des Großherrn gekommen seyen, um die Moskowiter in der Krim zu bekriegen; daß der Sultan, der absolute Herrscher über Land und Meer, er, der die Kronen an die Könige der Erde vertheilt, auf ein bloßes Zeichen von sich bewirkt habe, daß die Könige von Europa sich beeilt hätten, ihre Armeen nach Sebastopol zu schicken, damit nach dem Willen des Großherrn das Blut der Rechtgläubigen geschont bleibe und sich nur Hunde gegen Hunde stritten, die übrigens, fügte man hinzu, mit ihrer Hilfe den militärischen Operationen nur geschadet hätten, indem die Soldaten Mahomeds allein zehnmal schneller mit den Russen fertig geworden wären.

Man sieht, bis zu welchem Blödsinne der muselmännische Stolz führt, und kann sich nun leicht vorstellen, welche Wirkung die Nachricht von der französischen Intervention und der demnächst zu erwartenden Ankunft der Truppen in Syrien auf die türkische und drusische Bevölkerung machen mußte. Schrecken, verletzter Stolz und die durch eine in Aussicht stehende exemplarische Züchtigung tief gedemüthigte Eigenliebe brachten alle Gemüther in höchste Gährung, und während die den Metzeleien entkommenen Christen am Horizonte einen Strahl der Hoffnung dämmern sahen, suchten die in ihrer Angst bis zur Wuth gereizten Türken eine Entschädigung für ihre Furcht in der Verdoppelung ihrer Drohungen und in einer noch möglichst umfangreicheren Befriedigung ihrer grausamen Mordlust.

Nie zeigte sich der Erfindungsgeist im Gebiete scheußlicher Torturen furchtbarer, als in den letzten Wochen, die der Landung der Expeditionstruppen vorangingen, und ohne den wirksamen Schutz Abdel-Kader's würden in Damaskus die nach den Schlächtereien noch übrig gebliebenen Christen sicher bis auf den letzten Mann getödtet worden seyn. —

Von den neuesten Vorgängen durch Aleschuhna benachrichtigt, hatte Olivier Cast, der den türkischen Charakter genau kannte, daher denn auch einen vollkommenen klaren Blick in seine Lage. Einen Augenblick lang hatte er gehofft, daß Viktorine und er dem Schicksale entrinnen würden, welches ihnen drohte, aber nach dem Ereignisse der vergangenen Nacht betrachtete er sich als rettungslos verloren und erwartete den Tod, indem er seine ganze Kraft zusammennahm, um demselben kühn ins Angesicht zu schauen.

Am frühen Morgen hatte sich Osman-ben-Assah zu Fuad Pascha, dem Gouverneur von Damaskus, begeben und längere Zeit im Serail des türkischen

Generals aufgehalten. Als er von da in seinen Palast zurückkam, war er finsterer, unruhiger und wilder als sonst.

Mansor, der vertraute Diener des neuen Scheik, erwartete voll Ehrerbietung seinen Herrn im großen Saale. Er prüfte das Antlitz Osman-ben-Assah's, und langsam auf ihn zutretend, sagte er sodann: „Kummer liegt in den Zügen des Scheik!"

„Nicht Kummer ist's," entgegnete Osman-ben-Assah, „sondern Zorn; es ist die Wuth, die in meinem Innern kocht! Die Schiffe der Giaurs liegen im Hafen von Beyrut."

„Also hat Fuad Pascha sichere Nachricht davon erhalten?"

„Ja; heute Nacht brachte ein Courier die unheilvolle Botschaft. Die Christenhunde sind gestern an's Land gestiegen und schon ist ihre Vorhut auf dem Wege nach Damaskus."

Es folgte dieser Mittheilung eine peinliche Stille. Mansor schien nicht minder von dem Eindruck dieser Nachricht überwältigt, als sie den Scheik beunruhigte. Plötzlich erhob Osman-ben-Assah mit wildem Trotz das Haupt und fragte: „Ist Said-Abdul-Nalek da?"

Mansor bejahte diese Frage.

„Ist Alles in Bereitschaft?"

„Man wartet nur auf Deine weiteren Befehle," entgegnete der Vertraute.

„Dann bringe mir die Französin," befahl Osman-ben-Assah.

Mansor verbeugte sich und ging hinaus. Einige Augenblicke später kam er mit Viktorinen zurück, die, in einen weiten Schleier gehüllt, sich nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte. Osman-ben-Assah betrachtete sie einen Augenblick schweigend, dann machte er, ohne ein Wort an sie zu richten, seinem Diener ein Zeichen, ihm mit dem unglücklichen Kinde zu folgen.

Im großen Hofe des Serails war eine Schaar Druſen versammelt. In ihrer Mitte stand ein Mann von herkulischer Gestalt. Das Gesicht dieses Mannes war von abschreckender Häßlichkeit, es hatte den Ausdruck dämonischer Wildheit: dieser Mann war Said-Abdul-Nalek, der berüchtigte Christenschlächter. Neben ihm lagen auf dem Boden Stricke, eiserne Zangen, Halsringe mit spitzigen Dörnern und ein glühendes Kohlenbecken.

Vor diesem Hofe unter dem Marmorgewölbe eines Säulenganges blieb Osman-ben-Assah stehen. „Schau hin," sagte er zu Viktorinen, „Du siehst dort diesen Druſen: es ist Said-Abdul-Nalek, der sich so vortrefflich darauf versteht, die Christenhunde zu martern. Er ist umgeben von seinen Henkersknechten und vor ihm liegen die Instrumente, deren er sich bedient, um einen Giaur langsam umzubringen. Alles ist bereit, es braucht nur der Verurtheilte herbeigebracht zu werden. Dieser Verurtheilte ist der Franzose, und Said freut sich darauf, ihn in Empfang zu nehmen. Ich wollte absichtlich Dir diese Vorbereitungen zeigen, damit Du nun zu ihm zurückkehren und ihm erzählen kannst, was Du gesehen. Geh' also hin und sage ihm, was seiner wartet, doch füge bei, daß Osman-ben-Assah ihm das Leben schenken kann, daß er ihn zu sich rufen lassen werde und daß sein Schicksal in seiner eigenen Antwort liege, die er mir geben wird."

Viktorine war einer Ohnmacht nahe, als sie diese langsam und mit Berechnung ausgesprochenen Worte hörte. Mansor mußte sie unter den Armen stützen, damit sie nicht umsank. Auf einen Wink des Scheik schleppte er sie fort.

Osman-ben-Assah sah ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war; dann begab er sich in einen reizenden Kiosk, wo er sich auf einen weichen Divan niederließ und aus den Händen eines Mohren den mit einer kostbaren Bernsteinspitze versehenen Schlauch einer prachtvollen Narghile empfing.

(Fortsetzung folgt.)

Eine räthselhafte Geschichte.

Die alte Dame, welcher wir die nachstehende eigenthümliche Geschichte verdanken, hörte sie in ihrer Jugend und zwar als wirkliche Begebenheit. Es war ihr sogar der Name der alten Familie im Norden von England bekannt gewesen, in welcher die Begebenheit sich zugetragen hatte.

An einem stürmischen Sylvesterabende, etwa um das Jahr 1760, saß ein Anwalt des Temple bei seinen Büchern und wurde in den Studien durch seinen Diener unterbrochen, der ihm den Besuch eines „Gentleman" anmeldete. Er erhob sich zum Empfang desselben und sah sich bald einer ihm völlig fremden Person von sehr feinem, doch außerordentlich altmodischem Aeußeren gegenüber. Der Anzug des Mannes war von dunkler Farbe und sehr alterthümlichem Schnitte, eine kleine, zierliche Perücke umgab sein ernstes, sogar feierliches Gesicht, die Beine waren von den Knieen herab in seidene Strümpfe gehüllt, die Schuhe mit kolossalen goldenen Schnallen geschmückt und ein Stock mit einem Knopfe von demselben kostbaren Metall, nebst einem breitrandigen, runden Hut vollendeten seinen Putz, welcher gänzlich der Mode der letzten Regierungsjahre König Wilhelm's III. oder seines ersten Nachfolgers angehörte. Nach einer steifen Verbeugung, genau nach der strengsten

Etiquette der Zeitepoche, welche er zu repräsentiren schien, nahm er von dem Stuhl Besitz, den ihm sein Wirth anbot, und begann, nachdem er die Stimme mit einem „Hm!“ geklärt hatte, langsam und feierlich folgendermaßen:

„Wenn ich nicht irre, mein Herr, so sind Sie Rechtsbeistand der S**schen Familie, und es wird Ihnen somit bekannt seyn, daß ihre Güter in Yorkshire verkauft werden sollen.“

— „Ich besitze,“ entgegnete der Advokat, „den Auftrag und die unbedingte Vollmacht, den Verkauf abzuschließen, und obschon dies eigentlich ein trauriges Geschäft für mich ist, so werde ich es dennoch in Ordnung zu bringen suchen.“

„Es ist ein Geschäft, das Sie sich ersparen können,“ sprach der Fremde mit einer abwehrenden Bewegung der Hand; „die Besitzungen brauchen nicht verkauft zu werden.“

— „Dürfte ich mir die Frage erlauben, mein Herr, ob Sie vielleicht ein Verwandter der Familie sind? In diesem Falle wird es Ihnen vermuthlich nicht unbekannt seyn, daß die Veräußerung der Besitzungen dringend nothwendig ist, weil sie wegen Mangels eines anderweitig darüber verfügenden Testamentes, der Erbfolge nach, an einen anderen Zweig der Familie übergehen, dessen Repräsentant soeben vom Kontinent zurückgekehrt und entschlossen ist, seine Erbschaft zu Gelde zu machen. Der gegenwärtige Inhaber besitzt keine Mittel, die Güter wieder anzukaufen, und muß sie daher aufgeben.“

„Sie sind im Irrthum,“ sagte der alte Herr etwas barsch. „Sie scheinen das Testament des Urgroßvaters von Herrn S. nicht zu kennen, durch welches er diese seine Besitzungen nicht nur seinem Lieblingsenkel, dem Vater dieses Herrn, sondern auch noch auf seinen Urenkel, ihn selbst, und alle Nachkommen vermachte.“

— „Viele Jahre lang,“ antwortete der Advokat, „glaubte man wirklich an die Existenz eines solchen Testamentes, und aus diesem Grunde ist Herr S. bis jetzt unangefochten im Besitz der Güter geblieben. Auf Verlangen dieses neuen Erben sind jedoch die Nachforschungen nach dem Dokument wieder aufgenommen worden, und es hat entweder nie existirt, oder muß verloren gegangen seyn. Alle Kabinette und Kisten, alle Zimmer, die bewohnten sowohl, wie die längst unbewohnten, sind vergeblich durchstöbert worden, um es aufzufinden, und jetzt hat Herr S. alle Hoffnungen dazu aufgegeben. Der Handel soll im Laufe nächster Woche um jeden Preis zum Abschluß gebracht werden, und die schönen alten Besitzungen müssen in fremde Hände übergehen.“

„Da sind Sie wieder im Irrthum, junger Mann,“ rief der Fremde und stieß den Stock auf den Boden; „ich sage Ihnen, Herr, das Testament existirt. Ich sage Ihnen,“ fuhr er mit einem gebieterischen Ton fort, „machen Sie sich schnell auf den Weg, reisen Sie Tag und Nacht; denn es steht in Ihrer Macht, eine alte Familie von Schande und Elend zu retten. Im Eckzimmer des linken Flügels, das jetzt unbewohnt ist, finden Sie in der Mauer eine verborgene Nische . . .“

— „Wir haben auch dort nachgesucht.“

„Schweigen Sie, Herr! Es ist eine Nische dort, sage ich; in dieser Nische befindet sich eine große Kiste, — diese Kiste hat einen doppelten Boden und dazwischen liegt das Testament. Was ich Ihnen sage, weiß ich gewiß. Ich war dabei, wie das Papier dort hinein gelegt wurde! wann und von wem, thut nichts zur Sache. Machen Sie sich nun eilig auf; Sie werden Ihre Mühe belohnt finden, wenn Sie mir folgen. Mein Name ist Hugh S. Der jetzige Eigner der Besitzungen kennt mich zwar nicht persönlich, allein ich bin ein Verwandter von ihm und sein Wohl liegt mir am Herzen. Folgen Sie meiner Anweisung ohne die geringste Säumniß.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Singende Mäuse.) Ein englischer Offizier, der an der Expedition nach China theilgenommen, erzählt, daß man in den Wohnungen der Chinesen vergoldete Käfige von den verschiedensten Formen findet, welche den europäischen an Eleganz nichts nachgeben, daß aber die Bewohner dieser kunstreichen Gefängnisse nicht wie bei uns Vögel, sondern Mäuse sind. Die Männchen unter diesen kleinen, zu der Familie unserer gewöhnlichen Mäuse gehörigen Thiere sind mit der Gabe des Gesanges ausgestattet, und zwar hat ihre Stimme die größte Aehnlichkeit mit der des Kanarienvogels; sie ahmen die langen Passagen und Kadenzen desselben vollständig nach, ja ihr Ton möchte eine weitere Ausdehnung, als der dieses Vogels haben. Einer der Naturforscher, welche die Expedition begleiteten, hat sich mit Hilfe einer Loupe von der Vibration des Kehlkopfes überzeugt. Zuweilen läßt die Maus lange warten, ehe sie sich entschließt, die sanften Töne hervorzubringen, die kein menschliches Wesen nachzuahmen im Stande wäre; hat sie jedoch einmal zu singen angefangen, so läßt sie sich auch durch das größte Geräusch darin nicht stören. Man beabsichtigte, in kurzer Zeit einige Exemplare dieser merkwürdigen Thierart nach

Europa zu bringen, wo sie sicher allgemeines Erstaunen erregen werden, wenn der Einfluß des veränderten Klima's sie nicht ihrer vorzüglichen Eigenschaft beraubt, wie das schon häufig bei Thieren, die man aus ihrem Vaterlande in ein anderes brachte, der Fall war.

(Die Freiherren v. Strizow in Tyrol.) In Tyrol auf einer hügeligen Anhöhe, erzählt die „Schützen-Zeitung", liegt ein stilles Dörflein, und am Eingang in selbes winkt ein stattliches Wirthshaus. Von diesem weg sieht man einen Felsenkopf, der in geringer Entfernung sich erhebt, auf dem Kamm mit Gebüsch bewachsen, die Abhänge steil und schroff, und es hat den Anschein, es wäre nicht menschenmöglich hinaufzuklimmen. Besagtes Dörflein lockt zur Sommerzeit durch seine liebenswürdige Lage und weitreichende Fernsicht viele fremde Zugvögel hinauf aus der nahen Stadt. Unter denselben sind gar oft Söhne aus der fremden sandigen Mark Brandenburg und diese richten an den Wirth gewöhnlich die Frage: „Sagen Sie uns einmal, guter Alter, springen auf dieser Höhe da wohl recht viele wilde Gemsen herum?" Der Wirth nimmt sodann sein Käpplein vom Kopf und entgegnet: „„Ja, etliche seyn just schon da. Aber ich weiß halt auch nicht, ob sich gerad' heut' eine sehen läßt.""" Darauf geht er mit seinem norddeutschen Gast hinaus vor die Hausthür, hält sich die rechte Hand über die Augen, auf daß ihn die Sonne nicht blende und späht sorgsam nach allen Richtungen umher. Endlich nimmt er voll Freude den Fremden bei der Hand, deutet nach dem Felsengipfel und sagt: „„Schaut, schaut! dort oben guckt just eine herfür aus dem Geständ!"" Und wirklich streckt oben eine Gemse ihren Kopf aus dem Gebüsch und der Reisende staunt sie lange Zeit an und ist voll Vergnügen. Sobald diese Gemse sich zurückzieht, schreibt er in sein Tagebuch: „Ach, meine süße Minna! Vor mir auf einer Felsenzacke steht jetzt eine Gemse. Die hat so schöne Aeugelein und ist so zahm wie Du, mein süßer Engel, und läßt sich anschauen, sowie mir's gefällt. Ist dies Tyrol ein romantisches, gottvolles Land! In jedem Busch ein Bär und auf jedem Stein eine Gemse!" . . . Allerdings! Aber blos für solche Fremde, die auf jedem Stein eine Gemse erschauen wollen. Unser Wirth hat sich die seinige von einem Bildschnitzer machen lassen, und so oft Reisende über den Berg hinaufsteigen, sagt er zu seinem Buben: „Du, Hansel, krarl schnell auf den Felsen und stell's Gambs herfür, Preußen kommen!" Böse Zungen behaupten auch, der schalkhafte Wirth lasse bei der Rechnung allemal „ein Zwanzgerl für's Gambs" hineinschlüpfen. . . .

(Danziger Gesetze aus dem fünfzehnten Jahrhundert.) Jeder, der Bürger werden will, muß eine Lothbüchse oder Armbrust oder Hellebarde haben. Auch muß er versprechen, sich innerhalb eines Jahres zu verheirathen; thut er es nicht, so verliert er das Bürgerrecht. (Beiläufig: man hört und liest so viele Vorschläge zu Gunsten des an Zahl immer mehr wachsenden Theils des schönen Geschlechts, die man gemeinhin „alte Jungfern" nennt. Ginge es nicht an, den zweiten Theil der obigen Satzung wieder, und nicht allein in dem alten reichen Danzig, zur Geltung zu bringen?) — Wer mit Lotterie oder Riemenziehen die Leute um das Ihrige bringt, soll das erste Mal gebrandmarkt, das andere Mal gesäckelt oder ersäuft werden. (Ist weniger zur Wiedereinführung geeignet — schon wegen der dann drohenden Entvölkerung.)

Die Wenden an der Niederelbe besitzen allerlei seltsame Mittel, um diese oder jene Krankheit zu vertreiben. Gegen Zahnschmerzen und Kopfweh wird meistens sogenannte „Sympathie" angewendet, der man große Wirkung zuschreibt. Hat jemand z. B. hartnäckiges Kopfweh, so nimmt er einen Zwirnsfaden, windet ihn dreimal um den Kopf, läßt ihn eine Zeitlang sitzen und macht schließlich eine große Schlinge daraus. Mit dieser steigt er in einen Baum und befestigt sie so an einem Zweige, daß die Oeffnung derselben etwa so groß wie der Umfang seines Kopfes ist. Fliegt nun ein Vogel durch diese Schlinge, so geht nach wendischen Begriffen das Kopfweh auf das gefiederte Geschöpf über, und der Kranke ist kurirt!

Naivetät eines Bänkelsängers! Unter den vielen Leierkastenmännern und Absängern von Mordgeschichten, die sich alljährlich auf der Dresdener „Vogelwiese" einzustellen pflegen, versammelte diesmal ein aus Berlin herübergekommener Barde ein besonders zahlreiches Auditorium um sich. Der Mann sang aber auch gar zu schön und seine Lieder waren klassisch in ihrer Art. So schilderte das eine die Geschichte des bayerischen Hiesels, und darin kamen wörtlich folgende Verse vor:

„Er hatt' auf dieser schönen Welt
Nicht einen einz'gen Dreier Geld,
Darum erschlug er diesen Mann;
Ein Jeder nährt sich, wie er kann."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Sonntag, 20. Oktober 1861.

Die schönste Aera.

Es eilt die Welt mit jedem Tage
Dem Paradiese wieder zu,
Und keine Krankheit, keine Plage
Stört bald mehr uns're Seelenruh'.
Wie war der Mensch in frühern Zeiten
Gequält von tausend Uebeln sehr, —
Heut, ob wir sitzen oder reiten,
Gibt's „keine Hämorrhoiden mehr!"

Wo früher eine kahle Platte,
Da blüht durch Wälder Eau de Lob;
Wo sonst die Schinne Herrschaft hatte,
Sagt jetzt das Honey-water: Stop!
Durch Gödicke und Hüfstedt steigen
Die Haare uns zu Berge groß,
Und wo sich graues Haar will zeigen,
Fährt Grunzig mit der Bürste los!

Stroinsky, Rommershausen machen
Das schwache Auge hell und klar,
Und, Dank der Lilionese, lachen
Wir jugendfrisch für immerdar!
Gruithausen trocknet manche Thräne,
Flanell erquickt des Menschen Herz;
Breslauer heilt uns unsr'e Zähne
Und Gehrig gibt sie ohne Schmerz.

Lubowsky's Stärkungsweine ziehen
Ganz neu den alten Adam an;
Regenerirt von Frischem blühen
Magnetisch wir durch Kunzemann;
Homöopatisch-Seel-magnetisch
Heilt uns der Doktor Arthur Lutz',
Und früh vom Kaffee bis zum Theetisch
Steh'n All' wir in Laurentius' Schutz.

Im trauten Mondschein, Greis und Enkel,
Ringt Ippel dir den Bandwurm los;
Wie Doktor Dulk ist Doktor Fränkel
In Galant'riearbeiten groß;
Vom Stiefel bis zur Perücke
Heilt uns der Rob, der Himmelstrank,
Und Du Barry macht kräftig-dicke,
Die bleich sind, matt und häringsschlank.

Ach, unter Betty Behrens' Kissen
Uebt Spannkraft in der Brust der Muth;
Der Appel-Petsch macht durch sein Wissen
Verstockte Sünder wieder gut;
Durch Auerbachens Kunst geschwinder
Schlägt unsrer kleinen Würmer Puls;
Es rettet alle Päppel-Kinder
Durch Muttermilch-Bonbons Franz Schulz!

Des Hülsberg's Balsam ist kein Schwindel,
Sein Flechten-Mord kein leerer Wahn;
Es tilgt all strophulös Gesindel,
Heil Baschin dir, dein Lebertran!
Morrison's Pillen stähl'n die Nerven
Wie Buchholz's Kraut-Kombination,
Und vor Mariannen's Augen derben
Die Hühneraugen nicht mehr droh'n!

Und Wunderwasser, heil'ge Wolle
Und heil'ge Knochen, die der Christ
Berührt, und alles Segensvolle,
Was hier annoch vergessen ist:
Es bannt die Krankheit von der Erde,
Und hat den Tod fast todtgelnackt,
Auf daß des Menschen Daseyn werde,
Das ganze Daseyn . . . Malz-Extrakt!

(Aus Glasbrenners Berliner Montagsztg.)

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Es verging über eine halbe Stunde, ohne daß der Scheik irgend eine Bewegung machte, ohne daß ein Wort über seine Lippen kam, ja ohne daß ein Gedanke seinen Geist zu beschäftigen schien. Er blies

mit ächt türkiſchem Wohlbehagen den bläulichen Rauch ſeiner Nargyhile in die Luft und verfolgte mit ſtierem Blicke die Wölkchen, die ſpiralförmig in die Höhe zogen und allmälig den Plafond wie mit einem Schleier umhüllten. Endlich, wie mit Gewalt ſich dieſer träumeriſchen Trägheit entreißend, die einen ſo ſcharfen Kontraſt zu ſeiner inneren Stimmung bildete, ſtreckte der Scheik nach einem goldenen Hammer die Hand aus und ſchlug mit demſelben auf eine metallene Schallplatte, die in einem ſilbernen Geſtell von kunſtvoller Arbeit hängend, in ſeiner Nähe war und die Stelle unſerer Glocken vertrat.

Ohne Zweifel waren ſeine Befehle ſchon voraus gegeben, denn niemand erſchien unmittelbar auf das Zeichen, ſondern erſt nach ungefähr zehn Minuten wurde die ſchwerſeidene Portiere des Eingangs geöffnet und Olivier Caſt — ſo gebunden, daß er gänzlich unfähig war, auch nur die leiſeſte Bewegung zu machen — von vier Männern hereingetragen, die ihn mit brutaler Gewalt vor den Divan hinwarfen, auf welchem Osman-ben-Aſſah mit untergeſchlagenen Beinen ſaß.

Olivier, deſſen Geſicht voll Ruhe, deſſen ganzes Weſen voll Muth und Entſchloſſenheit, deſſen Blick feſt und herausfordernd war, ſuchte eine weniger entwürdigende Lage anzunehmen, indem er ſich halb aufrichtete und auf ſeinen linken Ellenbogen ſtützte, während die Männer, die ihn gebracht hatten, ſich auf ein Zeichen des Scheik aus dem Kiosk entfernten. Der Türke wollte mit dem Chriſten, wie es ſchien, ohne Zeugen unterhandeln.

„Hund," begann Osman-ben-Aſſah, „Du mußt ſterben."

„Ein Chriſt iſt immer bereit, vor ſeinem Gott zu erſcheinen," erwiederte Caſt, „denn dieſer Gott der Gnade nimmt alle diejenigen auf, die ihm würdig dienen."

„Said-Abdul-Nalek wird Dich foltern," fuhr Osman fort.

„Er wird mir keinen Schrei entreißen."

„Dein Haus in Damaskus iſt niedergebrannt, und in Deine Reichthümer und Schätze theilen ſich Deine Feinde."

„Was kann mir daran liegen, da ich ſterben werde?"

„Dein Leichnam wird den Hunden vorgeworfen werden, die ihn zerreißen."

„Meine Seele kommt zu Gott. Was kümmert mich der Körper?"

Osman-ben-Aſſah's Stirne röthete ſich vor Zorn; die unerſchütterliche Ruhe des Opfers machte ihn wüthend. „Biſt Du getödtet, ſo kommt die Franzöſin an die Reihe, dann Aeſchuha," ſagte er. „Nur die Jüdin allein erhält die Freiheit zurück und bleibt am Leben."

Olivier gab hierauf keine Antwort.

„Du kannſt aber Dein Leben und das der beiden Frauen erkaufen," lenkte Osman-ben-Aſſah ein.

„Wie?" fragte Olivier, indem er den Kopf erhob, denn er begriff, daß die bisherigen Worte des Scheik nur in der Abſicht ausgeſprochen worden waren, ihn zur Annahme gewiſſer Bedingungen geneigter zu ſtimmen, von denen Osman ſeine Begnadigung abhängig machen werde.

„Deine Landsleute ſind in Beyrut angekommen," ſagte der Scheik.

„Sind ſie es ſchon?" rief Olivier mit leuchtendem Blicke. „O, dann zittert ihr Türken und Druſen, denn Frankreichs tapfere Soldaten werden die Maroniten rächen und Euer Blut wird fließen für das durch Euch vergoſſene."

„Schweige, Hund!" herrſchte Osman-ben-Aſſah wild auffahrend den Gefangenen an, „oder ich laſſe Dir die Zunge aus der Kehle reißen! Höre auf mich und ſprich dann, ob Du Dein elendes Leben retten willſt. Es hängt von Dir ab, mit der Chriſtin frei und ungehindert Damaskus zu verlaſſen und Dich in den Wiederbeſitz Deines Vermögens zu ſetzen."

„Welchen ſchmachvollen Vorſatz haſt Du mir zu machen?" fragte Olivier mit ſtolzem Blicke.

„Die Franzoſen ſind im Begriffe, nach Damaskus aufzubrechen," erwiederte der Scheik. „Das Land iſt ihnen unbekannt, ſie wiſſen die Wege über unſere Berge nicht."

„In jedem Maroniten finden ſie einen Führer," entgegnete Olivier.

„Du ſelbſt ſollſt ihren Führer machen," ſagte Osman-ben-Aſſah mit Nachdruck.

„Ich?" rief Olivier erſtaunt.

„Ja, Du biſt frei, wenn Du nach Beyrut gehſt und Dich dem franzöſiſchen General zum Führer anbieteſt, um ihn im Libanon . . . ."

„Elender!" unterbrach Olivier den Scheik, indem er mit ſolcher Heftigkeit auffuhr, daß die Stricke, mit welchen er gebunden war, ſich lockerten und der Scheik unwillkürlich ſich zurückbog, wie um einem plötzlichen Angriff auszuweichen. „Ich errathe Deinen Gedanken. Du bringſt mir eine feige Infamie in Vorſchlag! . . . Ich ſoll mein Leben und mein Vermögen um den Preis eines niederträchtigen Verrathes an meinen Brüdern zurückerkaufen . . ."

„Die Giauer ſollen in den Bergen zu Grunde gehen," ſagte Osmän. „Wenn Du Dich weigerſt, uns zu dienen, ſo wirſt Du und die Chriſtin unter unerhörten, noch nicht dageweſenen Martern ſterben. Willigſt Du aber ein, ſo ſeyd ihr beide noch zur Stunde frei und mit Macht und Anſehen wird der Großherr Deine Fügſamkeit belohnen. Ich ſchwöre es Dir bei Allah und dem Propheten!"

„Laß mich zum Tode führen," erwiederte Olivier.

Osman-ben-Assah erhob sich von seinem Divan. „Du willst nicht?" rief er.

Der junge Mann würdigte ihn nicht einmal einer Antwort.

„Du hast eine Stunde Bedenkzeit," sagte der Scheik. „Erkenne hierin meine Großmuth; fürchte aber meinen Zorn, wenn bis dahin Dein Entschluß nicht anders lautet! . . ."

Mit dieser Drohung verließ Osman-ben-Assah den Kiosk, während die vier Männer wieder erschienen, um Olivier Cast in sein Gefängniß zurückzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine räthselhafte Geschichte.

(Schluß.)

Nachdem der alte Herr so gesprochen hatte, verbeugte er sich wieder, setzte unter der Thüre den Hut wieder auf mit einem Anstande, der einen Elegant aus den Zeiten der Königin Anna bezaubert haben würde, schlang die seidene Schnur seines Stockes um den kleinen Finger der rechten Hand, an welcher der Advokat einen sehr kostbaren Brillantring bemerkte, stieg die Treppe hinab und verschwand, während der Advokat von Erstaunen gefesselt unbeweglich stehen blieb.

Anfangs war er geneigt, das Ganze für einen Spaß anzusehen, den sich irgend Jemand mit ihm erlaubt habe; dachte er dann aber wieder an das ernste Wesen des alten Herrn und die genaue Kenntniß, die er vom Hause besitzen mußte, um das Zimmer, in welchem die Kiste stehen sollte, so genau zu beschreiben, so mußte er wieder glauben, daß die Sache im Ernste gemeint sey.

Nach langer Ueberlegung entschloß er sich endlich zu unverzüglicher Abreise und traf am Abend des vierten Tages am Ort seiner Bestimmung ein. Während der letzten zwanzig Meilen hatte er nirgends von etwas Anderem reden hören, wie von dem Verkaufe des Besitzthumes, und allenthalben sprach sich lautes Bedauern aus, daß der Herr sein Haus für immer verlassen, daß dem armen Mr. John, wie sie den Besitzer der Güter nannten, sein Recht nicht werden solle. Als er im Herrenhause ankam, fielen ihm schon überall Vorbereitungen zum Umzuge in's Auge. Der Flur war mit Kisten und Kasten angefüllt, die Dienstleute eilten mit trüben Gesichtern hin und her, und die Familie selbst zögerte noch traurig bei der letzten Mahlzeit, die ihr in ihrer geliebten alten Heimath gegönnt war.

Herr S. begrüßte seinen Freund mit Erstaunen, das sich in Ungläubigkeit verwandelte, als der Advokat in geheimer Unterredung die Ursache seiner Reise mittheilte.

„Es ist ganz unmöglich!" sagte er; „ist es denn wahrscheinlich, daß niemals Jemand außer dem alten Herrn, dessen Sie erwähnen, von dem Versteck des Dokumentes gehört haben sollte? Verlassen Sie sich darauf, es hat sich Jemand einen Scherz mit Ihnen gemacht. Es thut mir nur leid, daß Sie sich so viele ganz vergebliche Mühe gemacht haben."

Der Advokat nannte den Namen seines Besuches.

„Hugh S.!" rief sein Freund lachend. „Ich habe keinen Verwandten dieses Namens in der ganzen weiten Welt!"

— „Ein Versuch, ob an seiner Aussage etwas Wahres ist, kann doch wenigstens nichts schaden," meinte der Rechtsgelehrte; „habe ich einmal die weite Reise gemacht, so will ich doch auch das Abenteuer zu Ende führen."

Da sein Freund so fest auf seinem Willen bestand, so entschloß sich Herr S. endlich, ihm Genüge zu leisten, und ging mit ihm nach der Gegend des Hauses, wo das in Rede stehende Zimmer lag, voran. Als sie auf dem Wege dahin durch ein anderes Zimmer kamen, prallte der Advokat vor einem dort hängenden lebensgroßen Bilde erschrocken zurück.

„Um Gottes willen!" rief er, „wer ist dies?"

— „Mein Großonkel," antwortete Herr S.; „ein so guter, alter Herr, wie es nur jemals einen gab. Wollte Gott, er wäre jetzt noch am Leben; aber er liegt schon seit dreißig Jahren in der Erde!"

„Wie heißt er?"

— „Hugh S., der Einzige in der Familie, der diesen Namen jemals geführt hat."

„Das ist der Mann, der bei mir war! Sein Anzug, sein Hut — sogar der Ring am Finger — Alles dasselbe."

Sie traten in das Eckzimmer, erhoben den falschen Boden der Kiste in der Nische — und fanden daselbst wirklich das vermißte Testament.

Den guten alten Großonkel hat man nie wieder gesehen.

Mannigfaltiges.

Wie dem „Temps" aus China geschrieben wird, ist es nun sicher, daß die berühmte Bibliothek des Kaisers Khienloung, die reichste von ganz China, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts 160,000 Bände zählte, bei dem Brande des Sommerpalastes vollständig ein Raub der Flammen geworden ist. Das in demselben

Palaste befindliche Museum von Antiquitäten und Bronzegegenständen wurde bei der Feuersbrunst verwüstet und geplündert; doch gelang es den Eingeborenen, noch einen großen Theil der Trümmer aufzufinden, die sie an die chinesische Regierung wieder verkauften. Die Preise seltener Bücher sind in China und namentlich in Peking außerordentlich gestiegen. Es ist dies eine Folge der vom Kaiser Hien-Foung gegebenen Befehle, um durch zahlreiche und wichtige Erwerbungen die Verluste, welche sich aus der von den Trägern der europäischen Civilisation zerstörten kaiserlichen Bibliothek für die Wissenschaft ergaben, wieder gut zu machen.

In Guzerat in Indien gibt es eine Art Dorf-Banden („Bhats"), die von Singen und Betteln leben, auch als Sterndeuter und Hausprieſter sich nützlich machen. Dieses Poetengeschlecht war seit unvordenklichen Zeiten steuerfrei. Jetzt endlich fand die englische Regierung für gut, sie zur Einkommensteuer heranzuziehen. Jeder dieser Dorfpoeten soll 4 oder 6 Rupien jährlich zahlen. Monate lang petitionirten sie gegen diese Verletzung ihrer Vorrechte. Man suchte endlich die Steuer durch Militärgewalt einzutreiben. Viele, die sich mit Dolchen zur Wehre setzten, wurden entwaffnet. Die Andern, etwa 2000 an der Zahl, begannen darauf ihre Dolche gegen sich selbst zu kehren, versetzten sich Schnitt- und Stichwunden am ganzen Leibe, mit der Verwünschung, daß „ihr unschuldiges Blut" über das Haupt der Steuereinnehmer kommen möge. Auch die Weiber und Kinder der Bhats griffen zu solchen Rachethaten und bespritzten die Polizeileute mit ihrem „unschuldigen Blute". Der Tumult wurde nicht ohne Mühe gestillt. Einige Männer und Frauen verloren dabei das Leben, viele hatten sich gefährliche Wunden beigebracht.

In Dublin fand unlängst ein Wettlauf zwischen einem Indianer aus Nordamerika, der sich Deerfoot (Rehfuß) nennt, und einem Engländer Namens Lerett statt. Deerfoot hat bis jetzt die berühmtesten englischen Schnellläufer besiegt. Sein Ruf zog daher eine große Zuschauermasse an, die in laute Cheers ausbrach, als der Indianer in einem etwas phantastischen Aufzug erschien. Er trug einen ungeheuren Wolfspelz, den er jedoch bald ablegte, um sich in Trikots, Gürtel mit Glöckchen, Barett mit Federn zu zeigen. Die Rennbahn war in den Rotundagärten und betrug 10 englische Meilen. Der Wettpreis war 50 Pf. St. Lerett gab nach fünf Meilen Lauf den Kampf verloren und zog sich zurück. Deerfoot dagegen legte die ganze vorgeschriebene Strecke von zehn Meilen in 53 Minuten 35 Sekunden zurück. Er lief die letzte $^1/_4$ Meile mit außerordentlicher Geschwindigkeit und schien die kleine Leibesübung nicht sehr erschöpfend zu finden.

An einem Packwagen des Lokalzuges, welcher Abends von Breslau nach Oppeln abgeht, ist seit einiger Zeit eine Uhr angebracht, welche auf die genaueste und untrüglichste Weise die Fahrzeit und den Aufenthalt des Zuges auf den einzelnen Stationen berechnet. Es kann also jetzt nicht mehr vorkommen, ohne daß es der mechanische Kontroleur verräth, daß auf einer Zwischenstation sich ein Train länger als reglementsmäßig verweilt und die Versäumniß dann durch schnelleres Fahren eingebracht wird. Die Erfindung und Zusammensetzung der ganzen Vorrichtung ist ein Werk des Obermaschinenmeisters Samman, welcher auf dieselbe auf 5 Jahre ein Patent erhalten hat. Sollte sie sich bewähren, so werden dergleichen Uhren wohl jedem Zuge auf den preußischen Eisenbahnen mitgegeben werden. Die jetzt schon im Gebrauch befindliche bei jenem Lokaltrain ist an der linken Seite des Packwagens angebracht und verschließbar. Ein Ankeruhrwerk treibt das Zifferblatt, das doppelte Zahlen aufweist, während ein Bleistift, durch einen Mechanismus in Bewegung gesetzt, während der Fahrt auf einen Streifen Papier schreibt und damit aufhört, sobald der Zug steht. Der unbeschriebene Raum auf dem Papier gibt nun mit Hilfe der Uhr genau die Zeit der Ankunft wie der Abfahrt des betreffenden Zuges an.

Charade.

Mein Erstes bringt der Winter mit
Wie sich die Knaben freuen!
Nahst du mit allzuraschem Schritt,
Kann dich's gar leicht gereuen.
Zwar es verliert mein Zweites sich
In ungeheure Ferne;
Doch sage nicht! es leiten dich
Magneten und die Sterne.
Das Ganze, Freund, ist fern von dir
Wohl viele, viele Meilen.
Du würdest ungern, glaub' es mir!
In seiner Nähe weilen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Krauzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Dienstag, 22. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

13.

Aeschuhna, Viktorine, Olivier und Noëmie befanden sich gemeinschaftlich in einem großen Saale, dessen Eingänge von Drusen besetzt waren, die ein wachsames Auge auf die Gefangenen hatten. Die Setti überließ sich nach Art der türkischen Frauen dem lauten Ausbruche ihres Schmerzes: sie rang ihre schönen Hände und stieß unter herzzerreißendem Schluchzen die furchtbarsten Verwünschungen gegen Osman-ben-Assah aus, von dessen grausamer Bosheit sie sich die entsetzlichste Rache erwartete. Viktorine und Olivier, beide ruhiger und in ihr Schicksal ergebener, standen unbeweglich neben einander. Der ganze Ausdruck ihrer inneren Bewegung waren bei Viktorine stille Thränen, die über ihre bleichen Wangen rannen, und bei Olivier Cast stumme Seufzer, die mehr dem traurigen Loose Viktorinens als seiner eigenen hilflosen Lage galten.

Für sich allein, in einer Ecke des Saales endlich, entfernt von denen, die sie schmählich verrathen, stand Noëmie, die zwar für sich selbst nichts zu befürchten hatte, die aber vom Scheik zurückgehalten wurde, um der martervollen Hinrichtung derer beizuwohnen, die durch ihre Perfidie auf's Neue in seine Gewalt gekommen waren. Es war dies eine dem Verbrechen der Jüdin angemessene Strafe, zu welcher Osman-ben-Assah sie deßhalb verurtheilte, um ihr zu zeigen, wie verächtlich sie sich selbst in seinen Augen gemacht habe. Auch zitterte Noëmie mehr noch als die durch ihren Verrath einem gräßlichen Tode überlieferten Opfer vor dem immer näher heranrückenden Augenblick der blutigen Exekution, denn daß Olivier Cast lieber tausendmal den qualvollsten Tod erleiden, als auf den schimpflichen Vorschlag Osman-ben-Assah's eingehen und sich dadurch retten würde, davon war auch sie überzeugt.

„Muth, Muth, mein theueres Kind!" flüsterte Olivier seiner Leidensgenossin zu, als er sah, daß die Thränen reichlicher als bisher über Viktorinens Wangen flossen.

„Ich bin muthig," erwiederte das arme Mädchen, indem sie ihr Weinen zu unterdrücken suchte. „Ich denke an meinen ermordeten Vater, an meine niedergemetzelte Mutter, und die Gewißheit, sie bald wiederzusehen, stählt meine Seele gegen die Furcht vor dem Tode. Wenn ich weine, so sind es Thränen, die meinem armen Henri gelten. O möge er glücklich werden und mich vergessen, wenn er noch am Leben ist. Ich werde oben im Himmel für ihn beten!"

„Henri wird Sie nie vergessen!" rief Olivier voll Ueberzeugung. „Ihr liebes Bild wird stets in seinem Herzen leben. Er wird wachend und träumend an Sie denken, und wird die Elende verfluchen, die Sie den Henkern überlieferte. Henri ist ohne Zweifel in den Reihen unserer tapferen Soldaten; die nunmehr auf syrischem Boden stehen. Er wird uns rächen!"

Noëmie hörte diese Worte Oliviers, die ihr Herz wie ein giftiger Pfeil durchbohrten. „Er wird die Elende verfluchen, die Sie den Henkern überlieferte," wiederholte sie murmelnd. „Ja, ja, er wird mir fluchen, und doch that ich's aus Liebe nur für ihn! . . ." Sie ließ den Kopf sinken und sah stieren Blickes auf den Boden, ohne sich zu regen. Es war unmöglich zu errathen, was in ihrem Innern vorging, denn der Ausdruck ihres Gesichtes änderte sich alle Augenblicke und ging bald von der tiefsten Trauer in aufblitzende Wuth, vom triumphirenden Lächeln befriedigten Hasses in einen schmerzhaften Zug bitterer Reue über. Ein entsetzlicher Kampf schien in ihrem Innern vor sich zu gehen, in dem bald abwechselnd die Leidenschaft der Eifersucht, bald die Stimme des Gewissens den Sieg errang, ein Kampf, der das Blut mit solcher Heftigkeit durch ihre Adern trieb, daß sich öfters ihr Gesicht wie mit Purpur übergoß, um im nächsten Momente wieder kreideweiß

zu werden. Oefters durchschauerte ein eisiges Frösteln ihren Körper, es war, wenn sich ihre lebhafte Phantasie Viktorine unter den Händen Said Abdul Nakel's dachte, . . . dann machte sie eine Bewegung, wie um sich zu der von ihr verrathenen Freundin hinüber zu stürzen und sich ihr zu Füßen zu werfen, aber immer durchzuckte, wie es schien, in solchen Momenten wieder ein von gebieterischer Eifersucht eingegebener Gedanke ihren Geist und hemmte die Ausführung des von einem edleren Gefühle diktirten Schrittes; denn immer blieb sie stehen und rührte sich nicht von der Stelle. Was immer indessen in Noëmien vorgehen mochte, es wurde weder von Olivier, noch von Viktorinen oder Aeschuyna bemerkt, denn die drei Unglücklichen waren mit sich selbst beschäftigt und hatten für die Verrätherin nicht einmal einen Blick.

Olivier versuchte es, die Setti zu trösten und sie durch das erhabene Beispiel Viktorinens aufzurichten; Aeschuyna aber hatte in ihrer Verzweiflung für Trostgründe kein Gehör.

„Sterben!" rief sie, indem sie Oliviers gefesselte Hände ergriff; „Du sollst sterben, . . . Du, den ich retten wollte! . . . Nein, nein, es ist unmöglich! Allah wird es nicht zugeben! . . . Aber hat Allah nicht auch zugegeben, daß wir dem schändlichen Verrathe unterlagen?" fuhr sie plötzlich auf. „Hat er die höllische Bosheit einer nichtswürdigen Bübin verhindert, als sie uns in die Hände unserer Feinde lieferte? . . . O, Allah ist schwach!" rief sie, ganz außer sich, laut auf, „Allah ist mein Gott nicht mehr! . . . Gott der Christen, rette Du ihn, und ich glaube an Dich!" . . . Dann sich an Noëmie wendend, schrie sie dieser zu: „Elende Jüdin! Du hast uns verkauft. Wie viel hat Osman-ben-Assah Dir für Deine Infamie bezahlt?"

Noëmie schreckte zusammen. Es schien, als habe sie bisher noch nicht daran gedacht, daß man ihrer Handlungsweise das Motiv schnöder Gewinnsucht unterbreiten könne. Sie trat einige Schritte aus ihrer Ecke heraus und ging auf Viktorinen und Olivier zu. „Glaubt ihr nicht," sagte sie, auf Aeschuyna deutend. „So empörend ist meine Handlungsweise nicht, als diese sie darstellt. Was ich gethan, geschah, weil ich den Gräfen liebe und nicht wollte, daß Viktorine mit ihm vereinigt werde."

„Und in diesem schmählichen Egoismus, glaubst Du, liege ein Milderungsgrund für Deine That?" rief Olivier. „Verblendete, in wilder Leidenschaft Bethörte, siehst Du nicht ein, daß Du mit einem Schlage nicht nur sie, die unbewußt Deine Nebenbuhlerin war, sondern auch ihn, den Du liebst, zu Grunde gerichtet hast. Henri wird Viktorine rächen und rächend wird er im blutigen Kampfe fallen, mit einem Segensspruche für sie, mit einem Fluche für Dich auf seinen Lippen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Geruchsinn in gerichtlich-medizinischer Hinsicht.

Die „Tribüne" entnimmt Friedrich's „Blättern für gerichtliche Anthropologie" folgende interessante Mittheilung:

Der des Betruges angeklagte Sch. war durch auffallende Schärfe seines Geruchsinnes ausgezeichnet. Daß er von einer Hündin war gefangt worden, wurde von mehreren, gleichzeitig lebenden Personen bestätigt. Es wurde ferner allgemein bestätigt, daß er in der tiefsten Dunkelheit in geschlossenen Räumen und in freier Luft alle Personen, Männer von Weibern unterscheiden konnte; ebenso Thiere und nicht allein aus den Heerden Schafe, Rindvieh, sondern auch die einzelnen in den Ställen, die er kannte, selbst Nachts durch seinen Geruch zu bezeichnen verwochte. Mehrere auffallende Beispiele sind von ihm bekannt, daß er Diebe durch seinen Geruch entdeckte. Dem Schäfer N. war Geld gestohlen worden; der herbeigerufene Sch. beroch alle Personen im Hause und alle Räume, ohne etwas zu entdecken, dann begab er sich in die Ställe und in den Hof und es dauerte gar nicht lange, bis er das gestohlene Geld an der Düngergrube fand und sogleich dem Eigenthümer die eigene Tochter als Diebin bezeichnete, was sich auch bestätigte. In einem anderen Falle war einem Manne ein Quantum Sohlenleder gestohlen worden; Sch. beroch viele Personen und auch die noch zurückgebliebenen Sohlenleder; plötzlich bezeichnete er einen Mann als den Dieb und die gestohlenen Sohlenleder wurden entdeckt. Ein dritter Fall ist folgender: Es brachen Diebe in einem Hause ein, und zwar in das Gemach, in dem zwei Mägde schliefen; in der Dunkelheit wurden sie nicht erkannt und die Mägde hielten sich aus Furcht ruhig, als ob sie schliefen; aber sobald die Diebe sich entfernt hatten, machten sie Lärm; erst am nächsten Tage wurde Sch. geholt; er berooh alle Zimmer, Utensilien und Personen, zuletzt die Fußstapfen auf den Wegen und verfolgte die Thäter bis zu einem Flusse, wo er die Fährte verlor, wie ein Hund, der sie durch irgend ein Hemmniß einbüßt; er fand sie aber am jenseitigen Ufer wieder und entdeckte einen Theil des verborgenen Geraubten, nicht aber die Diebe, deren Spur er verloren. Auch ist in den Akten eines Falles erwähnt, wo man Mützen und Kleider untereinander warf;

Sch. berech jeden Einzelnen und dann die Mützen und Kleider und händigte Jedem sein Eigenthum ein.

Da nun Sch. durch seinen Geruchssinn mehrmals Diebe entdeckte, so zog er sich sowohl Beifall, als auch Haß und Verfolgung zu; es erhoben sich gegen ihn Klagen wegen Betruges, die Sache kam vor Gericht und wurde von dem Medizinalkollegium von Schlesien eine Beantwortung der Frage verlangt: „Ob Sch. wirklich einen so scharfen Geruchssinn besitzen könne, um durch denselben Dinge zu entdecken, welche sonst nicht wahrnehmbar, oder ob seine Behauptung, mittelst dieses Sinnes auch gestohlenes Gut zu ermitteln, möglich oder wahrscheinlich sey?" Medizinalrath Ebers erstattete hierüber folgendes Gutachten: „Es steht durch vielfache Erfahrungen fest, daß der wilde Mensch, dessen somatische Eigenschaften und Kräfte durch den Einfluß der Kultur nicht gelitten haben, eine solche Schärfe der Sinne besitzt, wie sie bei kultivirten Menschen gar nicht oder nur selten vorkommt. Dies gilt von allen Sinnen, namentlich auch vom Geruchssinn, mittelst welchem die Menschen sowohl das Geschlecht als den Volksstamm von Personen ermitteln, welche sich an einem Orte befunden oder einen Weg beschritten haben. Ebenso ist es bekannt, daß die Ausdünstung der Menschen riechbar ist, und daß es Menschen gibt, welche einen eigenthümlichen Geruch um sich her verbreiten; daß sich der Geruch der Geschlechter von einander unterscheide, ist durch die Erfahrung bestätigt."

Es kann nun nicht bestritten werden, daß einzelne Menschen auch in kultivirten Ländern eine ungewöhnliche Schärfe eines oder des andern Sinnes besitzen, und ist dies vom Gesicht und Gehör gewiß, so ist kein physischer Grund vorhanden, weßhalb es nicht auch vom Geruche möglich seyn sollte, und es fehlte nicht an Beispielen von Menschen, deren Geruchssinn auf eine für sie quälende Weise scharf ist; überdies ist es auch möglich, diesen Sinn wie alle übrigen durch Uebung zu schärfen und zu einer wunderbaren Empfindlichkeit zu steigern.

Dieses vorausgeschickt, ist kein Grund vorhanden, an der Möglichkeit zu zweifeln, daß Sch. nicht auch eine besondere Schärfe des Geruchssinnes besitzen könne. Prüft man die vorliegenden Akten, so ergibt sich aus vielen Zeugenaussagen, daß Sch. auch wirklich einen ungewöhnlich scharfen Geruchssinn besitzt, und daß er von demselben ein inneres Bewußtseyn besitzt; es ist aber auch kein genügender Beweis vorhanden, daß er einen absichtlichen Betrug mit dieser seiner Eigenschaft unternommen, und man könnte höchstens annehmen, daß er in einer Selbsttäuschung befangen wäre, und später, nachdem man seine Eigenschaft benutzt, sich auch anderer Beobachtungen bedient, als des Geruches, wovon aber auch nirgends ein Beweis vorliegt; endlich ist auch durch die meisten Zeugenaussagen ermittelt, daß seine Bemühungen zur Ausforschung entweder von Sachen oder von Thätern von offenbarem Erfolge begleitet gewesen sind. Sch. ist nach und nach und gleichsam durch die Menschen, welche seine Hilfe begehrten, dahin geleitet, Anforderungen geringer Summen von Belohnung für seine Dienste zu fordern, aber es findet sich nirgends in den Akten ein Beweis, daß er, wie Charlatane oder Betrüger, seine Eigenschaft als Recher ausgeboten hätte. Darüber, daß er die Eigenschaft eines scharfen Geruches wirklich besitzt, gibt eine Aufklärung seine eigene Aussage, die er vor Gericht bei seiner Vernehmung machte; er sagte: „Als ich ungefähr 10 Jahre alt war, nahm ich eine besondere Geruchsfähigkeit wahr, ich konnte nämlich aus der Ausdünstung eines nicht gesehenen Menschen, wenn er kurze Zeit bei einer Sache oder Wohnung gewesen war, den Menschen selbst auffinden aus dem Wiedergeruche seiner Ausdünstung; diese neue Eigenschaft wurde bald bekannt, und ich wurde zeitig von Personen gebraucht, um über den Ort, wo eine Sache gestohlen worden war, zu berichten, und dann an die Personen gewiesen, die man des Diebstahles wegen im Verdacht hatte; nicht immer, aber sehr oft ist mir dieses geglückt; ich verspüre nämlich jene Eigenschaft nicht immer, sondern nur zu wiederkehrenden Zeiten." In einer späteren Vernehmung sagte er, daß man an seinem ersten Dienstorte seinen Geruchssinn wahrgenommen, und zwar dadurch, daß man verschiedene Gegenstände in der Stube und anderen Behältnissen versteckte und ihn aufforderte, die versteckten Gegenstände aufzusuchen und herbeizuschaffen, was ihm auf eine staunenswürdige Weise gelang, so daß man ihn nachher gebrauchte, entweder Gegenstände herbeizuschaffen oder die Diebe zu ermitteln. Er sagt selbst: „In dem Auffinden der Gegenstände und der Diebe hatte ich viel Glück, und kam auf die Spur der Diebe auf die Art und Weise, daß der Geruch der entwendeten Sachen dem Geruche der Diebe gleichkam." Es ist auch aus allen Zeugenaussagen ersichtlich, daß er unter den verschiedensten Umständen die abhanden gekommenen Sachen ermittelt hat.

Es geht nun aus allen Thatsachen hervor, daß die Richtigkeit der Sache selbst, die nämlich, daß Sch. einen sehr scharfen Geruchssinn besitzt, und daß er mittelst desselben verschiedene verborgene Stoffe entdeckt und durch Vergleichung des Geruches dieser Stoffe mit der Ausdünstung derjenigen Personen, die mit ihnen in Berührung gestanden, letztere be-

zeichnet hat, keineswegs widerlegt worden ist, gegentheils, daß eine Reihe von Zeugnissen für die Richtigkeit sprechen; auf Grund dieses Gutachtens ist Sch. von der Anklage wegen Betruges freigesprochen worden.

Mannigfaltiges.

„Viribus unitis." Unter dieser Bezeichnung erzählt der Hamburger „Freischütz": In einer Modewaarenhandlung auf dem Neuenwall erschien vor einigen Tagen ein Dienstmädchen und äußerte das Verlangen, einen Shawl zu kaufen. Der Verkäufer, wie alle seine Kollegen, ein Menschenkenner, legte ihr eine Reihe von solchen Shawls vor, wie sie ihrem Stande und ihren vorausgesetzten pekuniären Kräften angemessen schienen. Das Mädchen sah sie flüchtig durch, und bemerkte dann, daß diese ihr nicht gut genug wären. Es wurde ihr sogleich eine theurere Gattung gezeigt, aber nach dem Betrachten erfolgte dieselbe Bemerkung: sie wünsche, bessere zu sehen. Dies ging so fort, bis der Verkäufer ihr endlich Shawls zu 100 und 150 M.-B. vorlegte, die indessen auch nicht gut genug gefunden wurden. Ein solches Verlangen von den theuersten und exquisitesten an einem Dienstmädchen mußte natürlich Verdacht erregen, da erst kürzlich in den Läden die raffinirtesten Schwindeleien ausgeführt worden waren; der Verkäufer bat also die räthselhafte Kundin, am anderen Tage wieder vorzukommen, bis dahin wäre eine neue Sendung von kostbaren Shawls eingetroffen. Man glaubte im Laden, sie würde den projektirten Koup aufgeben und sich nicht wieder sehen lassen, hatte jedoch für alle Fälle einen Polizei-Officianten in Bereitschaft. Wider alles Erwarten stellte sich das Mädchen wirklich wieder ein und fragte nach den neuangekommenen Shawls. Es wurden ihr deren zu 200, 250 und 300 M.-B. gezeigt. Sie wählte sorgsam unter denen zu 300 M.-B. einen aus und sagte, dieser gefalle ihr. Das ganze Ladenpersonal hatte sich bei einem so wunderbaren Verkaufe hinter dem Tische konzentrirt, und das Erstaunen kannte keine Grenzen, wie die Kundin bat, den Shawl einzuwickeln, und baar 120 preußische Thaler auf den Tisch hingählte. Sie nahm ruhig die gekaufte Waare, empfahl sich und ging, nicht aber, ohne von dem Polizei-Officianten unbemerkt gefolgt zu werden. So erfuhr man endlich, bei welcher Herrschaft sie konditionirte, und konnte dieser den Vorfall mittheilen. Auf der Stelle wurde die Shawl-Eigenthümerin ins Verhör genommen. Sie mußte zugestehen, den Shawl gekauft und bezahlt zu haben, wollte aber auf die Frage, wie sie zu dem vielen Gelde gekommen sey, die Antwort schuldig bleiben. Dies machte sie noch verdächtiger, und man drang ernstlich in sie, bei Vermeidung eines Verhörs auf dem Stadthause, die Wahrheit zu sagen. Jetzt rückte sie mit der Sprache heraus. „Ach," sprach sie kleinlaut, „wir sind unserer sechs Dienstmädchen und haben mit einander einen Bund geschlossen. Langmächtig haben wir uns nach einem solchen Shawl gesehnt, und deßhalb jeden Thaler, den wir erübrigen konnten, aufgehoben, bis die Summe voll war. Da uns nun der Shawl gemeinschaftlich gehört, so sollte ihn immer Diejenige umhängen, die am Sonntage Erlaubniß zum Ausgehen erhält." Diese originelle Association erregte bei allen Zeugen die größte Heiterkeit. Man sieht, was vereinte Kräfte vermögen.

Der Münchener Thierschutzverein, gegründet im Jahre 1841, feiert in diesem Herbst seinen zwanzigjährigen Bestand. Wohl kein Verein hat mit so kleinen Anfängen und mit ähnlichen Hindernissen begonnen, als er, aber auch keiner in so kurzer Zeit eine so außerordentliche Ausdehnung und Wirksamkeit erlangt, als er. Man kann sagen, daß die Grundsätze des Münchener Thierschutzvereines maßgebend geworden sind für die ganze civilisirte Welt, und die Schriften des Münchener Vereins sind in alle europäischen Sprachen übersetzt worden. Es mag ein erhebendes Gefühl seyn für den Gründer des Vereins, Hofrath **Dr. Perner**, wenn er das Gedeihen der Pflanze überblickt, deren Samenkorn er gelegt hat, und sich dabei zurückzuerinnern an die kolossale Arbeit, die hiezu nöthig war. Hoffentlich wird sich diesem ächt humanen Streben von Jahr zu Jahr ein immer weiteres Feld zu gesegneter Bebauung eröffnen.

Wie aus Baden-Baden berichtet wird, hat man sich genöthigt gesehen, den Stamm des Baumes, in dessen Nähe Oskar Becker das Attentat auf den König beging, mit Leinwand zu umgeben, weil von dessen Rinde die vielen tausend Gäste sich etwas zum Andenken aneigneten, wodurch das Absterben des Baumes veranlaßt worden wäre.

Auflösung der Charade in № 126:

Eismeer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Freitag, 25. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Fortsetzung.)

Noëmie bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht, wie um ihre Blicke dem entsetzlichen Bilde zu entziehen, welches Olivier im Geiste vor ihr entrollte. Dann wandte sie sich von ihm ab und sah auf Viktorine. Diese schien voll Inbrunst zu beten, denn ihre Hände waren gefaltet und ihre Augen nach Oben gerichtet. Der Ausdruck stiller Resignation, der in den himmlisch sanften Zügen der Christin lag, brachte Noëmie in Verzweiflung.

„So fluche mir doch, . . . fluche auch Du mir, wie er mir fluchen wird!“ rief sie außer sich. „Ich bin ja die Ursache an Deinem Tode, da ich Dich hasse!“

Viktorine senkte ihren Blick auf Noëmie und sah sie mit unaussprechlicher Wehmuth an. „Ich bedaure Dich,“ sagte sie mit dem Tone eines Engels der Barmherzigkeit; „Du mußt furchtbar leiden, . . . ich bete für Dich.“

„Du betest für mich?“ rief die Jüdin.

„Ja, denn ich kann derjenigen nicht fluchen, die die Gespielin meiner Kindheit, die die Freundin meiner Jugend war, die ich meine Schwester nannte, und die meine arme Mutter gleich ihrer eigenen Tochter liebte. Ich kenne Dein Herz, Noëmie, Du warst sonst immer gut; um aber so schlecht werden zu können, mußte Deine Seele vorher grausam gelitten haben!“

„Und Du fluchst mir also nicht?“ rief die Jüdin nochmals.

„Nein,“ erwiederte Viktorine. „Ich flehe zu Gott, daß er sich Deiner erbarme, und daß auch er Dir vergeben möge, wie ich Dir vergebe.“

„Aber bedenke doch, daß ich die Ursache Deines Todes bin!“ entgegnete Noëmie, auf deren Haupt Viktorine durch ihre Milde glühende Kohlen sammelte.

„Christus hat seinen Henkern verziehen. Vergebung unsern Schuldigern ist die erste Pflicht meiner Religion. Ich kann nicht fluchen.“

„Aber ohne mich wärst Du jetzt frei und bei dem, den Du liebst.“

„Die Reue über Deinen Verrath wird Deine Seele grausamer foltern, als Said-Abdul-Malek meinen Leib. Du bist mehr zu beklagen als ich!“ . . .

„Aber Du wirst sterben und ich werde frei seyn!“ rief Noëmie in namenloser Aufregung. Es war, als wolle sie um jeden Preis Viktorine zu einem verdammenden Worte, wenigstens zu einem Vorwurfe reizen. Allein die junge Französin blieb sich in ihrer Ruhe gleich, und als endlich Noëmie sie daran erinnerte, daß Henri ja nichts von ihrem Verrathe wisse, daß er somit keine Ursache habe, sie zu verachten, sondern daß es ihr vielmehr gelingen werde, sich seine Sympathie durch die Liebe zu erwerben, die sie ihm zeigen wolle, da begnügte sich Viktorine damit, der Abscheulichen ihre Hand zu entziehen und mit einem Blicke nach Oben zu murmeln: „Gottes Wille geschehe! . . . Sey glücklich mit ihm, wenn Du es seyn kannst; ich verzeihe Dir!“ . . .

„Engel der Barmherzigkeit!“ rief Olivier, in dessen Augen Thränen der Rührung standen, während Noëmie zurücktaumelte wie eine Gerichtete, denn in der unverdienten Vergebung Viktorinens, in dieser unendlichen, wahrhaft himmlischen Großmuth des edlen Wesens lag für sie ein Vorwurf, niederschmetternder als der Fluch, den Aeschuna und Olivier über sie ausgesprochen hatten.

Es trat jetzt plötzlich eine förmliche Umkehr in Noëmiens Gesinnung ein. Sie, die kurz vorher noch alle Symptome unversöhnlichen Hasses gegen Viktorine geäußert, sie, die nur der Rachsucht in ihrem Herzen Raum gegeben und die heiligsten Gefühle schwesterlicher Liebe mit Füßen getreten hatte, sie wurde jetzt plötzlich erfaßt von wahrer Verzweiflung, von namenloser Reue und Scham über ihre infame That und alle Schätze Indiens, ja ihr Leben freudig dafür hingegeben, wenn sie Geschehenes hätte ungeschehen machen können. Allein ihre Reue kam zu

ſpät, denn wenige Augenblicke, nachdem Viktorine ſie zum letzten Male ihrer Vergebung verſichert hatte, öffneten ſich die ſchweren Seidenvorhänge der mittleren Saalthüre, und umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge trat Osman-ben-Aſſah ein.

Bei ſeinem Anblick ſtieß Aeſchuhna einen gellenden Schrei aus, Olivier und Viktorine wandten ihre Augen ab, Noëmie aber verhüllte ſich mit beiden Händen das Geſicht, denn mit dem Erſcheinen Osman-ben-Aſſah's traten die Folgen ihrer That ihr erſt in ihrer ganzen Entſetzlichkeit vor die Seele.

Der Scheik ſchritt bis in die Mitte des Saales vor und blieb dann ſtehen. Auf einen Wink von ihm nahmen zwei Druſen Olivier Caſt in ihre Mitte und führten ihn vor ſeinen Richter. „Ich ließ Dir eine Stunde Zeit, Dich zu bedenken," ſagte Osman. „Dieſe Stunde iſt verfloſſen. So ſprich jetzt! Biſt Du bereit, dem Großherrn gegen die Giaurs zu dienen?"

„Ich bin bereit zu ſterben," entgegnete Olivier mit feſter Stimme, „wenn Deine Henker auf mich warten."

„Du weißt, daß dieſes Mädchen dort zuerſt vor Deinen Augen ſterben wird," gab Osman-ben-Aſſah dem jungen Manne zu bedenken, indem er auf Viktorine deutete.

„Ich betrachte dies als eine Gnade," rief das muthige Kind. „Tauſendmal lieber iſt mir der Tod, als die Qual Deines verruchten Anblicks! Du und die Deinigen, Ihr habt mir Vater und Mutter getödtet, vollendet Euer Werk, indem Ihr nun auch mich ermordet! . . ."

„Bedenke, Chriſt," ermahnte Osman-ben-Aſſah, dem der Muth des jungen Mädchens imponirte, „daß es ſich hier nicht um einen einfachen, ſchnellen Tod handelt, ſondern daß Said-Abdul-Nalek Euch richtet!"

„Verdoppele, verzehnfache meine Qualen," rief Olivier, der bei dem Gedanken an Viktorine heftig zitterte, „aber ſchone wenigſtens dieſen ſchuldloſen Engel!" . . .

„Schone ſie ſelbſt und willige in das, was ich von Dir begehre," entgegnete der Scheik.

„Niemals!" rief Olivier mit Energie.

„So geſchehe, was Du ſelbſt nicht anders willſt!" ſagte Osman-ben-Aſſah mit eiſiger Kälte. „Führt ſie zum Tode," befahl er ſeinen Knechten, „und jene dort," fügte er hinzu, indem er auf die Jüdin deutete, „laßt Zeugin von dem blutigen Schauſpiel ſeyn, von welchem Ihr verſchont worden wäret, wenn ſie als zweiter Judas die Freundin nicht verrathen hätte."

Es bedurfte an dieſe Blutmenſchen keiner zweiten Aufforderung von Seiten des Scheiks, um ſeine Befehle in Vollzug geſetzt zu ſehen. Zwei Druſen führten Olivier Caſt, zwei andere Viktorine, wieder zwei Aeſchuhna, und ein letztes Paar endlich Noëmie fort, die mehr getragen als geführt werden mußte, da ſie, halb in Ohnmacht, kraftlos in ſich ſelbſt zuſammengebrochen war.

Der Gang nach dem Hof war nur ein kurzer und ſchon nach wenigen Minuten erreichte man die Stätte, wo Said-Abdul-Nalek mit ſataniſchem Eifer ſeine entſetzlichen Vorbereitungen zur gräßlichen Folter ſeiner Opfer traf. Es herrſchte ein tiefes Schweigen in dieſer Verſammlung blutdürſtiger Vampyre, denn ſelbſt auf dieſe entmenſchten Scheuſale machten die fürchterlichen Marterwerkzeuge, die ſich Said-Abdul-Nalek mit kalter Ruhe zurechtlegte, einen ſchauerlichen Eindruck.

„Du ſiehſt, was Eurer wartet," ſagte Osman-ben-Aſſah zu Olivier. „Noch einmal frag' ich Dich, . . . es iſt zum letzten Male, . . . willſt Du thun, was ich von Dir begehre?"

„Nein! nein! nein!" rief Olivier. „Ich kann, ich will es nicht! . . ."

„Nun denn, Said-Abdul-Nalek," befahl jetzt Osman-ben-Aſſah, „ſo beginne mit der Chriſtin! . . ."

Schon ſchickten ſich die beiden Druſen, die Viktorine in ihrer Mitte hatten, an, ſie dem Henker zuzuführen, als ein furchtbares Geſchrei außerhalb des Hofes die Luft erſchütterte. Gleichzeitig dröhnten gewaltige Schläge wie mit Aexten an das große Thor, welches auf die Straße führte und im nächſten Momente krachend in Trümmer ſtürzte. Zwei Männer drangen zuerſt in den Hof. Bei ihrem Anblick ſchrie Olivier Caſt laut auf, denn er erkannte in ihnen Henri und Abul-Abbar, die mit hochgeſchwungenen Yataganen ſich auf die ihnen zunächſt ſtehenden Druſen ſtürzten.

Es herrſchte unter letzteren eine maßloſe Verwirrung, ein paniſcher Schrecken, ein förmlich paralyſirendes Entſetzen, denn außer Henri und Abul-Abbar drang jetzt mit wildem Kriegsgeſchrei eine Schaar wohlbewaffneter Männer in den Hof, die mit gefälltem Bajonnet Alles niederſtießen, was ihnen in den Weg kam. Nur Said-Abdul-Nalek ſchien ſeine Kaltblütigkeit zu bewahren. Er ſah, daß ihm ſeine Opfer entriſſen wurden, und um wenigſtens an einem ſeinen Blutdurſt zu ſtillen, ſprang er wie ein Tiger auf Viktorine zu und hatte zum wüthenden Stoße mit einem kurzen Dolche aus. Bevor aber noch die erhobene Waffe niederſank, hatte Noëmie, die über dem furchtbaren Lärmen wieder zu ſich gekommen war und die Abſicht des Henkers errieth, ſich zwiſchen Viktorine und Said-Abdul-Nalek geworfen, und ehe dieſer ſich's verſah, fand ſein Dolch ein anderes Ziel.

Noëmie hatte die von ihr verrathene Freundin mit ihrem Leibe gedeckt und ſtatt ihrer den Todes-

ſtoß empfangen. „Meine Schuld iſt geſühnt,“ murmelte ſie und brach zuſammen. „Gott meiner Väter ſey gelobt, daß ich ſie retten konnte!“

Viktorine, die kaum noch wußte, was geſchehen war, ſtürzte ſich auf Noëmie; bevor aber Said zu einem zweiten Stoße ausholen konnte, ſchmetterte ihn ein furchtbarer Schlag mit dem Kolben eines Gewehrs zu Boden.

„Der Dreißigſte!“ rief mit triumphirendem Tone der Mann, welcher den furchtbaren Schlag geführt hatte. Es war Abul-Abbar, der ſich freute, ſeinen Schwur ſo treulich erfüllt zu haben.

Schon nach wenigen Minuten war der Kampf im Hofe zu Ende, denn es waren ja die ſiegreichen Waffen der Chaſſeurs d'Afrique, denen eine druſiſche Tapferkeit nicht viel zu ſchaffen machte. Henri v. Villeneuve und Abul-Abbar, der Pantherjäger, waren es, die dieſe rechtzeitige Hilfe im Augenblick der höchſten Gefahr ihren bedrohten Freunden gebracht hatten.

(Schluß folgt.)

Aus unruhigen Zeiten.

Nach dem Engliſchen von A. G.

Es war in Paris, zur Zeit der Schreckensherrſchaft.

In einem abgelegenen Viertel jener Stadt, welche damals ein großes Schlachtfeld war, und in einer dunkeln, ſchmutzigen Straße, deren hohe, unregelmäßig gebaute Häuſer ſich faſt mit ihren obern Vorſprüngen berührten, und kaum für Augenblicke den Strahlen der Mittagsſonne Einlaß geſtatteten, ſtand ein bleiches, ſchlankes Mädchen mit lieblichem Antlitz und klaren Augen vor der Thür einer Weinſchenke, und blickte gegen die nächſte Straßenecke, von welcher, obſchon noch Nichts ſichtbar war, der ſcharfe, ſchnelle Ton eiliger Fußtritte erklang. Im nächſten Augenblick kam haſtig laufend ein junger Mann zum Vorſchein, er war gut gekleidet, aber ſein Haupt unbedeckt; ſein langes, dunkles Haar flatterte im Winde, und ſein ſtieres Auge und geiſterhaft bleiches Geſicht zeigten den Ausdruck des Entſetzens.

Ein einziger Blick war genügend, dem edelſinnigen, mitleidigen Mädchen die Ueberzeugung zu geben, daß ſie einen jener Unglücklichen vor ſich ſah, deſſen Verbrechen darin beſtand, beſſere Geburt und Erziehung zu beſitzen, als die blutgierigen Unmenſchen, welche ihn wahrſcheinlich verfolgten, um ihn vor ein Spotttribunal und zuletzt zur Guillotine zu ſchleppen.

In jenen unheilvollen Tagen war es Tod für jeden Bürger, es ſich einfallen zu laſſen, einem Proſcribirten Hilfe zu leiſten, oder ihn zu verſtecken; dennoch rief das Mädchen, von edlem Antriebe bewegt, ſchnell und ohne ihre Stellung zu ändern:

„Hier hinein.“

Der junge Mann, der ſie verſtand und ſein Leben zu retten hoffte, ſprang ohne ein Wort an ihr vorbei über die Schwelle.

„Schnell!“ ſprach das Mädchen, indem ſie die Straße abwärts ſah, als ob ſie Jemandem mit den Augen folgte; „lauft bis in's dritte Zimmer, kriecht unter das Bett, öffnet die Fallthüre, ſteigt in die Gewölbe und befeſtigt die Thüre von innen.“

Kaum hatte ſie geendet, ſo kamen die Verfolger, vier wildausſehende Geſtalten, um die Ecke gerannt. Der Vorderſte war im Augenblick an ihrer Seite und fragte haſtig:

„Welchen Weg?“

Das Mädchen deutete ſchweigend auf einen engen Durchgang zwiſchen einigen Gebäuden am untern Ende der Straße. Mit frohlockendem Geheul ſtürzte der, welcher geſprochen, von ſeinen Begleitern gefolgt, in der angedeuteten Richtung vorwärts.

Das Mädchen, bebend über das Wagniß, das ſie vollbracht, ging nun in die Schenkſtube; mit einem frommen Blick aufwärts dankte ſie dem Himmel, daß er es ihr beſtimmt hatte, ein Menſchenleben zu retten. Sie glaubte ſicher zu ſeyn, daß Niemand den Aufenthalt des Fremden unter ihrem Dache vermuthen könne; die Magd war im obern Stockwerk, ihr Vater nicht zu Hauſe. Die Verfolger hatte ſie auf eine unrechte Fährte geſchickt.

Alles dies überlegte ſie, während ſie jede mögliche Vorſichtsmaßregel gebrauchte, um vor Entdeckung ſicher zu ſeyn, im Falle dennoch Verdacht auf ſie fallen ſollte. Das alte Haus, in dem ſie wohnte, hatte wahrſcheinlich vor langen Zeiten zum Verſteckplatz eingeſchmuggelter Waaren gedient. Gewiß iſt, daß die Fallthür unter dem Bette durch Bretterwerk verborgen werden konnte, welches ſich durch eine in der Wand befindliche Vorrichtung ſo vollſtändig darüberſchieben ließ, daß Alles dem übrigen Fußboden des Gemaches gleich ſah. Um jedoch dieſen zweiten Fußboden über den erſten ſchieben zu können, mußte das Bett und ſonſtige Möbelgegenſtände hinweggeräumt werden; und da das junge Mädchen, — Marie Villey war ihr Name, — die Magd nicht zur Hilfe herbeirufen mochte, weil dies hätte irgend einen Verdacht erregen können, ſo war ſie genöthigt, es allein zu vollbringen, was wenigſtens eine halbe Stunde in Anſpruch nahm.

Als das Werk glücklich beendet war, kehrte ſie mit von Aufregung und Anſtrengung gerötheten Wangen in das Schenkzimmer zurück. Nach wenigen

Minuten schon trat der Anführer der Verfolger langsam und bedächtig bei ihr ein, wiederum begleitet von seinen wilden Genossen. Alle Vier standen in der Mitte des Zimmers still, und sahen sich scharf und forschend nach allen Richtungen um; dann schritt der Erste derselben auf Marie zu, packte ihren Arm, näherte sein rohes Gesicht dem ihrigen, und sagte, sie mit seinen schwarzen, funkelnden Augen fest anblickend, in leisem drohenden Tone:

„Es hilft Dir nichts, Mädchen, er ist hier!"

Unwillkürlich erzitterte sie und wurde blaß; allein schnell bedenkend, daß ihres Vaters Sicherheit, sogar sein Leben, von der Antwort abhingen, welche sie dem Frager geben würde, und von der Sorge des armen Flüchtlings fernerem Schicksal zur muthigen Entschlossenheit begeistert, bekämpfte sie die natürliche Schwäche des Augenblicks, und entgegnete mit kühler Fassung, die fast wie Strenge klang:

„Ist denn mein Vater nicht einer des Volkes? und bin ich nicht seine Tochter? Hütet Euch, Bürger, die Familie eines ehrlichen Mannes zu beleidigen."

Der Schurke ließ ihren Arm los und murmelte mit düsterm zu Boden gesenktem Blick:

„Wenn ich mich irrte, so will ich gerne meine Worte widerrufen."

„Wenn Ihr noch glaubt, daß ein Freunder hier verborgen sey," sprach unbefangen Marie, „so steht es Euch frei, Alles zu durchsuchen. Soll ich Euch zuvörderst ein Glas Wein kredenzen?"

Der Anführer der Eindringlinge blickte seine Gefährten an, diese nickten zustimmend, und schnell stellte das Mädchen eine Flasche und Trinkbecher vor die unwillkommenen Gäste hin.

Als diese sämmtlich getrunken hatten, bemerkte der Erstere mit behaglichem Lachen:

„Wenn dieser Wein jemals Eingangszoll bezahlte, so bin ich kein Sünder."

„Dann ist es ganz gewiß, daß er keinen bezahlte," grinzte Einer der Uebrigen.

„Du bist zwar ein liebes, hübsches Mädchen," begann der Anführer wiederum, zu Marie gewendet, „aber wir müssen dennoch eine Haussuchung vornehmen. Pflicht ist Pflicht," fügte er gleichsam entschuldigend hinzu.

„O, gewiß, Bürger, thut Euere Pflicht," entgegnete Marie mit scheinbar völliger Ruhe, „nur bitte ich Euch, keine unnöthige Unordnung hier zu machen."

„Und hier," sagte Jener, ihre Worte nicht beachtend, „wenn wir den Burschen hier finden, so können wir Dich nicht vor den Folgen schützen."

„O, ganz gut," erwiederte Marie, unbefangen lächelnd, „Ihr dürft mich in dem Falle so geschwind arretiren, als es Euch beliebt."

Die Stimme wurde darauf ernster.

„Ich verlange jetzt sogar," sagte Marie, „daß Ihr Alles durchsucht, denn ich möchte so wenig als mein Vater den schmählichen Verdacht auf mir ruhen lassen, gegen die Wohlfahrt der Nation konspirirt zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Durch die Zusammenkunft des Königs von Preußen mit dem Kaiser der Franzosen wird Compiegne eine neue historische Berühmtheit erlangen. Compiegne liegt in einer anmuthigen Gegend im Departement der Oise, an dem Flusse gleichen Namens, südlich von Amiens und etwa 12 Meilen von Paris, an der Eisenbahn. Das schöne, sehr geräumige Lustschloß wurde von Napoleon I. auf's Neue glänzend eingerichtet und zum Theil im Innern ganz dem Flügel des Schlosses von Schönbrunn nachgebildet, in welchem dort seine Gemahlin gewohnt hatte. Compiegne ist gleichsam das Treuenbrietzen der Franzosen. Als nämlich die städtischen Truppen von Compiegne in der blutigen Schlacht bei Bovines im Jahre 1214 sich durch ihre Tapferkeit besonders ausgezeichnet, verlieh der König Philipp der Stadt nicht nur große Freiheiten, sondern auch als Wappen einen blauen Löwen in silbernem Felde mit der Umschrift: **Regno et regi fidelissima** (die dem Reiche und Könige getreueste Stadt). Ob Compiegne seinen Namen von dem alten römischen Compendium erhalten hat, mag dahin gestellt seyn; so viel ist gewiß, daß es schon lange vor Karl dem Großen bestand und daß Karl der Kahle dort viel verweilte, Ludwig XIV. feierte daselbst manches Fest. Interessanter ist es, daß gerade vor den Mauern von Compiegne die Gefangennahme der Jeanne d'Arc, der Jungfrau von Orleans, erfolgte.

(Kein Humbug!) Ein seit einigen Tagen in Wien erscheinendes Blatt bringt zur Kenntniß seiner Abonnenten, daß einem jeden derselben ein Laib Roggenbrod mit Kümmel und Satz, welcher in der Bäckerei 32 kr. kostet, für 30 kr. ausnahmsweise verabfolgt wird, was bei täglicher Abnahme auch nur eines Laibes fast die Abonnementskosten decken dürfte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Sonntag, 27. Oktober 1861.

Der Pantherjäger.

(Schluß.)

Gleich bei der Ankunft der Franzosen in Beyrut hatte sich Graf Villeneuve zu dem die Expedition kommandirenden General Hautpoul, den er persönlich kannte, begeben, und ihm seine Befürchtungen hinsichtlich seiner Braut Viktorine und seines Freundes Olivier Cast mitgetheilt. Der edle General willigte ohne Bedenken ein, dem jungen Franzosen eine Abtheilung Freiwilliger mitzugeben, von welchen die meisten selbst schon unter Villeneuve, als er noch Kapitän war, in Afrika gegen die Kabylen gekämpft hatten.

Durch Abul-Abbar auf den nächsten Wegen über die Berge nach Damaskus geführt, waren sie im entscheidenden Augenblick angekommen und hatten das Serail Osman-ben-Assah's erstürmt, nachdem Abul-Abbar durch befreundete Maroniten benachrichtigt worden war, daß eben im Hofe des Palastes die Hinrichtung eines Franzosen und zweier Frauen vor sich gehe.

Namenlos, unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens zwischen denen, die einem gräßlichen Tode so nahe, und jenen, die als rettende Engel erschienen waren.

Abul-Abbar löste die Bande Olivier Cast's und machte sich das besondere Vergnügen, Osman-ben-Assah, der entwaffnet zwischen vier kräftigen Chasseurs stand, mit denselben Stricken zu binden, die eben noch dem armen Cast ins Fleisch geschnitten hatten.

Viktorine lag bewußtlos in den Armen ihres Verlobten. So entsetzliche Gemüthserschütterungen, dieser plötzliche Uebergang von der höchsten Todesangst zur unerwarteten Rettung durch die Dazwischenkunft dessen, den sie selbst schon als todt beweint, war zu viel für die zarten Nerven eines jungen Mädchens. Aeschuhna ließ sie und auch die leblose Noëmie durch einige Sklavinnen des Harems in einen der zunächst gelegenen Säle des Palastes bringen, wohin Henri und Olivier Cast folgten. Nach Einreibung ihrer Schläfe mit flüchtigen Salzen erholte sich Viktorine wieder, um sich nun ganz dem Wonnegefühl der Wiedervereinigung mit ihrem Henri hinzugeben, in der fortan für sie die beste Bürgschaft für ihr künftiges Glück lag.

Weniger erfolgreich waren die Wiederbelebungsversuche, die Aeschuhna auch an Noëmien vornahm und an welchen Viktorine mit wahrhaft schwesterlicher Liebe theilnahm. Der Dolch Said-Abdul-Nalek's hatte die Brust der schönen Jüdin durchbohrt und war so tief eingedrungen, daß an eine Rettung der Unglücklichen nicht gedacht werden konnte. Vergebens suchte man das Blut zu stillen, vergebens legte Aeschuhna mit der Geschicklichkeit, die in solchen Verrichtungen nicht selten türkischen Frauen eigen ist, einen Verband auf, vergebens war der Jammer Viktorinens, die ihre Freundin, ihre Schwester aufrichtig beweinte: Noëmiens Puls ging immer langsamer, ihr Athem wurde immer schwächer, ihr letzter Lebensfunke schien am Erlöschen. In diesem entscheidenden Momente schlug Noëmie noch einmal die Augen auf: ihr matter Blick schweifte die sie Umstehenden, und als sie Viktorinen gewahrte, spielte ein freudiges, obwohl kaum merkliches Lächeln auf ihren Lippen. „Ich sterbe . . . für Dich . . .“ flüsterte sie mit kaum vernehmbarer Stimme . . . „Du hast . . . vergeben. Vergebt auch Ihr,“ fügte sie hinzu, indem ihr brechender Blick auf Olivier und Aeschuhna ruhte, . . . „dann sterbe ich . . . in Frieden!“

Olivier und Aeschuhna ergriffen ihre Hände und drückten sie leise zum Zeichen der Versöhnung. Ein letztes Aufleuchten ihres Blickes galt dem Grafen . . . „Sey glücklich mit Viktorinen!“ . . . mit diesem Wunsche gab Noëmie den Geist auf und ihre Seele flog versöhnt zu Gott.

Während diese ergreifende Szene im Innern des Palastes vorging, schickte man sich im Hofe an, Alles, was von den Türken und Druzen im Kampfe mit

den Franzoſen nicht umgekommen war, unter ſicherem Gewahrſam in die Serailgefängniſſe Fuad Paſcha's zu bringen, der ſich durch die Ankunft der franzöſiſchen Armee gezwungen ſah, zum Beweiſe ſeiner ſtrengen Unparteilichkeit an Denjenigen ein abſchreckendes Beiſpiel zu ſtatuiren, gegen die ſich die allgemeinen Klagen am lauteſten erhoben.

Osman-ben-Aſſah war einer der erſten, der von Fuad Paſcha zur Sühne ſo vieler Verbrechen geopfert wurde. Er wurde, als auf friſcher That ertappt, zwei Tage nach ſeiner Verhaftung erſchoſſen. Noch mehrere druſiſche Chefs und türkiſche Offiziere theilten das Loos des Scheiks; was iſt aber ihre gerechte Beſtrafung gegen die in Deir-el-Kamar, in Zahle, in Damaskus und 150 andern Orten begangenen Gräuel? was ihr Tod gegen den Tod von 16,000 niedergemetzelten Chriſten? was die Gefangenſchaft oder Verbannung Anderer gegen die Gefangenſchaft von 3000 Frauen und Mädchen, die noch heute in den Harems der türkiſchen Großen ſchmachten?

Unter den vielen Neugierigen, die ſich in den Hof gedrängt hatten, um ſich von dem Reſultate des Kampfes zu überzeugen, befanden ſich auch zwei Männer in europäiſchen Anzügen, oder genauer geſagt in engliſchen, denn die von den Söhnen Albions adoptirte Mode iſt charakteriſtiſch, der Nanking ſo vorherrſchend und der Schnitt ſo bizarr, daß ein Engländer an ſeiner Kleidung eben ſo leicht unter Tauſenden herauszufinden iſt, wie ein Mohr unter Weißen. Es waren Mr. Patterſon und Sir William, die, zufällig des Weges kommend, von dem Tumulte angezogen und durch das Beiſpiel Anderer verführt wurden, nachzuſehen, was ſich im Palaſte des ihnen ſo ſehr befreundeten Scheiks zugetragen hatte.

„Dah!“ machte Sir William, als er die franzöſiſchen Bajonnete blitzen ſah, „ſo ſind alſo wirklich ſchon franzöſiſche Soldaten hier? . . . Es beſtätigt ſich alſo, daß Frankreich eine Armee nach Syrien ſchickte?“

„Es ſcheint ſo,“ erwiederte der würdige Mr. Patterſon; „aber ſie werden nicht lange hier bleiben. Ich ſtehe Ihnen dafür.“

„Sie glauben?“

„Kann England es dulden? . . . Was wollen übrigens die Herren Franzoſen beſchützen? Die Maroniten etwa? Um die Druſen zu unterdrücken? . . . Aber die Maroniten ſind die Elenden, die Feigen, die Räuber, Plünderer und Mörder, ſie ſind es, die immer herausfordern, und nicht die Druſen. Man verleumdet die Druſen, es iſt daher unſere Pflicht, ſie zu vertheidigen und ihnen unſere Freundſchaft in jeder Weiſe zu bethätigen . . . Aber was muß ich ſehen!“ rief er überraſcht, als er plötzlich den Scheik bemerkte, den man eben im Begriffe war, unter ſicherer Bedeckung abzuführen. „Iſt es möglich? Welch unerhörte Kühnheit, gegen einen hohen Beamten der Pforte ſo zu verfahren!“

„Pah!“ erwiederte eine Stimme neben ihm,“ „Sie werden noch ganz andere Dinge erleben, mein beſter Mr. Patterſon, und Ihre Freunde, die rechtſchaffenen Druſen, werden ſich wundern, wie man mit ihnen umgehen wird.“

Mr. Patterſon ſah ſich um, wer ſo zu ihm ſprach, und erkannte Abul-Abbar, den Pantherjäger, der vertraulich ſeine Hand auf ſeine Schulter legte. „Nicht wahr, mein ehrenwerther Sir, Sie ſtaunen,“ ſagte er mit Ironie. „Und doch dürften Sie froh ſeyn, wenn die Franzoſen um acht Tage früher gekommen wären, denn dann hätte man Ihnen Ihre Diamanten nicht geſtohlen.“

„Man hat ſie nicht mir geſtohlen, ſondern dem Juden Eſau,“ erwiederte Mr. Patterſon, „und Eſau wird mir Schadenerſatz leiſten.“

„Hm, das bezweifle ich,“ meinte Abul-Abbar verſchmitzt.

„Man wird ihn zwingen,“ rief der Engländer mit Eifer.

„Kann ich wieder nicht recht glauben,“ entgegnete Abul.

„Warum?“

„Weil er todt iſt,“ rief der Pantherjäger lachend. „Ihre Freunde, die Druſen, haben ihn unterwegs, als er nach Damaskus gehen und dem Scheik eine große Summe in Diamanten bringen wollte, um ſeine Tochter Noëmie loszukaufen, erſchlagen und beraubt, und wenn Sie nicht die Mittel beſitzen, Mr. Patterſon, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, ſo wird Ihr Geld wohl verloren ſeyn.“

Und ohne ſich um die Goddams und verſchiedene Flüche zu küminern, die der ehrenwerthe Gentleman ihm für dieſe Mittheilung nachrief, entfernte ſich Abul-Abbar von Mr. Patterſon und begab ſich zu einer Gruppe, die eben aus dem Innern des Palaſtes heraustrat, um dieſe traurige Stätte ſo vielen Jammers, die ſie hier erlebt, auf immer zu verlaſſen. Es waren Viktorine, Aeſchuhna, Henri und Olivier, die in einem franzöſiſchen Hotel bis zu ihrer Abreiſe Unterkunft ſuchten. —

Einige Tage ſpäter lichtete die „Artemiſe“, ein franzöſiſches Dampfboot, die Anker. Es hatte zwei ſchwer geprüfte, aber nunmehr einer ſchönen Zukunft entgegenſehende Paare an Bord. Henri mit Viktorinen und Olivier mit Aeſchuhna verließen auf immer dieſe blutgedüngte ſyriſche Erde.

Ihrem Gelübde treu, war Aeſchuhna entſchloſſen, in Frankreich die Taufe zu empfangen und dann in ein Kloſter zu gehen; Olivier aber dachte im

Stillen daran, sie wenigstens zur Hälfte an der Ausführung ihres Vorsatzes zu hindern und sich mit ihr, die ihm so viele hingebende Liebe bewiesen und die Rettung seines Lebens auf Gefahr ihres eigenen versucht hatte, seinen eigenen Herd zu gründen.

Alle vier standen jetzt auf dem Verdecke und blickten, ihre weißen Taschentücher schwenkend, zurück nach dem Gestade. Ihre Grüße galten dem zurückgebliebenen Freunde Abul-Abbar, dem braven Pantherjäger, der wehmüthigen Blickes dem allmälig immer kleiner werdenden Schiffe nachsah, bis es endlich ganz vom Horizonte verschwand.

Und sollen wir nun hierher das Wort Ende setzen? Wohl ist die von uns erzählte Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien zu Ende, sind es aber auch die Metzeleien? So lange die französische Flotte in den Gewässern Beyruts liegt, wollen wir es hoffen, ja dürfen wir es erwarten. Aber können die französischen Schiffe hier ewig ankern? . . . Nein. Und was dann?

Aus unruhigen Zeiten.

(Fortsetzung.)

Das natürliche, ruhige Benehmen des jungen Mädchens brachte so sehr den gewünschten Eindruck hervor, daß die Scheine fast lediglich der Form wegen und nur ganz flüchtig die nächsten Räume durchsuchten.

Nachdem sie dies vollbracht hatten, erfrischten sie sich nochmals mit tüchtigen Zügen des gepriesenen Weines und verließen dann, zur unbeschreiblichen Freude des geängstigten Mädchens, das Haus.

Sobald Marie allein war, erleichterte sie ihr Herz durch einen Strom von Thränen, — aber des Dankes. Sie ahnte nicht, daß eine noch härtere Prüfung ihres Muthes nahe war.

Schon nach wenigen Minuten trat ein junger, finster aussehender Mann in das Schenkzimmer.

„Nun, Jacques," sagte Marie ernst, „worin kann ich Euch dienen?"

„Indem Ihr mein Weib werdet," sprach er mit kühnem, zudringlichem Ausdruck.

„Jacques, wie oft wird es noch nöthig seyn, Euch zu sagen, daß ich Euch niemals heirathen werde? Warum fahrt Ihr fort, mich zu belästigen? Ich will und kann es nicht länger ertragen. Ich warne Euch zum letzten Male. Wenn Ihr noch ein Mal in dieser Weise zu mir sprecht, so werde ich meinem Vater Alles sagen. Ihr kennt seine Strenge und Heftigkeit, und daher werdet Ihr mich doch nicht zwingen wollen, ihn zu Euerem Feinde zu machen."

„Ah, ich verstehe, Marie," höhnte der junge Mann, „ein Anderer steht mir im Wege; allein Ihr werdet mich darum doch nicht so leicht los. Seht Ihr das Gebäude da drüben? Natürlich Ihr seht es. Nun, und es hat Fenster, nicht wahr? das könnt Ihr auch nicht leugnen. An einem dieser Fenster stand Jacques Debez, und sah, vor einer Stunde ungefähr, wie ein schmucker, junger Herr in Euer Haus sprang. Er wurde von den Kommissären des Revolutionstribunals verfolgt, aber Marie Villey wies sie auf den falschen Weg. Als sie ihn nicht fanden, kehrten sie zurück, ihn zu suchen; sie gingen indeß ohne den Flüchtigen wieder fort, denn süße Worte und guter Wein hatten sie blind gemacht. Ah, jetzt zeigen mir Euer bleiches Gesicht, Euere zuckenden Lippen und bebenden Hände, daß Ihr mich verstecht. Ich freue mich, daß es so ist, denn nun wird Euere Wahl zwischen Jacques Debez und der Guillotine bald entschieden seyn."

„Hinweg, Elender!" rief Marie empört; „ich würde tausend Guillotinen einem Herzen wie das Euere vorziehen."

„So lebt denn wohl, schöne Maid," erwiederte Debez mit spottender Höflichkeit, „ich will Euere Wahl nicht länger hindern; und wenn Euer Kopf unter dem Messer fällt, so werde ich den Henker bestechen, ihn mir zu überlassen."

Mit diesen Worten wandte er sich hinweg und stürzte auf die Straße. Von Verzweiflung gelähmt, blieb Marie zurück, sie wollte ihn zurückrufen, ohne eigentlich zu wissen warum; allein schon war es zu spät, und ihr heftig klopfendes Herz sagte ihr nur zu deutlich, wohin seine Schritte ihn trugen.

Zwei Stunden später wurde Marie arretirt und in's Gefängniß geschickt unter der Anklage, einen Feind der Republik versteckt und seine Flucht begünstigt zu haben. Ihr Vater, als er dies hörte, leugnete die Beschuldigung und vertheidigte sein Kind auf's Entschiedenste. Dabei verlangte er eine gründliche Durchsuchung seines Hauses. Dies geschah, allein Nichts wurde entdeckt, was die gegen Marie vorgebrachte Anklage hätte rechtfertigen können.

Villey war überdies ein Mann von einigem Einfluß bei den damaligen Gewalthabern; es gelang ihm zu bewirken, daß das Verhör seiner Tochter bereits am nächsten Tage stattfand; und obschon Jacques Debez anwesend war und Alles bestätigte, was er gesehen hatte, so entbehrte die Beschuldigung doch zu sehr jeden Beweises, als daß die Richter eine Verurtheilung aussprechen konnten.

Dazu stand Jacques Debez schon einige Zeit im Rufe, ein Gegenrevolutionär zu seyn, welcher heimlich an dem Sturz der neuen Gewalthaber arbeite

und deren Ausübung der Gerechtigkeit in zweideutiges Licht zu stellen bemüht sey.

Dies Alles bewirkte Mariens Freisprechung, während Jacques seinerseits zur Rechenschaft gezogen wurde, worauf sich sein ferneres Schicksal in Dunkel verlor.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Beim Berliner Kreisgericht kam kürzlich folgender interessante Betrug zur Entscheidung. Ein Brautpaar wurde, als es sich beim Geistlichen zum Aufgebot meldete, angehalten, weil diesem der Taufschein der Braut gefälscht schien und bei genauer Untersuchung zeigte es sich in der That auch darin, daß die Braut sich den Taufschein selber geschrieben und sich darin 11 Jahre jünger gemacht hatte, als sie wirklich ist. Um die Fälschung glaublicher zu machen, hatte sie sich einen ächten Taufschein geben lassen, das Siegel davon abgelöst und dieses unter ihre veränderte Copie geklebt. Der Geistliche bringt die Sache zur Kenntniß des Gerichts und das arme Mädchen, das sich der Fälschung nur deßhalb schuldig gemacht hatte, weil es fürchtete, der Geliebte werde es nicht heirathen, wenn er erfahre, daß es 11 Jahre älter sey, als es ihm gesagt, wird verurtheilt, ja schwer verurtheilt, weil es nicht blos seines besseren Fortkommens wegen ein Legitimationspapier verfälscht, sondern einen förmlichen Betrug begangen habe, indem es den Mann dadurch in den Glauben versetzt, er bekomme eine junge Frau, während er doch nur eine alte empfangen haben würde.

In Sachsen fängt man an, im Wirthshaus auf Bier zu abonniren. Restaurateur Müller in Chemnitz gibt Bierkoupons in ganzen und halben Dutzenden an seine Gäste aus. Es sind dies Anweisungen auf je ein Glas Bayerisches oder Lagerbier, von denen 6 Stück $^1/_2$ Eimer vorstellen und für den Gast neben der Bequemlichkeit beim Zahlen den Vortheil bieten, daß er jedes Glas Bier 1—2 Pfennige billiger erhält als beim Einzelverkauf.

(Sprichwörter.) Je mehr, desto besser — falsch: eine Hand ist genug in einer Geldbörse. — Nichts ist so schlecht, daß es nicht zu Etwas gut wäre — falsch: Nichts ist nicht gut für irgend Etwas. — Durch Schweigen zeigt sich der Weise — falsch: denn Niemand sieht dann einem Weisen ähnlicher, als ein Narr, der das Maul hält. — Wollen ist Können — falsch: Wollen ist niemals Können, wenn man nicht kann. — Der Wille thut's, wenn man den Flegel küßt — falsch: die Feigheit, wenn man den Flegel küßt. — Wiegen hilft wagen — falsch: was gewogen (erwogen) und entschieden zu schwer befunden wurde, wird nie gewagt. — Borgen macht Sorgen — grundfalsch: Borgen macht reiche und zwar sehr lustige Bankdirektoren, und wer Geld verborgt hat, dem hilft heutzutage kein Sorgen mehr — er kann höchstens effektvoll pfeifen. — Geduld, zu hoch gespannt, wird rasend — falsch: wenigstens in Deutschland. — In hundert Jahren ist Alles einerlei — falsch: für unsere Nachkommen gewiß nicht. — Ende gut, Alles gut — falsch: vom Anfange bis zum Ende gut, dann erst ist Alles gut. — Wie die Arbeit, so der Lohn — falsch: das Pferd, das den Hafer verdient, erhält ihn nicht. — Wer mit will essen, soll auch mit dreschen — grundfalsch: Derjenige, welcher drischt, ißt nicht mit. — Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen — hier hört Alles auf; denn heutzutage essen Die am allermeisten, welche gar nicht arbeiten, ja sie fressen die Arbeiter selbst auf!

Nach den „Times" ist England in diesem Jahr von einer Noth an Aepfelmost bedroht. Die Aepfelernte ist zwar ziemlich gut ausgefallen; sie wird jedoch zu einem ganz neuen Zweck verwendet. Die Färber und Drucker von Calico-Waaren haben im Aepfelsafte ein treffliches und seit lange ersehntes Mittel zur besseren Fixirung der Farben auf Baumwollstoffen entdeckt und kaufen alle Aepfel, deren sie habhaft werden können, um sehr hohe Preise zusammen.

(Keine Kunst, nur Geschwindigkeit.) Aus Wien wird gemeldet: In der Thiel'schen Buchhandlung in München erschien soeben die „Geheime Unterredung des Königs Wilhelm I. von Preußen mit Napoleon III." Am 7. Okt. l. J. fand bekanntlich diese Unterredung zu Compiegne statt, am 8. war sie offenbar schon gedruckt, sie kam, wie der Poststempel ausweist, am 9. zur Versendung und am 10. langte sie in Wien an, und kann also seit dem 11. durch die Buchhandlungen verbreitet werden. Was will man noch mehr von Spekulation, welche die Gelegenheit flunkernd beim Schopfe faßt?

Homonyme.

Mit K gibt es dem Leben Unterhalt,
Mit B netzt es des Durst'gen Herzen;
Mit Z stürmt's mit bedachtloser Gewalt,
Mit D ritzt es beim raschen Sprunge.
Mit P prangt Zieg' und Stier und Reh,
Mit Sp machts den Lenden Weh'.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Dienstag, 29. Oktober 1861.

Irrthum und Sühne.

Nach dem Französischen von A. G.

An einem Abende des März 18.. , ungefähr gegen zehn Uhr, schritten zwei Männer gleichzeitig, jedoch in entgegengesetzter Richtung, über den zu jener Stunde verödeten Platz des Parvis Notre-Dame. Der Eine, im Anzuge eines Arbeiters, wandte sich gegen die Insel St. Louis; der Andere, viel jünger an Jahren und wie ein Bürger gekleidet, schien von dort zurückzukommen. Der Himmel hatte sich nach mehrstündigem Regen aufgehellt, und die Strahlen des von keinem Gewölk verhüllten Mondes spiegelten sich mit gebrochenem Lichte in den Wasserlachen des durchnäßten Pflasters.

Gleichweit entfernt von den beiden Fußgängern und in derselben Linie, auf welcher sie sich in ihrem Wege einander näherten, lag ein Gegenstand auf der Erde, welcher ihnen anfänglich nur wie ein schwarzer Fleck erschien. Zu gleicher Zeit trafen sie bei diesem Fleck zusammen, zu gleicher Zeit bückten sie sich darnach und legten die Hand auf eine Brieftasche. Jeder suchte sie festzuhalten und sich des Fundes zu bemächtigen, allein sie zogen mit so ebenmäßigen Kräften, daß, nachdem sie sich eine Weile scharf angeblickt, der Arbeiter ausrief:

„Theilen wir! Es ist der einzige Ausweg, und übrigens auch gerecht."

„Sey es!" antwortete der Andere.

Sie lösten das Band der Brieftasche und öffneten sie.

„Oho, Kamerad!" sagte der Mann in der Blouse, „ich glaube, was darin ist, gehört bei einem andern Lichte gezählt zu werden, als bei dem unseres Herrgottes da droben."

Er blickte um sich.

„Niemand hat uns gesehen. Kommt mit mir."

„Ihr wollt mir entwischen!"

„He? Ich bin ein ehrlicher Mann, wie Ihr vielleicht, wenn Ihr auch einen Hut tragt und ich eine Mütze! . . . . Morgen werde ich mir auch einen Hut kaufen! Kommt mit mir, sage ich, und wenn Ihr etwa meint, ich möchte Euch durchgehen, so haltet Euch an meiner Blouse; sie ist ganz neu, Ihr habt nicht zu fürchten, daß Euch die Fetzen in der Hand bleiben."

Sie traten in eine Schenke an der Ecke der Rue St. Christophe.

„Kellner! Eine Flasche Wein und zwei Gläser," sagte der Arbeiter, indem er ohne Aufenthalt durch das Schenkzimmer schritt.

Dann stiegen die Beiden eine Treppe hinauf zu einem schlecht beleuchteten, großen Gemach, dessen Luft ganz mit dem Geruche von Speisen und starken Weinen gesättigt war. Sie setzten sich auf hölzerne Stühle vor einen langen Tisch, und als der Kellner das Verlangte gebracht und sich wieder entfernt hatte, flüsterte der Arbeiter:

„Wir sind allein, eilen wir uns. Sapperlot! Das Ding hat so viel Banknoten in sich, wie der Karpfen Eier im Bauch. Ein guter Fischzug, fürwahr!"

Nach einigen Minuten, während welchen der Jüngere die Bewegungen des Andern ängstlich beobachtet, und dabei eben so ängstlich gehorcht hatte, ob Niemand heraufkäme, sagte der Letztere:

„Hier ist Euer Theil, und nun auf Eure Gesundheit und guten Abend; es ist nicht nöthig, daß wir uns näher kennen lernen. Geht nach Hause; ich will die Zeche bezahlen."

Der Arbeiter steckte die Brieftasche mit seinem Antheil in die Blouse, und trieb den Andern nochmals an, sich hinwegzubegeben. Dieser entfernte sich ohne ein Wort zu sprechen, er wußte nicht, ob er wachte oder träumte. Sein Gefährte, welcher nach ihm hinunterstieg, sah, daß Jener sich umwandte, um gewiß zu seyn, daß man ihm nicht folgte.

Der Arbeiter grüßte nochmals und verschwand dann in der Rue de la Calandre in dem Augenblick, als der junge Mann, sich rechts wendend, den

Kai von der Seite des kleinen Marche-Neuf erreichte. Dies war jedoch von Seiten des Blousenmannes nur eine List, um seine Bewegungen zu verbergen. Er beeilte seinen Schritt und stieg die Treppe eines schmalen, düsteren Durchganges hinunter, welcher damals von der Rue de Calandre gegenüber der Rue aux Feves auf den Marktplatz führte. Indem er dann zwischen der Brüstung und den Buden der Butter- und Fischhändler den Kai entlang schlenderte, gelangte er auf die Brücke St. Michel, ohne den jungen Mann aus den Augen verloren zu haben, gerade als dieser das entgegengesetzte Ende derselben erreichte.

Zwei Minuten später saß der Arbeiter hinten auf dem Fiaker, welcher den andern hinwegführte.

„Der sieht mir wie ein „Herr" aus," sprach er bei sich, „und es dürfte ihr eines Tages verdrießen, an den Vorfall von heute Abend erinnert zu werden. Es thäte mir nicht leid, aus Vorsorge, seinen Namen zu kennen. Man kann nicht wissen, es möchte später einmal nützlich seyn."

Er that wohl, noch am nämlichen Abende seine Erkundigungen einzuziehen, denn am folgenden Morgen reiste der junge Mann nach England ab.

2.

Sieben Jahre später, an einem düstern Novembertage, hielt ein von der Rue St. Martin kommender Miethwagen vor dem Hause 34, Rue Montmorency. Eine junge Dame stieg aus. Sie war in einen großen Mantel gehüllt und ein schwarzer, an einem dunkeln Sammethut ohne Verzierung befestigter Spitzenschleier verbarg fast völlig ihre Züge.

Beim ersten Anblick konnte dieser einfache Anzug keine besondere Aufmerksamkeit erregen. Wenn aber auch der Seidenstoff des Ueberkleides, so wie das Gold der Agraffe, welche es zusammenhielt, etwas von ihrem Glanz verloren hatten, so blieb doch der Erscheinung jene Eleganz des guten Geschmackes und jene unverkennbare Grazie, welche die Gewohnheit des Reichthums verleiht.

Die Dame verließ den schmutzigen Fiaker mit der ängstlichen Vorsicht einer Person, welche stets nur die bis auf den Boden niedergelassenen Stufen eleganter Equipagen hinabgestiegen; auch konnte es nicht fehlen, daß dabei unter den Falten ihres leicht erhobenen Kleides ein Fuß so klein und eine Chaussure so sorgfältig gewählt zum Vorschein kamen, daß Beides nur einem Mitgliede der höheren Stände angehören konnte.

Es war sichtlich eine vornehme Dame, mit oder ohne Titel, welche aus Laune oder Nothwendigkeit in einen Stadttheil gekommen, dem sie weder die Ehre ihres Luxus noch ihres eigenen Wagens angedeihen lassen wollte.

Kaum hatte sie den Fuß auf die Erde gesetzt, als eine kurze, dicke Frau, welche auf einer Bank vor einer mit abgenutzten Verkaufsgegenständen aller Art angefüllten Bude gesessen hatte, sich erhob und ihr laut zurief:

„Was suchen Sie, meine schöne Dame? Kann ich Ihnen mit Etwas dienen? Wo werde ich die Ehre haben Ihnen zu verkaufen?"

Die Dame wollte eben mit höflichem Weigern antworten, als sie auch von der andern Seite her von einer Nachbarin der ersten Verkäuferin in gleicher Weise angesprochen wurde.

„Kommen Sie hier herein," sagte sie, „wir werden gewiß einig werden. Ich habe prachtvolle Stoffe, Sie wollen doch welche?"

„Nein, nein," erwiederte die junge Dame, „ich danke."

(Fortsetzung folgt.)

Aus unruhigen Zeiten.

(Schluß.)

Sobald Marie Villey der Freiheit und dem Schutze des elterlichen Hauses wiedergegeben war, bewegte sie ausschließlich die heftigste Sorge um das Schicksal des Flüchtlings.

Lebte er noch? und wenn dies der Fall, was mußte er in diesen düstern Gewölben, ohne Licht, ohne einen Tropfen Wasser oder Bissen Nahrung, während der langen Dauer zweier Tage erduldet haben! Fast fürchtete sie sich, zu ihm zu gelangen, und dennoch war kein Augenblick zu verlieren. Sie mußte ihm Lebensmittel bringen und seine Flucht zu ermöglichen suchen, ehe ihr Vater oder sonst Jemand von seinem Aufenthalt Kenntniß erhalten konnte.

Langsam schlichen die Stunden bis zum Einbruche der Nacht. Dann endlich konnte Marie ihr Werk beginnen. Mit zitternden Händen gelangte sie zu der verborgenen Fallthüre, welche der Fremde auf ihr Geheiß von innen verriegelt hatte. Sie klopfte leicht und wieder und wieder; zu ihrer unaussprechlichen Freude antwortete ein leises Klopfen von unten.

„Oeffnet," sagte sie, ihre Lippen dicht an die Thüre legend.

Diese hob sich sogleich.

„Möge Gott Euch segnen, edles Mädchen!" sprach eine sanfte, melodische Stimme, während der Blick des Erlösten auf dem lieblichen Antlitz und der zarten Gestalt der heldenmüthigen Befreierin ruhten.

Digitized by Google

Marie legte, Vorsicht gebietend, den Finger auf die Lippen, und stieg mit einem Licht in einer Hand und einem Korbe Lebensmittel in der andern, in die unterirdischen Räume hinab.

„Endlich konnte ich kommen, Euch zu retten; Herr," sagte sie, voll Mitleid die bleichen, edlen Züge des Fremden anblickend.

„Großmüthige Retterin!" entgegnete er mit thränenbewegter Stimme, „was kann ich jemals thun, Euch zu lohnen? Ach, es steht außer meiner Macht; die Vergeltung muß vom Himmel kommen. Die Erde hat keinen Lohn für einen seiner Engel!"

„Was mögt Ihr erduldet haben!" sagte Marie gerührt, „und doch war es nicht meine Schuld. Ich konnte nicht früher kommen, und wagte auch nicht, sonst Jemanden den Ort zu verrathen, welcher, wie ich fast fürchtete, Euer Grab werden würde."

„Und dann, während sie ihn antrieb zu essen und zu trinken, erzählte sie kurz und prunklos, was sich in den letzten zwei Tagen zugetragen.

„Mein Schutzengel!" rief er, ihre Hand an seine Lippen führend und weinend wie ein Kind, „was hast Du um meinetwillen gelitten? Und wer bin ich, daß Gott mir einen solchen Befreier sandte? Die Sprache ist machtlos, meine Gefühle auszudrücken; mein Herz ist übervoll und kann sich nicht in Worte ergießen. — ich kann nur sagen: Gott segne Euch! Hätte ich hier sterben müssen, es wäre mit einem Gebet auf den Lippen für Euch geschehen! Meine größte Angst empfand ich Euretwegen. Ich sah Alles voraus was kommen mußte; und wenn meine Erscheinung Euch eher hätte retten, als verderben können, so hätte ich meine Anwesenheit zu erkennen gegeben, als ich den Tritt derer, welche nach mir suchten, über mir vernahm. O, welche Widersprüche füllen diese Welt! Engel und böse Dämonen wandeln dicht bei einander zu den Pforten des Todes; dort erst werden sie getrennt: die Einen das Erbtheil des ewigen Lichtes zu empfangen, die Andern in endloses Dunkel zu versinken."

Eine Stunde später führte Marie den Fremden ungesehen auf die Straße. Schweigend verabschiedete er sich, sein Name blieb ihr unbekannt; und als sie mit dem Blicke der sich entfernenden, stattlichen Gestalt folgte, glaubte sie, es geschähe dies zum letzten Male.

Jahre vergingen. Die Schreckensherrschaft endete, und Direktorium, Konsulat und Kaiserreich folgten nach einander.

Marie Villey, arm und verwaiset, einsam und ohne Stütze, kämpfte muthvoll mit dem Leben, ihm durch Arbeit ein ehrliches Daseyn abzuringen. Um diese Zeit erschien der Fremde, den sie mit äußerster Gefahr für sich selbst gerettet, in ihrer demüthigen Behausung. Nachdem er es fast verloren gegeben, sie wieder zu finden, hatte er durch die Gunst des Zufalls ihren armseligen Aufenthalt entdeckt.

Er dankte ihr von Neuem warm und beredt, und bot ihr zuletzt seine Hand mit dem Herzen an, das seit Jahren ihr angehört hatte. Sie willigte ein und die Heirath wurde in aller Stille vollzogen.

Doch erst nachdem Marie das bindende Wort gesprochen, erfuhr sie Namen und Rang ihres dankbaren Schützlings. Eine edle That fand edlen Lohn; und das spätere Leben von Marie Villey, nun Gräfin von Vandrey, war sowohl glänzend als glücklich.

Mannigfaltiges.

Das edle Cricketspiel (Schlagball) wird bekanntlich in England von Alt und Jung, Reichen und Armen, Offizieren, Geistlichen, Studenten und Parlamentsmitgliedern mit Liebe gepflegt. Große Meetings von Cricketspielern finden jahraus jahrein statt; bald spielen die Auserlesenen Englands gegen die vortrefflichsten Schottländer; Cambridge ringt mit Oxford und Devonshire mit Nordhumberland um den Preis, die besten Cricketers zu besitzen und über den Ausgang dieser Wettrennen berichten die Zeitungen so gewissenhaft wie über irgend ein großes Pferderennen. Nagelneu aber ist es, daß elf von den besten Cricketers Englands eigens nach Australien fahren, um sich mit den dortigen Ballschlagern zu messen. Das ist allerdings etwas stark. Die Herausforderung kommt vom Cricketklub in Melbourne, der jedem der Herren freie Reise und außerdem 150 Pfd. St. anbot. Das Anerbieten ist angenommen worden; im Mai hoffen die Herren wieder zurück zu seyn. Die müssen jedenfalls viel Zeit haben!

(Halbmenschen.) Im Innern der Insel Borneo hat man eine Art Wilde gefunden, die halb Menschen und halb Thier zu seyn scheinen, und deren Familienähnlichkeit auch auf den Philippinen existirt. Sie gehen fast aufrecht und erreichen beinahe vier Fuß Höhe, sind dunkelfarbig, rundlig und haarig, errichten keine Wohnplätze, bilden keine Familie und verkehren fast gar nicht miteinander. Sie schlafen in Bäumen oder Höhlen, fressen Schlangen, Ungeziefer, Ameiseneier, Mäuse und sogar sich gegenseitig selbst. Sie können weder gezähmt, noch zu irgend einer Arbeit gezwungen werden. Man jagt und schießt sie wie Gorilla's, von welchen sie eine

verhunzte Abstammung zu seyn scheinen. Werden sie lebendig gefangen, so entdeckt man mit Erstaunen, daß ihr häßliches Geschnatter wie eine Art Sprache klingt. Sie zeigen ein menschliches Gesicht und starren ihren Ueberwinder erschrocken an. Nach Schilderungen von Reisenden kann man den Wilden mit einer Holzart verwunden und das Fleisch würde in ein oder zwei Tagen wieder so gut zusammengeheilt seyn, als hätte man in sumpfige Erde geschlagen, während dieselbe Wunde den Weißen in's Grab stürzen würde.

Wer hat das schönste Haar? Etwa eine reizende Blondine germanischen Stammes — oder eine feurige Andalusierin mit ihren blendenden Rabenlocken — oder endlich eine blühende Circassierin mit ihrem brennenden Haar? Keine von all diesen Schönen, sondern der Vorzugspreis gebührt, wie uns in Ch. Dickens: **All The Year Round** ein Mikroskopist versichert: der häßlichen Fledermaus. Wahrlich, die Extreme berühren sich! Das Haar der Fledermaus, sagt unser Gewährsmann, gleicht einer unermeßlichen Anzahl trompetenartiger Blumen, wobei die eine innerhalb der andern sich befindet, — gleicht einer lebendigen Kette ausgebreiteter, auf's schönste anzuschauender Glocken. — Noch blumenartiger und reizvoller als das Leibhaar unserer Fledermaus ist das der indischen; diese ist jener gegenüber das, was eine doppelte Blume gegenüber einer einfachen, oder eine veredelte Gartenblume gegenüber einer wilden ist. — Man halte also das Vergrößerungsglas an's Auge und bewundere.

Wie weit die Bienen zu fliegen vermögen, geht daraus hervor, daß achtbare Seeleute versichern, sie hätten an der Küste der Normandie Bienen ankommen sehen, die seewärts von Jersey und Guernsey (15 englische Meilen, 7 bis 8 Stunden) herkamen. Die Bienen fliegen von diesen Inseln nach dem festen Lande, um die Blumen zu plündern und beutebeladen nach ihren Körben zurückzukehren. Daß die Sehweite des Bienenauges nicht ausreicht, um den Thieren ihre Richtung anzuweisen, ist wohl nicht zu bezweifeln, und doch fliegen sie, wie man bemerkt haben will, den geradesten Weg, ohne daß es ihnen vergönnt ist, unterwegs eine Station zu machen, da ihr Flug über das Meer hingeht.

London enthält, nach der neuesten Zählung, etwas über drei Millionen Menschen und mehr als 400,000 Häuser. Es ist wohl das erstemal in der Welt, daß eine solche Masse Menschen auf einer Fläche von 4 deutschen Quadratmeilen zusammenwohnt. Die Zunahme der Bevölkerung der eigentlichen Stadt beträgt etwa 70—80,000 Menschen jährlich, die nach hiesiger Bauart und Gewohnheit 10—11,000 neue Häuser erfordern. Die Miethzinse kosten hier in dem größeren Theil der Stadt (namentlich mit Ausnahme der City) nur die Hälfte von dem, was sie in Paris und Wien (nicht nur in der innern Stadt, sondern auch in den zugänglicheren Theilen der Vorstädte von Wien) kosten, während die Häuser bequemer und gesunder, als in diesen beiden Städten sind.

(Ein weiblicher Bürgermeister.) Aus Kaltern (Südtyrol, 13. Oktober, wird geschrieben: Die Anschauung, die unsern Ultras von den Pflichten ihres Amtes innewohnt, ist eine ganz patriarchalische. So kam es letzthin vor, daß unser Bürgermeister, Baron Dipauli, sein Fräulein Schwester statt seiner fungiren ließ. Ein paar Mädchen aus Primiero, deren Habe durch einen Murbruch verunglückt war, erbaten sich die Bewilligung zum Einsammeln milder Spenden, und siehe da, der Erlaubnißschein trug die Unterschrift: „Der Bürgermeister, Maria Baronesse Dipauli."

Wenn eine Mücke die rothe Nase eines Trinkers sticht, so macht sie einen Kupferstich.

Gemeinnütziges.

Auf welche Weise reinigt man die Erbsen und Linsen von den meist in denselben befindlichen Würmern und Insekten? Die benannten Früchte werden, sobald sie eingesammelt sind, in kaltem Wasser abgewaschen und an der Sonne getrocknet. Alle in selbigem befindlichen Würmer eilen nun davon und die zurückgebliebenen entwickeln sich nicht. Man gibt dieser Methode vor derjenigen den Vorzug, nach welcher die Erbsen in heißem Wasser gekocht oder in warmen Oefen getrocknet werden, wodurch man sie zur künftigen Aussaat unfähig macht und gleichwohl die darin befindlichen Würmer nicht tödtet.

Auflösung des Homonyms in № 129:
Korn. Born. Zorn. Dorn. Horn. Sporn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Freitag, 1. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Indem die junge Dame um sich blickte, bemerkte sie sich bereits von einer ziemlichen Anzahl Leute umgeben, die sie mit jener unverschämten Neugierde betrachteten, durch welche sich das Volk von Paris besonders auszeichnet. Dies machte sie verlegen, und sie bereute es fast, sich allein in diesen Stadttheil gewagt zu haben.

„Sie ist hübsch!" sagte Einer der Umstehenden.

„Biete ihr doch Deinen Arm, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen," erdreistete sich ein Anderer hinzuzufügen.

Sie war im Begriff, in den Fiaker zurückzusteigen, weil die schaulustige Menge ihr völlig den Weg zu versperren drohte; allein sie bedachte, daß sie sich dadurch noch mehr dem Gespötte preisgeben würde. Sie wandte sich daher an die Frau, welche zuerst gesprochen und sagte:

„Wohnt nicht in diesem Hause ein Kaufmann Namens Loustal?"

„Ich bin seine Frau, Madame, treten Sie ein. Sie wollen mit meinem Manne sprechen? Sie bedürfen Schmuck- oder Toilettengegenstände? Im dritten Stockwerk, Madame, ich will Sie hinaufführen. Erlauben Sie . . . ., das heißt, ich weiß nicht, ob Loustal vielleicht ausgegangen ist. Ich will nachsehen. Warten Sie zwei Minuten, Madame, ich gehe hinauf und komme sogleich wieder herunter."

Die Frau führte sie darauf in das Hinterzimmer des Ladens und bat sie, sich zu setzen. Allein die Dame fühlte kaum Lust dazu. Es war das erste Mal, daß sie einen jener düstern Orte betrat, die der arbeitsvollen Armuth zum Aufenthalt dienen.

Sie überblickte mit Erstaunen den engen Raum, in welchen Licht und Luft nur mühsam Eingang fanden. Sie begriff nicht, wie man hier leben und athmen konnte; und es erregte fast ihre Bewunderung, eine so umfangreiche und buntscheckige Anhäufung von Waaren in einer Weise geordnet und aufgestellt zu sehen, daß auch kein Zoll breit des beschränkten Gemaches unbenützt gelassen war.

Wie sie versprochen, kehrte die Frau bald zurück.

„Wenn Sie sich hinaufbemühen wollen, Madame," sagte sie, „Loustal ist in seinem Magazin."

Sie öffnete der Dame die Thür des Hinterzimmers und diese befand sich nun im Hausgange, welcher rechts in einen kleinen, durch ein Eisengitter abgetrennten Hof auslief, dessen feuchte, gelb-graue Mauern nur einen bleichen Schimmer des Tageslichtes auffingen. Dieser Dämmerschein gestattete zur linken Seite ein hölzernes Geländer und die ersten Stufen einer Treppe zu unterscheiden.

Madame Gabriele Lascourt, dies war der Name der Dame, zögerte die Stufen zu betreten, und wäre die Frau des Kaufmanns nicht an der Thür stehen geblieben, so wäre sie wahrscheinlich wieder umgekehrt. Sie zitterte, als ob sie das Haus in strafbarer Absicht besucht hätte, und gleichwohl entsprang der Wunsch dazu in einer sehr unschuldigen Ursache. Die ganze Sache war in der That so unbedeutend, daß es ihr gar nicht eingefallen, ihren Gatten davon zu unterrichten. Sie beruhigte sich indeß, indem sie hinaufstieg; und heimlich über ihre verlegene Aengstlichkeit lächelnd, versprach sie es sich, noch am nämlichen Abende ihrem Manne zu erzählen, wohin der Dämon der Eitelkeit sie geführt hatte.

Als sie das dritte Stockwerk erreicht hatte, las sie auf einer Thür mit rothen Buchstaben den Namen Loustal. Sie drehte den Drücker, und beim Geräusch einer Klingel, die das Oeffnen der Thür in Bewegung setzte, erschien augenblicks der Kaufmann.

Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit schwerfälliger Haltung und gemeinen Gesichtszügen. Seine kleinen, grauen Augen zeigten einen Ausdruck der List, welcher den der Kühnheit nicht ausschloß. Er wandte sich gegen Madame Lascourt, welche

er nicht kannte, und befragte sie um ihre Befehle in Worten, welche vermuthen ließen, daß, wenn er auch nicht gerade sorgfältig erzogen worden, er doch eine gewisse Gewohnheit besaß, mit Personen höherer Stände zu sprechen.

„Sie hätten mir die Ehre erzeigen sollen, zu schreiben, Madame," sagte er; „ich würde dann zu Ihnen gekommen seyn und mir Ihre Befehle erbeten haben. Welche Gegenstände wünschen Sie, daß ich Ihnen zuerst vorlege?"

Während er sprach, machte Madame Lascourt dieselben Bemerkungen, wie in dem Magazin zu ebener Erde. Die Wände des Zimmers waren durch große Schränke verborgen, hinter deren Glasthüren man alle Arten Kostüme, Stoffe und Zierrath erblickte. Auf einem langen Tisch aus Nußbaum befanden sich antike Uhren, Ringe, Hals- und Armbänder, daneben in buntem Gemisch echte Spitzen, Helme und sonstige Rüstungsstücke; sogar an der Wand, zwischen zwei Kisten und als ob sie jene hinaufkröchen, drei ausgestopfte Eidechsen.

Das Fenster war, ungeachtet der vorgerückten feuchten Jahreszeit, halb geöffnet, um die Luft des Raumes zu bessern und den scharfen Geruch siedenden Leimes zu mildern, der auf einem Kohlenbehälter in Bereitschaft stand, um dem Kaufmann bei der Verfertigung kleiner Kisten, womit er seine Muße ausfüllte, zu dienen.

Loustal, welcher die Gedanken seiner Besucherin errieth, sagte:

„Mein Magazin ist ohne Zweifel nicht so elegant, wie diejenigen, welche Sie, Madame, zu besuchen gewohnt seyn dürften, dafür aber werden Sie es um so zufriedener verlassen. Das Kleid macht nicht den Mönch, wie man sagt. Darf ich fragen, wie meine Adresse zu Ihrer Kenntniß gelangte?"

„Eine meiner Freundinnen," entgegnete Madame Lascourt, „Frau von Verneuil . . . ."

„Ich kenne sie," fiel der Kaufmann ein, „ich bediente sie vor einigen Tagen mit sehr schönen Spitzen; es sind noch einige Ellen davon übrig, ... wäre es vielleicht deßhalb, daß Madame . . . ."

„Nein, mein Herr; Frau von Verneuil sagte mir, daß sie bei Ihnen sehr schön gearbeitete Kameen bemerkt. Wollen Sie mir einige zeigen."

„Sogleich, Madame."

„Ich habe kürzlich eine solche verloren und möchte sie ersetzen. Dann wünsche ich auch, Fächer von geschnitztem Elfenbein mit Emailverzierung zu sehen, wenn Sie deren haben."

„Sie werden nirgends ähnliche finden, wie ich Sie Ihnen anbieten kann."

Er öffnete einen Behälter und legte die Kameen der Dame vor. Diese prüfte sie und fand bald, daß es nicht der Mühe werth gewesen war, den abgelegenen Laden aufzusuchen. Allein Loustal kam seiner Waare zu Hilfe und entfaltete seine ganze Beredtsamkeit. Er erging sich in unerschöpflichen Lobpreisungen über die Schönheit der Steine und die Vollendung der Arbeit. Er hatte dieses Bijou am nämlichen Morgen zu hohem Preise erstanden, jenes einem fürstlichen Kunstliebhaber mit großen Opfern abgekauft, für ein anderes sogar vor einer Stunde den Preis von fünfzehn Louisd'or als zu gering ausgeschlagen.

Er sprach mit solcher Geläufigkeit, daß Madame Lascourt keine Zeit fand, ein Wort der Kritik in das Lob des Verkäufers einfließen zu lassen. Er zeigte ihr überdies hundert verschiedene Gegenstände, die sie gar nicht zu sehen verlangte und begleitete jeden derselben mit einer weitschweifigen Erklärung.

Ganz verwirrt durch dieses Kreuzfeuer von Redensarten, sah Madame Lascourt maschinenmäßig auf Alles hin und beklagte im Stillen den armen Mann, der sich umsonst so viele Mühe gab. Allein der verschmitzte Händler kannte seine Leute; je weniger die Dame befriedigt schien, desto mehr verdoppelte er seine Gefälligkeit; er sah voraus, daß nach einer gewissen Zeit, wenn er sein Waarenlager ganz durchwühlt haben würde, die Dame sich beschämt fühlen müßte hinwegzugehen, ohne wenigstens Etwas gekauft zu haben. Auch suchte Madame Lascourt schon in der That nach einem Gegenstande, den sie mit sich nehmen wollte. Sie öffnete und schloß die vor ihr aufgehäuften Etuis, während Loustal, immer thätig und zuvorkommend, mehrere Fächer herbeibrachte.

In diesem Augenblicke bemerkte Gabriele unter verschiedenen in einem Karton befindlichen Sachen eine alte, abgenutzte Brieftasche von dunkelrothem Maroquin, und dicht daneben ein Medaillon mit schönen, edlen Gesichtszügen. Dieses Porträt schien eine verworrene Erinnerung in ihr hervorzurufen. Sie verharrte wortlos, den Blick darauf geheftet, als ob sie sich bestrebte, ihr Gedächtniß wieder aufzufrischen. Ungewisse Sylben eines Namens, den sie nicht völlig auszusprechen vermocht hätte, schwebten auf ihrer Zunge, und ihr erstes Erstaunen wurde zu einer Ueberzeugung, ohne daß sie zu einer klaren Vorstellung gelangte.

Loustal näherte sich ihr.

„Hier, Madame," sagte er und entfaltete die Fächer, wobei er sie in das möglichst vortheilhafteste Licht zu bringen suchte. Diesmal jedoch ging seine Zungengeläufigkeit an Gabriele spurlos verloren. Während sie die Emailarabesken zu betrachten schien, richteten ihre Blicke sich immer verstohlen auf das Medaillon.

Loustal, ganz seinem Erwerbseifer hingegeben, hatte nicht bemerkt, daß diese Brieftasche und das Medaillon zum Vorschein gekommen waren. Madame Lascourt dagegen, indem sie sich noch mehr bückte, las auf dem Portefeuille, in halb erblichenen Goldbuchstaben den Namen, auf den sie sich vergebens zu besinnen gesucht hatte.

„Duvegrier?" sagte sie zu sich selbst, „ja, ganz recht, Duvegrier."

Nachdem sie sich zu fassen bestrebt hatte, und sicher zu seyn glaubte, daß kein Beben ihrer Stimme ihre Bewegung verrathen möchte, nahm sie mit gleichgiltiger Miene, als ob sie es jetzt erst bemerkte, das Medaillon in die Hand.

„Wessen Porträt ist dies?" fragte sie.

„Ich weiß weder den Namen des Originals, noch des Malers," erwiederte Loustal. „Das Bild fand sich in einer der Taschen dieses Portefeuilles, es hat durchaus keinen Werth."

„Ja," sagte Madame Lascourt, „man müßte die Person, welche es darstellt, gekannt haben. Aber die Malerei ist außerordentlich schön, es ist eine herrliche Miniatüre, und ich versichere Sie, daß ein Kenner es als ein Kunstwerk kaufen würde."

„Wäre es Ihnen vielleicht genehm, Madame?" fragte Loustal.

Seiner Gewohnheit entgegen, sprach er diese Worte sehr langsam; und als ob er aus der Miene der Dame einen verborgenen Gedanken herauslesen wollte, heftete er einen verstohlenen, scharfen Blick auf sie, welcher bei jeder andern Gelegenheit sie verwirrt und verletzt haben würde.

Allein sie war auf einen Angriff dieser Art vorbereitet, und deßhalb fing sie mit der Gewandtheit und Feinheit einer in der großen Welt heimischen Frau, den Kaufmann in derselben Schlinge, welche er ihr gelegt hatte.

Sie erwiederte lächelnd:

„Ich entschließe mich nicht so leicht, wie Sie schon bemerkt haben werden, mein Herr, und ich bin wahrhaft beschämt über die viele Mühe, welche ich Ihnen verursacht habe. Wenn ich dieses Porträt kaufte, so geschähe es mehr um mein Gewissen zu beruhigen und Ihnen eine Entschädigung zu bieten, als um einer Laune zu genügen. Welchen Preis verlangen Sie dafür?"

„Nun, es scheint mir," sagte Loustal, „daß drei Louisd'or . . . ."

„Vergebung, mein Herr," unterbrach ihn Madame Lascourt, „Sie vergessen soeben, daß Sie vor einem Augenblick das Bild für ganz werthlos erklärten."

Loustal biß sich die Lippen.

„Ich habe mich Ihrem Urtheil über Malerei untergeordnet und spreche nach Ihrer Entscheidung," sagte er.

„Das heißt, wir wechseln die Rollen. Sie wollen mich, die Käuferin, die Waare schätzen lassen, die Sie mir anbieten. Darauf kann ich nicht eingehen. Das Porträt ist hübsch, es ist wahr; aber drei Louisd'or für einen Gegenstand, mit dem ich eigentlich nichts anzufangen wüßte! Es ist ein Familienporträt, wie sich vermuthen läßt, wahrscheinlich das des Herrn Duvegrier," fügte sie hinzu, indem sie einen zerstreuten Blick auf das Portefeuille warf, „weil das Medaillon sich in der Brieftasche befand."

„Wahrscheinlich," sagte Loustal, welcher die Spur verloren hatte.

„Aber da ich niemals Jemand dieses Namens kannte und sich für mich keine Erinnerung an das Porträt knüpft, so könnte ich es nicht so theuer bezahlen."

„Und welchen Preis würden Sie bieten?"

„Zwanzig Franken."

Der Kaufmann machte eine Geberde entschiedener Weigerung.

„Nun, mein Herr, ich biete Ihnen fünfundzwanzig Franken; ich bin einsichtsvoll, denn ich verlange nicht, daß dieses zerrissene Portefeuille im Kauf mit einbegriffen sey. Ich denke auch nicht, daß es einen Theil Ihrer Raritätensammlung ausmacht."

„Nein, Madame, nein; es ist nicht zu verkaufen," entgegnete Loustal, indem er mit einer Art Ehrfurcht die Brieftasche aus Madame Lascourt's Händen nahm; „sie kam diesen Morgen aus Versehen und in Folge veränderten Arrangements hierher. Sie ist sehr alt und abgenutzt, aber ich würde sie selbst zu einem hohen Preise nicht hergeben."

„Wirklich?" sagte Madame Lascourt.

„Ja, Madame; ich betrachte sie wie einen alten Diener, auf den ich viel halte. Ich erinnere mich nicht mehr, durch welchen geringfügigen Umstand ich in ihren Besitz kam. Aber ich knüpfte eine abergläubische Idee daran, ich glaube, daß sie mir Glück bringt. Ich hatte sie eines Tages bei mir, als mir etwas sehr Glückliches wiederfuhr, und seitdem habe ich mich nicht davon trennen mögen. Ich sehe sie an wie einen Talisman, und so lange ich sie besitze, scheint es mir, daß ich das Elend nicht zu fürchten habe."

Indem er so sprach, ließ Loustal die Brieftasche in einen im Schiebfache des nebenstehenden Bureaus befindlichen Korb gleiten, und nachdem er es verschlossen hatte, fügte er mit halb salbungsvollem Tone hinzu:

„Was ich sage, setzt Sie in Erstaunen, Madame. Aber wir armen Leute müssen auch einen Glauben, einen Aberglauben haben, der uns tröstet. Dies

ist der meinige und er hat mir schon oft über böse Tage hinweggeholfen."

Es gibt bei der Lüge keine härtere Prüfung, als für den der sie gebraucht die Ueberzeugung, daß er nicht durchschaut wurde. So lange er an seinem Erfolg zweifelt, wägt er seine Worte und ist besorgt auf seiner Hut; sobald er jedoch sicher zu seyn wähnt, läßt er sich hinreißen, ohne Nothwendigkeit geschwätzig zu werden; er bestrebt sich geistreich zu erscheinen, und erregt Argwohn, selbst da, wo keiner vorhanden war.

Dieser Umstand entging nicht dem Scharfblick der Madame Lascourt. Sie kannte keineswegs die Wahrheit, allein sie fühlte, daß es im Interesse dieses Mannes lag, zu lügen; dennoch konnte sie ihr fragendes Forschen nicht verlängern, ohne sich selbst bloszustellen; und um sich nicht einem zweiten stechenden Blick dieser kleinen grauen Augen auszusetzen, sagte sie:

„Ich werde auf jeden Fall diesen Fächer nehmen. Fünf Louisd'or, nicht wahr? Was das Porträt betrifft, so weiß ich noch nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Dem Photographen Günther zu Berlin soll es bekanntlich gelungen seyn, den Blitz zu photographiren. Daß der Blitz selbst aber photographische Wirkung zu äußern vermag, ist gewiß von nicht minderem Interesse und die „Hannoversche Zeitung" theilt darüber Folgendes mit: 1786 berichtete Leroy der Akademie der Wissenschaften von einem Manne, welcher bei einem Gewitter einem Baume, in welchen der Blitz einschlug, gegenüber stand, und bei dem auf der Brust eine Zeichnung dieses Baumes gefunden wurde. 1812 wurden in einer Waldlichtung bei der Stadt Bath 6 Schafe vom Blitz getödtet, und es fand sich an der Innenseite der Haut eine Zeichnung der Gegend. Die Häute wurden öffentlich ausgestellt. 1825 wurde bei einem vom Blitze getroffenen Matrosen auf dem Schiffe „**Il buon servo**", welches in der Bai von Armino ankerte, ein deutliches Hufeisen gezeichnet, bei einem andern in Zante vom Blitz getroffenen Schiffsmann fand sich deutlich die Zahl 44, welche gegenüber auf einem Gebäude stand. 1830 schlug der Blitz in das Schloß la Bonalonnière in der Vendée ein. Auf dem Rückentheil eines Kleides einer Dame fand sich die Zeichnung der Stuhllehne von dem Sessel, auf welchem dieselbe während des Einschlagens gesessen hatte. 1852 zeichnete der Blitz auf den trockenen Blättern eines Palmbaumes Fichten, welche 339 Fuß weit abstanden. 1857 wurde eine Kuh und ihre Hüterin getroffen, auf der letzteren fand sich eine Zeichnung der Kuh.

(Ein Menschenhandel.) In Prag saß jüngst ein zu schlechten Späßen gut gelaunter Mensch mit seiner Ehehälfte und einem Freunde bei einem Glase Bier. Im Laufe des Gespräches läßt nun der Ehemann die Aeußerung fallen, er wolle seine Frau um 25 fl. verkaufen. Sein Zechkumpan geht auf den Vorschlag ein, zieht die Brieftasche, und da er das geforderte Geld nicht bei sich hatte, entlehnt er sich den Rest vom Kellner und sendet auch gleich um einen Fiaker, seinen Kauf nach Hause zu transportiren. Die Ehehälfte, die bisher die Sache für einen Scherz gehalten hatte, welcher Ansicht auch die neugierig sich hinzudrängenden übrigen Gäste waren, sagte lachend: „Erst muß ich in die Komödie willigen und mit Ihnen fahren," wandte sich aber gleichzeitig nach ihrem Manne und bat ihn, den Scherz nicht auf die Spitze zu treiben, sondern das eingehändigte Geld dem Käufer zurückzustellen. Da aber der Gemahl darein nicht einwilligte, sondern die Annullirung des Menschenhandels nur unter der Bedingung der Neugeldsleistung des Ersteheres vollziehen wollte, machte dieser von seinem Eigenthumsrechte Gebrauch und suchte das weibliche Streitobjekt mit sich zu ziehen. Da sich nun der Ehemann wie sein Weib dagegen sträubten und der wahrscheinlich stark benebelte Seelenverkäufer auf der unsinnigen Neugeldsforderung bestand, schien den anwesenden Gästen der Spaß zu lange gewährt zu haben, sie erzwangen die Herausgabe des streitigen Geldes und das nun beruhigte Kleeblatt zechte gemüthlich weiter.

Im Orient konservirt man Weintrauben auf folgende Weise: In großen thönernen Gefäßen werden die Trauben schichtenweise eingelegt und auf dieselben gestoßener Senfsamen gestreut und so das Gefäß vollgefüllt. Obenauf wird nun eingekochter Traubenmost gegossen und das Gefäß so luftdicht als möglich verschlossen. Die Trauben halten sich 4—6 Monate im besten Zustande. Will man dieselben genießen, so legt man sie vorher in kaltes Wasser, wodurch sie nicht nur vom Senfpulver befreit werden, sondern auch ihre frühere Frische wieder annehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Sonntag, 3. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Madame Lascourt näherte sich dem offenen Fenster, als ob sie die Malerei genauer prüfen wollte und dachte:

„Diwegrier! . . . . ja, ich erinnere mich immer deutlicher! . . . . ich sehe ihn noch! . . . . Aber wie kamen Brieftasche und Porträt in dieses Mannes Hände, und durch welchen Zufall fand ich Beides?"

Sie neigte sich einen Augenblick zum Fenster hinaus, um eine weniger erstickende Luft als die des Zimmers einzuathmen. Gerade als sie auf die Straße hinabblickte, hielt ein Kabriolet hinter dem Miethwagen, der sie hierhergebracht und auf sie wartete. Ein elegant gekleideter Herr warf die Zügel einem Livreebedienten zu, stieg schnell aus und trat, ohne sich aufzuhalten, oder an die noch vor der Thüre sitzende Frau eine Frage zu richten, in den Hausgang.

Von einer unwillkürlichen Beklemmung ergriffen, faßte Madame Lascourt einen plötzlichen Entschluß.

„Mein Herr," sagte sie zum Kaufmann, „es scheint, daß Jemand zu Ihnen kömmt. Ich habe das größte Interesse, daß man mich nicht sehe; man glaubt, ich sey gegenwärtig gar nicht in Paris. Sie haben doch noch ein anderes Zimmer?"

„Ja, Madame," erwiederte Lonstal, indem er auf eine Thüre hinter ihr deutete, „neben dem Fenster."

„Ich will hineingehen und es erst wieder verlassen, wenn Sie allein seyn werden. Legen Sie noch eine Kamee zu dem Fächer, den ich gekauft habe. Der Preis ist gleichgiltig . . . . Aber es kann doch Niemand hineinkommen?"

„Niemand, Madame. Es ist übrigens ein Riegel im Innern."

Sie schlüpfte ins Nebenzimmer und zog die Thüre zu, gerade als der neue Besucher in's Magazin trat. Ihr Herz klopfte heftig, ohne daß sie sich über die eigentliche Ursache dieser Gemüthsbewegung Rechenschaft ablegen konnte. Ihre erste Sorge war, das Fenster zu öffnen, noch während Lonstal das dadurch verursachte Geräusch nicht vernehmen konnte, da er seinem neuangekommenen Kunden entgegenging.

„Wie! Sie sind es, mein Herr?"

„Ja, ich," erwiederte eine Stimme in kurzem, scharfem Tone, während Lonstal sich in höflichen Begrüßungen erschöpfen wollte.

„Hier sind die zweitausend Franken," fuhr der Besucher fort, „welche Sie von mir verlangten. Ich habe es vorgezogen, sie Ihnen selbst zu bringen, da ich keine Lust mehr habe, mich fortwährend brandschatzen zu lassen. Unterhandeln wir ein für alle Mal, da ich doch in gewisser Art in Ihren Händen bin, und Sie weder Ruf noch Vermögen zu riskiren haben. Würden Ihnen baare fünfundzwanzigtausend Franken genügen?"

„Ich würde sie aufzehren, wie die andern. Es paßt mir besser, nach Sicht auf Sie zu ziehen, wenn es nöthig ist."

„Aber Alles muß doch eine Grenze haben! Also dreißigtausend Franken, aber geben Sie mir . . . . "

„Still!" flüsterte Lonstal, „sprechen Sie nicht so laut, es ist Jemand daneben."

Beide gingen gegen das Fenster, und sich auf die Brüstung stützend, hatten sie eine lange Unterredung.

Indeß gerade diese Vorsicht verrieth sie. Gabriele hatte deutlich die ersten Reden gehört, dann war Alles still geworden. Umsonst hatte sie am Schloß und den Thürspalten gelauscht, sie vernahm nichts mehr. Dann traf von Neuem der verworrene Laut von Stimmen ihr Ohr, ... sie horchte. Der Wind trug ihr abgebrochene Phrasen zu, halbe Worte, welche sie vollendete, deren Sinn sie, die Zwischenräume ergänzend, errieth; und von Augenblick zu Augenblick verbreitete sich für sie mehr Licht über das verhängnißvolle Zwiegespräch.

Das Klingeln der Thüre zeigte ihr endlich an, daß Lonstal wieder allein war. Sie blieb noch am

Fenster stehen, bis sie dieselbe Person wieder das Kabriolet besteigen und sich entfernen sah. Mit gewaltsamer Anstrengung ging sie ins Magazin zurück, nachdem sie ihren Schleier herabgelassen hatte. Es war nahe an 4 Uhr und die Tageshelle im Abnehmen, so daß der Kaufmann, trotz seiner Neugierde, weder ihre Blässe, noch ihre Verwirrung bemerken konnte.

„Hier ist eine Kanne, wie Sie verlangt haben," sagte er. „Wollen Sie auch das Porträt behalten?"

„Ja. Wie viel schulde ich Ihnen?"

„Einhundertfünfundachtzig Franken. Befehlen Sie eine Rechnung?"

„Es ist nicht nöthig. Adieu."

„Darf ich Ihnen meine Adresse einhändigen, Madame?"

„Ich werde die Ihrige nicht vergessen."

„Ich hoffe ein anderes Mal so glücklich zu seyn. Ich hoffe auch, Madame, daß Sie Niemanden begegnen werden, ... was mich betrifft, ich bin verschwiegen."

Madame Lascourt, durch die in diesen Worten vielleicht verborgene dreiste Muthmaßung verletzt, wandte sich um und betrachtete ihn mit einer so kalten, verachtenden Würde, daß er einigermaßen außer Fassung gerieth. Er verbeugte sich und sie verließ das Magazin, ohne dessen Besitzer noch weiter eines Blickes zu würdigen.

Kaum war sie wiederum im Wagen, als ihre erkünstelte Kraft zusammenbrach. Sie verbarg das Gesicht in den Händen und Ströme heißer Thränen überfluthelen dasselbe. In ihrer schimmernden Wohnung angelangt, gab sie Unpäßlichkeit vor, legte sich nieder und befahl, Niemanden zu ihr zu lassen.

3.

Wir müssen jetzt dem geneigten Leser, nachdem wir ihm in den zwei vorigen Kapiteln eine Einleitung zu dem eigentlichen Verlauf dieser Erzählung gegeben, eine neue Persönlichkeit vorführen und ihn einladen, derselben in ihren Bewegungen zu folgen.

Es war ein junger Mann, welcher an einem sternhellen, kalten Dezembertabende des Jahres 18. , etwa einen Monat später, als Gabriele Lascourt bei dem Antiquitätenhändler ihre Einkäufe machte, unter den Gallerieen des Palais-Royal auf- und abging. Man könnte jedoch eigentlich nicht sagen, daß er einen Spaziergang machte, denn sein Schritt war bald langsam, bald übereilt und bezeugte durch seine Unregelmäßigkeit eine große, innere Aufregung, so wie den Kampf zweier sich widerstrebender Ideen. Kein Nebel oder Gewölk umhüllte die klare Mondscheibe, welche am kalblauen Himmel thronte, während eine reiche Sternenzahl gleich Diamantenfunken daneben gliherte. Die Lichter des Firmaments, welche sich im Eise und dem harigefrorenen Schnee der Wege wiederspiegelten, mischten ihren ruhigen Schein mit der allmälig ersterbenden röthlichen Flackerhelle der Kaufläden und Kaffeehäuser.

Von Zeit zu Zeit schüttelte ein Windstoß die weißen Häupter der Bäume, und streute durch Gitter und Bogenöffnungen ein lustiges, tanzendes Heer von Schneeflocken.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Freunde!

(Fortsetzung.)

„Und nun, mein Kind, nun sitzest Du mir noch einmal und dann bist Du erlöst! Nicht wahr, Du bist nicht gern zu mir gekommen, Marie, und hast Dich Stunden lang begucken lassen, wie eine Bildsäule drüben im Museum? — Oder doch — warst Du nicht ungern bei mir, hat es Dir ein wenig gefallen in dieser dunken, wüsten Wirthschaft, und wirst Du manchmal an die Stunden denken, die wir zusammen verplaudert haben? Nun, Marie, wie steht's denn eigentlich? Willst Du mir's nicht verrathen?"

Der Maler, der, Pinsel und Palette noch in der Hand, diese Worte zu einem jungen Mädchen sprach, welches vor der Staffelei stand, ihr beinahe vollendetes großes Bildniß betrachtete, war ein stattlicher, hoher Mann, nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend. Nicht nur der Ausdruck des edel geformten Gesichts, auch seine ganze übrige Haltung deutete auf männlichen Ernst und Würde. Der Ton aber, in welchem er jene Worte an das junge Mädchen richtete, das erst eben den Kinderjahren entwachsen zu seyn schien, aber so wunderbar schön und reizend war, daß es wohl nicht blos das Künstlerauge entzücken mochte, hatte für ein feinfühlendes Ohr etwas Unsicheres und Weiches, das mit dem unveränderten ernsten und festen Antlitz des Sprechers seltsam kontrastirte.

„O so schlimm war es nicht," antwortete Marie, ohne ihre Augen von der Staffelei abzuwenden, „so schlimm war es nicht. Ich bin immer gern hierher gekommen, obschon ich's bedauerte, daß Sie sich gar so viele Mühe gaben und es so sehr genau nahmen. Das wäre doch wohl nicht nöthig gewesen, und am Ende zeigt sich's nun, daß das Bild —"

Hier stockte Marie und ein tiefes Erröthen überzog ihre Wangen, während sie sich niederbeugte und

den Strohhut aufhob, der eben ihren spielenden Händen entglitten war.

„Daß das Bild — nun, was, was?“ drängte der Maler, während sein dunkles Auge unverwandt und forschend auf dem neben ihm stehenden Mädchen haftete.

„Nun ja, daß das Bild doch nicht ganz getroffen ist,“ sagte das Mädchen, sich ein Herz fassend; „wenigstens meinte Papa, es sey unbändig geschmeichelt, und ich sollte ja nicht glauben, daß ich so aussehe, wie Sie mich auf dem Bilde gemalt hätten. Und das finde ich auch, Herr Bertram, Papa hat ganz Recht!“

Die letzten Worte sprach Marie so schelmisch und mit einem so lustigen Seitenblicke auf den Maler, daß auch dieser lächeln mußte und heiter zur Antwort gab: „Ja freilich, freilich! Wenn Ihr es beide so meint, Du und Papa, dann bin ich überstimmt und muß mich bescheiden, daß mein Bild verfehlt ist. Weißt Du aber wohl, daß ich den Grundsatz habe, ein schlechtes Porträt nicht abzuliefern, sondern für mich zu behalten? Gut also! Ihr verwerft meine Arbeit, folglich bleibt sie mein eigen, und der Photograph drüben über der Straße mag Deinem Papa ein naturgetreueres Bildniß seiner Tochter besorgen. Ich kann nichts Besseres liefern!“

„Meinetwegen,“ antwortete das Mädchen, dem allmälig seine volle kindliche Unbefangenheit wiederzukehren schien, „das machen Sie mit Papa aus, Herr Bertram. Ich habe nichts darein zu reden, und mir kann's am Ende gleich seyn, wo dieses Bild hängt. Mich stellt's ja doch nicht vor, wenn ich auch dazu gesessen habe. Und wenn ich einmal aus Ahlberg wiederkomme —“

„Aus Ahlberg? Was willst Du in Ahlberg?“ fragte der Maler rasch und betroffen.

„Wissen Sie denn noch nicht, Herr Bertram, daß ich auf ein Jahr oder länger nach Ahlberg ins Stift komme? Papa freut sich gerade deßhalb auf das Bild von Ihnen, weil er mich nun eine Zeitlang nicht im Hause hat. Sagte er Ihnen das nicht?“

Bertram preßte die Lippen ein wenig auf einander, verzog aber sonst keine Miene. Doch trat er an den Fensterstock, legte Pinsel und Palette bei Seite und blickte in den Garten hinunter, der jetzt in sommerlicher Pracht stand. Nach einer Pause antwortete er ruhig und ohne seine Stellung zu verändern: „Dein Vater sagte mir nichts, Marie. Er wird nicht daran gedacht haben. Ist die Sache schon lange beschlossen?“

„Vor einer Woche etwa. Erst sollte ich hier bleiben und Privatstunden haben; dann meinte aber Papa, es sey doch besser, wenn ich einige Zeit aus dem Hause und in das Ahlberger Stift käme.“

„Und gehst Du gerne dahin, Marie?“ fragte der Maler weiter, indem er wieder an die Staffelei und dicht neben das Mädchen trat.

„Gern eben nicht. Aber Papa will es so und es wird wohl gut für mich seyn. Papa hat mir auch versprochen, daß er, wenn ich mich sehr nach Hause sehnen, oder wenn es mir in Ahlberg durchaus nicht gefallen würde, mich schon im Frühjahr wieder heimholen wolle. O, Papa hat mich sehr lieb, er ist sehr gut gegen mich und deßhalb fürcht' ich mich auch nicht vor dem Stifte. Denn ich weiß es schon, wenn ich ihn recht sehr um etwas bitte, so schlägt er mir nichts ab! Aber ich muß nun fort, Herr Bertram. Ich störe Sie und in Hause zankt man mich aus, wenn ich zu spät käme.“

Marie setzte sich den Strohhut auf das blonde, lockige Haar und nahm ihr leichtes Tuch um die Schultern. Der Maler betrachtete stumm die anmuthigen Bewegungen des holdseligen Geschöpfes, das ihm jetzt zum Abschied die Hand reichte.

„Wirst Du auch manchmal an mich denken, Marie, wenn Du in Ahlberg bist?“ fragte er mit seiner tiefen, klangvollen Stimme, indem er dem Mädchen lange in die blauen Augen blickte und die kleine Hand festhielt.

„Oft, oft,“ antwortete Marie leise und gegen eine Wehmuth kämpfend, die sie plötzlich überkommen wollte; „Papa und Sie, glaub' ich, haben mich doch am liebsten!“

Der Maler beugte sich stumm zu der Kleinen nieder und küßte sie auf die Stirne. „Adieu, Marie! Also noch einmal wirst Du mir sitzen müssen!“

Das Mädchen schlüpfte gerade zur Thüre hinaus, als durch die zweite Thüre des Zimmers, welche nach einem Seitengemach führte, ein Herr hereintrat, der nur wenige Jahre älter seyn mochte, als der Maler, dessen Gespräch mit dem jungen Mädchen wir eben wiedergegeben versuchten.

Der Maler bemerkte den Ankömmling nicht sogleich, denn noch stand er in Gedanken versunken vor seiner Staffelei, ganz an derselben Stelle, wo er vor wenig Augenblicken von dem Antlitz seines Gemäldes Abschied genommen hatte.

Es ist ein prächtiges, lebensvolles Werk, welches da der Künstler geschaffen und bis auf wenige Pinselstriche vielleicht, deren Nothwendigkeit sicherlich nur er selbst empfindet, vollendet hat. Unter einer mächtigen, breitästigen Eiche sitzt links im Vordergrunde auf einer Moosbank ein Mädchen, halb Kind, halb aufblühende Jungfrau, beschäftigt, den runden Strohhut auf ihrem Schooße mit einem Kranze von frischen Wald- und Feldblumen zu schmücken. Während ihre Hände aber noch thätig sind, die linke den

Hund hält, die rechte nach frischen Blumen tastet, die in bunter Fülle neben ihr auf der Bank liegen, richtet sich der Blick des Mädchens nach rechts zur Seite und ruht mit lächelnder Befriedigung auf einem grauen Hühnerhund, der sich neben ihr in die Höhe gerichtet hat und ihr, aufmerksam und verständig, in seiner Schnauze ein dickes Buch entgegenhält, in dem sie gelesen haben, das ihr aber über der erwünschteren Beschäftigung mit den Blumen entglitten seyn mochte. Noch weiter nach rechts und nach dem Hintergrunde zu verbreitet sich der Wald und dichtes Gehölz, nur ein freier Durchblick ist noch verstattet und diesen begrenzt am äußersten Ende ein niedriges, weißschimmerndes Forsthaus, vor welchem einige Rehe äsend auf- und niederwandeln.

Ein eigenthümlicher Zauber ist über dieses Bild ausgegossen. Du fühlst es gleich: der Maler hat es mit ganzer Lust und Liebe geschaffen; es ist ihm Gewissenssache, ja mehr noch, es ist ihm innerstes Bedürfen gewesen, gerade dieses Bild zu malen und mit den reichsten Mitteln seiner Künstlerschaft auszustatten. Das sind ja immer die edelsten und besten Gaben der Kunst, an deren Schöpfung das eigene Herz des Künstlers Theil genommen!

Und so war es hier der Fall. Mit inniger Genugthuung hatte Bertram den Auftrag seines langjährigen Freundes entgegengenommen, dessen lieblich aufblühendes, einziges Töchterlein, Marie, in einem beinahe lebensgroßen Bilde darzustellen. War ihm doch dieses Mädchen, das er seit frühester Kindheit kannte, fast an die Seele gewachsen; und hatte er ihm seit Jahren schon seine ganze Neigung zugewendet. Und als er nun die erwünschte Arbeit begann und das wunderbar anmuthige Kind unter Benutzung eines selbsterlebten Motivs für die Gesammtanlage des Bildes zu malen anfing, da war ihm seine Aufgabe fast von Tag zu Tag theurer geworden, und so geschah es, daß sich unter seinen bewährten Künstlerhänden das einfache Porträt in eine hinreissend schöne Komposition von allgemeinem Werthe verwandelte. Wie ernst und großartig war die Eiche, welche mit ihren knorrigen Aesten das hellgekleidete Mädchen in ihren Schutz nahm! Wie frisch und einladend das Waldesdunkel; wie friedlich das Forsthaus im Hintergrunde; wie komisch-gravitätisch der Hund, der die jugendliche Herrin an das unterbrochene Studium mahnte; wie mild und prächtig zugleich das abendliche Licht, das hier und dort durch die Bäume hindurch seinen Weg fand und sich über der Hauptgestalt im Vordergrunde befriedigt zusammenfaßte! Und endlich welche liebliche Mischung von kindlichem Frohsinn und mädchenhafter Träumerei in dem Antlitz dieses kranzwindenden Mädchens, diesem reinen und unschuldsvollen, jetzt lächelnden, und doch schwermüthigem Ernste nicht mehr fremden Spiegel der Seele! Du sahst dieses Mädchen und mochtest ihm zurufen: „Deine Kindheit will Abschied nehmen, wie jetzt die Sonne zur Ruhe geht. Genieße noch fröhlich ihre letzten Gaben und freue Dich Deines frischgewundenen Kranzes, ehe er vor den heißen Strahlen der nächsten Sonne dahinwelkt!"

Solche und andere Gedanken mochten vielleicht auch den Maler bewegen, der noch immer sinnenden Blicks vor seinem Bilde stand. Der neue Ankömmling war inzwischen leise und unbemerkt dicht hinter ihn getreten und hatte auch seinerseits die Schöpfung Bertram's aufmerksam betrachtet. Freude schien ihm aber das Bild nicht zu bereiten: im Gegentheil, sein schon von Anfang an mißmuthiges und mürrisches Antlitz umwölkte sich mehr und mehr, und die klugen Augen hafteten von Zeit zu Zeit mit durchdringender Schärfe auf dem vor sich hinbrütenden Künstler.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Deerfoot, der Schnellläufer aus dem Indianerstamm der Senekas, hat in England bis jetzt alle Läufer geschlagen und sich ein für seinen Stand ansehnliches Vermögen erworben. Er trug sein ganzes Geld in Gold bei sich — Noten verabscheut er — bis sein „Bärenführer", Herr Martin, ihn mit großer Mühe bewog, es theilweise in der englischen Bank anzulegen. Hr. Martin mußte sich schriftlich verpflichten, ihn zu entschädigen, falls die Bank von England Bankrott machen sollte. Beim schönen Geschlecht soll Deerfoot — oder sein Geld — zahlreiche Eroberungen gemacht haben.

Nach den Gewichtsermittlungen des Prof. Lambl ist das Nutzungsverhältniß durch Eierproduktion bei kleinen Hühnerracen viel günstiger, als bei großen, und zwar um mehr als das doppelte, was bei der gegenwärtigen Sucht, nur große Hühner zu halten, berücksichtigt und dabei die im gleichen Verhältniß nothwendige Futtermenge in Anschlag gebracht werden möchte, weil bei übrigens gleichen Verhältnissen hiernach kleine Hühner billigere Eier erzeugen, als große.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Dienstag, 5. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Es war schon spät, und die zunehmende Kälte hatte auch die müßigsten, hartnäckigsten Besucher dieses Zufluchtsortes behagenswerther Freuden und Zerstreuungen verscheucht. Die tausend Bazars des Pariser Luxus, welche zu jener Zeit noch nichts von ihrem Glanz verloren hatten, bekleideten sich nach und nach mit ihrer düstern, einförmigen Nachthülle, und ihre Thätigkeit entschlummerte hinter schwarzen, verriegelten Thüren. Die langen Gallerieen, einige Stunden zuvor so lebendig und lärmerfüllt, glichen jetzt in ihrer Verödung und hie und da von einem schräg hineinfallenden Mondenstrahl erhellt, den Bogengewölben eines verlassenen Klosters.

Die Gedanken des einsamen Fußgängers jedoch waren zu unstät und sorgenvoll, um den Kontrast zwischen der Physiognomie des Ortes bei Tag und Nacht zu bemerken. Er schritt in seinen Mantel gewickelt und gesenkten Hauptes weiter, und nur dann und wann blickte er seufzend auf.

Zuweilen stand er still und schien bereit, in eines jener Häuser einzutreten, in welchen das **„Rouge et noir“** und **„Trente et un“** ihre verlockenden Herrschaften übten; dann aber wandte er sich schnell wieder ab mit der Miene eines Mannes, welcher eine lästige Idee von sich scheucht. Dennoch wollte diese Idee sich nicht so bald verjagen lassen, und während ein verhängnißvolles Schwanken sich seiner bemächtigte, glitten seine Finger mechanisch in eine der Taschen seines Rockes und klimperten mit den wenigen Fünffrankenstücken, welche für den Augenblick sein ganzes Vermögen ausmachten. Seine Phantasie malte sich die verlockendsten Chancen des Glückes aus und Banknoten wie Goldstücke tanzten vor seinen Augen. Aber neben diesen Luftschlössern zeigte ihm die Vernunft die Nachtseite des Bildes, den Abgrund, in welchen seine armseligen fünfzig oder sechzig Franken sich auch möglicherweise verlieren könnten, ... und was dann am nächsten Morgen?

Es war das erste Mal, daß der Gedanke, ein Spielhaus zu besuchen, von ihm Besitz genommen.

Er wäre nicht so unentschlossen gewesen, wenn er schon die Emotionen des grünen Tisches gekannt, wenn er dieses Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung schon empfunden gehabt hätte, dieses Stillstehen und wieder Aufflutheu des Herzblutes, die quälende, stechende Angst beim Verlust, das Aufathmen beim wiederkehrenden Glückslächeln, den geheimnißvollen Reiz des Unbekannten, welches bei jedem Umschwung des Rades, bei dem Umschlag jeder Karte sich enthüllt. Er hatte diesen vergifteten Honig noch nicht gekostet, und die ihn jetzt belästigende Idee war nur zufällig in ihm aufgestiegen, als eine Möglichkeit, sich aus seiner gegenwärtigen bedenklichen Lage zu retten. Wenn er sie gleich von sich geworfen hätte, so würde sie keine Spur in seinem Geiste zurückgelassen haben, allein unvorsichtig hatte er dabei verweilt und ihr gestattet, ihm lockend zuzuflüstern, so daß sie sich jetzt mit der Gewalt einer keimenden Leidenschaft seiner bemächtigte.

Alexander Laville war erst fünfundzwanzig Jahre alt; das Schicksal hatte ihn jedoch schon hart geprüft und ihm einen frühreifen Verstand, so wie die Geduld verliehen, mit den Schwierigkeiten des Lebens zu kämpfen ohne zu klagen.

In seiner fernen Erinnerung lebte noch das Andenken einer Wohlhabenheit, welche der Wechsel des Glückes vernichtet hatte. Er wußte noch recht wohl, daß seine Kindheit im Hause seiner Eltern inmitten Gemächlichkeit und Luxus verflossen war; aber böse Tage waren jener guten Zeit gefolgt; und die Vergnügungen der Jugend kannte er mehr vom Hörensagen als aus Erfahrung. Seine eigene Jugend hatte er zum Theil in einem Provinzstädtchen mit Mutter und Schwester verlebt. Er hatte niemals Zeit gehabt zu lieben, oder sich jenen Träumen zu überlassen,

die man so leicht und gern mit zwanzig Jahren hegt. Sobald sein Geist des Nachdenkens und ernsterer Thätigkeit fähig geworden, hatte die Nothwendigkeit ihn den Berechnungen und Spekulationen eines Handlungshauses angekettet. Das einzige Ereigniß, welches den Lauf dieser Einförmigkeit unterbrach, war eine Reise nach Amerika, welche er im Auftrage seines Prinzipals unternahm.

Unglücklicherweise und ungeachtet aller Mühe und Vorsicht, führte die Spekulation, welche jene Reise veranlaßte, den Ruin des Handlungshauses herbei. Alexander Laville ging darauf nach Paris, wo er andere Hilfsquellen zu finden hoffte; jedoch schon seit achtzehn Monaten lebte er in der gewagtesten, ungesichertsten Weise. An dem in Rede stehenden Dezembertage war er wieder unermüdlich gewesen, sich eine Stelle zu erringen. Verschiedene Male hatte er sich bei Personen gemeldet, welche ihm versprochen, sich für ihn verwenden zu wollen.

Er wußte, daß ein Verzug von nur wenigen Stunden ihm nachtheilig seyn könnte; und in Folge der Widerwärtigkeit, welche ihn nicht verlassen zu wollen schien, hatte er seine Protektoren nicht anzutreffen vermocht, während die von ihm erhoffte Stelle schon am nächsten Morgen vergeben werden sollte!

Inmitten dieser traurigen Grübeleien hatte die Versuchung, von der wir gesprochen, sich ihm genaht.

Im Augenblick als er dem Erliegen kaum mehr entgehen konnte, ließ sich hinter ihm eine heitere Stimme vernehmen, welche ein Lachen trällerte. Er wandte sich um und erkannte einen jungen Mann, mit dem er einige Zeit nach seiner Ankunft in Paris häufig zusammengetroffen war. Nachdem er so lange mit seiner Vernunft unterhandelt, wollte er Niemanden das Vorhaben, welches ihn beschäftigte, mittheilen; er nahm deßhalb die Gesellschaft des neuen Gefährten ohne Zögern an.

Dieser erzählte ihm, daß er sich zu einem Hochzeitsball begäbe, welcher in den Salons von Grignon stattfände. Nach einigen Minuten, als sie im Begriff waren, sich wieder zu trennen, schlug Alexanders Bekannter diesem vor, mit ihm auf den Ball zu gehen.

Der junge Mann weigerte sich anfänglich.

„Warum?“ sagte der Andere, „Sie sehen verstimmt und nachdenklich aus, es wird Sie zerstreuen. Ich werde Sie vorstellen, ich kenne die Familie des Bräutigams genau, und übrigens ist eine Ueberfülle von Leuten da: mehr als vierhundert Personen sind eingeladen. Da kommt es auf eine mehr oder weniger nicht an. Nun?“

Alexander überblickte seine Toilette: Dank der Nothwendigkeit des Besuchmachens im Laufe des Tages war sein Anzug von tadelloser Eleganz. Was ihn aber am meisten bestimmte, den Vorschlag anzunehmen, war der Gedanke, daß er auf diese Weise verhindert würde, auf die Idee des Spiels zurückzukommen, oder doch wenigstens wieder in das vorige peinliche Schwanken zu verfallen. So ließ er sich hinwegführen.

Kaum waren sie eingetreten, als der Strom der Tanzlustigen, welche beim neuen Anruf des Orchesters den geeigneten Plätzen zustürzten, sie von einander trennte. Eine halbe Stunde später hatten sie sich nicht wiedergefunden und dachten nicht mehr an einander.

Alexander Laville war ohne Lust auf diesen Ball gegangen und dennoch blieb er, ohne zu forschen, welcher Reiz ihn dort festhielt. Wer hat sich übrigens nicht schon gefragt, was ihn eigentlich zu diesen Versammlungen zieht, in denen er meistens Demonstrationen einer unaufrichtigen Artigkeit ausgesetzt ist, und von denen er mit müden Gliedern und schmerzender Stirn heimgekehrt?

(Fortsetzung folgt.)

Alte Freunde!

(Fortsetzung.)

Endlich aber brach die Geduld des neuen Gastes. „Bertram,“ sagte er mit kurzer und harter Betonung und ohne jedes vorbereitende Zeichen seiner Annäherung zu dem Maler, der darüber aus seinen Träumereien jäh emporschreckte, „ich habe einige Worte mit Dir zu sprechen. Willst Du mich anhören?“

Der Maler nickte mit dem Kopfe und ein Lächeln, das nicht frei von Ironie war, spielte um seinen Mund.

Dem Andern mochte dies nicht entgangen seyn; denn noch schroffer und schneidender als zuvor fuhr er fort: „Es ist hier nichts vornehm hinwegzulächeln, Bertram, nichts fühl von der Hand zu weisen. Ich frage Dich vielmehr in allem Ernste und verlange ehrliche Antwort darauf: was hast Du mit meinem Kinde vor, Bertram?“

Der Maler verfärbte sich. Nicht, daß er sich irgend welcher Schuld bewußt gewesen wäre gegen diesen Mann und dessen Kind. Aber daß ihn sein alter, sein einziger Freund so fragen konnte und durfte, erschütterte ihn so tief, ging ihm dermaßen ins innerste Herz, daß er für einige Augenblicke kaum seiner Herr blieb und vor allem nach Fassung ringen mußte, um eine Antwort zu finden.

Jener deutete freilich dieses Schweigen ganz anders. „Ich kenne Dich, Bertram,“ sprach er in immer größerer Aufregung weiter, „kenne seit langen Jahren

Dein maßlos begehrliches Herz, die tollen Launen und Gelüſte, die Dich beherrſchen und zu ihrem Sklaven machen. Aber ich vertraute auch wiederum auf Deine Geſinnungen gegen mich, Deine Freundſchaft, von der ich mehr als eine Probe erhalten zu haben glaubte. Nimmermehr — bis vor kurzem — hätte ich für meine Perſon, für die Meinigen einen Zweifel in Dich geſetzt, nimmermehr geglaubt, daß Dir ein Kind, *mein* Kind, nicht heilig ſeyn könnte; nimmermehr, daß Du ihm auch nur mit einem Hauche von Leidenſchaft zu nahe kommen, daß Du ſeine kindliche Unbefangenheit, ſeinen Seelenfrieden freventlich auf das Spiel ſetzen würdeſt! Nun aber hab' ich die Beweiſe dafür in den Händen, und ich frage Dich nun noch einmal, Bertram, was haſt Du vor, wie kannſt Du Dich rechtfertigen?"

Inzwiſchen hatte ſich der Maler gefaßt. Selbſt die letzten bitterſten Vorwürfe deſſen, den er bis zur Stunde ſeinen Freund genannt, verletzten ihn nicht ſo tief, wie es die erſten Worte gethan hatten: „Was haſt Du mit meinem Kinde vor, Bertram?" — Wenn auch noch blaß und heftig pochenden Herzens, antwortete er doch jetzt mit vollkommener, äußerer Ruhe: „Ja freilich ſehe ich, daß Du mich kennſt, Rudolf. Sonſt wagteſt Du eben nicht, mir das zu bieten, was Du jetzt gethan haſt. Du weißt aber, daß ich die Menſchen, vor allem meine Freunde nicht nach dem Augenblicke richte, ſondern nur im Zuſammenhang mit dem, was ſie mir geweſen ſind und vielleicht noch ſeyn werden. Aber nun laß Dir auch rathen, Rudolf, und ſtürme nicht weiter in mich hinein. Ich könnte ſonſt vergeſſen, daß — — Doch genug davon! Und nun zur Hauptſache, ſoviel ich davon begreife. Gott hat Dir ein Kind gegeben, ſo ſchön, ſo liebenswerth, wie ſelten eines. Ich hab' es aufwachſen ſehen, habe mit ihm geſpielt, es auf meinen Knieen geſchaukelt und Stunden lang in meiner Obhut gehabt. Es war ja das Kind meines alten Freundes und dieſer wollte es ſo oder er hinderte es wenigſtens nicht. Allmälig wuchs das Mädchen heran; kaum iſt es noch ein Kind zu nennen. Faſt waren wir einander fremd geworden, wie es ſo geht bei dieſen Freundſchaften, wenn einmal die Grenze der Kindheit erreicht iſt. Da übertrugſt Du mir, Marie zu malen. Auf Deinen Wunſch iſt es geſchehen. Die Folge war, daß mir die Kleine wieder näher trat als jemals. Ja, Rudolf, ich liebe Dein Kind ſo warm und innig vielleicht, ſo wahr und tief, wie Du ſelbſt. Ich freue mich an dieſem holdſeligen Weſen wie an keinem andern in der Welt. Möglich auch, daß *ſie* es mir vergilt mit dankbarer Anhänglichkeit. Aber was iſt hierbei Strafbares oder Unerlaubtes? Biſt Du eiferſüchtig auf mich, Rudolf? Hat Dich Dein Kind etwa weniger lieb, weil es in ſeinem Herzen auch einen Platz gefunden für den Freund ſeines Vaters? Oder was haſt Du ſonſt, das Du mir vorwerfen könnteſt?"

Der Andere war während dieſen Worten unruhig auf und nieder gegangen. Jetzt blieb er ſtehen, deutete auf die Leinwand an der Staffelei und ſagte um nichts milder und verſöhnlicher als zuvor: „Dieſes Bild ſelbſt iſt Dein Ankläger, Bertram. Deine Worte gelten mir nichts. Du hegſt eine Leidenſchaft für mein Kind, welche Dir — zu Deiner Ehre will ich's glauben! — vielleicht noch nicht einmal zu klarem Bewußtſeyn gekommen. Aber leugnen kannſt Du ſie nicht, ſieh nur Dein Bild an. Nicht mein Kind ſtellt es dar, wie es *iſt* oder vielleicht — *war*, kindlich unbefangen und heiter; nein nur das Ideal Deiner verirrten Leidenſchaft! — Und könnte ich noch daran zweifeln, daß es ſo wäre, nachdem ich dieſes Bild geſehen, ſo dürfte ich es doch nicht, nachdem ich ſchon einige Tage lang an dem Thun und Laſſen meines Kindes Anſtoß genommen, nachdem ich ſehr gut bemerkt habe, daß auf ſeinem bisher ſo harmloſen Gemüthe ein Druck, eine Beklommenheit laſtet, die mit den Beſuchen bei Dir im Zuſammenhang ſteht. Bertram, Bertram, ſchämſt Du Dich nicht vor Dir ſelbſt, daß Dich ſogar dieſes Kind durchſchaut hat? Und willſt Du Dich vor mir noch rechtfertigen, der ich erſt vorhin unfreiwilliger Zeuge Deines Geſprächs mit meiner Tochter geweſen bin?" —

„Und weßhalb verbateſt Du dem Mädchen nicht dieſe ſo anſtößigen Beſuche bei Deinem Freunde?" fragte der Maler gelaſſen.

„Weil ich die Sache noch nicht verſchlimmern mochte durch dieſes Einſchreiten, Bertram, weil ich mich erſt ſelbſt noch einmal überzeugen wollte von Deinem ruchloſen Beginnen, weil ich's Dir ins Geſicht . . ."

„Halt' ein, Rudolf, halt' ein, ſag' ich Dir, wenn Dir Dein Leben lieb iſt!" ſchrie nun Bertram mit donnernder Stimme, während ſein Geſicht eine Todesbläſſe zeigte und alle ſeine Züge furchtbar entſtellt waren. „Das Maß iſt voll. Ich habe redlich an mich gehalten, habe entſchuldigen, habe Dich ſchonen wollen; aber — Du verdienſt es nicht länger, Du mißbrauchſt meine oft bewährte Geduld und trittſt in wahnſinnigem Toben in einer Minute mit den Füßen nieder, was lange Jahre zwiſchen uns emporwachſen ſahen. Genug alſo von Deiner Seite! Und nun antworte *mir*, haſt Du ein Recht, mir Solches vorzuwerfen, ein maßlos begehrliches Herz, tolle Launen, übermüthige Gelüſte? Haſt

Du, gerade Du dieses Recht? War ich jemals begehrlicher, launenhafter, übermüthiger, als Du? Denke nur zurück an die zwanzig Jahre, die wir zusammen durchlebt haben, denke namentlich zurück an unsere Jünglingsjahre und vergegenwärtige Dir, wer von uns beiden dem anderen oft Maßhalten gepredigt und mit welchem Erfolge? Daß Du freilich seit fünfzehn Jahren und länger nach und nach ruhiger geworden und besonnener, seitdem Du andere Pflichten kennst und andere Freuden: ist das ein Wunder, ist das Dein Verdienst? Aber auch jetzt rühme Dich nicht Deiner Ehe, Rudolf," mir gegenüber. Wie oft hast Du mir geklagt, sie sey kalt, liebeleer und reizlos; Deine Gattin verstehe Dich nicht und was sie etwa besitze, setzen für Dich todte Schätze; und wie oft hab' ich Dir sagen müssen, daß es mit Nothwendigkeit so und nicht anders gekommen, weil Du, ermüdet vom Sturme Deiner Leidenschaften und in plötzlicher Ernüchterung, Deine Hand einer Frau geboten hast, die eben für Dich nichts weiter besaß als den goldenen Schlüssel zur großen Welt des Luxus und der Ansprüche! Rühme Dich auch nicht Deines Kindes, Rudolf, des einzigen Besitzes übrigens, um den ich Dich beneide. Solche Holdseligkeit, solche Güte und Anmuth ist eine unverdiente Gnade Gottes für Euch beide. Und wenn ich Dir endlich gestehe, daß mir Dein Kind an die Seele gewachsen ist, und daß ich in dem und jenem unbewachten Augenblick vielleicht daran gedacht habe, es könne mir wohl der alte Freund dereinst in Jahren sein Kind ans Herz legen und sagen: Hier, nimm sie hin, ich vertraue sie Dir an, Du warst nicht immer, wie Du seyn solltest, aber dennoch weiß ich, was Du bist und was mein Kind an Dir besitzen wird, — wenn ich mich in der That solchen thörichten Gedanken bisweilen hingab: so ist es keine Sünde, die ich Dir zu beichten habe und deren ich mich schämen müßte!"

Der Andere brach in ein schneidendes, aber offenbar erzwungenes Gelächter aus.

„Köstlicher Gedanke das, Bertram, unübertrefflich! Das Schulmädchen die künftige Frau Malerin, Du — mein Herr Schwiegersohn! — Also doch solche positive solide Absichten! Keine künstlerische Grille, keine kindisch sentimentale Eintagsfliege? Wunderhübsch, Bertram, und wenn die Sache nicht so verzweifelt ernsthaft wäre, ich könnte sie ausgesucht lächerlich finden!"

Der Maler ließ seinen Blick flüchtig durch das Zimmer schweifen und es haftete derselbe eine kurze Weile auf einer Stelle an der Wand, wo allerlei Waffen hingen. Dann aber faßte er sich und sprach mit gebieterischem Ausdruck: „Verlasse mich jetzt, Rudolf, verlasse augenblicklich mein Zimmer. Für heute ist's genug. Aber wir sprechen uns weiter!"

Und ohne daß Jener etwas zu erwiedern vermochte, zog sich der Maler in das Nebengemach zurück, dessen Thüre er hinter sich verschloß. Dort warf er sich, bleich und erschöpft, auf das Sopha nieder. Der Andere verließ kurz darauf ebenfalls mit hastigen, dröhnenden Schritten den ihm allein überlassenen Raum.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wie man in kurzer Zeit sich fünf Vergehen zu Schulden kommen lassen kann. — Aus Wien schreibt man: Im Abgeordnetenhause ist man eben daran, ein Gesetz zu berathen, das der Gemeindeverwaltung mehr Recht einräumt und die allzuweit greifende Beamtenaufsicht einschränken soll. Dr. Brauner bezeichnete die Bureaukratie als den Feind des freien Gemeindelebens und die Gendarmerie als die bewaffnete Bureaukratie, welche das Gemeindeamt ganz in Anspruch genommen und daraus eine Uebertretungsfabrik gemacht habe, was der Redner durch folgende Geschichte illustrirt: „Ein Bauer wollte Morgens früh die Pferde vor den beladenen Wagen spannen. Da geht ein Gendarm vorüber, er bemerkt, daß die sogenannte Konskriptionsnummer am Hause fehle. Er notirt deßwegen den Bauer in sein Schreibbüchelchen. Der Bauer entschuldigt sich, daß der Wind das Täfelchen Nachts herabgeworfen habe und geht in das Haus, um dasselbe zu holen. Zweites Vergehen, er läßt den Wagen ohne Schutz stehen. Der Gendarm folgt dem Bauer, da läuft der Hund dem Ersteren bellend entgegen, der Hund ohne Maulkorb. Drittes Vergehen. Die Bäuerin, eben damit beschäftigt, Feuer auf dem Herde zu machen, eilt mit dem brennenden Spahne in der Hand dem Hunde über den Hof nach, um ihn ins Zimmer zurückzuführen. Da notirt der Gendarm das vierte Verbrechen. Der Bauer kratzt sich hinter den Ohren und sagt: Man könne gar nimmer leben vor lauter Vergehungen gegen den Staat. Das geübte Ohr des Gendarmen hat dies gehört. Anklehnung gegen die Obrigkeit; er notirt sich die fünfte Uebertretung. (Große Heiterkeit.) M. H., fährt der Redner fort, diese Bureaukratie hat das Volk demoralisirt; denn es war keine Schande mehr, ein oder mehrere Male eingesperrt oder bestraft worden zu seyn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Freitag, 8. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Nicht immer sind die Frauen sicher, zum Lohn für diese Inkonvenienzen ihre Nebenbuhlerinnen zu überstrahlen. Manche wüßte wohl in dieser Hinsicht von traurigen Erfahrungen zu sprechen, und wie sie das Herz oder vielmehr ihre Eitelkeit voll blutender Wunden, sich die Inschrift, welche Dante der Höllenpforte gab, beim Betreten eines Ballsaales erklären konnte.

Auch die Männer finden dort nicht immer die Blicke, welche sie suchen, und die Hand, die, vom parfümirten Handschuh umschlossen, die geheimnißvolle Sprache der ihrigen erwiedert.

Es ist sicherlich ein ziemlich insipides Vergnügen und jeder Art Würde ermangelnd, während eines Abends als springender Kavalier zu dienen; und Manchem dürfte es sogar ein unerträglicher, die Grenzen des gewöhnlichsten Anstandes überschreitender Anblick seyn, wenn eine Frau wohl zwanzig Mal in den Arm immer wieder eines andern Mannes übergeht und Jedem ein Stück von sich selbst zurücklässt: die Frische ihrer Toilette, die Weichheit ihrer Bewegungen, den Glanz ihrer sich trübenden Augen, ihres erblassenden Teints.

Wohl Jedermann hat einmal diese Betrachtungen gemacht und sich über die Müdigkeit, Langweile und Eifersucht beklagt, und doch kehrt man immer wieder in die Schlinge zurück, welche täuschend gleich einer Luftspiegelung, Auge und Sinn verblendet.

Aber der Zauber, er liegt im Vergessen. Die Wirklichkeit, d. h. Unruhe und Sorge, oft thatsächliches Elend, bleiben im Vorzimmer bei Mänteln und Lakaien; die Illusion allein betritt die schimmernden Räume. Dort ist der gegenwärtige Augenblick Alles, man lebt ein erkünsteltes, elegantes, geschmücktes, thörichtes und vergessendes Daseyn. Man ist glücklich, denn man kann sich reich wähnen, reich während weniger Stunden, für die es keine Zukunft gibt, und über welche man nicht hinausdenkt; der junge Mann wie der Greis, der, welcher zu Fuß oder im Miethwagen gekommen, wie der, dessen Pferde im Hofe wiehern, ... Alle empfinden sie das Behagen des der Sorge entledigten Augenblicks.

Ein Ball ist der Traum einer Nacht ohne Schlaf; und in diesem Wirbelwind, welcher die verschiedensten Existenzen bunt durcheinander wirft, bildet der Luxus, welcher anderswo immer die Menschen trennt, hier die vereinigende Gleichheit.

Es war ein Eindruck dieser Art, ein ähnlicher Rausch, welchen Alexander Laville, vielleicht ohne sein Wissen empfand. Er vergaß nach und nach die Mühseligkeiten des Tages und sogar die Versuchung, der er mit genauer Noth entwischt war. Seine Besorgnisse für die Zukunft entschlummerten beim verworrenen Gesumme der Stimmen, welche von Geschäften, Vergnügungen und Liebe sprachen, und er ließ sich sanft von der Fluth und Ebbe dieser wogenden Menge schaukeln, in welcher er sich wie ein Glücklicher mehr verlor, ohne daß es Jemanden einfiel, ihn um sein Recht, an der Freude Aller theilnehmen zu dürfen, zu befragen.

Das Orchester gönnte den Tanzenden einige Minuten Ruhe. Er bemerkte während dieser Pause die wunderbare Schönheit von Hals und Schultern einer Dame, welche vor ihm herging, indem sie sich auf den Arm eines ältlichen Herrn stützte, mit dem sie plauderte. Er überholte sie, um ihr Gesicht zu sehen; dabei fiel ihm auf, daß sie bei seinem Anblicke eine unwillkürliche Betroffenheit zeigte und plötzlich in ihrer Unterhaltung stockte.

Der junge Mann konnte anfangs glauben, sich geirrt zu haben, als er aber einige Zeit später ihr wieder begegnete, überraschte er sie nochmals auf einem neugierigen, forschend auf ihn gerichteten Blick. Einige Schritte weiter sah er sich um und fand, daß die Augen der Dame ihn noch nicht verlassen hatten.

Was konnte die Ursache dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit seyn? Er vermochte es nicht zu enträthseln. Sie schien fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zu zählen. Sie war sehr schön und die ausgesuchte Eleganz ihrer Kleidung erhöhte noch die Anmuth ihrer Erscheinung.

Man sah beim ersten Blicke, daß diese Frau die Gewohnheit des Reichthums hatte.

In ihren schwarzen, glänzenden Haaren schimmerten Diamantenähren; die übrige Toilette verdunkelte durch ihren Reichthum fast alle andern; aber sie trug diesen Luxus mit solcher Grazie, daß man ihn ihr als den natürlichen Schmuck ihrer Schönheit verzieh.

Uebrigens verrieth nichts bei ihr die Befriedigung der Eitelkeit, welche Nebenbuhlerinnen zu verdrängen sucht. Sie schien mehr resignirt als stolz in ihrem Glanze und ihre Augen trugen den Ausdruck eher der Trauer als des Triumphes. Ihre durchsichtige Haut, ohne von jener vergänglichen Weiße zu seyn, welche so schnell entschwindet, ließ dennoch die ganze Bewegung ihrer Empfindungen zu Tage treten. Sie war beim Anblick Alexander Laville's abwechselnd erröthet und erblaßt; und wie seltsam auch dem jungen Manne diese Hartnäckigkeit, ihn mit dem Blicke zu verfolgen, scheinen mochte, sie war sichtlich nicht Herrin ihrer Neugierde, der sie unaufhörlich wider Willen nachgab; und wenn sie auch zuweilen sich bestrebte, der Unterhaltung ihres Begleiters Aufmerksamkeit zu schenken, so geschah es nur, um eine Bewegung zu verbergen, welche, wenn erspäht, verdrießliche Deutungen hervorrufen konnte.

Aber in dem Grade, wie diese Szene sich verlängerte, fühlte Alexander seinerseits sich verwirrt. Ein Anderer an seiner Stelle, der dreister und den Verleitungen des Eigendünkels mehr zugänglich gewesen wäre, hätte gesucht sich der Dame zu nähern, und in einer jener Unterhaltungen, zu denen ein Ball berechtigt, das Geheimniß zu erobern, das dem sichtlichen Interesse an ihm zu Grunde lag. Allein anstatt aus der Gelegenheit Vortheil zu ziehen, wich er vor dieser ausdauernden Beobachtung zurück und er verlor völlig die Fassung, als er sah, wie sie einen Augenblick, da sie sich nicht bemerkt glaubte, leicht mit dem Finger auf ihn deutete und so weit er aus der Bewegung ihrer Lippen errathen konnte, ihren Begleiter fragte:

„Kennen Sie diesen jungen Mann?"

Er blickte um sich, hoffend, daß er endlich denjenigen finden möchte, der ihn auf den Ball gebracht. In diesem Momente hörte er, wie Jemand einen Andern fragte:

„Hast Du Fourry nicht gesehen?"

Dies war der Name des jungen Mannes, der ihn hergeführt.

„Er ist noch zu einer andern Gesellschaft eingeladen und ist bereits fort," lautete die Antwort.

Es wäre wohl auch in der zweideutigen Lage, in der sich Laville befand, das Beste für ihn gewesen, fortzugehen; aber es gibt Umstände, unter denen man weniger dem eigenen Willen, als man weiß nicht welcher übernatürlichen und geheimnißvollen Macht nachzugeben sich gezwungen fühlt. Das eine Ende des Salons lief in eine Reihe kleinerer Gemächer aus, welche zum größeren Theil von Spielern besetzt waren. Der junge Mann trat in eines derselben und flüchtete sich hinter einen Tisch, an dem man Ecarté spielte.

Einer der Theilhaber erhob sich eben mit einer Geberde der Ungeduld. Während des ganzen Abends hatte die Seite, welche er jetzt verließ, entschiedenes Unglück gehabt und der Verlust belief sich auf mehrere tausend Franken.

„Es bedarf einer neuen Hand, um Aenderung in das Spiel zu bringen," sagte Jemand.

„Mein Herr," sprach ein Anderer, Alexander anredend, „Sie haben noch nicht gespielt, nehmen Sie doch die Karten."

Der junge Mann setzte sich der Thüre gegenüber, welche in das Spielzimmer führte; eine doppelte Reihe von Zuschauern und Wettenden verbarg ihn fast völlig. Es mußte in den Sternen geschrieben seyn, daß in dieser Nacht der Dämon des Spiels sich seiner bemächtigen sollte.

Die Spielenden, von Neuem Vertrauen fassend, leerten ihre Börsen. Alexander seinerseits zog einige Fünffrankenstücke hervor und ließ bescheiden zwei davon auf den Tisch gleiten.

Er machte sein Debüt wie jene Turnierritter, welche stets nach gewöhnlichen Kämpfern ankommen und mit Leichtigkeit Wunderthaten verrichten. Schon bei der ersten Parthie war er Sieger.

Ein zweiter Gegner wurde eben so schnell geschlagen.

Ein Dritter und Vierter hatten dasselbe Schicksal.

Beim Fünften und Sechsten schwankte der Sieg. Beträchtliche Summen bedeckten bereits den Tisch. Alexander Laville, etwas berauscht von seinem Glück, hatte immer doublirt; er wagte nun von Neuem seinen ganzen Gewinn: dreihundertzwanzig Franken. Unter den Spielern der Gegenparthei machte sich einiges Zögern bemerklich.

Während dieser kurzen Pause lehnte sich der junge Mann zurück und blickte durch Zufall gerade vor sich aus. An der Thüre des Salons stand wieder die Dame und betrachtete ihn mit derselben Aufmerksamkeit. Auf der That ertappt, wandte sie rasch

den Kopf und verſchwand. Dieſe langen auf ihn gerichteten Blicke machten den jungen Mann erbeben; die Einſätze wurden gemacht, ohne daß er darauf achtete, und man mußte ihn daran erinnern, die Karten zur Hand zu nehmen.

Dieſe Zerſtreutheit, deren Urſache Niemand muthmaßte, ſchien ſonderbar und veranlaßte ein Flüſtern unter den Umſtehenden. Bald aber verwiſchte das Intereſſe der Parthie jenen Eindruck.

Alexander gewann wieder und er überließ ſich nun dem Spiel mit einer Art fieberhafter Hitze.

Seine Gegner, wie es ſtets in ſolchen Fällen geſchieht, überſchritten die Grenze der Vernunft und überließen ſich der unbeſonnenen Hartnäckigkeit. Wiederholte Verluſte hatten ſie unwillig gemacht und blindlings ſtürzten ſie neuen entgegen.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatte Alexander Laville nahe an fünfzehnhundert Franken in Gold vor ſich. Das Erſtaunen wurde um ſo größer, als nach und noch nicht mehr das ſchnelle, blinde Glück zu walten ſchien, ſondern der ſiegreiche Spieler hartnäckigen Widerſtand zu bewältigen hatte.

Hundert Blicke folgten geſpannt den verſchiedenen Phaſen des Spiels.

„Das iſt wunderbar," ſagte Jemand laut, „es iſt das zehnte Mal, daß dieſer Herr gewinnt."

„Das zwölfte," riefen mehrere Stimmen.

„Welches Glück!"

„Und es ſcheint noch fortdauern zu wollen."

„Wirklich!"

Die eben vernommenen Bemerkungen machten Alexander auf eine ihm drohende Gefahr aufmerkſam. Sein unerhörtes Glück konnte zu den beſchimpfendſten Muthmaßungen Veranlaſſung geben. Dennoch mußte er fortfahren. Die Worte, welche er aus der Lippenbewegung der Dame mit den Diamantenähren errathen zu haben glaubte, vernahm er jetzt deutlich um ſich her.

(Fortſetzung folgt.)

Alte Freunde!

(Fortſetzung.)

Rudolf und der nur wenige Jahre jüngere Bertram waren ſeit ihrem erſten Jünglingsalter Freunde geweſen. Allerlei Familienbeziehungen, mehr aber noch ähnliche geiſtige Anlagen und gleiche Neigungen hatten ſie zuſammengeführt und feſter und feſter an einander gekettet. Rudolf hatte ſich dem Rechtsberufe gewidmet, Bertram der Kunſt. Nur auf kürzere Zeit waren ſie durch ihre Studien geſchieden geweſen, denn auch die größere Hälfte ihrer akademiſchen Lehrjahre hatte ſie in einer Stadt vereinigt gefunden. Beide konnten für bedeutende Männer gelten; wenigſtens ragten ſie noch überall, wo ſie zuſammen aufgetreten waren, über ihre nächſten Umgebungen empor, und ſo nahmen denn Beide auch an der Stätte ihrer jetzigen Wirkſamkeit — ein jeder in ſeiner Weiſe — eine hochgeachtete Stellung ein. Rudolf bekleidete das Amt eines Oberregierungsrathes; Bertram war unſtreitig der erſte und vorzüglichſte Künſtler in der anſehnlichen Provinzialſtadt, deſſen meiſterhafte Porträte namentlich einen weitverbreiteten Ruf der Meiſterſchaft genoſſen.

Die größte innere Aehnlichkeit aber beſaßen beide Freunde unſtreitig darin, wie ſie das Leben auffaßten, wie ſie es behandelten. Ihnen galt es nämlich für ein bald mehr, bald weniger heiteres, bisweilen ein wenig empfindliches, immer aber anziehendes, aufregendes Spiel, deſſen bunte Wechſelfälle der Menſch nicht nur getroſten Muthes hinnehmen, ſondern recht angelegentlich aufſuchen müſſe, um friſchen Geiſtes und Herzens von Neuem genießen zu können. Denn anhaben durften ſie ihm nichts, dieſe kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, außer etwa einen flüchtigen Augenblick; begraben laſſen durfte ſich Niemand von dieſen auf- und niederwogenden Wellen, ſondern luſtig und immer luſtiger wieder mußte der Menſch emportauchen und fortſchwimmen, klug überlegen den blos neckenden Naturkräften, gekräftigt und ermuthigt durch Luft und Sonnenſchein.

Rudolf und Bertram waren Genußmenſchen im eigentlichſten, aber nicht im gemeineren Sinne des Wortes, denn ihre vorzügliche geiſtige Begabung und eine gewiſſe Idealität des Gemüthes, die beiden nicht abgeſprochen werden konnte, — am wenigſtens dem jüngeren Bertram, — half ihnen den Begriff des Genuſſes begrenzen und reiner erhalten, als es bei gewöhnlichen Menſchen der Fall iſt. Deſſenungeachtet aber fehlte ihnen das wahre ſittliche Maß und ihre Handlungsweiſe zeugte immer mehr von gutem Geſchmack als von feſten moraliſchen Grundſätzen.

Da — nach einigen Jahren raſchen und heißblutigen Lebensgenuſſes — überkam den einen der beiden Freunde, Rudolf, der in ſeiner äußeren Stellung bis jetzt offenbar hinter dem Maler zurückgeblieben, ganz plötzlich der Drang, ebenfalls vorwärts zu kommen und eine Carriere zu machen, zu welcher ihn ſeine geiſtigen Beſitzthümer zu berechtigen, die äußeren Verhältniſſe aber nicht begünſtigen zu wollen ſchienen. Denn gerade ſein Fach war überfüllt von Mitbewerbern, und es fehlte ihm unter den letzteren auch keineswegs an ebenbürtigen Kräften.

Eine einflußreiche, verwandtschaftliche Verbindung erschien da plötzlich Rudolf, der um die Wahl seiner Mittel nie sonderlich verlegen gewesen war, als der einzig geeignete und jedenfalls kürzeste Weg zum Ziele, und gerade zu einer Zeit, wo sich eine seiner zahlreichen Leidenschaften gründlich erschöpft hatte und wo sich in ihm das Bedürfniß nach Ruhe zu regen begann, entschloß er sich rasch und gewissermaßen über Nacht, einem schon ältlichen Fräulein aus einflußreicher und glänzend gestellter Familie, mit der ihn nur der Zufall in Berührung gebracht hatte, seine Hand zu bieten.

Der Antrag wurde angenommen. Was dem stattlichen, interessanten jungen Manne, dessen Fähigkeiten und Geschick selbst die Feinde, denen er genug besaß, anerkannten, noch fehlte, ließ sich ja bald beschaffen, wenn Einfluß und Mittel sich mit ihm verbanden. Und so geschah es, daß Rudolf in kurzer Frist Carriere machte und seine schon erwähnte vielbeneidete Stellung erlangte, die ihn, in seinen besten Mannesjahren, noch zu weit höheren Stufen berechtigte.

Inzwischen hatte sich sein Verhältniß zu Bertram, der unverheirathet geblieben war, weder nach außen noch nach innen wesentlich geändert. Rudolfs Ehe war keine glückliche zu nennen; er bedurfte des Freundes fast noch dringender als zuvor. Hatte er sich früher mit der Hoffnung geschmeichelt, er, dessen Vergangenheit an Genuß weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit so reich gewesen, werde nun auch manches missen und von der Fülle seiner Erinnerungen zehren können, so belehrte ihn die Folgezeit nur zu gründlich eines Andern und gar bald beklagte er, mindestens in den Stunden innerer Einkehr, einen Schritt, bei welchem er die Bedürfnisse seines Herzens so wenig berücksichtigt hatte. Rudolfs Gattin war nicht übelwollend: sie besaß den lebhaften Wunsch, zu dem Glücke ihres Mannes beizutragen. Aber weder der Zauber äußerer Anmuth, noch gewinnende innere Eigenschaften unterstützten sie bei diesem Beginnen und die ihr bereits zur andern Natur gewordenen altjungfräulichen Schroffheiten und Grillen verdarben vollends, was zu verderben war. So wurde sie ihrem jüngeren Manne gegenüber gar bald in die verdrießliche Rolle des weiblichen Mentors hineingedrängt und es trat zwischen den Gatten eine Entfremdung ein, wie sie nicht peinlicher gedacht werden konnte.

Bertram tröstete, mahnte, tadelte wohl auch und bot alles auf, um das beklagenswerthe, aber nicht unverschuldete Uebel zu lindern. Aber vergebens. Rudolf, heftig und reizbar von Haus aus, war freundschaftlichen Mahnungen dieser Art nicht zugänglich und begegnete denselben mit leidenschaftlichem Ungestüm; seine Gattin aber zeigte von Anfang an eine so entschiedene und rückhaltslose Abneigung gegen den Freund ihres Mannes, daß dieser ihr niemals näher treten und keinen Einfluß auf sie üben konnte. Dieser Widerwille gegen den Maler wuchs aber um so mehr, je enger sich Rudolf, auf eheliches Glück resignirend, wieder an Bertram, den alten bewährten Freund, anschloß und in seiner Gesellschaft das, was ihn drückte, zu vergessen suchte. Und in der That mußte man dem Maler in dieser Periode nachrühmen, daß — obschon er selbst in seiner früheren Weise unbekümmert fortlebte — sein Einfluß auf Rudolf doch der allergünstigste war. Denn obschon er es allmälig aufgab, die ehelichen Mißstände Rudolfs bessern zu wollen, so verstand er es doch nicht allein, das Gemüth des Freundes zu erheitern und aufzurichten, sondern es gelang ihm auch in den meisten Fällen, Rudolf vor Irrungen und Wirrnissen zu bewahren, zu denen sich dieser, sobald ihm das Loos seiner Ehe klar geworden, von neuem geneigt zeigte. Dann hörte er freilich nicht selten den Vorwurf: er habe gut predigen für andere Leute, da er selbst in so glückseliger Freiheit lebe und nicht wisse, was es heiße, Ketten zu tragen. Aber dennoch erreichte er sehr oft seinen Zweck. Denn Rudolf war zu stolz, um sich von der Moral des jüngeren Freundes beschämen lassen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(König, Kaufmann oder Fleischer.) Malek, Vezir des Kaisers Muslad, erhielt in einer Schlacht den Sieg über die Griechen und nahm ihren Kaiser gefangen. Er ließ ihn in sein Zelt führen und fragte ihn, welche Behandlung er von seinem Sieger erwarte? „Wenn Du den Krieg als ein König führest, so schicke mich heim; führst Du ihn als ein Kaufmann, so verkaufe mich; führst Du ihn als ein Fleischer, so laß mich ermorden," antwortete der Kaiser. Der türkische Feldherr schickte den Kaiser ohne Ranzion zurück.

Der Mensch soll nur kriechen, da kommt man zu Etwas. Unter den Thieren haben nur zwei Wesen, die kriechen, eigene Häuser: die Schildkröte und die Schnecke.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Sonntag, 10. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Kennen Sie diesen Herrn?“ fragte man.

„Nein; und Sie?“

„Nein.“

„Und Sie?“

„Ich auch nicht.“

Diese Frage und Antwort machte die Runde des ganzen Tisches. Alexander hatte nur noch die Hoffnung, die nächste Parthie zu verlieren, um schicklicherweise aufstehen zu können. Sein neuer Gegner zog aus seinem Portefeuille ein Fünfhundertfrankenbillet.

„Halten Sie den Einsatz, mein Herr?“ fragte dieser.

„Ja, mein Herr.“

„Ich verdoppele ihn,“ fügte Jener hinzu.

„Sey es.“

Zwei Minuten später hatte die Summe den Besitzer gewechselt.

„Meine Revanche, wenn es den Herren genehm ist,“ sagte der Spieler.

Die Parthie begann von Neuem. Die Person, welche gegen Alexander die Karten hielt, war ein alter, geübter Spieler, und entschlossen, ein scharfes Auge offen zu halten. Der junge Mann duldete, ohne daß er darauf zu achten schien, daß Jener seine Miene und die Bewegung seiner Finger auf's Genaueste bewachte.

Das Schweigen, das um ihn her herrschte, hatte für ihn etwas Beleidigendes. Niemals wünschte ein beim Spiel dem Ruin Anheimgefallener mit größerer Begierde zu gewinnen, als Alexander endlich einmal zu verlieren hoffte. Er ging so weit, sich einer Betrügerei schuldig zu machen; es gelang ihm unvermerkt den König und Trumpfbuben zu entfernen und . . . Dame und Aß kamen zum Vorschein. Er gewann wieder.

Viertausend Franken lagen meistens in Gold und Banknoten vor ihm. Die Blicke der Umstehenden wurden immer bedenklicher und verletzender. Fast schwanden ihm die Sinne, als er Jemand sagen hörte:

„Suchen Sie doch den Namen dieses Herrn zu erfahren.“

Und dennoch konnte er nicht aufhören, so lange ihm das Glück nicht wenigstens einmal den Rücken gewandt. Er setzte den vierten Theil seines Gewinnes ein und verlor endlich.

Er erhob sich, ließ dem, welcher seinen Platz einnahm, einige hundert Franken Silbergeld liegen, und blieb noch eine Weile hinter dessen Stuhl stehen. Aber man fuhr fort zu flüstern, und wohin er auch sehen mochte, überall begegnete er mißtrauischen Blicken. Man sprach nur von diesem unerhörten Glück und mehrere Personen, welche nicht zugegen gewesen waren, ließen sich den merkwürdigen Spieler zeigen. Niemals war ein Sieger durch seinen Ruhm mehr belästigt. Alexander keuchte unter dem Gewicht seines Glückes.

In einem Augenblick, als er sich weniger beachtet glaubte, versuchte er das Zimmer zu verlassen, aber noch ehe er die Thür erreicht hatte, sah er von Neuem alle Blicke auf sich gerichtet, und fast schwankend durchschritt er die doppelte Reihe seiner Opfer, denen dieser Rückzug seinerseits als Flucht galt.

Er war beschämt und wie durch eine Art Schwindel vorwärts getrieben, betrat er den Ballsaal, in welchem die Menge sich zu lichten begann. Die junge Dame, welche er vor zwei Stunden nicht anzureden gewagt hätte, war allein; er näherte sich ihr.

Sie glaubte, er wolle sie zu dem Walzer auffordern, welcher eben anfangen sollte; und schnell, noch ehe er sie anreden konnte, sagte sie:

„Ich walze niemals, mein Herr.“

Alexander, fast ohne zu wissen, was er that, setzte sich neben sie und als er sah, daß sie eine Bewegung wie zum Aufstehen machte, sprach er mit flehender Stimme:

„Bleiben Sie, Madame, bleiben Sie, aus Barmherzigkeit, nur einige Minuten, ... daß man glauben könne, ich hätte die Ehre Sie zu kennen, ... sonst bin ich verloren.“

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?“

„Es ist mir etwas Fürchterliches begegnet. Ich habe im Spiel in einer so auffallenden Weise gewonnen, daß man an meiner Redlichkeit zweifelt. Man sucht zu erfahren, wer ich bin, und Niemand kann es sagen, denn Niemand kennt mich hier. Ich kam durch Zufall hierher, mit Herrn Fourry, welcher mich nicht vorstellte und bald sich wieder entfernte. Ich glaubte zu bemerken, Madame, daß Sie mich in der Menge auszeichneten . . . .“

„Sie täuschen sich, mein Herr . . . .“

„Ja, Madame, ja; ich habe mich getäuscht, wenn Sie wollen. Aber seyen Sie so barmherzig, mir die erbetene Güte zu erweisen. Sie sind allein, nehmen Sie meinen Arm und machen Sie mit mir ein Mal die Runde des Saales. Durch Sie geschützt, kann ich dann wieder erhobenen Hauptes und von ungerechtem Verdacht gereinigt vor denen erscheinen, welche ihn zu hegen wagten. Fürchten Sie nicht, daß ich jemals Ihre Güte mißbrauchen werde. Ich kenne Sie nicht und schwöre Ihnen, daß ich niemals versuchen werde, es zu erfahren. Wenn ich Ihnen noch je begegne, so werde ich Sie fliehen, nie ein Wort an Sie richten. Willigen Sie ein, Madame?“

In dem Zustande der Aufregung, in dem er sich befand, nahm er, ohne nur ein Wort abzuwarten, ihre Hand und zog ihren Arm unter den seinigen.

„Madame,“ fügte er dann hinzu, „ich werde das Versprechen, das ich Ihnen gegeben, Sie nicht wieder zu sehen, gewissenhaft halten; aber erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Namen sage.“

Er fühlte sie erzittern.

Darauf fuhr er fort:

„Wenig kann Ihnen, ich zweifle nicht, daran liegen, ihn zu kennen; allein es möchte Ihr künftiges Daseyn einen Tag, einen Augenblick bringen, wo die Ergebenheit eines Menschen Ihnen nützlich seyn könnte. An diesem Tage werde ich Sie wiedersehen, und Sie werden über mein Leben gebieten können. Vergessen Sie nicht den Namen Alexander Laville.“

„Alexander Laville!“ wiederholte sie; und ihre Züge zeigten den Ausdruck des Zweifels und Nachsinnens.

Er führte sie durch den Saal bis an die Thür des Spielzimmers. Es war Zeit, daß er dort erschien. Verdächtige Muthmaßungen gleichen der wachsenden Lawine, und die Dame las den Argwohn auf allen Mienen. Ihre Gegenwart bewirkte eine Reaktion zu Gunsten Alexanders. Leise sprach sie zu ihm:

„Ich kann nicht länger mit Ihnen verweilen. Sie können sich jetzt entfernen.“

Und ihren Arm dem seinigen entziehend, setzte sie laut hinzu:

„Herr Laville, haben Sie die Güte sich zu erkundigen, ob mein Wagen unten wartet.“

Er verbeugte sich und ging fort.

„Sie kennen diesen jungen Mann?“ fragten mehrere Personen, welche die Dame kannten und überrascht waren, sie und den verdächtigen Spieler beisammen gesehen zu haben.

„Seit langer Zeit,“ erwiederte sie; und dann sogleich das Gespräch ändernd, sagte sie:

„Ich glaubte meinen Onkel hier zu finden, welcher mich begleitete und nun nach Hause führen soll.“

„Ich habe ihn eben in dem Zimmer an der andern Seite des Saales gesehen;“ lautete Jemandes Antwort.

„Ich danke Ihnen; ich will zu ihm gehen.“

Eine Viertelstunde später verließ sie den Ball.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Freunde!

(Fortsetzung.)

So war es namentlich geschehen in den ersten Jahren der Ehe Rudolfs. Später, als Marie — der einzige Sprößling aus diesem Bunde — erst ein wenig herangewachsen und nun die ganze Freude ihres Vaters geworden war, trat freilich eine glücklichere Periode ein und Rudolf erhielt durch die zärtliche Liebe zu seinem Kinde einen Halt und eine Stütze, wie sie ihm für sein gemüthliches Leben bis jetzt gefehlt hatte. Er empfand dies auch mit aufrichtigem Danke und sprach es oft gegen Bertram aus, der sich an diesem Glücke des Freundes gleichwie am eigenen erfreute. Nur in dem Verhältniß der Gatten trat auch seit der Geburt Mariens im Grunde keine Aenderung ein. Die Mutter mochte ihr Kind wohl lieben und sorgte gewissenhaft für dessen äußere Pflege. Aber für die innige und fast ideale Liebe des Vaters zu dem reizend emporblühenden Töchterchen hatte sie keinen Sinn, kein Verständniß. Ja, es war ihr diese Erscheinung ein so freudartiges Element, daß sie ihren verdrießlichen Unmuth darüber kaum zurückhielt, wenn sie denselben auch unter einem kühlen, fast mitleidigen Lächeln zu verbergen bemüht war. Und schlimmer wurde dies noch, als sie nun gar bemerken mußte, wie ihr Kind mit dem der Jugend eigenthümlichen Feingefühle diese Liebe seines Vaters gar bald erkannte und leidenschaftlich erwiederte, während es für die Mutter fast nur pflichtschuldigen

Gehorsam, ehrerbietige Ergebenheit zeigte; als sie bemerken mußte, wie das Kind seinen liebsten Spielplatz im Arbeitszimmer des Vaters, dicht neben dessen Schreibtische hatte und sich dort Stunden lang still und vergnügend beschäftigte, ohne die Ruhe des Zimmers auch nur mit einer Frage zu stören, und als sich endlich die äußere und innere Aehnlichkeit zwischen Vater und Tochter deutlicher und immer deutlicher entwickelte.

So war denn auch dieses Glück kein volles und ungetrübtes, weil nicht beide Gatten daran Theil nahmen, und weil gerade die Zärtlichkeit zwischen Vater und Tochter die klaffende Wunde in dem Verhältnisse der Eltern nährte und offen erhielt. —

Wir kommen nun zu demjenigen, was dem oben geschilderten Auftritte unmittelbar vorausgegangen war.

Ueber die Erziehung und Bildung Mariens hatten zwischen Rudolf und dessen Gattin schon von Anfang an Meinungsverschiedenheiten stattgefunden. Der erstere war bisher — vielleicht mit Unrecht, wie einmal die Dinge standen — dagegen gewesen, daß Marie einer Erziehungsanstalt anvertraut und somit der unmittelbaren elterlichen Fürsorge entrückt werde. Wir sagten: vielleicht mit Unrecht. Denn diese einseitige Hinneigung des Kindes zu dem Vater hatte doch gewiß ihr sehr Bedenkliches, weil für die Mutter Verletzendes, wenn auch die große Seelengüte Mariens geradezu ärgerliche Auftritte verhütet hatte; und weil es insofern gewiß nur heilsam gewesen wäre, wenn man — der beharrlichen Ansicht der Mutter zufolge — das Kind eine Zeit lang fremder Obhut übergeben hätte. Allein Rudolf konnte sich gerade hierzu nicht entschließen. An eine Häuslichkeit ohne sein Kind mochte er gar nicht denken und die Ansicht der Gattin war für ihn um so weniger bestimmend, als er nur allzu geneigt war, hierin mehr die gewohnte Kundgebung einer Mißgunst seiner Freude am Verkehre mit dem Mädchen, als die unparteiische Aeußerung einer Erziehungsmaxime im Interesse der Tochter zu erblicken.

Da — etwa vor einer Woche — war es geschehen, daß seine Gattin das Gespräch nochmals auf diesen unliebsamen Gegenstand lenkte und dabei, wie zufällig, die Bemerkung fallen ließ, es sey besser für das Mädchen, wenn es noch jetzt — zum wenigsten bis zur Confirmation — die hauptsächlich auch auf Betrieb des Vaters so weit hinausgeschoben worden war, um dem Mädchen eine recht lange Kindheit zu wahren — aus dem Hause komme. Denn hier werde ihm vorzeitig der Kopf verrückt, es werde eitel und eingebildet gemacht, und was der Vater nicht verderbe, dem wisse der Herr Maler nachzuhelfen, der jetzt das Kind auf dem großen Bilde verherrlicht und nebenbei eine förmliche Liebschaft angesponnen habe mit dem unmündigen Mädchen, das freilich seine Eitelkeit geschmeichelt fühle und Feuer und Flamme sey für den in jeder Hinsicht außerordentlichen Künstler!

Dieses Wort zündete in Rudolfs Herzen. Zwar wies er die Gattin, wie gewöhnlich, wenn sie Bertram zu verdächtigen und anzugreifen versuchte, in harter und herber Rede zurück. Aber fast gleichzeitig erklärte er ihr auch, daß sie in anderer Hinsicht wiederum Recht habe und daß Marie ohne Aufschub eine kürzere oder längere Zeit dem bewährten Stifte zu Ahlberg anvertraut werden solle; — nicht wegen der Lächerlichkeit mit dem Maler, dem er diesen sinnreichen Einfall seiner Frau baldigst zum Besten geben werde, sondern weil es allerdings für das Mädchen vortheilhaft seyn werde, sich einmal unter fremden Menschen zurecht zu finden.

Aber Rudolf verrieth dem Maler kein Wort, obschon er es seiner Gattin gedroht hatte. Ja, er erzählte dem Freunde nicht einmal von der beabsichtigten Versetzung Mariens nach Ahlberg. Wohl aber beobachtete er seitdem das Mädchen mit Aengstlichkeit und entdeckte nun so mancherlei, was ihm auffällig schien, wie es ja immer zu geschehen pflegt, wenn das Auge schon befangen ist. Marie kam ihm weniger kindlich vor als sonst, unstäter, nachdenklicher. Er bedachte nicht, daß dem Mädchen der so nahe bevorstehende Abschied vom elterlichen Hause auf der Seele lag; er vergaß ihr leicht erregbares, ein wenig empfindliches Naturell. Er erinnerte sich aber sehr gut und rief sich eifrigst ins Gedächtniß zurück, wie oft ihm schon in früheren Zeiten die Herzlichkeit zwischen dem Maler und seiner Tochter eine vorübergehende eifersüchtige Grille erregt hatte; er vergegenwärtigte sich die Freude des Malers über den Auftrag zu dem Porträt des Mädchens; er brachte den Eindruck kaum aus den Gedanken, welchen ihm die der Vollendung entgegenreifende Arbeit des Freundes schon seit längerer Zeit, bisher aber nur zu väterlicher Genugthuung gemacht, und der ihn höchstens einmal zu der schlagenden Bemerkung veranlaßt hatte, daß der Freund zwar nicht mit der Zunge, wohl aber mit dem Pinsel ein unverbesserlicher Schmeichler sey. Auf diese Weise nährte er mehrere Tage hindurch den in ihm wachgerufenen Argwohn, ohne sich gegen jemand mitzutheilen, bis ihn erst heute eine plötzliche Frage nach der Tochter und die spöttische Antwort der Gattin, daß Marie eben eine mehrstündige Sitzung bei dem berühmten Bertram halte und sich wahrscheinlich zum Abschiede — mit gnädiger väterlicher Bewilligung — weidlich den Hof machen lasse, in jähem Unmuthe in die Wohnung des Freundes

und zu dem heftigen Ausbruche seiner Leidenschaft trieb, dessen wir Zeugen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf der Rheinischen Bahnstrecke Köln-Koblenz trug sich dieser Tage folgende tragikomische und zugleich lehrreiche Begebenheit zu. Als der Zug bei der Station Neuwied angekommen war und die Thüren der Coupes zum Aus- und Einsteigen geöffnet wurden, wollten einige Herren in einem Coupe Platz nehmen, welches ihnen von dem Schaffner als Rauchcoupe bezeichnet worden war. Die brennende Cigarre im Munde, waren die neuen Fahrgäste eben auf die Wagentritte gestiegen, als ihnen von Innen ein „bis dahin und nicht weiter" entgegentönte und zwar aus schönem Munde. Eine mit ihrem Gemahl und zwei Kindern im Coupe sitzende Dame wehrte mit beiden Händen, behauptend, es dürfe hier nicht geraucht werden. Auf Befragen erklärte indeß der Schaffner das Coupe nochmals für ein Rauchcoupe, während die gnädige Frau mit großem Eifer darauf bestand, ein Coupe für Nichtraucher verlangt zu haben. Der Schaffner gab der erzürnten Dame anheim, sich in ein anderes Coupe zu setzen, worauf dieselbe mit ihren beiden Kinderchen die inne gehabten Plätze verließ, nicht ohne den rauchenden Eindringlingen einen grimmigen Blick zuzuwerfen. Die Dame war kaum auf dem Perron, da setzte sich auch schon der Zug in Bewegung und eilt, sie zurücklassend, mit gellendem Pfiff davon. Und was that der Herr Gemahl? Er blieb nicht allein ruhig sitzen, sondern es ertönte aus seinem Munde ein aufrichtiges „Gott sey Dank!" Gleichzeitig holte er seine Cigarren aus dem Versteck hervor und gab unverholen seine Freude zu erkennen, daß er doch jetzt wenigstens bis Koblenz Ruhe habe und rauchen dürfe. Er setzte hinzu: „So plagt sie mich doch von Köln bis hierher; das wird ihr wohl für die Zukunft eine Lehre seyn; nun mag sie mit dem letzten Zuge nachkommen." Nach angenehmer Unterhaltung gelangten die gemüthlichen Raucher nach Koblenz, wo der zärtliche Gemahl seine Gefährten, weil sie ihm einen so großen Dienst erwiesen hatten, freundlichst einlud, auf das fernere Wohl seiner lieben Frau eine Flasche seinen Weines mit ihm zu leeren. Also geschah es.

(Horace Vernet und der Gemäldekenner.) Ein reicher Emporkömmling kam eines Tags zu Horace Vernet und gab dem berühmten Meister den Auftrag, ihm eine Landschaft zu malen mit einer Höhle und einem heiligen Hieronymus darin. Vernet malte also die Landschaft und den heiligen Hieronymus am Eingang einer Höhle. Als er sein Bild ablieferte, sagte der Besteller, der nichts von Perspektive verstand: „Die Landschaft und die Höhle sind sehr gut gerathen, aber der heilige Hieronymus ist ja nicht in der Höhle." — „Aha, ich verstehe Sie und werde es abändern," versetzte Vernet, nahm das Bild mit und malte den Schatten tiefer, so daß der Heilige entfernter in der Höhle zu sitzen schien. Als er das Bild dem Käufer wieder brachte, nahm dieser es, meinte aber, der Heilige scheine ihm noch nicht ganz in der Höhle zu seyn. Vernet übermalte also die Figur ganz und brachte das Bild nun zu seinem Besteller, welcher davon ganz befriedigt schien. So oft dieser Herr nun Fremde bei sich sah, denen er das Gemälde zeigte, pflegte er zu sagen; „Hier sehen Sie ein Bild von Vernet, einen heiligen Hieronymus in der Höhle!" — „Aber wir können ja den Heiligen nicht sehen!" erwiederten die Besucher. — „Verzeihen Sie, meine Herren," sagte der Besitzer; „er ist drinnen; ich habe ihn selber am Eingang stehen sehen und später noch weiter nach innen, und ich weiß daher ganz gewiß, daß er darin ist."

(Eine Frau als Kapitän.) Ein Blatt aus Memphis meldet, daß eine der Louisiana-Kompagnieen in der Schlacht bei Bull's Run ihren Kapitän verlor, und daß die Kompagnie einstimmig die Frau des Gefallenen an seinen Platz erwählte. Die Frau passirte auch wirklich am 11. September in voller Uniform durch Memphis, um den Befehl der Kompagnie zu übernehmen.

Zweisilbige Charade.

O, daß doch, was die Erste sagt,
Dein Wandel so stets sey,
Dann zollt dir Achtung Jedermann,
Du bleibst vom Laster frei.

Mein Zweites zeigt die Stätte an,
Die Niemand gern' verliert,
Wohin der Hirt im Abendschein
Der Lämmer Schaaren führet.

Das Ganze ist ein Bauernort
Dort in dem Bliesgebiet
Wo Reben und Getreid' gedeih'n,
Wo Wohlstand fröhlich blüht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Dienstag, 12. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Alexander Laville durchschritt, sobald seine Beschützerin ihm die Möglichkeit eines ehrenhaften Rückzuges verschafft hatte, den Saal und eilte, sich in seinen Mäntel wickelnd, auf die Straße; er ging wie ein Trunkener und tausend Gedanken durchwirbelten sein Gehirn. Der eisige Nachtwind schlug ihm in's Gesicht; er mußte stillstehen, um freier athmen zu können.

Was er an diesem Abende erlebt, erschien ihm wie ein Traum; das Geräusch des Balles sumunte noch in seinen Ohren, er sah sich noch beargwöhnt, auf dem Punkte beschimpft zu werden, ohne die Anschuldigung sofort siegreich widerlegen zu können; und wenn er der unerhofften Hilfe gedachte, welche ihm zu Theil geworden, so fragte er sich, durch welche Eingebung ihm der Gedanke gekommen sey, einen solchen Schutz zu beanspruchen, und welches Interesse diese Frau verinocht hatte, ihm denselben zu gewähren. Seine Stimme war allerdings flehend gewesen und hatte in ihrem Ton den unverkennbaren Ausdruck der Wahrheit gehabt; ein Antrieb der Großmuth dürfte ebenfalls ihre Bereitwilligkeit erklären können, wenn sie nicht schon bei seinem ersten Anblick so viel Verwirrung gezeigt hätte. Warum diese forschenden Blicke, welche ihn so oft verfolgten? Es lag ein Geheimniß darin, in dessen Abgrund sein in vergebenen Muthmaßungen sich erschöpfender Geist sich völlig verlor.

Alexander war mit einem bemerkenswerthen Aussehen begabt. Seine regelmäßigen Züge trugen den Ausdruck des Edelsinnes und unbefleckter Offenheit; seine großen dunkelblauen Augen glänzten mit einem gleich sanften wie durchdringenden Strahl; seine Manieren sowohl, als Kleidung waren die eines mehr durch seinen Charakter, als durch Reichthum ausgezeichneten Mannes, und gefielen gerade durch ihre Einfachheit, welche eine unstudirte Eleganz nicht ausschloß.

Konnte die Unbekannte aber nur die Zeit gehabt haben, alles dieses zu bemerken? Wenn sie ihn nicht schon früher, bei einer Gelegenheit, die er nicht kannte, und welche sie sich nicht mehr deutlich erinnern konnte, gesehen hatte, wie konnte er vermuthen, daß ein Wesen, so jung, schön und reich, ohne Zweifel von Huldigungen und Schmeicheleien umgeben, plötzlich eine jener unwiderstehlichen Leidenschaften sollte empfunden haben, welche zuweilen dem Herzen entspringen, wie der im Kiesel schlummernde Funke, beim ersten Stoß, der ihn hervorrufen soll!

Dennoch, indem er weiter grübelte, konnte er sich überzeugen, daß es gewisse Umstände gibt, unter denen die Seele vorbereitet ist, vertheidigungslos eine Umwälzung zu erfahren, welche sie noch einen Augenblick vorher nicht für möglich gehalten hätte.

Aber er wollte diese Vorstellung nicht bereitwillig in sich aufnehmen, vielleicht in der Furcht, sie später wieder aufgeben zu müssen; und so fuhr er fort, achtlos auf seine Erregtheit, welche ihm die Vorfälle des Abends bis in's Wunderbare vergrößerte und verklärte, sich mit dem Auffinden einer andern Enträthselung abzumühen.

Der auf die Dame hervorgebrachte Eindruck, ihr von ihm bemerktes unfreiwilliges Erbeben und ihre unwillkürliche Ueberraschung, als er seinen Namen nannte, standen sie mit einem Irrthum in Verbindung, oder mit einem Geheimniß, in dessen Besitz sie ihn glauben mochte?

Er überblickte sein vergangenes Leben, seinen Aufenthalt in Amerika; er stieg Tag für Tag und Schritt um Schritt die letzten Jahre zurück, aber sein Gedächtniß gab ihm keine einzige ungewöhnliche Begebenheit, deren Zeuge oder Vertrauter er gewesen wäre. Zuweilen auch dachte er, daß der Zufall ihn vielleicht einem andern, bis dahin ungekannten Geschick verbinden wollte; daß der Dienst, den man

ihm erwiesen, nur deßhalb um so bereitwilliger gewährt worden, weil die Ergebenheit, welche er gelobt, bald auf die Probe gestellt werden sollte.

Seine Phantasie betrat dann mit ausgebreiteten Fittichen eine Welt der Illusionen, seltsamer Ideen und phantastischer Abenteuer. Alle diese Vermuthungen waren eben so wohl gleich unwahrscheinlich, als sie sich eben so wohl bewahrheiten konnten.

Während sein Geist hin- und herirrte, blieb Alexander, der Kälte nicht achtend, welche ihn immer mehr durchdrang, auf derselben Stelle stehen. Schon zog die Liebe, ohne daß er es sich gestand, in sein Herz. Das Geräusch des Wagens riß ihn für diesmal aus seiner gefährlichen Träumerei und kaum hatte er den Kopf nach der Richtung desselben gewandt, so flog ein elegantes Gefährt mit der Schnelle des Blitzes an ihm vorüber. Die Fenster desselben waren geschlossen. Ein Luchs hätte darauf verzichtet, in's Innere zu blicken; allein der junge Mann sah deutlich, zwar mit andern Augen als denen des Kopfes, den Schimmer einer Diamantenähre auf der Stirne der reizenden Unbekannten. Es war ein plötzlicher Glanz, eine letzte Lichterscheinung in der Dunkelheit.

Das Geräusch des Wagens verhallte und Alexander erreichte zu Fuß und trübselig das bescheidene Gemach, welches er in einer öden Straße des Faubourg Saint-Germain bewohnte. Die Nacht war weit vorgerückt, dennoch brauchte er noch längere Zeit um einzuschlafen und während dieses Schlafes erfüllte ein einziger Gedanke seine Träume, erschien ein einziges Bild vor seinem Geiste.

In wenigen Augenblicken hielt der Wagen, den Alexander hatte vorübereilen sehen, vor einem Hotel in der Rue du Helder. Eine Stunde später saß die Dame, welche darin nach Hause zurückgekehrt war, noch wachend in ihrem Schlafzimmer am Kamin.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Freunde!

(Fortsetzung.)

Es waren böse Tage für Rudolf sowohl als Bertram, die nun kamen. Beide sahen sich nicht wieder; die in Aussicht genommene letzte Sitzung Mariens zu ihrem Porträt unterblieb, und das Mädchen wurde von dem Vater noch einige Tage früher, als ursprünglich bestimmt gewesen, in das Stift zu Ahlberg geleitet. Als Rudolf durch den Abschied von seinem Kinde mehr, als er sich gestehen mochte, angegriffen und betrübt in das verödete Haus zurückkehrte, fand er daselbst einen Brief von Bertrams Hand vor. Der Inhalt war folgender:

„Du hast mich in einer Weise beleidigt, Rudolf, die Blut fordert. Ich bin ein abgesagter Feind jedes leichtsinnigen Spielens mit dem Tode, wie Du weißt, denn wir haben vielleicht nur dieses eine Leben, und wir müssen es darum zu Rathe halten. Doch was hilft es uns, wenn seine Blüthe zerbrochen ist? Eine einzige Viertelstunde hat mich belehrt, daß entweder Du mit frevelnder Hand die schönste Blüthe von meinem Lebensbaume abgerissen hast, oder daß ich ein elender, verächtlicher Thor, unsere langjährige Freundschaft eine je älter, desto widerwärtigeres Truggebilde war. Da kann und darf nur die Kugel entscheiden, was das Richtige ist. Binnen hier und sechs Wochen werden wir uns schießen. Ich bitte Dich um diese Frist nicht, weil ich inzwischen eine Ausgleichung unter uns für möglich hielte, sondern weil ich das Wort gegeben habe, meine Deckengemälde in der Friedrichsruher Kapelle bis dahin zu vollenden. Ist dies geschehen, so erhältst Du bestimmte Nachricht über Tag und Stunde. Ich hoffe, daß Du mir gegenübertreten wirst. Ich kenne Dich zu gut, um nicht glauben zu müssen, daß Du von Deinem Unrechte nicht so überzeugt bist, um mich — wie ich außerdem verlange — bis dahin mündlich um Verzeihung zu bitten wegen der Schmach, die Du mir angethan hast!

Bertram."

Rudolf hatte dies erwartet. Ruhig und gefaßt setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb die kurze Antwort:

„Ja, ich werde kommen, Bertram, und Dir Rede und Antwort stehen, die Waffen in der Hand, wie Du es verlangt hast. Gern versöhnte ich mich mit Dir, von Herzen gern, denn ich fühle es wohl, daß ich selbst Dir hundertfältigen Dank schulde. Aber ich kann nicht, ich darf nicht! Mein Kind, das mir theurer ist als Alles in der Welt, viel theurer auch als der Freund, dem ich diesen Schatz nun und nimmermehr im Leben gönne — mein Kind steht zwischen uns und trennt uns für alle Zeit.

Rudolf."

* * *

Unter den jugendlichen Zöglingen des Ahlberger Stiftes herrschte große Freude, als ihnen die Vorsteherin eines Tages im Frühherbste ankündigte, daß am nächsten Sonntag eine Lustfahrt auf der Eisenbahn nach dem reizend belegenen, von Ahlberg nur etwa zwei Stunden entfernten Friedrichsruhe unternommen werden solle, dessen Schloß, Park und Umgebungen einen großen Ruf genossen und namentlich an Sonn- und Festtagen eine große Anzahl von

Beſuchern aus den benachbarten Städten anlockten. Auch Marie war von dieſer Ausſicht ſehr angenehm überraſcht und, eben beſchäftigt, nach Hauſe an den Vater zu ſchreiben, fügte ſie gern die willkommene Nachricht von der bevorſtehenden Luſtpartie ihren harmloſen Mittheilungen hinzu.

Das arme Mädchen hatte in den nun bereits verfloſſenen vier bis fünf Wochen ihres neuen Aufenthalts denn doch mit dem unendlich bitteren Gefühle des Heimwehs zu kämpfen gehabt. Es war ja das erſte Mal, daß ſie das elterliche Haus auf länger als Stunden meiden mußte, und, gewöhnt an den ſteten Umgang eines ſo innig liebenden Vaters und einer doch wenigſtens ſorgſamen und pflichtgetreuen Mutter, empfand ſie in ihrem Herzen eine Lücke, die der Verkehr mit den kleinen muntern Freundinnen um ſo weniger gleich auszufüllen vermochte, als Marie von Haus aus zu einem gewiſſen ſinnigen Ernſte hinneigte. Seit einigen Tagen aber begann ſie, ermuthigt durch die ihr in reichem Maße entgegengebrachte Liebe von Alt und Jung, ſich zurecht zu finden und gleichſam aufzuleben, ſo daß denn auch ihr heutiger Brief weit heiterer und zufriedener klang, als die vorausgegangenen.

Freilich mochte wohl das feinfühlende Mädchen auch darunter gelitten haben, daß ſie von ihrem Freunde, dem Maler, keinen Abſchied nehmen konnte, daß ſogar die letzte Sitzung zu dem bald vollendeten Bilde unterblieben war, und daß ſie der Vater auf ihre deßfallſige Gegenvorſtellung mit kühlen Worten und der Bemerkung abgefpeiſt hatte, der Maler ſey bereits verreiſt und das Bild ſo gut wie fertig, ſo daß es eines Weiteren nicht mehr bedürfe. Wie hätte ihr dabei auch entgehen ſollen, daß der Vater dieſes Geſpräch ſo raſch wie möglich abbrach und in den letzten Tagen ihres Zuſammenſeyns mit ihm überhaupt eine eigenthümliche Mißſtimmung zeigte, deren Grund ſie unmöglich allein in dem bevorſtehenden Abſchiede von ihr erblicken konnte!

Nun waren aber auch dieſe kleinen Zweifel und Sorgen allmälig in den Hintergrund getreten. Neue Eindrücke, neue Pflichten beſchäftigten ihre Gedanken, nahmen ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und nur von Zeit zu Zeit mußte ſie noch daran denken, wo jetzt wohl das ſchöne Bild ſtehen möge, ob es wohl der Maler noch im Beſitz habe, oder ob es bereits das Arbeitszimmer des Vaters ſchmücke? Nach dem Verbleib des Bildes aber ausdrücklich zu fragen, das wagte ſie nicht; denn ſie ahnte ſehr richtig, daß eine ſolche Frage dem Vater nicht willkommen ſeyn werde nach dem, was er nun einmal darüber geſagt habe.

Am nächſten Sonntage durchwanderten denn wirklich etwa zwanzig Penſionärinnen des Ahlberger Stifts unter Leitung der Vorſteherin die prächtigen Parkanlagen des königlichen Schloſſes zu Friedrichsruhe, unter ihnen Marie, unſtreitig die ſchönſte und meiſtverſprechende Knospe in dieſem anmuthigen Frühlingskranze und bereits der entſchiedene Liebling der Lehrerinnen. Es war ein ſchöner, milder Herbſttag, die Luft klar und durchſichtig, das Laub der Bäume ſchon reich und kräftig ſchattirt, aber noch dicht und üppig wie im hohen Sommer. Die jugendliche Schaar war voll Luſt und Leben, auch Marie ſo heiter und aufgeräumt, wie ſie es noch nicht geweſen, ſeitdem ſie vom Vaterhauſe Abſchied genommen hatte. Daneben ergötzte man ſich an den bunten Zügen und Gruppen geputzter Menſchen, die den Park belebten, und ſich doch auch wiederum verloren in den weitläufigen Anlagen, ſo daß noch manches einſame und lauſchige Plätzchen übrig blieb und der Eindruck der reizvollen Natur nichts einbüßte über dem lärmenden Menſchentreiben.

Auch das Innere des Schloſſes hatte man beſehen und mit ſtaunender Ehrfurcht alle dieſe geheiligten Stellen betrachtet, wo die höchſten Herrſchaften einen Theil des Sommers hindurch aßen, tranken und ſchliefen wie andere Menſchen; alles Dinge, welche den jungen Geſchöpfen manche Skrupel verurſachten und zahlreiche Fragen entlockten. Nur die Kapelle war noch übrig geblieben. Der Kaſtellan verſicherte zwar der ſchauluſtigen Schaar, daß der Eindruck des Innern jetzt weſentlich unter dem Gerüſte leide, welches dermalen zum Zweck der Ausführung eines Deckengemäldes im allerhöchſten Auftrag Sr. Majeſtät in der Kapelle angebracht ſey. Doch gleichviel! Die Kapelle mußte eben in Augenſchein genommen werden, da man einmal hier war und nachdem der Kaſtellan die Geſellſchaft noch gebeten hatte, ſich möglichſt ruhig zu verhalten, weil der Herr Profeſſor auch heute, trotz des Feiertags, eifrig malend oben an der Decke ſitze und jeder Störung überaus abhold ſey, ſtrömten die muntern Gäſte in das zwar kleine, doch künſtleriſch vollendete Gotteshaus hinein.

Solch einen Tempel hatten ſie freilich noch nicht geſehen, die jungen Geſchöpfe, und des leiſen Staunens und Bewunderns war kein Ende. Freilich ſtörte ein wenig das Gerüſt, auf welchem hoch oben der Maler beſchäftigt ſeyn ſollte; denn hören und ſehen konnte man von ihm nichts. Allein danach fragten mindeſtens die Mädchen nicht; ſie waren von all den einzelnen Herrlichkeiten, dem Altarbilde, den alabaſternen Säulen, der kunſtvoll geſchnitzten und reich vergoldeten Kanzel ſo unbeſchreiblich befriedigt und entzückt, daß der Totaleindruck der Kapelle für ſie gar nicht in Frage kam.

Eben bewunderte jetzt Marie die buntfarbige Glasmalerei an einem der gothischen Fenster, als von der Höhe des Gerüstes herab ein kleiner Gegenstand dicht neben ihr zu Boden fiel. Ein wenig erschrocken blickte sie in die Höhe, konnte aber nichts von dem oben befindlichen Maler entdecken. Dann erst beugte sie sich nieder, um zu sehen, was denn eigentlich herabgefallen: es war ein Bleistift in silberner Kapsel, den sie da aufhob und augenblicklich wieder erkannte, obwohl er durch den Sturz arg beschädigt worden. Der Stift gehörte keinem anderen als Bertram: sie hatte ja den kleinen Griffel mit dem Drachenköpfe unzählig oft in seinen Händen gesehen! Der Maler oben mußte also Bertram seyn!

(Schluß folgt)

Mannigfaltiges.

Vor Kurzem wurde in England eine Bettlerin vor den Polizeirichter gebracht, die mehrere hundert Pfd. Sterl. in der englischen Bank liegen hat. Die arme Frau rechtfertigte sich, indem sie behauptete, sie könne sich nicht ins Privatleben zurückziehen, sondern müsse so lange betteln gehen, bis sie wenigstens 1 Pfd. Sterl. sicheres Einkommen die Woche habe. Da die englische Bank nur 3 Prozent zahlt, eine andere Bank ihr aber nicht sicher genug scheint, so reichen ihre Ersparnisse noch nicht aus und sie kann darum den Bettelkorb noch nicht in den Winkel stellen. Der Richter schickte sie vor der Hand auf einige Wochen ins Gefängniß.

(Ein trefflicher Schütze.) Ein junger Mann in Nordamerika, Namens Mike D., machte mit seinem Freunde Georg G. die Wette, daß er ihm auf 50 Schritt Distanz mit einer Kugel durch die Hosen in der Kniegegend schießen wolle, ohne das Bein zu verletzen. Die verhängnißvolle Wette wurde angenommen und der Schuß gelang vollkommen. Wir möchten unser Bein zu solchen Geschichten nicht verhalten.

Die Montagszeitung „Berlin“ entwirft von „unserer Zukunft“, nach Einführung der Heeresorganisation, folgendes nicht eben rosige Bild:

Bei diesen ew'gen Rüsten
Wird's bald mit uns so steh'n,
Ein Theil des Volks wird fechten,
Der and're fechten geh'n.

O. Jahn spricht in seiner Biographie „Mozart's von dem jämmerlichen Nachlaß des großen Meisters, bringt aber nicht das darüber aufgenommene gerichtliche Dokument. Dieses Aktenstück liefert in seinem ganzen Wortlaut und namentlich in dem demselben angehängten Inventar einen wehmüthig rührenden Beleg von dem bescheidenen Hausstande und der wo möglich noch weit bescheideneren Bibliothek „von dem k. k. Kapellmeister und Kammerkomponisten Mozart, der am 5. Dezember 1791 in seiner Wohnung Nr. 970, Rauhensteingasse, verstorben und eine Wittwe, Constanze, mit zwei Kindern: Karl, alt 7 Jahr und Wolfgang, alt 5 Jahr, ohne Testament, aber mit einem Heirathskontrakt hinterlassen.“ Das Inventar und dessen Schätzung besagt u. A. Folgendes: Baares Geld, womit die Beerdigungskosten bestritten, 80 fl. Rückstände von dem sich auf 800 fl. belaufenden Jahreshonorar 133 fl. 20 kr.; für verliehen angesehene Ausstände 800 fl.; Silberzeug: drei gewöhnliche Eßlöffel 7 fl.; Kleidungsstücke und Leinenzeug zusammen 49 fl., Tischleinen 17 fl., Möbeln im ersten Zimmer zusammen 21 fl.; im zweiten 82 fl. 30 kr., worunter zwei Divans mit 6 Lehnstühlen; im dritten 64 fl., namentlich ein Billard für 60 fl.; im vierten 189 fl., worunter ein Fortepiano mit Pedal für 80 fl. Die Bibliothek Mozart's ist im Ganzen auf etwa 23 fl. 41 kr. taxirt worden. Der Status des Nachlasses Alles in Allem war: Aktiva 592 fl. 9 kr. und Passiva 918 fl. 16 kr. Dr. Nikolas Stamak war Vormund der beiden Knaben Karl und Wolfgang.

Eine im Bezirksgerichte erschienene Bauersfrau war in Verlegenheit, wie sie den betreffenden Beamten, dem sie vorgeführt wurde, zu tituliren habe, hörte aber gleichzeitig, daß derselbe von einigen der anwesenden Herren mit „Herr Kollege“ angeredet wurde. Als die Reihe an sie kam und der betreffende Beamte nach ihrem Begehr frug, leitete sie ihre Rede ebenfalls zur Ergötzung des ganzen Gerichts mit „Herr Kollege“ ein.

Gemeinnütziges.

Um ein vorzügliches Sauerkraut zu erhalten, schüttet man auf den Boden des Ständers einen Schoppen ächtes Olivenöl, welches durch das Kraut aufsteigt und für die Satzung empfänglich und außerordentlich weich und zart macht.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 135:
Kelmheim.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Freitag, 15. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Gabriele Lascourt hatte, nachdem sie sich ihrer Balltoilette entledigt, ihre Zofe entlassen. In eine seidenweiche Causeuse versenkt, bestrebte sie sich, nachdem sie gefunden, daß der Schlaf sie nicht aufsuchen wollte, in der Lektüre eine schirmende Zerstreuung gegen die Gedanken zu finden, welche sie verfolgten.

Allein nur ihre Augen waren bei dem Buche, und bald sank dasselbe aus ihren Händen auf ihre Kniee. Sie blieb in tiefem Nachsinnen befangen und ihr starrer Blick unterschied keinen der sie umgebenden Gegenstände. Alles war für sie verschwunden, sogar das Schweigen und die Einsamkeit ihres Gemaches. Es däuchte ihr, als ob die lärmende Menge sie noch umgäbe, und inmitten dieser fremden oder befreundeten Gesichter erblickte sie immer und immer wieder ein edles, jugendliches Antlitz mit blauem, strahlendem Auge, erbebte sie von Neuem beim Klange des Namens Alexander Laville.

Ihre Zerstreutheit war so groß, daß sie das Rollen eines Wagens im Hofe überhörte, so wie den Ton von Schritten, welche sich ihrem Zimmer näherten.

Es klopfte leise an ihre Thür.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Ich bin es, liebe Gabriele,“ erwiederte die Thür halb öffnend ihr Gatte, Herr Eugen Lascourt, „ich kam so eben nach Hause, und Deine Kammerfrau, welche noch Deine etwaigen Befehle erwartet, sagte mir, daß Du nach der Rückkehr vom Balle hättest wach bleiben wollen. Deßhalb wage ich in dieses Zimmer einzudringen, ohne erst die Erlaubniß eingeholt zu haben. Muß ich Dir nicht danken ....“

„Und wofür?“ fragte sie.

„Für die Ursache Deines Aufbleibens,“ entgegnete lächelnd Herr Lascourt. „Wenn eine Frau zu ihrer Dienerschaft sagt, sie wolle nicht schlafen, obwohl es spät und sie ermüdet ist, so gibt sie dem Gatten das Geheimniß dieser Sprache zu errathen, und ich habe es errathen. Hast Du nicht gewünscht, noch mit mir zu plaudern, da wir uns den ganzen Tag nicht gesehen haben?“

Gabriele hatte ihren Platz wieder eingenommen. Ihr Mann rückte einen Fauteuil herbei und setzte sich ihr gegenüber.

Wenn jemals eine Frau sich in der Lage fand, durch ihr Glück Neid zu erregen, so war es Madame Lascourt. Auch bei der sorgfältigsten Durchforschung jedes Augenblickes ihrer Existenz, hätte sich nicht die geringste Spur eines Kummers, oder auch nur der leichtesten Widerwärtigkeit herausfinden lassen. Ihr Leben war in jeder Art bevorrechtigt. Sie brauchte es nur Tag um Tag vorbeigleiten zu lassen, ohne Bedauern der Vergangenheit, ohne Furcht vor der Zukunft.

Als junges Mädchen hatte sie heimlich, mit einer Neigung unschuldig und ruhig wie die Freundschaft, den Mann geliebt, welcher später ihre Hand begehrte und erhielt. Die Ehe, diese schwankende und wurmstichige Basis der Gesellschaft, welche so oft zur unmoralischen Spekulation herabgewürdigt wird, war für Gabriele frei von Betrug und Heuchelei geblieben.

Eugen Lascourt war ein Freund ihrer Familie, sie hatte mit ihm, als Gegengabe ihrer Jugend und Schönheit und ihres Vermögens, das Glück gesucht und gefunden.

Thätig, gewandt, mit besonderem Geschäftsgenie begabt, erfolgreich wie alle Leute, welche den Werth der Zeit kennen und reüssiren wollen, welche bei ihren Anstrengungen nur ein Ziel vor Augen sehen, von dem keine Verlockung sie abwendig machen kann, hatte Lascourt, ohne eigenes Vermögen, ohne mächtige Beschützer, sich selbst allein zu seiner jetzigen Stellung emporgeschwungen. Er hatte es beschlossen reich zu werden, und sobald er als Frucht seiner Arbeit

eine bedeutende Summe in Händen hielt, war es ihm gelungen, ein Bankhaus zu gründen.

Gabrielens Mitgift hatte ihn in den Stand gesetzt, seinen Geschäften einen größern Umschwung zu geben, und während der fünf Jahre seiner Ehe hatte das Glück ihn nicht für einen Augenblick verlassen.

Alles was er berührte, wurde Gold unter seiner Hand, und seine Betheiligung an einer Unternehmung sicherte deren Gelingen. Niemals hatte ein Argwohn den Ruf seiner Redlichkeit getrübt. Auch machte er von seinen Reichthümern den besten und edelsten Gebrauch. Seine Wohlthaten hatten seiner ganzen Familie aufgeholfen, welche arm war.

Die drei Kinder seines viel ältern Bruders verdankten seiner Freigebigkeit ihre Erziehung; er hatte sogar eine der beiden Töchter bei ihrer Verheirathung reichlich ausgesteuert, und man zweifelte nicht, daß die andern dasselbe erhoffen durften.

Die Sorge um seine Geschäfte, sein stets wachsender Thätigkeitskreis, erlaubten ihm nicht so oft bei Gabriele zu seyn, als er es wünschte; allein er setzte ein unbeschränktes Vertrauen in sie, und ließ sie freie Herrin ihrer Zeit und ihrer Handlungen.

So hatte sie sich auch an diesem Abende, in Begleitung eines Onkels, zu jenem Hochzeitsball begeben, während er seinerseits einen Theil der Nacht damit zugebracht hatte, mit andern Unternehmern die Chancen einer neuen und ungeheuren Spekulation auszurechnen.

In den Augen der Welt, welche die Gatten nur selten beisammen sah, glich diese Ehe der Mehrzahl der reichen Ehen von Paris, in denen jeder Theil für sich eine Freiheit beansprucht, von der er dem andern keine Rechenschaft ablegt. Man vermuthete nicht, daß eine wirkliche Intimität das Paar verband und daß Lascourt sich dieselbe wohlweislich als eine Belohnung für sein bewegtes, angestrengtes Leben aufbewahrt hielt.

Voll Aufmerksamkeit und Rücksichten gegen seine Frau, aber immer kalt vor der Welt, nahm er nur einen vertraulichen Ton an und duzte er sie nur, wenn sie allein waren. Indem er auf diese Weise einen Theil seiner Existenz im Schatten ließ und ihn den indiskreten Blicken der Menge entzog, wahrte er der Dauer und Sicherheit des Besitzes den vollen Reiz der Neuheit und des Geheimnisses. Gabriele lieh bereitwillig dieser ehrlichen Lüge ihre Mithilfe, und Beide hatten sich so sehr an diese unschuldige Verstellung gewöhnt, daß es ihnen niemals begegnete, sie zu verrathen.

Indeß, mitten in der Beständigkeit dieses Glückes, war die junge Frau vor nicht langer Zeit traurig geworden; die Welt schien sie nicht mehr zu zerstreuen. Wohl suchte sie noch ihre Vergnügungen, hoffend in Glanz und Geräusch der fixen, hartnäckigen Idee, welche sie beherrschte, zu entrinnen, allein kaum auf einem Feste angelangt, sehnte sie sich schon wieder nach Einsamkeit.

Alles was sie gewöhnt gewesen war, zu glauben und zu ehren, hatte plötzlich der Zweifel wie ein vergifteter Pfeil berührt; Ehre, Pflicht, Tugend, Alles, wovon sie früher eine so bestimmte Vorstellung besessen, daß kein Sophismus dieselbe hatte verdunkeln können, schwankte nun in verworrenen Bildern vor ihrer Seele. Es schien ihr, daß es keine Richtschnur mehr gäbe für die Handlungsweise, keinen Zügel für den Wunsch; und wenn sie, um sich zu beruhigen, da wo sie liebte, ihre Stütze suchen wollte, so fühlte sie eine tödtliche Kälte an's Herz dringen, und ihre letzten Illusionen erstarben. Seit einem Monat ungefähr verzehrte sich ihr Leben in diesen innern Kämpfen; ihre Schönheit verlor nach und nach von ihrem Glanz, und die Schwermuth legte sich wie ein Schatten auf ihre Züge.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Freunde!

(Schluß.)

Rasch wandte sich Marie an den Kastellan, übergab ihm ihren Fund zur Weiterbesorgung, und fragte zugleich ein wenig schüchtern nach dem Namen des Malers. Sie hatte sich nicht getäuscht: Bertram hieß der Künstler, der dort oben auf schwindelndem Sitze beschäftigt war.

Noch verrieth sich das junge Mädchen mit keinem Worte. Aber ihr Entschluß war gefaßt: sie mußte den Maler sehen und sprechen, mußte ihm sagen, daß sie unschuldig gewesen sey an dem mangelnden Abschied von ihm, an der unterbliebenen letzten Sitzung zu dem schönen Porträt, dem er so vielen Fleiß, so große Sorgfalt zugewendet hatte. Hatte ihr doch der Vater niemals geboten, dem Maler die Freundschaft zu kündigen, und konnte er doch sicherlich nicht schelten, wenn sie ihm später erzählen würde, daß es sie so sehr verlangt habe, hier am dritten Orte, unter lauter fremden Menschen, dem zufällig entdeckten alten Freunde ihren Gruß zu bringen.

Erst auf dem Wege nach dem Gasthof, in welchem man sich einquartirt hatte, theilte Marie der Vorsteherin mit, was sie auf dem Herzen hatte, und gern erhielt sie die Erlaubniß, dem Herrn Professor — wie Bertram hier genannt wurde — dem vertrauten Freunde ihres Vaters, einen kurzen Besuch zu machen. Derselbe wohnte noch dazu, wie man auf nähere

Erkundigung erfuhr, dem Gasthofe schräg gegenüber in einem Gartenhause, so daß sich das junge Mädchen nur wenige Schritte von der Hauptstation der Gesellschaft entfernen und die Vorsteherin deßhalb um so weniger bedenklich seyn durfte. Zugleich hörte man aber auch, daß der Maler regelmäßig erst am späteren Nachmittag aus der Kapelle heimkehre und vor der vierten Stunde schwerlich zu treffen seyn werde.

Kaum konnte Marie vor innerer Unruhe die Zeit erwarten, wo sie hinüber gehen sollte, und während die übrige Gesellschaft, auf Sophas und Sesseln zerstreut, sich von den Anstrengungen des Vormittags zu erholen suchte, stand das junge Mädchen aufmerksam am Fenster und musterte die Straße, ob nicht der Maler des Weges komme und hinüber nach seiner Wohnung eile, wo sie ihn dann alsbald zu begrüßen gedachte. Wie klopfte ihr Herz vor freudiger Erwartung, wenn sie in einem der Vorbeipassirenden den Freund zu erkennen glaubte, und wie niedergeschlagen fühlte sie sich stets von neuem, wenn sie ihre Hoffnung getäuscht sah und ein fremder, gleichgiltiger Mensch seines Weges zog. Und wenn sie gar vielleicht der Maler hier oben am Fenster entdeckte, wenn er ihr von unten herauf zunicken, vielleicht ins Zimmer hereinstürmen würde? Darüber war sie sich ja freilich klar, daß Bertram hoch erfreut seyn werde über dieses unverhoffte Wiedersehen, und deßhalb wünschte sie denn doch, daß die Andern nicht gerade Zeugen seyn möchten dieser ersten Begegnung. Der Maler zeigte sich bisweilen doch ein wenig eigenthümlich ihr gegenüber, und die andern Mädchen waren oft so toll und übermüthig und kindisch dazu; die hätten am Ende gar lachen können und sie zum Besten haben. — Aber Bertram kam nicht, und schon längst hatten die Uhren die vierte Stunde verkündigt. Marie wurde immer unruhiger. Vielleicht hatte der Maler einen andern Weg nach seiner Wohnung genommen und befand sich längst da drüben. Vielleicht auch war er schon früher, zu einer ungewöhnlichen Stunde, von seiner Arbeit zurückgekehrt. Es war ja heute Sonntag, wo er sich ohnehin von Rechtswegen hätte ausruhen und gar nicht auf dem gefährlichen Gerüste sitzen sollen. Und wie wenig Zeit war noch übrig. Um fünf Uhr sollte es wieder hinaus ins Freie gehen, um den Tag auszukosten, und um acht Uhr schon pfiff der Dampfwagen zur Heimfahrt.

Marie machte sich endlich auf den Weg. Sie wollte wenigstens alles versuchen, was in ihren Kräften stand, um Bertram zu sehen. Gelang es ihr nicht, so erfuhr er doch vielleicht, daß sie da gewesen sey und nach ihm gefragt habe.

Als sie hinüber kam in das ihr bezeichnete Haus, empfing sie eine freundliche ältliche Frau an der Thüre und bat sie, einstweilen in die Zimmer des Herrn Professors, der jeden Augenblick zurückkehren müsse, einzutreten. Es waren zwei geräumige, wohnliche Stuben, die Bertram hier inne hatte; das vordere enthielt gewöhnliche Hausmöbeln, die hintere bildete eine Art von Atelier; die Thüre zwischen beiden Räumen war ausgehoben. Und dort im hinteren Zimmer an der großen Staffelei — dort stand ja richtig das Bild Mariens noch in demselben Stadium, in dem wir es zu Anfang gesehen; dort stand es groß und leibhaftig, wie seiner Zeit in dem Hause des Malers, als ihm Marie gesessen hatte. Das junge Mädchen sprang auf das Bild zu und begrüßte es wie einen lieben Bekannten, während die Frau, die Marie hieher geleitet hatte, die täuschende Aehnlichkeit des Bildes wie die Kunst des Malers rühmte und der Freude des holden Kindes mit gutmüthigem Lächeln zusah.

„Ach, der Herr Professor wird sich freuen über den Besuch," meinte sie dabei, „das wird ihm sehr wohl thun, liebes Fräulein. Der Herr Professor scheint recht leidend zu seyn und daneben immer die viele Arbeit, die gefährliche Arbeit zwischen Himmel und Erde! Das muß ja den Menschen ruiniren und elend machen!"

Inzwischen wurde die Alte abgerufen und Marie blieb allein. Es gab so vieles, was sie plötzlich nachdenklich machte. Also hatte das Bild den Maler doch hierher begleitet und war noch immer nicht fertig geworden. Oder sollte es der Vater vielleicht nun gar nicht bekommen, waren er und der Maler etwa keine Freunde mehr und hätte sie doch nicht hierher gehen sollen ohne ausdrückliche Erlaubniß des Vaters? Und leidend und elend sollte Bertram seyn, wie die Alte gesagt hatte? — Weßhalb denn? Er war doch sonst nie krank gewesen! Würde sie ihn am Ende ganz verändert finden und gar nicht wiedererkennen?

Dem armen Kinde ward es mit einem Male so ängstlich und beklommen zu Sinnen, daß es am liebsten wieder umgekehrt wäre und den Heimweg angetreten hätte. Aber es währte nur einen Augenblick. Dann faßte sie sich wieder und freudige Erwartung gewann die Oberhand. Sie sah sich flüchtig in beiden Zimmern um, sie hatten ein wohnliches, heimisches Ansehen und erinnerten deutlich an die frühere Einrichtung des Malers. Nur Eines fiel ihr auf. In dem hinteren Zimmer hingen viele durchlöcherte Scheiben an den Wänden. Wahrscheinlich half sich der Maler mit Schießübungen die Zeit vertreiben. Waffen hatte er immer geliebt und geführt.

Jetzt nahten sich Schritte. Das war sicherlich Bertram! Ob er es bereits wußte, daß sie ihn

hier erwartete? Aber nein. Sie hatte es ja der Hauswirthin gesagt, daß sie den Freund gern überraschen wolle. Also rasch hinter das große Bild an der Staffelei, das sie vorläufig vor den Blicken Bertrams schützte und verbarg! Trat er dann ein in das zweite Zimmer, so sprang sie aus ihrem Verstecke hinter dem eigenen Bild hervor und dem Maler entgegen. Der werde Augen machen!

Nun befand sich Bertram in dem ersteren vorderen Zimmer. Er legte Hut und Stock bei Seite, setzte sich aber nicht, sondern ging unstät auf und nieder. Er sah elend und verfallen aus; seine hohe Gestalt war gebeugt; seine Augen verriethen ein rastlos zehrendes Feuer. Wie hatte ihn doch der jähe, plötzliche Zwiespalt mit dem langjährigen Freunde, die harte, unvermuthete Trennung von dem zur andern Natur gewordenen Umgang und mehr noch vielleicht die schmerzliche Trennung von Marien, dem Liebling seines Herzens, in einer kurzen Spanne Zeit so furchtbar gebrochen! Er erwartete, er hoffte nichts mehr von dem Leben. Der Zweikampf mit dem ehemaligen Freunde sollte ihm zum ehrenvollen Tode helfen; er selbst gedachte den Freund, den er auch jetzt nicht haßte, der ihm aber doch für ewig verloren schien, weil er ihm nun und nimmer Versöhnung bieten durfte, zu schonen und unversehrt zu erhalten. Jener hatte sein Kind, für das er leben durfte, das ihm das Leben zum Leben machte; er — hätte nichts, außer die qualvolle Erinnerung an bessere Tage. Deßhalb aber mußte sein und des Freundes Schicksal in seiner Hand ruhen. Täglich übte er sich im Gebrauche der Pistolen und fand darin seine einzige Zerstreuung. Sonst lebte er freudelos und einförmig. Die Arbeit befriedigte ihn nicht; er konnte sich nicht erwärmen an der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, und malte nur mit harter, eiserner Selbstüberwindung, um — wie er dachte — nicht wortbrüchig aus der Welt zu gehen. Diese Thätigkeit aber rieb ihn mit einer so furchtbaren Schnelligkeit auf, daß er oft selbst erschrack über die Abnahme seiner Kraft, und bei dem Gedanken erbebte, daß ihn vielleicht viel Furchtbareres ereilen könne, als die Kugel des ehemaligen Freundes. Er war das Gespenst des Wahnsinns, das leise von Zeit zu Zeit an seine Pforte klopfte.

So hielt er auch jetzt, im Zimmer auf- und niederschreitend, gleichsam spielend die von der Wand herabgenommene geladene Pistole in der Hand und freute sich, wenn man es so nennen durfte, an dem prächtig damascirten, blinkenden Laufe, als sein trüber und schwerer Blick plötzlich auf dem Bilde im anderen Zimmer haftete, das so lange die Freude seines Herzens gewesen, jetzt aber die nächste Quelle alles Kummers geworden war.

Marie, die sich bis jetzt mäuschenstill verhalten, hatte sich kaum merklich geregt und versucht, von ihrem Verstecke aus einen Blick auf Bertram zu werfen, der bis jetzt noch immer nicht in das zweite Zimmer gekommen war und dessen unstätes Auf- und Niederschreiten sie dermaßen beunruhigte, daß sie von Minute zu Minute ängstlicher ward und sich nun kaum noch hervorgetraute.

Bertram aber dünkte es in diesem Augenblick, als habe sich das Bild bewegt, als sey es lebendig geworden und wolle ihm entgegenwandeln. Er entsetzte sich, ein kalter Schweiß trat auf seine Stirne.

„Unseliges Bild, das mich noch äffen will, nachdem es mir alles, alles gekostet!“ rief er aus, das kurze Gewehr in seiner Hand knallte, es ertönte ein leiser, klagender Schrei und — hinter der Staffelei stürzte Marie, tödtlich getroffen, zusammen. Bertrams Schuß war dem Mädchen, gleichwie ihrem Bildniß, mitten durchs Herz gegangen.

Etwa eine Stunde später standen Rudolf und Bertram neben einander an der blutenden Leiche Mariens. Jenen hatte in Folge der brieflichen Mittheilung seines Kindes über den bevorstehenden Ausflug nach Friedrichsruhe, wo er ja auch den Maler zu suchen hatte, eine ihm selbst unerklärliche Angst den weiten Weg hierher getrieben. Er fand sein Kind bereits entseelt. Weniger der trostlose Bertram als die Andern erzählten halb errathend dem unglücklichen Vater, wie das Ereigniß gekommen. Rudolf war gefaßter und maßvoller, als sich erwarten ließ bei der Größe des Verlustes, der ihn betroffen, bei dem furchtbaren Geschicke, das sein theures Kind ereilt hatte. Er reichte dem schwer gebeugten Freund die Rechte und sprach mit versöhnender Milde: „Nimm sie nur immer an, Bertram, meine Hand. Ich bitte Dich darum. Es ist mir heiliger Ernst mit unserer Versöhnung, heiliger Ernst, so wahr ein Gott über uns lebt und gerecht richtet über die Menschenkinder. Wir wollen Freunde bleiben, Bertram, wir müssen es bleiben in unserm Herzeleid. Mein Kind ist ja todt und — nichts mehr zwischen uns, was uns trennen könnte!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Sonntag, 17. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Herr Lascourt nahm vom Kaminsims das Etui, welches die am Abende getragenen Diamanten seiner Frau enthielt. Er zog sie hervor und sie auf Gabrielens schönes Haar legend, betrachtete er sie mit dem Lächeln des befriedigten Stolzes.

„Wie schön mußt Du gewesen seyn, meine Gabriele," sagte er, „und wie bedaure ich es, daß ich Dich nicht begleiten konnte! Sey aufrichtig, hat man Dir viele Schmeicheleien gesagt? Hat man Dich recht mit Bewunderung betrachtet? Ja, nicht wahr? denn alle Welt muß doch Augen haben wie ich. Wen hast Du auf dem Balle gesehen?"

Sie nannte ihm ungefähr ein Dutzend Familien und Namen ihrer Bekanntschaft.

„Ich habe nicht zur Ruhe gehen wollen, ohne Dich noch zu sehen," fuhr er fort; „aber wenn Du der Ruhe bedarfst, so ziehe ich mich zurück; Du wirst müde seyn?"

„Nein," entgegnete sie, „ich habe nicht getanzt."

„Und warum nicht? Weil ich nicht da war? Ich kann Dir allerdings nicht böse darüber seyn, daß Du meine Gegenwart gewünscht hast, und ich werde gewiß deßhalb keinen Streit mit Dir suchen; aber Du bist nicht vernünftig, Gabriele. Wenn ich auch nicht stets bei Dir bin, so beschäftige ich mich doch unablässig mit Dir und Deinem Glück. Ist es nicht mein höchster Genuß, durch meinen Reichthum alle Deine Wünsche zu befriedigen? Hast Du irgend einen Kummer?"

„Ich!" rief sie, „wie kömmst Du auf diese Idee?"

„Ich habe zu bemerken geglaubt, daß Du traurig warst."

„Du hast Dich getäuscht, Eugen."

„Nein, ich sah es noch gestern; Du glaubtest Dich allein und Du seufztest. Gabriele, sey offen, wünschest Du etwas? Hast Du irgend eine Laune, ein kostspieliges Verlangen, das Du mir nicht zu gestehen wagst? Sprich, ich habe Dir niemals etwas verweigert. Warum denkst Du, daß ich heute nicht dasselbe Vergnügen empfinden würde, Dir zu gewähren, was Du verlangst?"

„Aber ich wünsche Nichts, ich versichere Dich."

„Das thut mir leid," erwiederte Eugen Lascourt, „denn heute Abend hättest Du meine Freigebigkeit auf die Probe stellen können. Wirf mir nicht vor, daß ich Dich vernachlässige, mich zu viel meinen Geschäften überlasse. Ich habe stets den Grundsatz gehabt, daß das Glück seine Zeit hat, und das meinige ist noch nicht erschöpft; ich benutze dies und verlange vom Erfolg Alles, was er mir zu geben vermag. Aber in einigen Jahren werde ich zu Dir zurückkehren, mich Dir ganz widmen können, und Du wirst reich seyn, wie die reichste Herzogin Frankreichs, Du wirst durch Deinen Luxus alle Frauen von Paris überstrahlen. Ich verspreche es Dir, ich, den das Glück bei seiner Geburt so schnöde empfing und der es zwang, ihm zu lächeln! Ah!" fuhr er mit einer Art begeisterter Entzückung fort, „die wahre Macht heutzutage ist das Geld! Die Millionen sind die einzigen legitimen Könige! Du weißt nicht, Gabriele, daß vor einer Stunde zwanzig meiner Standesgenossen mich einstimmig einen Mann des Genies genannt haben? Ich habe ihnen in unserer Versammlung die Grundzüge einer glänzenden und ganz unfehlbaren Spekulation vorgelegt, man hat alle meine Ideen gutgeheißen. Morgen werden mir die Fonds eingehändigt werden; was mich betrifft, so habe ich diesen Abend einen Netteprofit von fünfmalhunderttausend Franken gemacht."

„Ich verstehe nichts," sagte Gabriele, „von der Wissenschaft der Zahlen. Nur fürchte ich immer, daß das Glück des Einen den Ruin des Andern herbeiführt."

„Wenn man so denken wollte, meine schöne Moralistin," erwiederte Lascourt, „so würde man sich

zur Unthätigkeit verdammen. Es läßt ſich nicht leugnen, daß das Geld, welches ich heute gewinne, geſtern einem Andern angehörte. Wenn es denn doch in andere Hände übergehen ſoll, warum nicht in die meinigen, welche ſich zu öffnen verſtehen, um es zu empfangen? Aber laſſen wir das. Es iſt übrigens ein zu trockener Gegenſtand, über den wir uns wohl nicht, wie ich fürchte, vereinigen würden. Du urtheilſt mit dem Gefühl, ich mit dem Verſtande."

„Ja," ſagte ſie; „es gibt vielleicht gewiſſe Dinge, welche man nicht ſuchen ſoll zu ergründen."

Ihr Gatte ſah erſtaunt in ihr Geſicht.

„Wirklich, Gabriele, Du beunruhigſt mich. Du verbirgſt mir ein Geheimniß. Wäreſt Du gar eiferſüchtig?"

„Wenn ich es wäre, ſo würde ich es geſagt haben. Nein, es mag eine Neigung zur Traurigkeit ſeyn, ohne daß ich es ſelbſt weiß. Frage mich deßhalb nicht mehr, denn ich könnte Dir ja nicht antworten."

„Nun wohl, es ſey, obſchon ich Dich nicht ganz aufrichtig glaube. Ich hoffe indeß, daß, wenn Du jemals einen Vertrauten wählſt, Du mir den Vorzug geben wirſt."

Er trat ihr näher, und ſie wie zum Abſchiede auf die Stirn küſſend, fügte er hinzu:

„**A propos**, war Frau von Verneuil auf der Hochzeit?"

„Ich habe ſie nicht geſehen, Eugen."

„Der Portier übergab mir, als ich nach Hauſe kam, ein Billet von ihr, worin ſie mich an ein Verſprechen erinnerte, welches ich ihr vor einigen Tagen gemacht hatte. Ich möchte ihr nicht ungefällig ſeyn, aber ich habe ganz daſſelbe auch einer ganz andern Perſon zugeſagt, welche mir ebenfalls einen Vorwurf daraus machen würde, ihr nicht zu willfahren."

„Und wovon handelt es ſich?"

„Ah, Gabriele, jetzt iſt die Reihe an Dir, neugierig zu ſeyn. Es handelt ſich darum, mein liebes Kind, einen Glücklichen zu machen, aber nur Einen, und beide Protegées ſind gleich gut empfohlen. Ich bin wirklich verlegen."

„Wenn ich wüßte, was Du ſagen willſt, ſo könnte ich Dir vielleicht einen Rath geben."

„O ja, aber ich werde Deinem Beiſpiel in der Verſchwiegenheit folgen und Dich Deinerſeits das Räthſel errathen laſſen, zu deſſen Löſung Du mir dennoch behilflich ſeyn ſollſt. Du kannſt ganz ruhig ſeyn, wie die Entſcheidung auch ausfalle, es wird immer eine gute, wohlangebrachte Handlung ſeyn. Eben fällt mir Etwas ein, um aus der Verlegenheit zu kommen . . . ."

Er ſtand raſch auf und zog die Klingel.

„Was machſt Du?" fragte ſie.

„Julie," ſprach er zu der eintretenden Kammerfrau, „bringen Sie uns ein Spiel Karten."

„Warum?" fragte Gabriele erſtaunt.

Als die Kammerfrau das Verlangte herbeigebracht und ſich wieder entfernt hatte, ſetzte ſich Eugen Lascourt dicht neben ſeine Frau.

„Erinnerſt Du Dich," ſprach er, ihre beiden Hände nehmend, „daß, als Du noch ein ganz junges Mädchen warſt, Deine alte Gouvernante Dich mit der, nach ihrer Meinung ganz untrüglichen Kunſt vertraut machte, die Zukunft zu ergründen? Als Du mir dieſes Geſtändniß machteſt, ſpottete ich der abergläubiſchen Schwäche, obſchon ich mich im Grunde nicht darüber zu beklagen hatte, — da die Karten Dir einen Gatten vorausſagten, den Du lieben und von dem Du geliebt werden würdeſt. Ich will mich heute Deiner Wiſſenſchaft bedienen, falls Du ſie nicht vergeſſen haſt."

(Fortſetzung folgt.)

Monſieur Bodry's Erſcheinung.

Nach W. Collins von L. Du Bois.

1.

Vor ungefähr hundert Jahren lebte in Paris in der Straße St. Martin ein Seidenhändler namens Gombert. Er war ungefähr ſechzig Jahre alt, Wittwer, und hatte nur ein Kind, eine ſchöne Tochter von neunzehn Jahren, die wegen ihrer körperlichen Reize nicht weniger Bewunderer fand, als wegen des großen Vermögens, das ſie einſt ererbte. In der That galt Madeleine Gombert für die beſte Partie in dem ganzen Stadttheile, welchen ihr Vater bewohnte, und wenn ſie ſich nicht verheirathete, ſo geſchah es keineswegs aus Mangel an Anbetern. Vor hundert Jahren hatte die Herrſchaft der Freigeiſter in Frankreich begonnen, und die Religion kam aus der Mode; dennoch würde ein Fremder, der eines Sonntagmorgens zufällig in die Kirche St. Merry gekommen wäre, durch die große Zahl der dort anweſenden jungen Männer, welche knieend die Meſſe oder die Predigt hörten, zu der Meinung veranlaßt worden ſeyn, daß wenigſtens in dieſem Theile der Stadt die Frömmigkeit noch nicht ganz verſchwunden ſey. Allein es würde ein unrichtiger Schluß geweſen ſeyn; denn die große Zahl der Andächtigen wurde lediglich durch den Umſtand dahin gezogen, daß die Kirche St. Merry dasjenige Gotteshaus war, welches Gombert mit ſeiner Tochter zu beſuchen pflegte, und der Wunſch, die ſchöne Madeleine zu ſehen und ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, hatte mit der Anweſenheit der Zuhörer

viel mehr zu thun als die Aufrichtigkeit ihres Glaubens oder die Bewunderung, welche sie für den Prediger hegten. Ob Madeleine die Wirkung bemerkte, welche ihre Gegenwart auf den Kirchenbesuch äußerte, ist schwer zu sagen, wahrscheinlich jedoch, daß ihr weiblicher Instinkt sie die Wahrheit ahnen ließ, wenn gleich ihre Handlungsweise nicht davon bestimmt wurde. Was Monsieur Gombert betraf, so war er weit davon entfernt, die Sache im richtigen Lichte zu sehen. Zweifel waren nicht seine Gewohnheit, er nahm alles buchstäblich und glaubte an alles, was er sah.

Natürlich war es weder Madeleinens Absicht, noch die ihres Vaters, daß die Besitzerin einer so großen Schönheit und die Erbin eines solchen Reichthums unvermählt zu Grabe gehen solle. Ueber ihre Verheirathung und die Wahl ihres zukünftigen Lebensgefährten war, nach der damals in Frankreich allgemein herrschenden Sitte, bereits entschieden worden, als sie noch in den Kinderjahren stand. Das Geschäft des Seidenhändlers hatte ihn in sehr nahe Beziehungen zu einem reichen Fabrikanten in Lyon, namens Bodry, gebracht, welche allmälig so innig wurden, daß bei beiden Theilen der Wunsch erwachte, sie durch eine Verbindung ihrer Familien noch mehr zu befestigen. Monsieur Bodry hatte einen einzigen Sohn, und Monsieur Gombert eine einzige Tochter. Was war also für diese beiden Kapitalisten natürlicher, als dahin übereinzukommen, daß Bodry's Sohn Gombert's Tochter heirathen solle?

Obgleich daher Henri Bodry's Verheirathung mit Madeleine Gombert eine seit zehn Jahren zwischen den Eltern abgemachte Sache war, bei der es der Einwilligung der eigentlich kontrahirenden Theile nicht bedurfte, so gab Monsieur Bodry dennoch eines schönen Morgens seinem Sohne auf dessen Bitte die Erlaubniß, nach Paris zu gehen und einige Monate vor der Hochzeit, welche bei der erreichten Volljährigkeit des jungen Mannes stattfinden sollte, die nähere Bekanntschaft seiner Verlobten zu machen. Ohne Zweifel empfand er nicht geringe Neugierde, die Erscheinung derjenigen zu sehen, welche seine Lebensgefährtin werden sollte; allein er hatte, um die Wahrheit zu sagen, noch einen anderen Grund für seine Bitte. Henri Bodry liebte, seiner schwachen Konstitution und wankenden Gesundheit ungeachtet, das Vergnügen in hohem Grade. Paris war damals, wie jetzt, die Quelle aller Genüsse und Vergnügungen, und nichts hatte der junge Lyoner deßhalb mehr gewünscht, als sich einige Zeit frei und ungehindert in der Hauptstadt bewegen zu können, ehe er sich häuslich niederließ. Es war gegen Ende des Monats November des Jahres 1757, als Henri Bodry mit wohlgefüllter Börse und einem Empfehlungsschreiben an Monsieur Gombert, worin seine einzige Legitimation bestand, die Geburtsstadt verließ.

Vor hundert Jahren war eine Reise von Lyon nach Paris eine Sache, welche Zeit erforderte. Leute der unbemittelten Stände bedienten sich in der Regel der Rollwagen und brachten beinahe zwanzig Tage auf dem Wege zu, während wohlhabendere die Landkutschen benutzten, gleichfalls nur schwerfällige Fuhrwerke ohne Federn und Polster. Henri Bodry's Würde vertrug sich natürlich nicht mit dem Rollwagen, weßhalb er die Landkutsche wählte. In jener Zeit, als zwischen weit von einander entfernten Ortschaften, wie Lyon und Paris, nur wenig Verkehr bestand, geschah es selten, daß ein Reisender, welcher den ganzen Weg zurückzulegen hatte, einen Gefährten mit gleicher Ansicht traf. Meistens stiegen die Passagiere auf den Zwischenstationen ab und wurden durch Andere ersetzt, und nicht selten trat sogar eine völlige Lücke ein, das heißt, kein neues Gesicht erschien, und der Reisende befand sich in der für einen Franzosen allerunerträglichsten Lage, nämlich der, niemand zu haben, mit dem er sprechen konnte.

Henri Bodry's Aussichten beim Antritt der Reise versprachen auch sehr wenig; denn kaum hatte er Trevoux erreicht, als er der einzige Passagier in der Landkutsche war und bis zur Ankunft in der Stadt Mâcon blieb. Da es bereits dunkel war, so hielt der Wagen für die Nacht im Gasthofe „La Croix de Bourgogne" an, und Henri wurde in ein großes Zimmer mit vier Betten, gewöhnlich dem einzigen Mobiliar, geführt, wo er zu Nacht speisen, schlafen und nach Belieben die Zeit verbringen konnte, bis sich die Landkutsche am nächsten Morgen um acht Uhr wieder in Bewegung setzte.

Die Aussicht auf einen langen, einsamen Novemberabend war nicht sehr erfreulich für ihn; allein während er auf das versprochene Nachtessen wartete, trat ein Fremder, in Reisekleidern und mit einem kleinen Felleisen in der Hand, in das Zimmer. Es war ein hübscher junger Mann, ungefähr von demselben Alter wie Bodry, und mit heiteren, ansprechenden Zügen. Nachdem er einen Blick auf den Bewohner des Zimmers geworfen hatte, schaute sich der Fremde um, wählte eins der Betten und nahm davon Besitz, indem er seinen Mantel, Hut und Felleisen darauf warf. Dann sich dem Tische nähernd, an welchem Bodry saß, fragte er Letzteren ohne lange Einleitung, ob er auch auf der Reise sey, und wohin sein Weg führe. Mit der seinem Alter eigenen Offenheit erwiederte Henri, daß er nach Paris gehe, worüber der neue Ankömmling große Freude äußerte, indem er bemerkte, daß dies auch das Ziel seiner Reise sey, und eben so freimüthig, wie seine Frage gewesen war, erzählte

er weiter, daß er eine lange Fußwanderung durch das Land gemacht habe, kalt und hungrig sey, und sich sehr freuen werde, an Henri's Mahl Theil zu nehmen, sofern er dasselbe nicht schon genossen haben sollte. Der junge Bodry war entzückt, einen so angenehmen Reisegefährten gefunden zu haben, und ging bereitwillig auf den Vorschlag ein. Das Nachtessen wurde gebracht, und bei einer Flasche des vortrefflichen Weins von Mâcon machten die jungen Leute schnell nähere Bekanntschaft. Im Alter von zwanzig Jahren kennt der Mensch in der Regel noch keine Zurückhaltung. Bodry beschrieb deßhalb seine Verhältnisse, ohne das Geringste zu verbergen, schilderte seine Lage, den Zweck seiner Reise, und bekannte auf die lachende Frage des Andern offenherzig, daß er keine große Lust zu der bevorstehenden Heirath empfinde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zu Evreux in Frankreich zeigte vor Kurzem ein junger Mann dem Gericht an, daß seine verlobte Braut ihm untreu geworden sey und klagte auf eine Entschädigung von 1500 Frks. Er hatte eine förmliche Rechnung aufgesetzt, unter Anderm für verlorene Zeit: 8 Visiten bei der tugendsamen Jungfer Braut à $1^1/_2$ Fr.; 6 Visiten von noch längerer Dauer à 2 Fr.; 4 Visiten von noch längerer Dauer à 4 Fr.; ferner die Kosten des Mittagessens zu Ehren der Braut, wozu eine Maß Wein, 4 Flaschen Branntwein, Pfeffer, Käse, Zwiebel und sonstige nützliche Dinge angeschafft worden waren; zuletzt wurde noch eine Summe für abgelaufene Stiefel und eine andere für schlaflose Nächte verlangt. Er mußte sich im Ganzen mit 455 Fr. Schmerzengeld abfinden lassen.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung" berichtet folgenden ergötzlichen Vorfall, der sich während der Krönungstage ereignet hat. Ein Kaufmann in Königsberg, der während der Festlichkeiten besondere Vorsicht gegen Taschendiebe an den Tag legen wollte und deßhalb sehr wenig Geld zu sich steckte, merkte eines Tages das Verschwinden seines Taschenmessers. Er wußte jedoch nicht, ob ihm dasselbe gestohlen oder auf andere Weise abhanden gekommen war. Tags darauf führte ihn sein Weg am Deutschen Hause vorüber, woselbst eben die Equipagen eines Botschafters hielten. Hier trat ein Fremder an ihn mit den Worten: „Ich möchte Ihnen etwas vertrauen, wenn Sie mir Diskretion auf Ehrenwort versprechen!" Der so Angeredete versicherte es. Darauf hub der Fremde an: „Gestern hat mein Helfershelfer Ihnen in die Tasche gefaßt, in der Erwartung, darin Geld zu finden; er hat sich geirrt, Ihnen aber das Taschenmesser fortgenommen. Da ich dasselbe nicht brauchen kann, so gebe ich Ihnen dasselbe zurück!" Und damit verschwand der Fremde in der versammelten Menge. Die Erzählung ist vollständig wahr: wir haben sie aus dem Munde des erstaunten Mannes selbst gehört.

Es ist bekannt, daß das alte bedruckte Papier bis heute für die Wiederverwendung weißer Druck- und Schreibpapiere nicht benutzbar war, weil es mehrfacher in dieser Richtung unternommener Versuche ungeachtet bisher noch nicht gelungen war, die Druckerschwärze auf billige und vortheilhafte Weise zu entfernen. Man hat sich daher bis jetzt begnügt, das Makulaturpapier einzustampfen und zur Erzeugung von Pappdeckeln zu verwenden. Zwei englische Papierfabrikanten haben nunmehr ein ökonomisch vortheilhaftes Verfahren gefunden, die Druckerschwärze der Makulaturpapiere auf chemisch mechanischem Wege zu entfernen und zur Erzeugung eines sehr festen und ganz weißen Papiers wieder zu verwenden. In den Papierfabriken der Herren Firmin Didot frères, fils et Comp. zu Mesnil sur l'Estrée und Saussage in den Departements de l'Eure et Loire sind nunmehr Versuche nach dem neuen Verfahren im größten Maßstabe vorgenommen worden, und dieselben haben den gehegten Erwartungen so vollkommen entsprochen, daß sich der Fabrikation weißer Druck- und Schreibpapiere ein neues Rohmaterial erschließt, welches in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Hadernpreise so außerordentlich gestiegen sind, von um so wesentlicherm Belange ist. Die Erfinder sind geneigt, das Verfahren auch nach andern Ländern zu übertragen.

Charade.

Mein Erstes, wißt, in jedem Reiche,
Trotz der verschiednen Sitten und Gebräuche,
Ist's ein Mal nur, und auch in großer Zahl.
Mein Zweites treibt in jedem Stande,
Zur Lust und Unlust, als Original
Und als Kopie sein Wesen überall,
Auch ohne Harlequinsgewande.
Mein Ganzes dankt dem Ersten nur
Sein Daseyn, spielt Karrikatur,
Verfolgt im Scherz der Wahrheit Spur,
Würzt Albernheiten mit Verstande
Und wich der feineren Kultur.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Dienstag, 19. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Aber," fiel Gabriele ein, „als ich mir die Karten legte, wußte ich, was ich wünschte."

„Was thut das zur Sache? Sagen Sie nicht immer, was man wünscht, daß Sie sagen möchten? Wählen wir zwei davon heraus: Piquekönig, ... gut; und diese ....? Treffkönig! Wohl ein gutes Zeichen für Einen von Beiden. Ich will einen Namen auf jede der beiden Karten setzen. Die eine stellt mir die von Frau von Verneuil empfohlene Person vor, die andere ist der zweite Kandidat. Jetzt wollen wir annehmen, es handle sich für sie um .... eine Heirath, wenn Du willst, ... Sie bewerben sich Beide um dieselbe Frau .... Welcher wird den Sieg davontragen? Das ist die Frage. Der Zufall soll entscheiden. Nun, meine schöne Sybille, bereite Dein Zauberbuch und gib mir Deine Orakel."

Ein Lächeln überflog Madame Lascourt's Züge; es schien, daß dieser Einfall ihres Mannes sie aufheiterte, indem er die rosigen, friedlichen Erinnerungen ihrer ersten, harmlosen Jugend in ihr wachrief. Sie breitete die Karten vor sich aus mit einer halb ernsten, halb komischen Miene der Wichtigkeit, welche vermuthen ließ, daß sie die Anweisungen ihrer Gouvernante noch nicht ganz vergessen hatte. Ihr Gatte bemerkte es, und annehmend, daß sie die letzten Jahre nicht hatte vorübergehen lassen, ohne insgeheim ihre Kunst zu üben, fing er wieder an, sich über ihre Glaubenswilligkeit gutmüthig lustig zu machen.

Sie begegnete seinen Scherzreden mit einer seit lange ihr nicht mehr eigenen Lebhaftigkeit und es gefiel ihm, diese noch mehr herauszufordern.

„Du bist ein starker Geist," sagte Gabriele, „Du glaubst an Nichts, weder an das Schicksal, noch an Vorahnungen. Ich glaube fest daran und ich bin gewiß, daß Treffkönig gewinnen wird."

„Und ich bin gewiß, es wird der Piquekönig seyn," erwiederte lachend Herr Lascourt.

„Willst Du wetten?"

„Wenn Du aber betrügst!"

„Nein, ich werde ehrlich verfahren; aber, ... wo ist Coeur Neun? Du hast mich sprechen machen und dabei habe ich falsch gezählt. Man muß noch einmal anfangen: hebe ab."

Trotz ihrer Prophezeiung schien sich Alles anfangs zu Gunsten des Piquekönigs zu entscheiden, aber das Spiel mußte drei Mal wiederholt werden; der Treffkönig gewann neue Vortheile, und nachdem die letzte Kombination vollendet war, verkündete Gabriele ihn als Sieger.

„Ich wußte es wohl," rief sie mit triumphirender Miene, „wirst Du noch länger ungläubig seyn?"

„Ich bin ganz bekehrt und Frau von Verneuil wird mir morgen danken. Es thut mir leid um den andern Bewerber, aber das Schicksal hat gesprochen. Ich hatte kaum ein anderes Mittel, um mich zu entscheiden. Gleiche Fähigkeiten, gleiche Ansprüche an Theilnahme von beiden Seiten. Wenigstens werden wir das Geheimniß dieser kabalistischen Operationen bewahren müssen. Reiche mir Dein Schreibgeräth, ich will sogleich die Entscheidung zu Papier bringen."

Er schrieb rasch einige Zeilen und faltete den Brief zusammen.

Gabriele, welche aufgestanden war, um das Schreibgeräth herbeizubringen, lehnte sich jetzt über den Stuhl, auf dem Eugen saß und sagte:

„Soll ich denn nicht endlich erfahren, wovon die Rede ist?"

„Ich verhindere Dich nicht, mir zuzusehen," antwortete er, indem er sich anschickte, die Adresse zu schreiben.

Sie neigte den Kopf über seine Schulter, und indem sie den Bewegungen der Feder folgte, las sie Buchstabe um Buchstabe den Namen:

„Alexander Laville."

Sie erstickte einen Ausruf der Ueberraschung.

„Du kennst diesen jungen Mann?" sagte sie.

„Ich habe ihn niemals gesehen; aber Frau von Verneuil interessirt sich für ihn."

„Und warum schreibst Du ihm?"

„Um ihm anzukündigen, daß er morgen die Stelle meines Kassiers einnehmen soll, welcher mich verläßt. Man ertheilt seiner Klugheit und Rechtschaffenheit das größte Lob. Aber kennst Du ihn vielleicht? Denn woher weißt Du, daß es ein junger Mann ist?"

„Ich sagte es zufällig."

„Die Karten werden es Dir verrathen haben; er mußte wohl Glück haben, Alexander ist der Name des Treffkönigs. Es unterlag keinem Zweifel und ich hätte nicht ernstlich wetten mögen."

„Die Karten haben falsch gesprochen. Ich habe betrogen."

„Gewiß?"

„Gewiß."

„Meiner Treu! um so schlimmer. Was geschehen ist, ist geschehen und Herr Alexander Laville ist mein Kassier. In einigen Stunden wird er diesen Brief erhalten. Aber wirklich, es muß bald tagen. Du schickst mich fort, nicht wahr . . . . ?"

„Ich glaube, ich sollte jetzt zur Ruhe gehen;" erwiederte sie.

„Dann gute Nacht."

„Gute Nacht."

Sobald Gabriele allein war, sank sie erschöpft auf die Causeuse nieder. Sie blieb einige Zeit das Gesicht in den Händen verborgen sitzen, und der Schein der Lampe, welche auf dem Tische brannte, erbleichte vor den ersten Lichtern des Morgens, noch ehe sie daran dachte, sich zu Bett zu begeben.

Herrn Lascourt's Kammerdiener erhielt den Befehl, den Brief an Alexander Laville diesem zu überbringen. Als er gegen neun Uhr Morgens von diesem Gange wieder heimkehrte, meldete er seinem Herrn, daß ein Mann von gemeinem Aussehen und Wesen vom Portier wiederholt verlangt habe, den Bankier allein sprechen zu können. Dieser willigte ein ihn zu sehen.

Der Mann betrat das Kabinet, in welchem Lascourt sich allein befand, und indem er sich mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihn hinstellte, sagte er in festem, entschlossenem Tone:

„Es thut mir leid, Sie zu stören, aber ich brauche dreitausend Franken."

„Schon wieder!" rief Lascourt.

„Ich muß sie haben."

„Gehen Sie. Sie sollen die Summe empfangen."

Alexander Laville stand in großer Achtung bei seiner Portiersfrau, eben so wohl wegen seines soliden und regelmäßigen Lebenswandels, als um der geduldigen Freundlichkeit willen, mit welcher er die häuslichen Dienstleistungen, die er ihr übertragen hatte, beurtheilte.

Als sie einen Livreediener sich ihrer Loge nähern sah, überfiel sie die Lust, diesen zum Plaudern zu bewegen; allein Pierre, so hieß des reichen Mannes erster Diener, ohnehin wenig geschwätzig von Natur, war zu stolz in seiner Eigenschaft als Zugehöriger eines großen Hauses, um sich so leicht zur Vertraulichkeit mit kleinen Leuten herabzulassen. Er begnügte sich daher, den Brief mit der Anempfehlung zu übergeben, denselben so bald als möglich einzuhändigen.

Von dieser Seite zurückgestoßen, stieg die würdige Frau die drei Treppen bis zu Alexanders Zimmer hinauf, von dem sie einen freundlicheren Empfang erhoffte. Aber vor der Thüre stand sie still, ihre Empfindungen getheilt zwischen ihrer Neugierde und der Furcht, den jungen Mann, welcher ganz seiner Gewohnheit entgegen, erst gegen vier Uhr Morgens nach Hause gekommen war, so früh schon wieder aufzuwecken.

Das bessere Gefühl siegte in ihrer Brust, und um sich für das Warten zu entschädigen, begab sie sich zu einer ihrer Gevatterinnen der Rue Saint-Guillaume, um sich in Vermuthungen über das große Ereigniß zu ergehen.

Sie hätte indeß immer an Alexanders Thüre klopfen können, ohne seine Ruhe zu unterbrechen. Nach einem nur zweistündigen, späten Schlafe war er, von einem seltsamen Traume verfolgt, schon wieder erwacht.

(Fortsetzung folgt.)

Monsieur Bodry's Erscheinung.

(Fortsetzung.)

Als Erwiederung auf dieses Geständniß theilte ihm der Fremde mit, daß er Henri — Henri Blaireau — heiße, der Sohn eines Advokaten sey und keinen großen Ueberfluß an Geld habe, aber genug zu erwerben hoffe, indem er dem Berufe seines Vaters zu folgen beabsichtige, nachdem er in dem Kollegium der Rue St. Jean de Beauvais zu Paris die Jurisprudenz studirt habe. Was die Rechtswissenschaft anbetreffe, gestand er, so sey dies auch nicht seine freie Wahl, da er viel lieber ein Ver-

mögen verſchwendet, als ſich der Mühe, ein ſolches zu erwerben, unterzogen hätte.

Dieſe ſchnell entſtandene Vertraulichkeit zwiſchen den jungen Reiſenden verminderte ſich auf ihrem ferneren Wege nach Paris nicht; im Gegentheil, es wurde daraus wahre Freundſchaft. Ihre Gewohnheiten und Neigungen ſtimmten ſo mit einander überein, daß jedem Vorſchlage des Einen der Andere ſogleich beiſtimmte.

Was ſie während des letzten Theiles ihrer Reiſe am meiſten beſchäftigte, war die Frage, wo ſie nach ihrer Ankunft in Paris bleiben ſollten. Bodry kannte die Hauptſtadt gar nicht und machte deßhalb keine Einwendung, als Blaireau das Quartier Latin vorſchlug. Demgemäß begaben ſich beide nach dem Ecu d'Argent in der Rue des Carmes, einem Gaſthofe, von dem letzterer ſeinen Vater, wenn er in einer heiteren Weinlaune war, als dem einzigen Orte mit großem Lobe hatte ſprechen hören, wo man ein gutes Glas Vin de Beaune trinken könne. Es war zwar kein faſhionabler Stadttheil, allein das Kollegium befand ſich in der Nähe, und Monſieur Gombert's Wohnung auch in nur geringer Entfernung.

Dieſer Nähe ungeachtet ſchien es jedoch, als wenn beide jungen Leute weder der Liebe noch der Jurisprudenz ihre erſte Aufmerkſamkeit zu widmen geneigt ſeyen. Sie beſuchten vielmehr das Marionettentheater im Boulevard du Temple, gingen zum Tanze im Garten des Coliſée, ſpeiſten auf der Mühle de Janelle, damals dem berühmteſten Vergnügungsorte außerhalb Paris, und ſahen, mit einem Worte, Alles, nur nicht das Kollegium der Rechtswiſſenſchaft und die Kirche St. Merry.

Eines Abends, als ſie auf dem Heimwege zufällig durch die Rue St. Martin kamen, fühlte Bodry Gewiſſensbiſſe bei dem Gedanken erwachen, daß er nun ſchon drei Wochen in Paris ſey, ohne ſeinen Empfehlungsbrief abgegeben und die geringſten Erkundigungen über Monſieur Gombert und deſſen Tochter Madeleine eingezogen zu haben. Solche Gewiſſensbiſſe entſtehen zuweilen auch aus phyſiſchen Urſachen. Henri Bodry war verſtimmt und nahm ſich vor, ſeinen Fehler ſo ſchnell wie möglich gut zu machen. Als er jedoch den Ecu d'Argent erreichte, fühlte er ſich ſo unwohl, daß er ſogleich zu Bett gehen mußte. In der folgenden Nacht ſtellte ſich ein heftiges Fieber bei ihm ein und obgleich daſſelbe am nächſten Morgen nachließ, war er doch zu krank, um aufſtehen zu können. Während deſſen bewies ihm Henri Blaireau die größte Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit. Er ſaß die ganze Nacht am Bett des Freundes, pflegte ſeiner und ſuchte ihm auf jede Weiſe Troſt und Muth einzuſprechen.

Bodry's Gedanken und Reden drehten ſich nur um den Gegenſtand, welcher ihn ſeit ſeiner Erkrankung allein beſchäftigt hatte, und ſein Wunſch, den verabſäumten Beſuch nachzuholen, wurde noch dringender, als ein Brief von ſeinem Vater in Lyon ankam, worin ihm verſchiedene Fragen in Betreff der Familie des Seidenhändlers vorgelegt wurden. Jeder Verſuch aufzuſtehen war jedoch vergeblich, denn das Fieber hielt ihn in ſeinem Griffe; und dennoch beſtand er in ſeiner krankhaften Reizbarkeit darauf, den Beſuch ſogleich zu machen. Henri Blaireau ſtellte ihm vor, daß Monſieur Gombert von ſeiner Anweſenheit nichts wiſſe, und als dieſer Grund, ſo wie viele andere, nichts half, erklärte er ſich endlich bereit, ſelbſt nach der Rue St. Martin zu gehen und die obwaltenden Verhältniſſe auseinander zu ſetzen.

Der letzte Vorſchlag äußerte eine ſonderbare Wirkung auf den Geiſt des Fieberkranken. Ja, Blaireau ſollte, wie er ſich erboten, hingehen, aber kein Wort von ſeiner Krankheit ſagen, ſondern ſich als Henri Bodry vorſtellen und erſt, wenn er, der Leidende, wieder hergeſtellt ſey, um ſelbſt erſcheinen zu können, ſollte die Sache als ein Scherz aufgeklärt werden. Blaireau machte anfangs Einwendungen; aber als er ſah, daß die Reizbarkeit ſeines Freundes dadurch noch erhöht wurde, gab er endlich nach.

Die Aufgabe war nicht ſchwierig, da Gombert von den häuslichen Verhältniſſen ſeines Geſchäftsfreundes wenig wußte und mit der Perſönlichkeit ſeines zukünftigen Schwiegerſohnes ganz unbekannt war. Der würdige Seidenhändler empfing und umarmte den Gaſt mit aller Herzlichkeit, welche die nahe bevorſtehende innige Verbindung deſſelben mit ſeiner Familie rechtfertigte und ſah ſie von letzterem in gleicher Weiſe erwiedert. Die erſte Begegnung fand in Gombert's Komptoir ſtatt; aber als die Begrüßung vorüber war, begaben ſich beide nach einem inneren Gemache des Hauſes, wo Madeleine in Geſellſchaft ihrer alten Amme und Wärterin mit Stickerei beſchäftigt war. Blaireau's erſte Empfindung beim Anblick des ſchönen Mädchens, der Verlobten ſeines Freundes, war faſt Neid; allein ſie wich dem Gefallen, welches er an der Unterhaltung mit ihr fand, und nach Verlauf von zwei Stunden war er bis über die Ohren verliebt. Auf der andern Seite ſchien der Eindruck, welchen er auf Gombert, deſſen Tochter und die alte Amme, welche bei allen Gegenſtänden auch ein Wort mitzureden hatte, von der Art zu ſeyn, wie er es nur hätte wünſchen können, wenn er wirklich Henri Bodry und nicht ſein zeitweiliger Stellvertreter geweſen wäre.

Digitized by Google

Nicht ohne Widerstreben stand er endlich auf, um sich zu entfernen und verweilte noch einige Augenblicke, während er Madeleinens Hand drückte, die, wie es ihm schien, nicht allzu schnell zurückgezogen wurde. Auch gab der Ausdruck ihres Gesichtes beim Scheiden keinen Anlaß zu der Befürchtung, daß eine baldige Wiederholung seines Besuches unwillkommen seyn würde. Alles dies war zwar durch das Verhältniß, in welchem Henri Bodry zu der Familie Gombert stand, ganz natürlich, allein Blaireau — als ächter Franzose — konnte sich nicht von der Idee losmachen, daß großen Theiles die Herzlichkeit dieses Empfanges seinen eigenen persönlichen Eigenschaften zuzuschreiben sey.

Bei seiner Rückkehr fand er Henry Bodry noch kränker als zuvor. Ein Arzt wurde geholt, und Blaireau war unermüdlich in seiner Aufmerksamkeit und Pflege; allein das Fieber nahm in erschreckender Weise zu, und als der Abend kam, begann er für das Leben seines Freundes besorgt zu werden. Auf die Bitte des letzteren theilte er ihm alle Einzelnheiten des Besuches im Gombert'schen Hause mit, und dieser Gegenstand schien fortan den Geist des kranken jungen Mannes ausschließlich zu beschäftigen. Selbst als er sich seines gefahrvollen Zustandes bewußt wurde, sprach er von nichts anderem.

„Ich bin oft krank gewesen," sagte er, „aber nie in dem Grade, wie jetzt. Sollte ich sterben, Henry Blaireau, so mußt Du mir versprechen, auch ferner Henry Bodry seyn zu wollen. Bedenke, welche Trauer es Monsieur Gombert und seiner Tochter Madeleine bereiten würde, wenn sie von meinem Tode hörten! Heirathe sie um meinetwillen; dann werde ich mit dem beruhigenden Bewußtseyn sterben, ihr den erwarteten Gatten gegeben zu haben. Nein, nein, ich phantasire nicht: ich weiß recht wohl, was ich sage. Wenn Du mir das nicht versprechen willst, so kann ich nicht zufrieden sterben."

Blaireau war zwar überzeugt, daß sein Freund in Fieberphantasieen spreche, aber, um ihn zu beruhigen, gab er das verlangte Versprechen. Eine halbe Stunde lang verhielt sich Bodry ruhig, und sein besorgter Wärter glaubte, er schlafe; aber plötzlich richtete er sich im Bett auf und eine schreckliche Veränderung wurde an ihm bemerkbar. Er athmete schwer, seine Stimme erstarb und der Todeskampf zeigte sich in seinen Zügen. Blaireau's Arm krampfhaft fassend, als wollte er ihn näher an sich ziehen, flüsterte er schwach: „Gedenke!" — und sank todt auf das Kissen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

König Ludwig XI. von Frankreich war ein großer Feind des römisch-deutschen Kaisers Maximilian I., übrigens nicht ohne auch dessen persönliche Vorzüge lobend anzuerkennen. Als nun Maximilian zu Frankfurt am 16. Februar 1486 zum römischen König erwählt worden war, spöttelte in Gegenwart von König Ludwig einer seiner Räthe deßhalb und nannte Maximilian den erwählten Bürgermeister von Augsburg, was der König aber sogleich rügte und sagte: „Du Esel, mußt von hoher Obrigkeit nicht so schmählich reden, und glaube mir, wenn dieser Bürgermeister läßt die Glocke läuten, so ist ganz Deutschland im Harnisch, und Frankreich beginnt zu zittern." (Vide Fugger's Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. 6. Buch, Kap. XX.)

Es ist keine Seltenheit, so erzählt der „Bote vom Rhein", daß Schweizerinnen den Stutzer zu führen wissen. Barbara Göldi von Seenwald, 20 Jahre alt, Kellnerin bei der Schützenwirthschaft in Altstätten, schoß neulich bei Anlaß eines kleinen Festschießens auf 520 Fuß Distanz unter 12 Schüssen 8 ins Schwarze, wovon mehrere nahe dem Centrum waren. Die feste Haltung und die Ruhe beim Abschießen hätten manchen Schützen beschämt.

(Prüfung der Seife für den Hausgebrauch.) Man nehme ein genau gewogenes Stück Seife, etwa ½ Pfund, schneide dasselbe in kleine Stückchen und lasse es in einem Schoppen Wasser mit einer Handvoll Kochsalz in einem Topfe am Feuer zergehen und etwas aufsieden. Scheidet sich die Seife nicht gern vom Wasser ab, so setzt man noch etwas Salz zu und läßt dann erkalten. Die oben abgeschiedene Seifenschicht nimmt man ab, trocknet und wiegt sie. Was an dem ursprünglichen Gewicht fehlt, ist der Seife fälschlich zugesetzt worden.

(Das Eierlegen der Hühner im Winter zu befördern.) Der landwirthschaftliche Anzeiger für Westphalen hat im vorigen Herbste folgendes Mittel empfohlen, um das Eierlegen der Hühner im Winter zu befördern. Man bringe im November 1½ Fuß hoch Pferdemist in den Hühnerstall und überdecke denselben mit etwas Stroh. Dadurch wird die nöthige Wärme in dem Stalle hergestellt und die Resultate sind sehr befriedigend.

Auflösung der Charade in № 138:
Hofnarr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Freitag, 22. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Alexander erblickte immer das bleiche, schwermüthige Frauenantlitz vor sich, und es schien gleich einem Schutzengel über ihn zu wachen, während aus dem Dunkel der Lärm von sich kreuzenden Degen, und ein Geräusch wie Weinen und Aechzen ertönte. Als er gewaltsam den Traum abschüttelnd, die Augen öffnete, sah er, noch unter dem peinlichen Eindruck seiner Phantasiegebilde, den lustigen Morgensonnenstrahl durch die Nebel der Frühe und die Eisblumen der Fensterscheiben sich Bahn brechen und die Wände seines Zimmers erheilern.

Der erste Gegenstand, auf den sein Auge fiel, war der Gewinn in Gold und Banknoten.

„Ich bin gestern zu glücklich gewesen," sagte er, sich erhebend, „es kann mir heute Nichts gelingen. Wenigstens kann ich jetzt noch eine Zeitlang geduldiger zuwarten; aber ich werde nicht mehr spielen."

Er überzählte nochmals seinen Gewinn, dann machte er zwei Theile davon und schloß den kleineren in seinen Schreibtisch.

Darauf schrieb er an seine Mutter, daß, obschon er die Stelle, um welche er sich bewarb, noch nicht erhalten, er doch Geld genug in Händen hätte, um ihr durch eine Anweisung auf die Post zweitausend Franken schicken zu können.

Der Brief war lang, voll Zärtlichkeit und Trost; er sprach darin von der Zukunft mit einem Vertrauen, das er selbst nicht besaß; vielleicht aber auch mischte die Erinnerung an seine Beschützerin eine unbestimmte Hoffnung in seine Entmuthigung und verlieh ihm jenes Ueberströmen des Herzens, das sich wider Willen in frommen Lügen kundthut.

Er kleidete sich an und machte den Plan des Tages. Zuerst wollte er sich nach dem Resultate seiner Bemühungen erkundigen, und da er auf ein Fehlschlagen gefaßt war, so theilte er die übrige Zeit ein.

Das Wetter war herrlich und er dachte die öffentlichen Spazlergänge der bessern Gesellschaft zu besuchen. Seine Wegkarte begann bei den Tuilerien und verlängerte sich durch die Champs-Elysées bis zum Ende des Bois de Boulogne. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß ein heimlicher Gedanke ihn solche Vorsätze fassen ließ und ihm diese Promenadelaune einflößte. Konnte er nicht unter den frösteinden Schönheiten, welche geschützt durch kostbare Pelzhüllen, sich an einem sonnigen Winterlage aus ihren Gemächern wagen, die junge Dame des Balles wiederfinden? Es ist wahr, er hatte ihr versprochen, sie nicht wiederseben zu wollen; denn welchen Vorwurf konnte sie ihm machen? Er hatte sich nicht verpflichtet, Paris zu verlassen. Der Zufall konnte ihn eben so wohl als sein Wille, ihr wieder entgegenführen. Und übrigens, ... wenn sie ihn auch noch einmal erblickte, von welcher Bedeutung wäre diese flüchtige Begegnung für ihr Leben? Eine ganze Welt trennte sie: er wußte nichts von ihr, nicht einmal ihren Namen.

Alexander nahm den Hut, um auszugehen, als die Portiersfrau bei ihm eintrat.

„Schon auf!" sagte sie, „angezogen und fertig auszugehen! Sie schlafen also gar nicht, Herr Laville? Und ich wollte vor zwei Stunden nicht anklopfen, aus Furcht, Sie zu stören! Das thut mir jetzt recht leid, denn ich glaube, ich bringe Ihnen gute Nachrichten."

„Was denn?"

„Einen Brief, den mir ein großer, betreßter Lakai gegeben hat. Das muß, sicherlich, aus irgend einem vornehmen Hause kommen; das Papier ist parfümirt, ... irgend eine adelige Dame schreibt Ihnen wohl. Und sie hätte keinen schlechten Geschmack, ... mit einem Aussehen wie das

Ihrige, ... hm, ich habe wohl recht gerathen, denn Sie sehen so vergnügt aus."

„Ja, ja, es ist eine gute Nachricht," sagte Alexander, nachdem er Herrn Lascourt's Brief gelesen hatte; „das Schicksal hat mich entschieden unter seinen Schutz genommen. Ich bin glücklich! Alles fällt zu meinem Besten aus!"

Er mußte sich einen Augenblick sammeln, dann fügte er mit leiser Stimme hinzu:

„Meine Begegnung von gestern hat mir Glück gebracht!"

„Nun, nun," sagte die Frau, „was murmeln Sie da zwischen den Zähnen? Man meint, Sie richteten ein Gebet an die Madonna."

„Und wie empfing die Madonna," rief feurig der junge Mann, „ein innigeres, aufrichtigeres Dankgebet. Ich kann es kaum begreifen, mein Verstand verirrt sich, und ich muß mich doch fassen, um mich mit ernsten Dingen zu beschäftigen."

Ohne auf die vielfältigen Fragen seiner Hausbälterin zu achten, öffnete er nochmals den Brief an seine Mutter und fügte die eben erhaltene Nachricht bei. Dann eilte er unverzüglich nach der Rue du Helder.

Obgleich er pünktlich zu der von Herrn Lascourt bestimmten Stunde ankam, so war dieser doch abwesend. Ein unvorhergesehenes Geschäft hatte ihn genöthigt auszugehen. Die Person, an welche er sich im Komptoir wandte, indem er seinen Namen angab, übermittelte ihm die Entschuldigungen des Bankiers und führte ihn, wie dieser es angeordnet, in den Salon, wo er gebeten wurde, zu warten.

Der junge Mann näherte sich dem Kamin und indem er den durch doppelte Vorhänge halb verhüllten Fenstern den Rücken wandte, musterte er mehrere auf einem zur Linken stehenden Marmortische liegende englische Gravüren und Albums, von denen einige auf ihren Marequineinbänden in Goldruck den Namen Gabriele Lascourt trugen. Die Ausstattung des Salons war prächtig; Alles sprach von Reichthum und Luxus, und indem er diesen Glanz bewunderte, gedachte Alexander Laville seufzend der ärmlichen, schmucklosen Wohnung, in welcher seine Mutter und Schwester, nachdem sie die Freuden der Wohlhabenheit gekannt, sich in ein mühevolles, ungesichertes Daseyn ergeben mußten.

Diese traurigen Betrachtungen wurden durch einen Ausruf der Ueberraschung unterbrochen, der ihm wider Willen entfuhr. Indem er seine Blicke durch den Raum schweifen ließ, fielen sie auf das Porträt einer Frau, und diese Frau trug die Züge seiner Beschützerin des Balles! Er glaubte sich anfänglich durch eine Vision verfolgt. Aber er täuschte sich nicht: sie war es wirklich, die er sah, im Ballanzuge, Arme und Schultern entblößt, wie am vorigen Abend. Und im Haare und auf der Stirne funkelten Diamanten, und diese Frau nannte sich Gabriele Lascourt! Er hatte geglaubt, sie nie wiederzusehen, und nun sollte er in demselben Hause mit ihr leben! Es waren ihre edlen, reinen Züge, das durch lange, dunkle Wimpern verschleierte Auge!

Aber dieses Bild schien ihm zu lächeln und ein sanftes Roth belebte die Wange, und die Blicke zeigten nicht, wie auf jenem Feste, den Ausdruck einer träumerischen Trauer! Dennoch, für ihn, war sie immer gleich schön, ob traurig oder heiter! Wenn aber nicht eine Schmeichelei des Malers gewaltet, welcher geheime Kummer hatte diesen Glanz getrübt? Welcher Schmerz, den Niemand kannte, hatte dieses Roth gebleicht und das Auge verdüstert, das sich auf ihn gerichtet?

Wie lange er betrachtend vor diesem Bilde verweilte, wie lange diese Art bezauberten, wachen Traumes dauerte, er hätte es nicht zu sagen vermocht; und diese Liebe, welche er noch eine Stunde vorher als Chimäre von sich weisen wollte, sie bemächtigte sich seines ganzen Wesens in dem Maße, als der Zufall sich darin zu gefallen schien, dem Schatten Festigkeit und seinen verwegensten Wünschen eine Wirklichkeit zu verleihen.

(Fortsetzung folgt.)

Monsieur Bodry's Erscheinung.

(Fortsetzung.)

2.

Es war Abends zehn Uhr, als Monsieur Gombert noch allein in seinem Komptoir saß. Kein Laut war im Zimmer hörbar, als der langsame und regelmäßige Pendelschlag der großen Wanduhr, welche eben zehn geschlagen hatte. Kaum aber war der letzte Schlag verhallt, als Monsieur Gombert, den Kopf aufrichtend, die Bemerkung machte, daß eine menschliche Figur in der Nähe der Thüre stand. Er hatte Niemand eintreten hören, — vielleicht weil er mit seinen Rechnungen zu eifrig beschäftigt gewesen war, — und sein Staunen, nicht ohne Einmischung von Furcht, war deßhalb groß.

„Wer ist da?" fragte er scheu und zaudernd. „Seyd — Ihr es, — Jacques?"

Jacques war Monsieur Gombert's erster Kommis; aber kein Jacques antwortete und der Seidenhändler blieb sprachlos und die Figur anstarrend sitzen, welche sich jetzt langsam und, wie es ihm schien, ohne das

leiſeſte Geräuſch nahte. Beim düſteren Scheine des in der Schreibſtube brennenden einzigen Lichtes konnte Gombert ein bleiches, hohlwangiges Geſicht erkennen, in welchem ſich große Angſt ausdrückte. Die Augen ſtanden weit offen und funkelten mit ungewöhnlichem Glanze, während dichtes, ſchwarzes Haar wild und verirrt von der Stirne herab fiel. Der Seidenhändler ſchnappte nach Luft und wollte ſprechen, aber er konnte nicht. Als ihm die Erſcheinung näher kam, glaubte er — obgleich zweifelnd, Züge zu erkennen, welche er kürzlich geſehen hatte und begann etwas Muth zu faſſen.

„Mein Freund," redete er die Figur an, „was führt Euch in dieſer Stunde hierher?"

„Der Tod!" antwortete die Geſtalt mit hohlem Grabestone.

„Wie? Der Tod? Hat ſich ein Unglück zugetragen?"

„Das größte, was einem Menſchen begegnen kann! Henri Bodry iſt vor einer Stunde geſtorben. Ich komme, Euch zu ſeinem Leichenbegängniſſe einzuladen!"

„Ihr? Ihr? — Aber Ihr ſeyd ja Henri Bodry ſelbſt!"

„Ich war es — noch dieſen Morgen!"

„O mein Gott!" rief der Kaufmann und ſank beſinnungslos vom Stuhle.

Auf ſein Geſchrei und das Geräuſch des Falles ſtürzten Madeleine und die alte Amme Petronille, welche im Nebenzimmer beſchäftigt waren, in das Komptoir. Sie glaubten, Monſieur Gombert habe einen Schlaganfall bekommen und wandten ſchnell alle Mittel an, welche ihnen zur Hand waren. Nach mehreren Minuten ſchlug der Seidenhändler die Augen auf.

„Wo iſt er?" fragte er, ſich ſcheu und furchtſam umſchauend.

„Wer, Vater?" fragte Madeleine; „wen meinſt Du?"

„Wen ich meine?" wiederholte er langſam und nach allen Seiten blickend, — „Henri Bodry meine ich! Vor wenigen Minuten war er hier."

„Unmöglich!" rief Petronille. „Niemand war hier, Monſieur Gombert, als wir in das Zimmer kamen, was augenblicklich geſchah, ſobald wir Eueren Schrei gehört hatten; kein Schatten einer Perſon war im Zimmer!"

„Ein Schatten!" verſetzte Gombert. „Ja, ja, das war es! — ein Schatten! — kein lebendes Weſen!"

„Ich bitte Dich, lieber Vater," rief Madeleine beſorgt, „ſage uns, was geſchehen iſt, denn Du ſiehſt krank und erſchreckt aus."

„Ich habe auch guten Grund," erwiederte der Vater; „ich habe ein Geſpenſt geſehen."

So ruhig und gelaſſen, als ihm möglich war, erzählte er hierauf, was ſich zugetragen hatte.

„Das iſt Einbildung!" behauptete Madeleine, allein Gombert ſchüttelte den Kopf.

„Ein Traum!" fügte Petronille hinzu. „Ihr habt heute Abend vielleicht etwas zu viel von der fetten Gans gegeſſen — mehr denn ein Glas Burgunder zu Ehren Monſieur Bodry's getrunken — ſodann Euch gleich an Euere Bücher geſetzt — gewiß eine ſehr unpaſſende Zeit — ſeyd ſchläfrig geworden und habt eine Indigeſtion bekommen — da, da, das iſt alles!"

So weiſe die alte Frau auch geredet zu haben glaubte, ſo machten ihre Worte auf den Seidenhändler dennoch keinen Eindruck.

„Ich habe ihn geſehen," fuhr er kopfſchüttelnd und beharrlich fort, „ſo deutlich, wie ich Euch beide vor mir ſehe. Es waren die Züge eines Todten. Er lud mich zu ſeinem Leichenbegängniſſe ein."

Der Ernſt, mit dem Gombert ſprach, begann jetzt der alten Petronille und Madeleine auch einige Furcht einzuflößen und ſie ſchauten zaghaft um ſich, als erwarteten ſie, irgendwo eine gräuliche Erſcheinung zu entdecken.

Die Tochter gewann ihre Faſſung zuerſt wieder. „Es muß ſogleich Jemand abgeſchickt werden," ſagte ſie, „um Erkundigung über ihn einzuziehen."

Dieſer Vorſchlag fand Beifall. Jacques, der Schreiber, welcher mit der Familie im Hauſe wohnte, wurde für die geeignetſte Perſon zu dieſem Zwecke erachtet, und, ohne ihn von der Veranlaſſung zu dieſem Auftrage in Kenntniß zu ſetzen, an Monſieur Henri Bodry mit dem Befehle abgeſendet, ihn zu fragen, ob er ſogleich zu Gombert kommen könne. Nach einer halben Stunde kam er zurück, aber mit verſtörter Miene.

„Monſieur," ſagte er zum Seidenhändler, „ich bringe traurige Nachrichten. Der junge Mann, ſo voll von Geiſt und Leben, welcher geſtern hier war, iſt vor einer Stunde geſtorben!"

Madeleine war wie vom Donner gerührt; ſie konnte kaum ihren Ohren trauen. Allein es war nicht blos Staunen und Ueberraſchung, ſondern auch das Herz empfand einen tiefen Schmerz. Der ſchöne junge Mann, der ihr ſo wohl gefallen hatte!

Monſieur Gombert fühlte ſich ſehr krank und ging ſogleich zu Bett. Seine Tochter und die alte Petronille wachten an ſeinem Lager mit ſo viel brennenden Lichtern, als Leuchter im Hauſe waren, und außerdem las Madeleine aus dem Brevier die Sterbegebete, um dadurch alle böſen Geiſter abzuhalten.

Der ehrliche Seidenhändler war von dem plötzlichen Tode des jungen Bodry, des Sohnes ſeines Geſchäfts-

freundes, so ergriffen worden, daß es mehrere Tage dauerte, ehe er sich erholen konnte. An dem Leichenbegängnisse Theil zu nehmen war daher unmöglich; und der Gedanke, daß es vollzogen worden war, während er sich im Zimmer befand, trug sogar zu seiner Herstellung wesentlich bei.

„Wenn er einmal begraben ist," sagte Monsieur Gombert zu sich selbst, „so wird er mir nicht leicht einen zweiten Besuch machen, sofern — sofern —" fügte er nicht ohne große Unruhe hinzu, — „der Abgeschiedene nicht erzürnt darüber ist, daß ich mich seinen Wünschen nicht gefügt habe."

Was Madeleine betraf, so blieb dem armen Mädchen nichts übrig, als ihren Kummer über den Verlust des Geliebten gegen ihre alte Amme auszuschütten und im Gebete Trost zu suchen. Statt deßhalb, wie sie früher zu thun pflegte, an schönen Tagen dann und wann spazieren zu gehen, besuchte sie jetzt regelmäßig, jeden Morgen und Abend, die Messe in der Kirche St. Merry.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die nordamerikanischen Zeitungen üben mitunter eine sehr drastische Weise, ihre Leser an das Zahlen zu mahnen. Da sehen wir für diejenigen, welche aus dem Leserkreise geschieden sind, eine Hanfschlinge in eine Kolumne gedruckt und unter derselben figuriren die Namen derselben als „Verräther". Daneben ist ein Galgen beigefügt, unter welchem die Namen jener zappeln, die am Ende des Jahres nicht bezahlt haben. — Diese Prozedur drohte erst unlängst wieder der Redakteur des „Morgenstern", Moriz Löw, seinen „freundlichen" Lesern an.

Amerikanische Blätter, die es lieben, naturwissenschaftliche Ungeheuerlichkeiten aufzutischen, erzählen soeben wieder von einer Art von Hunnenzug, welchen Millionen von Taschenkrebsen gegen ein gewisses Dorf Littletown an der Küste von Massachusetts ausgeführt haben sollen. Die Millionen stiegen angeblich urplötzlich aus dem Meere nach einem Sturme, marschirten direkt auf den Bleichplatz von Littletown los und fraßen die Leinwand trotz tapferer Abwehr der Dorfbewohner, welche vor ihren Scheeren weichen mußten. Nachdem die Wäsche glücklich verzehrt war, zogen sich die Taschenkrebse zurück, ließen zwar viele Todte auf dem Wahlplatze, zugleich aber die Gemeinde von Littletown in solcher Angst zurück, daß diese eine Strandwache gegen eine etwaige Rückkehr der Piraten aus dem Reiche der Crustaceen organisirten.

Eine merkwürdige Hochzeit, so berichten Wiener Blätter, wurde unlängst in Babia-Gora bei Bielitz gefeiert, bei welcher die Frau 105 Jahre, dagegen der Bräutigam nur 19 Jahre alt war. Das ist doch gewiß ein seltsames Pärchen. Von der Patriarchin Braut erzählt man, daß sie noch vollkommen rüstig und im vollständigen Gebrauche ihrer geistigen und körperlichen Kräfte sey; daß ihr äußeres Aussehen einer rüstigen Frau von 50 Jahren gleiche, daß sie beinahe noch kein graues Härchen besitze, noch niemals krank gewesen und eine entschiedene Verehrerin des in jener Gegend allgemein stark genossenen Branntweins sey und deßhalb jeden Abend mit einem Räuschchen zu Bette gehe. Seit fünfundachtzig Jahren ist sie Wittwe gewesen; ihr erster Mann war ein Mitglied jener Räuberbande, welche im vorigen Jahrhundert auf dem hohen Berge Kleinezork bei Bielitz hauste, und wurde im Jahre 1776 mit 17 seiner Raubgefährten an Einem Tage auf einem Hügel unweit Bielitz aufgehängt. Die Hochzeitsfeier ging nun gerade am Jahrestag, den 6. September, jener großartigen Hinrichtung vor sich und das Volk hält die ehemalige Räuberswittwe für ziemlich reich, da sie vielleicht doch einiges von den Schätzen der Bande zu retten vermochte.

(Ein Goldfisch.) Während der Krönungsfeier in Berlin wurde ein Herr im innern Schloßhofe von einem unbekannten, sehr eleganten Herrn um eine Prise gebeten. Er zieht seine goldene kostbare Dose heraus und hält sie dem Fremden hin. Dieser schnupft, bedankt sich sehr, es sey die erste Erfrischung, die ihm nach stundenlangem Stehen geworden und empfiehlt sich. Nach einer Weile verspürt nun der Mann mit der Dose in der Hosentasche, in welche er diese gesteckt, eine leise Bewegung; er faßt schnell dahin, kann aber keine fremde Hand in der Nähe entdecken. Das wiederholt sich nach einer Weile. Zur Vorsicht behält der Mann die Hand in der Tasche, und es erfolgt weiter nichts mehr. Als er aber nach Verlauf einiger Zeit wieder eine Prise nehmen wollte, war er erstaunt, in seiner Dose eine Erbse und an dieser, aus der Hose heraushängend, einen langen, haarfeinen Faden zu finden. Jedenfalls hatte der Unbekannte, als er in die Dose griff, die Erbse gewandt in den Tabak eingedrückt, und war mit dem Faden in der Hand abgegangen, an dem er dann aus einiger Entfernung versucht hatte, den Goldfisch, nachdem er geködert, zu angeln.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Sonntag, 24. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Dennoch mußte er sich zu beherrschen suchen, und er war schon ruhiger, als die Thür des Salons sich öffnete. Er wendete sich um, und anstatt Herrn Lascourt, wie er vermuthete, sah er Gabriele im Eingange.

Diese, sey es, daß sie von Alexanders Anwesenheit nichts wußte, oder daß sie nur gefliſſentlich Ueberraschung zeigen wollte, machte Miene sich zurückzuziehen, noch ehe der junge Mann ein Wort der Anrede gefunden hatte.

Aber ohne Zweifel bedenkend, daß ein solches Verwirrung verrathendes Benehmen ihrerseits eine gefährlichere Deutung veranlassen könnte, als eine Unterhaltung von einigen Minuten über gleichgiltige Gegenstände, grüßte sie Alexander und entschloß sich, in den Salon einzutreten.

Er erwiederte ihren Gruß, ohne zu wagen sie anzublicken. Es war ihre Aufgabe, zuerst das Schweigen zu brechen. Sie lud ihn ein, sich zu setzen. Ihr Gesicht zeigte keine Spur mehr von Bewegung und ihre Stimme bebte nicht.

„Sie erwarten meinen Mann, mein Herr?"

„Ja, Madame," entgegnete Alexander, „ich erhielt heute Morgen einen Brief von ihm. Er theilte mir mit, daß auf Verwendung einer Ihrer Freundinnen, Frau von Verneuil, er mir die Stelle seines Kassiers anvertraut."

„Mein Mann hat mich davon in Kenntniß gesetzt; ich war sogar dabei, als er Ihnen schrieb."

„Und Sie haben sich diesem Entschluß nicht widersetzt?"

„Ich, mein Herr? Sie erlauben mir wohl, über diese Frage zu erstaunen. Warum sollte ich es gethan haben?"

„Das, was sich gestern auf dem Balle zugetragen hat, Madame, hätte Ihnen Mißtrauen einflößen können. Ein Spieler! . . . . ein Mann, welcher sich gewissermaßen betrügerisch unter Personen eingedrängt hatte, die er nicht kannte, und deren Börsen er leert, ohne mit seinem Namen für dieses beleidigende und beargwöhnte Glück verantwortlich seyn zu können! Dies war gestern meine Lage. Ich habe Ihnen nicht danken können, wie ich sollte. Aber ich danke Ihnen heute, Madame. Ich will nicht allein einen verletzenden Zweifel von mir weisen; ich will und muß Sie auch beruhigen und Ihnen sagen, daß das Vertrauen Ihres Gatten wohl angebracht ist. Ich bin kein Spieler, ich schwöre es Ihnen. Ich habe kein Interesse mißachtet, keine Pflicht verrathen, um die Leidenschaft des Spiels zu befriedigen! und um jeder bösen Versuchung zuvorzukommen, gelobe ich Ihnen auch, niemals mehr in meinem Leben eine Karte anzurühren."

„Das ist ein Gelöbniß, welches Ihnen freisteht auszusprechen, mein Herr, das aber Niemand das Recht hat von Ihnen zu verlangen. Hüten Sie sich," fügte sie lächelnd hinzu, „man muß nicht Versprechungen machen, die man nicht gewiß ist, auch halten zu können."

„O, ich werde es halten, Madame; ich erkenne, welchen Beweis des Vertrauens man mir gibt. Ich soll über den Kredit, über einen Theil des Vermögens Ihres Gatten verfügen, und meine Ehre muß, wie die seinige, frei von jedem Flecken, unzugänglich jedem Argwohn seyn. Wenn der Verdacht nur ein Mal einen Mann berührt, so kann er leicht für immer verloren seyn! Sie wissen nicht, Madame, was es ist, unschuldig verdächtig zu seyn! Ich, ich weiß es . . . ."

Er hielt inne und überraschte Gabriele, wie sie einen jener langen, traurigen Blicke auf ihn heftete, welche bis auf den Grund seines Herzens drangen. Sie erröthete leicht und wandte das Haupt.

Alexander fuhr mit bewegter Stimme fort

„Ja, ich werde dieses Versprechen halten, und Sie werden mir heute glauben, wie Sie mir gestern

glaubten, denn Sie sind eben so gut, ... wie schön . . . ."

Bei diesem ganz leise gesprochenen Wort nahmen die Züge der Madame Lascourt plötzlich den Ausdruck eisiger Strenge an; sie unterbrach ihn, indem sie sagte:

„Mein Herr, erinnern Sie mich nicht daran, daß Sie gestern sich auch verbindlich machten, mich nicht wieder zu sehen. Das war es, was ich sagen wollte, als ich eben auf unüberlegte Versprechungen anspielte."

„Ich darf doch wenigstens hoffen, daß Sie mich nicht für den Zufall verantwortlich machen werden. Ich kannte Ihren Namen nicht, es war das erste Mal, daß ich Sie sah, Madame."

„Auch ich, mein Herr. Ich erwartete nicht, nochmals für einen Dienst Danksagungen zu empfangen, den ich bereits vergessen hatte; und Sie werden mit mir darin einverstanden seyn, daß man an sich unbedeutenden Vorfällen nicht mehr Wichtigkeit beilegen soll, als sie verdienen. Ich lege Ihnen nicht die Verpflichtung auf, nicht mehr darüber zu sprechen; wenn Sie jedoch beharren, der Sache eine Bedeutung zu geben, welche sie nicht besitzt, in dem Zufall mehr als den Zufall zu sehen, so würde ich Sie doch bitten müssen, gänzliches Schweigen darüber zu beobachten."

Alexander war nicht genug an ein solches feines Kampfspiel mit Worten gewöhnt, um der so eben empfangenen Andeutung nicht sofort Folge zu leisten. Er fühlte sich durch diese Taktik, welche seinen Gedanken in der Schlinge fing, noch ehe er ihn ausgedrückt hatte, und welche zu gleicher Zeit durch die besonnene Zurückhaltung der Sprache jeder Entgegnung auswich, in Befangenheit versetzt. Es wollte ihm nicht gelingen, in der Hülle dieser flüchtigen Schattirungen die zwiefache Natur zu ergründen, welche so leicht von der Theilnahme zur Gleichgiltigkeit übergehen konnte, so eben bewegt und verwirrt, dann plötzlich kalt und Herrin ihrer selbst. Er erwiederte:

„Ich werde gehorchen, Madame, und Sie werden mir keinen Vorwurf zu machen haben. Aber wir mögen uns doch einige meiner Aeußerungen erinnern dürfen. Vergessen Sie nicht, daß Sie auf meine Ergebenheit zählen können, falls Sie deren je bedürfen sollten."

„Ich hoffe nicht, sie jemals beanspruchen zu müssen, mein Herr; aber ich nehme Ihr Anerbieten an."

Sie stand auf; gerade als sie sich entfernen wollte, trat Herr Lascourt in den Salon. Nach einigen Worten der Entschuldigung bat er Alexander, ihn in die Bureaus zu begleiten.

„Sie sind Schuld, mein Herr," sagte er dabei lachend, „daß man mich von einer Seite mit Vorwürfen überhäuft. Liebe Gabriele," fügte er gegen seine Frau gewendet hinzu, „Sie müssen suchen, Herrn Lewis wieder mit mir auszusöhnen, welcher es mir nicht verzeihen will, daß ich mein Versprechen nicht hielt. Ich übertrage Ihnen die Unterhandlungen."

Und als sie die Lippen öffnete, um sich zu vertheidigen, näherte er sich ihr, und sagte leise, indem er ihr die Hand küßte:

„Sie können es mir nicht abschlagen. Dieser junge Mann ist Ihr Schützling. Sie allein sind schuldig, besonders wenn es wahr ist, was Sie gestern sagten, daß Sie zu seinen Gunsten beim Kartenlegen betrogen haben."

Alexander, welcher hinter Herrn Lascourt stand sah, daß eine leichte Röthe Gabrielens Wangen überflog und ihre Blicke sich unwillkürlich nach ihm hinrichteten. Dies war für ihn ein neues Räthsel. Es war die Rede von ihm und sie verwirrte sich!

(Fortsetzung folgt.)

Monsieur Bodry's Erscheinung.

(Fortsetzung.)

3.

Inzwischen hatte Henri Blaireau seinem Freunde die letzten Liebesdienste erwiesen und ihn auf dem Kirchhof des Innocents, — damals dem fast einzigen Begräbnißplatze für Paris, — bestattet, und dann dem Vater in Lyon das traurige Ereigniß mit dem Bemerken angezeigt, daß die nachgelassenen Effekten seines Sohnes sich unter gerichtlichem Siegel befänden. Nachdem diese letzten Pflichten erfüllt waren, wandte er sich seinen eigenen Angelegenheiten zu. Allein das Studium der Rechtswissenschaft wollte ihm jetzt noch viel weniger behagen als früher. Vergebens vertiefte er sich in Pandekten und Digesten, — nichts blieb in seinem Gedächtniß haften; denn fortwährend schwebte zwischen seinen Augen und den gedruckten Seiten der Rechtsbücher ein Gegenstand, welcher alle Bemühungen vergeblich macht, und dieser Gegenstand war Madeleine Gombert's lächelndes Gesicht.

„Wie unglücklich," dachte er, „daß ich mich im Namen eines Anderen vorgestellt habe! Den Henri Bodry hatte sie nie gesehen und kann nicht einmal Freundschaft für ihn empfunden haben; wenn sie also trauert, so geschieht es um mich, und — ich Unglücklicher! — ich habe mich zu meinem eigenen Nebenbuhler gemacht! Hätte Monsieur Gombert nur die Einladung zum Leichenbegängniß angenommen,

so wäre es mir möglich geworden, ihm die Grille meines armen Freundes auseinander zu ſetzen; aber es jetzt thun zu wollen, würde mich den gehäſſigſten Anklagen und Beſchuldigungen ausſetzen.

Dieſe ſtündlich wiederholte Jeremiade diente natürlich nur dazu, ihn in der Rechtswiſſenſchaft weniger Fortſchritte als in ſeiner Leidenſchaft machen zu laſſen, und endete jedesmal damit, daß er die Bücher bei Seite warf und nach der Rue St. Martin wanderte.

Eines Abends, als er deſſen müde war, in der dunkeln und kothigen Straße nutzlos auf und ab zu gehen, und der Regen in Strömen zu fallen begann, bot ſich ihm die Kirchenpforte von St. Merry als Zufluchtsort dar. Es war die Zeit des Veſpergottesdienſtes, und Henri Blaireau ſtieß deßhalb, in der Vorausſetzung, daß der innere Raum des Gebäudes noch behaglicher ſeyn werde als der Platz am Eingange, die kleine Seitenthür auf und trat ein. Faſt dieſelbe Dunkelheit herrſchte in der großen Halle, wie auf der Straße, denn nur wenige Lampen brannten. Die Verſammlung, gering an Zahl, wie gewöhnlich zur Veſperzeit an einem unfreundlichen, nebeligen Winterabend, beſtand faſt nur aus einigen alten Weibern, und Henri konnte deßhalb ungehindert durch die Seitengänge gehen und ſeinen Gedanken an Madeleine nachhängen. Zweimal war er bereits an der kleinen Nebenkapelle, welche in dem ſüdlichen Theile des Gebäudes ſteht, vorüber gegangen, ohne zu bemerken, daß ſich dort jemand befand; aber beim dritten Male wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch eine weibliche Figur angezogen, die vor dem Altare der heiligen Jungfrau kniete. Ein dunkeles Gefühl, nicht blos Neugierde, veranlaßte ihn, ſtehen zu bleiben und ſie zu betrachten: Er that noch mehr, trat näher und verbarg ſich vorſichtig hinter einer maſſiven Säule, um das Geſicht der Andächtigen deſto beſſer in Augenſchein nehmen zu können. Lange Zeit verweilte ſie betend in ihrer knieenden Stellung; aber endlich erhob ſie den Kopf, und die über dem Bilde hängende Lampe warf ihren hellen Schein auf ſie und ließ Madeleine Gombert's Züge erkennen. Ueberraſcht ſtieß Henri einen Schrei aus, in Folge deſſen die junge Dame ſich umwandte und nach der Gegend ſchaute, wo der Schall herkam; unfähig aber, die herrſchende Dunkelheit mit ihren Blicken zu durchdringen, nahm ſie die vorige Stellung wieder ein. Sie begann ihr Gebet von neuem, und der junge Mann empfand einen faſt unwiderſtehlichen Drang, ſich vor demſelben Altar an ihrer Seite niederzuwerfen und auch zu beten. Allein die Beſorgniß, ſie zu ſtören, ließ ihn zaudern, und während deſſen ſtand Madeleine auf. Sie bemerkte nicht, daß außer ihr noch jemand in der Kapelle war, und kam dem Orte ganz nahe, an welchem Henri ſtand. Er ſtreckte ſeine Hand aus und faßte ihren Aermel. Sich ſchnell umwendend, erkannte ſie beim Scheine der Lampe die Züge des Mannes, für deſſen Seelenruhe ſie ſoeben gebetet hatte. Starr vor Schreck rief ſie: „Gerechter Gott! Monſieur Henri! Mutter der Gnaden, rette mich!“ und lief ſo ſchnell, als ihre Füße ſie tragen wollten, nach der Kirchenthüre.

Ihr nacheilen, war Henri's erſter Gedanke, allein er hatte kaum drei Schritte gethan, als ſein Fuß über eine alte Frau ſtolperte, welche beim Gebete eingeſchlummert war, und er polternd zu Boden ſtürzte. Unter lautem Schelten des Weibes raffte ſich Blaireau auf, ſo gut er konnte, und jetzt erſt an die dem heiligen Orte ſchuldige Rückſicht denkend, ſtand er von der weiteren Verfolgung ab. Um die erzürnte Frau zu beruhigen, deren Geſchäft, außer dem Beten, auch darin beſtand, den Andächtigen Strohſtühle und Schemel zu liefern, gab er ihr alles kleine Geld, welches ſeine Taſchen enthielten, und ſchlich ſich auf den Zehen aus der Kirche, dem Himmel dankend, daß er nicht den Bannfluch des eben die Meſſe leſenden Prieſters auf ſein Haupt gezogen hatte. Auf der Straße angelangt, beſchleunigte er ſeine Schritte; aber alle Eile war vergeblich. Als er Monſieur Gombert's Hauſes anſichtig wurde, verſchwand gerade Madeleine's Kleid in der Thüre, welche ſich hinter ihr ſchloß.

Konnte er nicht eine Wohnung in der Rue St. Martin finden? — oder vielleicht gar in dem Hauſe, welches Gombert bewohnte? — Das war ſein nächſter Gedanke, und er beſchloß, am folgenden Tage dahin zurückzukehren und den Verſuch zu machen. Vielleicht war ihm das Glück bei einer Wiederbegegnung der jungen Dame günſtiger; auf jeden Fall wollte er — nach Art der Liebenden — das troſtloſe Vergnügen genießen, den Gegenſtand ſeiner Anbetung, wenn auch ſelbſt unbemerkt, zu ſehen.

Madeleine ſagte ihrem Vater nichts von dem Schreck, welchen ſie in der Kirche St. Merry gehabt hatte, machte aber die alte Amme zur Vertrauten. Petronille bekreuzte ſich bei der ſchauerlichen Erzählung und hatte viele Fragen zu thun. In welcher Geſtalt zeigte ſich die Erſcheinung, — trug ſie ein Leichenhemd, — war ſie bleich, — ſprach ſie, — und roch ſie nach Schwefel. Auf alle dieſe Fragen konnte Madeleine nur antworten, daß der Geiſt, ſo viel ſie wahrgenommen, die gewöhnliche männliche Kleidung getragen habe und Henri Bodry ſehr ähnlich geweſen ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der ersten Hälfte des vor. Monats fand in Leeds die von der königlich landwirthschaftlichen Societät in England alljährlich veranstaltete Hundeschau unter dem Patronat des Grafen von Derby statt. Dieselbe fiel so glänzend aus, daß einem das Herz im Leibe lachen mußte. Die Sammlung zerfiel in zwei große Klassen: Jagdhunde und Nichtjagdhunde, jede mit 40—50 Unterabtheilungen. Was die Bezeichnung der verschiedenen Hundegattungen betrifft, so thut es darin schwerlich eine andere Sprache der englischen nach. Da sind: **foxhound** (Fuchshund), **greyhound** (Windspiel), **bloodhound** (Bluthund), **pointer** (Hühnerhund), **setter** (Anheyer bei der Hühnerjagd), **beagle** (Spürhund), **deerhound** (Rothwildhund), **retriever** (Wiederbringer), **spaniel** (Fasanenhund), **mastiff** (Bullenbeißer), **clumbeer** (Packer), **Newfoundland** (Neufundländer), **bulldog** (Dogge), **terrier** (Dachshund), **pug** (Mops), **King Charles' spaniel** (König Karl's Wachtelhund) u. s. w. u. s. w. Becher im Werthe von 16 Pfund bildeten die ersten Preise. Unter den **pet-dogs** (Schooßhündchen), meist von Damen zur Ausstellung geliefert, befanden sich einige „Juwelen". Eine alte Dame hatte ihrem Mops einen Zettel mit der Aufschrift: „2000 Pf. St.", eine andere dem ihrigen ein Billet mit der Zahl: „1000 Pf. St." angeheftet. Doch waren das eigentlich nur Affektionspreise, welche besagten, daß der Köter seiner Eigenthümerin um keinen Preis feil sey.

Die Olmützer „N. Zeit." erzählt folgende Anekdote als Faktum: In einer Stadt Schlesiens hatte der Eigenthümer des Gasthauses „Zum römischen Kaiser" auch noch ein zweites Besitzthum, „Zur Zufriedenheit" genannt. Dessen Sohn beabsichtigte die Tochter eines Schullehrers zu ehelichen, wozu er die Einwilligung seines Vaters und als Ausstattung die Besitzung „Zur Zufriedenheit" erhielt. Um auch die behördliche Genehmigung zu erlangen, begab sich der Bräutigam zu dem Bürgermeister. „Wer sind Sie?" herrscht dieser den Eintretenden an. „Ich bin der Sohn des römischen Kaisers und bitte um Bewilligung zur Ehe." „Was verschafft Ihnen das zur Erhaltung einer Familie nothwendige Einkommen?" „Die Zufriedenheit," war die Antwort. Einem solchen Bräutigam und mit dieser Ausstattung konnte die Bewilligung zur Ehe wohl nicht versagt werden.

(Stammbaum einer Kuh.) Wie die „Thurgauer Nachr." erzählen, wurde neulich bei einer Viehschau in Tägerweilen ein Stück vorgeführt, das folgendes sauber geschriebene Dokument trug: „Dieß schätig Rindvieh stammt von Sr. Majestät des K. Napolion III. seyner Kuh auf Arenenberg, und verdient schon wegen seyner hohen Abkunft eine hohe Prämie. Ich habe es gekauft als ein Saugkalb und hab's erzogen, nun ist es ein Schätz geworden und ein Weltthier, wie Sr. Majestät des K. Napolion seyne Kuh auf Arenenberg." Es erhielt keine Prämie.

Auf einem Balle, der zum Besten der deutschen Flotte abgehalten wurde, sagte ein Herr von gutem Gedächtniß zu seiner Tänzerin: Ach was, mir ist eine flotte Deutsche weit lieber, als eine deutsche Flotte. Gute Geister begegnen sich, erwiederte die Tänzerin, mir ist ein deutscher Freier auch lieber, als ein freier Deutscher.

Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 6.

Zwei Aepfel trag' ich an dem Kopf,
Sie sind mir ohne Werth,
Man nennt mich deßhalb: armer Tropf,
Ich hab's schon manchmal g'hört.

1 3 2 5.

Ich ziere dein Zimmer, bin nur der Schein;
Das Wesen kann nah oder ferne seyn.

2 3 6 5.

Ich ergötze dein Ohr, erfreue dein Herz;
Auch heilte ich schon manchen Schmerz.

2 3 4 5 6.

Mich find'st du in der Allee;
Ich liefere guten Thee.

6 3 5.

Wer mich mißbraucht, der lästert Gott;
Er ernt't auch hier schon Schand und Spott

1 6 3 4.

Reise, wohin du willst, wir zwei
Bleiben dir, unserm Herrn, stets getreu.

2 6 3 1.

Ich bin der schönste Bau auf Erden,
Doch muß der Würmer Beut' ich werden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geſchichte, Poeſie und Unterhaltung.

№ 142. Dienstag, 26. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortſetzung.)

Alexander befand ſich auf einem Boden voller Ueberraſchungen und unſichtbarer Fallſtricke; er fühlte ſich wahrhaft erleichtert, als Lascourt ſagte:

„Wollen Sie mich gefälligſt begleiten, mein Herr; ich bin gewiß, daß nach Allem, was ich von Ihnen Lobenswerthes gehört, und was Sie ſicher rechtfertigen werden, ich meine Entſchließung nicht zu bereuen habe, ſelbſt wenn es Madame Lascourt nicht gelingen ſollte, mich mit den Beſchützern Ihres Mitbewerbers auszuſöhnen.“

Alexander und Madame Lascourt verneigten ſich gegen einander, und die beiden Männer verließen den Salon.

„Er liebt mich!“ ſagte Gabriele, ſobald ſie allein war, „er liebt mich ſchon! Ah, ich hätte es vorherſehen können. Ich hätte tauſend Mittel ſuchen und finden müſſen, ſeinen Eintritt in dieſes Haus zu verhindern. Aber wenigſtens wird er mich verſtanden haben: die Kälte meiner Sprache und meines Benehmens wird ihn die Bewegung vergeſſen laſſen, welche ich bei ſeinem Anblick nicht unterdrücken konnte. Ich habe Unrecht, mich ſo zu beunruhigen; er wird nie Urſache zur Hoffnung finden, und ich bin ſicher, mich nicht zu verrathen.“

Nach Verlauf einiger Tage war Alexander Laville definitiv als Kaſſier in den Bureaus des Hauſes Lascourt angeſtellt. Die angeſtrengte Arbeit, welcher er ſich hatte unterziehen müſſen, um ſich mit dem Stande der Geſchäfte vertraut zu machen, hatte ihn glücklicherweiſe von andern Gedanken abgezogen, die ſich ſchlecht mit der Genauigkeit der Zahlen vertragen hätten.

Während der erſten Monate hatte er nicht ein einziges Mal Gelegenheit, Madame Lascourt zu erblicken.

Eines Tages, als er nach kurzer Abweſenheit wieder heimkehrte, und einen Brief ſuchte, den er mit ſich zu nehmen vergeſſen hatte, bemerkte er, daß einige Papiere auf ſeinem Schreibtiſch verſchoben worden waren. Man ſagte ihm, daß Madame Lascourt mit ihrem Manne, in der Erwartung, ihn zu finden, dageweſen ſey, und daß ſie eine Summe von tauſend Franken in Gold zu haben wünſchte.

Alexander hätte dieſen Vorwand ergreifen können, um ſich ihr zu nähern; allein er begnügte ſich, ihr das Geld zu ſenden mit der Bitte um Entſchuldigung, daß er ſie habe warten laſſen. Man wußte, daß er eilig ausgegangen geweſen war, um vor Abgang der nächſten Poſt einen an ſeine Mutter adreſſirten Brief zu befördern.

Eugen Lascourt war voll des Lobes über die ausgezeichneten Fähigkeiten und die Gewiſſenhaftigkeit ſeines neuen Kaſſiers, und es begegnete ihm oft, beim abendlichen Alleinſeyn mit ſeiner Frau, der großen zwiſchen Piquekönig und Treffkönig gelieferten Schlacht Erwähnung zu thun; und indem er ſich ſtellte, als nähme er die Sache ernſtlich, dankte er für den glücklichen Einfall, insgeheim den Letzteren zu beſchützen.

Alexander ſeinerſeits fühlte eine aufrichtige Dankbarkeit für Lascourt, der ihn mit großer Güte und einer Achtung, wie ſie für ſeine Jugend kaum zu erwarten ſtand, behandelte. Oft fragte der Prinzipal den Kaſſier um Rath, und mehr als einmal von der Schärfe ſeines Urtheils überraſcht, ſagte er dann:

„Sie werden Ihrerſeits Ihr Glück machen, junger Mann, und wir wollen ſehen, wie ſich dazu behilflich ſeyn läßt.“

Laville erblickte in Lascourt ſeinen Wohlthäter, und er würde es als ein Verbrechen betrachtet haben, nur mit dem leiſeſten Gedanken einen Verrath gegen ihn zu beabſichtigen. Er unterwarf ſich, ohne einen Verſuch der Aenderung zu machen, der Stellung,

welche Madame Lascourt ihm andeutend vorgezeichnet hatte, und deren Dauer sie sich alle mögliche Mühe gab, zu verlängern.

Er sah sie nicht, allein er hatte jeden Tag die Hoffnung, sie zu sehen; jeden Tag hörte er ihren Namen aussprechen, und das Haus, das sie bewohnte, war sein Aufenthalt!

Umsonst, um sich Ruhe zu geben, stellte er die kalte, hoffnungertödtende Gegenwart der sonderbaren Verkettung von Umständen entgegen, welche ihn dieser Frau nahe gebracht hatte, ... dem ersten zwischen ihnen gebörgenen Geheimnisse, welches vielleicht noch ein anderes in sich schloß, das sie hartnäckig nie bekennen wollte. Die Liebe ist eine Krankheit, welche sich nicht durch halbe Mittel heilen läßt: man muß sie tödten, oder man wird von ihr getödtet. Keine Vernunft hält ihren Sophismen Stand; und das Herz, in dem sie Wurzel schlug, wird stets, früh oder spät, ihre bittern Früchte ernten.

Alexander spielte mit der Gefahr, ohne sie zu kennen, und während er seine einsamen Abendstunden damit zubrachte, sich Vernunft zu predigen und sich die einzig ehrenhafte Weise seines Benehmens immer wieder vorzuzeichnen, drang der Pfeil unablässig tiefer in die unheibarer werdende Wunde, und der Gedanke, den er von sich stoßen wollte, daß Gabriele das Idol seiner schweigenden Anbetung sey, wurde der einzige, alles beherrschende seines Lebens.

Wo lag das Mittel für den jungen Mann, diese geheime Liebe zu besiegen und zu vergessen, welche sich von einer flüchtigen Erinnerung nährte, Nichts verlangte und im Schatten der Hoffnungslosigkeit erwuchs!

Er hätte fliehen, Paris verlassen können, aber seine Mutter und Schwester, deren Stütze und Trost er war! Und um ihm Kampf und Sieg noch zu erschweren, bot ihm Herr Lascourt, was er nicht ausschlagen konnte, auch eine Wohnung in seinem Hause an!

Sonst bot ihm das Nachhausegehen nach vollbrachter Arbeit noch einige Erholung; auch dieses schlug jetzt fehl. Wenn er jetzt sein Zimmer betrat, so verließen seine Blicke nicht mehr die Fenster der gegenüberliegenden Gemächer der Madame Lascourt. Er erspähte den Moment, wenn sie in den Wagen stieg, um sich zum Ball oder Schauspiel zu begeben, und dann erwachte in ihm der heftige Wunsch, ihr folgen zu können, und unsägliche Qualen, indem er sich die Bewunderung ausmalte, die sie in ihrer Schönheit hervorrufen würde! Und wenn sie allein zu Hause blieb, so litt er ebenfalls, weil er sie nicht einmal während dieses Momentes sah!

Dennoch veranlaßte ihn diese wahnsinnige Leidenschaft zur Vernachlässigung keiner der ihm obliegenden Pflichten. Bei jeder Aeußerung der Zufriedenheit seines Prinzipals dachte er, daß sie vielleicht hinter diesen seidenen Vorhängen, die er nicht durchdringen und den vergoldeten Thüren, deren Schwellen er nicht überschreiten konnte, wiederholt werden würde. Und er täuschte sich nicht. Niemals erfuhr Eugen Lascourt einen Widerspruch von seiner Frau, wenn er ihr seine wohlwollenden Absichten bezüglich ihres „Protéges", wie er Alexander noch immer scherzend nannte, auseinandersetzte. Diese Absichten waren der Art, daß es im Hinblick auf die Zukunft nöthig wurde, ihn näher zu kennen. Alexander erhielt eine Einladung zum Mittagessen.

Sein Herz klopfte, als er denselben Salon betrat, in den er das erste Mal eingeführt worden war. Seine Blicke wandten sich sogleich auf das Porträt. Zu gleicher Zeit erschienen Herr und Madame Lascourt. Er fürchtete, auf ihren Wangen die Frische und den Glanz wieder zu finden, welche ihr Abbild verschönten; aber er sah sie noch bleicher als damals bei der Begegnung auf dem Balle und als er sie Tages darauf allein gesprochen hatte. Woher kam diese Veränderung? Welche Gedanken hatten sie während dieser Trennung von fünf Monaten beschäftigt?

Niemand hätte es sagen können. Aber in der That belastete eine ungekannte Qual das Leben dieser Frau; ihre Gesundheit war angegriffen und ihre Stimmung, sonst von vollkommener Heiterkeit, war ungleich geworden. Nichts gefiel ihr auf die Dauer, sie ging von einer Laune zur andern über; sie liebte den Putz und dennoch blickte sie mit Widerwillen auf die noch kurz zuvor gewünschten Nichtigkeiten, sobald sie in ihrer Hand waren.

(Fortsetzung folgt.)

Monsieur Bodry's Erscheinung.

(Fortsetzung.)

4.

Um seinen Plan desto sicherer auszuführen, begab sich Henri Blaireau am folgenden Morgen nach der Rue de la Grande Friperie und kaufte in einem der dortigen Trödelläden einen dreieckigen militärischen Hut und einen Dragonermantel, welchen letzteren ihm der gewissenhafte Verkäufer, obgleich er mindestens zwanzig Jahre bereits gedient hatte, als ganz neu anpries. In dieser Verhüllung schritt er nach der Straße St. Martin und nahm noch einmal Monsieur Gombert's Wohnhaus sorgfältig in Augenschein. Das Tageslicht ließ ihn jetzt entdecken, was die Dunkelheit bisher verborgen hatte, nämlich grade dasjenige, was er suchte. An einem der Pfeiler

des offenen Thorweges hing ein Zettel mit der Anzeige, daß ein möblirtes Zimmer im Hause zu vermiethen sey und der Concierge darüber nähere Auskunft gebe. Es war natürlich nicht im Erdgeschoß, denn dort befanden sich Monsieur Gombert's Waarenlager, auch nicht im ersten Stockwerke, welches seine Familienwohnung enthielt, und eben so wenig im zweiten oder dritten; nein, dicht unter dem Dache lag das hübsche, schön möblirte Zimmerchen, wie der Concierge es poetischer Weise nannte. Das schöne Mobiliar bestand aus einem gemeinen Rollbett ohne Vorhänge, zwei morschen Stühlen und einem noch gebrechlicheren Tische, und was ihm in den Augen des Hausmeisters den schönen Anstrich gab, war muthmaßlich der mit rothen Ziegelsteinen gepflasterte Fußboden. Es war mit einem Wort eine elende Höhle, und Henri schauderte unwillkürlich, als er seine Blicke hinein warf; allein er befand sich hier unter demselben Dache mit der Geliebten, und dieser Gedanke versöhnte ihn mit der elenden Beschaffenheit seiner neuen Wohnung. Sogleich nach dem Ecu d'Argent zurückkehrend, bezahlte er die dortige Rechnung, lud einem Auvergnaten seine und des abgeschiedenen Freundes Effekten auf — eine Last, die kaum ein Maulesel fortgeschleppt haben würde — und nahm von der neuen Residenz Besitz.

Ein Hinderniß gab es jedoch noch, welches ihm, seiner Kleidung ungeachtet, gefährlich werden konnte und durch keine Vorsichtsmaßregel zu beseitigen war. Wenn es auf der Erdkugel irgend einen besonderen Ort gibt, wo Schwatzerei und Klatscherei ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben, so ist es die Loge oder Wohnung eines Concierge oder Hausmeisters in Paris. So war es zur Zeit Louis des Fünfzehnten, und so ist es noch jetzt unter der segensreichen Regierung Napoleons des Dritten. Die Conciergen in Gombert's Hause waren Pierre und Phrosine, ein ältliches Ehepaar mit dem gemeinschaftlichen Familiennamen Le Pocheux. Ersterer hatte längere Zeit im Heere gedient und letztere alle Grade eines weiblichen Dienstboten durchlaufen, und ihre eheliche Verbindung war eben so wohl eine Konvenienzheirath gewesen, als wenn sein Vater de Rohan und der ihrige de Montmorency geheißen hätte. Klatscherei war die Nahrung für ihre intellektuelle Existenz, und obgleich ein so unbedeutender Umstand, wie der der Vermiethung einer elenden Dachstube für zehn Livres vierteljährlich, keinen reichhaltigen Stoff zu bieten schien, so hatte die militärische Außenseite des neuen Miethers doch Pierre's Aufmerksamkeit erregt, dessen Scharfblick ihn zu der Meinung veranlaßte, daß die Kleidung mit der Person nicht wohl harmonire, so wie, daß so viel Gepäck nicht mit den Verhältnissen des Miethers vereinbar sey, der seine Wohnung neben der Dachrinne nehme; und endlich hatte Madame Phrosine auch noch Notiz von sehr weißen Händen, sehr glänzenden Augen und einem recht hübschen Gesichte genommen, so weit es unter dem dreieckigen Hute und dem verhüllenden Mantelkragen sichtbar wurde.

Der eifrigste Bundesgenosse des Ehepaars Le Pocheux war natürlich Petronille, welche einander nie begrüßten, ohne sich des Präsirums Monsieur oder Madame zu bedienen. Ihr wurde deßhalb auch die Neuigkeit von der Ankunft des Fremden, nebst den erforderlichen Kommentaren mitgetheilt. Das Klatschen erzeugt viele Kinder, deren ältestes die Neugierde ist. Die alte Amme begann sich für den mysteriösen Dragoner zu interessiren, und nicht lange währte es, als Madeleine Gombert ihre Neugierde in Betreff seiner theilte. Petronille war fest entschlossen, ihn bei erster Gelegenheit aus einem sicheren Hinterhalte etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

Während der ersten zwei oder drei Stunden nach dem Einzuge in die neue Residenz fand Henri Blaireau hinreichende Beschäftigung in dem Versuche, sie etwas wohnlicher einzurichten; als dieses Geschäft jedoch beendet war und er sich genügend überzeugt hatte, daß, wie sehr er auch den Hals vorstreckte, nichts von dem Zimmer zu sehen sey, welches Madeleine Gombert bewohnte, so begannen ihm Hast und Einsamkeit lästig zu werden, und er sehnte sich ihr näher zu kommen. Allein sein Zimmer bei hellem Tageslichte zu verlassen, hätte sich muthwillig gefährlichen Beobachtungen aussetzen heißen, und er wartete deßhalb, bis die Dämmerung angebrochen war, ehe er seine Höhle verließ. Dann die Verkleidung anlegend, welche ihn unkenntlich machen sollte, im Falle Monsieur Gombert ihm begegnete, stieg er die Treppe langsam hinab, fast auf jeder Stufe verweilend, als er in die Nähe des ersten Stockes kam. Die letzte Wendung der Treppe war erreicht, auf der Monsieur Gombert's Wohnung belegen war, als er in der Thür derselben eine weibliche Gestalt bemerkte. Das herrschende Dämmerlicht erlaubte ihm nur zu erkennen, daß es ein Frauenzimmer war, aber sein Herz sagte ihm, wer es sey; und mit einem Satze die noch übrigen Stufen hinab springend, stand er vor ihr. Sie veränderte ihre Stellung nicht, sondern blieb im Schatten der Thür stehen. Dadurch fand er Muth zu sprechen, nahm den Hut ab und begann, nach der ceremoniösen Weise der damaligen Zeit, mit einer tiefen Verbeugung; allein kaum war ein Wort über seine Lippen gekommen, als er von einem entsetzlichen Schrei begrüßt, die Thür ihm vor der Nase zugeschlagen wurde, und er noch aus dem

Innern eine gellende weibliche Stimme „Mord! Mord!“ rufen hörte.

Er stürzte die Treppe hinab und gelangte, da der Thorweg nicht verschlossen war, ohne Entdeckung auf die Straße.

Petronille — denn sie war es, welche im Hinterhalt gelegen hatte — fuhr, auf dem Fußboden des Vorzimmers liegend, fort, ihre Lunge in Bewegung zu setzen, ohne den Kopf zu erheben, bis sich Monsieur Gombert's ganzer Haushalt, mit alleiniger Ausnahme von Madeleine, welche frommer Weise nach der Kirche St. Merry zum Vespergottesdienst gegangen war, um sie versammelt hatte.

„Aber was ist denn geschehen, meine arme Petronille?“ fragte Monsieur Gombert besorgt, während er die alte Frau aufhob und in das anstoßende Zimmer brachte.

„Ach, Monsieur, Monsieur!“ rief sie, heftig schluchzend, „ich habe ihn gesehen, ich — ich selbst —“

„Wen gesehen, Petronille?“ fragte der Seidenhändler bebend.

„Frisch aus dem Grabe!“ entgegnete sie; — „im Leichentuche — und mit Augen, die wie Kohlen glühten!“ **(Schluß folgt.)**

Mannigfaltiges.

Wie enorm der Schätzungswerth für Vermögen in unserer Zeit gestiegen ist, beweist unter Andern, daß auch Pitt bei Einführung der damaligen Eigenthumssteuer es für unnütz und chimärisch hielt, Vermögen über eine Million Pfund Sterling zu besteuern, und sterben doch alltäglich Leute, deren Erben sich über Pitt's Kurzsichtigkeit ins Fäustchen lachen. „Eine Pflaume“ (**plum**, d. h. ein Vermögen von etwa 100,000 Pfd. St.) hat aufgehört das höchste Ziel auch nur eines Londoner Spießbürgers zu seyn. Indessen ist ein Jahreseinkommen von 50,000 Pfd. St. auch jetzt noch sehr selten. Nur 57 solche Goldfasanen sind in den Listen der englischen Einkommensteuer aufgeführt; aber wiewohl die Zahl handgreiflich zu wenig ist, so läßt sich doch zweifeln, ob es ein Tausend so reicher Leute in der Welt gibt. In Frankreich, Italien und Deutschland wird man ihrer nur wenige finden, eine beträchtliche Anzahl in Rußland und vielleicht dreißig in Amerika. Wenn amerikanische Unionsblätter von fünfzehn Kapitalisten reden, die den ganzen Krieg bezahlen könnten, so ist das eine demokratische Uebertreibung. In Indien gibt es vielleicht zehn Privateinkommen von solchem Belang, eben so viele in Südamerika und im türkischen Orient mögen einzelne Pascha's und armenische Wucherer so viel zusammengeschunden haben. Im Ganzen genommen wird — trotz der enormen Zunahme des Reichthums in der Welt und der ihr entsprechenden Entwerthung des Geldes — ein Mann mit jährlich 50,000 Pfd. St. Einkünften sich als **la crème de la crème** der Plutokratie betrachten können.

In Compiegne wurde am 1. November von dem Kaiser und der Kaiserin ein neuer, unverbrennlich machender Apparat von Buvert probirt. Der Erfinder begab sich damit wiederholt in eine über und über brennende Hülle von Reisig, welches durch ein eisernes Gerüst gehalten wurde. Der Apparat besteht in einer doppelten Hülle, die erste ist wasserdicht, die zweite unverbrennlich. Letztere soll aus zusammengenähten Schwämmen bestehen. Den Kopf bedeckt ein eiserner Helm mit gehörigem Luftraum, Augengläsern und Schwammdecke. Ein passendes Seitenstück ist der Schwammapparat von Leon Lejuste in Douai, der an der Pariser Militärschwimmschule mit Erfolg probirt wurde. Er besteht aus einem abgestumpften metallenen Kegel, dessen Höhlung durch wasserdichte Scheidewände der Sicherheit wegen in mehrere Kammern getheilt ist. Dieser in einigen Sekunden um den Leib zu befestigende Apparat wiegt mit Beinharnisch und Gegengewichtsohlen 5 bis 8 Pfund. Die Probemänner legten den Weg über die Seine in horizontaler Stellung mit übergehängtem Gewehr in einigen Minuten zurück. Sie vermochten gar nicht, sich umzustürzen. Der Erfinder will auch Apparate für Kanonen bauen, mit denen man ebenfalls wie auf dem Lande manövriren könnte. Als Dritter im Bunde mag der Hamburger Lehmann genannt seyn, der mit seinem Tauchapparat unter der Erde weggewandert ist und dabei tastend die Beschaffenheit des Bodens erforscht hat, was in dem hellern Meerwasser auch dem Auge möglich seyn soll.

Es war ein ungeheurer Moraſt, als wir von einem Hochzeitschmause nach Hause gingen. Ich konnte gehn und sehn; mit meinem Freunde, dem Amtschreiber, war es ganz anders. — Wir gingen ganz langsam und sprachen über die mannigfaltigen Schicksale des Lebens. — „Ich weiß mich in jede L a g e zu fügen;“ sprach mein Amtschreiber, stolperte und — l a g im Rinnstein.

Auflösung des Zahlenräthsels in **№** 142:
Blinde. Bild. Lied. Linde. Eid. Bein. Leib.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Freitag, 29. November 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Ihr Mann willfahrte allen ihren Gelüsten und suchte sogar noch neue Liebhabereien in ihr zu erwecken. Sie war ihm aufrichtig dankbar, aber dessenungeachtet wuchs ihre Schwermuth von Tag zu Tag.

Während des Sommers empfing Alexander öfters Einladungen von Herrn Lascourt. Zwanzig Gelegenheiten boten sich, Gabriele allein zu sprechen, aber immer schwieg er.

Was brauchte es der Worte? Sie mußte wissen, daß sie geliebt war und dennoch duldete sie ihn in ihrer Nähe! Ein Geständniß hätte sie vielleicht erschreckt. Und dann gedachte er ihres Mannes und das Blut stieg ihm in's Gesicht und er bereute! Aber er konnte nicht darauf verzichten, ihr auf tausend andere Arten zu erkennen zu geben, daß er sie liebte.

Besaßen sie nicht dieselben Neigungen, waren sie nicht derselben Eindrücke fähig? Ein gewisses gegenseitiges Uebereinkommen herrschte zwischen Beiden, sie duldete sein Gefühl für sie, unter der Bedingung, daß es schweigend blieb. Aber wie lange konnte dies dauern?

Im Laufe des folgenden Winters sahen sie sich noch häufiger. Lascourt behandelte Alexander als Freund und vertraute ihm auch seine Besorgnisse hinsichtlich der Gesundheit seiner Frau.

Alles dies überlieferte den jungen Mann dem Märtyrerthum. Um die Mitte des Winters, sey es, daß er über seine Rolle beschämt, oder nicht mehr sicher war, Herr seiner Empfindungen bleiben zu können, ließ er unter verschiedenen Vorwänden in seinen Besitzungen nach, und schien Hätte er vierzehn Tage lang Gabriele nicht mehr gesehen, als er zu einem großen Balle, den Herr Lascourt gab, eingeladen wurde und natürlich auch dort erschien.

Er hatte soeben mit Gabriele getanzt und führte sie, ihr den Arm reichend, in ein anstoßendes Zimmer. Beim Anblick eines Spielers, welcher sich über Unglück beklagte, sahen Beide sich unwillkürlich an. Jemand, den er bisher noch nicht bemerkt hatte und den er jetzt nicht gleich wiedererkannte, näherte sich Laville und bot ihm seinen Platz am Spieltische an.

„Ich spiele niemals," entgegnete Alexander.

„Das heißt, mein Herr, Sie spielen nicht mehr," bemerkte der Andere, „denn ich habe es auf eigene Kosten erfahren, daß Sie sogar sehr glücklich spielen. Vor einem Jahre, auf einem Balle bei Grignon, habe ich gegen Sie gewettet. Sie erinnern sich wohl noch, Madame, daß Sie mir Herrn Laville's Namen nannten. Niemand kannte ihn außer Ihnen."

„Ja, ... ich erinnere mich," fiel Madame Lascourt ein.

Und sie entfernte sich, von Alexander begleitet, ohne zu bemerken, daß ihr Mann dicht in ihrer Nähe war.

Er hatte die letzten an sie gerichteten Worte vernommen.

„Was sagten Sie soeben?" fragte er den entmuthigten Spieler.

„Ich erinnerte an eine Carteparthie, deren Held Herr Laville war, vor einem Jahre, bei Grignon. Sie waren nicht dort. . . . Er spielte ein Teufelsspiel und mit einem Glück!! So sehr, daß man Verdacht hegte. . . . Glücklicherweise für ihn sah man ihn gleich nachher, wie er Ihrer Frau Gemahlin den Arm gab, und sie sagte uns, daß sie ihn kannte."

„Ah! . . . . ja, ... ja, ... in der That, . . . wir kannten ihn . . . ," stammelte Lascourt. Er sah dabei gegen das Ende des Zimmers, und bemerkte Gabriele und Alexander in leisem Gespräch.

Ein Schleier schien ihm von den Augen zu fallen.

„Sie kannte ihn!" murmelte er; „welches Geheimniß besteht zwischen ihnen? Ach! ich werde es erfahren!"

6.

Einige Tage waren seit der verhängnißvollen Entdeckung verflossen, welche Eugen Lascourt gemacht. Es hatte seinerseits einer gewaltigen Anstrengung bedurft, um sich im entscheidenden Momente zu beherrschen und vor den Augen Aller den fürchterlichen Argwohn zu verbergen, welcher seine Krallen ihm in's Herz schlug.

Die Frau, die er so sehr geliebt, deren leiseste Wünsche zu befriedigen er sich stets bestrebt hatte; diese Seele, welche er so schuldlos und rein gekannt, ... sie war falsch und heuchlerisch geworden. Er hatte sich über ihr Kränkeln beunruhigt, und ihre Gesundheit litt nur unter den Angriffen einer strafbaren Leidenschaft. Es waren die letzten Kämpfe der Pflicht mit dem Treubruch, vielleicht schon der Vorwurf des Gewissens, dieser Vorwurf, welchen der Taumel der Sünde so leicht in Schlaf wiegt! . . . . und dann, gewöhnt an Lüge und Verstellung, würde sie wohl die Frische ihrer Jugend und dann das lange verlorene Lächeln wiederfinden und sich, ... für den Geliebten, ... mit neuer Schönheit schmücken! Und zu wessen Gunst betrog sie ihn? Um eines jungen, vermögenslosen Mannes willen, den er als Freund behandelte, dessen Wohlthäter er war, und den sie schon früher gekannt und geliebt hatte, weil sie sich so kühn für seine Ehrenhaftigkeit verbürgte!

Es schien ihm, daß ein solcher Verrath eine schreckliche Rache verlangte, eine Rache ausgesonnen im Dunkel des Geheimnisses, wie jenes Verbrechen selbst. Seine Geschäfte lieferten ihm tausend Vorwände, um sich nicht zu oft in der Gegenwart seiner Frau zu befinden und vielleicht ihre Befürchtungen durch irgend einen nicht zu bemeisternden Zornesausbruch zu erwecken; über seine Vernachlässigung würde sie sich jetzt nicht beklagen.

Was Alexander betraf, so war er in völliger Sicherheit; er sollte darin verbleiben, bis zu dem Tage, an dem die zugedachte Vergeltung plötzlich über ihn hereinbrechen würde.

Als an jenem Ballabende sich nur noch wenige Personen im Saale befanden und auch diese im Aufbruch begriffen waren, näherte sich Lascourt dem jungen Manne und sagte, seinen Arm nehmend:

„Mein Freund, wir haben morgen unsere Loge, Sie gehen doch mit uns, nicht wahr? Aber verfügen Sie nicht, ich bitte, über Ihren Abend übermorgen, wir wollen zusammen diniren, Sie und ich allein, wenn Sie wollen, als Junggesellen! Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen und es spricht sich besser tête-à-tête."

„Ich willige mit Freuden ein," entgegnete Alexander.

Sie trennten sich. Herr und Madame Lascourt empfingen die Verabschiedungen der letzten Gäste, und der junge Mann zog sich in sein Zimmer zurück.

Als eine Stunde später der Bankier aus dem im ganzen Hause herrschenden Schweigen glaubte schließen zu können, daß man ihn nicht überraschen würde, verließ er sein Zimmer und ging in die Bureaus hinunter; seine Seele war jetzt jeglichem Argwohn offen, und er suchte nach allen Beweisen, deren er bedurfte. Uebrigens war Laville ein Spieler, wie man ihm gesagt hatte! Man war auf dem Punkte gewesen, ihn als Schelm zu entlarven? Wie hatte er sein Vertrauen benutzt?

Lascourt öffnete die Kasse, durchsah die Bücher, verglich die Einnahmen und Ausgaben. Alles war in Ordnung. Nur fehlte eine Summe von fünfzehnhundert Franken. Es konnte ein Rechenfehler seyn; eben so gut aber auch eine Entwendung.

Er notirte sich die am nächsten Tage zu machenden Zahlungen, und zog sich zurück. Am folgenden Abende überzeugte er sich mit gleicher Sorgfalt von dem Zustande seiner Kasse und fand die fehlenden fünfzehnhundert Franken ersetzt.

Es blieb ihm noch eine zu große Anklage gegen Alexander, als daß er sich bei dieser Entdeckung lange aufhielt, und er würde das Ganze vielleicht völlig vergessen haben, wenn sich nicht noch mehr zugetragen hätte, über das, was er für schmähliche Intriguen hielt, ein neues Licht zu verbreiten.

Ein Besuch bei dem Antiquitätenhändler in der Rue Montmorency, zwei Tage nach dem Balle, bereicherte ihn mit einer fürchterlichen Enthüllung; aber wie gewiß ihm auch dieser Beweis schien, er bekämpfte sich noch; und entschlossen, die beiden Schuldigen in derselben Schlinge zu fangen, machte er Alexander den Vorschlag, den er ihm bereits angekündigt hatte und mit dem auch der Leser bald bekannt gemacht werden wird.

Die Ereignisse mußten sich jetzt überstürzen. Es lag nicht mehr in Jemandes Macht, die Entwickelung der Begebenheiten aufzuhalten; kein Wille konnte dagegen Etwas ausrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Monsieur Bodry's Erscheinung.

(Schluß.)

Gombert stöhnte und wiederholte seine Frage nicht. Aber nun kamen Jacques, der Kommis, Marie, die Köchin und Felicite, das Stubenmädchen und

begannen zu ſchreien: „Um des Himmels willen, Petronille, ſaget doch, was geſchehen iſt!“

„Eins, zwei, drei, — langſam, wie die Uhr ſchlägt,“ erzählte die Amme, „hörte ich ihn die Treppe herabkommen, während ich noch die Thürklinke in der Hand hielt, nachdem Mademoiſelle fortgegangen war, um die Vespermeſſe zu beſuchen. Wie kann ich ſagen, weßhalb ich gerade wartete, denjenigen zu ſehen, welcher herunter kam? Das ſind Dinge, die vom Schickſal beſtimmt werden! — Plötzlich, ehe ich mich beſinnen konnte, ſtand er vor mir — kaum einen Schritt entfernt. Ich hätte ihn berühren können, — aber ich erkannte ſein Geſicht! Es war das des jungen Mannes aus Lyon, welcher in voriger Woche im Ecu d'Argent, Rue des Carmes, geſtorben iſt, — das Geſicht Monſieur Bodry's!“

Gombert ſank auf einen Stuhl, unfähig, ein Wort hervorzubringen, während Beſtürzung ſich auf allen Geſichtern malte und plötzlich ein lautes Klopfen an die Hausthüre vernehmbar wurde.

Alle Anweſenden, mit alleiniger Ausnahme von Gombert, ſchrieen laut auf und im nächſten Augenblicke trat der Concierge Pierre, dadurch erſchreckt, mit der Mütze in der Hand ein.

„Ach, Monſieur Pierre,“ rief Petronille, „ich habe einen Geiſt geſehen!“

„Bah!“ verſetzte Pierre, „ich habe fünftauſend geſehen. Ein Geiſt oder ein Todter iſt ziemlich dasſelbe, glaube ich. Wenn man auf dem Schlachtfelde ſchläft, ſieht man genug Geiſter.“

„Aber ſie gehen nicht umher, Pierre, jene Todten,“ bemerkte Petronille.

„Es wäre auch ſonderbar, wenn ſie es thäten,“ verſetzte Pierre, „nachdem ihnen die Beine abgeſchoſſen worden ſind.“

Die kaltblütige Hartnäckigkeit des alten Soldaten that mehr, die alte Amme zu beruhigen, als ſelbſt ſeine körperliche Gegenwart, und mit großer Umſtändlichkeit und beſonderem Nachdruck wiederholte ſie hierauf die Geſchichte ihres Abenteuers.

Pierre ſchüttelte den Kopf.

„Aber Monſieur Gombert,“ fuhr die Frau fort, „hat auch einen Beſuch des Geſpenſtes erhalten. Es iſt der Geiſt eines jungen Mannes; eine Stunde nach ſeinem Tode kam er zu ihm! Und was werdet Ihr ſagen, wenn ich Euch erzähle, — meine Pflicht zwingt mich jetzt, es zu veröffentlichen, — daß Mademoiſelle Gombert das Geſpenſt ebenfalls geſehen hat? Erſt geſtern Abend iſt es ihr in der Kirche St. Merry erſchienen. Deßhalb iſt ſie heute wieder hingegangen, um ſich an den Herrn Pfarrer zu wenden.“

„Was ſagſt Du?“ rief Monſieur Gombert. „O, mein guter Freund Pierre, eilet nach der Kirche und ſaget ihr, ſie ſolle augenblicklich nach Hauſe kommen! Bittet auch den Herrn Pfarrer, mich zu beſuchen, ſobald der Gottesdienſt vorüber ſey.“

Der Concierge wagte nicht länger dem zu widerſprechen, was von ſo hoher Autorität beſtätigt wurde und verließ deßhalb das Zimmer, um Monſieur Gombert's Befehle zu vollſtrecken.

5.

Als Henri Blaireau die Straße erreicht hatte, war er einige Augenblicke unſchlüſſig, was zu thun. Eines Theiles regte ſich der Hunger und das Verlangen nach Speiſe bei ihm, aber andern Theiles drängte ihn ein edleres, eines Liebhabers würdigeres Gefühl, der Richtung zu folgen, welche Mademoiſelle Gombert ſoeben eingeſchlagen hatte.

Er richtete alſo ſeine Schritte nach der Kirche St. Merry. Dort angelangt, hielt er ſich an der Pforte nicht auf, verweilte keinen Augenblick im Schiff und kümmerte ſich weder um Prieſter noch um alte Weiber, ſondern nahm ſeinen Weg nach dem ſüdlichen Flügel und ſchlich durch ein Labyrinth auf einander gehäufter Stühle, bis er die Kapelle der heiligen Jungfrau erreichte. Unbeſchreiblich war ſeine Freude, als er hinter dem Pfeiler, welcher ihn am vorhergehenden Abend verborgen hatte, behutſam hervor blickend, Madeleine in derſelben Stellung und vor demſelben Altare wieder fand.

Die Erfahrung von geſtern hatte ihn weiſer gemacht und er war entſchloſſen, daß ſeine unglücklichen Züge ihm keine zweite Verlegenheit bereiten ſollten. Mit beiden Händen das Geſicht deßhalb bedeckend, trat er ſchnell näher, machte von dem Vorrechte der Andächtigen Gebrauch und ließ ſich an Madeleinens Seite nieder, ſenkte den Kopf und begann inbrünſtig zu beten.

Obgleich eine ſolche Annäherung während des Gottesdienſtes nichts Ungewöhnliches und Verbotenes war, ſo fühlte ſich die junge Dame doch unbehaglich in der unmittelbaren Nachbarſchaft eines Fremden.

„Heilige Mutter, Himmelskönigin,“ betete er halblaut, „bitte für uns bei —“

Hier hielt er einige Augenblicke inne, wandte ſich nach Madeleinens Seite und ſubſtituirte für das richtige Wort, welches das Gebet vorſchreibt, „Magdalena!“ und ehe das junge Mädchen ſich von ihrem Erſtaunen erholen konnte, fügte er hinzu:

„Verzeihung, Madeleine, Ihr ſehet in mir die unglückliche Perſon, welche Euch geſtern Abend leider erſchreckt hat.“

Madeleine ſprang ſchnell auf und wollte die Kapelle verlaſſen, allein Henri Blaireau holte ſie ein.

„Ist es möglich?“ fragte sie in höchster Verwunderung; „können die Verstorbenen in diese Welt zurückkehren?“

„Nicht die Verstorbenen,“ entgegnete Henri, ihre Hand ergreifend, „aber die Lebenden.“

Madeleine konnte sich nicht darin täuschen, daß eine warme, menschliche Hand die ihrige gefaßt hielt und daß auch die Stimme, welche an ihr Ohr schlug, durchaus keinen Grabeston hatte.

„Aber wenn die Todten nicht zurückkehren können,“ fragte sie, „wer und was seyd Ihr denn? Ich sehe doch die Züge Henri Bodry's.“

„Mademoiselle,“ bat der junge Mann, „verzeihet eine Täuschung, welche von mir nicht beabsichtigt wurde und sogar — gegen meinen Willen geschah. Henri Bodry ist allerdings nicht mehr, allein ich bin nicht Henri Bodry. Ihr werdet mir gewiß verzeihen, wenn Ihr geneigt seyn könnet, meine Geschichte anzuhören.“

Im Tone und ganzen Wesen des Sprechenden lag etwas so Ueberzeugendes, daß Madeleine nicht umhin konnte, sich seinem Wunsche zu fügen, und er wußte seine Sache so geschickt vorzutragen, daß der beabsichtigte Zweck vollkommen erreicht wurde.

„Da, da,“ sagte eine rauhe aber heitere Stimme, die des alten Concierge Pierre, welcher, bis jetzt ungesehen, die Gruppe mit breitlächelndem Munde betrachtet hatte, — „ich weiß nicht, was ich zu Hause thun soll, Mademoiselle. Madame Petronille liegt in Krämpfen und alle Anderen im Hause haben den Kopf verloren, weil ihnen ein Gespenst erschienen ist. Ich glaube,“ fügte er an Henri gewendet hinzu, „es war Euer Gespenst, Monsieur.“

Kaum hatte sich die Verwirrung in Gombert's Hause einigermaßen gelegt, als Madeleine eintrat.

„Lieber Vater,“ rief sie, in seine Arme eilend, „unendlich leid thut es mir, daß Du, sowie die arme Petronille, so heftig erschreckt worden bist; aber hier folgt mir Jemand, — laß Dich nicht abermals durch die persönliche Aehnlichkeit in Schrecken setzen, der Alles erklären kann!“

Eine Viertelstunde später erschien der Pfarrer von St. Merry. Monsieur Gombert ging ihm lächelnd entgegen.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, „was Ihr von meiner sonderbaren Lage denken werdet, ehrwürdiger Herr. Ich sandte zu Euch, um Euren geistlichen Beistand zu erlangen; allein statt einer Geisterbeschwörung, muß ich Euch jetzt bitten, — einen Segen auszusprechen.“

Mannigfaltiges.

(Ein treuer Gemsbock.) Aus dem Tyroler Reviere des Herzogs von Koburg wird folgende Jagdgeschichte, die sich auf einer der letzten Jagden zugetragen, erzählt: Die Gaisen und Zicklein gingen in ihrer Dummheit, in ihrem Leichtsinne, oder weil sie wußten, daß es auf sie nicht abgesehen sey, gemüthlich den gewiesten Weg. Indeß kam mit ihnen doch auch ein und der andere Gemsbock todesmuthig dahergegangen und opferte sein Leben der Kunst und dem Vergnügen der Jäger. Unter denselben gab einer ein erbauliches Beispiel treuer Liebe, für welche er auch seinen Lohn erhielt, indem ihm das Leben geschenkt wurde. Eine starke, alte Gais kam dem Herzog und wurde, nachdem sie für schußmäßig erkannt war, von der sichern Kugel des Jägers niedergestreckt. Bald nachher kam ein Bock, und als dieser die verendete Gais erblickte, blieb er stehen, betrachtete mitleidig die Todte und that sich endlich dabei nieder, als wolle er seine Gefährtin auch im Tode nicht verlassen. Eine ähnliche Geschichte, doch aus früherer Zeit und von einem Hirsch, wurde Abends im Casino erzählt. Ein angeschossener Hirsch ging flüchtig und traf auf der Flucht einen Kameraden, bei dem er ermüdet stehen blieb. Als nun derselbe an seinem Flüchtlinge die Wunde bemerkte, leckte er mitleidig den daraus träufelnden Schweiß weg und suchte den ermüdeten und verwundeten Kameraden durch vorsichtiges Streicheln mit den Geweihen zu weiterer Flucht zu animiren.

Den Freunden und Feinden des Lotto's folgende historische Notiz. Nach der Aufhebung des Lotto's für Würzburg und Bamberg durch den ebenso erleuchteten als thatkräftigen Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal wurde daselbst folgender Leichenzettel verbreitet: „Im Jahre 1786 den 27. Dezember verschied zu Würzburg Madame Lotto im zwanzigsten Jahre ihres Alters. Sie gebar 340 Mal und jedes Mal 90 Kinder, woven die 5 ersten (die Gewinne) glücklich, die übrigen 85 aber unglücklich zur Welt kamen. Der Zustand ihrer Krankheit bestand darin: sie hatte, da übrigens Alles frisch und gesund bei Oeffnung ihres Leichnams gefunden wurde, einen hitzigen Magen, denn sie verzehrte Aecker, Wiesen, Weinberge, Häuser, Uhren, Betten, Vieh und alle möglichen Kleidungen; daher kam, daß sie in ihrer letzten Kindbette erstickte. Bamberg wünscht ihr ewige Ruhe, Würzburg leuchtet ihr; ihre Exequien werden in Holland gehalten.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geſchichte, Poeſie und Unterhaltung.

№ 144. Sonntag, 1. Dezember 1861.

Die Frauen.

Haſt Du leidend, o Freund, gelegen,
Fern vom lieben heimiſchen Hauſe
Still in der Klauſe,
Wo gleichmüthige Fremde Dich pflegten?
Ach, wie ſehnt aus der Großſtadt Gebrauſe
Heim ſich das Herz, wo des Mütterleins Segen
Lieblich wie Maiduft waltet im Hauſe!

Wo ſie mit milden balſamiſchen Worten
Oder mit ſtummen Blicken Dich fragte,
Was Dir behagte.
Wo ſie trüber Gedanken Horden,
Die Dich in Traumes Gefängniß morden,
Durch ihr traulich Geplauder verjagte,
Daß Dir Dein Lager faſt lieb geworden.

Ach, wie wär' das irdiſche Leben,
Reich an Schmerzen und ſchweren Plagen,
Nur zu ertragen,
Wenn Ihr, denen das himmliſche Streben,
Liebend die Leiden uns wegzufragen,
Gott als die herrlichſte Gabe gegeben,
Wenn Ihr uns fehltet in kranken Tagen?

Ihr macht jeglich Gebreſte erträglich,
Nehmet auf Euch die Hälfte der Schmerzen;
Heitere Kerzen
Zündet Ihr an im Dunkel, wo kläglich
Wimmern noch Hoffnung duldende Herzen;
Tröſtung ſpendet Ihr nächtlich und täglich,
Daß wir die bitterſten Leiden verſchmerzen.

Himmliſche Aerzte, was wären die feſtern
Männerherzen in Leidenstagen,
Hilft Ihr nicht tragen,
Heut' im Lieben und Dulden wie geſtern?
Braucht nicht im Kloſter der Welt zu entſagen,
Alle ſeyd Ihr barmherzige Schweſtern,
Freundliche Engel in ſchmerzlichen Tagen.

Irrthum und Sühne.

(Fortſetzung.)

Zwei Tage nachdem Lascourt und Laville zuſammen dinirt hatten, ließ der Letztere Gabriele bitten, ihn am Abende empfangen zu wollen. Es wurde ihm bewilligt. Sie empfing ihn in einem an ihr Schlafzimmer ſtoßenden Gemache, in welchem ſie ſich gewöhnlich aufhielt, wenn ſie keine Beſuche erwartete. Es war nicht das erſte Mal, daß er in demſelben Raume einen Abend mit ihr zubrachte, aber niemals war er in einer ſolchen Gemüthsbewegung, wie die, welche er jetzt empfand, dort eingetreten. Er näherte ſich einem entſcheidenden Moment. Von Herrn Lascourt gedrängt, einen Entſchluß zu faſſen, mußte er ſich endlich erklären; er ſtand im Begriff, dieſes verborgene Leben, zu dem er ſich reſignirt hatte, zu ändern, vielleicht auf immer zu zerſtören; dieſes Schweigen voller Reiz und unendlichen Glückes zu brechen, und vor einer Wirklichkeit, welche er nicht kannte; den traumhaften Freudenſtrahl erbleichen zu laſſen, der allein ſein Leben verſchönte.

Madame Lascourt ſaß am Kamin. Eine Lampe bramte auf dem nebenſtehenden Tiſche und beleuchtete ihr noch mehr mit Bläſſe als gewöhnlich überzogenes Antlitz. Es ſchien, als ob ſie die Vorahnung neuer Schmerzen empfände. Als Alexander eintrat, grüßte ſie ihn leicht mit melancholiſchem Lächeln und ihre Blicke ſenkten ſich darauf zur Erde.

„Arme Frau!" dachte er, „ein Kummer tödtet ſie. Sollte . . . . ſollte ſie mich lieben? Und ich, deſſen Pflicht wäre, ihr den Sieg über ſich ſelbſt zu erleichtern, ich muß das Mittel zurückſtoßen, das mir unwiſſentlich dazu geboten wird!"

Er rückte einen Stuhl herbei und ſetzte ſich neben ſie. Da dies ſchon häufiger geſchehen war, ſo ſchwiegen Beide gleichſam ungezwungen einige Augenblicke. Endlich ſprach er:

„Sie ſind noch immer leidend?"

„Ja," erwiederte ſie, „und ich fürchte faſt, daß es für immer ſeyn wird."

„Diejenigen, welche Sie . . . . kennen, ſind weit entfernt, gleich Ihnen jede Hoffnung aufzugeben."

„Was iſt zu thun? Es ſcheint wirklich kein dauerndes Glück zu geben! Ich bin jung, reich, von meinem Manne geliebt, den ich wieder liebe, und Alles dieſes ſichert mich nicht gegen das allgemeine Menſchenloos der Leiden! Warum? Ich weiß es nicht. Aber ich bin unglücklich!"

„Auch ich leide," fiel Alexander ein, „und Ihnen, Madame, möchte ich meinen Kummer vertrauen."

„Mein Herr . . . ."

„Iſt es zu viel Anmaßung von meiner Seite, zu hoffen, daß ich mir mit der Zeit einiges Anrecht an Ihre Theilnahme erworben habe? Fürchten Sie Nichts, ich habe nie etwas Anderes als Freundſchaft zu erwarten gewagt, nie mich in kühnen Wünſchen vergangen; und hätte ich dies je, hingeriſſen von meinem Gefühl, gethan, ſo würde ich genug Herrſchaft über mich ſelbſt, genug Dankbarkeit und Achtung gegen Sie und Ihren Gatten beſeſſen haben, um ein ewiges Geheimniß zu haben. Es iſt eine traurige Geſchichte, welche ich zu erzählen habe und ſie betrifft nur mich; ſie kann Ihnen nur ein Gefühl einflößen: das des Mitleids; und ich wende mich an Sie, weil Sie mir vielleicht, nachdem ich Ihnen Alles geſagt, einen Rath geben werden und weil ich auf der ganzen Welt mich Niemanden als Ihnen anvertrauen möchte."

Sie blickte ihm mit ihren großen Augen voll in's Geſicht, und es ſchien Alexander, als ob eine Thräne an ihren langen Wimpern hing.

Nach einer Pauſe begann er wieder:

„Herr Lascourt hat mich mit gewiſſen Plänen, die er für meine Zukunft hegt, bekannt gemacht. Hat er ſie Ihnen bereits mitgetheilt?"

„Er hat mir Nichts geſagt. Ich weiß nur, daß er Sie liebt und daß es ſeine Abſicht iſt, Ihnen nützlich zu ſeyn."

„Ja, Madame, und jeder Andere als ich würde ihm danken und mit Freuden einwilligen. Herrn Lascourt's Nichte, Fräulein Marianne, iſt jetzt 18 Jahre alt, er wird ſie ausſtatten, wie er ihre Schweſter ausgeſtattet hat. Er will mir ihre Hand gewähren."

„Ah," unterbrach ihn Madame Lascourt, „das wußte ich ganz und gar nicht."

Alexander hielt inne, überraſcht, daß ſie die Nachricht mit ſo wenig Bewegung aufgenommen. Dann aber dachte er, daß ungeachtet ihrer entgegengeſetzten Behauptung, ſie doch vielleicht ſchon von dieſer Abſicht unterrichtet ſeyn mochte. Er fuhr fort:

„Fräulein Marianne iſt hübſch und liebenswürdig, es wäre eine Parthie, zu der ich mich niemals berechtigt geglaubt haben würde. Ihr Gatte hat mir drei Tage erlaubt, um mich zu entſcheiden und mir auch geſtattet, Sie um Rath zu fragen. Morgen muß ich ihm Ja oder Nein antworten; und ich fürchte, für ſo viele Güte undankbar zu erſcheinen, ich fürchte ihn durch eine Ablehnung zu verletzen: denn ich werde ablehnen."

„Und warum, mein Herr?"

„Warum?" entgegnete Alexander. „Ich liebe die Frau nicht, welche man mir vorſchlägt, aber ich würde ſie einſt lieben und verſprechen können, ſie glücklich zu machen, wenn mein Leben mir angehörte; wenn nicht von einem Tage zum andern, morgen vielleicht ſchon, mir die Nothwendigkeit nahe treten könnte, es auf's Spiel zu ſetzen."

„Mein Gott, was wollen Sie ſagen?" fragte ſie mit erſchreckter Miene.

„Ich danke Ihnen für dieſen Antheil, Madame; aber zittern Sie nicht für mich. Das Schickſal wird mir kaum dieſe Freude gönnen, und den Schwur, den ich, obwohl noch ſehr jung, abgelegt, werde ich vielleicht niemals Gelegenheit finden, zu halten. Ich habe auch noch Gründe der Weigerung und da ich Niemand als Ihnen das Geheimniß, welches auf meinem Leben laſtet, anvertrauen möchte, ſo bitte ich Sie, Madame, mich bei Herrn Lascourt zu rechtfertigen und ihn von dieſer Idee abzubringen. Und ſollte ich ſeine Freundſchaft für immer verlieren, ... ich kann ſeinen Vorſchlag nicht annehmen."

„Sprechen Sie, mein Herr," ſagte Gabriele in reſignirtem Tone, „ich höre."

Er ſammelte ſich einen Augenblick, wie ein Mann, welcher noch zögert; die Stirne in eine ſeiner Hände geſtützt, ſeufzte er ſchwer und tief. Bleich und unbeweglich betrachtete ihn Gabriele.

„Man muß," begann er, „der Frau, welche man heirathet, doch wenigſtens einen Namen geben und der, welchen ich trage, iſt nicht der meinige: ich heiße nicht Laville."

Gabriele blieb ſtumm.

„Nein, Madame," fuhr der junge Mann fort, „denn der Name, den ich von meinem Vater empfing, ich verberge ihn! Man würde ihn mir gleich einem Schimpf in's Geſicht ſchleudern! Wenn ich ihn, als ich dieſes Haus betrat, ausgeſprochen hätte, ſo würde man mir die Thüre geſchloſſen haben, ... denn dieſer Name iſt vor den Gerichten heruntergeſchleppt worden, entehrt . . . ."

„Mein Herr," rief Gabriele, „genug, ... genug, ... ich bitte Sie."

„Und an Stelle des Mannes, der ihn trug, an den Schandpfahl befeſtigt worden!"

„Genug!“ rief sie abermals, „sehen Sie denn nicht, daß Sie mich tödten?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

Eine Erzählung, mitgetheilt von . . . r.

Es war in den letzten Tagen des Oktobers 1813. Auf dem Katharinenthurme zu Frankfurt a. M. schlug die Glocke eben Sechs, als ein mit zwei dürren Kleppern bespannter, sogenannter „Selterswasserwagen“ langsam zum Bockenheimerthor hinausfuhr. Die Mattigkeit der Pferde und ihre sonstige äußere Erscheinung zeugten wahrlich nicht von Wohlhabenheit des Besitzers. Die Rippen der Thiere machten sich unter der Haut so bemerklich, daß es fast den Anschein gewann, als wenn zwei dickbereifte und mit vier Beinen versehene Tonnen an der Deichsel des Wagens nicht eben glänzende Versuche der Fortbewegung machten, und die Hüften erschienen zum Aufhängen des Kittels oder Hutes ganz besonders geeignet; ja, ich glaube, die Thiere würden, wenn die Sonne auch noch so hell geschienen hätte, keinen Schatten geworfen haben. Neben dem Wagen schritt ein stämmiger Bauer aus dem „goldenen Grunde“ in einem ziemlich trostlosen Anzug. Sein buschiges und struppiges Kopfhaar sah an manchen Stellen so durch den Boden des Hutes, daß es von weitem aussah, als trage der Mann einen Federbusch, und man hätte ihn deßhalb leicht für einen Stabsoffizier halten können, wenn sein löcheriger, abgeblaßter Kittel, seine mit zahllosen Lappen geflickte Unaussprechliche, die eine bestimmte Farbe auch den geschicktesten Farbenkenner nicht mehr unterscheiden ließ, und seine plumpen Stiefel den Beobachter nicht eines Andern belehrt hätten. Der Mann sah weder rechts noch links, drückte seinen alten Hut tief in die Augen, holte eine verwitterte Pferdedecke aus dem Roßtuche, legte sie als Mantel um und schritt so schnell, als die eben nicht große Behendigkeit seiner Rößlein es gestattete, fürbaß. In seinem Gesichte zeigte sich dem scharfen Beobachter ein steter Wechsel von Zufriedenheit und Besorgniß, und der Mann hatte, wie wir noch sehen werden, zu beidem seine guten Gründe. Es war schon Nacht geworden, ehe er mit seinem Fuhrwerke die Höchster Warte passirt und somit die Grenze des soeben in Trümmer gegangenen Großherzogthums Frankfurt überschritten hatte. Einer der letzten Aequinoktialstürme tobte mit aller nur möglichen Heftigkeit vom Taunus herab in die Ebene und peitschte dicke Regentropfen und Schneeflocken in buntem Gewirre durcheinander. Einmal, weil es ziemlich ruhig auf der Straße war und dann auch, um seine steifgewordenen Glieder etwas aufzuthauen und ergeben in Alles, was da kommen möge, kroch der Mann in das zerknitterte Stroh auf seinem Wagen, und das ausgespannte Wagentuch gewährte ihm gegen Schnee und Regen einigen Schutz.

Lassen wir ihn nun so seine Straße ziehen und kehren wir auf eine Weile nach Frankfurt zurück. Hier ging's froh her; denn

„Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht.“

Nachdem Napoleon nämlich in dem dreitägigen Riesenkampfe bei Leipzig gründlich überwunden worden war, suchte er in möglichster Schnelle den Rhein zu erreichen, weil er, und nicht ohne Grund, befürchtete, die Verbündeten würden ihm, wenn sie Zeit gewönnen, den Rückzug verlegen. Der Rest seines Heeres passirte am 29. Oktober den Wirthheimer Engpaß zwischen Schlüchtern und Gelnhausen und ging dann auf drei Brücken über die Kinzig direkt auf Frankfurt zu. Mittlerweile hatten aber 60,000 Bayern mit 120 Kanonen unter dem Feldmarschall Wrede Hanau besetzt und auch eine kleine Heeresabtheilung nach Frankfurt gesandt. Am Nachmittag des 29. Oktobers griffen die Bayern die Franzosen bei Langenselbold an, wurden aber zurückgeschlagen. Am 30. kam es zwischen Hanau und Gelnhausen zur Schlacht. Die Bayern waren wohlgenährt, gut equipirt; die Franzosen dagegen litten an Allem Mangel: sie waren hungrig, müde, zum Theil barfuß. Von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags griffen die Franzosen die ihnen den Rückzug sperrenden Bayern ununterbrochen an; allein diese hielten tapfer Stand. Als aber Napoleon gegen Abend seine alte Garde und dazu aus fünfzig Feuerschlünden Tod und Verderben auf seinen Gegner schleuderte, zog sich Wrede auf das linke Kinzigufer zurück. Napoleon beschoß in der Nacht Hanau. Am 31. Morgens früh 8 Uhr hielt er seinen Einzug und drängte den rechten Flügel der Bayern an den Main. Nachmittags gegen 4 Uhr stürmten aber die Bayern Hanau, bei welcher Gelegenheit Wrede auf der Brücke durch einen Schuß in den Unterleib schwer verwundet wurde. Napoleon kam an demselben Tage und fast um dieselbe Zeit, als Hanau in die Hände der Bayern fiel, in Frankfurt an, gefolgt von 14,000 Mann unter Marschall Mortier, denen der Rest der französischen Armee, etwa 80,000 Mann, rasch nachrückte. Frankfurt war nun ein vollständiges Kriegslager: in den Häusern Verwundete, in den Höfen bivouakirende Soldaten. Beim Herannahen der fran-

zösischen Armee zogen sich natürlich die Bayern, welche die Stadt besetzt hatten, über die Brücke nach Sachsenhausen zurück. Von hier aus wechselten sie aber mit den einrückenden Franzosen unausgesetzt Schüsse. Unter Anderen wurde in der „Brückenau" hier durch einen Schuß der Bayern ein französischer General getödtet. Napoleon begab sich von der Hanauer Landstraße aus direkt in das Bethmann'sche Haus. Sein Begleiter, ein Frankreich entstammter Frankfurter Bürger, hatte den glücklichen Einfall, den Kaiser über die Pfingstweide zu führen. Hier war Alles mit Baracken zur Unterbringung der verwundeten und kranken Franzosen bedeckt. Dies erklärte der Bürger auf Befragen dem Kaiser, und als dieser noch hinzusetzte, daß auch die Grüneburg, die Günthersburg, das Leinwandhaus, die Stadtwage, das Waisenhaus ꝛc. in Hospitäler verwandelt seyen, flog ein flüchtiger Schimmer von Zufriedenheit über die eisenfesten Züge des erzürnten und zu Allem entschlossenen Kriegsfürsten.

Als einst der Kriegsgott Mars — so erzählt die Fabel — im trojanischen Kriege wider den Willen des Zeus in den Reihen der Trojaner focht, wurde er bekanntlich vom Griechen Diomedes verwundet und stieß darüber ein Wuth- und Schmerzgebrüll aus, wie 10,000 Krieger. Was möchte wohl sein treuester Sohn, der bei Leipzig so recht eigentlich den Todesstreich empfangen und sonst auch noch so viele Ursache der Unzufriedenheit mit den deutschen Fürsten und Städten hatte, mit der reichen Stadt Frankfurt begonnen haben, wenn man nicht ängstlich Alles gethan, was seinen Grimm besänftigen konnte, aber wenn man ihm gar irgend einen Grund zur Unzufriedenheit gegeben hätte? Frankfurt's Schätze waren eine gar zu lockende Beute für eine fast verhungerte und an Allem leidende, auf flüchtigem Rückzuge sich befindende zertrümmerte Armee. Und dennoch geschahen namhafte Exzesse nicht.

Kaum hatten sich Soldaten und Offiziere ein wenig durch Speise und Trank gestärkt und erholt, so ging's unaufhaltsam weiter. Napoleon verließ am andern Morgen, also Montag den 1. November, nachdem er selbst vorher verschiedene Spitäler eingesehen, die Stadt, schrieb gegen 1 Uhr in dem Bolongar'schen Gebäude zu Höchst im Zimmer des daselbst wohnenden nassauischen Beamten seinen letzten Befehl in Deutschland, verließ am 2. November, also auf Allerseelentag, Mainz und kam nicht mehr zurück, obwohl er es Vielen zugesagt hatte und dieses sein Versprechen auch so gern gehalten hätte. Das furchtbare Meteor, das Deutschland so lange in Schrecken gesetzt hatte, war für es am westlichen Himmel hinuntergesunken, um nicht mehr aufzugehen.

Die Spitäler Frankfurts füllten sich bald zum Uebermaße mit kranken und verwundeten Franzosen und kranken Verbündeten; der Typhus brach im höchsten Maße aus.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In den Tagebüchern Varnhagens v. Ense findet sich eine charakteristische Anekdote von Scharnhorst, die der Verfasser Krauseneck nacherzählt. Sie ritten beide in der Schlacht von Großgörschen neben einander, den Feind näher zu beschauen. Da traf eine Kanonenkugel das Pferd Scharnhorst's, riß ihm das Hintertheil weg, und Roß und Reiter lagen am Boden; Scharnhorst aber war unversehrt, raffte sich gelassen aus dem Staube empor, und sagte gleich zu Krauseneck: „Da sehen Sie, Krauseneck, wie gut meine Vorsicht ist! Ich bin gleich vom Pferde los, denn von jeher gilt mir als Regel, vor dem Feinde stets bügellos zu reiten." Und nun bestieg er ein andres Pferd, und es war, als wäre gar nichts vorgefallen.

(Chemische Preisfrage.) Welche Süßigkeit übt eine zusammenziehende Wirkung? — Der Kuß, indem er nicht allein die Lippen, sondern auch die Personen zusammenzieht.

Wenn ein Schornsteinfeger eine Mehlverkäuferin küßt, so hat er's ihr schwarz auf weiß gegeben, daß er sie gern hat.

Zweisilbige Charade.

Man sieht die Erste bei Tafel oft steh'n,
Doch dient sie als Kellner uns nicht.
Auch kann man dieselbe am Walde stets seh'n,
Im Erbrecht ist sie von Gewicht.

Die Zweite erblickt man gar häufig am Stade,
Sie ist es, die Jeden belehrt;
Mit Unmuth ergreift sie der fröhliche Knabe,
Weil sie in der Freude ihn stört.

Durchschaut ihr das Ganze — dem steten Gedächtniß
An ferne Geliebten geweiht —
Dann mahnt euch der Freundschaft schönes Vermächtniß
An fröhlich entschwundene Zeit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

büchern Varnhagens v. Ense finde
eristische Anekdote von Scharnhorst
r Krauseneck nacherzählt. Sie ritt
chlacht von Großgörschen neben ei
d näher zu beschauen. Da traf eine
as Pferd Scharnhorst's, riß ihm das
, und Roß und Reiter lagen
horst aber war unversehrt, raffte sich
em Staube empor, und sagte gleich
„Da sehen Sie, Krauseneck, wie
sicht ist! Ich bin gleich vom Pferde
jeder gilt mir als Regel, vor der
ügelles zu reiten." Und nun bestieg
Pferd, und es war, als wär
llen.

Preisfrage.) Welche Süßigkeit ist
ziehende Wirkung? — Der Kuß, und
die Lippen, sondern auch die Personen
.

Digitized by Google

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

[illegible] schwieg abermals, durch die Gewa[illegible] [illegible]bewegung erschöpft. Dann spr[illegible] [illegible]:

„Ich habe Ihnen Nichts mehr zu sagen, M[illegible] [illegible] werden das Geheimniß bewahren, das [illegible] Herzen niedergelegt habe; wenn ic[illegible] [illegible] mir trage, so werden Sie dieselbe[illegible] [illegible] Sie sehen, mein Leben ist zur Ein[illegible] [illegible], und wenn ich ein Wesen liebte, [illegible] [illegible] Verborgenheit und Schweigen."

„[illegible]," entgegnete sie, „ich beklage S[illegible] [illegible] Ihnen meine Verwirrung nich[illegible] [illegible] . . . . . aber Ihr Unglück ist zu gr[illegible] [illegible] Sie vermuthen könnten, ein anderes [illegible] [illegible] meine Thränen fließen

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Freitag, 6. Dezember 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Alexander schwieg abermals, durch die Gewalt seiner Gemüthsbewegung erschöpft. Dann sprach er wieder:

„Ich habe Ihnen Nichts mehr zu sagen, Madame. Sie werden das Geheimniß bewahren, das ich in Ihrem Herzen niedergelegt habe; wenn ich noch andere in mir trage, so werden Sie dieselben nicht hören. Sie sehen, mein Leben ist zur Einsamkeit verdammt, und wenn ich ein Wesen liebte, so geschähe es in Verborgenheit und Schweigen."

„Mein Herr," entgegnete sie, „ich beklage Sie, ... ich kann Ihnen meine Verwirrung nicht verbergen, ... aber Ihr Unglück ist zu groß, als daß Sie vermuthen könnten, ein anderes Gefühl machte meine Thränen fließen. .... Ich werde mit meinem Manne sprechen, ich werde diese Heirath verhindern, welche nicht stattfinden kann, und Sie werden dennoch seine Freundschaft bewahren."

„Dank, Madame," sprach Alexander, „aber ich werde Sie verlassen, ... denn dieses Bekenntniß nimmt mir den Rest meiner Kraft! Mein ganzes Herz geht auf meine Lippen über und alle meine Geheimnisse entwischen mir. Ich bin ein Unsinniger. .... Es ist nur Mitleid, ich weiß es wohl, ... aber ich habe Sie nicht weinen sehen können, nicht Ihre Hand drücken und Ihre Stirn sich auf die meinige neigen fühlen; .... ich liebe Sie!"

Gabriele wandte sich ab und suchte ihm ihre Hände zu entziehen. Das Zimmer, in dem sie sich befanden, stand in Verbindung mit dem Salon und einem andern Gemach, welche die Breite des Hotels einnahmen, und seine Fenster waren denen des Speisezimmers gegenüber gelegen, welches auf der andern Seite des Hofes gleichfalls einen vorspringenden Flügel bilden half. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen und hinter denen des Speisezimmers sah sie einen Schatten sich langsam bewegen.

Sie stand plötzlich auf, stürzte gegen die Thür und stieß hastig den Riegel vor.

„Mein Mann," sagte sie, „mein Mann, der ohne Zweifel hierherkommt. .... Entfernen Sie sich, ... gehen Sie in dieses Zimmer und zeigen Sie sich nicht. ...."

„Warum fliehen, Madame, was haben Sie zu fürchten?"

„Aber sehen Sie denn nicht, in welchem Zustande ich bin! .... Bleich, mit von Weinen geschwollenen Augen. .... Wenn er Sie hier findet, ... was soll ich ihm denn sagen? Das, was Sie mir mitgetheilt haben? .... Es ist unmöglich! .... Ah! aus Barmherzigkeit, gehen Sie in dieses Zimmer und verlassen Sie es erst, wenn er wieder fort seyn wird. Ich will es, ich verlange es. Sie haben gelobt, mir zu gehorchen."

Sie nahm ihn bei der Hand, er ließ sich führen und die Thür schloß sich hinter ihm.

Eugen Lascourt klopfte leicht an dem äußeren Eingang des Zimmers. Gabriele schob geräuschlos den Riegel zurück und öffnete. Sie sah ihren Mann an: seine Züge waren ruhig.

„Du warst allein?" fragte er, indem er rasch um sich blickte.

„Ja," entgegnete Gabriele, indem sie sich zu fassen strebte.

„Er ist noch hier," dachte Eugen, der ihre Anstrengung bemerkte. „Ich glaubte Alexander zu treffen," setzte er laut hinzu.

„Er war wirklich hier, aber er ist fort."

„Hat er mit Dir von meinem Plane gesprochen?"

„Ja."

„Nun, was denkst Du davon?"

Lascourt sprach so ruhig, daß sie sich allmälig erholte.

„Er scheint nicht entschlossen, den Vorschlag anzunehmen," sagte sie.

„Hast Du nicht gesucht, ihn zur Einwilligung zu bewegen?"

„Gewiß. Aber er glaubte nicht beistimmen zu können und er hat mir Ursachen angegeben. . . . ."

„Welche Du vortrefflich findest?"

„Ich werde sie Dir sagen. Uebrigens ist es ja nicht so sehr. . . . . Marianne ist jung, und wenn Herr Laville sich noch nicht verheirathen will. . . ."

„Er liebt vielleicht eine Andere."

„Ich weiß es nicht."

„Ich weiß es, ich habe den Beweis davon."

Madame Lascourt beobachtete völliges Schweigen; ihr Mann fuhr fort:

„Und ich glaube, daß er wieder geliebt ist."

„Du täuschest Dich vielleicht."

„Nein. Uebrigens muß er mir ja morgen seine Gründe auseinandersetzen. Liebe Gabriele, befinden sich nicht in diesem Schranke Deine Diamanten?"

„Ja."

„Gib mir den Schlüssel."

„Ich habe ihn nicht zur Hand," gab Gabriele zögernd zur Antwort.

„Doch, da liegen ja Deine Schlüssel neben Dir auf der Causeuse."

„Was willst Du damit?"

„Ich möchte Deinen Schmuck sehen. Neulich zeigte man mir Etwas, das Dir, wie ich dachte, gefallen würde. Ich habe es bedingungsweise genommen." Dabei zog er ein Paquet, in Seidenpapier gewickelt, hervor.

„Zeige es mir," unterbrach ihn Gabriele, in der Hoffnung, daß ihr Mann seinen ersten Gedanken vergessen möchte, „zeige es mir."

„Ich fürchte, dieser neue Schmuck ist sehr demjenigen ähnlich, den ich Dir vor sechs Monaten gegeben habe. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ... Du hast ihn kaum zwei Mal getragen."

„O, ich erinnere mich aber ganz genau. Zeige mir den neuen, ... wir brauchen nicht zu vergleichen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

Der Krieg ist der Strafen härteste und die Summe aller Plagen; seine Folgen sind die der echten Menschlichkeit nachtheiligsten: sie verwildern Herz und Sinne des Menschen; ein fünf Jahre dauernder Krieg würde die von ihm betroffene Menschheit in der Kultur um fünfzig Jahre zurückwerfen.

Unser Bauer war von Haus aus gewiß nicht ohne Mitgefühl; allein der lange Krieg mit seinen Heeresdurchzügen, mit seinen Ansprüchen jeder Art an den Landmann, mit seinem Brand und Hunger, mit seinen Wunden und Seuchen, erzeugt in dem einfachen Sinne des schlichten, aber hart mitgenommenen Bauern eine eigenthümliche und etwas harte Philosophie. Daß es unser Fuhrmann mit einem kranken oder verwundeten oder auch verhungernden französischen Krieger zu thun habe, war ihm sofort außer Zweifel, nicht so bald war er jedoch mit sich im Reinen, was er thun solle. Erst wollte er ihn liegen lassen und weiter fahren, weil er sich sagte, bei Hanau seyen ja auch vor ein paar Tagen erst auf beiden Seiten 10,000 Mann in der schrecklichsten Weise hingeopfert worden. Die den Krieg anfingen und führten, möchten auch das in seinem Gefolge gehende Elend verantworten. Ob Einer mehr oder weniger umkomme, thue doch zur Sache nichts; jedenfalls habe er dessen Tod vor Gott nicht zu rechtfertigen. Zudem sey bei dem Armen vielleicht doch nicht mehr zu helfen ꝛc. Während er solches bei sich selbst erwog, hatte der Arme in einer neuen, kurzen Betäubung gelegen. Jetzt fing er wieder recht kläglich zu jammern an: **Oh mon Dieu!... Ayes pitié de moi!... Ma mère!... Jésus!... Marie!... Joseph!...** Zu jener Zeit verstanden alle Bewohner der an der Landstraße gelegenen Dörfer etwas Französisch, und darum verstand auch unser Bauer recht gut die Jammerlaute des Armen. Unwillkürlich sprang er auf und vom Wagen und fast eben so schnell hatte er den Unglücklichen, der bis an den Leib in dem mit Wasser durchdrängten Schnee lag, auf die Straße gezogen. Er versuchte, ihn auf die Beine zu stellen, allein vergebens; derselbe war steif und, soviel er bei dem momentanen Scheine des Mondes erkennen konnte, todtenblaß, hatte blaue Lippen und ganz tief eingesunkene Augen; sein Haupt hing zurück. Er hatte weder Tornister noch Tschako. Er schien jetzt vollends todt. Der Bauer ließ ihn nieder und lehnte ihn rückwärts an einen der Abweissteine. Kaum aber saß er so da, so schlug er seine hohlen, von Fieberhitze glühenden Augen ein wenig auf und rief, ein Zeichen von theilweise zurückgekehrtem Bewußtseyn: **Mon Dieu!... Ayes pitié de moi!... Jésus!... Marie!... Joseph!...** Diese erneuerte Bitte um das Ende seiner Leiden machte auf unsern Bauern einen entsetzlichen Eindruck: es fuhr ihm mit ganz unwillkürlicher Gewalt und wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: „Ein Schlag mit meiner Karrenhacke könnte Dich Aermsten der

Armen sofort erlösen: zu helfen ist Dir doch nicht mehr und Dich so liegen lassen, hieße Deine Qual verlängern; das hieße Dich langsam tödten und förmlich hinmartern. Da Du jetzt wieder bewußtlos bist, so will ich Dir einen Schlag geben, der Dich bald im Paradiese ohne Schmerz aufwachen läßt. Ja, jetzt gleich, ehe Dein Bewußtseyn zurückkehrt....“ und damit ging er rasch nach dem Wagen, um seine Hacke loszumachen. „Doch halt!“ rief ihm eine innere Stimme zu, und nachdem er einige Sekunden lang aus Schreck vor sich selbst wie gelähmt gestanden hatte, sprach er: „Nein, nein! Das wäre ja ein Mord! und zwar ein so schändlicher Mord, als je einer begangen worden wäre! Herr Gott! wie komme ich auf den unglückseligen, ja teuflischen Einfall?! Hat denn der barmherzige Samariter den halbtodten und beraubten Reisenden in der Wüste von Jericho auch vollends getödtet? Wie? Hat er das? Nein! und abermals nein! er hat Wein und Oel in seine Wunden gegossen, sie verbunden, auf sein Lastthier hat er ihn genommen und das Alles mit Gefahr seines eigenen Lebens! In der nächsten Herberge hat er ihn gepflegt! Mein Heiland stellt mir aber das Thun des Samariters als Muster auf, und ich sollte ihm nicht nachahmen? Gott verzeihe mir meine Sünde! Wie konnte ich nur einen so gräßlichen Gedanken auch nur für einen Augenblick aufkommen lassen? Aha! Jetzt erst verstehe ich so recht, was mein Heiland mit den Worten sagen will: Wachet und betet, auf daß ihr nicht fallet in Versuchung.“

So entscheidet oft ein Augenblick über unser oder Anderer künftiges Wohl oder Wehe!

„Fort mit dir, Versucher! Weiche von mir! Ich will thun, was mein Heiland mich lehrt. Komm her, Du Armer, Du mein Bruder! Ich bringe Dich heim, lebend oder todt: das gilt mir nun gleich! Hier sollst Du aber nicht vor Nässe, Frost oder Hunger umkommen; am allerwenigsten will ich Dich todtschlagen;“ und damit hob er ihn behutsam und mit leichter Mühe auf den Wagen, legte ihn in das Stroh, deckte ihn mit Stroh und der Pferdedecke zu und machte ihm ein Kissen von Stroh unter sein wankendes Haupt und bedeckte sein todtenblasses Gesicht mit dem einen Handschuh.

Der Unglückliche war eine gar feine Gestalt; er konnte höchstens 19 bis 20 Jahre zählen und schien von guter Herkunft und reicher Leute Kind zu seyn und darum in seinen früheren Lebensjahren bessere Tage gesehen zu haben. Er hatte pechschwarzes Haar, eine hohe freie Stirne, eine leicht gebogene Nase und einen gar feinen Mund; er hatte überhaupt so etwas Jungfräuliches in seinem Gesichte. Sein Unterkörper war, soweit derselbe im Wasser gelegen hatte, ganz steif, ebenso der linke Arm; nur der rechte hatte noch einige Beweglichkeit und der Kopf wankte hin und her; der Puls ging außerordentlich schwach und das Athmen war mehr ein öfter und länger unterbrochenes Stöhnen. Der Bauer vergoß jetzt, nachdem der böse Versucher durch die Anführung der Worte des Heilandes aus dem Felde geschlagen war, Thränen des Mitleides über die arme Jammergestalt und glaubte jeden Augenblick, der Arme sey todt. Er hatte kleine Kinder zu Hause; allein er konnte sich doch schon recht gut vorstellen, wie ihm seyn würde bei dem Gedanken, einen seiner kleinen Buben jemals in solcher Lage zu sehen. Er kauerte sich neben den Armen und träufelte ihm einige Tropfen aus seinem Branntweinfrügelchen auf die blauen, starren Lippen und bald glaubte er bei dem jetzt beständigen Mondscheine und zu seiner großen Freude ein schwaches Lecken mit der Zunge zu bemerken. Deßhalb durchtränkte er schnell ein Stückchen Brod mit Branntwein und steckte es dem Armen zwischen die Lippen. Und es dauerte nicht lange, so sog dieser daran. Nun legte er sich neben ihn und suchte ihn mit seiner eigenen Wärme zu beleben. Unter solchen Beschäftigungen brachte er den Unglücklichen, der indeß, wie es schien, in steter Bewußtlosigkeit lag, morgens zwischen 3 und 4 Uhr nach Hause. Schnell spannte er seine Pferde aus, machte in dem warmen Stalle, in dem noch zwei Kühe und etliche Ziegen standen, eine Streu aus weichem Stroh und Heu und ein Kissen aus einem Futtersacke und legte ihn so behutsam, wie nur immer möglich, darauf und deckte ihn mit einigen Säcken und der alten Decke zu.

Seiner Frau, die in diesen beschwerlichen und gefährlichen Zeiten nicht ohne große Sorge seiner Heimkunft entgegen gesehen hatte, theilte er in möglichst kurzen Worten erst sein erlebtes Abenteuer, dann aber auch seinen Entschluß mit, den Unglücklichen retten zu wollen, wenn menschliche Hilfe und Macht das noch könne, es koste, was es wolle. Aller Gründe für diesen so festen Entschluß war er sich zwar nicht mit gleicher Deutlichkeit bewußt; er fühlte aber, daß er ihrer so viele habe, daß an ein Aufgeben nun und nimmermehr gedacht werden könne. Das Eine war ihm jedoch sonnenklar: er hatte gegen den Armen ein großes Unrecht zu sühnen; hatte er ja doch, wenn auch nur für einen Moment und auf Antrieb des Versuchers, die Absicht gehabt, ihn zu tödten! Hätte er das aber wirklich gethan, so war er der Mörder eines armen, hilflosen Menschen; denn der Gedanke, es sey dem Unglücklichen doch nicht mehr zu helfen, würde die späteren und sicheren

Vorwürfe seines Gewissens gewiß nicht beschwichtigt haben. Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und wen er erhalten will, den kann Niemand verderben. Seine Wege sind oft höchst wunderbar; nur er kann aus dem, was eine Quelle namenlosen Elends für uns und durch unsere Schuld hätte werden können, eine Quelle des Glückes schaffen. Zudem kann man Niemanden das Leben absprechen. Wer zu retten ist oder nicht, das lehrt blos der abzuwartende Erfolg. Dann sagte unserm Bauer aber auch so nach und nach eine dunkle Ahnung, es sey eine unmittelbar Schickung Gottes, daß er den Armen habe finden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gasbeleuchtung.) Bezüglich eines vor Kurzem in England ertheilten Patentes ist vorgeschlagen worden, in der Nähe des Gasbrenners ein Gefäß mit Steinöl (**coal raphta**) anzubringen, durch oder über welches das Gas streicht; dem Gase wird dadurch Gelegenheit geboten, sich mit flüchtigem Kohlenwasserstoff zu bereichern, welcher im Steinöle enthalten ist, und seine Leuchtkraft dadurch zu vermehren. Die während der Zeit eines Monats angestellten Versuche haben ergeben, daß die Brenner, welche nicht mit dem Apparat versehen waren, im Durchschnitt 4,39 Kubikfuß Gas per Stunde konsumirten, während, die Brenner mit dem Apparate bei gleicher Leuchtkraft nur 2,09 Kubikfuß verbrauchten.

Seit dem Bestehen des gegenwärtigen Telegraphensystems sind wiederholt Störungen durch starke elektrische Ströme, von deren Ursprung man sich keine Kenntniß verschaffen konnte, vorgekommen, ohne jedoch die Aufmerksamkeit der Naturforscher besonders in Anspruch zu nehmen, bis am 29. Aug. und 2. Sept. 1859 an allen Telegraphenlinien in Europa, Amerika und Australien gleichzeitig die Korrespondenz unterbrochen wurde. Unmittelbar nach dieser Epoche hat Prof. Lamont behufs genauerer Beobachtung an der Münchener Sternwarte geeignete Einrichtungen getroffen, und ist nun durch fortgesetzte Untersuchung auf die merkwürdige Entdeckung geführt worden: daß ein elektrischer Erdstrom, der durch zweckmäßig angelegte Drahtleitungen leicht für die Beobachtungen wahrnehmbar gemacht werden kann, beständig an der Erdoberfläche vorüberzieht, und daß zwischen diesem Strom und den Bewegungen der Magnetnadel eine genaue Uebereinstimmung besteht. Die regelmäßige Bewegung des Erdstroms liegt in der Linie Ost-West, jedoch kommen vorübergehende Strömungen mit verschiedener Richtung vor, und diesen hat man, wenn sie die nöthige Stärke erlangen, die Störung der Telegraphenlinien zuzuschreiben. Ob die neue Entdeckung von praktischem Nutzen sich erweisen wird, muß erst die Zukunft entscheiden, jedenfalls aber erhält dadurch die Wissenschaft eine wesentliche Erweiterung, insbesondere insofern, als für die immer noch räthselhaften Probleme des Erdmagnetismus eine unerwartet einfache Lösung sich darbietet. Eine bereits zum Druck vorbereitete Schrift wird demnächst das Nähere zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Welche Ausdehnung die Reifrockindustrie gegenwärtig genommen hat, mag sich daraus ersehen lassen, daß im Jahre 1859 nicht weniger als 117 Patente auf neue Erfindungen und Verbesserungen, die sich auf Krinoline, Reifrock und dergleichen beziehen, ertheilt wurden.

Gemeinnütziges.

Man bewahrt jetzt in Frankreich den Weizen in tiefen Löchern auf, die mit Ziegeln ausgemauert und deren Wände mit dünnem Eisenblech ausgefüttert sind. Weizen, der 25½ Monate in solch einem Behälter gelegen, erwies sich ganz gut, auch nicht im Mindesten verdorben, nur hatte das Gewicht etwas abgenommen. Das Kriegsdepartement hat diese Methode des Aufbewahrens eingeführt.

Charade.

Es dient mein erstes Silbenpaar
Zum Sinnbild unschuldsvoller Triebe,
Und eh' die Post erfunden war,
War es der Bote scheuer Liebe.

Wer meine letzte Silb' erhält,
(Schnell kommt sie wie ein Ungewitter)
Sinkt plötzlich in die Unterwelt;
Doch macht sie auch zuweilen Ritter.

Das Ganze ist ein hohes Haus,
Das erste Silbenpaar zu schützen,
Dort fliegt es ein, dort fliegt es aus,
Dort sieht man es, sich schnäbelnd, sitzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Sonntag, 8. Dezember 1861.

Der Adler und die Eule.

Die Sonne sinkt im Westen — sie schickt den letzten Strahl,
Als wie ein zärtlich Grüßen, dem freundlich stillen Thal,
Die Vögelein singen klagend ihr Abendlied vereint,
Und selbst das kleinste Blümchen und seine Sonne weint.

Dann schlüpft, als Nacht es worden, ihr treuester Genoß
Aus einer Mauerritze vom halbverfall'nen Schloß,
Die böse alte Eule, die eben erst erwacht,
Zu ihrem schlimmen Handwerk, mit neugestärkter Macht.

Da flog der Königsadler dem nahen Horste zu,
Er hört die Eule krächzen gar schauerlich: Uhu!
Und steigt von Wolkenhöhen zum Eulensitz hinab:
„Was ruf'st du?" spricht der König, „Dein Rufen mahnt an's Grab."

Die Eule sagte: „That ich's, so war es recht gemacht,
Du wärest nimmer König, hielt' ich nicht treue Wacht,
Es hat sich keck verschworen der Vögel ganzes Heer,
Sie wollen dich, den Adler, zum Könige nicht mehr.

„Sie singen laut von Freiheit, sie preisen hoch das Licht,
Das mit dem jungen Morgen durch das Gewölke bricht.
Sie hassen dich, mein König, ich aber denke dein,
Wenn alle auch verblendet des bösen Lichtes Schein."

D'rauf sprach der Adlerkönig: „Ich hätte nie vermeint,
Daß meine Unterthanen mir, ihrem König, feind,
Fast kann ich es nicht glauben, daß mich Verrath umgarnt,
Ich will's dir mächtig lohnen, daß du mich hast gewarnt.

„Ich werde hier verweilen, bis daß der Morgen graut,
Bis in den Wäldern drüben es munter wird und laut,
Du magst mich dann begleiten, will lauschen dem Gesang,
Kaum kann ich ihn bezähmen der Neugier Fieberdrang."

Gesagt, gethan. Der König schlief in der Eule Haus,
Und als der Morgen nahte, da zogen Beide aus,
Noch hüllte tiefes Dunkel die Wälder und die Flur,
Ein fahler dünner Lichtstreif erschien im Osten nur.

Waldeinwärts flogen Beide; das erste Lied erscholl,
Die Lerche bringt dem Tage des Dankes frohen Zoll.
Sie singt vom süßen Frieden, von Freiheit und von Lust,
Von Einigkeit und Liebe aus tiefbewegter Brust.

Der Adler horcht und fliegt noch tiefer in den Wald,
Doch immer seinem Ohre es froh entgegenschallt:
„Sey uns gegrüßet, König, im schönen Morgenlicht,
Das dir die güld'ne Krone um deine Schläfe flicht!"

Da sah ergrimmt der Adler sich nach der Eule um:
„Sag' an, du Lügentochter, was machet dich so stumm?
Du hast mein Volk verleumdet, weil es den Morgen liebt,
Der dir dein stieres Auge mit einem Schleier trübt.

„Du streifest an die Aeste, die dir im Wege sind,
Ich seh' es jetzo deutlich, dich macht die Helle blind —
Und ich konnt' dir vertrauen, du finsterer Gesell?
Des Adlers Augen schauen mit seinem Volke hell!"

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Warum willst Du nicht?" fuhr Lascourt fort.

„Ah! es ist nicht schön von Dir, Bedingungen an ein Geschenk zu knüpfen."

„Aber noch weniger schön von Dir, mir eine so einfache Sache abzuschlagen . . . . Gib mir den Schlüssel, oder ich nehme ihn mit Gewalt."

„Aber, Eugen, ich kenne Dich nicht wieder. Wann sprachst Du je mit mir in solchem Ton? Was hast Du denn? Du erschreckst mich!"

„Ah! Du hast Ursache zu zittern!" rief Lascourt, der jetzt nicht mehr an sich hielt. „Freiwillig oder mit Gewalt, ... ich werde diesen Schrank öffnen."

Sie wollte ihn aufhalten, aber er stieß sie heftig zurück, ergriff den Schlüssel, öffnete den Behälter, und indem er die sämmtlich leeren Schachteln und Etuis nach einander auf den Boden warf, stickte er seine Frau mit nun unverstellter Wuth an.

„Mein Gott!“ rief Gabriele, „mein Gott, habe Erbarmen mit mir! Was soll ich antworten, ... er ist da!“ flüsterte sie, mit Angst auf die Thüre sehend, durch welche Alexander sich entfernt hatte.

„Hören Sie,“ sagte Lascourt, „hören Sie, Madame; diese Heirath, an welche ich früher dachte, will ich jetzt nicht mehr stattfinden lassen. Ich habe nur deßhalb zu ihm davon gesprochen, damit er es Ihnen mittheilen, damit er mit Ihnen fürchten, weinen und verzweifeln sollte, um mir das Vergnügen zu geben, zwei Schuldige zu martern. Es ist der Anfang meiner Rache!“

„Aber was denkst Du denn?“

„Was ich denke? Ich denke, daß dieser Mann Sie liebt und daß Sie ihn wieder lieben!“

„Ich!“

„Ja, Sie! Betrachten Sie sich doch, Madame,“ sagte er, sie vor den Spiegel zerrend, „sehen Sie doch, was aus Ihrer Schönheit geworden ist! Sagen Sie mir doch, warum heute Abend, nachdem er Sie verlassen, der Strahl Ihrer Augen in Thränen erlöscht ist, Ihr Busen bewegt, Ihre Haare in Unordnung! Wagen Sie doch zu wiederholen, daß Sie ihn nicht lieben, daß Sie ihn nicht kannten, als ich ihn bei mir aufnahm; Sie, die Sie ihn bei seinem Namen genannt und sich in einem Salon, vor zwanzig Personen, für seine Ehre verbürgt haben!“

Vor dieser Anschuldigung erbebend, welche durch seine blinde Wuth eine seltsame Mischung von Wahrheit und falschem Schein wurde und keine Zeit zur Antwort fandend, stammelte Gabriele nur einige unverständliche Laute; sie hing sich an ihren Mann, welcher sie wieder von sich stieß, und dessen Wuth durch den langen Zwang, den er sich auferlegt, nur noch vergrößert war.

„Ja, Sie kannten ihn und ich wußte es nicht! Und Ihre Liebe war doppelt schmachvoll, denn es war Ihnen auch bekannt, daß er ein Spieler war, dessen Hände untreu sehn konnten; und um seine Veruntreuungen zu verbergen, mußten Sie Ihre Diamanten verkaufen und Sie haben sie verkauft!“

„Ah! mein Herr! . . . .“

„Und ich habe sie vor drei Tagen bei einem Händler von Paris wieder gefunden, welcher sie von einem andern gekauft hatte. . . . Sagen Sie doch, daß dies auch nicht wahr ist!“

„Ah! das ist des Schimpfes zu viel und so werde ich mich nicht anklagen lassen!“

„Ich bin es, der Sie rechtfertigen wird, Madame,“ fiel plötzlich erscheinend Alexander ein.

Bei seinem Anblick stürzte sich Lascourt auf ihn.

„Ich wußte wohl, daß er hier war und daß ich ihn zwingen würde, sich zu zeigen!“

Gabriele warf sich zwischen Beide.

„Sie werden nicht vor mir die Hand an ihn legen!“ rief sie, ihren Mann aufhaltend. „Herr Lawike, entfernen Sie sich! Nicht in Ihrer Gegenwart darf ich antworten. Entfernen Sie sich, ich befehle es! Ich bitte Sie darum, wenn Sie wollen, daß ich mich rechtfertige.“

„Ich gehorche, Madame,“ erwiederte Alexander. „Ich weiß nicht, ob das, was ich Ihnen gesagt habe, zum Beweise Ihrer Unschuld dienen kann, ... Alles hier ist Geheimniß für mich, ... aber mein Bekenntniß gehört jetzt Ihnen und ich enthebe Sie der Verpflichtung des Schweigens, das ich von Ihnen erbeten habe.“

Er ging. Lascourt machte eine Bewegung, ihm zu folgen. Aber Gabriele hielt ihn mit krampfhafter Gewalt zurück. Unfähig zu sprechen, betrachtete sie ihn mit dem Ausdrucke des Entsetzens; kaum vermochte sie sich aufrecht zu erhalten und ihre Haare fielen, der letzten Bande entfesselt, langwallend über ihre Schultern.

„Eugen,“ sagte sie mit ersterbender Stimme, „Du hast mich beschuldigt, ... und ich, ... was ich Dir zu sagen habe, ist noch fürchterlicher! . . . . O! . . . . Stütze mich, ... stütze mich doch . . . . ich sterbe!“

Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, ... schwankte und fiel zu Boden.

„Elende! . . . .“ rief Lascourt, „wie sie für ihn zitterte! Ob sie lebe oder sterbe, wenigstens wird sie sich jetzt nicht mehr zwischen mich und ihren Geliebten werfen!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

4.

Die Sorge.

Die Lebensansicht des sogenannten gebildeten Mannes unterscheidet sich von der des ungebildeten unter anderem auch dadurch, daß Ersterer in den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt eine natürliche Verkettung von Ursache und Wirkung sieht; während der Letztere über gewöhnliche Vorkommnisse gar nicht nachdenkt, bei außergewöhnlichen aber stets ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit

erblickt. Im Grunde läuft nun zwar beides auf eins hinaus: denn Gott ist ja auch der Schöpfer und Lenker der physischen und moralischen Weltordnung; allein diese verschiedene Ansicht hat oft gar verschiedene Wirkung bezüglich des Handelns der Menschen. Der Eine glaubt z. B. oft durch sein thätiges Eingreifen die Gottheit veranlassen zu sollen, daß sie das thue, was meist der Andere von dem Lauf und Gang der Natur und ihren Gesetzen erwartet. Denke man nun darüber, wie man wolle, so bleibt das doch ewig wahr: Es geschehen immer noch gar viele Dinge unter dem Monde, wovon die Gelehrten nichts wissen.

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Kurz, unser Ehepaar war sogleich und insbesondere auf Grund eines gewissen unerklärlichen Etwas darüber einig, Alles zu thun, um den armen feindlichen Soldaten, in dem sie nur den leidenden, unglücklichen Nebenmenschen sahen, wo möglich zu retten.

Wenn aber der Arme, während er auf dem Wagen lag, gestorben wäre, oder wenn er noch im Hause sterben würde? Wer würde in den verwilderten Zeiten und bei den gelockerten Sitten dem Bauern geglaubt haben, wenn er den Hergang der Sache auch noch so wahrheitsgetreu berichtet hätte! Man würde sicher gesagt haben, er habe den Soldaten getödtet und beraubt, und gewiß hätte man dann in seinem aus dem Sauerwasserhandel gezogenen Verdienste der Anhaltspunkte für falsche Anklagen mehr als genug gefunden. Und was erst machen, wenn die Alliirten nun nachrückten?

Diese Gedanken und Befürchtungen stellten sich bei unserem Bauern alle ein und er theilte sie auch seiner Frau mit; allein eine innere Stimme sagte ihnen stets, wenn sie mit Furcht so alle Eventualitäten erwogen, mit unerklärlicher Sicherheit, es werde Alles gut gehen und zum Besten ausschlagen. Die Hausfrau machte für jetzt eine warme Stube und kochte einen kräftigen Kamillentbee, wärmte Decken und Deckel und so begaben sich dann Beide mit der Laterne in den Stall; denn der Bauer hätte nicht allein gewagt, nachzusehen, aus Furcht, er möchte den Menschen todt finden. Ein Athmen aber konnte man bei dem Geräusche der fressenden Pferde nicht unterscheiden. Die Angst ihrer Seele löste sich aber bald: die Wärme hatte die wohlthätigste Wirkung gehabt; der Athem des Menschen ging ziemlich ruhig, der Puls etwas kräftiger; das Blaue von den Lippen war verschwunden und es schien, als ob auch die Augen nicht mehr so eingesunken seyen; die Beine waren biegsamer geworden; im Ganzen herrschte aber noch vollkommene Bewußtlosigkeit. Nur wenn man den linken Arm bewegte, verzog sich das Gesicht in schmerzhafter Weise, woraus unser Ehepaar schloß, auf dieser Seite müsse der Soldat verwundet seyn. Sie zogen ihm die gänzlich abgerissenen Schuhe von den Füßen, umwickelten die nassen, steifen Beine mit warmen Tüchern, legten ihm die warmen Deckel auf den Unterleib und den Magen und flößten ihm nach und nach etwas warmen Thee ein. Es dauerte nicht lange, so schluckte er, wenn auch mit großer Mühe, den Rest des Getränkes. Während man ihm nun eine Weile Ruhe ließ, machte man im Wohnzimmer, so gut es gehen wollte, auf Stühlen und Bänken ein Bett und holte ihn in's Zimmer. Als ihn der Mann beim Aufsetzen unbedachtsamer Weise bei den Armen faßte, stieß er endlich wieder den ersten Laut aus, und zwar einen so schmerzlichen, daß kein Zweifel blieb, er müsse am linken Oberarm eine arge Wunde haben. Man legte ihn schnell wieder zurück; er schlug jetzt die Augen auf; sein Bewußtseyn war zurückgekehrt; nur schien er in großer Angst wegen seines Schicksals zu seyn, dann rief er ein über das andere Mal: „**Oh mon Dieu**, nicht machen kaput! **Je suis pauvre** Soldat! haben zu 'ause **un père et une mère, oh mon Dieu!**“ . . . Als aber bei diesen Worten die gutmüthige Bäuerin zu weinen anfing, gewann er Muth; die Thränen, dieses herrliche Zeichen des Mitleides, hatten eine wunderbare Wirkung auf den armen Soldaten. Er suchte sich aufzurichten, bat durch ein Zeichen, daß man ihm zu trinken gebe, und zeigte nach der linken Schulter, indem er sagte: „**Dans la bataille d'Ano j'ai été blessé.**“ Man zog ihm hierauf den Rock aus und fand den ganzen linken Arm und die linke Seite mit geronnenem Blute überzogen. Nachdem dieses durch warmes Wasser entfernt worden war, zeigte sich ein sehr tiefer, jedoch nicht ebenso gefährlicher Bajonnetstich durch den linken Brustmuskel und Oberarm, und der elende Zustand, in dem sich der Soldat befunden, rührte zwar zum Theil von der Wunde und dem dadurch bedingten Blutverluste her; theils und meist war er aber eine Folge davon, daß der Soldat in drei Tagen nichts mehr gegessen hatte. Ein Trupp seines Regiments war in der Schlacht von Hanau versprengt und von einem der schon nach allen Seiten umherschwärmenden Kosakenpulke bis in den Taunus gehetzt worden. Hier war dann der Soldat vor Erschöpfung umgesunken und liegen geblieben. Man gab ihm nun etwas zu essen, machte Aufschläge von durcheinander gerührtem Oel und Wasser auf die Wunde, und es dauerte keine acht Tage, so war der Soldat zur Freude des Ehepaars

und der Kinder, die bald seine Bekanntschaft gemacht, so ziemlich wieder auf den Beinen. Das Wundfieber war vorüber und in Folge der zugleich kühlenden und lindernden Wirkung des billigen Heilmittels machte die Heilung der Wunde rasche Fortschritte, und man berathschlagte schon, in welcher Weise man die glückliche Heimkehr des Geretteten bewerkstelligen könne, als ein sehr unliebsamer Zwischenfall nicht allein die gefaßten Pläne vereitelte, sondern auch wieder neue Gefahren heraufbeschwor.

5.

Neue Noth.

Am 18. Tage, nachdem der Fremde unter gastlichem Dache war, stellte sich gegen Abend bei ihm ein Wechselfieber ein, das in der Nacht in ein heftiges Kopfweh überging und am andern Tage gegen Abend schon alle Spuren des beginnenden Typhus zeigte. Der Kranke verfiel bald in einen Zustand der heftigsten Aufregung, sodann in den einer völligen Lethargie, welch letztere nur zuweilen durch schauerliche Aeußerungen einer wildaufgeregten Phantasie unterbrochen wurde. Alles Schreckliche, was er gesehen und erlebt, kam ihm in diesem Zustande wieder; bald sang er:

„Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé:
Contre nous de la tyrannie
Le couteau sangtant est levé" ꝛc.

bald rief er: „**Ma mère! . . . . Constance!**" ...; dann sang er wieder:

Çà ira!
Çà ira!
Çà ira!
Les aristocrats on les pendra! ꝛc.

Nachdem am 13. Tage der Krankheit die Krisis eingetreten war und in einem langen, sanften und mit reichlicher Transpiration begleiteten Schlafe ihre Lösung gefunden, lag unser Kranker noch sechs Wochen in dem hilflosesten Zustande völliger Entkräftung und nur sehr langsam schritt seine Erholung fort. Während dieser Zeit fand unsere unbemittelte Bäuerin Gelegenheit genug, nicht allein werkthätige Christenpflicht, sondern auch Mutterliebe an fremdem Kinde zu üben, und sie that es mit aufopferndster Hingabe und erwarb sich so neben dem herrlichen Bewußtseyn, das jede edte That lohnt, den heißesten Dank ihres Pflegtings. Dieser war, wie körperlich fein und zart, so auch geistig warm und edel. Bald hatte er nicht mehr nöthig, seinen Dank blos durch den innigen Druck seiner Hand oder den seelenvollen Blick seiner feurig schwarzen Augen auszudrücken; er lernte so schnell, als dies für einen Fremden nur immerhin möglich ist, sich in unserer reichen und kräftig-innigen Sprache verständlich machen. Die Kinder liebten ihn wie einen Bruder, scheuten ihn auch wieder; denn seine feinen Manieren und der sanft bittende Ton seiner Stimme, sowie seine kindlich fromme Haltung imponirten den biderben, gutmüthigen, aber etwas rohen Dorfjungen. Am vergnügtesten schien er zu seyn, wenn er zwischen Licht und Dunkel sich mit seiner zweiten Mutter über seine Heimath, Eltern und Geschwister, über den kurzen Feldzug, über seine Heimkehr und Zukunft unterhalten konnte; denn kaum rollte sein Blut wieder frisch in den Adern, so machte sich auch seine jugendliche, heitere Seele Luft in Plänen und Entwürfen. Erfüllte ihn gegen seine zweite Mutter die reinste und kindlichste Liebe, so zeigte er sich seinem Retter gegenüber mit größter Ehrfurcht und selten konnte er ihn ansehen, ohne alsbald in tiefes Sinnen zu versinken, und wenn ihn der Bauer dann fragte: „**Jean-Pierre**, wo denkst Du wieder hin?" suchte er, wenn er nur einigermaßen konnte, aufzuspringen und rief mit Begeisterung:

„Sie sind ein edel **homme**; sie 'aben gut 'Erz; Sie sind ein gut Deitscher! **Mon Dieu!** Komm ich su 'Ause, will ich sagen von die gut Deitsche, von die gut Mann und Frau. Maman wird Sie 'aben, o viel lieb! Papa wird Sie schicken **beaucoup d'argent!** ich Sie werde aber alle 'aben lieb **toujours!** Ich nicht kann vergessen Vater und Mutter; ich aber noch weniger kann vergessen so gut Mann und Frau; o, das wär' bös, viel bös, wenn ich nicht wolle danken für so groß Güte! **Mon Dieu** sollt' mich macken kaput!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Ausstellungskommission in London hat nun die verschiedenen Angebote in Betreff der Uebernahme der Erfrischungslokalitäten geprüft, und zwei Firmen werden (die eine für den östlichen, die andere für den westlichen Theil des Gebäudes) die betreffende Konzession erhalten: die London-Liverpooler Firma Merrish und Sanders, die englisch-französische Firma Martin und Veillard. Beide sollen über 30,000 L. geboten haben.

Welcher Diebstahl ist kein Verbrechen? — Wenn Einer sich selbst wegstiehlt.

Auflösung der Charade in № 146:
Taubenschlag.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Dienstag, 10. Dezember 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

7.

Alexander suchte, nachdem er Madame Lascourt verlassen, nicht sein Zimmer auf. Er ging aus dem Hause und befand sich nach wenigen Augenblicken auf den Boulevards. Die ganze Nacht hindurch irrte er im Freien umher. Besser als irgend Jemand konnte er Gabrielens Tugend das rechtfertigenste Zeugniß geben; besser als irgend Jemand wußte er, daß sie keine ihrer Pflichten verrathen hatte; allein er glaubte jetzt auch ohne Zweifel von ihr geliebt zu seyn. Er überdachte diese unerklärliche Fatalität, welche seit einem Jahre ihr beiderseitiges Daseyn mit einander verflochten hatte, welche die Handlungen des Einen von denen des Andern abhängig zu machen schien, ohne daß er die geheimen Springfedern errathen konnte, welche ihre Bewegungen in dem gleichen Kreise bedingten.

Die Beschuldigung, welche Lascourt gegen seine Redlichkeit geschleudert hatte, war falsch, und er konnte sie leicht auf Nichts zurückführen; Gabriele ihrerseits würde beweisen, daß sie sich durchaus nicht ihres Schmuckes entäußert hatte, um den genuthmaßten Diebstahl zu verbergen, ... aber dennoch hatten für den Bankier Veranlassungen bestanden, solchen Argwohn zu fassen. Die Diamanten seiner Frau waren verschwunden, und sie war vor diesem Beweise stumm geblieben! und seine Mutter und Schwester hatten von einer bis dahin unbekannten Hand Wohlthaten empfangen!

Es fiel ihm plötzlich gleich Schuppen von den Augen: Gabriele war es, die ihrer Armuth zu Hilfe gekommen. Er erinnerte sich, daß einer der Gläubiger seines Vaters den gleichen Namen mit dem von Gabrielens Vater getragen. Sie hatte vielleicht von der Geschichte sprechen hören.

Sie war eines Tages in sein Schreibzimmer gekommen, sie konnte dort den Brief gesehen haben, den er an seine Mutter geschrieben und mitzunehmen vergessen hatte; sie mochte auf diese Art deren Aufenthalt erfahren haben.

Allein dieses Mitleid mit einem Unglück, welches in keiner Beziehung zu ihr stand, durch was anders hatte es ihr eingeflößt werden können, als durch ein Gefühl, das sie verbergen mußte, das sie vielleicht in ihren eigenen Augen durch eine großmüthige Lüge rechtfertigen und heiligen wollte, indem sie ihm einen andern Gegenstand unterschob? Welches Dunkel ihn aber auch noch nach mancher Seite hin umgab, so viel war klar für ihn, daß es ganz unmöglich sey, länger in Lascourt's Hause zu bleiben. Er mußte, ohne vergessen zu können, was er gefunden, anderwärts Schutz und Schweigen suchen. Allein es war auch durchaus nöthig, daß Lascourt seine Ehrenhaftigkeit anerkannte und ihn von dem Schimpf reinigte, mit dem er ihn befleckt hatte.

Gegen sechs Uhr Morgens, nicht wissend, wie viele Stunden er umhergeirrt war, schlug er den Weg nach dem Hotel ein, entschlossen, an Lascourt zu schreiben und die Genugthuung von ihm zu verlangen, welche er von seiner Gerechtigkeit erwartete. Er schloß sich in sein Zimmer ein und schrieb; als er damit fertig war, ging er hinunter; im Augenblick aber, als er dem Diener, welcher im Hofe mit einigen Personen plauderte, den Brief einhändigte, kam der Bankier, welcher während der Nacht sich mehrmals erkundigt hatte, ob Alexander heimgekehrt sey, ihm entgegen.

Die Erklärung zwischen Beiden war schrecklich. Sie dauerte nur eine Minute und war der Art, daß sie einen blutigen Ausgang erheischen mußte.

Als Gabriele besinnungslos zu Lascourt's Füßen niedergesunken war, war dieser, ganz von dem Durst nach Rache hingerissen, Alexander nachgeeilt. Als er ihn nicht fand, wartete er eine volle Stunde,

ihn feiger Flucht bezüchtigend und bedauernd, daß er ihn entwischen ließ. Die Zeit verstrich und der junge Mann kam nicht wieder. Dann erst gedachte er der unglücklichen Frau, welche er in ohnmächtigem Zustande verlassen hatte. Er kehrte zu ihr zurück. Gabriele hatte sich, als ihr Bewußtseyn wiedergekehrt war, bis zum Kamin geschleppt und geschellt. Ihre Kammerfrau hatte sie zu Bett gebracht; aber ein heftiges Fieber war zum Ausbruch gekommen. Sie antwortete auf keine der an sie gerichteten Reden: sie heftete auf das bleiche und erzürnte Gesicht ihres Mannes einen starren Blick, der ihn nicht zu erkennen schien, und in ihrem Delirium sprach sie Worte ohne Sinn, in denen jedoch Alexanders Name sich ohne Unterlaß wiederholte.

„Immer er!" sagte Lascourt, „immer nur er! Wie sehr muß sie ihn lieben!"

Dieser Name gab ihm seine ganze Wuth wieder. Er entfernte sich von Neuem. Der sogleich herbeigerufene Arzt kam und verblieb die Nacht bei der Kranken. Nach einigen Stunden ließ die nervöse Aufregung nach. Sie war zu erschöpft, um lange zu leiden; sie verfiel in eine Art Bewußtlosigkeit, welche bis zum Morgen dauerte. Als sie aus diesem lethargischen Schlummer erwachte, hatte sie fast die Erinnerung des vorigen Abends verloren. Es blieb ihr ein verworrenes Gedenken von harten Worten und Drohungen, von Furcht mehr als Gewißheit eines Unglücks.

Nach und nach wurde dieses traurige Vorgefühl bestimmter. Sie erinnerte sich Alexanders Erzählung, die schreckliche Scene, welche gefolgt war, ihre Ohnmacht. . . . . Aber dann verschwand wieder Alles, Alles senkte sich in Dunkelheit. Was hatte sich seitdem zugetragen? Hatten sich die beiden Gegner, keiner von ihnen die Wahrheit kennend, getroffen, ohne daß sie dieselben hatte trennen können? Der Zweifel tödtete sie und sie beschloß, ihm ein Ende zu machen. Sie verabschiedete den Arzt; und achtlos auf die Leiden ihres gebrochenen Körpers, stand sie auf und wartete, daß ihr Mann, den sie von ihrem Wunsche ihn zu sehen, benachrichten ließ, zu ihr käme.

Die Zeit, welche bis zu dieser Unterredung verstrich, brachte ihr die entsetzlichsten Qualen; sie würde sich nicht so unglücklich gefühlt haben, wenn sie sich schuldig gewußt hätte, wenn anstatt anzuklagen, um sich zu vertheidigen, sie das Haupt hätte beugen müssen und sich zu Schimpf und Entehrung bekennen.

Sie nahte dem Augenblick, in dem das fürchterliche Geheimniß, welches länger denn Jahresfrist langsam ihr Leben verzehrte, sich Bahn brechen mußte. Dieses Geheimniß hatte bereits den Glanz ihrer Schönheit, ihr Glück der Gegenwart und ihre Freuden der Zukunft verschlungen: sie mußte ihm jetzt auch die Sicherheit, das Glück und die Freuden des Mannes zum Raube überliefern, den sie noch immer liebte, und dessen Ruhe sie auf Kosten der ihrigen so lange geschirmt hatte! Dieser Gedanke war gräßlich und marterte sie, gleich einem Gewissensbiß; sie flehte zum Himmel auf, ihr ein anderes Mittel der Rechtfertigung zu zeigen und ihr die Hoffnung zu lassen, daß Lascourt vielleicht zur Erkenntniß seines Irrthums gebracht werden könne, ohne daß sie ihn nöthigen mußte, vor ihr zu erröthen. Sie wollte geduldig und ergeben seyn, mit dem Ausdruck der Wahrheit seinen eifersüchtigen Argwohn zu zerstreuen, ihm ihr ganzes vergangenes, so ruhiges und reines Leben vorhalten, und dann vielleicht würde er ihr glauben.

Allein es sollte anders kommen.

Es schlug zehn Uhr, als Lascourt bei ihr eintrat. Ungeachtet aller Mühe, welche sie sich gegeben hatte, um sich zu beruhigen, war Gabriele doch bei seinem Anblick so verwirrt, daß sie nicht gleich die Unordnung seines Anzuges bemerkte. Die Halsbinde hing ihm locker um, seine Kleider waren zerdrückt und schmutzig, das Haar legte sich feucht und flach an seine Schläfe. Aber sie sah nur sein bleiches Gesicht und seinen mehr kalten und verachtenden, als erzürnten Blick.

Er schloß die Thür, zog den Schlüssel ab und näherte sich Gabriele mit der Miene eines Mannes, für den es keine Zögerung mehr gibt, sondern welcher kraft einer klaren Ueberzeugung, eines unwiederruflichen Entschlusses handeln will.

„Setzen Sie sich, Madame," sagte er, „und hören Sie mich an."

Sie gehorchte und er setzte sich ihr gegenüber.

Aber noch ehe er ein anderes Wort an sie richten konnte, fiel sie auf die Kniee und sagte mit gefalteten Händen:

„Eugen, Eugen, verurtheile mich nicht, ohne mich erst zu hören. . . . ."

„Stehen Sie auf, Madame," erwiederte er.

„Nein, hier werde ich bleiben, zu Deinen Füßen, ich werde mich demüthigen, ich werde flehen, bis Du versprochen hast mich anzuhören. . . . . Alles klagt mich an, aber ich bin nicht schuldig." . . . .

„Keine Thränen, keine Bitten, Madame, keine unnöthigen Lügen! Ich bin nicht hierher gekommen, um mich durch Ihre Thränen rühren zu lassen, um mich zum Glauben an Ihre Unschuld zu bekehren. Stehen Sie auf: an mir ist es zu sprechen, an Ihnen zu schweigen. Ich überlasse Ihnen die Wahl, an welchen verborgenen Ort Sie sich für die Zukunft zurückziehen wollen. . . ." (Fortsetzung folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile waren die Verbündeten langsam näher gerückt; alle Dörfer, Höfe und Mühlen lagen in unserer Gegend voll Kosaken, deren an 100,000 sich nach dem Rheine wälzten. Auch unser Bauer hatte oft 15 bis 20 Mann im Quartier. Das waren schlimme Zeiten. Der Russe ist bekanntlich sehr fromm und wenn er nicht angetrunken ist, auch gegen Kranke und Wöchnerinnen sehr rücksichtsvoll. Das und der wahrhaft todtenähnliche Zustand unseres Kranken, den die Soldaten, welche in rascher Folge wechselten, für den Sohn des Hauses hielten, weil sie ihn vorübergehend sahen, machten es möglich, daß er nicht von ihnen als feindlicher Marodeur erkannt, ergriffen und in harte Gefangenschaft geschleppt wurde. Und doch sollte auch diese Gefahr nicht ausbleiben.

* * *

Schon in den ersten Tagen, als man im Dorfe erfuhr, daß der Bauer einen französischen Soldaten unter Dach hatte und so geheimnißvoll und ängstlich mit ihm that, drangen seine Nachbarn, Freunde und Mitbürger von allen Seiten mit Ungestüm in ihn, die Anwesenheit des Soldaten, gegen dessen Verpflegung man zwar nichts einwenden wolle, dessen Verheimlichung vor den heranrückenden Russen und Preußen man aber nicht dulden könne, auszuliefern, weil sonst im Falle seines Auffindens bei dem allgemeinen und nur zu leicht erklärlichen Franzosenhaß der alliirten Soldaten Schlimmes zu befürchten stehe. Nur die inständigen Bitten und die ausdrückliche und feierliche Erklärung des Bauern, alle und jede üble Folge auf sich und nur auf sich allein nehmen zu wollen, konnte die Drängen beschwichtigen. Die Furcht vor übeln Folgen wegen der Verheimlichung des Franzosen lag indessen ganz in der Natur der Sache. Es muß aber eine ganz eigene Bewandtniß haben mit dem eben so zarten als festen Bande, das den Lebensretter und den Geretteten umschlingt; denn nur aus dieser Annahme läßt sich der kolossale Muth des Bauern erklären, die üblen Folgen wegen Verbergung eines französischen Soldaten einer wild entfesselten und höchst begeisterten Soldateska gegenüber auf sich nehmen zu wollen. Indeß es ging Alles gut und es schien fast, als ob der Himmel selbst sein Wohlgefallen an dem Thun des Bauern Allen zum Muster offenbar zeigen wolle.

Im Dezember rückten nun die Preußen vor und an den Rhein. Der eben nicht seine Ruf, der ihnen vorherging und den sie sich schon im Feldzuge 1793 erworben hatten, begleitete sie auch diesmal und folgte ihnen in noch verstärktem Maße nach. Wenn sie auch bei Groß-Görschen, unweit Lützen, mit ausgezeichnetem Muthe und spartanischer Tapferkeit gekämpft, bei Bautzen mit der allerrühmlichsten Ausdauer und größten Todesverachtung im Verein mit den Russen gestritten, an der Katzbach, bei Dennewitz und Möckern allein herrlich gesiegt hatten, so hatten sie doch nicht überall und nicht immer allein gesiegt; denn die Russen und später die Oesterreicher waren doch auch dabei gewesen. Allein das Auftreten und Benehmen der Meisten gab ganz den Anschein, als wenn sie einzig und allein Deutschland aus seiner tiefsten Schmach durch Vertreibung seines despotischen Zwingherrn gerettet hätten, und vor Allem, als ob sie allüberall gleichsam in Feindesland wären, so daß endlich der Bauer sagte, er wolle lieber zwanzig Franzosen oder zehn Russen bequartieren, als nur einen einzigen Preußen. War das Fußvolk schon schwer zufrieden zu stellen, so trieben es die Reiter wo möglich noch toller.

Eines Tages gegen Abend — unser Jean-Pierre fing eben an, so halbeswegs rekonvalescent zu werden — rückten preußische Husaren ein. Man hörte sie von ferne schon singen:

„Frisch auf, Kameraden! wir ziehen ins Feld,
Wir haben unser Herz auf Franzosen gestellt;
Die Wehr und der Muth sind geschliffen und blank!
Drum her mit Franzosen! die Zeit wird uns lang!
Hurrah, ihr Kameraden! hurrah ihr Soldaten!
Hurrah ist den Feinden ein tödtlicher Klang!“ ꝛc.

Unser Bauer fand aber jetzt nach eigenem Gefühle und auf das inständige Andringen seiner Frau, sowie mit Rücksicht darauf, was ihm bevorstand, wenn der Franzose gefunden würde, gerathen, den Kranken wohl zu verbergen; allein da war gut Rath theuer. Schon war die erste Schwadron als Quartiermacher eingerückt und noch war der auf fast unbegreifliche Weise zum Liebling des Hauses Gewordene noch nicht in Sicherheit. Bald wollte man ihn im Keller, bald auf dem Speicher verstecken; allein im Keller war es zu naß und auf dem Speicher war es zu kalt; an beiden Orten hätte sich der kaum Genesende, der weich wie ein schaalloses Ei war, seinen Tod geholt; das kostbare und kaum gerettete Leben aber wieder so in die Schanze zu schlagen, das konnte und wollte man um keinen Preis. Die Verlegenheit, die an sich schon groß genug war, mehrte sich aber noch, als eine Nachbarin kam und dem Bauern meldete, daß mehrere seiner Mitbürger, die natürlich das zarte Band, das den Retter und den Geretteten umschlingt, weder kannten noch achteten, gedroht hätten, sie würden sofort dem preußischen General

Alles verrathen, wenn er (der Bauer) den Kranken nicht ſo verſtecken könne, daß man von ihm nicht die Spur zu finden vermöge, und wenn aus der verſuchten Verheimlichung des Franzoſen dem Dorfe oder deſſen Bewohnern irgend ein Nachtheil entſtehen ſollte. In dieſer, wie man glaubte, letzten Noth wußte nun die Hausfrau, die den gefundenen Sohn wie ihren Augapfel hütete, Rath. Hinter dem Ziegenſtällchen war ein niedriger Raum, der voll Kornſtroh ſaß, einen ſchmalen Eingang vom Ställchen aus hatte und ſein ſpärliches Licht durch eine in die Lehmwand eingeſchmierte Fenſterſcheibe erhielt, oben aber ganz mit Heu beſetzt war. In dieſem Raum und auf dem Stroh machte man mit aller Eile ein Bett und in dieſem Bette lag der Verſteckte volle vierzehn Tage und wurde, weil man nicht leicht, ohne Verdacht zu erregen, Speiſen in den Stall bringen konnte, meiſt mit Brod, Ziegenmilch und Waſſer genährt und ängſtlich bewacht. Ein Huſarenregiment löste mittlerweile das andere ab und zog weiter unter dem Geſang:

„Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall in fliegendem Saus,
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig das blitzende Schwert!“ ꝛc.

Der Cavallerie folgte unmittelbar die Artillerie. Weit umher dröhnte der Boden von der Laſt und dem Rollen der Kanonen und Munitionswagen und dem Getrappel der Pferde und die Luft erſchallte von dem Geſange:

„Wo kömmſt du her mit dem rothen Kleid,
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerſtreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Weiber und Bräutigam klagen;
Da ward ich ſo roth!“ ꝛc.

(Fortſetzung folgt.)

Das beſte Geſchenk.

Möcht' ein Geſchenk nun machen
Dem theuern Liebchen mein;
Soll ihr als Angedenken
Werth für das Leben ſeyn!

Will ihr die Blumen ſenden,
Die erſt ich flocht zum Kranz;
Doch, nur von kurzer Dauer
Iſt ihres Daſeyns Glanz!

Gebrochen welkt die Blume,
Nicht lange währt ihr Duft;
Gar bald iſt ſie verdorret,
Zerſtäubet in die Luft!

Da ſie ſo ſchnell vergehen,
Hab' ich nun nachgedacht,
Was mit dem Kranz ich ſende,
Das hält und Freude macht!

Ich hab's, ich ſteck' ein Briefchen
In Blüthenkranz hinein,
Und ſchreib' darinnen nieder:
„Will immer treu dir ſeyn!“

Dies Wort blüht mir im Herzen,
Dies Wort verwelkt ihr nicht,
Da ich die Treue halte,
Bis mir das Auge bricht!

Buchſtaben-Räthſel.

Mit R an Mineralien übe
Zerſtörend aus ich meine Macht.
Und, wie ein altes Sprichwort ſagt,
Nie kann ich ſchaden alter Liebe.

P machet mich zur Dienerin,
Die Jeder darf zum Dienſt begehren,
Sowohl die Damen wie die Herren,
Und Alle lohnen mein Bemüh'n.

Mit K kann mir kein Menſch entſagen,
Nicht die geringſte Kreatur.
Geh' ich 12 Stunden nicht mein' Spur,
Fängt mein Empfänger an zu klagen.

Mit M bin Damen-Liebling ich,
Darf ihren Roſenmund berühren,
Was ſie dem Herrn oft nicht gewähren,
Obgleich er längſt die Flagge ſtrich.

Und doch ſind mir die Herrn gewogen,
Weil ich der Wahrheit Quelle bin.
Mit harter Haut werd ich umzogen,
Und oben kommt ein Pfeifchen hin.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Freitag, 13. Dezember 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Wie!“ rief Gabriele, „eine Trennung! ohne mich zu hören, ohne nur meine Rechtfertigung zu wollen! Es ist unmöglich! Eugen, Du täuschest Dich, ich liebe Dich noch immer.“

„Danken Sie mir, Madame, anstatt mich anzuklagen, danken Sie mir, daß ich Ihnen öffentliche Schande zu ersparen, ich nicht von den Gesetzen verlange, was Sie mir bewilligen würden, und was ich von Ihnen verlangen könnte, ohne meinen Namen der Verhöhnung zu überliefern, jetzt, wo ich an dem Einen der beiden Schuldigen selbst Gerechtigkeit geübt und gezeigt habe, daß ich Niemands Hilfe bedurfte, um den zu strafen, der mich beleidigte.“

„Eugen,“ fragte Gabriele ahnungsvoll, „Du hast den jungen Mann wiedergesehen?“

„Ich habe ihn getödtet.“

„Getödtet!“ rief sie, einige Schritte zurückweichend.

„Ja, Madame,“ entgegnete Lascourt kalt. „Wir begegneten uns am Morgen, ich habe ihm vor zehn Zeugen in's Gesicht geschlagen und vor einer Stunde versetzte ich ihm einen Degenstich in die Brust. Sie waren nicht da, um ihn zu beschützen und uns zu trennen!“

„Getödtet!“ wiederholte Gabriele, „so haben Sie den Sohn getödtet, wie Sie den Vater getödtet haben!“

„Was wollen Sie damit sagen, Madame?“

„Ja, den Sohn wie den Vater!“

„Madame!“

„Der Mord nach . . . . dem Diebstahl! Und dieser Mann beschuldigt mich! Er ist es, der mich ehrlos nennt! Der mich anklagt, seine Ehre befleckt zu haben! Ihre Ehre, mein Herr! Um sie zu behüten, habe ich meine Ruhe, fast mein Leben hingegeben. . . Ich sterbe, weil ich Sie immer liebte, obwohl ich Sie verachten mußte! Ihre Ehre! aber ich machte mich zu deren Sklavin, ich hing mich daran, wie das Leben an einen Leichnam; ich opferte ihr die meinige, und gestern ließ ich mich beschimpfen, ohne zu antworten! Wenn ich nur ein Wort gesagt hätte, mein Herr, so wären Sie vor ihm auf die Kniee gefallen, Sie hätten von dem Andenken seines Vaters Vergebung erfleht; wie Sie jetzt vor mir niedersinken werden, um Gott um Vergebung für das zu bitten, was Sie gethan haben, Gott, der mich nicht zur alleinigen Sühne annehmen wollte!“

„Madame,“ sagte Lascourt, „ich verstehe diese Sprache nicht. . . . Es scheint, daß der Schmerz Ihren Verstand verwirrte. Was reden Sie von Diebstahl? . . . . vom Vater dieses jungen Mannes? . . . . Ich kenne nur den Sohn. . . . Er hat mich beschimpft, ... ich habe ihn gestraft. Wo liegt das Verbrechen?“

„Da, mein Herr,“ entgegnete Gabriele, ihm ein Medaillon hinhaltend, „kennen Sie dieses Porträt?“

„Das seinige! . . . .“

„Nein, aber das seines Vaters. Und dieses Porträt befand sich in einem Portefeuille, auf dem der Name Duvegrier geschrieben stand!“

„Duvegrier! Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Und dieser junge Mann, den Sie getödtet haben, änderte seinen Namen, weil der Name seines Vaters der eines betrügerischen Bankrotteurs geworden war! Und sein Vater, der aus Verzweiflung zum Selbstmörder ward, wurde nur deßhalb für ehrlos erklärt, weil er mit jenem Portefeuille hunderttausend Franken verlor, welche es enthielt; und dieses Portefeuille wurde eines Abends, vor länger als acht Jahren, auf dem Platze des Parvis Notre-Dame von zwei Männern gefunden, welche die Habe einer Familie als Raub unter sich theilten. . . .“

„Genug, Madame, genug,“ sagte Lascourt und ließ sich dabei auf einen Stuhl zurückfallen.

Gabriele neigte sich über ihn und fuhr fort:

„Das Portefeuille ist noch im Besitz eines dieser beiden Männer, welcher seinen Schatz verschwendet hat; und der Andere, welcher arm war, ist mit der Hilfe des gestohlenen Geldes reich geworden. Jetzt geht der Reiche zu dem Armen, welcher Jenen in seiner Gewalt hält und bietet ihm an, diesen Beweis, der ihn verderben kann, ihm abzukaufen; und wenn er dem dreisten Mitschuldigen, welcher gemein sein Schweigen feil hält, Geld gegeben, um ihn für eine Weile unschädlich zu machen, dann geht er in die Welt zurück, vergißt die unreine Quelle seines Vermögens, spricht von Ehre und Redlichkeit und ist ruhig, weil er glaubt, es wisse Niemand, daß er lügt!"

„Gabriele!"

„Ich habe noch nicht Alles gesagt. Der Zufall oder vielmehr die Vorsehung, führte, wie das zweite Gewissen des reichen und geehrten Mannes, zu dem verarmten Mitschuldigen desselben eine Frau, welche früher, bei ihrem Vater, einen Greis Namens Duvegrier gesehen, einen Mann mit weißen Haaren, welcher unter Thränen sein Unglück erzählte, welcher für Weib und Kinder bat, sich dieser Frau, welche damals noch ein junges Mädchen war, zu Füßen warf und zu ihr sagte: „Glauben Sie mir, wenigstens Sie, die Sie jung und schön sind, und vielleicht eines Tages es nöthig haben werden, daß man Ihnen glaube, wenn man an Ihrer Ehre ungerecht zweifeln sollte. Zweifeln Sie nicht an der meinigen und bitten Sie Ihren Vater für mich. . . . Diese Frau, welche das schöne, edle Antlitz des flehenden Greises in der Erinnerung bewahrt hatte, fand das Porträt und den Namen Duvegrier auf der Brieftasche wieder. Sie verbarg sich im Nebenzimmer und belauschte die beiden Mitschuldigen, welche ihre Worte in den Wind zu werfen glaubten und vielleicht nicht einmal daran dachten, daß Gott sie hörte! Einer dieser beiden Männer nennt sich Loystal, der andere . . . . Lascourt! . . . . die Frau . . . . bin ich!"

„Ah! Vergebung! . . . . Vergebung!"

„Ja, ich, die man anschuldigt! Zu der man gesagt hat: Sie sind eine Ehebrecherin! Sie waren mit Ihrem Geliebten eingeschlossen, Ihr Busen ist bewegt, Ihre Haare sind in Unordnung! Sie sind treulos! Der Kummer tödtet Sie, Ihre Schönheit verblüht, Ihre Augen sind voller Thränen, ... eine verbrecherische Liebe ist Schuld daran, nichts Anderes! . . . Das ist es, was man zu den Frauen sagt, welche leiden, weil sie denjenigen noch lieben, den sie nicht mehr achten können, welche von ihren Häuptern den Schmuck reißen, der sie wie eine Dornenkrone brennt, und mit dem Erlös des eitlen Schimmers, dem Bruchtheil des gestohlenen Luxus, den armen Opfern der Unredlichkeit heimlich ein Stück Brod zustecken! Ehe man diese Frauen ehrlos heißt, sagt man sich nicht einmal, ob sie denn auch eigentlich wissen, was die Schande ist, ob sie begreifen können, daß es einen Ehebruch geben mag, ob sie denn fähig sind, zwei Männer gleichzeitig zu betrügen!"

„Gabriele! . . . . schone mich, Gnade! . . . "

„Haben Sie mich gehört, weil ich mit einem jungen Manne Mitleid hatte, welcher mich liebte, ohne zu wagen, es mir zu bekennen, der mich mehr achtete, als Sie es thaten? Sie beschuldigten ihn der Unredlichkeit, und mich, seine Liebkosungen zu bezahlen und mit meinem Golde seine Verirrungen zu verbergen! Ja, ich habe ihn gesehen, am Vorabende des Tages, an dem er in dieses Haus kam, einen Monat später, nachdem ich bei Loystal das Porträt seines Vaters wieder gefunden und Sie dort gehört und Alles erfahren hatte; als mein Herz schon den Keim tödtlichen Kummers empfangen hatte, ... ich habe ihn gesehen, auf einem Balle, auf dem Sie nicht anwesend wären; ich habe ihn bemerkt, weil seine Aehnlichkeit mit dem erworbenen Porträt mir auffiel. Ich sagte, daß ich ihn kannte, weil er sich mir näherte und anflehte, seine ungerecht beargwöhnte Ehre zu schützen, und weil ich mich, als er sprach, der Worte des Greises, dessen Züge er mir zurückrief, erinnerte, und der mir sagte: „Glauben Sie mir, denn einst möchten auch Sie wünschen, daß man Ihnen glaube!" Der Zufall und Sie thaten das Uebrige; der Zufall gab die Sühne in Ihre Hände, ... Sie tödteten den Armen!"

(Schluß folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

Als endlich das Gros der Armee durch war, kam die Arriere-Garde und gerade bei der letzten Einquartierung wurde der Versteckte doch noch aufgefunden. Ein Nachbar hatte am Ende doch aus Angst über die von der vielschwätzigen Fama ins Fabelhafte verdrehte Nachricht, der Generalissimus, Marschall Blücher, habe das französenfreundliche Städtchen Hadamar wegen einer Kleinigkeit hart gestraft, das Versteck verrathen. Der Hausherr, an keine Gefahr mehr denkend, war nach Frankfurt gefahren mit Selterserwasser; die Frau und ihr alter Vater waren allein zu Hause. Morgens, eine Stunde vor dem Ausmarsche, kam ein Unteroffizier mit zwei Gemeinen in den Hof; sie gingen ohne weiteres in

den Stall, stellten das vor der Eingangsthüre stehende Bauschstroh weg und sagten, als die Hausfrau erschrocken hinzu trat und fragte, was sie da machten, sie wollten den armen Gefangenen, der nun lange genug der freien, frischen Luft entbehrt habe, herausführen, und ohne sich um das Abwehren der geängstigten Frau zu kümmern, rief der Aufführer in den dunkeln Raum: „Herr Musje Franzos! Ist's ihm gefällig, herauszukommen oder soll ich ihn holen?“

Der Kranke konnte sich kaum erheben, folgte aber und wurde, ein wahres Jammerbild, von den zwei Gemeinen geführt oder vielmehr geschleppt. So ging der Zug, gefolgt von der Hausfrau und den weinenden Kindern, zum General, der im „goldnen Löwen“ wohnte. Nachdem rapportirt war, daß man einen verwundeten französischen Soldaten gefunden habe, ließ ihn der General vorführen, gleich aber auch die Frau rufen. Diese erzählte mit Ruhe den ganzen Hergang und ihre Erzählung machte auf den General, der ein edler Herr war, einen sichtlichen Eindruck. Nachdem die Frau geendet hatte, ließ er ihrer Angst keine Zeit mehr, sondern fragte sie nur noch: „Ist Ihr Mann gestern mit Wasser nach Frankfurt gefahren?“ und als die Frau dieses der Wahrheit gemäß bejahte, fuhr er fort: „Ich habe gestern von dem guten Wasser der Selterser Brunnen getrunken. Ihr Mann hat mir und meinen Kameraden davon einen Krug gereicht, und damit Ihr seht, daß auch nicht ein Trunk Wasser, den man dem Nächsten reicht, unbelohnt bleibt, so sage ich Euch: Ihr habt Euch durch Eure Barmherzigkeit ein Anrecht auf den kranken Soldaten erworben; ich ehre vom rein menschlichen und christlichen Standpunkte Euer Thun und wünsche nur noch von Herzen, daß meine kranken und verwundeten Soldaten in Frankreich, wohin wir jetzt ziehen, ebenso mitleidige Menschen finden möchten, als Ihr seyd. Ich gebe Euch somit Euren Schützling zurück und Gott wolle Euer Thun lohnen! Ihr seyd brave Leute!“ Und damit entließ er sie.

Wer war froher als die Frau! Der Kranke, der an der Wand lehnte und sich kaum auf den Beinen halten konnte, wankte herbei und sprach: „**Mon général! je vous remercie pour votre bonté. Vous êtes un généreux homme. Il me fait de la peine que nous sommes obligés de faire la guerre à une nation, qui a produit des hommes si nobles.**“ Der General, der sogleich sah, daß er es mit einem jungen Mann aus der bessern Schichte der französischen Gesellschaft zu thun hatte, lächelte und sagte zum Schluß: „Wir führen keinen Krieg mit den Franzosen; wir führen Krieg mit einem Despoten, der sich anmaßlicher Weise Frankreichs Herrscher nennt. Wir sehen Frankreich, das er unter die Füße tritt, gern groß und geachtet, wollen uns aber keine Vorschriften von ihm gefallen, uns aber am allerwenigsten unter seine Füße treten lassen, sondern das gegenseitige Recht der Nationen ins Gleichgewicht bringen. Sagen Sie das, wenn Sie bald nach Hause kommen, Ihren Landsleuten!“ und damit winkte er dem Gefangenen, sich zu entfernen. Als dieser die Rede über seinen Kaiser anhörte, und vernahm, daß man nach Frankreich ziehen wolle, verzog er schmerzlich das Gesicht und seufzte: „**oh, ma pauvre patrie!**“ Die Bäuerin aber nahm ihn sanft am Arme und führte ihn nach Hause.

6.

Weitere Ereignisse.

Am 9. November kam Napoleon bekanntlich in Paris an, am 15. Dezember wurde durch Senatsbeschluß eine neue Rekrutirung von 300,000 Mann angeordnet und ein kaiserliches Dekret trat außerdem 180,000 Mann Reserve unter die Waffen. Eine Heimkehr unter solchen Umständen wäre, wenn auch möglich, doch sicher eine große Thorheit gewesen und hätte gewiß die sofortige Einreihung in den Dienst zur Folge gehabt; wenigstens dachte unser Bauer so und ließ den Gast schon um deßwillen nicht fort. Wie kam aber der junge Mensch, der kaum der Schulbank Lebewohl gesagt haben konnte, schon unter die Waffen? Die Beantwortung dieser Frage haben wir noch nachzutragen. Ganz einfach so: von den 300,000 Mann Franzosen, welche Napoleon im Frühjahre 1812, also zwei Jahre vorher von Frankreich aus nach Rußland geschleppt hatte, waren nicht einmal 30,000 Lahme und Erfrorene zurückgekehrt, und von den Hunderttausenden, die er im folgenden Frühjahr 1813 auf die schlesische und Leipziger Schlachtbank geführt, entrannen, wie wir wissen, kaum 70 bis 80,000 dem Tode oder der Gefangenschaft; Frankreich war im Frühjahr 1813 schon so entvölkert, daß jeder nur irgend waffenfähige Mann dienen mußte. Vor dem Feldzuge von 1813, den unser Jean-Pierre mitmachte, war also kein Einsteher zu finden und an ein Loskaufen war gar nicht zu denken. Es mußte darum auch ein Kaufmann in Clermont-Ferrand, Provinz Auvergne, entweder die einzige Stütze seines ausgedehnten Geschäftes in seinem etwas schwächlichen ältern, kaum neunzehnjährigen Sohne hergeben, oder den jüngeren, kräftigeren von achtzehn Jahren dem fast sichern Tode weihen. Dieser jüngere Sohn war indeß großmüthig und muthvoll genug, das große Opfer für seinen Bruder und, wegen des Geschäftsbetriebes, für die ganze Familie zu bringen. Der ältere Sohn besaß eine

in angeborener Schwächlichkeit begründete Furchtsamkeit, während der jüngere von jeher Muth und Entschlossenheit gezeigt hatte. Die mit der Rekrutirung beauftragten Offiziere und Aerzte waren deßhalb auch gerne mit dem Einstande zufrieden; denn Schwächlinge bekamen sie doch genug. Die Franzosen sind an sich nicht groß. Bedenkt man nun die seit 1793 dauernden, menschenfressenden Kriege und Schlachten und erwägt man dazu ferner, daß, wie schon bemerkt, am 10. Januar 1813, also gerade vor den letzten deutschen Kriegen, von denen ja hier zunächst die Rede ist, der Senat statt der geforderten 300,000 Konstribirten deren 350,000 bewilligte, daß 80,000 Nationalgarden und 90,000 aus der Konstription des folgenden Jahres genommen wurden, und daß sich 10,000 Freiwillige als Ehrengarde meldeten, wo war da die Möglichkeit eines Einstehers oder Nummertausches?

Vom Februar bis April 1813 dauerten die Heereszuzüge aus Frankreich nach Deutschland ohne Unterbrechung fort; am 14. Februar verließ unser Jean-Pierre d'Orbille seinen bekümmerten Vater und Bruder, seine weinende Mutter und Schwester und — seine unterirdische Gespielin und Jugendfreundin Konstance, die Tochter des Fabrikanten, Hüttenbesitzers und Nachbarn Pierre Lafarge.

Am Abend vor der verhängnißvollen Abreise begaben sich Beide in die einsamste der 22 Kapellen in der Kathedrale der Stadt, erneuerten noch einmal unter heißen Gebeten die Heiligkaltung ihres erst neu verabredeten Bundes und empfahlen sich in Gottes allmächtigen und der seligsten Jungfrau gnädigen Schutz und Schirm.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der König von Preußen hat bei Gelegenheit der Krönung eine Deputation der Gemeinde Ströbeck (im Magdeburgischen) empfangen, um deren Festgeschenk, in Erinnerung eines alten Brauchs ein Schachspiel, entgegenzunehmen. Dasselbe ist von prachtvoller Boulearbeit mit Feldern von Elfenbein und Ebenholz, die Schachfiguren bestehen aus Silber mit Goldverzierungen; das Ganze ist eine Kopie des noch heute bei der Gemeinde sorgfältig aufbewahrten Schachspiels, welches der große Kurfürst ihr im Jahre 1651 als Anerkennung ihrer Fertigkeit im Schachspielen zum Geschenk machte. Der König äußerte seinen Dank für die schöne Gabe und erkundigte sich nach den historischen Momenten, die auf das Schachspielen der Gemeinde Bezug haben. Wir theilen daraus Folgendes mit: Nach der Chronik übergab der Bischof von Halberstadt im Anfange des elften Jahrhunderts den Ströbeckern einen vornehmen Gefangenen, wahrscheinlich den Grafen Guncellin oder einen wendischen Fürsten, zur Bewachung, welcher aus Dankbarkeit über die ihm wiederfahrene freundliche und milde Behandlung den Bauern das Schachspielen lehrte. Seit jener Zeit ist es Sitte, daß die Ströbecker ihrem jedesmaligen neu gewählten Bischofe ein Schachbrett mit silbernen Figuren überreichten, um denselben ihre Unterthänigkeit zu bezeigen. Später wurde dem jedesmaligen weltlichen Landesherrn, wenn derselbe nach dem Antritte seiner Regierung ihren Ort zum ersten Male berührte, am Wege außerhalb des Dorfes eine Partie Schach allerunterthänigst angeboten. Das Schachspielen in der Gemeinde wird dadurch aufrecht erhalten, daß die Eltern die Kinder darin unterrichten; jährlich wird eine Prüfung im Schachspielen in der ersten Schulklasse abgehalten, nach welcher die sechs besten Schachspieler nach dreinaligem Siege als Prämie ein Schachbrett erhalten, und die alsdann im Triumphe nach Hause begleitet werden, woselbst deren Angehörige sie festlich bewirthen.

Ein aufgeklärter Berliner Jude folgte dem Rathe christlicher Freunde und wollte sich taufen lassen; der Geistliche fragte ihn, ob er denn ein rechter Jude sey und alles Jüdische glaube? Nein, ganz und gar nicht und deßhalb eben wolle er sich davon lossagen. „Was?“ ruft der Geistliche, „Sie glauben nicht an den alten Bund, nicht an die Propheten? Dann können Sie auch kein Christ seyn,“ und weist ihn zurück.

Aus der Pattelleriefabrik Interlaken geht nächstens ein ganzes hölzernes Haus mit allen seinen Bestandtheilen, Fensterscheiben und Schlosserarbeit ausgenommen, nach Konstantinopel ab. Es ist von Mustapha Pascha, Bruder des Vizekönigs von Aegypten, bestellt worden; wiegt 1600 Ctr. und soll auf rea. 100,000 Fr. zu stehen kommen. Nur der Transport und die Aufstellung kosten bei 20,000 Fr. Einige Oberländer Arbeiter begleiten dasselbe.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 148:

Rost. Post. Kost. Most.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Sonntag, 15. Dezember 1861.

Advent.

Es ist gewißlich wahr:
Ihr Ende findet jede Pein.
Verschlang die Nacht jedweden Schein,
Den Tag sie doch gebar.
Streut auch mit vollen Händen
Das Unglück seine Saat,
Es muß sich einmal wenden
Zur Lust früh oder spat.

Es ist gewißlich wahr:
Und wär' er noch so schwach und fern,
Es winket uns ein Hoffnungsstern
In Trübsal und Gefahr.
Die Sonne muß sich heben,
Da sie am tiefsten kam,
Zur Lust und neuem Leben
Im Frühling wundersam.

Es ist gewißlich wahr:
Hat dich bestrikt ein Herzeleid,
Du freust dich doch zur Weihnachtzeit,
Da scheint ein Licht so klar.
Es dringt in dein Gemüthe,
Es mahnt dich, ach so treu,
Und der verheißne Friede,
Er wird dir wahrlich neu.

Irrthum und Sühne.

(Schluß.)

„Gabriele!" sagte Lascourt, vor seiner Frau niedersinkend, „Gabriele, kannst Du mir vergeben? Ich liebe Dich, und die Eifersucht machte mich rasend. Ich liebte Dich, seit ich Dich sah, und um Dich zu erlangen, mußte ich reich seyn. Aber ich schwöre, daß ich das Unglück nicht kannte, das ich verursacht. Am nächsten Morgen schon verließ ich Frankreich und ging mit dem Gelde nach England. Dort blieb ich längere Zeit. . . . Als ich wiederkam, hörte ich von nichts mehr sprechen; . . . . ich will mich nicht in Deinen Augen rechtfertigen, nein, ... Du, Du würdest nicht abgereist seyn, um Dein Gewissen einzuschläfern und mit dem ungerechten Funde zu wuchern; . . . . an meiner Stelle würdest Du zu dem Manne gesagt haben: „Wir werden diesen Schatz nicht theilen und ich werde Euch eher tödten, als daß ich es dulde, daß dessen rechtmäßiger Besitzer darum betrogen wird. . . ." Du, Gabriele, Du bist ein Engel, und ich bin Deiner unwürdig! Loustal hatte die Brieftasche behalten, ich wußte nichts von dem Porträt, nichts von dem Namen Duvegrier; und als nach drei Jahren dieser Mann mich aufsuchen kam, fürchtete ich mich vor ihm, ich wollte sein Schweigen erkaufen. Ich hatte auch schon meiner Familie aufgeholfen, ich konnte bereits auf einige gute Thaten blicken. Möge Gott sie mir anrechnen, und auch Du, Gabriele!"

Sie fühlte seine Thränen, welche über ihre Hände strömten, und sein Schmerz rührte sie. Sie vergaß das Vergehen, um nur die Reue zu sehen.

„Ja, Eugen," sagte sie, „ja, ich erinnere mich des Guten, das Du gethan. . . . Höre, ... oft war ich im Begriff, Dir dieses Geheimniß zu enthüllen, und dann hätte ich zu Dir gesagt: „Wir sind reich, wir können unser Vermögen theilen! Und Du würdest eingewilligt haben, nicht wahr?"

„Ja, mit Freuden, wie ich jetzt einwillige. Aber wie hast Du den wahren Namen des jungen Mannes und den Aufenthalt seiner Mutter erfahren?"

„Durch einen Brief, den er geschrieben und auf seinem Schreibtisch vergessen hatte; als ich eines Tages mit Dir dort eintrat, verbarg ich ihn wegen des Namens Duvegrier unter Papieren. Du sahst ihn nicht, und das war ein Unglück, denn Du bist gut, ich weiß es, aber ich wollte es Dir ersparen, vor mir zu erröthen; ich glaubte diesen Kummer,

diese Traurigkeit, welche Du für die Folge einer strafbaren Liebe hieltst, besiegen zu können. . . . Eugen, noch immer Geliebter, erhebe das Haupt und sieh mich an. . . .“

„Ah! niemals werde ich es wagen!“

„Ich habe Dir eben Schimpf für Schimpf zurückgegeben, ... ich habe meinen Schmerz und das mir zugefügte Unrecht dem Unglück dieser armen Familie beigesellt . . . . Das Unheil ist entsetzlich, . . . aber Du bist nicht so strafbar, als ich sagte, Du wußtest nicht Alles! . . . . . Eine Frau, die man beschuldigt, ihren Mann nicht zu lieben, empört sich, vertheidigt sich mit Erbitterung und wünscht in demselben Vorwurf die verschiedensten Dinge. Mein Gott! Das Geld, wir wissen nicht, was es heißt, es ersehnen, ... wir haben nur eine Versuchung, die, es auszugeben, um zu glänzen, um uns zu schmücken; und diejenigen, welche uns lieben, müssen es erwerben, um uns gefällig zu seyn! Sieh mich an, Eugen, ... ich liebe Dich noch immer, und dieses Gut brauchst Du nicht hinwegzugeben, diese Liebe gehört Dir allein, ist Dein rechtmäßiges Eigenthum. Auch er liebte mich, aber er hat es mir nur ein Mal gesagt, gestern Abend, und ich wollte ihm antworten, als Du gekommen bist; ich hieß ihn sich verbergen wegen meiner Aufregung und meiner Thränen: er hatte mir den Tod seines Vaters erzählt.“

„Ach! wenn Alexander noch lebte, so würdest Du, Gabriele, seine Verzeihung für mich erlangen.“

„Und ist denn keine Hoffnung mehr? . . .“

„Der Stoß in die Brust, nahe dem Herzen. . . . . Das Eisen ist in der Wunde gebrochen, ... der Arzt hielt sie für tödtlich! . . . .“

„Horch!“ rief Gabriele. Sie eilte an das Fenster und die Vorhänge zurückschlagend, sagte sie:

„Sieh, er ist es, man bringt ihn hierher! O, wenn Gott Dir diesen Vorwurf ersparen wollte!“

„Bete für mich, Gabriele!“

Alexander, noch immer besinnungslos, wurde in sein Zimmer gebracht. Am ersten Tage schien es mehrmals, als wollten die Vorhersagungen des Arztes sich erfüllen; allein am andern Tage und in der folgenden Nacht konnte man eine, obgleich ganz schwache Hoffnung fassen. Vierundzwanzig Stunden später schien die Heilung möglich. Endlich siegte die Jugend und Kraft des Kranken.

Während der langen Dauer seiner Genesung sah Alexander Herrn Lascourt nicht; allein dieser schrieb ihm mehrere Briefe, in denen er sein Unrecht bekannte und sich der Heftigkeit anklagte.

In dieser Zwischenzeit ging die Brieftasche in Lascourt's Hände über. Er hatte kein Geldopfer gescheut, um Loustal's Habgier zu verlocken, und endlich hatte dieser nachgegeben.

Als der Arzt erklärte, daß Alexander ohne Gefahr die Ermüdung eines Besuches und einer Unterredung ertragen könne, ließ der Bankier und seine Frau sich eines Morgens bei ihm anmelden. Wenn Lascourt seinem ersten Antriebe gefolgt wäre, so hätte er dem jungen Manne Alles gestanden; allein Gabriele verlangte nicht von ihm, daß er sich eines Vergehens anklagte, das er, so weit es jetzt noch möglich war, auch ohne eine Demüthigung gut machen konnte.

Als Beide eintraten, konnte Alexander, bewegt und überrascht, kein Wort der Anrede finden. Er blickte auf Lascourt, und wurde von dessen auffallender Veränderung erschreckt. In diesen zwei Monaten war er um zehn Jahre gealtert.

Eugen streckte ihm die Hand entgegen.

„Können Sie mir vergeben, Herr Duvegrier?“ sagte er.

„Wie, Sie wissen!“

„Meine Frau hat mir Alles gesagt. Sie konnte mir nicht länger die Ursache ihrer Verwirrung an jenem verhängnißvollen Abende verbergen; und wenn ich sie gleich, nachdem Sie uns verlassen, angehört hätte, so würde ich nicht heute ein großmüthiges Vergessen von Ihnen erbitten müssen. Alles hat sich aufgeklärt. . . . Die Diamanten hat mir meine Frau am nächsten Tage gezeigt. Ich weiß, mein Herr, welches Ihre Empfindungen waren, aber ich weiß auch, daß Sie dieselben in Ihrer Brust verborgen hielten; und um einer heilig verschwiegenen Liebe willen hatte ich weder das Recht, Sie zum Duell zu zwingen, noch Ihre Ehre zu beargwöhnen. Ich erbitte Ihre Vergebung, mein Herr; und wenn es wahr ist, daß Sie einige Freundschaft für mich hegten, so werden Sie, nebst meinem Bedauern über das Vorgefallene, auch das Anerbieten annehmen, das ich Ihnen machen will.“

„Mein Herr,“ sagte Alexander, „ich bin es jetzt, der Sie bittet zu vergessen, was ich nunmehr bin, um sich nicht zu erinnern, was ich einst in Ihren Augen unter einem andern Namen war.“

„Nehmen Sie den Ihrigen wieder an, und tragen Sie ihn ohne Scham und Furcht. Schreiben Sie Ihrer Mutter und Schwester, nach Paris zu kommen. Mein Vermögen beläuft sich auf zwei Millionen, hier sind die Beweise, welche es feststellen. Verfügen Sie über siebenhunderttausend Franken, um die Schulden Ihres Vaters zu bezahlen und sein Andenken zu reinigen.“

„Mein Herr, ...“ fiel Alexander ein.

„Es ist eine Entschädigung,“ fuhr Lascourt fort, „welche ich dem Manne schuldig bin, dessen . . . . .

dessen Tod ich nahezu verursachte, und ich biete sie meinem Associe an. . . ."

„Wie! . . . . Sie wollen! . . . ."

„Als ich jung war, wie Sie, fand ich . . . Hilfe . . . Beschützer; erlauben Sie, daß ich das Gute, das ich empfangen, meinerseits wiedergebe."

„Aber, ich kann nicht einwilligen, und Madame Lascourt wird verstehen, warum ich . . . . ablehnen muß. . . ."

„Meine Frau und ich," entgegnete Lascourt, „verlassen noch heute Abend Paris. Meine Gesundheit hat einen zu harten Stoß erlitten. . . . Sie waren in Todesgefahr; und es ist fürchterlich, denken zu müssen, daß man einen Menschen getödtet hat! Ich bedarf der Zerstreuung und wir werden zwei Jahre lang reisen. Ich lasse Ihnen die Unterschrift meines Hauses. Alle Einrichtungen sind getroffen, alle Korrespondenten benachrichtigt. Bei unserer Rückkehr wird Marianne Ihre Gattin seyn, nicht wahr? Sie werden sie lieben, und wir können noch glücklich zusammen leben, wenn Gott es erlaubt, daß ich Sie wiedersehe."

„Sie werden wiederkehren, um die Segenswünsche meiner Mutter zu empfangen."

„Leben Sie wohl, mein Freund. Ich bin jetzt der Kränkste von uns Beiden. Leben Sie wohl; Ihre Hand. . . ."

„In meine Arme!" rief der junge Mann, und lange hielt er Lascourt an sich gedrückt, ohne daß er noch Worte finden konnte,

Als er sich endlich losmachte, wagte er kaum, die Augen auf Gabriele zu erheben.

Sie war bleich, und ein schwermüthiges Lächeln schimmerte durch ihre Thränen.

Es folgte ein Augenblick des Schweigens.

Dann nahm sie den Arm ihres Mannes und sagte leise:

„Leben Sie wohl, ... auf Wiedersehen, Alexander."

„Leben Sie wohl, Madame," gab er kaum hörbar zurück.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

Am 15. April reiste Napoleon von Paris ab; am 17. war er schon in Mainz, am 24. in Erfurt, am 25. übernahm er den Oberbefehl und ergriff sogleich die Offensive und nun ging das bekannte Schlachten bei Lützen, Großgörschen, Bautzen, Dresden, Nollendorf, Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz, Möckern und Leipzig an und dauerte in Deutschland mit kurzen Unterbrechungen bis zur Schlacht bei Hanau am 30. und 31. Oktober, wie wir gleichfalls schon wissen. — Die meisten dieser Schlachten hatte unser armer Jean-Pierre d'Orbille mitgemacht und war selbst bei Leipzig, trotz seiner großen Tapferkeit, die ihm selbst auf dem Schlachtfelde die Auszeichnung gebracht, daß ihm Mortier sein eigenes Kreuz der Ehrenlegion umhängte, glücklich ohne Wunde davongekommen, bis er denn bei dem Sturm auf Hanau von einem bayerischen Grenadier den Bajonnetstich erhielt.

Kaum so weit genesen, daß er schreiben konnte, meldete er den Seinigen, wo er sich befinde, wie er am Leben erhalten worden sey und wie es ihm gehe. Die Freude über seinen eigenhändigen Brief, dieses sichere Lebenszeichen des längst Todtgeglaubten, war unbeschreiblich im Elternhause. Angesichts der neuen ungeheuren Rekrutirung aber wäre es nicht rathsam gewesen, über den Verbleib des Vermißten, Fernstehenden etwas mitzutheilen. Die Freude, welche der Brief im Elternhause hervorbrachte, mußte sich darum auch vor der Hand auf die nächsten Verwandten beschränken. Der Vater, der es als ächter Franzose gern gesehen hätte, wenn sein Sohn in der Lage gewesen wäre, auf dem heiligen Boden des Vaterlandes mitzukämpfen, der aber die Sache nun doch nicht ändern konnte, schrieb sogleich einem seiner Geschäftsfreunde in Frankfurt, daß er seinem Sohne das von diesem verlangte Geld für seine Verköstigung, Erholung und Reise zustellen möge. So geschah es denn auch.

Eines Tages nahm unser Sauerwasserhändler, der seine Fahrten, wenn auch mit minderem Gewinne, als vor Kurzem, doch regelmäßig fortsetzte, eine hübsche Summe Goldes von Frankfurt mit nach Hause für seinen Pflegling. Ich brauche wohl nur zu bemerken, daß, wie wir ja wissen, der Gerettete von dem gütigen Schöpfer in geistiger Weise und moralischer Hinsicht in beneidenswerther Weise ausgestattet war, um damit auch angedeutet zu haben, welchen Gebrauch er von den ihm aus dem Elternhause zugekommenen Mitteln machte. Er hatte ja die größte Ursache zur Dankbarkeit, die je ein Mensch haben kann und er suchte es auch nach Möglichkeit zu zeigen, fühlte aber dennoch stets, daß er unmöglich Alles gut machen könne, was ihm von dem Bauern persönlich und in dessen Hause Liebes und Gutes widerfahren war.

Als sie eines Abends wieder Dämmerstündchen hielten, fragte unsere Bäuerin: „Aber Jean-Pierre, wer ist denn die Constance, die Du im Fieber Deiner Krankheit so oft, ja öfter als Vater und Mutter gerufen hast? Du hast, so viel ich weiß, doch nur eine Schwester, die Adelheidchen heißt."

Nicht ohne ein verschämtes, sehr merkbares Erröthen antwortete Jean-Pierre: „Gute Mutter! **La Constance** ist das Tochter **de notre voisin**; sie ist gewesen **toujours** meine Kamerad von die Jugend auf; sie ist kommen oft in die 'Aus von uns; ich sie 'ab sehr lieb, sie mich 'at sehr lieb" ꝛc., und so fuhr er mit steigender Ekstase fort, zu erzählen, wie sie beide sich vor seinem Auszuge in den Kampf in den Schutz der gebenedeiten Gottesmutter begeben und sich treues Andenken und gegenseitige Fürbitte gelobt hätten. Dann schwieg er eine Weile und fuhr nun mit höchster Begeisterung fort: „Ja, Mutter! Ich nicht bin gegangen **dans la bataille**, ohne su bet' su **la Sainte-Vierge** und sie ist auch mir gewesen gnädig; ich sie 'ab gesehen in die Kampf; sie mich 'at beschützt, daß mich nicht 'at getroffen das Kugel. Als die **maréchal Macdonald** kommandirte die Sturm auf die Bauten, da fiel die Kamerad **à droite et à gauche**; aber vor mir ging **la Sainte-Vierge** in die Gestalt von das **Constance** und hielt ab das Kugel; so 'at mich überall beschützt **notre Dame**, weil die **Constance** für mich su ihr 'at gebet. Die **Constance** ist gewesen mein Schutzengel; ich sie 'ab lieb, o, sehr lieb!" ꝛc. — Es war nicht nöthig, der Bäuerin mehr zu sagen; der Zusammenhang war ihr jetzt völlig klar. Ein frommer Soldat, dachte sie, ist doch auch ein wahrhaft tapferer Soldat.

Es war mittlerweile Neujahr, Ostern und Pfingsten geworden. Die Verbündeten hatten endlich am 1. Januar 1814 an verschiedenen Punkten den Rhein überschritten und rückten langsam gegen die französische Grenze vor, so daß der Kampf mit Anfang des Jahres 1814 im eigentlichen Frankreich begann. Die Oesterreicher standen unter Bubna, Giulay, Liechtenstein, Schwarzenberg in Genf, Montbelliard, Besançon, Langres; die Bayern unter Wrede bei Colmar; die Würtemberger und andere Verbündete unter dem jetzigen König von Würtemberg bei Epinal; Wittgenstein stand in Landau; York rückte über Kreuznach, Sacken über Kaiserslautern heran; Blücher hatte sein Hauptquartier zu St. Wendel; die Engländer rückten von Süden heran und Wellington drängte den Marschall Soult gegen Toulouse ꝛc. Jetzt hatte Napoleon zwar die beste Gelegenheit, sein Feldherrngenie im hellsten Glanze zu zeigen, und er siegte auch durch dieses an verschiedenen Punkten über einzelne Abtheilungen der ihm weit überlegenen Verbündeten; allein er konnte mit seinen meist jungen Leuten der großen Uebermacht seiner Gegner nicht Stand halten und dem Verrathe seiner eigenen Leute auch nicht kräftig genug entgegenwirken und so geschah es denn, daß die Verbündeten am 31. März in Paris einzogen. Am 11. April dankte Napoleon ab und am 20. nahm er in Fontainebleau von seiner Garde den oft beschriebenen und abgebildeten Abschied, um nach Elba zu gehen. Die Bourbonen bestiegen den wieder erledigten Thron von Frankreich und der Krieg hatte ein Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Falsche Spieler auf englischen Eisenbahnen), namentlich auf der Strecke von Dover nach London, treiben ihr Handwerk so geschickt, daß schon mancher Unerfahrene das Opfer ihrer Betrügereien geworden ist. Vergeblich rufen kleine, wenig in die Augen fallende Anschlagzettel an den Eisenbahnstationen den Reisenden ihr **„Beware of Pick-Pockets!"** zu. Gewöhnlich sind es ihrer drei, welche zusammen hantiren. Beim Abgehen des Eisenbahnzuges wissen sie es so einzurichten, daß sie mit demjenigen, welchen sie zu ihrem Opfer ausersehen haben, in ein und dasselbe Coupé zu sitzen kommen. Zwei setzen sich einander gegenüber und thun fremd gegen den Dritten, der inzwischen mit dem Reisenden ein Gespräch einleitet. Nun ziehen jene ein Kartenspiel hervor und fangen an zu spielen. Der Reisende wird aufmerksam; der dritte Gauner richtet an seine Spießgesellen die höfliche Anfrage, ob es ihm erlaubt sey mitzuspielen, was natürlich gestattet wird. Er gewinnt, steckt sein Geld ein, hört auf und animirt sein Gegenüber, seinem Beispiele zu folgen, was in der Regel keines langen Zuredens bedarf. Haben die Gauner einmal ihr Opfer so weit, so können sie ihres Erfolges so gut wie sicher seyn. Sie wissen nun so meisterhaft die Leidenschaft des Spielers rege zu machen, daß sie es wohl gar wagen, ihr Opfer an die Vorschriften der Vernunft zu mahnen, weil sie wissen, wie vergeblich dieses ist. Gar manches unerfahrene Muttersöhnchen hat seinen Eintritt in die große Welt mit einem theuren Entree an diese Spitzbuben bezahlt. Natürlich können die Gesetze nur dann einschreiten, wenn man betrügerisches Spiel nachweisen kann. Aber wie schwer ist es überhaupt, einen solchen Beweis zu führen, zumal für einen Fremden!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Dienstag, 17. Dezember 1861.

Lucrezia.

Novellistische Skizze von Sophie B.

Ein schöner Sommerabend gehört unstreitig zu den höchsten Genüssen, welche uns die Natur zu bieten vermag. Wenn nach der glühenden Hitze des Tages die Sonne ermüdet noch einmal zurück blickt und dann langsam sinkt, — wenn die blauen duftigen Schatten nur hier und dort durch sanfte, wunderbar schön gefärbte Lichter unterbrochen werden, wenn die Wasser, die schauernd im Abendschein erglühen, eine erfrischende Kühle ausbauchen, dann ist es meist überall so still auf der weiten Erde wie in einem Tempel; Berg und Thal, Wald und Feld ruhen in so tiefem Frieden da, als sey die ganze Natur im Gebet versunken.

Und die Menschen? Selten ist einer, der in solcher Weihestunde die Welt mit ihrer Lust und Eitelkeit vergißt, der still an einen Baum gelehnt, die Hände faltet und anbetend sagt: „Gott, Du bist groß!“

Auf dem Plateau der Eisenbahnhalle war ein reges Treiben. Eine bunte Masse, im Leben „beau monde“ genannt, wogte bei den sanften, melodischen Klängen italienischer Musik auf und nieder.

Bei dem koketten Takt Strauß'scher Walzer plauderte man mit oder ohne Geist von den tausend Kleinigkeiten, die im Laufe des Tages passiren und wenn die **chronique scandaleuse** nicht besseren Stoff bietet, ausreichen müssen; und obgleich ein solches Zauberbild seligsten Abendfriedens sich vor den Augen der Versammelten ausbreitete, so schien doch Niemand darauf zu achten. Ueberall hörte man nur von Pferden, Hunden, von Theater, Tänzerinnen und Moden sprechen.

Offiziere und Löwen lagen nachlässig auf den Stühlen umher, mit einer Blasirtheit, welche Mitleid erregen konnte, um sich blickend; Damen in eleganter Toilette wandelten auf und ab, sich besser betrachten zu lassen; Champagnerpfropfen knallten und dazwischen gellte von Zeit zu Zeit das Pfeifen einer ankommenden Lokomotive.

Die Herren waren ungehalten und murrten; die Eisenbahn hatte aus der benachbarten Stadt keine hübschen Gesichter vorübergeführt und diese Aussicht allein hatte sie vermocht, sich nach dem Plateau zu begeben.

Man hoffte noch auf den letzten Zug, welcher aus der nahen Residenz eintreffen sollte, und als er heran brauste, eilte Alles hinab auf den Perron, um, das Lorgnon im Auge, die Ankommenden zu mustern.

An dem Geländer des Plateau lehnte ein junger Mann, den das wirre, bunte Treiben rings umher wenig zu interessiren schien.

Er blickte träumend auf die Stadt, welche in geringer Entfernung zu seinen Füßen lag wie ein Klein-Venedig, und sein Auge folgte sinnend den hübschen bevimpelten Booten, welche langsam über die tiefblaue, spiegelklare Fluth dahin zogen.

Daß Jemand an seine Seite getreten war, hatte er wohl kaum bemerkt, bis Jener sagte:

„Vincenz, Träumer, muß man Dich erst aufrütteln, wenn man von Dir beachtet seyn will?“

Der Angeredete fuhr auf, wandte sich um und reichte seinem Freunde stumm die Hand.

„Du hast mich wirklich aus recht hübschen Träumen gerissen,“ begann er nach einer Weile.

„Und die waren?“

„Echte Traumgebilde, das heißt, unklar und leicht vorüber gleitend; ich konnte sie nicht fassen, aber der Eindruck, den sie auf meine Seele machten, blieb, und er ist schön, — so schön, daß ich glaube, es wird mir heute noch ein großes Glück zu Theil.“

In dem Augenblick schwebte ein Frauenbild vorüber, wundersam hehr und schön.

Vincenz ergriff den Arm des Freundes, preßte ihn krampfhaft und flüsterte:

„Da iſt es! — Wie ſchön, wie ſtolz iſt dieſes Antlitz! Komm, komm!“ rief er, nachdem er der Fremden wie erſtarrt nachgeblickt, und zog nun den Freund haſtig mit fort: „komm, ich muß in ihre Nähe! Siehe, von ſolchen Augen habe ich geträumt und ich will in ihnen weiter träumen.“

Lächelnd folgte der ältere der beiden jungen Männer dem Ungeſtümen, er kannte ja Vincenz als einen Schwärmer, der ein hübſches Mädchen wie eine Gottheit betrachtete, aber auch ziemlich häufig mit ſeiner Gottheit wechſelte, immer verſichernd, daß die neueſte die ſchönſte ſey.

So konnte der Freund ſich nicht enthalten, ihm eine ſpöttiſche Bemerkung über ſeine Flatterhaftigkeit zuzuflüſtern.

„Schweig!“ rief Vincenz erröthend, „ich bekenne meinen Fehler, welcher nebenbei ziemlich harmlos iſt, da es ſich bis jetzt nur auf die Bewunderung des Künſtlers und nicht auf die Liebe des Mannes erſtreckte, denn die hat noch keine Frau zu feſſeln vermocht; das war aber, weil ich noch nie die Rechte gefunden. Wer könnte bei einer ſolchen Schönheit, wie dieſe vor uns, unbeſtändig ſeyn; es gibt nichts Schöneres, und ſie wird daher meine Gottheit ewig bleiben.

Und ſie war ſchön, dieſe Gottheit!

„She walks in beauty, like the night“ ſang Byron einſt und er mußte ſie im Traume geſehen haben. Reiches ſchwarzes Haar, wundervoll geſchnittene ſchwarze Augen, Beides dunkel wie die Nacht, ein edles, fein geformtes Geſicht, deſſen Teint freilich etwas tief, aber von der höchſten Klarheit und Friſche war, und eine Gluth in dieſen Zügen, wie ſie nur die Tochter des Südens beſitzt. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, ſie hüllte ſich förmlich in ſchwarze ſeidene Stoffe. Ihre hohe Geſtalt vereinte Majeſtät und Grazie, die ganze Erſcheinung war ſchaurig ſchön.

„Sie gleicht einer Königin der Nacht,“ flüſterte Vincenz dem Freunde in's Ohr, als ſie in ihrer Nähe Platz genommen hatten.

„Wie Wetterleuchten ſteigt es zuweilen in dieſen Augen auf, — wehe Dem, welchen ein ſolcher Blitz träfe. Dann wieder iſt die Nacht mild und weich. Es liegt jetzt eine Melancholie in dieſem Antlitz, die mich weinen machen könnte.“

Der ältere Freund blickte den jungen Mann prüfend an, er hatte ihn ſchon oft in Extaſe geſehen und ruhig die Ergüſſe der Bewunderung über ſchöne Frauen mit angehört, mit dem Bemerken, man müſſe ſeiner Künſtlernatur Etwas zu Gute halten, und wo der Maler zu ſchwärmen aufhöre, da fahre der Dichter fort; heute aber ſchien ihm Vincenz denn doch in ganz ungewöhnlicher Weiſe erregt.

„Ich werde uns ein gutes Beefſteak und eine Flaſche Wein beſtellen, vielleicht bringen dieſe mehr realen Genüſſe Dich wieder in das rechte Gleichgewicht zurück,“ ſagte er gutmüthig, ſich erhebend, um den Auftrag einem Kellner zu geben.

Vincenz aber warf ihm einen Blick zu, der deutlich genug ausdrückte, wie ſolches Anſinnen jetzt in dieſem Augenblick ihn empöre.

„Nun gut, ſo ſchlürfe Nektar aus ihren Augen und nähre Dich vom Hinſchauen auf ihre Schönheit, erlaube aber, daß ich, eine weniger ätheriſche Natur, nicht um der Freundſchaft willen Hungers ſterbe.

„Aengſtige Dich nicht, daß ich mich in die Nähe Deiner Gottheit wagen werde, vor ihren Augen zu bekunden, daß ich nur ein Sterblicher bin, der zur rechten Stunde ein gutes Abendbrod dem Hinſtarren ſelbſt auf die ſchönſte Frau vorzieht.“

Mürriſch entfernte ſich der Freund von Vincenz, der ihn heute beſonders gern gehen ſah und nun durch keine Anrede mehr geſtört, ſich ganz in das Anſchauen der Fremden vertiefte.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortſetzung.)

Hatte in dem d'Orbille'ſchen Hauſe zu Clairmont Ferrand ein Jahr lang der Kummer und die Angſt mit der Hoffnung gerungen, jetzt thronten dort Hoffnung, Freude und Dankbarkeit. Der Vater liebte ſeinen muthigen Sohn, der freiwillig ſich dem faſt ſicheren Tode in den Waffen überlieferte. Der Bruder trug nicht leicht an dem Bewußtſeyn ſeiner Schuld gegen ſeinen Bruder, und das Mutterherz? — Wie blutete es bei den ſich raſch folgenden Berichten von Schlachten und beiderſeitigen großen Verluſten an Todten, Verwundeten und Gefangenen! Brachte auch anfangs ein Brief ihres Lieblings's wieder einmal einen Sonnenblick der Hoffnung in die Finſterniß des Kummers und der Angſt, ſo drängte ſich ſofort wieder der Gedanke ein, daß der in tauſend Geſtalten lauernde Tod ihren Sohn doch noch gefunden haben könne, ehe der Brief an ſeine Adreſſe gelangt war. Bald ſah ſie ihn auf dem Schlachtfelde mit tauſend Anderen verſcharrt, bald erblickte ſie ihn mit Wunden bedeckt im erbarmenswürdigſten Zuſtande oder ſie ſah ihn auf der Reiſe in die ſibiriſche Gefangenſchaft. Ja, ihre Angſt und Noth um den Liebling war ſo groß, daß ſie oft am hellen Tage Viſionen hatte und dann ganz verſtörten Geiſtes

aus einem Winkel des Hauses in den andern irrte; ihre Gesundheit litt sichtbar.

In solchen Lagen und Augenblicken machte die Erscheinung der Constance, welche mit der einzigen Tochter des d'Orbille'schen Hauses in einer Anstalt erzogen worden war und fast täglich zu ihr kam, einen wunderbar mildernden Eindruck. Dieses Mädchen war aber auch ein Engel von Gestalt und Gemüth. Sie war ein wundernettes, sechzehnjähriges, schwarzhaariges, blauäugiges Figürchen, fröhlich und fromm. Während mehrerer Jahre war sie, wie schon angedeutet, im Kloster von Sacré-Coeur erzogen worden, und sie war so voll Zuversicht auf die Erhörung ihres Gebetes für den guten Jean-Pierre, daß sie niemals zweifelte, er werde gesund wieder kommen, und wenn je durch die bangen Besorgnisse der Eltern und Geschwister unseres Soldaten ihr Vertrauen in den mächtigen Schutz der Gottesmutter wankend zu werden schien, ging sie in die Kathedrale, kniete sich vor das Bild der Gebenedeiten, und mit der Gewißheit der Ueberzeugung, daß ihre Bitte erhört sey, kam sie zurück, und aus ihrer Zuversicht schöpfte dann die Mutter wieder Trost und Hoffnung. Dann war Constance dem d'Orbille'schen Hause auch ein Engel des Trostes und der Hoffnung und ihr einlägiges Ausbleiben würde schon schmerzlichst empfunden worden seyn.

8.

Eine Rechnung ohne Wirth.

Die beiderseitigen Väter hatten schon längst in ächt kaufmännischer Weise den Plan gefaßt, unsere Constance und den ältesten Sohn des d'Orbille'schen Hauses seiner Zeit ehelich zu verbinden, und sie wollten nur noch die Rückkehr Jean-Pierre's abwarten, um die längst gehegte Absicht zu vollziehen. Theophile — so hieß der ältere Sohn des Herrn d'Orbille — hatte in dieser Angelegenheit die Initiative nicht zu ergreifen, was auch darum gar nicht nöthig war, da man ihn ja verheirathen *wollte*; von Seiten der Väter fand man es schon hinreichend, ihn seiner Zeit in die Sache einzuweihen. Er gewann zwar die schöne, muntere und liebenswürdige Constance, welche vor zwei Jahren ins Elternhaus zurückgekehrt und von da ab die tägliche Gesellschafterin seiner Schwester Adele gewesen war, nach und nach lieb wie eine Schwester und behandelte sie in Folge dessen auch wie eine liebe Angehörige, und glaubte darum auch zu bemerken, daß er ihr nicht ganz gleichgiltig sey; allein die zur eigentlichen Liebe hatte er in seiner unverdorbenen Natur seine Gefühle für die ihm mehr durch väterliche Berechnung und Machtspruch, als durch eigene Wahl bestimmte Braut nicht zu steigern vermocht, und das war auch sehr begreiflich.

Das ist ein bekanntes Naturgesetz, daß alle Anziehung *gegenseitig* ist: der Magnet z. B. zieht das Eisen, und das Eisen den Magnet an und zwar mit gleicher Kraft; die Sonne zieht die Erde, die Erde zieht ebenso auch die Sonne an.

Sollte das nun in der moralischen Welt, und sollte es besonders im Punkte der Liebe, dieser mächtigsten Anziehung, anders seyn? Das ist kaum anzunehmen. Wer darum von einem Wesen in Wahrheit *nicht* geliebt, vielleicht gar mit fortgesetzter Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen, Abneigung behandelt wird, der kann dieses Wesen auch nie wahr und innig lieben. Vorkommnisse, die das Gegentheil zu beweisen scheinen, sind nur Schein, und was wir etwa darüber hören oder lesen, ist nichts, als psychologisch schwach motivirte Erfindung der betreffenden Erzähler. Wenn Jemand aber dennoch ein Wesen zu lieben vorgibt, das die Zuneigung nicht erwiedert, so wird er, wenn auch unbewußt, wie wir zu seinen Gunsten annehmen wollen, durch andere Motive geleitet und getrieben. Liebe er, wenn ich so sagen soll, in diesem Falle aber wirklich, so wäre diese Liebe keine normale und keine in einem gesunden Gemüthsleben begründete, sondern vielmehr ein Ausfluß krankhafter Seelenstimmung und gäbe dann auch gewiß keine Garantie ihres Bestandes, am wenigsten aber die Aussicht, daß sie eine Quelle häuslichen und Familienglückes werden könne. Sie verdient den schönen Namen Liebe gar nicht.

Was man aber unter sogenannter „unglücklicher" Liebe versteht, das gehört nicht in die Kategorie; das resultirt wohl nur aus folgenden drei Fällen: Entweder schmiedet ein feindseliges Schicksal zwei Wesen, deren Herzen sich nicht wollen, vielmehr fliehen, wie die gleichnamigen Pole des Magnets es thun, gewaltsam zusammen, oder es trennt oder hält getrennt zwei Wesen, deren Herzen sich suchen, wie der Magnet das Eisen; oder endlich — und das ist der schmählichste Fall, — Eines der Liebenden verläßt, Gott weiß, durch was? gelockt, treulos das Andere. Eine wirkliche Liebe *ohne* Gegenliebe gibt es bei gesunden und unverdorbenen Naturen nicht; sie existirt höchstens in Romanenhelden, wo es auf haarsträubende Effekte ankommt, oder bei denen ein Laster oder eine Immoralität bemäntelt werden soll. Kehren wir nun nach dieser kleinen Abschweifung zurück und sehen wir, wie unsere jungen Leute sich benehmen und insbesondere, ob auch unser Theophile vielleicht den unglücklichen Liebhaber spielt und verzweiflungsvolle Scenen herbeiführt.

Der eine unserer Väter, Herr Lafarge, war ein

reicher Kaufmann und Hüttenbesitzer und hatte nur das einzige Kind; Herr d'Orbille war zwar nicht ebenso reich, wie sein Mitschwieger in spe, allein er war ein sehr geschäftsgewandter Kaufmann; sein ausgedehntes Geschäft stand im besten Flor; er hatte seiner Zeit als Armeelieferant für bestimmte Artikel nicht unbedeutende Gewinne gemacht und dafür einen ziemlichen Stock damals verschleuderter Nationalgüter an sich gebracht. Er konnte seinen Söhnen also nicht nur ein schönes Kapital zur Verfügung stellen, sondern hatte beiden auch eine für jene unruhige Zeiten möglichst sorgfältige geistige und sittliche Erziehung geben lassen. Denn er hatte den Wahlspruch, daß jeder Familienvater, der sich sagen müsse, daß er nicht im Stande sey, seinen Kindern ein auskömmliches Vermögen zu hinterlassen, durch deren guten Unterricht und sorgfältige Erziehung das zu ersetzen suche, was er denselben an materiellen Mitteln für das künftige Fortkommen nicht gewähren könne.

Da aber die äußeren Glücksgüter gar unbeständig seyen, wie das tägliche Beispiel zeige, so bleibe von allem Vermögen, das ein Vater auf seine Kinder vererben und worauf er deren Glück in der Zukunft gründen könne, als sicherstes nur noch das übrig, wozu sie es durch Ausbildung ihrer geistigen Kräfte brächten.

Es schien somit hier Alles zusammenzustimmen und der in der in Rede stehenden Angelegenheit berufene Familienrath fand den Plan einer Verbindung beider Häuser nicht nur nach beiden Seiten hin höchst ehrenvoll und vortheilhaft, sondern auch für die künftige Familienwohlfahrt ersprießlich. In der Hauptsache — der Zuneigung der jungen Leute nämlich — glaubte man um so mehr im Reinen zu seyn, da man einmal den unbefangenen und geschwisterlichen Umgang der beiden jungen Leute schon lange mit Aufmerksamkeit beobachtet hatte und daraus gefunden zu haben glaubte, daß von keiner Seite gegen die Ausführung der väterlichen Lieblingsidee ein Widerstand zu befürchten sey; dann aber auch, und zwar hauptsächlich deßhalb, weil in diesem Punkte schärfere Untersuchungen anzustellen und feinere Unterscheidungen zu machen, nicht Sache der Männer zu seyn scheint, die von dem Geschäfte vielfach in Anspruch genommen sind. So die Kalkulation der Männer. Allein die Frauen und besonders die Mütter sehen in diesem Punkte bekanntlich und natürlich viel schärfer. Ihnen war nicht entgangen, mit welch „frommer Andacht" Constance das Andenken des abwesenden Jean-Pierre pflegte, und ebenso wenig hatten sie versäumt, der Kinder früheren Umgang und die sich bei aller und jeder Gelegenheit zeigende große Sympathie der Beiden zu beobachten, und sie fanden es deßhalb gerathen, ihre Männer darauf aufmerksam zu machen. Allein deren Sinn war, wie schon angedeutet, nicht fein genug, solche subtile Unterscheidungen zu machen. Ihr oberster Grundsatz und höchstes Argument war, bei all ihren sonstigen, vorzüglichen Herzenseigenschaften, doch immer in erster Linie die glänzende Aussicht für die Kassa.

Es mußte also, da man sich nicht einigen konnte, die Sache geradezu mit Constance besprochen werden, und dieses Geschäft übernahm, wie natürlich, ihre Mutter, eine ebenso kluge als sanfte Frau, welche in dem Besitze ihres Töchterchens den Inbegriff all ihres Reichthums sah, sie fast nie aus den Augen ließ und kein höheres Streben kannte, als ihr Kind aufrichtig geliebt und glücklich zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Berliner, der neulich die billigen Extrafahrten benutzte, um einen Abstecher nach Paris herüber zu machen, hatte sich von einem Kaufmanne in Spree-Athen ein Empfehlungsschreiben an einen Pariser Grossisten Namens Sautier mitgeben lassen, konnte die Persönlichkeit jedoch, trotz der deutlich angegebenen Adresse, nicht ausfindig machen und kehrte nach vierzehn Tagen Suchens mißmuthig nach Berlin zurück. „An die Fahrt werde ich mein Lebenlang denken, Herr N.," redete er bei der ersten Gelegenheit den Grossisten an. — „Wie so das?" — „Nun, weil ich Ihren Mussjeh Sauthier in Paris nicht hab' auffinden können."

(Ein romantisches Geschichtchen.) In einer Vorstadt Ofens lebte ein gutmüthiger, alter, unverheiratheter Herr in seinem ebenerdigen Häuschen. Im Hofe desselben hatte er selbst im Jahre 1808 einen Akazienbaum gepflanzt, welcher bald hoch aufwuchs und in dessen Schatten der gute Alte seine glücklichsten Stunden verlebte. Er äußerte oft, daß dieser Baum sein lieber Lebensgefährte sey und daß mit dem Hinfallen dieses Baumes auch sein Daseyn ein Ende haben werde. Im verflossenen Winter war der Alte gezwungen, sein Häuschen zu verlassen und nachdem er unter Thränen von seinem Baume Abschied genommen, ging er nach Börösvar, wo er bei einem seiner Verwandten das Gnadenbrod aß. Der neue Besitzer des Hauses fand bei der Renovirung desselben den Baum für überflüssig und ließ ihn fällen. Zur selben Stunde starb in Börösvar der alte Mann in Folge eines plötzlichen Schlaganfalles.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 152. Freitag, 20. Dezember 1861.

Lucrezia.

(Fortsetzung.)

Vincenz vergaß wo er war, er sah nur sie; er hörte nicht die weichen Töne der Musik, nicht das ununterbrochene Schwatzen rings umher, er saß ganz still und unbeweglich, und leise flüsterte er in Gedanken das schöne Lied des edlen britischen Sängerfürsten:

„She walks in beauty, like the night".

Aber es war nicht der Träumer allein, welcher von der hohen Schönheit der Neuangekommenen betroffen und entzückt war. Die Damen bemerkten nicht ohne Neid, wie die Herrenwelt sich mehr und mehr in den Zauberkreis der Königin der Nacht zog.

Niemand kannte die Fremde und man gefiel sich in den seltsamsten Vermuthungen. Einer wollte eine neu engagirte italienische Sängerin in ihr erkennen; ein Anderer hatte von einem unermeßlich reichen Creolen gehört, welcher mit seiner jungen Frau in der Residenz eingetroffen, und meinte diese vor sich zu sehen, kurz, man benutzte die Ungewißheit, um über die Herkunft der Fremden zu phantasiren.

Sie war in Begleitung eines jungen Mannes, der wohl für einen sehr vornehmen Creolen gelten konnte, und einer andern Dame, die durch eine ungemeine Aehnlichkeit mit Recht für ihre ältere Schwester gehalten wurde. An diese schmiegte sich ein Kind an, das aus der dunklen Gruppe wie ein Stern hervor glänzte; ein Seraphköpfchen, blond, mit blauen Augen und einer Gesichtsbildung, welche an Raphael's Engel erinnert.

Es war keines jener Kinder, die lachend und lärmend umherspringen, es lehnte sich vielmehr lieblich sinnig meist an die Mutter, — mit diesem Namen benannte es die ältere der beiden Damen, — und schaute hinein in ihre großen schwarzen Augen, als ob sie das schönste Bilderbuch seyen.

Die Fremde schien die Huldigungen, welche ihr von allen Seiten dargebracht wurden, gar nicht zu bemerken, mindestens beachtete sie dieselben nicht. Sie sprach wenig, wenn sie sprach, französisch, sonst saß sie still da und schaute sinnend hinaus in den schönen Abend.

Nur zuweilen, wenn ihr Blick auf Vincenz traf und sie immer in seine dunklen, beredten Augen hinein sah, fuhr sie leise zusammen und erröthete leicht, er blickte dann wohl momentan, aus Furcht, ihr mißfällig zu werden, nach einer andern Seite hin, aber bald folgten seine Augen wieder dem einen Ziele.

Es dunkelte indessen immer mehr; farbige Lampen wurden angezündet, und in die Töne der Musik mischte sich das Jubeln der unten versammelten Menge; denn auf dem freien Platze vor dem Plateau wurde ein großartiges Feuerwerk vorbereitet.

Doch auch der Beginn dieses Schauspiels vermochte Vincenz nicht aus seinem Versunkenseyn zu erwecken; er hatte sich mit dem Rücken gegen das Geländer gelehnt, und die Leuchtkugeln, welche er sah, spiegelten sich in den Augen der Königin der Nacht.

Die Menge verlief sich, nur die mit der Eisenbahn Herbeigekommenen warteten auf den Abgang des letzten Zuges, welcher sich heute seltsamer Weise verspätete. Es war schon tief in der Nacht, die Stadt lag vom Glanze des Mondes umflossen da, einer zauberhaft schönen Insel gleich, die sich aus den Wassern erhob; kleine Böte, in denen man dem Feuerwerk vom Strome zugeschaut, zogen leise darüber hin, ab und zu wurde Gesang daraus vernehmbar, der sich aber mehr und mehr verlor, — und eine tiefe Stille verbreitete sich seltsam abstechend gegen das frühere laute Treiben.

Vincenz war der Unbekannten, ganz als müsse es seyn, auf den Perron gefolgt. Das Zeichen zur Abfahrt ertönte, — nie war der Pfiff schriller und weher durch seine Seele gefahren.

Noch einmal traf ihn das dunkle Auge, er verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll, ohne sehen zu können, ob man es bemerkt habe, oder ihm danke. Dann ging er langsam nach Hause.

Er schrieb noch tief bis in die Nacht hinein einen Brief, den er am anderen Morgen absandte.

* * *

Eine Woche war nach jenem Abend vergangen, der für Vincenz so entscheidend zu seyn schien und noch immer und unaufhörlich wurde er von der Erinnerung an die Unbekannte verfolgt; glücklich war er nur in solchen Momenten, da ihr Bild recht lebhaft vor seine Seele trat, sonst trieb ihn ein seltsam unstätes Wesen hin und her.

Der leichte fröhliche Gang war verschwunden, düster schritt er durch die Straßen dahin; sein Auge, von dem er oft selbst gesagt:

„Es schweift umher, als sey seine Heimath in den Blicken schöner Mädchen," lag still unter den langen schwarzen Wimpern. Es hatte seine Heimath gefunden und sie, ach! so schnell wieder verloren.

In jener Nacht hatte er seinem Bruder geschrieben:

„Robert, ich habe einen schönen seligen Abend gehabt und nur die Erinnerung daran macht es mir möglich, die Nacht, in der ich jetzt lebe, zu ertragen. Wie mir die Sonne heute untergegangen, wird sie mir vielleicht nie wieder aufgehen; denn sie beleuchtete mit ihren letzten Strahlen ein Glück, welches mir unendlich hoch und schön schien, vielleicht noch schöner, weil es so kurz war. Du bist jetzt beneidenswerth in meinen Augen, denn während ich hier sitze, geängstigt und doch beseligt durch Gefühle, die ich nie empfunden, weilst Du vielleicht, ohne es zu ahnen, in der Nähe einer Frau, die wiederzusehen meine höchste und einzige Sehnsucht ist. O, durchstreife die Straßen der Residenz und suche sie! Ich kann jetzt noch nicht fort von hier, aber lange halte ich es nicht aus. Stunden sind es erst, seit ich sie verloren, und ich kann nach meiner Trauer ermessen, was es heißen will, Tage von ihr entfernt zu seyn; wie es möglich seyn soll, das Leben zu ertragen, ohne die Aussicht, sie wieder zu finden, darüber vermag ich nicht klar zu denken. Aber ich muß, ich werde sie finden; und deßhalb bin ich entschlossen, alle Ketten zu brechen, die mich hier fesseln. Ich habe mich lange nach Freiheit gesehnt, habe lange gefühlt, daß, wenn ich etwas Ordentliches in meiner Kunst leisten will, ich frei seyn muß, ungebunden durch jene Schranken, welche vielleicht gerade in dem Moment, da der Genius mich begrüßt, den Lehrer in die Schulanstalt rufen, dort meist unbefähigten Kindern Unterricht zu ertheilen, einen Unterricht, der nach meiner Ansicht und Erfahrung wenig erfolgreich, meist ganz nutzlos für das spätere Alter ist und somit auch für mich sehr unerquicklich wird. Haben nun auch schon lange diese kleinlichen beengenden Verhältnisse mich bedrückt, so fühle ich es doch erst jetzt mit unabweisbarer Macht, daß die Freiheit das höchste Gut ist. Schilt mich nicht, Robert, wenn ich Das, was ich durch Jahre von Mühen erlangt habe, hingebe, um einem Wesen nachzueilen, welches mir fast wie ein Phantom vorüber geschwebt ist. Wenn Du es auch von Deinem praktischen Standpunkte aus unrecht findest, — zürne mir nicht! Ich kann nicht anders."

So und noch viel mehr schrieb Vincenz seinem Bruder, aber gerade Das, was ihm bei der Aufsuchung der Unbekannten vielleicht hätte nützen können, ihre eigenthümliche Schönheit, das fremdartige Aussehen ihres Begleiters, das goldlockige Kind der anderen Dame, diese Kennzeichen vergaß er zu erwähnen.

Kein Wunder, daß Robert trotz der vielen flehentlichen: „Suche; finde sie!" den Brief bei Seite legte und die Ankunft seines Bruders erwartete.

Vincenz war nach der Hauptstadt übergesiedelt, und wenn Robert ihn auch herzlich willkommen hieß, so verhehlte er ihm trotzdem nicht, daß er einen unbesonnenen geradezu tadelnswerthen Schritt gethan, indem er die Verhältnisse gelöst, welche ihm durch Unterrichtgeben in der Zeichnenkunst und Malerei ein wenn auch bescheidenes Auskommen verschafft hatten.

Bald aber sah der ältere, bedächtige Bruder ein, daß hier jedes Reden und Ermahnen nutzlos war; ihm erschien Vincenz in der unseligen Schwärmerei für die Unbekannte, welche ihn mit einer gegen alle Vernunft streitenden Macht ergriffen, wie ein Kranker, aber einer, dem von anderer Seite her nicht zu helfen sey, der allein sich durchkämpfen mußte durch die Krisis oder in ihr untergehen würde. Wie es möglich war, daß ein Herz, und noch dazu ein solch leicht bewegtes Künstlerherz wie das seines Bruders, durch einen Blick sich so in Fesseln schlagen ließ, um nun blind für die übrige Welt zu seyn, wie ein einmaliges Sehen über ein ganzes Menschenschicksal entscheiden sollte, das war ihm freilich unbegreiflich, aber trotzdem mußte er sich eingestehen, daß eine seltsame Veränderung mit Vincenz vorgegangen war.

Digitized by Google

Suchend durchirrte Dieser die Straßen, zu allen Fenstern starrte er hinauf, in alle Equipagen richtete er seinen Blick, im Theater und Circus, in Concerten und Vorlesungen war er zu finden, die Augen ruhelos umhersendend, ob er sie nicht erspähe, die Eine, die Königin der Nacht, welche Alles überstrahlte, was er je von Schönheit gesehen oder geträumt.

Pinsel und Palette ruhten; er hatte sich bemüht, die Züge der Unbekannten auf die Leinwand zu bannen, aber so lebhaft ihr Bild vor seiner Seele stand, es wurde ihm diesmal unmöglich, auch nur ein annähernd gutes und ähnliches Porträt zu geben. Unmuthig wandte er sich ab von seiner Kunst, die ihm sonst werth und heilig gewesen; und als Tag auf Tag verstrich und all sein Forschen erfolglos war, bemächtigte sich eine tiefe Muthlosigkeit seines ganzen Seyns.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

9.

Ein Ausflug auf's Land.

Sie sprach eines Tages zu ihrer Tochter, weil wie sie irrthümlich glaubte, zur Erreichung ihres Zweckes weit ausgeholt und ein langwieriges Examen angestellt werden müsse: „Meine liebe Constance, ist es Dir vielleicht angenehm, wenn ich nächsten Sonntag früh mit Dir nach unserem Gute Chamalières fahre? Ich sehne mich schon längst nach einem solchen Ausflug und dann hat auch der Gärtner geschrieben, daß die Bäume und Blumen in vollem Blüthenflore stehen; die Luft ist mild und rein und ich glaube, daß Du Dich ein paar Tage im Freien amüsiren wirst. Du warst, wenn ich nicht irre, seit 8 Jahren nicht dort. Damals warst Du freilich noch ein Kind und der gute Jean-Pierre d'Orbille brachte seine Ferien mit seiner Mama bei uns zu. Wir beide gehen aber jetzt ganz allein."

„Gewiß, Mama! Ich wollte Dich schon längst bitten, mit mir einen solchen Ausflug zu machen," sagte Constance mit kindlicher Freundlichkeit, und obgleich sie der Beisatz: „wir gehen allein" etwas überraschte, so war sie doch in dem Gedanken glücklich, dort alle die Plätzchen wieder zu finden, auf denen sie mit dem ihrem Herzen so nahe stehenden und theueren Freunde einst als Kind in kindlichem Spiele zugebracht hatte. Nie hatte sie sich sonst mit ihrer Mutter allein auf eine ihrer Besitzungen begeben; im Gegentheil wechselten die Feste in rascher Folge, wenn sich die gesammte Lafarge'sche Familie zur schönen Jahreszeit auf einer ihrer Besitzungen in Pont-Gibaut, Limagne oder Chamalières aufhielt.

So wurde denn der Ausflug auf kommenden Sonntag früh festgesetzt. Die noch übrige Zeit bis dahin war für die nöthigen Zurüstungen zu einem mehrtägigen Aufenthalte auf dem Lande erforderlich; denn es ist ja bekannt, daß es, wenn Damen reisen wollen, große Umstände gibt. Unserer Constance wäre es inzwischen gar lieb gewesen, wenn sie ihre Freundin Adele hätte mitnehmen können; da aber ihre Mutter das Wörtchen „allein" so betont hatte, so wagte sie nicht, an eine deßfallsige Einladung zu erinnern. Sie ging nun Samstag Abends ins d'Orbille'sche Haus, um sich bei ihrer Freundin und den übrigen Familiengliedern für eine kurze Zeit zu verabschieden. Während die beiden Mädchen unter fröhlichem Geplauder und muthwilliger Heiterkeit im Garten spazierten und dem lustigen Getümmel und Geplätscher der vor ein paar Tagen ausgegangenen jungen Entchen und anderer Wasservögel im Weiher zusahen, gesellte sich, nicht ohne Schüchternheit, Theophile zu ihnen und überreichte nach kurzer Begrüßung der Fräulein Constance zwar mit echt chevaleresker Manier, doch nicht ganz unbefangen ein Sträußchen von Rosen und Vergißmeinnicht, das er soeben eigenhändig gepflückt und gebunden hatte, mit den Worten: „Mein Fräulein, ich bitte um die Ehre, Ihnen vor Ihrem Weggange dieses zwar unbedeutende, aber mit großer Vorliebe für Sie gepflückte und mit freundlichster Gesinnung gebundene Sträußchen als Andenken überreichen zu dürfen, und hoffe, daß Sie, als große Liebhaberin dieser beiden schönsten und sinnigsten Kinder der Flora, die kleine Gabe nicht verschmähen!"

Constance war über diese fast komisch-feierliche und förmliche Anrede des sonst in der Regel mehr natürlichen Theophile etwas betroffen und wußte anfangs nicht, was sie antworten sollte, fand sich aber als ächtes Franzosenkind bald und erwiederte mit ihrer natürlichen Grazie: „Ich danke schön, mein lieber Herr Theophile! Rosen und Vergißmeinnicht sind, wie Sie ganz richtig bemerken, nicht allein die schönsten, sondern auch die sinnigsten der Blumen. Während Rosenschön und Rosenduft sprichwörtlich sind, ist die Rose selbst noch das Sinnbild der ächten und ungeheuchelten Freundschaft und Liebe und das schöne Vergißmeinnicht kommt mir immer vor wie ein thränenfeuchtes Auge, das für den Abwesenden um treues Andenken fleht. Darum liebe ich beide Blumen mehr, wie jede andere; sie haben für mich eine ebenso angenehme als tröstliche Be-

Digitized by Google

deutung und ich versichere Sie deßhalb auch, daß Sie mir ein angenehmeres Geschenk nicht leicht hätten machen können; dasselbe soll für die paar Tage meiner Abwesenheit von hier mir ein theures Sinnbild seyn!"

Theophile glaubte natürlich den Sinn dieser vielsagenden Worte auf sich beziehen zu dürfen und wurde höchst feierlich gestimmt, denn es überkam ihn in dem Augenblick ein Gefühl, als ob er das schöne und ausgezeichnet brave Mädchen wirklich lieben könne. Nach einer kleinen Pause, die er nöthig hatte, um sich zu sammeln, fuhr er dann fort: „Ich bin unendlich glücklich, daß meine kleine und unbedeutende Gabe Ihren freundlichen Beifall in so hohem Maße fand, und ich schreibe dies nur der gütigen Würdigung meiner Gesinnung zu, aus der ich so frei war, Ihnen in Eile ein solches Andenken anzubieten."

„O, ich weiß, mein lieber Herr Theophile, Ihre mir sehr liebe Freundschaft wohl zu schätzen, und wie ich mir einerseits nicht bewußt bin, jemals etwas gedacht oder gethan zu haben, was mich dieser Freundschaft hätte unwerth machen können, so will ich andererseits auch inskünftige Alles aufbieten, mir die Achtung und Zuneigung des Bruders meiner Liebsten und Theuersten zu erhalten," und hiermit fiel sie mit einer Begeisterung, die man sonst noch nicht an ihr wahrgenommen hatte, ihrer Freundin Adele um den Hals und küßte sie, so daß diese sich nicht enthalten konnte zu bemerken: „Du bist ja ungewöhnlich aufgeregt! Was bewegt Dich nur in solchem Maße?" Allein Constance hüpfte, ohne eine Aufklärung zu geben, der Gartenthüre zu, ihrer Freundin kaum so viel Zeit lassend, als zur Verabschiedung nöthig war. Theophile schlug, in eigenthümliche Gedanken versunken, eine andere Richtung ein. Er sann hin und her, konnte aber über die Worte seiner Freundin nicht ins Klare kommen. Eine Art heiliger Scheu, die er sich ebenso wenig erklären, als er sie bemeistern konnte, hielt ihn ab, dem Gegenstand weitere Audienz zu geben. Nur das glaubte er zu fühlen, daß Constanceens Herz nicht sonderlich in Liebe für ihn schlage. Dieses Gefühl benahm ihm nicht allein alle Lust, sondern auch die Fähigkeit, ihr etwa dies oder jenes von Liebe vorzudemonstriren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 12. v. M. ward bei dem kgl. Obergerichte zu Hildesheim in der Berufungsinstanz ein Prozeß über eine eigenthümliche Wette entschieden. Im Februar 1858 ward in einem Dorfe des Amtes Peine eine große Hochzeit gefeiert, wobei es sehr lustig herging und Einzelne sich sogar zu Champagner verstiegen. A. insbesondere ward von seinen Freunden geneckt, daß er keine Frau bekommen könne, und ging in Folge dessen, zur größten Erheiterung der übrigen Gäste, mit B. die Wette ein: daß dieser ihm 100 Thlr. zahlen solle, wenn er sich binnen zwei Jahren verheirathen würde; wogegen A. an ihn die gleiche Summe zu zahlen habe, wenn dies nicht geschehe. A. verheirathete sich nun aber innerhalb jener Frist und belangte sodann den B. auf Zahlung. Dieser bestritt die Zulässigkeit der Wette an sich und schützte dann namentlich auch die Einreden der Trunkenheit und des Scherzes vor. Das Gericht entschied, daß der fragliche Vertrag zulässig, die Einrede der Trunkenheit, — weil die völlige Aufhebung der Willensfreiheit, oder der bewußtlose Zustand des einen oder anderen Theils nicht behauptet worden, — zu verwerfen, dagegen die Einrede, daß die Wette nur im Scherze abgeschlossen sey, zum Beweis zuzulassen sey. Die abgehörten Hochzeitsgäste bekundeten zwar, daß sie für ihre Person das fragliche Rechtsgeschäft für nicht ernstlich gemeint, sondern für einen bloßen Scherz gehalten hätten; da sie aber natürlich über die Absichten und Willensmeinung des B. nichts wissen konnten, so erkannte das Gericht noch auf einen Erfüllungseid für Letzteren. Als derselbe nun diesen Eid dahin geleistet hatte, daß er nicht die Absicht gehabt, einen ernstlich gemeinten Wettvertrag abzuschließen, ist der Kläger abgewiesen und in die bedeutenden Kosten verurtheilt worden.

Logogryph.

Du fahst mich an Schuhen und Zangen und Flöten,
Doch bin ich nur Schiffen und Vögeln vonnöthen.
Drei Zeichen hinweg, und du trägst mich an dir.
Nur sprichst du nicht gern in Gesellschaft von mir.
Ein Zeichen hinweg, und der Frömmste der Todten,
Der Erste, wird blutend zur Schau dir geboten.
Ein Zeichen hinweg, und die Herzen empört
Ein Götze, der schweigende Priester genährt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Sonntag, 22. Dezember 1861.

Lucrezia.

(Fortsetzung.)

O wie Robert sich bemühte, ihn heraus zu reißen aus dieser unseligen Verbsendung, die ihn eigentlich einem Phantom nachjagen ließ, wie er ihm vorstellte, daß die Unbekannte wohl längst die Stadt verlassen und wer weiß, in welchen fernen Landen weile. Alles vergeblich! Vincenz schlug alle derartigen Vorstellungen mit der einen bestimmten Aeußerung nieder:

„Sie ist hier, weilt in diesen Mauern, ich weiß es besser, ich fühle es, und verlaß Dich darauf, ich finde sie."

„Und wenn Du sie wirklich gefunden, was dann?"

„Dann?!" Ein fast blendender Sonnenglanz erhellte die jetzt so müden Züge des jungen Mannes, der Ausdruck eines so unsäglichen Glückes strahlte aus seinen Augen, daß Robert's Herz unwillkürlich gerührt ward durch diese Zeichen eines Gefühles, welches er Schwärmerei und Jener Liebe nannte, als er bis jetzt geglaubt.

„Dann," fuhr Vincenz fort, „ist Alles gut, dann werde ich wieder leben an ihrer Seite, — oder sterben, wenn sie mich verstößt."

„Wenn sie nun verheirathet ist, Vincenz? Kein Ehrenmann wird seine Augen zum Weibe eines Anderen erheben."

„Sie ist frei, — ich fühle, daß sie frei ist."

„Welches seltsame Vorgefühl, man könnte sagen, welche Allwissenheit Dir plötzlich geworden ist," entgegnete Robert nicht ohne Spott. „Und wenn selbst Deine Vermuthungen richtig wären, was willst Du ihr bieten, Du, ein armer Maler?"

„Für's Erste nur ein Herz, eine Liebe, wie sie reiner und heißer vielleicht nie in eines Menschen Brust lebte, später einen Namen, der wetteifern soll mit den besten Namen, welche man in meiner Kunst mit Auszeichnung genannt, und dann ein Leben, durch meine Liebe zu einem Paradiese gemacht."

„Bis Du dieses Eden erreichst, werdet Ihr Beide alt und grau geworden seyn, und Schnee wird sich auf die Locken Deiner Königin der Nacht gelegt haben, die ich übrigens zu allen Teufeln wünsche," rief Robert zornig.

„Soll ich es ruhig mit ansehen, wie aus einem frischen fröhlichen Burschen, wie Du trotz Deiner Schwärmerei und Genialität doch immer einer warst, der das Herz stets an der rechten Stelle hatte, solch ein sentimentaler, krankhafter Narr wird, wie Du es nächstens werden mußt, welcher, einem Bilde nachjagend, endlich in sein eigenes Verderben läuft — und Das um einer Frau willen, die vielleicht eine Abenteuerin ist."

„Robert!" rief Vincenz drohend, den flammenden Blick auf den Bruder gerichtet, „Du vergißt, daß Du von der Frau sprichst, die ich liebe und die ich nimmer ungestraft beleidigen lassen werde. Uebrigens," fügte er milder hinzu, „sieht man, daß Du sie niemals gesehen hast, um nur annähernd einen solchen Verdacht zu hegen."

Nach diesen Worten verließ Vincenz das Zimmer, aber diese Unterredung hatte die Folge, daß er sich noch mehr von dem Bruder zurückzog, der überdies, im Auftrage seines Handlungshauses, eine weite Reise unternehmen mußte, und wenn auch mit schwerem Herzen und widerstrebend, doch seiner Pflicht folgend, die Hauptstadt verließ, in welcher Vincenz sich nun ganz allein überlassen blieb.

* * *

Es war ein schöner stiller Herbsttag, mit blauem Himmel und Sonnengold, als Vincenz in einem der entlegenen Theile des weltberühmten Parkes wandelte. Jener duftige Hauch, jenes poetische Träumen, welche besonders im Herbste der Natur eigen, waren über sie gebreitet. In den hehen Laubkronen der Bäume flüsterte ein leiser Wind, und einzelne welke Blätter rieselten sacht nieder zu den Füßen des einsamen Wanderers, welcher still und in sich versunken dahinschritt.

Seine Augen hingen am Boden, sie forschten nicht mehr suchend umher; als müßten sie einmal ausruhen von dem unaufhörlichen Spähen, so lagen sie still unter den gesenkten Lidern. Es war, als ob die Leidenschaft, welche ihn rastlos vorwärts getrieben, jetzt schwiege, als ob seine aufgeregte Seele, die angespannten Nerven einmal ruhen wollten nach langem Kampfe.

Nein, er suchte sie jetzt nicht, — und gerade jetzt fand er sie.

Ein Geräusch, wie von einem mit rasender Eile daher kommenden Pferde, ein lauter Angstschrei riß ihn aus seinen Träumen. Ein wild gewordenes Roß, welches der Reiter vergeblich zu zügeln bemüht war, sprengte heran. Von der Reitbahn abbiegend, flog es nach den Bäumen hin, unter denen ein goldgelocktes Kind spielte, welches entsetzt von dem Boden aufsprang, doch wie vom Schreck gelähmt wieder zur Erde sank, während eine schwarz gekleidete Dame von der Bank, auf welcher sie geruht, vorwärts stürzte.

Aber schneller noch als sie, war Vincenz gewesen, mit eigener Lebensgefahr und nicht ohne eine erhebliche Verletzung davon zu tragen, gelang es ihm, das Kind zu retten, welches er der Dame überreichte; dann sank er, von Schmerz überwältigt, in die Kniee, indessen er mit einem unbeschreiblichen Blick aufschauend flüsterte:

„Gott, ich danke dir, daß ich sie endlich gefunden habe, nun muß Alles gut werden!“

Nacht legte sich auf seine Sinne, kein Wort trat mehr über seine bleichen Lippen; aber war in diesem Jubelruf, welcher seiner tiefsten Seele entstieg, nicht Alles gesagt? Bedurfte es mehr, daß sie verstand, was sie diesem Manne war, dessen Augen an jenem Abend so unverwandt auf ihr geruht hatten, daß sie fast unwillkürlich zuweilen jenes seltsamen Blickes gedacht?

Ihr ahnte, daß aus diesem Begegnen sich wieder Schmerz und Trauer entwickeln werde, und war sie nicht fast schon dem Schmerze erlegen, der ihr junges Leben verwüstet, ihr Herz fast gebrochen hatte? Eine innere Stimme wollte sie gemahnen zu fliehen, aber konnte sie den vor Schmerz Besinnungslosen, welcher ihr diesen nicht zu vergeltenden Dienst geleistet, seinem Schicksal überlassen? Nimmer. Und als Vorübergehende herbeieilten und zur Hilfe bereitwillig fragten, wohin man ihn bringen solle, war es da nicht nur natürlich, daß sie ihr Haus bezeichnete, welches ganz in der Nähe lag?

In einem mit allem Luxus der Jetztzeit ausgestattelen Gemache erwachte Vincenz aus seiner Ohnmacht; verwundert schaute er um sich in den fremden prachtvollen Räumen. Die Strahlen der blendenden Sonne waren durch schwere rothseidene Vorhänge gedämpft, und das Zimmer wurde von rosigem Dämmerlichte erfüllt, welches auf poetische Naturen einen so eigenthümlichen Reiz ausübt; von diesem lichteren Grunde hob sich die edle hohe Gestalt der Unbekannten in ihrer vollen hehren Schönheit ab.

Schaurig schön hatte Vincenz sie damals genannt, als es oft wie Wetterleuchten über ihr bleiches Antlitz zuckte, heute aber, mit dem Ausdruck himmlischer Milde, innigen Dankes darauf, gemahnte ihn dieses Angesicht an das einer Murrillo'schen Madonna.

Sie hatte noch nicht geredet, doch ihre Augen bekundeten ihm ihr tiefes Mitgefühl mit seinen Schmerzen und wie einem ausgesprochenen Worte erwiederte er:

„Ich leide nicht, — nein, ich leide nicht mehr, — jetzt ist Alles gut.“

Einfache Worte, doch der Blick, welcher sie begleitete, ließ sie erbeben.

Der herbeigerufene Arzt hatte den verletzten Fuß verbunden, aber auf das Strengste jede Veränderung der Lage verboten, an ein Fortbringen aus dem Hause sey für's Erste nicht zu denken; denn nur bei der höchsten Vorsicht könnten nachtheilige Folgen für die Zukunft verhindert werden.

Mit edler Einfachheit und Herzlichkeit hatte die junge Frau Vincenz gebeten, ihr Haus für die nächste Zeit als das seinige zu betrachten, eine Bitte, auf welche er nur zu gern eingegangen war.

Seinem Bruder schrieb Vincenz:

„Robert, ich habe sie gefunden, — gefunden! und in mir ist Ruhe. Nicht jenes maßlose Sehnen schwellt mehr mein Herz, nicht jene sinnverwirrende Leidenschaft durchwühlt meine Brust, eine himmlische Ruhe und Zuversicht sind in meine Seele gezogen. Kannst Du nachfühlen, wie dem Wanderer ist, der lange auf öder Straße, bald ermattet von der Sonne Gluth, bald erstarrt von des Winters eisigem Hauche einher irre, seine Brust von tiefem Sehnen nach der Heimath erfüllt, und der nun endlich diese Heimath fand, aber schöner, herrlicher, als er sie je sich vorgestellt, — dann mußt Du wissen, wie mir ist. Erinnerst Du Dich unserer fröhlichen Kindheit in dem hellen, lieben Vaterhause, in welchem wir sorgenlos dem Leben entgegen wuchsen, gedenkst Du besonders des Jubels, mit dem wir alljährlich das Christfest begrüßten, welches in unserer Familie so gar herrlich und feierlich begangen wurde? Alle jene Gefühle, welche ich durch die Mühen und Sorgen des Lebens längst erstorben wähnte, sind wieder in mir wach geworden. In mir ist Jubel, aber ein heilig stiller, in mir flammen tausend Freudenkerzen, Weihnacht ist in meiner Seele.

Wenn ich Abends die Augen zum Schlummer neige, da ist es mir, als träte die selige Mutter zu mir heran, wie sie an des Knaben Bett trat, damit ich in ihrer Nähe mein schlichtes Kindergebet sprach. Wenn sie nicht kam, — Das war meine Strafe. Die einfachen Worte jenes Gebetes, welche ich vergessen glaubte, treten jetzt wieder über meine Lippen; Robert, ich kann wieder beten, mit reinem Herzen beten! — Und das hat sie bewirkt, sie, über die ich weiter nicht sprechen kann; selbst dem treuen Auge des Bruders vermag ich jetzt nicht mehr das Allerheiligste meiner Seele zu enthüllen. — Aber ängstige Dich nicht um mich, — es wird Alles gut werden, nein, es ist schon Alles gut."

* * *

Einige Wochen waren vergangen und immer noch weilte Vincenz in dem gastlichen Hause, dessen Herrin sich stets gleich rücksichtsvoll und gütig zu ihm erwies. Vom Arzt und von der Bedienung hörte er sie Madame François nennen, und das reizende, goldlockige Kind, welches stets in ihrer Gesellschaft, nannte sie liebe Tante Lucia. Er hatte ihr seine ganze Lebensgeschichte mitgetheilt, von seiner glücklichen sorglosen Kindheit an im kleinen lieben Pfarrhause im stillen Dörfchen, bis zu seinem Leben in der benachbarten Stadt. Was ihn plötzlich bewog, dort alle Bande zu brechen und nach der großen Metropolis überzusiedeln, davon hatte er Nichts erwähnt, aber bedurfte es hier noch der Worte? In dem einen Jubelruf: „Gott sey gelobt, daß ich sie endlich gefunden!" da war ja Alles ausgedrückt.

Keine Silbe hatte Lucia seine tiefe glühende Liebe verrathen, nur das Gedicht, welches an jenem ersten Abend seiner Seele entströmt, hatte er in eines der Bücher gelegt, aus welchem sie zuweilen vorlas, am anderen Tage war es verschwunden, aber von keiner Seite wurde seiner Erwähnung gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

10.

Die Abreise und ein Sommermorgen.

Eben schlug's auf dem Hauptthurme von Clairmont-Ferrand drei Uhr Morgens, als sich die Thüre des Lafarge'schen Hauses öffnete und unter derselben zwei Damen in Reisekleidern erschienen, die sofort unter dienstfertiger Beihilfe in den bereitstehenden, ziemlich bepackten eleganten Wagen stiegen, der dann, von zwei kräftigen Andalusiern gezogen, pfeilschnell dahin rollte. In der Stadt lag noch Alles in den Armen des Schlafes und der Thorhüter wischte sich brummend die Augen aus. Eine kurze Strecke von der Stadt ließ Madame Lafarge auf Bitten ihres Töchterchens die Wagendecke niederlegen und nun konnten die Reisenden in vollen Zügen die balsamischen Düfte eines südfranzösischen Maimorgens einathmen.

Mama hatte als Großstädterin noch nie einen so schönen Morgen gesehen. Sie war zwar schon oft früh am Morgen nach Hause gekommen; allein dann kam sie immer des Weges aus dem Concert oder vom Ball und sah nichts von Natur und deren Schönheit. Sie war deßhalb aber auch heute ganz überwältigt von dem, was sie sah und hörte; Fräulein Constance aber war trotz des Großstädterlebens aus innerster, angeborner Neigung ein förmliches Naturkind; die Beschäftigung mit ihren Blumen, ein Spaziergang ins Aehrenfeld, um Bouquets von Feldblumen zu sammeln, auf eine benachbarte Mühle, um frische Milch zu trinken, in den hohen, schattigen Buchenwald, um Maikräuter zu suchen, war für sie mehr als der glänzendste Ball. Stand sie doch auch im Frühling des Lebens! — Sie war heute, wie Mama, von der hohen Schönheit der Natur an dem heiteren klaren Frühlingsmorgen ganz hingerissen. Die frische Luft, welche von den Basalthöhen des Gebirges und aus den Thälern wehte, regte ihre Lebensgeister in wunderbarer Weise an. Bald röthete sich der östliche Himmel und ebenso bald stieg die Sonne in voller Pracht an dem azurblauen Gewölbe auf und sandte ihre Strahlen über Berg und Thal, über Feld und Aue. Tausende von Thautröpfchen glänzten Diamanten gleich an den Spitzen der Gräser und brachen nach allen Seiten die Strahlen des neuen Tages; trillernd stieg die Lerche in den Aether empor und badete ihre sonnenbeglänzte Brust im Morgenthau; die Wachtel rief im Weizenfeld; das Rebhuhn lockte im Klee; der Wachtelkönig schnarrte im Grase; die Rohrdommel brummte im Ried; der Storch fuhr mit weit ausgestreckten Schwingen klappernd auf die Frühjagd; die Hasen kehrten von der Aesung in lustigen Kreuz- und Quersprüngen zum Lager zurück; der Fuchs trabte behaglich nach seinem Baue, und am Saume des Waldes sah neugierig ein Rudel Rehe den Vorüberfahrenden nach. Nachdem sie so eine gute halbe Stunde durch Feld und Wiesen gefahren waren, lenkte der Weg in einen prachtvollen Buchen- und Birkenwald. Alle Bäume standen im schönsten Frühlingsgrün und zwischen ihren Aesten, Zweigen und Blättern schwirrten außer dem großen und kleinen Maikäfer und dem Hirschkäfer eine zahllose Menge anderer Blattkäfer mit einem solchen Gesumse, daß es anzuhören war, wie das leise Gebet Tausender

von Andächtigen, und dazwischen sangen der Pirol, die Drosseln, Finken, Laubsänger; es lachten die Spechte, pickten die Meisen; es rief der Kukuk, schrie der Häher, krächzte der Rabe und schwatzte der Staar, daß es eine Lust war. Ein solches Concert hatte Madame Lafarge noch nie gehört. Thränen der Rührung rannen über ihre Wangen und noch oft sah sie nach dem schönen Walde zurück, als ihr Wagen auf der Straße dahin rollte. Hier standen alle Bäume rechts und links am Wege in vollem Blüthenschmucke und hauchten Wohlgerüche aus.

Die Reisenden sprachen fast kein Wort; sie waren ganz in Anschauen und Empfinden der Herrlichkeit der jugendlichen Natur versunken; kaum daß Mama ihrem freudevollen Herzen in einzelnen Ausrufungen Luft machen konnte, und als sich der Wagen Chamalières näherte, sprach sie: „Jetzt habe ich begreifen lernen, was der biblische Spruch, den ich im Unterricht zwar gelernt, aber nie verstanden habe, sagen will: „O Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Welt ist deiner Güte voll!“

11. Auf dem Gute

war Alles zum entsprechenden Empfang bereit, und wie köstlich schmeckte heute das Frühstück! Was sind aber auch die Zierden der Paläste der Reichen gegen die Schönheiten der Natur, was die künstlichen Wohlgerüche und Räucherwerke gegen Waldes- und Blüthenduft, und was könnte mit der kräftigenden Wirkung der kühlen, frischen Morgenluft verglichen werden!

Constance wurde die Zeit zu lang, bis sie ihre Lieblingsplätzchen in dem großen und prächtig angelegten Garten besuchen konnte. Mit geflügelten Schritten eilte sie an den schönen Bosquets vorbei, über den kurzgeschorenen Rasen und die Robinienallée hinunter nach der Stelle, wo eine dichte und nach französischer Art meisterhaft unter der Scheere gehaltene Weißdornhecke den Luft- und Gemüsegarten trennte. Hier hatte sie vor Jahren in Gesellschaft Jean-Pierre's das Nestchen eines Schwarzköpfchens gefunden, und es war ihr, als müsse sie dem Thierchen, das sie auch diesmal dort glaubte, den ersten Besuch machen. Wer beschreibt ihre Ueberraschung, als sie von ferne schon den Plattmönch singen hört und fast an derselben Stelle sein Nestchen findet! Das Thier streckte auch jetzt, wie damals, sein spitzes, schwarzbraunes Schnäbelchen und schwarzes Köpfchen aus dem aus getrockneten Grashälmchen geflochtenen Nestchen und sah mit seinen klaren, braunen Aeugelchen die Neugierige vertraulich an.

Constance blickte mit Entzücken nach dem Nestchen und wagte kaum zu athmen. Eine kleine Weile noch blieb sie instinktmäßig in den Anblick des zutraulichen Vögelchens versunken, dann schlich sie einige Schritte leise zurück und rannte in kindlichen Sprüngen der nun auch im Garten wandelnden Mutter entgegen und rief ihr von ferne schon zu: „O Mama, was habe ich Schönes gefunden! Denke Dir, an derselben Stelle unserer Gartenhecke, wo ich heute vor acht Jahren in Gesellschaft des guten Jean-Pierre ein Vogelnestchen fand, habe ich eben wieder das Nestchen desselben Vögelchens gefunden! O, wenn er nur schon da wäre; ich wollte es ihm zeigen und gewiß würde er sich ebenso, wie damals, mit mir freuen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die Erfindung des Kompasses in China schreibt ein Reisender der preußischen Expedition: Es ist bekannt, daß der Kompaß von den Chinesen erfunden wurde. In einem ihrer Wörterbücher aus dem Jahre 121 v. Chr. wird schon des Magnetsteins erwähnt, „mit dem der Nadel eine Richtung gegeben werden kann“. In einem andern Werke aus der Mitte des dritten Jahrhunderts ist der Gebrauch des Kompasses genau beschrieben, und in einem dritten Buche vom Jahre 419 v. Chr. wird gesagt, daß die Schiffe mit Hilfe des Magnets nach Süden gesteuert würden. Ebenso hat Klaproth nachgewiesen, daß die Bestimmung der Abweichung der Nadel in China lange voraus bekannt war. Als Beweis für die Originalität des chinesischen Kompasses mag der Umstand dienen, daß sie den Attraktionspunkt im Süden annehmen und darnach auch der Variation den entgegengesetzten Namen geben. Ebenso zeigt die Konstruktion des Instrumentes das hohe Alter der Erfindung. In den vor 1000 Jahren geschriebenen Büchern der Chinesen findet man das ganz genaue Konterfei der jetzigen Kompasse, die eben so wohl als Führer über See, wie über Land bei Reisen des Kaisers gebraucht werden. Bei letzterer Gelegenheit stand mit der Magnetnadel eine kleine Figur in Verbindung, die auf dem Vordertheil des kaiserlichen Wagens angebracht war, mit dem aufgehobenen Arme stets nach Süden zeigte und „der Genius mit dem Federkleide“ genannt wurde. Auch in Japan wurde schon im siebenten Jahrhunderte derselbe Apparat benutzt.

Auflösung des Logogryphs in № 152:
Schnabel, Nabel, Abel, Bel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Dienstag, 24. Dezember 1861.

Lucrezia.

(Fortsetzung.)

Ja, Lucia wußte, was sie ihm sey, wenn auch die tiefe, fast andächtige Ruhe, die große Unbefangenheit, mit welcher er ihr gegenüber stand, zu den heißen, flammenden Blicken, die sie an jenem Abend auf dem Plateau und bei dem Wiedersehen getroffen, einen so auffallenden Gegensatz bildeten, daß die junge Frau zuweilen schwankte und irre wurde, ob sie recht gesehen, oder besser, richtig gefühlt hatte, ob nicht vielleicht die Bewunderung, welche ihre Schönheit dem Künstler eingeflößt, sich in ein wärmeres Gewand gehüllt, wie es bei solchen schwärmerischen, poetischen Naturen, wie die von Vincenz, nicht unmöglich war.

Wenn sie zu diesem letzten Abschluß gekommen, dann war es ihr, als müsse sie sich freuen, Gott danken, — aber unwillkürlich füllten ihre Augen sich mit Thränen und ein leises Weh zog durch ihre Brust.

Hätte Lucia bestimmt gewußt, daß die Ruhe des jungen Mannes aus der großen unerschütterlichen Zuversicht entsprang, ihr Beider Seyn könne nicht getrennt werden; einer Liebe, wie der seinen, müsse es gelingen, Gegenliebe zu erwerben; einem Streben, wie das, welches ihn jetzt erfüllte, werde es jetzt erreichbar seyn, Ruhm und Namen zu erwerben, — hätte Lucia von alle dem eine Ahnung gehabt, da wäre doch noch früher das Wort des Scheidens gesprochen, und da er nicht gehen konnte, würde sie das Haus gemieden haben. Sie aber dachte jetzt nicht in die Zukunft hinein, auch die Vergangenheit störte momentan nicht den friedlichen Zauber der Gegenwart.

Und auch in ihr Herz, welches niemals Glück gekannt, wollte diese Himmelsblume sich einranken, dort Wurzel zu schlagen.

Sie hatte mit keinem Worte ihrer Vergangenheit erwähnt; Vincenz wußte nichts von ihrem Leben, nichts, als daß sie Wittwe sey; denn die kleine Isabelle hatte einst von dem verstorbenen Onkel geredet.

Lucia sprach das Deutsch rein und fließend, wenn auch mit etwas fremdem Accent, und auf seine einzige Frage, wo sie geboren sey, hatte sie Italien als ihr Heimathland genannt.

Vincenz wußte nichts von ihr, als was er selbst mit eigenen Augen sah, und das war freilich genug, um sein Herz in immer stärkere Fesseln zu schlagen.

Waren ihm auch keine Einblicke in Lucia's Verhältnisse gestattet, wußte er nichts von ihrem früheren Leben, so hatte ihre Innerlichkeit sich doch wenigstens theilweise in den Ansichten und Grundsätzen kund gethan, die sich in ihren Gesprächen entwickelten. Und es war eine eben so große als reine Seele, die sich vor ihm erschloß.

Vincenz war kein Neuling in der Welt, er war viel mit Frauen in Berührung gekommen; schon seine Stellung als Lehrer hatte ihn in manchen Familien heimisch gemacht, wodurch er auch den Damen vom Hause näher trat, als es wohl sonst bei unseren oberflächlichen gesellschaftlichen Beziehungen geschieht.

Er hatte manches brave, liebliche Mädchen, manche kluge, edle Frau kennen gelernt, aber hochherziger und großartiger bei aller Einfachheit, echt weiblicher als Lucia war ihm noch keine erschienen.

Und dabei lag über ihrem Thun und Wesen jene vornehme Grazie, die für seine Seele durchaus nicht unempfindlich war. Kein Schimmer von Gefallsucht, auch nicht der leiseste Wunsch, ihn an sich zu fesseln, war ihm je bei ihr entgegen getreten, sie war eben sie selbst, das war genug.

„Tante, was wird die Mama sagen, wenn sie zurückkommt," rief Isabelle eines Tages, indem sie bewundernd in Lucia's Antlitz schaute, „sie wird Dich kaum wieder erkennen. Schön warst Du immer, doch zuweilen zum Fürchten schön, jetzt siehst Du aber gerade so mild und gütig aus, wie die Madonna

zu Hause in der kleinen Kapelle, und ich habe Dich noch einmal so lieb, Herzenstante."

Was des Kindes rosiger Mund gesprochen, Das bestätigte, wenn auch schweigend, Vincenz' Blick, welcher dabei von Glück strahlte.

War es zu verwundern, daß er die Holdseligkeit, den Liebreiz, welcher mehr und mehr sich über Lucia's ganzes Wesen ergossen, als ein Ergebniß eines friedlicheren glücklicheren Inneren betrachtete, und Dies zu seinen Gunsten deutete?

In ihren Gesprächen, die neben dem Erörtern ernster, wichtiger Lebensfragen sich auch viel mit der Kunst und besonders mit der Malerei beschäftigten, entwickelte Lucia tiefe Einsicht und reiche Kenntnisse, welche auf weiten Reisen durch eigene Anschauung erworben seyn mußten, und die sie nun mit Klarheit und Verständniß dem jungen Maler mittheilte, welcher gespannten Ohres lauschte, und auch hierin von ihr lernte, wie er ihr überhaupt schon außerdem so viel verdankte.

Sobald sein Fuß hergestellt, verließ Vincenz das schöne friedliche Landhaus, in welchem ihm Tage der Seligkeit erblüht waren, wie sie reiner und ungetrübter ihm wohl schwerlich das Leben wieder bieten konnte.

Er selbst fühlte, daß es noch einen Zustand höheren Glückes geben könne, aber nimmer einen, der mehr ruhige Zufriedenheit in sich berge. Er fragte Lucia nicht, ob er wieder kommen dürfe; es wäre ihm gewesen, als hätte er um die Erlaubniß bitten sollen, leben, athmen zu dürfen.

Schon am nächsten Abend stand er wieder vor der Pforte; langsam schritt er den Gang des Gartens entlang, in welchem noch einige Spätblumen blühten und besonders noch Rosen und Reseda ihren würzigen Hauch in die feuchte warme Herbstluft sandten.

Im Salon brannten schon die Lampen, aber die Vorhänge waren noch nicht niedergelassen, und Vincenz erblickte Lucia, die am Tische saß, während die kleine Isabella auf einem Stuhle an ihrer Seite kniete und mit der Tante zugleich einen Brief las.

Der Lauscher blieb auf der Treppe stehen, seine Augen überblickten den lieben, heimathlichen Raum, in welchem ihm so manche glückliche Stunde verflossen, aber bald kehrten sie zu Dem zurück, was das Schönste darin war, zwei holdselige Menschengestalten, auf deren Antlitz sich der Eindruck, welchen das Schreiben hervorbrachte, in verschiedener Weise wiederspiegelte.

Auf dem Gesicht der jungen Frau lag ein Schatten von Trauer, als sie den Brief beendet hatte, an welchem Isabelle noch studirte mit immer größer werdenden, vor Freude strahlenden Augen; und während in Lucia's Herzen eine Stimme sprach:

„Sie kehrt zurück, mich zu holen in ferne Lande, nun heißt es scheiden von meinem Glück, — von ihm," während tonlos schon in dieser Seele ein bitterer Kampf gekämpft wurde, jubelte das Kind:

„Mama, meine liebe Mama kommt zurück, und nun reisen wir Alle zusammen fort, fort hier aus dem kalten Norden zum schönen weichen Süden hin!"

Mit diesen Worten war Isabelle dem jungen Maler entgegen gesprungen, der nach der Meldung des Dieners eintrat, und nachdem sie ihm noch einmal die frohe Kunde mitgetheilt, aus Furcht, er könne sie nicht recht verstanden haben, eilte sie von dannen; ihrer Bonne das Ereigniß zu verkünden.

Vom jähen Schreck überwältigt, ganz unvorbereitet durch den harten Schlag getroffen, stand Vincenz mitten im Zimmer, einen Blick auf Lucia richtend, welcher deutlicher sprach als Worte. Es schien ihm unmöglich, daß nun Alles zu Ende seyn sollte, ein Schauder durchrieselte ihn bei diesem Gedanken, es war, als solle er lebend in sein Grab steigen. Jetzt war es vorbei mit der friedlichen Ruhe, mit der stillen, glückseligen Zuversicht, welche, seit er Lucia wieder gefunden, in seinem Herzen gewaltet hatten, jetzt wurde es von bitteren Qualen zerrissen, und seine tiefe, leidenschaftliche Liebe drohte nun mit einem Male alle Fesseln der Zurückhaltung zu sprengen. Ein so wilder, herzzerreißender Schmerz zuckte in seinen Mienen, daß Lucia, davor erbebend, ihr Antlitz in ihren Händen barg.

Aber er zog die Hände zurück, er hielt sie so fest in den seinen, daß der harte Druck den weichen Fingern wehe that; und mit einer Stimme, die vor gewaltiger Bewegung rauh und tonlos klang, fragte er:

„Sie gehen von hier, Lucia, um wann wieder zu kehren?"

„Niemals!"

„Niemals! Aber Sie werden mir sagen, wohin Sie gehen, werden mir gestatten, wenn ich erst einen Namen in der Welt habe, auf den Sie mit Stolz blicken können, zu Ihnen zu kommen, um Sie zu werben, — Sie heim zu führen als Weib."

In die letzten Worte legte sich eine solche Gluth, eine solche Innigkeit der Liebe, daß sie ihr Herz tief rührten.

Aber sie bewegte verneinend das edle Haupt und entgegnete leise:

„Hier scheiden sich unsere Wege, um sich nie wieder zu einen."

Vincenz ließ ihre Hand los, er trat einen Schrit zurück, höher richtete sich seine schlanke Gestalt empor; der feste, unerschütterliche Wille eines Mannes flammte

gebietend in seinen Augen, als Lucia zum ersten Male ein leises Beben erfaßte, als könne sie wider ihre bessere Einsicht ihm und seinem Willen unterthan seyn müssen.

„Lucia," sagte er jetzt vollkommen ruhig, „diesem schnellen Ausspruch kann ich mich nicht fügen, kein Mensch gibt so ohne Kampf sein Leben dahin, und hier handelt es sich um mehr als mein Leben, — um meine Liebe. Sagen Sie, was steht zwischen uns? Ist es Ihr Herz, welches mich von sich stößt, dann muß ich gehen, — werde gehen."

Eine glühende Röthe flog über das blasse Antlitz, aber die Lippen weigerten sich noch, die Lüge auszusprechen.

„Welche Hindernisse sonst zwischen uns treten könnten, ich werde sie besiegen. Sie haben mich vielleicht bis jetzt für einen schwachen, schwärmerischen Knaben gehalten, Lucia, doch ich will Ihnen zeigen, daß ich ein Mann bin und was ein braver Mann für seine Liebe zu thun vermag. Das hat wohl schon häufig die Erfahrung gezeigt, und ich werde den Besten meines Geschlechtes stolz zur Seite treten."

Sie stand wie gebannt von diesem Herrscherblick; das Verhältniß hatte sich ganz geändert. Bis dahin war sie die Herrin, die angebetete Gebieterin, von der ein Wink genügt hätte, blinden Gehorsam zu erlangen; nun aber, da es sich um das Aufgeben seiner Liebe handelte, war Vincenz mit einem Sprunge aus seiner früheren Zurückhaltung und Ruhe getreten.

Ob sein Charakter sich plötzlich so kraftvoll entfaltet, wie ja oft ein Strahl hinreichend, die noch schlummernde Knospe zur Blüthe zu treiben, und ein Moment genügt, um über ein ganzes Menschenleben zu bestimmen, — oder ob seine schwärmerische, exaltirte Natur nur einen plötzlichen Aufschwung nahm, eben so schnell, wie er gekommen, vorübergehend?

Noch einmal tönte die Frage an Lucia's Ohr wie ein gebietendes Wort, welchem Aufschluß werden muß:

„Was steht zwischen Ihnen und mir? Man muß den Feind kennen, welchen man bekämpfen will, und meiner Liebe wird nichts widerstehen. Fürchten Sie Zurückgezogenheit und Armuth an meiner Seite? Wenn ich zu Ihnen trete, dann werde ich Ihnen bieten, was den Ansprüchen einer vernünftigen edlen Frau genügen kann."

Ein vorwurfsvoller Blick lag in ihren Augen ob solchen Verdachtes, und leise erwiederte sie:

„Ich bin reich, — sehr reich, — ich hätte genug für uns Beide."

„Und was trennt uns dann? Ich erkenne nur ein Hinderniß an. Sprich es aus, Lucia, daß Du mich nicht liebst, — schicke mich fort, — in den Tod," setzte er kaum hörbar hinzu.

Eine bange Stille schwebte in dem Zimmer; hörbar klopften die Herzen der Beiden.

Endlich legte Lucia die eine Hand über ihre Augen, die andere hob sie langsam auf, und nach der Thür deutend, entrang das eine Wort sich ihrer Brust: „Geh!"

Vincenz taumelte zurück, — sprachlos wandte er sich von ihr, doch ehe er die Schwelle überschritt, zauderte er. Es konnte nicht Wahrheit seyn, er mußte einen Ruf hören, einen Wink erspähen, der ihn zurückbeschied.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

„Nun, was das Nest betrifft, so ist das so merkwürdig nicht, wie Du meinst. Ich habe einmal gelesen, daß Vögelchen oft lange Jahre hinter einander an derselben Stelle ihr Nest anlegen, wenn sie nicht nur nicht gestört, sondern sogar gehegt und geschützt werden, und daß dieses letztere geschehe, ist meine ernste Weisung an alle auf unseren Besitzungen Angestellte und Tagarbeiter. Aber nun komm, mein Kind, und geh' hübsch anständig mit mir spazieren; es will sich nicht mehr geziemen, daß Du umherspringst, wie es die Hasen diesen Morgen auf dem Felde und die Rehe im Walde thaten."

„Ach, Mama, ich bitte recht schön, laß mich nur noch jetzt nach jener Moosbank an der Grotte am Ende des Parkes eilen; ich will einen kurzen Rundgang und bei der Gelegenheit einen kurzen Besuch der dort aufgestellten Diana machen; ich war oft dort so froh und möchte die freudigen Eindrücke erneuern. Ich bin recht bald wieder da. Du sollst sehen, wie ich eilen kann, wenn Du wünschest, daß ich bald wieder bei Dir seyn soll." Und auf einen zustimmenden Wink der Mutter, die ihrem Augäpfelchen ja nichts versagen konnte, hüpfte und sprang sie wie ein junges Rößlein über den sammtweichen Rasen der bezeichneten Grotte zu; denn hier hatte sie vor acht Jahren mit Jean-Pierre oft stundenlang zugebracht, und nach ihrem eigenen unbefangenen Geständnisse wollte sie jetzt die damals gehabten Eindrücke zurückrufen. Alles gewann in den Augen der Mutter eine hohe Bedeutung; hatte sie doch die seiner Zeit an sich selbst gemachten Erfahrungen nicht vergessen! Nachdem unsere Constance alle durch ihr einstmaliges Zusammenseyn mit Jean-Pierre geheiligten Plätzchen besucht hatte, kehrte sie zur Mutter zurück, und jetzt erst glaubte diese eine Gelegenheit zu einer ruhigen Unterredung gekommen. Indessen bald bemerkte sie, daß ihr Töchterchen immer noch in einer sehr erregten Stimmung sich befinde und ließ ihrem

schwärmerischen Thun noch einige Zeit, spielte aber die sorgfältigste Beobachterin fort.

12. Bei dem Mittagessen

war Constance sehr träumerisch und einsilbig, bis Madame Lafarge wie von ungefähr und in versteckter Unwissenheit ihr die Frage hinwarf, welches die neuesten Nachrichten seyen, welche die Familie d'Orbille von ihrem Sohne und Bruder habe? Auf einmal wurde Constance wie von einem elektrischen Funken durchzuckt und erzählte mit einer Beredtsamkeit, aus der das hohe Interesse für den in Rede stehenden Gegenstand hervorleuchtete, daß Jean-Pierre d'Orbille in vier bis sechs Wochen zurückkehren werde: er sey von seiner Verwundung und Krankheit völlig geheilt und genesen und bereits bei seinem Regimente eingetroffen; Herr d'Orbille wolle, wenn dies trotz der verfügten Armeeverminderung nöthig sey, das für den Rest seiner Dienstzeit festgesetzte Kapital hinterlegen und seinen Sohn sofort aus Orleans, wo sein Regiment eben liege, zurückholen, um ihn erst noch eine Zeitlang auf die Bergakademie in Limoges zu senden, damit er sich in der Berg- und Hüttenkunde weiter theoretisch ausbilde, dann aber solle er dauernd im Elternhause bleiben ꝛc.

„Ja," fuhr Mama fort, „Herr d'Orbille geht, wie er sagt, mit dem Gedanken um, seine Söhne zu etabliren, und er hat Recht; denn glücklich die Eltern, die das zeitig und gut können. Sein Sohn Theophile z. B. soll nächstens sich verheirathen, und man will nur noch die Ankunft des Bruders Jean-Pierre abwarten, um das wichtige Familienfest mit der freudigen Heimkehr Jean-Pierre's zu vereinen. Der Vater will ihm dann das ganze Geschäft abtreten und sich auf eines seiner Güter zurückziehen."

„Hat Herr d'Orbille nicht auch schon die Zukunft Jean-Pierre's geordnet?"

„Den wird er nach vollendeten Studien natürlich auch verheirathen."

Bei diesen Worten überflog eine dunkle Röthe das Gesicht der Constance, die bei den Mittheilungen über Theophile so ganz gleichgiltig geblieben war, daß sie nicht einmal die gewöhnliche mädchenhafte Neugierde über die Wahl einer Lebensgefährtin von Theophile zeigte. Natürlich bemerkte das die Mutter sogleich, nahm sich dessen aber nichts an und fuhr ruhig fort:

„Hat Dir Adele noch nicht zu verstehen gegeben, wen Theophile heirathen soll?"

„Sie hat dieser Sache noch mit keinem Worte bei mir erwähnt."

„Auch Theophile hätte nichts vor Dir merken lassen?"

„Wie sollte er das auch? Vergib, Mama, allein ich würde, wenn er über diesen Gegenstand mit mir hätte sprechen wollen, das gar nicht passend gefunden haben."

„Was glaubst Du denn, auf welches Mädchen seine Wahl gefallen sey?" fragte Mama Lafarge.

Nach kurzem Besinnen antwortete Constance auf diese Frage:

„Ja, da fragst Du mich eigentlich zu viel; ich habe darüber keine Beobachtung gemacht, keine Kunde erhalten und auch noch nie darüber nachgedacht."

„Das finde ich freilich sehr auffallend. Warst Du doch täglich bei Deiner Freundin Adele und sahst Du doch ebenso oft auch Theophile, und Du solltest wirklich nie gehört haben, wer die auserlesene Braut des Bruders Deiner intimsten Freundin seyn soll?"

„Ja, es ist, wie ich sagte, und ich erkläre mir die Sache ganz einfach daraus, daß ich für diesen Punkt gar kein Interesse an den Tag gelegt habe. Vielleicht hat man wohl auch schon in meiner Gegenwart darauf hingedeutet oder gar davon gesprochen; allein ich entsinne mich nicht, daß man mir geradezu gesagt hätte, Theophile solle dieses oder jenes Mädchen heirathen. Und zudem drehte sich, wenn ich in letzter Zeit bei Adele war, unsere Unterhaltung meist, ja fast ausschließlich nur um Jean-Pierre, seine glückliche Errettung, völlige Genesung und baldige Heimkehr."

„Du scheinst, mein liebes Kind, Dich ganz besonders für Jean-Pierre zu interessiren. Wir alle haben ihn zwar sehr gern und freuen uns seiner wunderbaren Erhaltung, die er nebst Gott einzig und allein der tiefen Gemüthlichkeit eines einfachen deutschen Bauersmannes verdankt, und wir alle wünschen auch seine baldige Rückkehr, allein Du nimmst ein solches Interesse an ihm, daß er Dein Bruder oder gar mehr als das seyn müßte, mit welch wunderbarer Zuversicht Du seine glückliche Rückkehr auch dann noch hofftest, als schon alle den Muth und die Hoffnung verloren und aufgegeben hatten. Meine liebe Constance," und hier faßte sie ihre Tochter freundlich bei der Hand und streichelte ihre glänzend schwarzen Haare, „Du bist kein Kind in der eigentlichen Bedeutung des Wortes mehr; denn bereits zählst Du 17 Jahre. Indessen an Einfalt des Herzens kannst und sollst Du Dein Leben lang Kind bleiben. Bewähre jetzt die Einfalt Deines Herzens und beantworte mir mit all der Offenherzigkeit, die ich an Dir nie vermißt habe: Woraus schöpftest Du die hohe Zuversicht, daß Jean-Pierre d'Orbille gesund wiederkehren werde? Und wie kommt es, daß Du ein so ungewöhnliches Interesse an ihm nimmst, selbst mehr als seine eigenen Angehörigen?"

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 153. Sonntag, 29. Dezember 1861.

Lucrezia.

(Fortsetzung.)

Er blickte sie an, die Vielgeliebte; noch in derselben Stellung, wie eine zu Stein gewordene Menschengestalt, stand sie dort, die eine Hand noch gehoben, die andere ihre Augen beschattend, aber um ihren Mund zuckte eine so unermeßliche Trauer, eine solche Zerbrochenheit lag in der sonst so stolzen Gestalt, daß er fühlte, ihr Herz litt nicht minder als das seine unter dem harten Scheidespruch.

„Du wagst es nicht, mich anzublicken bei der Lüge, welche Du gesprochen, Lucia, denn wenn dieses „Geh!“ bedeuten soll, daß Du mich nicht liebst, so ist es eine Unwahrheit, und wenigstens vermögen Deine Augen nicht zu lügen. Und nun zum letzten Male flehe ich Dich an: Sprich es aus, was zwischen uns treten will, uns Beiden, — ja, ich wage es zu sagen, unser Glück raubend. Stoße mich nicht von Dir; von all den Herzen, welche Deine siegreiche Schönheit Dir noch zu Füßen legen wird, kann doch keines Dich so lieben, so hoch und werth halten, wie das meine.“

„Meine Vergangenheit steht zwischen uns, tritt zwischen mich und jedes Glück,“ hauchte sie tonlos.

Sein Blick drang bis in ihr innerstes Herz, und ernst und zuversichtlich erwiederte er:

„Setze Dich nicht selbst herab, Du reinste der Frauen, was könntest Du gethan haben, das Dich von einem braven Manne schiede?“

Sie richtete sich stolz empor, indem sie entgegnete:

„So meinte ich es nicht, ich selbst habe Nichts gethan, dessen mein Herz und Gewissen mich als Schuld anklagten; dennoch aber gibt es Verhängnisse, welche so schwer und dunkel sind, Schicksale, welche so hart und unerbittlich auf einem Menschen lasten, daß sie nicht nur die Gegenwart vernichten, nein, daß sie bis in die Zukunft hinein reichen, mit ihrer düsteren Macht allem Glück hindernd in den Weg tretend, unheilbringend noch in der Rückwirkung. Einem solchen Schicksal fiel ich zum Opfer, es zerstörte mein Leben, ich will kein zweites Wesen in das Dunkel verflechten.“

„Meine Liebe wird Licht werfen in die Nacht, auch Dir soll noch das Glück erblühen, Dir und mir, ich fürchte mich vor Nichts, was mich durch Dich treffen könnte, — es gibt Nichts, was mich von Dir schiede, meine Lucia!“

Sie war in einen Sessel gesunken, überwältigt von innerer Bewegung. Süße, wunderbare Stimmen wurden in ihr wach. War es möglich, daß die dunkle Macht, die Kette, von einem feindseligen Geschick gewoben, welche sie für unzerreißbar hielt, gelöst werden könnte?

War seine Liebe wirklich stark genug, die Schrecken jener Vergangenheit zu bannen, wollte die Zukunft sie vergessen machen, was sie erlitten, schuldlos erlitten?

Bei diesen Gedanken strahlte ein so heller Freudenglanz aus ihren Zügen, daß Vincenz, dessen Blick sie nicht verließ, jubelnd meinte, der Sieg sey gewonnen.

Plötzlich aber verdüsterte sich ihr Antlitz, ein seltsamer, fremdartiger Ausdruck nahm Besitz davon, Blitze sprühten aus den nachtschwarzen Augen, wie Wetterleuchten fuhr es über ihre Mienen, in denen sich Bitterkeit, fast Haß kund that. War es die Vergangenheit, welche wieder den Arm ausstreckte, die Ahnung besserer Zeiten zu verwischen; hatte die Erinnerung von Neuem die dunklen Gebilde herauf beschworen, welche jetzt an Lucia vorüber zu ziehen schienen; denn sie bewegte abwehrend die Hand, sie fuhr über ihre Stirn dahin, als könne sie damit verwischen, was vor ihr aufstieg, aber sie strich nur die schweren dunklen Haarflechten, welche Stirn und Wange einfaßten, zurück, der Ausdruck der Angst und Qual war nicht so leicht zu vertilgen.

„Wie fremd Sie mir plötzlich erscheinen, Lucia, mich an ein Bild gemahnend, das ich immer grausig schön genannt: „Lucrezia Bordoni, die Giftmischerin,

wie sie ihren Ankläger gegenüber steht.“ Niemals früher ist mir diese Aehnlichkeit aufgefallen, aber in diesem Augenblick ist sie frappant.“

Ein Blitz schoß aus ihren Augen zu ihm herüber und ihr Angesicht ward noch bleicher.

„Sie brauchen nicht zu zürnen über den Vergleich,“ fuhr Vincenz fort, „die Schönheit dieser Frau ward ja fast unvergleichlich genannt, und diesen Reizen verdankt sie es gewiß nur, daß sie ihrem gerechten Schicksal entging.“

„Und welches war nach Ihrer Ansicht das gerechte Schicksal?“

„Tod für ihre Frevelthat, Tod für den Mord des Gatten.“

„So sind Sie so gewiß, daß sie das Verbrechen beging, — und das Urtheil der Geschworenen?“

„War ein unrichtiges. Doch Sie wissen, die Geschworenen neigen sich stets mehr der Milde zu, sie lassen auch das Gefühl mitsprechen, wo bei dem Richter nur der kalte Verstand, das Gesetz entscheidet; und gut, daß es so ist, denn lieber mögen zehn Schuldige der Strafe entgehen, als daß ein Unschuldiger verurtheilt wird. Wie hier bei diesem Prozeß, welcher damals die Welt beschäftigte, eine Freisprechung möglich war, wie bei solchen unwiderleglichen Beweisen der Schuld dies Urtheil gefällt werden konnte, das ist nicht nur mir, sondern Allen, welche sich für den außergewöhnlichen Kriminalfall interessiren, unerklärlich gewesen. Man konnte damals nur annehmen, daß die Jugend und Schönheit der Angeklagten die Geschworenen zu ihren Gunsten bestimmt oder geradezu so verblendet habe, daß sie nicht mehr Recht vom Unrecht zu unterscheiden vermochten. Ich erkenne der Schönheit eine große Macht zu, so weit aber würde diese sich mir gegenüber doch nicht erstrecken.“

„Und Sie sind ganz fest von der Schuld überzeugt, Sie halten es nicht für möglich, daß es Verhältnisse gibt, so verwirrt und dunkel, daß Nichts sie zu erhellen vermag, daß sie Räthsel bleiben müssen hier auf Erden? Sie halten es für undenkbar, daß das Verdikt der Jury richtig war? Sie hätten die Angeklagte verdammt, auch wenn sie vor Ihnen gestanden mit dem einfachen Ausspruch: „Ich bin unschuldig an der That.“ Sie hätten es gethan, denn Sie sind von ihrer Schuld überzeugt?“

„Wie von meinem Leben; kein ehrenhafter unparteiischer Mensch könnte da geschwankt haben. Aber wir sind von unserem Gespräche abgekommen, welches so wichtig —“

„Nein, wir sind gerade zum Ende gelangt, — zum letzten Ende,“ rief die junge Frau, aus ihrem starren Sinnen jäh empor schreckend. „Vincenz, ich, — ich bin jene Lucrezia!“

Er starrte sie an, — das zurück gestrichene Haar, welches sie in ihrer Erregung noch mehr aus dem Gesicht entfernt, ließ die Aehnlichkeit noch mehr hervortreten, kein Zweifel mehr!

Vincenz sprang empor, doch mit einem dumpfen Schmerzensschrei fiel er in seinen Sessel zurück, dort in einer todtenglichen Betäubung liegend.

Lucia eilte zur Glocke, aber sie schellte nicht, es schien ihr besser, Niemanden Zeuge dieses peinlichen Auftrittes seyn zu lassen. Besaß sie denn nicht die Macht, ihn zum Leben zurück zu bringen, wenn sie ihn rief mit ihrem Herzen? Sie benetzte Stirn und Schläfe mit frischem Wasser, sie näherte das Glas seinen Lippen und rief seinen Namen mit einer Innigkeit der Liebe, welche ihn erwecken mußte. Ja, ihre Stimme hatte die Macht, ihn aus der Erstarrung zu reißen, ein seltsamer Blick traf sie, der immer wilder und unheilvoller wurde, als er auf das Glas fiel.

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit schleuderte er ihre Hand mit dem Glase fort, indem es sich mit zischenden, höhnenden Lauten aus seiner Brust rang:

„Willst Du mich auch vergiften, Lucrezia?“

„Vincenz, beim allmächtigen Gott, ich bin unschuldig!“

Ein wildes, irres Lachen antwortete diesem Schrei ihrer Seele; dann stürzte er in die Nacht hinaus.

Arme Lucrezia!

Damals freigesprochen, — jetzt gerichtet, gerichtet von ihm! Jenes Todesurtheil wäre Gnade gewesen gegen das, welches jetzt über sie verhängt war, damals wäre nur ihr Leben gefordert, welches wenig Werth für sie hatte nach dem, was sie an des ungeliebten, ihr aufgedrängten Gatten Seite und mehr noch durch seinen Tod gelitten; jetzt war ihr Herz gebrochen, und zwar durch ihn, der es zum ersten Male zum Leben gerufen.

* * *

Aus dem hitzigen Fieber, welches Vincenz wochenlang am Rande des Grabes hielt und nur langsam von ihm wich, wurde er doch nur halb dem Leben zurück gegeben; denn Nacht hatte sich auf seine Sinne gelegt, und die frühere so lachende, freudenreiche Welt war für ihn mit einem dunklen Schleier überschattet.

Die fixe Idee, man wolle ihn vergiften, hatte so vollständig Besitz von ihm genommen, daß der Bruder, der ihn bei seiner Rückkehr schon krank fand, sich gezwungen sah, ihn einer Privatheilanstalt zu übergeben. Wie er in diesen Zustand gekommen, blieb Robert unbekannt; denn selbst in den wildesten Phantasieen hatte der Kranke seiner Beziehungen zu Lucrezia nicht erwähnt, und Robert hütete sich wohl,

eine Frage zu thun, welche vielleicht noch mehr Stürme herauf beschwor.

Schon vor seiner Abreise hatte Vincenz in seiner unseligen Schwärmerei für die Unbekannte ihm Besorgniß eingeflößt, er fürchtete damals schon, daß die Ueberreizung seines Geistes einen unglücklichen Ausgang nehmen müsse; was nun aber solch unheilvolles Ende herbeigeführt, konnte Robert nicht enträthseln und von keiner Seite ward ihm Aufschluß.

Lucrezia war ihm nicht einmal dem Namen nach bekannt, und bei dem Kranken schien die Vergangenheit seiner Erinnerung ganz entschwunden, und nur die eine Idee füllte seinen engen Gesichtskreis.

Bei dem Arzte, in dessen Familie Vincenz aufgenommen war, ließ sich eines Tages in der Dämmerung eine tief verschleierte Dame melden, welche sich als eine Verwandte des Kranken ausgab und in die Hände des Doktors eine bedeutende Summe niederlegte, mit der Bitte, sie zum Besten des jungen Mannes zu verwenden und es an nichts fehlen zu lassen, was ihm Hilfe und Erleichterung in seinem Leide verschaffen könne.

Zu gleicher Zeit mußte der Arzt ihr die tiefste Verschwiegenheit geloben, damit ihr Thun, wie sie sagte, nicht den Stolz der anderen minder begüterten Angehörigen verletze. Der würdige Mann verpfändete sein Ehrenwort, ihre Wünsche in jeder Hinsicht zu erfüllen, und hielt redlich sein Gelübde.

Die Unbekannte schied, den Trostspruch mit sich nehmend, daß Vincenz, wenn nicht Alles trüge, von der unseligen ihren Idee geheilt und dem Leben zurück gegeben werden würde.

Als der erste Schnee seine weichen Flocken herniederstreute, da waren die Fensterladen in der hübschen Villa im Parke geschlossen, und die schwarze schöne Dame mit dem goldlockigen Engelchen an ihrer Seite, welche so manches Vorübergehenden Aufmerksamkeit erregt, war von dannen gezogen.

(Schluß folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

13.

Die edle Jungfrau.

Constance sah ihrer Mutter mit dem offenen und geraden Blicke der Unschuld in die Augen, konnte aber doch einer flüchtigen Röthe der Verlegenheit sich nicht erwehren, denn zum ersten Male sollte sie, wenn auch ihrer Mutter, so doch immerhin Andern gegenüber Rechenschaft über eine Sache geben, über die sie mit sich selbst zu Rathe zu gehen noch nicht in der Lage gewesen war, weil das Verhältniß zu Jean-Pierre so ganz natürlich und fast ihrer selbst unbewußt sich gestaltet hatte. Sie begann nach einigem Zögern etwa so: „Du weißt, meine liebe Mama, daß Jean-Pierre und ich als Kinder immer zusammen waren; erinnertest Du doch heute noch selbst daran, daß er vor acht Jahren seine Ferien hier mit mir zugebracht habe. Da ich nicht so glücklich bin, Geschwister zu haben, schloß ich mich an ihn an, denn er war immer so schonend und rücksichtsvoll gegen mich; meine Wünsche zu erfüllen, machte ihn glücklich; meine liebste Gesellschaft war er und sein lieblicher Umgang war ich. Man hat ihn deßhalb oft verspottet und Mädchen genannt. Daß es ihm aber dennoch nicht an dem wahren Muth fehlt, wenn es darauf ankommt, hat er wohl jetzt genug bewiesen und es wird ihn sicher Niemand weibisch schelten. Als Du mich vor nun 4 Jahren ins Sacré-Coeur brachtest, nahm ich zwar mit leichtem Herzen Abschied von ihm; allein oft dachte ich an ihn, ja, er kam mir anfangs trotz alles Neuem, was ich dort sah, nicht aus dem Sinn, und häufig setzte ich träumend meine Spiele mit ihm fort, ja nicht selten hatte ich das heftigste Verlangen, ihn zu sehen, und dann mußte ich oft stundenlang weinen. Wie das geschehen konnte, begriff ich nicht. Ich dachte auch oft, ja sehr oft an Dich und Papa, aber mit einem ganz anderen Gefühle. Ich gedachte Euer immer in meinen Gebeten, aber allzeit auch des Jean-Pierre. Du siehst, meine gute, herzige Mama, ich spreche, wie ich denke und fühle — Du willst es ja so. — Alle Briefe, die er an seine Schwester Adele schrieb, ließ ich mir zur Aufbewahrung geben, denn immer stand der herzlichste, innigste Gruß an mich darin. Ich freute mich darum sehr auf meine Rückkehr aus dem Sacré-Coeur, weil ich hoffte, mit meinem Freunde, wie auch früher, spielen zu können; allein das ging nicht mehr; er war fast achtzehn und ich über fünfzehn Jahre alt. Glücklich aber war ich, wenn ich ihn bei seiner Schwester fand und das war stets der Fall, und ich glaube, er hat mir zuerst gesagt, daß er Willens sey, für seinen Bruder in den Kampf und, wenn es so seyn sollte, in den Tod zu gehen. Der kühne Entschluß gefiel mir anfangs so sehr, daß ich ihm mit feurigen Worten zurieth; allein bald ergriff eine große Angst meine Seele. Eine Untersuchung der Frage, ob die Sache mich angehe oder nicht, habe ich nie angestellt, das lag mir fern; ich sah mich aber ganz mit Allem, was ihn betraf, innig verflochten. Als ich ihm meine Angst mittheilte, nahm er mich bei der Hand und sprach: „Ohne Gottes Willen fällt kein Haar von unserem Haupte und kein Sperling vom Dache.

Werfen wir unſere Sorge auf den Herrn; er wird es wohl machen!“ Und nun ſah er mich an, wie ſonſt nie, und ſprach: „Conſtance, meine Freundin, Du Engel des Himmels! willſt Du ſtets meiner in Freundſchaft gedenken und für meine glückliche Heimkehr beten? Denn das Gebet des Gerechten vermag viel!“ Ich ſagte: „Ja, das will ich!“ Was ich weiter noch ſagte, weiß ich nicht mehr. Als ich aber wieder ganz zu mir gekommen war — es war Abend und in der Kathedrale herrſchte ſchon Dunkelheit — knieten wir in der Kapelle Unſerer lieben Frau. Wir beteten lange und als wir aufſtanden, wußte ich — nach Gründen habe ich über dieſen Punkt nie gefragt — daß Jean-Pierre wiederkehren werde. Und wird es alſo nicht geſchehen? Nie würde mein Glaube wankend, wohl aber durch erneuertes Gebet an heiliger Stätte ſtets feſter.“

Als Conſtance das geſprochen hatte, ſaß ſie ihrer Mutter, die mit Stolz und heiliger Ehrfurcht dem Bekenntniſſe der engelreinen Seele ihres Lieblſten auf Erden gelauſcht hatte, gegenüber wie eine Heilige. Eine Weile trat eine feierlich ernſte Stimmung ein. Dann ſagte Madame Lafarge: „Mein gutes Kind, die Beantwortung der zweiten Frage iſt nicht nöthig. Ich weiß jetzt genug, ja ich weiß ſehr viel, aber doch nicht mehr, als mir lieb iſt. Ich will Dir nur noch einige Fragen vorlegen: Empfindeſt Du nicht eine ähnliche Anhänglichkeit an Theophile? Er iſt Dir doch ſo gut; auch iſt er ſo aufmerkſam auf alles, was Dich betrifft, daß es Jean-Pierre nicht in höherem Maße ſeyn könnte!“

„O, liebe Mama, ich liebe Adele und Theophile ſo ſehr, weil ſie gut ſind und als Geſchwiſter Jean-Pierre's. Anders weiß ich nicht.“

„Wenn nun aber Theophile's und ſeiner Eltern Augen wegen Wahl einer Braut für erſteren auf Dich gefallen wären?“

„Das kann nicht ſeyn, Mama; denn ich glaube, daß ich weder Herrn Theophile noch auch ſeinen Eltern je dazu Anlaß gegeben habe. Ich habe überhaupt an ſo etwas noch gar nicht gedacht, und ſie werden deßhalb eben ſo wenig daran denken.“

„Haſt Du denn auch Jean-Pierre gegenüber noch nicht geſagt, daß Du ihn liebſt?“

„Das weiß ich nicht; wir haben uns blos gelobt, immer und allzeit mit treuer Anhänglichkeit einander zu gedenken und für einander zu beten, und ich glaube gewiß, daß Jean-Pierre, wenn er ſich zur kurzen Ruhe niederlegte, oder wenn der Donner der Schlachten begann, für mich und ſich gebetet hat!“

„Wenn nun aber Jean-Pierre wiedergekommen iſt, ſeine Studien vollendet hat und dann heirathet?“

„Das wird er wohl ſeiner Zeit thun, ja ohne Zweifel ſogar.“

„Wie aber dann?“

„Nun, kommt Zeit, kommt Rath!“

„Glaubſt Du denn, daß er, wenn er ſich einmal zum Heirathen entſchließt, nur an Dich denken werde?“

„Ja, ich glaube, daß er, wenn er heirathet, erſt zu mir kommen und meine Hand begehren wird.“

„Wenn aber doch nicht?“

„Es wird aber doch ſo ſeyn! Jean-Pierre gehört, wenn nun denn doch einmal vom Heirathen die Rede ſeyn ſoll, nur mir; ich liebe ihn, er liebt mich und ich habe ihn mir erbetet.“

„Du magſt Recht haben, mein Kind,“ ſagte die Mutter, „ich glaube auch, daß er Dich heirathen will; denn — Gott verzeihe mir, daß ich mit Dir davon rede — Du bekommſt, wenn der liebe Gott Deinen Vater und mich dereinſt abruft, ein ziemlich großes Vermögen und das lockt junge Männer, die ein Geſchäft treiben wollen und müſſen, ſehr an!“

„Jean-Pierre hat nur mich lieb, das weiß ich ſo ſicher, als ich wußte, daß er heimkehren werde; er ſieht mehr, als nach Geld und Gut, nach mir.“

„Nun, mein Kind, wir wollen die Sache jetzt laſſen; ich mußte aus Gründen, die Du ſeiner Zeit erfahren ſollſt und wirſt, mit Dir über dieſen Punkt reden. Jetzt laſſe uns aber abbrechen! Hätte ich indeß geglaubt, ſo leicht bezüglich Deiner Neigung ins Reine zu kommen, ſo hätte ich den Ausflug mit Dir wenigſtens deßhalb nicht zu unternehmen brauchen. Da wir aber einmal hier ſind, ſo wollen wir morgen die Familie N. auf der Limagne beſuchen, in Riom über Nacht bleiben und den Mittwoch oder Donnerstag oder ſpäter, wenn Du willſt, zurückkehren.“

(Schluß folgt.)

Charade.

Wo das Paar der vordern Silben weinet,
Da verſtummt der Dritten froher Scherz.
Nur des Ganzen Zauber gießt vereinet
Wonn' und Wehmuth ins bewegte Herz,
Wenn es zu der Tugend Lichtgeſtalt
Dunkler Mächte grauſes Walten malt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 156. Dienstag, 31. Dezember 1861.

Trinklied am Sylvester-Abend.

Brüder, trinket im Vereine
Von dem edlen Götterweine,
Jubelt laut und stoßet an!
Trinke, wer da trinken kann!

In des Jahres Scheidestunde
Labe jede alte Wunde!
Trinkt und schaut die alten Narben,
Wunden, die schon längst erstarben.

Denket an die alten Freunde,
Die uns einst die Freud' vereinte,
Laßt uns laut und jubelnd singen,
Jedem Freund ein Hoch zubringen!

Bringt ein Hoch dem Vaterlande,
Haltet fest am Einheitsbande!
Dieses Glas, es soll bezeugen,
Daß wir nicht vom Rechte weichen.

Auch die Schönen sollen leben,
Auf! und ruft's bei'm Saft der Reben,
Alle, die nach Lieb' sich sehnen
Und das Leben uns verschönen.

Hoch dem edlen Rebenblute!
Hoch das Schöne, jedes Gute!
Hoch, ihr Brüder treu und wahr,
Und ein Hoch dem neuen Jahr!

Brüder, trinket im Vereine
Von dem edlen Götterweine,
Jubelt laut und stoßet an!
Trinke, wer da trinken kann!

Lucrezia.

(Schluß.)

Sechs Jahre sind verflossen. Wieder ist es ein solcher milder, feuchter Herbstabend, da die Blätter schon zu den Füßen des Wanderers rascheln, und aus dem kleinen Garten, welcher vor einem hübschen Landhause in der Nähe jener Stadt liegt, die wie eine Insel aus den blauen Wassern sich erhebt und zuweilen Klein-Venedig genannt ward, steigen noch die Düfte von Rosen und Reseda auf. Der Himmel ist wolkenverhangen, — es ist gerade wieder ein Abend wie jener, als Vincenz von Lucrezia schied.

Einige Fenster des Erdgeschosses sind in dem Hause erleuchtet, und da die Läden noch nicht geschlossen sind, so ist nicht nur der Einblick gestattet, es fallen auch einige freundliche Lichtstrahlen in den Garten hinaus und spielen auf den Blättern des wilden Weines, welcher mit seinen röthlichen Gewinden die Veranda malerisch umrankt.

In dem hübschen komfortablen Wohnzimmer entrollt sich dem Blick ein anmuthiges Familienbild. Ein junges glückliches Elternpaar sitzt dort beisammen. Zur Seite des Vaters kniet auf einem Stuhle ein vielleicht drei Jahre alter munterer Knabe, welcher von Jenem den ersten Unterricht in der Zeichnenkunst erhält, wobei der junge Raphael *in spe* so kühne und originelle Striche macht, daß der Lehrer sich des herzlichsten Lachens nicht erwehren kann. Neben ihm sitzt die junge Mutter, in deren Armen ein zweites, viel jüngeres Kind schlummert. Sie ist eine echt weibliche Gestalt, blond und rosig, wie man sich gern ein Gretchen denkt, — deren Namen sie auch trägt, — mit sinnigen blauen Augen, welche mit unsäglicher Liebe und Hingebung auf ihrem Gatten weilen.

Diesen klaren Augensternen gelang es, die Nacht des Irrsinnes von Vincenz' Geist zu scheuchen, seine Seele aus ihrer Umdüsternug wieder zum Lichte zu führen. In jener schweren Zeit, da Keiner Macht über den Kranken hatte, war es Gretchen allein, die mit ihm umzugehen verstand. Nur aus ihrer Hand nahm er Speise und Trank, sie allein besaß die Gewalt, die dunklen Gebilde, welche ihn beun-

ruhigten, zu bannen. Nur durch ihre unendliche Fürsorge und Aufopferung wurde er eigentlich geheilt.

Und daß nach menschlicher Berechnung Vincenz als gerettet und vollkommen genesen betrachtet werden konnte, dafür gab das beste Zeugniß, daß jener berühmte Arzt die Hand seiner Tochter vertrauensvoll in die des jungen Mannes legte, als dieser kam, um sie zu werben, durch die das Leben erst wieder wirkliches Leben für ihn war. Ueber seine Vergangenheit sprach er nie, wenigstens nur die Tage seiner glücklichen Kindheit berührend.

Ob die Erinnerung an eine spätere Zeit ganz verwischt war, ob gerade die Ursache zu seiner Krankheit durch die Geistesnacht, welche darauf folgte, von seinem Gedächtniß entschwand?

Ueber dem Hause des jungen Paares waltete das Glück. Friede und Liebe herrschte darin, und auch die Güter, welche das Leben verschönern, waren ihnen nicht zu kärglich zugemessen.

Vincenz hatte durch ein Bild, welches eben so gut in der Komposition als charaktervoll in der Ausführung war, sich einen Namen erworben, der immer mehr sich geltend machte, als seinen Gemälden selbst in der Zeit, wo die Kunst darnieder lag, nie die Käufer fehlten; und weil schon mehrere seiner Bilder in's Ausland gewandert waren und neue Bestellungen gemacht wurden, so blickten auch die einheimischen Kunstliebhaber mit größerer Achtung auf ihn und waren geneigt, ein Bild zu bestellen bei einem Maler, der so viel begehrt wurde.

Und so zog der Wohlstand immer mehr ein in dem kleinen schmucken Häuschen der Vorstadt.

An jenem trüben, warmen Herbstabende stand an den Stamm einer Linde gelehnt, welche das Haus im Sommer beschattete, eine schlanke hohe Frauengestalt und blickte hinein in das friedliche Innere, ließ Herz und Auge weilen bei dem Bilde, welches so treu die Reize einer lieben trauten Heimath zeigte.

Ueber die Wangen der Einsamen, Heimathlosen rollten ein paar große schwere Thränen, aber ihre Lippen flüsterten einen Segensspruch.

Lucrezia war Vincenz mit ihrer Fürsorge stets gefolgt, sie hatte ihn selbst aus jenen fernen Landen her nie aus den Augen verloren, und ihre Hand war es, welche manches Hinderniß aus seinen Wege entfernte, ihn ebnend nach besten Kräften.

Anfangs hatte sie es nie ohne tiefen Schmerz, ja selbst nicht ohne Neid gesehen, wie Gretchen den Platz einnahm, der ihr einst bestimmt war, und die Fragen hatten sie verfolgt Tag und Nacht und ihr Herz zermartert und ihr Hirn fast verbrannt, ob Vincenz sie ganz vergessen, ob die Krankheit nicht nur seine Liebe, sondern selbst die Erinnerung an diese verlöscht habe, — oder, ob er sie, trotz der Versicherung ihrer Unschuld, für schuldig halte und somit die Kraft fand, sie ganz aus seinem Herzen zu reißen.

O dieser Gedanke, wie er sie gequält ohne Unterlaß! Aber je mehr ihre Seele sich läuterte und dem Irdischen abwandte, desto mehr kamen auch jene quälenden Fragen zur Ruhe, desto leichter wurde es ihr, mit dankbarer Liebe auf Gretchen zu blicken und sie seinen guten Engel zu nennen.

Jetzt, da sie sich nun mit eigenen Augen überzeugt, daß er glücklich in den Hafen gelangt war, daß treue und sorgende Liebe ihn umgab, jetzt wollte sie scheiden aus dieser Welt, welche ihr so bittere Wunden geschlagen, in den kühlen, stillen Mauern eines jener Klöster, dessen Schwestern sich durch thatkräftiges, segensreiches Wirken auszeichnen, wollte sie Ruhe suchen, hoffte sie Frieden zu finden.

Lucrezia hatte abgeschlossen mit dem Leben in der Welt, selbst der einzige Wunsch, Vincenz ihre Unschuld darzulegen an dem schweren Verbrechen, dessen eine grausige Verkettung von Umständen sie geziehen, selbst dieser Wunsch erstarb vor der Furcht, durch eine Erinnerung an jene Zeit einen Mißklang, wenn nicht gar Schimmeres in diese glückliche Ehe zu bringen.

Schon einmal hatte sie unheilvoll in sein Leben eingegriffen, nicht zum zweiten Male durfte das wach gerufene Andenken an sie einen dunklen Schatten hinein werfen und Trauer in dieses stille friedenreiche Haus bringen, von dem sie weinend schied, es Gott und seiner Heiligen Schutz empfehlend.

In einem Ursulinerkloster nahm Lucrezia den Schleier, um als Schwester Regina in mancher glaubenslosen, dunklen Seele das Licht des Glaubens anzuzünden, manchem vor Schmerz zuckenden Herzen Trost zu bringen, manches Sterbenslager leicht zu machen.

Wer auch hätte es besser vermocht, Leidende zu trösten, mit ihnen zu weinen, und sie zu lehren, wie man sein auferlegtes Kreuz würdig trägt, als sie, deren Herz sich fast verblutet hatte an Schmerzen, wie sie so schwer und heiß selten auf ein armes Menschenherz gehäuft werden, als sie, die fast erlegen war unter ihren Qualen, bis ihre Seele doch Frieden fand in Gott.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Schluß.)

Madame d'Orbille war durch die Mittheilungen, die Madame Lafarge nach der Rückkehr ihr machte,

gar nicht überrascht; sie freute sich vielmehr sehr, erstens ein wenig wegen der über Männerweisheit davongetragenen Triumphe, dann aber auch, und zwar ganz besonders, daß ihr lieber Jean-Pierre, den sie doppelt liebte, weil er ihr doppelte Schmerzen verursacht, einen so herrlichen Lohn seiner Edelthat erhalten sollte. Die Männer rümpften zwar anfangs die Nasen, sahen aber bald ein, daß nichts zu ändern sey, und da hier, wie man im Sprichwort sagt, der Schaden in den Nutzen ging, so fanden sie sich auch in das Unabänderliche. Nach einigen Tagen theilte Herr d'Orbille seinem ältesten Sohne Theophile den jetzigen Stand der Sache ohne Umschweif mit. Dieser war anfangs zwar etwas betroffen, denn seine Eitelkeit hatte einen, wenn auch kleinen, so desto empfindlicheren Stich erhalten, er faßte sich aber bald, weil er zugestehen mußte, daß Constance weder ihn, noch auch, daß er sie besonders innig geliebt habe, und freute sich am Ende, seinem Bruder durch seinen wenn auch unfreiwilligen Rücktritt ein Opfer bringen zu können. Herr d'Orbille reiste bald zu seinem Sohne. Es war ihm ein Leichtes, dessen Entlassung zu bewirken, und man wird begreiflich finden, daß bei der Rückkehr Jean-Pierre's in den beiden Familien d'Orbille und Lafarge in Clairmont-Ferrand große Freude herrschte. Nach einigen Monaten bezog Jean-Pierre die Bergakademie und wurde nach zwei Jahren der Besitzer der Lafargeschen Bergwerke. Wie viel Schätze er auch in ihnen finden mochte, einen unendlich werthvolleren und kostbareren besaß er in seiner Constance. Glück und Segen wohnten dauernd bei ihnen.

14.

Im Jahre 1836 machte Jemand eine Fußtour durch den „goldenen Grund“ und sah am Eingange eines Dorfes ein großes steinernes Haus, aus dessen Fenstern Kinder und ältere Leute in großer Zahl heraus sahen. Neugierig, was es mit diesem Hause, das sich durch seine Größe und Bauart von den andern Bauernhäusern so sehr unterschied, und von so verschiedenen Menschen bewohnt war, für eine Bewandtniß habe, fragte er einen alten Mann, der auf dem nahen Zimmerplatze saß, sich sonnte, sein Pfeifchen rauchte und seine Enkel bewachte. Der Alte schien auf seine Bitte mit besonderem Wohlgefallen einzugehen und theilte dem Reisenden, während dieser neben ihm saß und ihm von Zeit zu Zeit aus seinem Reiseflaschchen Eins zutrank, etwa Folgendes mit: „Das Haus, das Ihr da vor Euch seht, ist noch nicht alt; es wurde, es können jetzt zehn bis zwölf Jahre her seyn — gebaut. Da, wo es steht, war ein ekelhafter, ungesunder Sumpf. Den Mann aber, der es gebaut — Gott habe ihn selig! — hießen wir gewöhnlich den „barmherzigen Samariter“ und das Haus nennen wir „Haus der Barmherzigkeit“. Nicht wahr, das sind kuriose Namen? Aber hört mich nur zu Ende! Im Russenkriege — ich glaube, es war im dreizehnten Jahr, nach der Schlacht bei Leipzig — kam ein Mann aus unserm Dorfe von Frankfurt her, wohin er mit Selterser Wasser handelte, in der späten Nacht zurück und fand, fünf bis sechs Stunden Weges von hier, im Walde im Straßengraben einen verwundeten und verhungernden Franzosen. Er erbarmte sich seiner, nahm ihn mit und rettete ihm so das Leben. Es war ein gar junges, schönes Bürschchen, dieser Franzose. Ich hatte noch keinen schöneren gesehen und doch habe ich alle die Franzosenkriege mit durchgemacht. Kaum glaubte der Fuhrmann, der damals noch ein unbemittelter Mann war, der Franzos könne wieder fort, da wurde derselbe aber erst noch sehr krank: er bekam die russische Krankheit (Typhus) und lag acht oder zehn Wochen auf den Tod. Aber der Mann, der ihn vor'm Hungertode und vor dem Erfrieren im Walde gerettet, pflegte ihn mit seiner Frau, als wenn er ihr Kind wäre. Vielen Leuten wollte das gar nicht in den Sinn und man hörte oft sagen: „Der Narr ist doch ein rechter Einfalz, sich in solche Kosten, „Bredullien“ und „Labereuthe“ zu rennen. Er hätte den Franzosen den nachrückenden Preußen oder Russen übergeben sollen; die hätten ihn als Kriegsgefangenen übergeben können oder, was sie sonst mit ihm machen wollten.“ Allein der Mann hörte auf solche Reden entweder gar nicht oder er gab zur Antwort: „Ich und meine Frau und meine Kinder hängen nun einmal so an dem feinen und höflichen Bürschchen, daß wir Alles gern für ihn thun, und es kommt mir wahrhaftig vor, als wenn mir ihm Glück und Segen in mein Haus gekommen sey.“ Und wirklich dem Manne glückte von der Zeit an Alles. Wie das Bürschchen endlich gesund war, schrieb's nach Hause und bald bekam der Sauerwasserhändler von einem Kaufmann in Frankfurt eine große Summe Geldes für den Soldaten. Die Summe war, wie man hörte, größer, als zur Deckung der Kosten nothwendig war. Endlich, so im Mai 1814, reiste der Soldat ab; er fuhr mit dem Postwagen nach Frankfurt und von da — so glaube ich — über Wien durch die Türkei nach Paris. Es dauerte nicht lange, so konnte der Fuhrmann auf jeder Güterversteigerung, die damals sehr häufig waren und bei welchen die Ruthe des besten Landes oft für ein paar Kreuzer verkauft wurde, ein Item nach dem andern kaufen und gleich baar bezahlen. Man munkelte so etwas, als wenn

er Geld aus Frankreich bekäme, aber Gewisses konnte man nicht herausbringen. Endlich hatte ein Mann von hier, der Krämer ist und seine Waare in der Frankfurter Messe direkt von Amsterdam bekommt, durch andere Kaufleute erfahren, daß der N. alle Jahre zweimal, auf der Oster- und Herbstmesse nämlich, aus Frankreich aus der Stadt Madrid, so glaub' ich, heißt sie, ein Wechselbriefchen, oder wie man das Ding nennt, geschickt bekäme. So ein Wechselbriefchen soll so gut seyn, wie Geld, wenigstens habe ich gehört, man bekäme sie in Frankfurt all' gewechselt. Als seine Tochter zur ersten heiligen Kommunion ging, bekam sie aus eben derselben Stadt Madrid die schönsten Kleider und Sachen von der Welt geschickt, ebenso bekam er für seine Buben alle nur möglichen Kleider und Schuhsachen. So ging das fort, bis in die vier-, fünfundzwanzigster Jahre, wo man zwei Pfund Kuhfleisch für sieben Kreuzer, zwei Pfund Kalbfleisch für fünf Kreuzer, einen Laib Brod von vier Pfund zu fünf oder sechs Kreuzer kaufte, ein Pfund Börschußmehl für dritthalb Kreuzer bekam. Damals gutt das Land gar nichts. Das waren für den Bauern schlimme Zeiten. Niemand konnte kaufen, weil er, wenn die Ziele kamen, nicht bezahlen konnte; nur der Sauerwasserhändler kaufte ein Stückchen Gut nach dem andern und war in einigen Jahren ein steinreicher Bauer. Seine Kinder sind alle gut gerathen und reiche Leut. Gottes Segen ist mit allen. Endlich faßte der Mann, wie er für die Seinigen ordentlich gesorgt hatte, den Entschluß, das Haus da zu bauen und es zu Wohnungen an arme Leute zu überlassen. Ein Pacht wird nicht bezahlt. Der Herr Pfarrer, der Herr Schullehrer und der Herr Schultheis haben zu bestimmen, wer werth ist, darin aufgenommen zu werden. Eine unbescholtene Familie wohnt immer als Hüterin des Ganzen unentgeltlich darin und ein Kapital ist bestimmt, daß von dessen Zinsen die nöthigen Reparaturen gemacht werden können u. s. f. O, ich könnte Euch gar viel von dem Manne und seiner Wohlthätigkeit, Freundlichkeit und Bescheidenheit erzählen; allein das würde Euch zu lang dauern. Ich will Euch nur noch sagen, daß auch zwei Zimmer in dem Hause sind für arme Reisende, die kein Obdach finden können, weil sie kein Geld haben oder krank sind. Wie das Haus eingeweiht wurde, hat der Herr Pastor eine Predigt gehalten und gesagt, das Haus stehe am Wege als ein lebendiger Beweis, daß die Ausübung der Werke der Barmherzigkeit gegen jeden Menschen, von welchem Stande, Vaterlande, von welcher Religion er auch seyn möge, Gott wohlgefällig sey, und wenn der Erbauer wegen seiner Barmherzigkeit gegen den feindlichen Soldaten den Ehrennamen „Barmherziger Samariter" verdiene, so solle man das von ihm zu dem angegebenen Zwecke erbaute Haus „Haus der Barmherzigkeit" nennen. Auch sehe man deutlich, daß das Gute, wenn auch nicht immer, so doch oft schon in dieser Welt Belohnung finde ꝛc." — So der Alte. Der Reisende ging mit heiliger Ehrfurcht und Scheu vorüber und fand den alten Satz bestätigt, daß unter dem groben Kittel oft ein fein- und zartfühlendes Herz schlägt.

Welchen Ausgang es nahm, daß der Bauer, der heuer noch in seinem Heimathdorf hochbetagt lebt, den Soldaten am Wege aufhob, und welchen Erfolg sein Thun haben werde, konnte er nicht einmal ahnen, geschweige denn wissen. Er that das Gute des Guten selbst wegen, und wer das thut, wird belohnt, entweder hier oder jenseits. Gehet hin und thuet deßgleichen, auch wenn Ihr keinen materiellen Lohn in nächster Nähe winken seht!

Mannigfaltiges.

(Bankerotte in Nordamerika.) Zuverlässigen Berechnungen zufolge betrug die Zahl der während des Jahres 1859 in den Vereinigten Staaten stattgehabten Geschäftsbankerotte 3,913 mit einer Gesammtschuldenlast von 65,294,500 Dollars. Dabei muß berücksichtigt werden, daß in diesen Zahlen nur die Falissements größerer Geschäftsfirmen eingeschlossen sind. Rechnet man die kleineren Geschäfte, welche während des Jahres 1859 zusammenbrachen, dazu, so kann man den Gesammtbetrag der Bankerottschulden auf volle 80 Millionen Dollars veranschlagen.

(Eine Schlange in einem Schwein.) In einem Meierhof nächst Ebenthal machte sich aus der Heerde von Schweinen eine Sau bemerkbar, welche zuweilen einen Schmerzensschrei ausstieß und dann die possirlichsten Sprünge machte. Die Dienstleute lachten gewöhnlich zu den „Narrentheien" der Sau, wie sie es nannten; der Schaffner aber ließ das Thier schlachten und da entdeckte man beim Ausweiden eine junge Schlange im Innern, welche die Gedärme durchwühlte und dem Schweine dadurch die heftigsten Schmerzen verursachen mochte. Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß das Thier die Schlangenbrut beim Einnehmen von Wasser in irgend einem Sumpfe in sich geschlürft haben mag.

Auflösung der Charade in № 155:
Trauerspiel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.